SUCHARD's
REINE SCHWEIZER ALPENMILCH
Wunderbar feines, über das gewöhnliche Mass hinausgehendes Aroma
ZART UND STARKEND

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Public Library

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1900.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Digitized by Google

P-Gr 147.1

9/13/31

Sewer fund

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXV

(Juli bis September 1900).

Seite

Poultney Bigelow: Das kämpfende Tier der Apokalypse 1

Hartl-Mitius: In Schönheit sterben 19

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. IV. V. . . . 32. 241

Professor **Passow**, Heidelberg: Die Sprache der Taubstummen. Alte und neue Bahnen des Taubstummenunterrichts 45

Eugen Guglia: Gentz und die Frauen. Mit Benutzung einiger ungedruckter Briefe 60

Dr. B. Weinstein: Energie und Trägheit in der Natur 76

Ilka Horovitz-Barnay: Im Atelier Heinrich v. Angelis 83

Camille Mauclair (Paris): Der Tanz in den Jahrhunderten und die Philosophie des Balletts 89

M. v. Brandt: Die Diplomatie der Großmächte und die Wirren in China 102

Th. Mommsen: Der Goethe-Bund und seine Zukunft 129

Ilse Frapan: Die sich nie verstehen. Skizze. I. II. 132. 256

Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin: Wissenschaftliche Luftfahrten . . . 143

Graf v. Hoensbroech: Papsttum und Hexenwahn 154

Max Lautner: Fortsetzung und Erläuterungen zu „Wer ist Rembrandt?“ 167

F. R. Helmert, o. Professor an der Universität zu Berlin: Die neuere Erdmessung 180

Prof. Dr. Adolf Kamphausen: Ueber die Angriffe auf das Alte Testament I. II. 189. 287

Professor Dr. G. Bizzozero, Turin: Die Hygiene als Obliegenheit des Staates 200

Digitized by Google

Seite

M. v. Brandt: Was man aus der Geschichte lernen könnte 224
Wilhelm Schuppe in Greifswald: Le secret de tout le monde . . . 228
Prof. Dr. Urbantschitsch in Wien: Ueber die Bedeutung methodischer Hörübungen für Schwerhörige 266
Bernhard Münz: Gespräche mit Herrn v. Stremayr 279
Karl Blind: Eine Verteidigung unsrer Sage von Wieland dem Schmied 308
Vize-Admiral a. D. Werner: Der chinesische Krieg 317
J. Langen in Bonn: Die vormaligen und die gegenwärtigen Jesuiten 326
Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Herman Schiller: Einige Gedanken über die Volkserziehung des 20. Jahrhunderts 330

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.
Rudolf Krauß: Ein ungedruckter Brief Schubarts an seine Gattin 114
Medizin.
Dr. Otto Neustätter, München: Frauen am Operationstisch . 117
Reiseschilderungen.
Fr. Guntram Schultheiß: Sinan Tekija und Maria-Stern. Eine Reiseerinnerung aus Bosnien 233
Verkehrswesen.
Rogalla v. Bieberstein: Ein Rhein-Emskanal als deutsche Rheinmündung 341

Kleine Revuen.

Naturwissenschaftliche Revue 106
Litterarische Berichte 124. 238. 344
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 126. 239. 347

Digitized by Google

Fünfundzwanzigster Jahrgang — Juli 1900 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 14 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Eine Monatschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Poultney Bigelow: Das kämpfende Tier der Apokalypse	1
Hartl-Mitius: In Schönheit sterben.	19
Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. IV.	32
Professor **Passow**, Heidelberg: Die Sprache der Taubstummen. Alte und neue Bahnen des Taubstummenunterrichts	45
Eugen Guglia: Gentz und die Frauen. Mit Benutzung einiger ungedruckter Briefe	60
Dr. B. Weinstein: Energie und Trägheit in der Natur	76
Ilka Horovitz-Barnay: Im Atelier Heinrich v. Angelis	83
Camille Mauclair (Paris): Der Tanz in den Jahrhunderten und die Philosophie des Balletts	89
M. v. Brandt: Die Diplomatie der Großmächte und die Wirren in China	102
Naturwissenschaftliche Revue	106
Berichte aus allen Wissenschaften	114
Litteraturgeschichte: **Rudolf Krauß**: Ein ungedruckter Brief Schubarts an seine Gattin.	
Medizin: **Dr. Otto Neustätter**: Frauen am Operationstisch.	
Litterarische Berichte	124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	126

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1900

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Jos. Roth'sche Verlagshandlung — Stuttgart u. Wien.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helfert, Frhr. von, Zur Lösung der Kastatter Gesandtenmordfrage. Gesammelte Aufsätze. 8°. 11 Bogen. M. 4.—

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt Lauterberg (Harz)

für Nerven-, Frauen-, chronische innere Krankheiten. Entziehungskuren. Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover

Soeben erschien:

Bilder aus Süd-Afrika

Von

James Bryce

Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Ausgabe

Mit einem Vorwort von **Theodor Barth**

Mit einer Karte von Südafrika

In englischem Leinwandband Preis 6 Mark

Theodor Barth, der auch durch ein Geleitwort die Einführung von James Bryce beim deutschen Publikum übernommen hat, sagte in einer Besprechung in der „Nation": Ich habe bisher noch kein Buch über Südafrika entdeckt, das mich anschaulicher und, wie ich glaube, zuverlässiger über südafrikanische Verhältnisse unterrichtet hätte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gerne zur Ansicht ins Haus.

Bibliothek kritischer Bibliographien

herausgegeben

unter Mitwirkung der bedeutendsten Fachmänner

von der Gesellschaft für historische Studien.

(Société des Etudes historiques.)

Uebersicht der wichtigsten und notwendigsten Nachschlagebücher und Schriften aus dem Gebiete der **Geschichte, Kunst, Litteratur, Sociologie.**

Verlag: **A. Fontemoing**, 4, rue Le Goff, **Paris.**

Bekanntlich nimmt die Bibliographie für Arbeiten moderner Schriftsteller täglich eine grössere Bedeutung an. Um nun zur dringend notwendigen Lösung der bibliographischen Frage beizutragen, hat die Gesellschaft für historische Studien in Paris diese neue Publikation ins Leben gerufen, welche sofort nach ihrem Erscheinen in ganz Europa auf das freudigste begrüsst worden ist.

Jedes Heft bildet ein abgeschlossenes und vollständiges Ganzes und weist mit kurzen kritischen Bemerkungen alle wichtigen Arbeiten, welche ein Schriftsteller für den betreffenden Gegenstand einsehen muss, nach.

Diese Publikation ist ganz **international**, ihre Herausgeber können sich aller in der wissenschaftlichen Welt gebräuchlichen Sprachen bedienen, und schon jetzt haben deutsche und englische Schriftsteller Beiträge zugesagt, welche in ihrer Muttersprache erscheinen werden.

Bisher sind erschienen:

Frantz FUNCK-BRENTANO, **Einleitung zu den kritischen Bibliographien.**
Frantz FUNCK-BRENTANO, **Die Einnahme der Bastille (14. Juli 1789).**
Germain MARTIN, **Die Industrie Frankreichs vor dem Jahre 1789.**
Ch. URBAIN, **Bossuet.**
Henry de CURZON, **Franz Schubert.**
Pierre LEHAUTCOURT, **Der Krieg von 1870.**
Henry GUY, **Adam de la Halle.**
A. MOREL-FATIO und Leo ROUANET, **Das spanische Theater.**

Demnächst werden erscheinen:

P. DECHARME, vom französischen Kolonialministerium, **Die deutsche Kolonisation.**
Campbell DODGSON, Custos der Kupferstich-Abteilung des British Museum, **Lucas Cranach.**
H. GIBBS, vom Unterrichtsministerium in London, Das öffentliche Unterrichtswesen Englands, — Amerikas.
Eugène ASSE, **J.-J. Rousseau.**

Nahezu 200 weitere Bibliographien befinden sich in Vorbereitung.

Jede Bibliographie besteht aus 1—2 Bogen zu 16 Seiten. Der Preis beträgt 1 Fr. (80 Pf.) für den Bogen. Für **Abonnenten** auf die ganze Sammlung **ermässigt sich der Preis um 50%** und kann für die innerhalb eines Jahres erschienenen Bibliographien niemals den Betrag von 20 Fr. (16 M.) übersteigen.

Eben erschienen! **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.** **Eben erschienen!**

Schutzengelchen.

Ein kölnischer Roman aus dem Jahre 1812

von **Ernst Muellenbach.**

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Mit Vorliebe entnimmt der Verfasser seine Stoffe der rheinischen Heimat, und stets weiß er die Leser zu fesseln. Dem vorliegenden Werke dient die Kontinentalsperre zum Hintergrund, jene Gewaltmaßregel, mit welcher Napoleon I. in seinem grimmigen Haß gegen England dem britischen Handel den Zugang zum europäischen Festlande zu wehren suchte.

Menschen.

Neue Erzählungen von **Ernst Zahn.**

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die genaue Kenntnis, die der Verfasser sich seit seiner frühesten Jugend vom Hochgebirge und seinen Bewohnern, von ihren Sitten und Anschauungen erworben hat, bringt er zu kräftigem Ausdruck. In allen Erzählungen führt uns der Dichter keine unwahren Gestalten von falscher Sentimentalität und gekünstelter Empfindung, sondern echte Menschen von Fleisch und Blut vor.

Der lange Erzengel. Roman von **A. von Klinckowström.**

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Eine reizvolle Künstlergeschichte, deren Schauplatz teils München, teils das bayrische Hochgebirge ist. Der interessante Vorwurf ist mit Geschick und Kraft durchgeführt, die Handlung fesselnd, die Zeichnung der Charaktere vortrefflich. Die ernste Grundstimmung des Buches wird aufgehellt durch lebhaft bewegte Scenen aus dem Münchner Künstlerleben, in denen ein frischer Humor zum Ausdruck gelangt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 14 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Das kämpfende Tier der Apokalypse.

Von

Poultney Bigelow.

Der schwerste Kampf in diesen erleuchteten Zeiten der Philanthropie und der internationalen Kongresse hätte nach dem prophetischen Programm zwischen ausgesprochen militärischen Reichen stattfinden müssen. Immerfort haben seit der Beendigung des französisch-deutschen Kriegs die Kartonisten der parlamentarischen Welt sich darin gefallen, die Lauge ihres Spottes über das alte, zur Friedenszeit unter der Kriegslast schmachtende kontinentale Europa zu ergießen. Die freien Völker der Erde haben in der unausgesetzten Erwartung einer schrecklichen Explosion gelebt, bei der nur England und Amerika als die weisen Parteien erscheinen würden, die sich der Pflege der Gesittung hingegeben, während die andern lediglich die Kunst der Selbstzerstörung studiert hätten.

Der Rauch des spanisch-amerikanischen Krieges hat sich kaum verzogen, als ein andrer, weit verderblicherer, die Aufmerksamkeit des erstaunten Europas auf sich lenkt — da diesmal das Land Cobdens gegen eine sich selbst regierende Nation von Farmern in Südafrika kämpft. Die Buren kämpfen gegen eine angebliche Tyrannei, die Engländer haben die Waffen ergriffen, um die Buren noch liberaler zu machen. Beide sind überzeugt davon, daß der andre im Unrecht ist, und die Friedensengel stimmen einstweilen Klagelieder an.

Doch das soll kein politischer Artikel werden.

Der Yankeesoldat ist, so wie ich ihn im kubanischen Krieg und auf den Philippinen kennen gelernt habe, der beste, der mir in der von mir in so weitem Umfange durchmessenen kriegerischen Sphäre begegnet ist. Das klingt etwas prahlerisch und bedarf selbstverständlich einer Erklärung. Es giebt verschiedene Arten von Soldaten, wie es verschiedene Arten von Buren giebt. Der größte unsrer Kriegskorrespondenten, Sir William Howard Russell, hat uns eine Schilderung der Panik von Bull-Run hinterlassen, jener wilden Flucht der Soldaten der Vereinigten Staaten. So hat auch auf Kuba ein New Yorker Regi-

Digitized by Google

ment gezögert, als ihm der Befehl gegeben wurde, gegen die spanische Position von San Juan vorzugehen. In Manila erlebte ich es, daß ein andres Regiment der Vereinigten Staaten nicht Folge leistete, als zum Angriff auf die Stadt geblasen wurde. Die Amerikaner wurden peinlich von Russells den Thatsachen entsprechenden Berichten über Bull-Run berührt — allein wir hatten unrecht, und Russell hatte recht. Diejenigen Leute, die davonliefen, hatten nicht in die Front gehört, es waren ungeübte Truppen, die von gleichfalls zum Kampf nicht geeigneten Offizieren befehligt wurden; und die Lehre, die diesen Thatsachen zu entnehmen ist, besteht darin, daß „Freiwillige", wie patriotisch, wie angriffslustig und tapfer sie auch unter Verhältnissen sein mögen, denen sie gewachsen sind, im Falle einer Panik nicht Stich halten, wenn sie nicht zu soldatischen Gewohnheiten herangedrillt und vor allem, wenn sie nicht so weit gebracht sind, daß sie Vertrauen in ihre Offiziere setzen.

Als der spanische Krieg ausbrach, hatten die Vereinigten Staaten nur 25000 Reguläre aufgeboten bei einer „Freiwilligen"-Armee von 250000 Mann. Die „Freiwilligen" waren sämtlich Stimmberechtigte und ihre Offiziere großenteils Politiker, während in der regulären Armee sowohl Offiziere wie Mannschaften vom politischen Parteigetriebe nicht beeinflußt wurden. Infolgedessen erklang in den Blättern ein allgemeines Loblied auf die Heldenthaten der „Freiwilligen"-Organisationen, während bei dem durchschnittlichen amerikanischen Bürger kaum etwas von dem Dasein der Regulären in Betracht kam. Wenn ein „Freiwilliger" irgend etwas vollbrachte, ging sein Bild durch die Presse, und er wurde geradeso behandelt wie die großen Heerführer. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß dem einen Regiment der „Rough Riders" in der Presse mehr Raum gewidmet wurde als der gesamten regulären Armee, sowohl während des Kriegs wie auch späterhin. Die Offiziere und Mannschaften jenes Regiments waren gute Leute, und Oberst Roosevelt, von dem die Idee zur Bildung des Regiments ausgegangen war, ist persönlich so tapfer, wie nur jemand es sein kann. Zugegeben, sie seien persönlich alle Helden gewesen, so rangierten sie doch als Regiment unter jedem zum Dienst herangezogenen gewöhnlichen Kavallerieregiment, und das aus dem einfachen Grunde, weil ein Kavallerieregiment, das im Felde etwas leisten soll, gründlich im Kavalleriedienst einexerziert sein muß und nicht binnen wenigen Tagen improvisiert werden kann. Kein Amerikaner hat das geringste gegen die Ehren einzuwenden, die Oberst Roosevelt eingeheimst hat — er verdient das Beste, und ich persönlich bin gern gewillt, ihm bei der nächsten Präsidentenwahl für die Vereinigten Staaten meine Stimme zu geben. Es darf aber nicht vergessen werden, daß ein derartiges Regiment in der öffentlichen Meinung die Thaten der „Regulären" zu verdunkeln vermochte, welche die ganze Last des Kriegs zu tragen hatten und die einzigen Truppen waren, auf die das Land sich nach jeder Richtung hin verlassen konnte.

Die Zeitungsherausgeber und das Publikum, das sie leiten, neigen sich gern dem Gedanken zu, daß, weil jemand ein guter Boxer oder Fußballspieler

Digitized by Google

ist, er darum auch ohne weiteres ein guter Soldat ist. Der Krieg räumt bald mit derartigen Theorien auf.

Bei Tampa hatte ich zuerst Gelegenheit, Reguläre der Vereinigten Staaten im Felde zu sehen, und mein Erstaunen war ebenso groß wie das der meisten Amerikaner. Das Regiment, dessen Gast ich war, erhob nicht den Anspruch auf außergewöhnliche Eigenschaften, abgesehen natürlich von der Meinung, die jedes Regiment hegt, daß sein Oberst der beste und es daher um seinen Zustand so gut wie möglich bestellt ist. Tampa weist zu allen Zeiten tropische Verhältnisse auf, aber im Juni ist es geradezu ein gottverlassener Ort, den ich nur mit der Delagoa-Bai, mit Kiautschou und andern Plätzen vergleichen kann, zu denen verzweifelte Leute ihre Zuflucht nehmen, wenn sie ihres Lebens überdrüssig sind. Die Regimenter waren stationiert ohne besondere Rücksicht auf Brigaden oder die Gelegenheit zu guter Verpflegung. Es war nicht genug Wasser vorhanden, und die Leute konnten nicht baden. Die Offiziere mußten sich nach der Stadt begeben, wenn sie baden wollten, und jedesmal fünfundzwanzig Cents dafür bezahlen. Die Vereinigten Staaten hatten zwei Cents für die Gallone Wasser zu zahlen, wie es gebraucht wurde. Es war die Meinung verbreitet, gewisse Beamte hätten einen prozentualen Anteil an der in Tampa erforderlichen Anzahl von Gallonen gehabt — ich hoffe, das ist nicht der Fall gewesen. Die Hitze war so intensiv, daß ich, der ich mit Westindien und dem Roten Meere vertraut war, jede Bewegung als ermüdend empfand. Es gab keinen Schatten, ausgenommen unter der Zeltleinwand; der Boden war bis zu beträchtlicher Tiefe feiner, staubartiger Sand, ganz und gar von rußiger Holzkohlenasche von den dort verbrannten Tannenbäumen durchsetzt. Die Leute konnten es tagsüber nur aushalten, wenn sie keuchend wie Hunde in heißen Ställen dalagen. Uebungen waren nur in ganz beschränktem Umfange möglich — das äußerste, was ich sah, war Compagnieexerzieren am frühen Morgen. Die Leute kamen nach etwa einer Stunde mit vollständig durchschwitzter Wollkleidung zurück. In diesem Zustand mußten sie den ganzen übrigen Tag verbringen, unter den heißen Zelten liegend und zum Himmel um einen feindlichen Ueberfall oder irgend etwas flehend, was sie von Tampa hätte fortbringen können. Die Regierung versah nicht ein einziges Regiment mit einer für die Jahreszeit geeigneten Kleidung; jedes Regiment lebte in Tampa so, als ob es an der kanadischen Grenze stationiert gewesen wäre, und während jedermann in der Stadt baumwollene Kleidung und einen Sombrero trug, erstickten die Leute, die den Feind abwehren sollten, in Wolle. Es gehört einer vor ein Kriegsgericht wegen dieser an unsern Leuten begangenen Grausamkeit.

Selbstverständlich wurde die Uniformbluse gar nicht getragen, nicht einmal beim Beziehen der Wache oder wenn bei Sonnenuntergang die Kapelle vor dem Zelte des Obersten spielte.

Diese Einzelheiten führe ich zum Troste für Tommy Atkins an, wenn er sich der Ansicht zuneigt, daß er der einzige Soldat sei, für dessen Bequemlichkeit nicht gesorgt sei.

In Tampa war nichts davon zu gewahren, daß die Armee der Vereinigten Staaten irgend etwas wie eine Stabsorganisation besitze — wenn der Stab derjenige Teil der Armee ist, der für Transport, Ernährung, Kleidung, sowie überhaupt alles das zu sorgen hat, was nicht den unmittelbaren Kampf mit dem Feinde angeht. Wohl gab es Hunderte von stattlich aussehenden Leuten in neuen Uniformen, die sich „Stabsoffiziere" nannten und ihren Sold hauptsächlich für politische Dienste bezogen, die sie entweder schon geleistet hatten oder noch leisten sollten; aber diese Herren drängten sich in Scharen vor der Bar des Hotels, während es den „Regulären" unter der Zeltleinwand an dem Nötigsten gebrach, was für das Leben des Soldaten erforderlich ist. Wenn ein Wassereimer erforderlich war, oder ein Zeltpfahl, oder eine Schachtel Chinin, oder irgend etwas, was es auch sei, mußte das Ansuchen darum durch so viele hilflose Hände gehen, daß man es bald als zwecklos aufgab, und Offiziere und Mannschaften zahlten das, was sie gebrauchten, aus ihrer Tasche oder behalfen sich ohne dasselbe. Die Leute hatten ihre Rationen Schweinefleisch und Bohnen; wenn sie etwas Kühlendes wollten, das nicht auf Uncle Sams Küchenzettel stand, mußten sie es für eigne Rechnung kaufen. In einem Lande, das überreich an Forsten, Seen und Wildbret ist, litten die Leute an Wassermangel, wurden ihnen nicht einmal rohe Bretter für den Fußboden ihrer Zelte geliefert und hatten sie nichts andres zu essen als die Winterrationen eines äußersten Grenzpostens.

Wurde dies alles durch den Krieg verschuldet? Durchaus nicht. Denn während dieser Tage sandten patriotische „Damenkomitees" den Truppen ganze Wagenladungen guter Dinge zu — einmal war eine vierzig Meilen lange Eisenbahnstrecke gesperrt wegen der Anhäufung von Sendungen an die Armee. Eis, das für die Lazarette bestimmt war, sickerte aus den Güterwagen, in denen es verpackt war, während der „Stab" sich müßig im Hauptquartier herumtrieb und hundertneunundfünfzig Zeitungskorrespondenten den Willkommtrunk kredenzte.

Während dieser schweren Tage habe ich von keinem Bruch der Disciplin unter den Regulären gehört. Sie thaten, was ihnen geheißen war, und verloren kein Wort. Sie lasen täglich in den Zeitungen davon, daß politische Persönlichkeiten in hohe militärische Stellungen eingesetzt wurden, daß Zöglinge von West Point zurückberufen wurden, um Zivilisten das Feld zu räumen — sie waren an Disciplin gewöhnt, selbst bis zu diesem Grade. Es war etwas Betrübendes in diesem Kriege, daß die Uebel, unter denen unsre Armee litt, nicht durch die spanischen Kugeln, ja nicht einmal durch die gewöhnlichen Folgen des Feldlebens verschuldet wurden. Als der Krieg mit Spanien ausbrach, behandelte der Kriegssekretär und andre, die gleich ihm für die Angelegenheiten der Armee zu sorgen hatten, die Situation sofort vom politischen Standpunkt. Sie sagten sich: „Hier ist eine Gelegenheit, Stimmen zu gewinnen — 250 000 Freiwillige sind etwa gleichbedeutend mit 25 000 Stellen, die unter die Anhänger unsrer Partei verteilt werden können — dann giebt es eine ganze Anzahl von Lieferanten,

die bei der Sache Geld verdienen und uns indirekt unterstützen wollen." Infolgedessen wurde die „reguläre" Armee ebenso wie die „Freiwilligen" unter das Belieben von inkompetenten Politikern gestellt, die manchmal brave Leute, manchmal aber auch Schurken und in keinem Falle so, wie es hätte sein müssen, befähigt waren, für die Bedürfnisse einer Armee im Felde zu sorgen. Der Streich wurde in skandalöser Weise ausgeführt, die Armee, die strotzend von Gesundheit und in der frohen Zuversicht auf einen ehrenvollen Kampf ausgezogen war, kehrte zurück wie eine Bande herabgekommener Landstreicher.

Als die preußische Armee bei Jena vor Napoleon im Jahre 1806 davonlief, war das nicht ein erhebender Moment für die militärische Aristokratie des Landes — allein es wurde später ein Kriegsgericht gehalten und fast jeder hervorragende General für schuldig erkannt. Nach dem spanischen Kriege wurde kein Kriegsgericht gehalten, im Gegenteil, der Präsident ernannte einen politischen Untersuchungsausschuß, und dieser Ausschuß erkannte, sich sorgsam eine bei der Sache beteiligte Zeugenschaft auslesend, mit überraschender Promptheit, daß der spanisch-amerikanische Krieg eher ein günstiges als ein gegenteiliges Licht auf die Regierung fallen lasse.

Während jener traurigen Tage in Tampa hatte ich vollauf Gelegenheit, den Yankeesoldaten zu studieren. Wenn er die Wache bezog, litt er im Vergleich zu Tommy Atkins, was die Uniform anlangte, doch er war ein kräftigerer Mann, reifer an Jahren und im Durchschnitt ein besserer Feldsoldat. Natürlich habe ich, wenn ich vom britischen Soldaten rede, den Durchschnitt im Auge und nicht nur die Renommierregimenter.

Das Verhältnis der Offiziere zu den Mannschaften ist in der regulären Armee der Vereinigten Staaten ein vortreffliches, geradeso wie in der britischen, und zu gutem Teil auch aus ähnlichen Gründen. Der amerikanische Soldat muß bei kargem Lebensunterhalt ziemlich viel Dienst außer Landes auf indianischem Gebiet thun, wo das Leben sehr beschwerlich ist und jedermann für Nahrung und Wasser selbst zu sorgen hat. Auf derartigen Expeditionen hat der Offizier reichlich Gelegenheit, zu zeigen, was in ihm steckt, und es entspinnt sich auf denselben zwischen Offizier und Mannschaft das Gefühl gegenseitigen Vertrauens, das aus den gemeinsam miteinander glücklich überstandenen Gefahren hervorgeht. Auch Tommy Atkins hat viel derartiges durchzumachen, doch meist in Indien.

Bevor ich noch vierundzwanzig Stunden in Tampa war, sollte ich Gelegenheit erhalten, eine Art Streifzug oder Flibustierexpedition mitzumachen, die den Zweck hatte, gegen fünfzig Maultiere an der kubanischen Küste zu landen, zugleich mit einer Anzahl aufständischer Generalmajore und einem Vorrat an Munition. An diesem interessanten Ausfluge, bei dem wir dreimal ins Feuer gerieten, nahmen zwei Compagnien eines „regulären" Infanterieregiments teil, das früher in San Francisco stationiert gewesen war. Da wir uns länger als acht Tage an Bord in nächster Nähe bewegten, bekamen wir natürlich viel voneinander zu sehen. Es waren keine auserlesenen Leute, doch waren wenige unter

sechs Fuß unter ihnen, und ihr Durchschnittsalter betrug gegen dreißig Jahre. Der Befehlshaber der beiden Compagnien erzählte mir, jeder Mann in dem Regimente sei ein Kapitulant — er habe schon eine Reihe von Dienstjahren entweder in demselben oder einem andern Regiment hinter sich. Ein Mann, mit dem ich plauderte, war schon achtzehn Jahre lang in der Armee und konnte sich gar nicht denken, daß er anderswo glücklich sein könne. Für diese Leute waren keine Bettgestelle oder Hängematten vorgesehen worden, sie breiteten ihr Stück Zeltleinwand aus, wo immer sie auf dem offenen Deck Platz fanden. Die Offiziere nahmen die Hinterkabine ein. Es regnete häufig, und wenn das eintrat, gab es für die Leute keinen Schlaf. Trotzdem klagten sie nicht — es war Krieg, und das war ihnen recht. Während des ganzen Unternehmens habe ich nichts von einem Falle von Trunkenheit oder von irgend einer Ausschreitung gegen die Dienstordnung gehört. Dieses Regiment hatte auf dem Wege von San Francisco bis Tampa zwölf Tage auf der Eisenbahn zugebracht, und es war für keine Schlafgelegenheit gesorgt gewesen. Und doch war während dieser harten Tage kein Vergehen gegen die Disciplin vorgekommen. Die Offiziere sagten mir denn auch, bei Leuten dieser Art beschränke sich die Disciplin auf die rein militärischen Erfordernisse, die Leute seien alle gediente Soldaten, die ihr Geschäft verständen, Vertrauen zu ihren Offizieren hätten und in dem Kriegsdienst den ihnen zusagenden Lebensberuf erblickten.

Das konnte ich bald selbst gewahren.

Ein Landungstrupp wurde nach der Küste gesandt, an eine Stelle, die etwa zwei Meilen von einer Stadt lag, in der, wie man uns sagte, gewöhnlich zweitausend Spanier in Garnison lagen. Mit einem Gleichmut, der einen geradezu hätte erschrecken können, wurde der zum Transport dienende alte, wurmstichige, hölzerne Raddampfer „Gussy" unmittelbar vor der Brandungslinie verankert und dann etwa fünfzig Mann an Land befördert, was sehr langsam von statten ging, da zu diesem Zwecke nur zwei Boote zur Verfügung standen. Fast jedes Boot schlug in der heftigen, die Küste schlagenden Brandung um, aber trotzdem gelang es den Leuten schließlich, sich nach dem Ufer durchzuarbeiten. Der Befehlshaber dieser Expedition hatte es nicht für nötig erachtet, für die Mittel zum Ein- und Ausschiffen zu sorgen, wie er es auch nicht für der Mühe wert gehalten hatte, Vorkehr gegen einen etwa drohenden Hinterhalt zu treffen. Jedenfalls waren die fünfzig Mann kaum an Land gelangt und in den dichten Urwald eingedrungen, als eine Infanteriesalve loskrachte, die sich anhörte, als ob die ganze spanische Garnison zu unserm Empfang herbeigeströmt sei. Es war das genau ein Willkommgruß, wie er dem General Braddock im Jahre 1755 zu teil wurde, als die Hälfte seiner Leute niedergeschossen wurde. Bei dieser Gelegenheit erwies sich jeder Mann seiner Aufgabe gewachsen, kein einziger zögerte, das zu thun, was gethan werden mußte. Die Offiziere waren junge Leute aus West Point, aber sie hatten das Land der Indianer kennen gelernt. Jeder Mann suchte Deckung zu gewinnen und zielte mit Bedacht. Die Folge war, daß der spanische Befehlshaber von seinem Pferde geschossen wurde; die

übrigen setzten dann das Feuern noch eine Zeitlang fort, liefen aber, als sie sahen, daß die Yankees nicht von der Stelle wichen, selbst davon, ohne irgend einen Schaden angerichtet zu haben. Während das Gemetzel im Walde vor sich ging, kam ein Bote von dem Transport nach der Küste und gab Weisung, wohin das Gewehrfeuer zu richten sei, damit es nicht die unrechte Stelle träfe, denn von dem Transporte war außer einem Stückchen der Bucht und der Linie des Waldsaumes noch nichts zu gewahren. Dieses Feuer übte, wenn keine andre, so doch eine moralische Wirkung aus, denn die Spanier kamen jedenfalls zu der Ansicht, daß ihnen eine stärkere Macht gegenüberstehe, als sie vermutet hatten.

Das interessanteste bei diesem Gefecht war für mich der Umstand, daß, während alle wußten, in dem Walde sei eine Macht vorhanden, die nicht abzuschätzen sei, doch jeder so handelte, als ob er sich bei einer Manöverübung befinde. Da wurden keine Freiwilligen vorgerufen und keine theatralischen Worte über die drohenden Gefahren verloren; die Leute gingen in die Boote, während die Kugeln um sie pfiffen, mit der maschinenmäßigen Kaltblütigkeit eines Ingenieurs, der in die Tiefe eines Dampfers hinabsteigt. Offiziere und Mannschaft wußten, daß es keine Viktoriakreuze zu erringen gebe, daß wahrscheinlich die Hälfte von ihnen erschossen und die übrigen zu Gefangenen gemacht werden würden — und doch konnte der unbeteiligte Beobachter nichts gewahren als eine Landung, wie sie jeden Tag vor sich gehen kann, und dazu noch eine recht unbehilfliche.

Kleine Züge dieser Art sind danach angethan, uns Angelsachsen zu erfreuen. Der spanische Krieg hat eine peinlich berührende Korruption an den leitenden Stellen enthüllt, er hat einen brutalen Mangel an Schicklichkeitsgefühl in der Behandlung der Privatpersonen zu Tage gefördert, eine herzlose Vernachlässigung der Verwundeten. Aber er hat uns wenigstens gezeigt, daß der Gemeine in der „regulären" Armee Uncle Sams, von seinem West Point-Offizier geführt, noch ein prächtiges Stück der guten alten Art ist. Der Yankee-„Reguläre" hat den ganzen Mut des geschulten britischen Regulären und dazu noch die Findigkeit des Buren. Er wird nie im stande sein, zu zeigen, was für eine Macht er ist, solange Politiker ihn dem Belieben unfähiger Generale und Quartiermeister unterstellen, aber eines schönen Tages wird der zahme amerikanische Bürger, der sich jetzt in seine Geldsäcke vergräbt, sich ermannen und das Verlangen nach einer besseren Regierung zu erkennen geben, und ein derartiges Verlangen führt vielleicht zu einer militärischen Reorganisation, die eine Streitkraft in das Feld stellen wird, im Vergleich zu der die unter Napoleon unbedeutend erscheinen wird.

Tommy Atkins.

Der britische Soldat ist, gegen den Yankee-„Regulären" gehalten, ein Kriegsmann, dem es in mancher Hinsicht außerordentlich wohl geht. Seine Besoldung ist allerdings im Verhältnis zu den dreizehn Dollars monatlich, die der Amerikaner erhält, schmal, allein für seine leiblichen Bedürfnisse ist in einer Weise gesorgt,

um die man ihn an den Ufern des Rio Grande oder am oberen Missouri beneiden möchte. Als ich den neuen Hafen von Wei-hai-wei zu einer Zeit besuchte, da dort die britische Fahne kaum ein halbes Jahr lang gehißt war, war ich ganz erstaunt darüber, wie sehr man um das Erholungsbedürfnis der Mannschaften, des Landheers sowohl wie der Flotte, besorgt war. Cricket und Fußball wurden dort eifrigst gepflegt, und Admiral Seymour, der Befehlshaber der Station, handelte ganz nach dem Grundsatze Nelsons, daß man, um am Tage der Schlacht gute Leute zu haben, die Soldaten in der vorherigen trüben Zeit bei guter Laune erhalten müsse. Infolge dieser guten Obsorge für das Wohlbehagen der Leute war das Vorkommen von Gesundheitsstörungen kaum nennenswert. Und doch waren etwa hundert Meilen weiter in dem neuen deutschen Hafengebiet von Kiautschou Dysenterie und Fieber augenscheinlich ständige Gäste. Wie Wei-hai-wei zu Kiautschou, verhielt sich Hongkong zu Manila. Diese beiden Häfen besuchte ich zu Beginn des Septembers 1898, also einige Monate, nachdem Dewey die spanische Flotte vernichtet hatte und als General Merritt im friedlichen Besitze der Landeshauptstadt war. Während der amerikanische Soldat die schlimmste Art von schwerer Lagerarbeit in abgetragenen wollenen Kleidern verrichtete, in denen er unter der heißen Tropensonne Tag und Nacht schwitzte, trug Tommy Atkins in Hongkong einen bequemen und leichten Tropenanzug, wohnte in palastartigen Kasernen und hatte Chinesen zur Verfügung, um ihm bei seinen häuslichen Arbeiten zu helfen. Man sagte mir sogar, nachts würden seine Schläfen durch das Schwingen gewaltiger Fächer gekühlt, die von chinesischen Kulis in Bewegung gesetzt würden. Es ist das aber eines der schwer glaublichen Geschichtchen, das ich deshalb nur mit Reserve mitteile. Ueberall aber, wo ich den britischen Soldaten an tropischen Orten beobachtet habe, in Westindien, Britisch-Guiana, Singapore, Durban, Aden und so weiter, ist er ein Wesen, das geeignet ist, den Neid seines amerikanischen Vetters zu erregen. Er hat stets seinen Spielplatz für Fußball und Cricket, verfügt stets über eine gut eingerichtete Kantine, wohnt stets in kühlen, gesunden Kasernen, geht stets in der bequemsten Kleidung einher und exerziert nur wenige Stunden zur kühleren Zeit des Tages. Wenn es auf Erden ein Geschöpf giebt, das sich alles dessen erfreut, nach dem wir am meisten streben, eines glücklichen, sorglosen Daseins ohne schwere Arbeit, so ist es der britische Soldat zu normalen Zeiten, vor allem in den Tropengegenden. Es gab keinen vernünftigen Grund dafür, daß die Yankee-„Freiwilligen“ auf den Philippinen nicht genau so gut gekleidet gingen wie ihre britischen Waffenbrüder unter demselben Himmelsstrich. Die Leute selbst waren meist sehr wohl im stande, sich alles zu kaufen, was sie wünschten, aber dort befand sich wieder wie auf Kuba der ganze Apparat für die Ausrüstung und für die gesamte Verpflegung der Leute in den Händen von politischen Kreaturen, die entweder von dem Geschäfte nichts verstanden oder sich um dasselbe nicht kümmerten. Der Leiter der Bank von Hongkong und Shanghai in Manila erzählte mir, es sei gar nichts Seltenes, daß Leute, die wie Landstreicher aussähen, Anweisungen auf Hunderte von Pfunds einkassierten, und das seien Uncle Sams Freiwillige. Manche reisten nach Ablauf ihrer Dienstzeit

nach Hause und führen dabei erster Klasse, den Tag verfluchend, an dem sie sich hätten anwerben lassen, nicht weil sie gegen die Beschwerden des Kriegslebens etwas gehabt hätten, sondern weil sie es bitter empfunden, daß sie von ihrem Amte ganz und gar nicht gewachsenen Offizieren betrogen und angeschnauzt worden seien. In Manila habe ich gesehen, wie Truppen der Vereinigten Staaten im Brande der tropischen Mittagssonne Lasten durch die Straße schleppten, die schmutzigen Hintergebäude der spanischen Kasernen ausfegten, Pflastersteine aufluden und so weiter, während die ganze Zeit über kein Versuch gemacht wurde, ihnen Hilfe durch eingeborene Kräfte zu teil werden zu lassen — man ließ sie sich abmühen, um den 13 000 spanischen Gefangenen ein vergnügliches Schauspiel darzubieten. Weder in der britischen noch in irgend einer andern zivilisierten Armee habe ich etwas gesehen, was der Rücksichtslosigkeit gegen die amerikanischen Soldaten auf den Philippinen gleichgekommen wäre.

Es kann dem Yankeesoldaten, dem regulären sowohl wie dem freiwilligen, nur hoch angerechnet werden, daß er unter einem so sehr des Patriotismus ermangelnden politischen Einfluß nicht nur im ganzen seine Schuldigkeit wacker gethan, sondern auch manchen Versuchungen, seine Offiziere zu lynchen, widerstanden hat. Einzelne derselben haben eine Kugel in den Rücken bekommen, verhältnismäßig aber nur sehr wenige.

Tommy Atkins hat nicht so viel wie der amerikanische Soldat unter dem politischen Günstlings- und Schacherwesen zu leiden, aber beide Armeen leiden unfraglich in hohem Maße darunter, daß sie einer doppelten Verantwortlichkeit unterstellt sind. Vielleicht ist das bei parlamentarischen Regierungen unvermeidlich, aber die beiden letzten Kriege lassen den Mißstand der geteilten Oberleitung so grell hervortreten, daß man an eine Reform denken muß. Bei der englischen Armee hält es für den gewöhnlichen Sterblichen schwer, zu erkennen, ob die Armee von dem sogenannten Oberkommandierenden, dem bürgerlichen Kriegssekretär oder dem Höchstkommandierenden im Felde kommandiert wird und inwieweit die Beamten des Schatzamts dabei mitzusprechen haben. Geht alles gut, dann nimmt jeder die ganze Ehre für sich in Anspruch, kommt ein Unglück vor, dann wälzt jeder die Verantwortlichkeit auf die Schultern der andern ab. Im spanischen Krieg gab es mindestens sechs Oberkommandierende und wahrscheinlich noch einige mehr, von denen ich nichts gehört habe. Das Resultat war Verwirrung in den Einzelheiten und absoluter Mangel an einer bestimmten Verantwortlichkeit. Der nominelle Oberkommandierende besaß nicht mehr Autorität als irgend ein andrer Beamter des Kriegsdepartements, und wenn irgend ein Skandal enthüllt wurde, erklärten die sechs Oberkommandierenden, daß sie damit nichts zu thun hätten.

Das Günstlingswesen spielt unfraglich eine große Rolle in der britischen Armee, selbst heute noch, obwohl ich nicht sagen kann, ob es viel Unheil anrichtet. Ich kenne zufällig verschiedene britische Offiziere, die es sich seit Jahren haben Zeit und Geld kosten lassen, sich dadurch in ihrem Beruf weiter auszubilden, daß sie fremde Sprachen erlernten und vor allem den großen mili-

tärischen Operationen der kontinentalen Armeen folgten. Diese jungen Leute brennen vor Begierde, sich auszuzeichnen, und haben in Friedenszeiten so viel wie möglich gethan, sich für Stabsdienste im Kriege geeignet zu machen. Nur dadurch, daß sie den Herbstmanövern der deutschen Armee folgen, können die modernen Taktiker die jüngsten Theorien bezüglich der Wirkung der modernen Waffen in der Praxis sehen, ebenso wie die zur Paralisierung ihrer mörderischen Schußweite und Präzision adoptierten Methoden. Die Deutschen haben seit Jahren auf diese Weise die Probe auf ihre Theorien erbracht, und ihre Manöver haben alljährlich das sehr gut illustriert, was in der jüngsten Zeit in Südafrika vorgegangen ist. Nun fragt sich natürlich jeder gewöhnliche Sterbliche: „Warum scheinen die britischen Generale von diesen Dingen nichts zu wissen, während doch die britische Armee eine Menge junger Offiziere besitzt, die vollständig vertraut mit Verhältnissen ganz ähnlicher Natur sind? Nimmt man im Kriegsdepartement keine Notiz von jungen Offizieren, die auf diesem Gebiet Spezialstudien gemacht haben? In Amerika kommt natürlich eine derartige Notiznahme nicht in Frage, aber im Mutterlande wollen wir doch ein besseres System haben. Ich vermag mich noch verschiedener junger englischer Offiziere zu erinnern, die ich wiederholt bei den deutschen Manövern getroffen habe, und die dort ernstlich den Operationen folgten und genau auf die Ansichten der erfahrensten kontinentalen Kriegskritiker achteten. Derartiger Leute sollte man sofort gedenken, wenn ein Kriegsgerücht auftaucht, und ich bin fest überzeugt davon, hätte man Leute wie diese zu Rate gezogen, so würden in England weit weniger Trauerfälle zu beklagen gewesen sein. Die Buren wenigstens haben diesen Fehler nicht gemacht, sie haben sich mit bemerkenswertem Erfolg an die neuesten Erfahrungen der modernen Taktik gehalten.

Von Präsident Krüger erzählt man, er habe den Befehl gegeben, so viele Offiziere wie möglich zu töten, und hinzugefügt: „Aber schont mir um Gottes willen die Generale!“ Es liegt ein bissiger Humor darin — und ein Humor, der nicht nur auf den heutigen Tag zutrifft. Er wäre auf Kuba und den Philippinen ebenso angebracht gewesen.

Es liegt offenbar etwas Fehlerhaftes in der „Geschäftsleitung“ eines Kriegsdepartements, das intelligente Offiziere nach Berlin, St. Petersburg und so weiter schickt, damit sie dort so viel wie möglich von der Kriegsführung lernen, und dann, wenn wirklich ein Krieg eintritt, die von diesen Agenten gesammelte Erfahrung als wertlos behandelt. Die Vereinigten Staaten haben zehn Jahre lang militärische Attachés in Europa unterhalten, aber anstatt daß man diese Stellen den fähigsten Schülern von West Point gegeben hätte, hat man sie im Gegenteil meist solchen Leuten anvertraut, deren politische Freund- und Vetterschaften danach angethan waren, ein möglichst erfolgreiches Intriguenspiel ins Werk zu setzen. In Deutschland kann ich mich zum Beispiel nur eines einzigen amerikanischen Militärattachés erinnern, der dorthin kam und so viel von der Landessprache verstand, daß er sich sein Frühstück bestellen konnte. Zu derselben Zeit hätte ich aber ein halbes Dutzend fähiger Zöglinge von West Point nam-

haft machen können, die einer derartigen Stellung Ehre gemacht haben würden. Andrerseits hat England an europäischen Höfen nicht nur Offiziere gehabt, die sprachgewandt waren, sondern auch Leute, die sich in ihren Regimentern ausgezeichnet und sich Ehre in dem Nachrichtendepartement des Kriegsamts erworben hatten.

Tommy Atkins fleht zugleich mit seinem Yankeevetter zum Himmel, daß endlich doch einmal mit dem Brauch aufgeräumt werde, Offiziere lediglich darum zu befördern, weil sie alt seien. Der Deutsche Kaiser hat ein prächtiges Verfahren, mit den alt und abständig gewordenen Kriegern aufzuräumen, die bei längerer Dienstzeit noch einmal in die Lage kommen könnten, ein Armeecorps zu befehligen. Er reitet im Lande über Hecken und Gräben einher, und die Generale, die bei den verschiedenen Hindernissen nicht mitmachen, unterzeichnen damit thatsächlich zugleich ihr Abschiedsgesuch. Es gehört viel moralischer Mut dazu, einem verdienten alten General zu sagen, daß er nicht länger geeignet ist, im Felde zu kommandieren, ein moralischer Mut, der nicht im Schatten des Kongresses, aber auch nicht in der Umgebung von Westminster gedeiht. Aber diesen moralischen Mut müssen wir pflegen, wenn wir gute Soldaten bekommen wollen. Wir Angelsachsen stehen an der Schwelle eines neuen Lebens, in welchem der Krieg ziemlich ständig eine Rolle spielen wird. Die Anzeichen dafür sind rings zu gewahren, und als ein Volk von geschäftseifrigen Leuten sind wir genötigt, Interesse an der Sache zu nehmen.

Es sei mir eine geschichtliche Abschweifung gestattet.

General Braddock führte seinen denkwürdigen Marsch im Jahre 1755 aus, aber einige neuerliche Depeschen aus der Umgebung von Ladysmith legen die Vermutung nahe, daß er direkt aus dem Siebenjährigen Kriege heraus ein Kommando in — Südafrika hätte übernehmen können.

In jenen Tagen handelte es sich um Indianer und Franzosen, jetzt um Joubert, Cronje und Compagnie. Braddock hatte den Vorzug, daß er ein Engländer aus den Kolonien, ein adliger Grundbesitzer aus Virginien war und eine reiche Erfahrung aus den Kämpfen gegen die Indianer besaß. Er stand an der Spitze einer gut ausgerüsteten Expedition, der nichts fehlte als eine tüchtige Führerschaft. Von einer runden Summe von 1500 Leuten und Offizieren, die er gegen den Feind führte, verlor er an Toten und Verwundeten 877 Mann, so daß nur 583 zurückgebracht wurden. Er führte seine Leute in einen Hinterhalt trotz der Warnungen jüngerer und weit fähigerer Leute. Wenn irgend jemand, sündigte er wider die Erkenntnis und büßte dafür nur unzureichend durch den Verlust seines eignen Lebens.

Um eine Vorstellung der bei dieser Gelegenheit vorgekommenen Menschenschlächterei zu geben, nur wenige Thatsachen. Von den drei Obersten der Expedition befanden sich alle auf der Liste der Getöteten oder Verwundeten. Von vierundzwanzig Hauptleuten wurden vierzehn getötet oder verwundet. Die sechs Wundärzte befanden sich sämtlich unter den „Getöteten oder Verwundeten". Von achtundfünfzig Sergeanten wurden siebenunddreißig getötet oder verwundet,

und so die ganze Liste hindurch — und das alles wegen der Unüberlegtheit eines Mannes, der tapfer wie ein Löwe, aber stumpfsinnig wie — ein Braddock war.

In dem Londoner „Public Advertiser" vom 27. August 1755 erschien folgender Brief aus einer Privatquelle, denn Kriegskorrespondenten waren damals noch nicht erfunden:

„Bevor unsre Leute den Franzosen auf Schußweite nahe kommen konnten, überraschten die Indianer unsre Armee aus einem Hinterhalt, indem sie einzeln auf den General und andre hervorragende Offiziere schossen, und sobald die Obersten Gage und Burton den Angriff begonnen hatten, der sehr heftig war, erhoben die Indianer den Kriegsruf und zeigten sich, aus dem Dickicht hervorbrechend, und da begann die zwischen drei Feuer geratene Vorhut zu weichen, wurde jedoch von ihren Offizieren zum Stehen gebracht. Sie gab einmal Feuer und zog sich dann in der denkbar größten Unordnung zurück, bis sie Dunbars Regiment in Verwirrung gebracht hatte. Ihre Offiziere brachten sie mit großer Mühe, nachdem sie mehrmals durch sie gerannt waren, zum zweitenmal zum Stehen; sie hielten dann nochmals ein Feuer von den Franzosen aus und zogen sich, ohne dasselbe zu erwidern, in großer Unordnung mit Dunbars Regiment zurück, ihre Offiziere den Feinden zum Opfer lassend, und von sechzig von ihnen entkamen nur fünf, da die andern getötet oder verwundet wurden ...

„Unsre Armee verlor ihre Bagage, Vorräte und so weiter, hätten aber diese beiden Regimenter standgehalten, so würde das wahrscheinlich dem Kampf in Amerika ein Ende gemacht haben."

In der Londoner „Evening Post" vom 9. bis 11. September 1755 befindet sich ein weiterer Privatbrief aus Virginien, in dem folgende Stelle vorkommt:

„Was die unglückliche Schlacht anlangt, so sind die Berichte sehr verworren. Es wird allgemein zugegeben, daß die Truppen alles in allem niemals mehr als dreihundert Franzosen und Indianer gesehen haben ... Sie sahen, wie auf die Truppen hinter Bäumen her geschossen wurde, konnten aber ihren Feind nicht sehen, worauf sie davonrannten. Die Offiziere wollten sie zum Stehenbleiben zwingen und töteten einige Mann, weil sie nicht standhalten wollten. So kam es zu einem Kampfe zwischen den Leuten und Offizieren, denn die Leute feuerten auf die Offiziere, die sie schlugen, und liefen dann davon ..."

Im Londoner „Public Advertiser" vom 15. Oktober 1755 gelangte ein weiterer Brief von einem Herrn aus Baltimore zum Abdruck. Im Verlaufe desselben redet er eine Sprache, die fast identisch mit der eines Burenfreundes aus meinem Bekanntenkreise ist, der gegen die Eindringlinge unter Jameson gefochten hat und sich jetzt bei Joubert befindet:

„Das ist und wird stets die Folge davon sein, wenn Offiziere und Soldaten aus England nach Amerika geschickt werden. Denn die Indianer werden sie ebenso schnell wie Tauben wegschießen, und sie haben keine Aussicht auf Erfolg,

weder beim Angriff noch bei der Verteidigung. Dreihundert Leute aus Neuengland würden dieser Schar von Indianern den Garaus gemacht haben."

Nun folgen Worte, wie sie ganz dem Geiste junger englischer Afrikander zu entsprechen scheinen, die gern als Freiwillige dienen und die Buren nach Burenart bekämpfen möchten:

„Wir brauchen nur Geld und Freiheit zum Handeln — dann werden wir bald ganz Nordamerika haben." Das war die Gesinnung loyaler amerikanischer Kolonisten zwanzig Jahre vor Bunker Hill.

„Kurz, wenn wir hier (aus den Kolonien) Leute durch Trommelschlag anwerben, erhalten wir eine solche Anzahl von Angeboten, daß wir genötigt sind, viele wieder heimzuschicken (das habe ich als Augenzeuge erlebt), sowohl wegen ihrer Anzahl wie wegen ihrer Jugend. Einzelne junge Leute von dreizehn, vierzehn und fünfzehn Jahren bieten sich an, die ihren Vogel im Fluge ebenso gut treffen können wie nur einer in dieser Provinz. Es ist das ein richtiger kriegerischer Geist, und er scheint in der Gesamtheit dieser ländlichen Bevölkerung vorhanden zu sein."[1])

So stand's vor hundertfünfzig Jahren — zu einer Zeit, die wir zuweilen für so weit hinter uns liegend zu halten belieben, daß ihre Lehre in dieser Zeit des Telegraphen und der Kriegsnachrichtenbureaux vollkommen überflüssig ist. Es freut uns, zu vernehmen, daß die britische Armee Generale enthält, die ebenso tapfer als Braddock sind; weniger erfreulich ist die Wahrnehmung, daß einzelne zeitgenössische Krieger noch nicht die vollen Lehren aus seinem Mißgeschick gezogen haben.

Die Buren.

Was nun die Krieger Ohm Pauls anlangt, so sind sie das wirkliche Volk in Waffen. Nicht nur alle Männer verstehen sich auf das Kriegshandwerk, sondern auch die Frauen nehmen am Kampfe teil. Die Buren kämpfen gegen die Engländer genau so, wie die Trapper und Indianer am oberen Ohio gegen den General Braddock kämpften. Der Bur besitzt den Mut aller in einer wilden Umgebung aufgewachsenen Leute, besonders den unsrer großen germanischen Rasse. Der Holländer hat zu allen Zeiten Proben von großem moralischen und physischen Mut abgelegt, und er gehört durchaus nicht zu den Degenerierten. Es ist neuerdings von Schriftstellern, die lange Jahre in Johannesburg gelebt haben wollen, erzählt worden, den Buren fehle es sowohl an Mut wie an Unternehmungsgeist, und der Krieg werde zusammenbrechen, sobald nur die Engländer eine ernstliche Demonstration gemacht hätten. Das beweist nur, daß entweder die Leute, die von den Johannesburgern angezogen worden sind, nicht das richtige Beispiel für das soziale Leben der Buren darbieten, oder daß diese Schriftsteller eine besonders mangelhafte Beobachtungsgabe besitzen.

---

[1]) Braddocks Defeat by Darnell Davis, C. M. G., Auditor General of British Guiana. Philadelphia, 1899.

Es giebt natürlich einen Unterschied unter den Buren. — Mrs. Lionel Philipps hat in ihrem reizenden Buche und ebenso Mrs. John Hays Hammond in dem ihrigen anschaulich den Buren geschildert, wie er ihnen und den Leuten, mit denen sie verkehrten, erschien. Jene Art von Buren existiert, und es ist schade drum. Aber es giebt genug Buren von einer andern Sorte, die nicht mit demselben Maßstab gemessen werden können wie die Minenbesitzer von Johannesburg. Es sind Buren, die in finanzieller Hinsicht Begünstigungen nicht nachzusuchen und noch viel weniger zu gewähren haben. Präsident Steyn ist nicht weniger ein Bur als Paul Krüger. Der Lord-Oberrichter der Kapkolonie, Sir Henry de Villiers, unterscheidet sich von Joubert oder Cronje nur dadurch, daß er eine bessere Schulbildung genossen hat und in besserer gesellschaftlicher Umgebung aufgewachsen ist. Ich habe manche Nacht in Buren-Farmhäusern verbracht, deren Bewohner sich vorteilhaft von ihren Genossen in Texas oder Colombo unterschieden. Im Osten von Amerika und im Westen von Europa sind wir geneigt, Mangel an Schulbildung mit Unwissenheit zu verwechseln. Leute, die unwissend sind, können sehr wohl auch ungebildet sein, aber Leute, die Schulbildung genossen, brauchen darum nicht gerade weise, und Leute, die ohne schulmäßigen Unterricht geblieben, nicht dumm zu sein. Ich habe in Amerika viele hervorragende Persönlichkeiten kennen gelernt, die nicht lesen und schreiben konnten, und Krüger, der seinen Namen nur mit körperlicher Anstrengung zu schreiben vermag, hat den bündigen Beweis dafür erbracht, daß man staatsmännische Fähigkeit nicht nur auf Universitäten erwirbt — nicht einmal auf den Universitäten, denen Cecil Rhodes als immatrikuliertes Mitglied angehört hat. Und dennoch kann man den gegenwärtigen Krieg vom Standpunkt der armen Menschheit aus für notwendig erachten. Wir mögen die Art beklagen, in der er vorschnell begonnen worden ist, wir mögen die übereifrige Thätigkeit des Londoner Kabinetts in Angelegenheiten bedauern, die klüglicherweise vor südafrikanische Tribunale gebracht worden wären, und vor allem müssen wir es bedauern, daß man den Urhebern des Jamesonschen Einfalls den Pelz gewaschen hat, ohne sie naß zu machen. In formal-juristischem Sinne ist der Brite im Unrecht, und doch ist von dem höheren Standpunkte politischer Zweckmäßigkeit, ja vielleicht Notwendigkeit, der Krieg gerecht und wird den Buren sowohl wie der Welt im allgemeinen zum Vorteil gereichen. Im großen und ganzen kann man ihn mit dem amerikanischen Kriege vergleichen, in welchem die Sklavenstaaten den Buchstaben des Gesetzes für sich hatten — wenigstens nach Ansicht vieler, hervorragender Juristen. Wenn wir aber jetzt auf jenen fünfjährigen Kampf zurückblicken, sind wir doch so ziemlich allgemein der Ansicht, daß es sich verlohnt hat, viel Blut und Geld an die Entscheidung der Frage zu setzen, wer künftig die Herrschaft über den nordamerikanischen Kontinent führen solle. Die ganze Welt hat heutzutage ein tiefgehendes Interesse an der Lösung einer ähnlichen Frage in Südafrika. Paul Krüger und diejenigen, die seine Sinnesart teilen, haben sich stark genug gefühlt, den fortschrittlich gesinnten englisch redenden Rassen zu erklären, daß er vorhabe, eine Schranke zu errichten, hinter welcher

das Burenideal sich entfalten solle. Er hat geschickte Anwälte, seine Sache zu führen, und auf dem Papiere macht sie durchaus den Eindruck einer gerechten. Es ist ein Fall, der dem Brigham Youngs ähnelt, als er erklärte, Utah habe das Recht, ein selbständiges Leben für sich zu führen, und die ihm anhängenden Leute könnten ein imperium in imperio inmitten des nordamerikanischen Kontinents bilden. Brigham Young hatte das Gesetz auf seiner Seite, aber zu seinem Unglück hatte er auch Goldminen, und die Yankee-„Uitlanders" gingen über sein Pochen auf das Recht zur Tagesordnung über. Er war in seiner Art ein großer alter Paul Krüger, und seine „Burghers" hatten eine sehr große Aehnlichkeit mit denjenigen, die ich im Hause des Präsidenten in Pretoria getroffen habe.

Die Mormonenfrage hat sich nach und nach auf natürlichem Wege gelöst, die Uitlanders füllten die Minen rascher, als der alte Brigham Young Rekruten für sein Tabernakel werben konnte, und so ist es gekommen, daß nach einem Leben, das beinahe gerade so lange gedauert hat wie das Transvaals, der Mormonenstaat von Utah beinahe ganz und gar aufgehört hat, zu existieren, soweit von einer Mormonenvorherrschaft die Rede sein konnte — selbst in Utah.

Das ist die Lösung, auf die ich gehofft hatte, als ich kurz nach dem Einfall Jamesons mein Buch schrieb. Ich wußte, daß die Masse der intelligenten Buren im Oranje-Freistaat, in der Kapkolonie und in Natal durchaus keine Vorliebe für die anachronistische Regierung Transvaals besaßen. Burgher des Oranje-Freistaats beklagten sich in meiner Gegenwart darüber, daß es ihren Kindern nicht gestattet sein solle, Stellungen im Gebiete von Transvaal einzunehmen, obwohl Platz für die importierten Holländer geschaffen werde. Der populäre politische Ruf „Afrika für die Afrikander" gehört zu denjenigen, die früher oder später der transvaalischen Ausschließlichkeit ein Ende gemacht haben würden. Die übrigen Südafrikaner, Buren sowohl wie Engländer, bestanden mit immer größerem Ernst auf ihrem Rechte, hinzuziehen und sich niederzulassen, wo immer es ihnen in den verschiedenen Staaten vom Zambesi bis nach dem Kap hin beliebe.

Der Einfall Jamesons brachte diese wohlthätige Bewegung plötzlich zum Stillstand, und von dieser Zeit an begannen die Buren in allen Teilen Südafrikas Argwohn zu schöpfen, nicht gegeneinander, sondern gegen die rivalisierende Macht.

Dr. Leyds schürte dies Gefühl mit großer Geschicklichkeit, und das Ergebnis war, daß England, als es zum Krieg in Südafrika schritt, es nicht nur gegen die Burgher Krügers, sondern auch gegen die Martin Steyns zu kämpfen hatte. Ja, noch schlimmer als das, die englischen Truppen fanden sich schon beinahe unmittelbar nach ihrer Landung in Durban oder in Kapstadt in Feindesland.

Gelegentlich meines Besuchs im Oranje-Freistaat machte ich eine sehr interessante Reise mit einem englischen Herrn, der in jener Republik eine hohe offizielle Stelle innehatte. Jener Mann kämpft jetzt gegen das Mutterland; und da sein Fall Aehnlichkeit mit vielen andern hat, verdient er etwas näher in

Betracht gezogen zu werden, um eine Erklärung für die Stärke der Burenarmee zu finden.

Er war in Transvaal ansässig, als dieses noch unter britischer Kontrolle stand, und fühlte sich politisch ebenso sicher, als wenn er in Kanada oder Irland ansässig gewesen wäre. Er besaß eine Farm und große Viehherden und lebte in angenehmen Beziehungen zu seinen Burennachbarn.

Eines schönen Tags brach der Burenkrieg aus, und mein Freund hatte zu wählen zwischen Paul Krüger und der Königin Viktoria. Er begab sich zu dem britischen Geschäftsträger, um Auskunft zu bekommen, wie er sich zu verhalten habe, und erhielt die tröstliche Versicherung, daß Britannien niemals Transvaal ausliefern und daß aller Schaden, der loyalen Engländern zugefügt werde, nach Ende des Kriegs von dem Mutterlande vergütet werden würde.

So kehrte denn mein Freund nach seiner Farm zurück, und als der Feldkornet kam, um ihn aufzubieten, weigerte er sich, zu gehen, indem er erklärte, er sei ein loyaler Engländer und würde eher sterben als gegen seine Fahne kämpfen.

Darauf nahmen die Buren sein ganzes lebendes Inventar an sich und zwangen ihn, als Gefangener auf Ehrenwort mit andern, die eine ähnliche Erklärung abgegeben hatten, seinen Wohnsitz in einer benachbarten Stadt zu nehmen. Mein Freund ging leichten Herzens fort. Er war fest davon überzeugt, England werde einen leichten Sieg gewinnen — ebenso fest, wie jene Generale des Jahres 1899, die Vorsorge für einen Weihnachtsschmaus in Pretoria getroffen hatten. Er wußte, daß seine Farm geplündert worden war, schlief aber in Frieden, weil er wußte oder sich einbildete, daß seine Regierung ihm Wort halten werde.

Als aber der Krieg nach Majuba-Hill sein Ende erreichte, stand es um seine weltlichen Angelegenheiten wie folgt:

Er wurde von allen Buren in seiner Nachbarschaft so herzlich gehaßt, daß er nicht länger in Transvaal wohnen bleiben konnte.

Sein Vieh war weggenommen worden, und seine Farm war wertlos.

Die britische Regierung weigerte sich, ihm irgend eine Entschädigung zu geben, als Grund dafür geltend machend, daß er keinen hinreichenden Nachweis für den Schaden, den er erlitten habe, beibringen könne. Er mußte das Land verlassen und Arbeit suchen — thatsächlich ein ruinierter Mann.

Wird nun jemand einen Stein auf diesen Mann werfen wollen, wenn er es ablehnt, sich ein zweites Mal in der gleichen Weise preiszugeben?

Tausende in der gleichen Lage Befindliche kämpfen augenblicklich gegen England — kämpfen für eine Burenregierung, die sie im Innersten ihres Herzens verachten — aber sie sind genötigt worden, heute eine Wahl zu treffen, vor die mein Freund im Jahre 1881 gestellt war.

Der Bur ist der geborene Krieger in allem, was für das Kriegsleben in Südafrika wesentliches Erfordernis ist. Er sorgt thatsächlich für sich selbst, und der Zentralregierung bleibt ein großer Teil des umfassenden Apparats erspart,

der in Washington und bis zu einem gewissen Grade auch in Pall Mall so schwerfällig funktioniert. Der Bur kennt wenige Vergnügungen, die nicht mit seinem Kriegsleben in Verbindung stehen. Vom Präsidenten bis zum letzten Regierungsbeamten kennt jeder nur eine einzige Uebung, in der er den andern zu übertreffen sucht: das Schwarze in der Scheibe zu treffen. Schießen ist ein allgemeiner Zeitvertreib, und wenn auch nicht alle Buren das können, was Paul Krüger in seinen jungen Tagen fertig brachte, so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß der durchschnittliche Bur mit der Büchse vertrauter ist als der durchschnittliche Amerikaner, und doch erinnere ich mich, daß während meiner Schulzeit jeder Knabe meiner Bekanntschaft seine Flinte oder Büchse besaß und sich ganz gut auf das Erlegen von Vögeln, wenn nicht von größerem Wild verstand. Kriegsleben in irgend einer Form ist eine Notwendigkeit für die Buren, selbst für die allergebildetsten unter ihnen, wie den Präsidenten des Oranje-Freistaats oder den Lord-Oberrichter. Wenn diese Herren eine Reise zu machen haben, sei es zum Vergnügen, sei es in Geschäften, so müssen sie einen guten Teil der Zeit im Lager unter freiem Himmel verbringen und sind so genötigt, die Menge von kleinen Dingen kennen zu lernen, die amerikanische Hinterwäldler zu Leuten machen, mit denen es sich so interessant und so praktisch-bequem reisen läßt. Ich möchte mich wohl zu behaupten getrauen, daß es in der britischen Armee wenige Kavallerie-Obersten giebt, die sich persönlich auf die Wartung ihrer Pferde verstehen, wie man sie zum Beispiel striegeln muß, und die im stande wären, sich im Felde selbst ihre Mahlzeit zu bereiten, kurz, die einen Feldzug in Südafrika mitmachen könnten, ohne daß sie vom Feinde viel zu lernen hätten. Ich traf einmal mit einem englischen Obersten zusammen, der mir gestand, er habe noch niemals eigenhändig seinem Pferde etwas zu fressen gegeben. Mit einem Wort, wir Vertreter der Zivilisation der Alten Welt halten uns Diener zu Verrichtungen, die der Bur selbst besorgt. Tommy Atkins will eine Feldküche haben und verlangt sorgsame Aufwartung, sonst murrt er. Jeder Bur kocht für sich selbst und versteht ganz vortreffliche Sachen zu bereiten, wie ich aus eigner Erfahrung versichern kann.

Im vergangenen Winter waren an den Mauern von London bunte Plakate angeschlagen, die auf eine südafrikanische Ausstellung aufmerksam machen sollten. Auf diesen Plakaten war eine Gruppe von angeblichen Buren abgebildet. Es mögen Buren gewesen sein, es können aber auch australische Landstreicher gewesen sein. Jedenfalls war es eine wenig reputierliche Schar von Leuten, die sich unter freiem Himmel am hinteren Teile eines Ochsenwagens ihr Essen kochten. Das große Publikum, das Tag für Tag an diesen Plakaten vorüberging, kam schließlich unwillkürlich zu der Ueberzeugung, auf jenem Zettel sei ein getreues Abbild des gesellschaftlichen Lebens bei den Buren wiedergegeben, — und in der That schienen die meisten Leute, die ich später in New York und London getroffen habe, der festen Ueberzeugung zu sein, daß alle Buren schmutzig und darum ungesittet seien. Während des Bürgerkriegs hegten die Blätter des Südens dieselbe Meinung von den Leuten im Norden, und ich erinnere mich

noch, daß französische Blätter in den Jahren 1870 und 1871 die Deutschen als Halbbarbaren darstellten. Diese Anschauungen sind zu großem Teile das Ergebnis einer Unwissenheit, die von einer gewissen Art Presse ausgebeutet wird, weil sie wahrscheinlich ein materielles Interesse daran hat, Zwietracht zu säen.

Wir haben in Amerika gesehen, daß nach dem Bürgerkriege die ersten Leute, welche die Friedenspfeife rauchen und die Kriegsaxt begraben wollten, nicht die Politiker und geräuschvollen Zeitungsherausgeber, sondern die Soldaten waren, die gekämpft hatten, während die Kriegsmacher nur Lärm schlugen. Dasselbe wird auch bei dem gegenwärtigen Burenkriege zu Tage treten. Während die sensationelle Presse von Anklagen erfüllt ist, welche die Buren der Grausamkeiten bezichtigen, legen die Privatbriefe von Soldaten beredtes Zeugnis nicht nur für den Mut, sondern auch für das humane Verhalten des Feindes ab.

Zum Schlusse möchte ich mir nochmals erlauben, zu versichern, daß meiner Ansicht nach dieser Krieg uns allen, hauptsächlich aber den Buren selbst, zu gute kommen wird. Es ist gefährlich, im einzelnen die Zukunft vorauszusagen, da aber die Geschichte nur sich selbst wiederholt, können wir durch ein sorgsames Studium der Vergangenheit manche nicht unzutreffende Vermutung über das anstellen, was unter ähnlichen Verhältnissen zutreffen wird. Wir dürfen im großen und ganzen annehmen, daß auch der gewaltthätigste Angelsachse die Idee von sich abweist, irgend ein Volk sklavisch zu unterdrücken, am allerwenigsten aber ein weißes Volk mit so hohen Anschauungen von bürgerlicher und religiöser Freiheit. Darum wollen wir hoffen, daß dieser Krieg für immer mit Sitten aufräumt, wie sie in ganz Südafrika verbreitet sind, und überall südlich vom Zambesi Bewegung von Ort zu Ort und Niederlassung so ungehindert stattfinden können wie im Bereich der Vereinigten Staaten.

Weiter geht mein Wunsch dahin, daß, da das zukünftige Schicksal Südafrikas untrennbar mit dem der Schwarzen verbunden ist, die ganze Frage der Behandlung der Landeseingeborenen von einem Tribunal oder gesetzgebenden Körper, an dem alle dabei interessierten Staaten teilhaben, möge entschieden werden. Es ist eine schwere Sünde gegen jene Rasse, daß, während man im Freistaat den Eingeborenen den Branntwein vorenthält, in der Kapkolonie die Schwarzen durch den Trunk zu Grunde gerichtet werden. Ich glaube, wir dürfen einer Zeit entgegensehen, wo ein gesetzgebender Körper in Pretoria oder Bloemfontein tagt, der Natal und das Kap in der gleichen Weise wie den Freistaat und Transvaal repräsentiert. Wir dürfen jetzt schon einen strengen obersten Gerichtshof für die ganze Union annehmen, der die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten schlichtet, und dem gegen gesetzgeberische Akte, die der Bundesverfassung widerstreiten, ein Veto zusteht.

An der Spitze dieser Regierung dürfen wir uns sehr wohl einen britischen Generalgouverneur denken, der von einem den verschiedenen Interessen entsprechenden gesetzgeberischen Rate unterstützt wird und über dem lokalen Parteigetriebe steht.

Südafrika bedarf einer Föderation, wenn es als ein Land von „weißen

Leuten" gedeihen will. Es ist zuzeiten von Pest und Dürre heimgesucht worden. Die Hilfe einzelner Staaten reicht ohne anderweitige Unterstützung nicht aus, diesen Mißständen zu begegnen; nur eine Zentralregierung für ganz Südafrika würde die dafür erforderlichen Mittel besitzen. Der Reichtum des Landes erscheint heutzutage auf die Minen beschränkt — das glaubten vor einigen Jahren auch die Amerikaner von Kalifornien. Allein die Berieselung hat schon viele Strecken Wüstlandes in Ackerland verwandelt, und wenn die gegenwärtige Wasserversorgung Südafrikas nach einem umfassenden wissenschaftlichen Plane reguliert sein wird, können wir, die wir jetzt leben, reiche Gärten an den Ufern des Oranje- und Caledonflusses erblicken, wo wir jetzt nur eine Wüste finden.

Dieser Krieg ist das Eingangskapitel in der Geschichte des vereinigten Südafrika. Wie Nord und Süd in den Vereinigten Staaten jetzt gemeinsam diejenigen betrauern, die in dem Bürgerkrieg gefallen sind, so werden die Kinder derjenigen, die als Opfer des jetzigen gefallen sind, sich vereinigen, um ihre gemeinschaftlichen Vorfahren zu ehren und eine neue Regierung auferbauen, würdig der Rasse, der beide angehören.

In Schönheit sterben.

Von

Hartl-Mitius.

Das waren ein paar leichtsinnige Fratzen, die Luise und die Molly vom Ballett. Hübsche, schlanke Mädels mit hochauffrisierten Köpfen, obwohl sie noch zu den „Ratten" gehörten. Und nach den Männern schauen und sich ein pikantes Air geben, das verstanden sie geradeso wie die Erwachsenen. Die Molly war dreizehn Jahre alt, die Luise fast ein Jahr älter, und doch war es gerade die Jüngere, die auf die Aeltere einen fast dämonischen Einfluß ausübte. Sie waren beide aus den traurigsten Familienverhältnissen hervorgegangen. Mollys Vater war am Delirium gestorben, Luisens Erzeuger hatte sich erschossen. Zu Hause ging es drunter und drüber, Hunger und Schläge wechselten miteinander ab. Widerliches Gekeife war das Wiegenlied, das die beiden allabendlich in Schlummer sang.

Das Theater hingegen schien ein Paradies. Da strahlte es von Diamanten und schimmernden Nacken. Da sah man Toiletten, wie sie nur die ausschweifendste Phantasie ersinnen konnte. Da war es warm und hell, Musik ertönte, man hörte von feinen Soupers plaudern — von Liebe! —

Was mußte dieses Gegenüberstellen von „zu Hause" und „im Theater" den Mädchen für einen Eindruck machen! Und beide waren mit einer unbändigen Lebenslust ausgestattet.

Die tiefbrünette Molly steckte voll Schelmerei. Sie war schlagfertig, aber

auch vorlaut, zettelte tausend Teufeleien an und verführte Luise, ihr dabei zu sekundieren.

Letztere, eine auffallend hübsche Blondine, war ihrer Freundin blind ergeben. In der Ballettschule nannte man die zwei nur die Inséparables.

Es war im Winter, als die beiden lockeren Mädels nach dem Ballett „Sylphia" auf die Straße traten. Sie hatten gar dürftige Mäntel an, dafür aber Baretts mit knallroten Federn auf die Locken gedrückt. Jede trug ein Bündelchen mit Tanzschuhen und anderm Kram. Es war bitterkalt. —

Da begegnete ihnen der Ballettonkel. Sie wußten nicht, wie der alte Herr hieß, sie kannten ihn nur unter diesem Namen. Im Theater war er eine bekannte Persönlichkeit, und mit der Ballettmeisterin stand er auf „du und du".

„Guten Abend, Kinder," sagte er freundlich, vor ihnen stehen bleibend.

Die Mädchen grüßten und wollten fröstelnd vorübereilen.

„Na — pressiert's so? Wohin denn so eilig?"

„Heim zu Muttern," sagte Luise, und die andre setzte keck hinzu: „Hungerpfoten saugen."

„Im Ernst? Giebt's kein ordentliches Abendbrot heute?"

„Da müßt 'n kurioser Heiliger im Kalender stehn. Proste Mahlzeit. Pellkartoffeln mit Haue!"

Er lachte. „Das Gör hat Haare auf den Zähnen. Kommt mit, Kinder, ich führe euch zu Vevey."

„Zu Vevey? Ist's auch wahr? Ein Hurra dem Onkel!" schrie Molly und warf ihr Bündel in die Luft.

„Ich muß nach Hause. Mutter erwartet mich," sagte Luise.

Die Freundin kniff sie derb in den Arm. „Biste verrückt? Das gute Abendbrot bei Vevey in den Wind schmeißen? Kommst wohl oft in so feine Restaurangs — wie? Mutter schilt, ob du rechtzeitig da bist oder nicht. Det is ejal."

„Ich halte euch nicht zu lange auf, Kinder," sagte gutmütig der Herr. „Wenn ihr gegessen habt, könnt ihr wieder weg."

„Jawoll, dann gondeln wir los. Schäm dich doch, ungezogen zu sein gegen solchen noblen Herrn. Nu mach keene Geschichten! Zu Hause sagen wir, die Ballettmeisterin hätte nach der Vorstellung noch 'ne Probe anjesetzt. Was wissen denn die zu Hause von 's Theater?!"

„Meine Mutter wird sich erkundigen."

„Jott bewahre, dazu hat sie nich die Courage. Schick sie nur zu mir, ich sag' ihr Bescheid. Nu vorwärts, Puteken, der Herr friert unsertwegen an." — Und Luise um die Taille fassend, zog sie sie mit fort, und man hörte sie lachend durch die Nacht singen:

„Mir kann keener an die Wimpern klimpern,
Mir kann keener an die Rippen tippen."

Und dann ein paar Lachsalven, die gar lustig noch von weither klangen.

Vevey war ein Weinrestaurant feineren Schlages. Die beste Gesellschaft verkehrte dort. Der Ballettonkel führte denn auch seine Gäste nicht ins all-

gemeine Lokal, sondern rückwärts durch den Hof hinein, wo die separierten Zimmer lagen. Da er dort vorteilhaft bekannt war, hatte die Sache keinen Anstand. Die Mädels kamen sich ungeheuer erwachsen vor, als sie in dem hellerleuchteten Zimmer ablegten und mitanhörten, wie der Ballettonkel für sie das Souper bestellte.

„Jede soll ihre Lieblingsspeise haben," sagte er. „Zuerst du, Luise, was magst du gern?"

Diese überlegte lange und meinte dann schüchtern, Eisbein mit Kraut wäre nicht schlecht.

„Pfui, so 'n ordinäret Essen!" sagte Molly.

„Warum nicht gleich Bratwurschtzippel mit Kohl? Du bringst ja den Garçon in Verlegenheit. So wat giebt's bei Vevey jar nich. Nee, wenn schon, denn schon!"

„Also — wenn schon?" fragte ermunternd der Herr.

„Wenn schon — denn Hummer und Trüffel und so wat Scheenes. Schlangenfraß haben wir zu Hause 's ganze Jahr."

Lachend bestellte der Herr Hummern, dann garniertes Filet, denn „satt essen, das ist für euch doch die Hauptsache," meinte er. „Zum Schluß Früchte und Eis, auch einen guten Rheinwein."

„O je," sagte Molly, „nischt zum Knallen?"

„Das Mädel wird gut — also meinetwegen auch was zum Knallen."

Es ging sehr animiert zu bei dem kleinen Souper. Molly erzählte tausend Schnurren in ihrer kecken Knabenart, und auch der andern löste ein Glas Wein rasch die Zunge. Der Ballettonkel amüsierte sich und kam so auf seine Kosten. Von Zeit zu Zeit betrachtete er Luise heimlich von der Seite. Das Kind versprach eine Schönheit zu werden. Er nahm sich vor, das Mädel nicht aus den Augen zu lassen, um eventuell später — man konnte nicht wissen — vorläufig respektierte er ihre vierzehn Jahre. Aus einer Stunde waren rasch zwei geworden, und Mitternacht war bereits vorüber, als der Onkel zum Aufbruch blies. Die Mädels waren in so fideler Stimmung, daß die Angst vor der Mutter gar nicht mehr recht aufkommen konnte. Nachdem der Herr bezahlt hatte, verließ er einige Augenblicke das Zimmer. Luise stand vor dem Spiegel, ihren Hut aufzusetzen, und Molly packte die Reste vom Dessert in ihre Rocktasche. Jede in einen Arm ihres Begleiters eingehängt, so gingen die beiden dann sehr animiert nach Hause.

Im Ballettsaal zeigten sich am folgenden Tag die Wirkungen des Soupers. Luise sah blaß aus und hatte rotgeweinte Augen. Molly war furchtbar zerstreut. Die Frau Ballettmeisterin fand zu verschiedenen Malen Anlaß zur Rüge.

Nach der Probe gingen die beiden Freundinnen miteinander fort.

„Na, wie war's zu Hause?" fragte Molly.

Luise verhüllte ihr Gesicht. „Schrecklich war's. Ich glaubte, Mutter wolle mich totschlagen!"

Molly lächelte grimmig. „Bei mir war's der Bruder, der mich mit dem

Spanischen erwartete. Ick wußte mir aber zu helfen. Ick habe dem jungen Mann, der an ewigem ‚Dalles' leidet, einige ‚Meter' in die Hand gedrückt. Jetzt sind wir gute Freunde."

„Du? Ja woher hast denn du Geld?"

Molly zog ein feines Juchtenportemonnaie aus der Tasche: „Kennst du das?"

„Ist das nicht dem Ballettonkel seines?"

„Jawoll."

„Hast du's gefunden?"

„Nee — aber stibitzt."

„Um Gottes willen, Molly!"

„Schrei nich so! Was is 'n dabei? So 'n reicher Mann. Er wird denken, er hätt's verloren. Der macht sich nischt daraus."

„Hast du's ihm aus der Tasche genommen?"

„Nee — so dumm bin ich nich. Wie er hinausging, hat er's auf 'n Tisch liegen lassen. Ich packte mir eben ein paar Aeppel in die Tasche, als ich es bemerkte. Schnell steckte ich's mit in. Wollt' erst nur 'n Jux machen, ihn 'n bischen ängstigen, wenn's ihm fehlen sollte. Wie er aber gar nicht dergleichen that, da dacht' ick schließlich: Wozu denn? Ihm thut's nich weh, und uns thut's wohl."

„Uns? Molly, ich nehm' keinen Pfennig davon."

„Dumm wirste sein — jawoll. Hast keinen warmen Fetzen auf 'm Leib und holst dir noch die Schwindsucht bei die Kälte. Weeßte, wie ick mir die Sache jedacht habe? Wir jehen bei Müllers, det is 'n feinet Jeschäft und weit weg vom Theater, da kennt uns keener. Dort koofen wir uns beide or'ntliche Jacken, so mit Pelz 'rum und 'n bisken verschnürt, wie der Ballettmeistern ihre."

Luisens Augen leuchteten begehrlich. „So wie die dunkelblaue mit echtem Persianer? Geh doch, dazu langt's ja gar nich."

Molly öffnete das Portemonnaie. „Da sieh her, det mächtig ville Jold! Davon können wir uns noch mehr anschaffen. Feine Kleedasche, und wat wir wollen."

Luise widerstand nicht länger. Die Eitelkeit lag ihr zu sehr im Blute. Längst schämte sie sich ihres dürftigen Mäntelchens von verblichener Farbe. Sie fror auch darin. Und schließlich hatte Molly das Geld genommen, sie nicht. Und wenn Molly mit ihr teilen wollte, so war es eben ein Geschenk, das sie von ihrer Freundin annahm, weiter nichts.

Sie gingen ganz aufgeregt miteinander zu Müllers und verlangten Winterjacken zu sehen. Die Verkäuferin taxierte sie nur auf billige Ware. Molly wies die vorgelegten Sachen entrüstet zurück. „Nee, Freilein, wat denken Se? So wat — mit 'n bissel Pelz 'rum und ooch 'n Atlasfutter."

„Diese Sachen stellen sich im Preis bedeutend höher," sagte die Verkäuferin, die beiden Kinder mißtrauisch betrachtend.

„Det schad't nischt. Moneten haben wir." —

Die Jacken wurden ausgesucht, sollten aber doch noch abgeändert werden, denn die Figuren der beiden Mädels waren noch ziemlich unentwickelt.

„Wir können diese Aenderungen natürlich nur machen, wenn die Sachen vorher bezahlt werden," betonte das Ladenfräulein.

„Jewiß doch," sagte Molly keck, „'s Vermögen is ja da."

Der Kassier stellte die Rechnung aus, und Molly legte das feine Juchtenportemonnaie vor sich hin. Da sagte die Verkäuferin zum Kassier: „Sehen Sie doch, Herr Werner, die Geldtasche sieht gerade so aus wie die an den Anschlagsäulen beschriebene: Juchtenleder, goldner Bügel, ein Monogramm in der Ecke —"

Molly deckte eiligst die Hand darüber, aber der Kassier nahm ihr das Portemonnaie gewaltsam weg. „Zeigen Sie doch mal. Die Initialen sind A. G. es ist richtig."

„Anschlagsäulen — wieso?" stotterte Molly, während Luise vor Angst zu weinen anfing.

„Um Auskunft über diese Geldtasche wird in den Affichen gebeten. Ich muß also die kleinen Fräuleins schon hier behalten, bis ein Schutzmann da ist."

Das Wort machte auf die beiden Kinder einen entsetzlichen Eindruck. Molly schrie und tobte. Sie schwur hoch und teuer, das Portemonnaie geschenkt bekommen zu haben. Luise weinte herzzerreißend. Die strenge Mutter, der Vormund standen vor ihrer geängstigten Seele. Und was würde man im Theater sagen? Sie würden entlassen werden, und dann müßte sie sich töten, wie ihr Vater es gethan. „O Papa! Papa!" schluchzte sie in wilden Klagen.

Die Mädchen wurden auf die Polizei gebracht und einem Verhör unterzogen. Dabei verwickelten sie sich in arge Widersprüche. Molly, die erst angegeben hatte, sie habe das Portemonnaie geschenkt bekommen, sagte im Kreuzfeuer der Fragen, sie habe es gefunden. Luise ließ sich aufs Leugnen gar nicht ein. Sie erzählte, von Schluchzen unterbrochen, die ganze Sache, wie sie sich verhielt. Man behielt beide eine Woche in Haft, dann wurde Molly, die sich als ganz verstockte Sünderin gezeigt hatte, einer Korrektionsanstalt überwiesen, Luise hingegen mit einer Verwarnung entlassen. Letztere wurde als die Verführte angesehen und ob ihres Liebreizes und ihrer sichtlichen Reue allgemein bedauert. Der Richter, selbst Vater von mehreren Kindern, sprach menschlich liebreich mit dem Mädchen, und ihm schwur sie hoch und teuer und mit heißen Thränenschauern, daß sie nie mehr vom Pfade des Rechten abkommen wolle.

Im Theater wurden sie beide entlassen, obwohl der Richter persönlich beim Intendanten zu Luisens Gunsten sprach. Aber es ließ sich nicht machen. Vielleicht hätten sich die Eltern andrer Tänzerinnen darüber beschwert, gewiß aber würden die Kolleginnen selbst jede Gelegenheit ergriffen haben, ihr den Fehltritt in Erinnerung zu bringen.

Das Aergste war ihr das Wiedersehen mit der Mutter. Diese beurteilte ihr Kind von allen am schärfsten. „Der Hehler ist so gut wie der Stehler!" schrie sie. „Was hilft's, wenn sie dich auf deine hübsche Larve hin protegieren, deinen Strafbogen bringste im Leben nich wieder an. Der Augenblick wird schon

mal kommen, wo du 'n Leumundszeugnis brauchst, wenn du dich verheiraten willst oder so wat — denn haste die Bescherung! Denn erfährt dein Mann, wat du for eine jewesen."

Das focht Luise am wenigsten an. Heiraten würde sie schon nicht, nie im Leben. Sie hatte nur einen Gedanken: fort aus der Stadt, weg von den Menschen, die um die Sache wußten. Die gutherzige Ballettmeisterin, von dem Schmerze der Kleinen gerührt, empfahl sie an ein Theater nach B ...., wo sie auf ihr niedliches Gesicht hin für Ballettcorps und kleine Sprechrollen engagiert wurde. Die Gage war zwar sehr mäßig, aber Luise fühlte sich glücklich. Unter Menschen zu sein, die ihr vorurteilsfrei entgegenkamen, dünkte ihr das Köstlichste in der Welt. Sie lechzte förmlich nach Achtung und Anerkennung.

Und die Kleine hatte Glück. Sie entwickelte sich zu einem wunderschönen Mädchen. Ihr seltener Liebreiz nahm jeden für sie ein. Dabei hatte das entsetzliche Erlebnis ihr Wesen von Grund aus geändert. Nichts blieb mehr von dem kecken, eitlen Geschöpf früherer Tage. Eine gewisse dankbare Bescheidenheit veredelte sie.

Mit einem Male wurde die Kritik auf sie aufmerksam. Sie war in einer kleinen Sprechscene angenehm aufgefallen. Man riet dem Direktor, dieses neu entdeckte Talent nicht brach liegen zu lassen. Sie durfte sich in einer größeren Rolle versuchen und gefiel darin noch weit mehr. Es fand sich ein Impresario, der sie sofort für eine Gastspieltournee engagieren wollte, sie aber lehnte ab. Sie wußte ja, wie viel noch an ihrem Können fehle, und sie arbeitete unablässig, sich das Fehlende anzueignen. Mit dem Ballett hatte sie definitiv gebrochen und sich ganz dem Schauspiel zugewandt. Ein gefeierter Kollege gab ihr Unterricht. Ihre reizende Erscheinung hatte es ihm angethan, sie aber wollte von Liebe nichts wissen. Nur lernen wollte sie. Die Höhen der Kunst zu ersteigen, das war ihr stolzer Gedanke.

Man bereitete ein Stück vor, das nach dem Roman vom jüngeren Dumas: „L'affaire Clemenceau" bearbeitet war. Die Hauptrolle darin ist eine junge Dame Namens Isa, Tochter einer heruntergekommenen polnischen Adeligen. Es ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Die Anmut eines Kindes, die Grazie eines spielenden Kätzchens und die schwüle Sinnlichkeit der Orientalin sind gleichzeitig dazu erforderlich. Dabei muß die Darstellerin berückend schön sein. Diese Rolle wurde Luisen übertragen, und sie erregte darin Sensation. Nicht nur in der Stadt, in der sie momentan spielte, sondern weit darüber hinaus. Viele Theater, welche das Stück aufführen wollten, luden die junge und bereits renommierte Künstlerin zum Gastspiel. Ihre Tournee glich einem Triumphzuge.

So kam sie auch an das Hoftheater nach X. Das sollte ihr verhängnisvoll werden. Sie hatte dort wie überall einen ungeheuren Erfolg, und zwar genoß sie dort den Triumph, auch von den Kollegen neidlos anerkannt zu werden. Ein paar Damen brachten ihr Blumen in die Garderobe, und solch ein kleines duftendes Sträußchen steckte sie zwischen die Goldknöpfe ihres Wamses, als sie in die Kulisse trat. „Isa" geht, bei ihrem ersten Auftritt, als Page verkleidet

zum Maskenball, der saloppen Mutter die geborgte Schleppe tragend. Entzückend sah sie aus. Wallende Straußfedern umrahmten das lange, goldige Gelock, aus dem ein süßes Gesichtchen hervorlächelte. Das Haus war ausverkauft, und hinter den Kulissen standen, außer den Beschäftigten, auch andre Kollegen, die in der Mitgliederloge keinen Platz erhaschen konnten.

Während Luise noch an ihrem Busen herumnestelte, streckte ein hochgewachsener Herr neben ihr die Hand aus: „Eine Blume, mein gnädiges Fräulein, bitte, nur eine einzige Blume!"

Sie schaute ihn an, und eine Blutwelle ergoß sich über ihr Gesicht. Warum, hätte sie in diesem Augenblick nicht sagen können. Ihr Stichwort fiel, und sie mußte auf die Scene, doch fand sie noch Zeit, im Hinausgehen eine Blume fallen zu lassen.

Später erkundigte sie sich, wer der Herr war, der sie angesprochen. Da erfuhr sie, daß es ein sehr beliebter Opernsänger Namens „Börne" sei. Er wurde ihr im Zwischenakte vorgestellt, und wieder hatte sie das Gefühl, als ob alles Blut nach ihrem Kopfe dränge. Solchen Eindruck hatte ihr noch kein Mann gemacht, sie war völlig wehrlos dagegen.

Herr Börne suchte ihre Gesellschaft, und die beiden fanden immer mehr Gefallen aneinander. Luise blieb nämlich in der Stadt. Aus ihrem Gastspiel entwickelte sich ein vorteilhaftes Engagement, und die feinen Fäden, die sich von ihr zu Börne spannen, verdichteten sich mit der Zeit zu einem unzerreißbaren Gewebe.

Nach einem halben Jahr wurden die Bewohner der Residenz mit der Verlobung des Künstlerpaares überrascht. Und besonders Eingeweihte wußten zu berichten, daß Börne in seine schöne Braut ganz närrisch verliebt sei und daß diese wiederum ihren Bräutigam anbete.

Sie hatte in den französischen Anlagen ein villenartiges Häuschen bezogen, mit einem großen Garten daran. Der Sänger wohnte im Hotel, studierte aber zuweilen im Hause der Braut. Zu diesem Zwecke hatte sie ihm ein Zimmer eingerichtet, in welchem sich auch sein Flügel befand und eine reiche musikalische Bibliothek.

Bald klatschten die Leute, daß es bei aller Zärtlichkeit zwischen dem Brautpaar schon zu Meinungsverschiedenheiten gekommen sei. Luisens schöne Augen waren zuweilen vom Weinen gerötet. Eine gewisse Gereiztheit hatte sich des Bräutigams bemächtigt. Das kam daher, weil seine Verlobung nicht, wie er wollte, die rechte Würdigung fand.

Er liebte Luise, und er glaubte, wie er müsse auch die Familie ihrer königlichen Schönheit huldigen. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß zum Heiraten doch noch mehr erforderlich sei. Sein Vater war Kabinettchef eines regierenden Fürsten, zu seinen nächsten Verwandten zählten Professoren und hohe Offiziere.

Wohlstand und Auszeichnungen hatten die Familie zu einer der ersten des Landes gemacht. Börne erfreute sich einer nicht gewöhnlichen Bildung. Er

hatte die Universität absolviert und war Reserveleutnant eines Garderegiments. Dadurch nahm er unter den Künstlern eine gewisse Ausnahmestellung ein.

Die Familie hatte sich der Verlobung nicht geradezu widersetzt, sie aber doch mit einem gewissen Widerwillen hingenommen. Man forschte nach dem Herkommen der Braut, und mit ihren Verwandten konnte Luise gerade keinen Staat machen. Auch daß ihr Vater sich freiwillig aus dem Leben gestohlen, war ein dunkler Punkt, über den Börnes Eltern nicht ohne weiteres hinwegkamen. Da mag es im elterlichen Hause wohl manche Scene gegeben haben, die dem Bräutigam ihren Stachel ins Herz drückte und ihn im Verkehr mit der Verlobten verstimmt erscheinen ließ.

Auch bei den Brautvisiten erlebte er manche Enttäuschung. Die Vettern und Basen kamen Luise mit einer gewissen Reserve entgegen. Einige ließen sich sogar verleugnen. Und seine Freunde, die im Theater Luisens Leistungen so begeistert aufnahmen, alle zeigten sie ein gewisses Mißtrauen, da sie nun seine Braut war. Börne wurde mit der Zeit so empfindlich, daß er schließlich in den harmlosesten Dingen eine verletzende Absicht fand.

Dazu kam noch eine weitere Geschichte, die sein Ehrgefühl aufs tiefste verwundete. Das Regiment, bei dem er als Reserveleutnant stand, gab den alljährlichen Offiziersball. Er war jedesmal dazu eingeladen worden und freute sich, heuer seine schöne Braut einführen zu können. Die Toilette lag schon bereit, die Luise dabei tragen sollte, um ihre Reize ins rechte Licht zu setzen. Er hatte sie selbst ausgesucht, denn er wollte von den Kameraden beneidet sein.

Da kam die Einladung, aber nur für ihn allein. Und weil er glaubte, das könne nur ein Versehen sein, und direkt eine Karte für seine Braut forderte, da hieß es, es sei ein altes Prinzip des Regiments, Damen vom Theater nicht zu den Veranstaltungen heranzuziehen.

Börne fühlte sich in der Geliebten beleidigt. Seine erste Absicht war, den Beleidiger zu fordern. Aber welchen? An wen sich wenden? Mit allen Kameraden konnte er sich doch nicht duellieren. Und warum gerade mit dem einzelnen, der im Namen der übrigen zu ihm sprach?

Drei Tage vermied er es, seine Braut aufzusuchen. Er rannte stundenlang auf einsamen Pfaden, ohne mit sich selbst ins klare zu kommen.

Luise verbrachte während dieser Zeit entsetzliche Stunden. Sie wußte nicht, was ihren Bräutigam von ihr fernhielt, aber sie lebte in beständiger Angst vor etwas Furchtbarem.

Manchmal sagte sie sich: „Gieb ihm sein Wort zurück! Dränge dich nicht in eine Familie, die so schlecht zu der deinigen paßt!“ — Aber jedes dieser heimlichen Selbstgespräche schloß mit dem Resultat: „Ich kann ihn nicht aufgeben! Ich kann nicht! Freiwillig nie! Ich liebe ihn ja mehr als mein Leben!“

Und dann kam ein Morgen, der böse Schatten in ihre Seele warf. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen und saß nun müde in ihrem Morgenkleide beim Frühstück. Da klingelte es. Die Zofe öffnete, und Luise hörte sie lange

im Flur mit jemand parlamentieren. Es war, als ob das Mädchen einem den Eingang wehre, den sich dieser auf jede Weise zu erzwingen suchte. Das endlose Flüstern regte sie auf. Ihre Nerven waren aufs höchste gespannt. Sie rief ungeduldig hinaus:

„Was giebt es denn, Marie?"

Da hörte sie eine heisere Stimme sagen:

„Nu, sehn Sie woll, dat det Freilein zu Hause is. Um so 'ne Stunde is ja keene sogenannte Dame uff der Straße."

Luise überlief ein Schauder. Die Stimme war ihr bekannt. Sie erinnerte sie an etwas Häßliches — etwas ganz Entsetzliches. Nun wollte sie schnell die Thür schließen, um das Ungemach nicht über die Schwelle zu lassen, aber schon war es da und schob sich herein, wie eine Spinne anzusehen. Ein kleines, mageres Ding mit wirrem Haar und schlampiger Kleidung, Hunger und Krankheit auf dem verwüsteten Gesicht.

„Ich hab's Ihnen doch jesagt, dat ick ne Freindin bin von Ihrem Freilein. — Na — Lowise, kennste mir nich?"

Luise taumelte zurück und gab der Zofe einen Wink zu gehen. Sie sah kreidebleich aus.

Molly betrachtete sich das Zimmer.

„Det laß ick mir jefallen. Du lebst ja wie 'n Ferscht. Hab's schon jehört, du bist ne jroße Künstlerin jeworden. Bei mir sieht's anders aus. Da sieh die dreckigen Röcke und die Stiefeln mit de Ventilation — na, wat sagste? Haste Worte?"

Luise faßte sich. „Es geht dir schlecht," sagte sie mühsam. „Ich soll dir helfen?"

„Ja, wenn du so jut sein wolltest. Und denn — wenn du mir an deinem Hoftheater vielleicht empfehlen könntest — wenn ooch nur als Statistin?"

„Nein — das nicht. Das ist ganz unmöglich."

„So? — Na ja. Denn is ooch jut. Hätt' ick mir ja denken können. Wer im Glück sitzt, der kann sich keene Vorstellung machen, wie Hungern thut. Herrgott, det Hundeleben und erst neunzehn Jahre alt! Weeßte, wie ick immer jesungen hab':

Mir kann keener
An die Wimpern klimpern!"

Luise sprang auf: „Nicht das Lied! Um Gottes willen nicht das!"

„Ja, ja — die Erinnerung is jerade nichts Scheenes. Ick hab's ja ooch an dem Abend jesungen, wo wir miteinander bei Vevey aßen. Hab dich man nich so — ick bin schon stille. Weeß eigentlich nich, warum du davon nischt hören willst. Mir is der Gedanke an Vevey jar nich so eklich. So gut hab' ick im Leben nich mehr jegessen. Freilich, was nachher kam — Schwamm drieber. Dir hat die Jeschichte janz jut angeschlagen, wie ick sehe. Aber bei mir — Herrjott in deinem Reich! Aus der Anstalt bin ick fortgeloofen, bei 's Theater nahm mich keener — na ja, die Beene waren steif und die Grazie futsch. Da

hab' ich's 'ne Weile als Kindermädchen probiert, aber nich lange. Ick hätt' die Schreihälse umgebracht, wenn se mich nich früher weggeschickt hätten. Denn hab' ick mir 'ner Seiltänzerbande anjeschlossen, die mir jerade über 'n Weg lief, und jetzt — jetzt komm' ick aus 'm Spital — direktemang. Netter Lebenslauf — wat? Und bin noch nich zwanzig Jahre alt."

Luise eilte hastig nach dem Schreibtisch. „Hier, nimm Geld — nimm, was ich habe, und versuche, ein ordentliches Mädel zu werden. Glaube mir, es geht, wenn man nur ehrlich will."

„Jewiß, wenn man Jeld hat, warum denn nich? Danke! Danke ooch scheen. Ick hab's ja jewußt, eene Freindin läßt die andre nicht im Stich."

Luise zuckte zusammen. „Was das betrifft, mach dir weiter keine Hoffnungen. Unsre Freundschaft ist mit der Kinderzeit begraben. Du mußt fort von hier, man darf nicht erfahren, daß wir uns kennen."

„So ete petete bist du? Jott, die jroßen Künstlerinnen!"

„Es handelt sich nicht darum. Ich bin Braut."

„Hab's jehört und gratuliere ooch scheen."

„Mein Bräutigam ist aus sehr guter Familie, und diese würde die Heirat nie zugeben, wenn man erführe — wenn man wüßte — daß —"

„Aha — die Jeschichte mit der Polizei — verstehe. Na, von mir aus kannste beruhigt sein, ick sage nischt."

„Das ist nicht genug, du mußt fort von hier."

„Muß ick? Na — will mir's überlegen. Wenn du die Kosten zahlst."

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht. Du bekommst tausend Mark, sobald du mir dein Eintreffen in deiner Heimat meldest, und ich will dir auch einen kleinen monatlichen Zuschuß geben, solang ich deiner Verschwiegenheit sicher bin."

„Das läßt sich hören. Sagen wir — hundert Mark."

„So viel kann ich nicht zahlen. Sagen wir fünfzig Mark."

„Is mir ooch recht, aber ein Wort is nur 'n Wort. Was Schriftliches möcht' ick jebeten haben."

Luise schrieb rasch eine Bescheinigung, die sie Molly einhändigte.

„Und wenn du dein Versprechen mal vergessen solltest, denn bin ick so frei, dir zu erinnern. Scheenen Dank — ick will nich länger stören. Adjes, Lowise!"

Molly ging, und Luise stand regungslos in der Mitte des Zimmers, immer die Thüre anstarrend, durch die sie gegangen war.

Die Zofe kam, das Frühstücksgeschirr wegzuräumen:

„Darf ich nicht ein Fenster öffnen? Es riecht so nach armen Leuten."

„Das wäre nicht schlimm, meine gute Marie," erwiderte Luise, und ganz heimlich setzte sie schaudernd hinzu: „Es riecht nach Laster." — Und weit öffnete sie das Fenster, und gierig sog sie die Luft und den Sonnenschein in sich. Sich rein baden zu können! Ganz rein!

Nach Tisch brachte der Theaterdiener das Repertoire. Sie sah eilig nach, was die kommende Woche bringen würde. Da war für den Sonntag „Hedda

Gabler" von Ibsen angesetzt. Schnell suchte sie die Rolle heraus. Sie hatte sich noch wenig mit ihr beschäftigt, das mußte nun nachgeholt werden. Während sie darin blätterte, fielen ihr die Worte auf: „In Schönheit sterben." Ueber die Rolle weg schauten ihre Blicke ins Leere, und die Worte nahmen nach und nach Gestalt an: Sie sah sich mit durchschossener Brust auf dem Teppich liegen, im weißen, wallenden Gewand, Weinlaub im Haar. Schön sah sie aus, schön an Leib und Seele. Ja sie hatte die deutliche Vorstellung, ihre Seele flattern zu sehen wie eine scheue weiße Taube, die froh ist, dem Erdenstaub entronnen zu sein. Das Bild gefiel ihr, es machte sie ganz ruhig. „Noch werde ich kämpfen um mein Glück, aber wenn es umsonst ist, weiß ich einen Weg zum Frieden."

Gegen Abend erschien Börne sehr aufgeregt. Sie erschrak.

„Du bist lange weggeblieben!"

„Ja — verzeih. Es ging mir vieles durch den Kopf. Ich war bei den Eltern. Man hat mir wieder arg zugesetzt. Sag doch — warst du denn jemals beim Ballett?"

„Doch — hab' ich dir das nie erzählt?"

„Nein, ich staune darüber."

„Weshalb? Es war ja nur ganz kurze Zeit, und ich war damals noch ein Kind. Ich hielt die Sache für ganz unwichtig."

„Meine Mutter ist andrer Ansicht. Sie habe nichts gegen die Künstlerin, sagte sie — aber eine Schwiegertochter, die ihre Erziehung in der Ballettschule genoß, könne ihr nicht sympathisch sein."

Luisens Stimme wurde schneidend: „Was kann ich armes Wurm dafür? Glaubst du, ich wäre nicht auch lieber in einem Patrizierhaus zur Welt gekommen? Ja, ich war beim Ballett, denn ich mußte frühzeitig verdienen. Meine Mutter, die Besseres gewöhnt war, wusch und plättete, um leben zu können. Denn mein Vater hat uns im Stich gelassen. Aber ich will ihn nicht anklagen. Er hat recht gethan. Jeder hat recht, der sich wehrt gegen die Ungerechtigkeiten dieser Welt. O, wenn nur diejenigen, die in einem warmen Nest gefüttert und liebevoll großgezogen wurden, nicht so hochmütig herabsehen wollten auf jene armen Kinder, deren einziges Verbrechen darin besteht, keine noble Familie zu haben!"

Er riß sie an sich und bedeckte sie mit Küssen. „Du hast recht, tausendmal recht. Verzeih mir, armes Kind, wenn ich dich quäle, ich bin ja selbst ein gequälter Mensch. Ich liebe dich wahnsinnig und kann es nicht sehen, wie man meiner Braut den Platz streitig machen will, der ihr gebührt. Wenn du wüßtest, wie unglücklich mich das macht!"

Sie forschte: „Ist sonst noch etwas geschehen?"

„Ach nein — nichts Besonderes."

„Doch, ich sehe es dir an. Laß mich alles wissen."

„Es ist nur eine dumme Geschichte vom Regiment."

„Meinetwegen?"

„Wenn du's so nehmen willst. ‚Prinzip' nennen es die Kerls. Also gerade heraus — deine schöne Balltoilette kannst du dir einsalzen."

„Ich soll nicht auf den Offiziersball?"

„Nein. Es sei beim Regiment Prinzip, keine Theaterdamen zuzulassen. Dabei weiß ich aber gewiß, daß ich mit der Göben dort tanzte, noch ehe sie ihren Baron geheiratet hatte."

„Die Sängerin?"

„Ja — die."

Sie schauderte. „Was haben denn die Leute gegen mich?"

„Ich weiß es nicht. Und das ist's, was mich so rasend macht. Es liegt etwas in der Luft, und man kann es nicht greifen. Die Verleumdung dringt durch die Mauerritzen, und wenn ich nach ihr schlagen will, treffe ich ins Leere."

Sie warf sich leidenschaftlich an seinen Hals. „Nur eines will ich wissen — nur eines: Hast du mich noch lieb?"

„Ob ich dich liebe, süßes, närrisches Ding? Würde ich denn dies alles ertragen, wenn ich dich nicht liebte?"

„Dann ist es gut, Paul, dann ist alles gut. Du wirst sehen, daß die Leute bald nicht mehr von mir sprechen. Das ist nur im Anfang, dann wird es ganz ruhig. Und du wirst glücklich sein, im Bewußtsein meiner Liebe. — Geh — laß mich jetzt allein. Ich habe notwendig zu studieren."

„Richtig — ‚Hedda Gabler' ist die Woche. Ich sollte eigentlich auch üben. Drei Tage habe ich keinen Ton gesungen."

„Also geh, Liebster, laß uns fleißig sein, ich hier, du dort. Und wenn wir uns wiedersehen — keinen Groll mehr! Nur Verzeihung und Liebe — gelt, das versprichst du mir?"

Seine Laune war wesentlich gebessert. Es erging ihm wie so vielen andern, die sich den Zorn von der Seele herunter reden. Er schloß seine Braut noch einmal zärtlich in die Arme und sagte:

„Mußt halt Geduld haben mit deinem gequälten Manne. Wenn wir nur erst vereinigt sind, wird's schon besser werden. Auf nachher, Liebste!"

Sie saß bei der Lampe und grübelte. Zwischen den Augenbrauen wurde eine tiefe Falte sichtbar.

„Nein, es geht so nicht weiter. Jetzt bist du gut und voll Vertrauen, und sagt man dir morgen ein Wort über mich, so erleben wir dieselben Qualen. Ich noch mehr wie du. — Du weißt ja noch nicht alles. Das Aergste käme ja erst noch! Ja — es käme. Molly wird nicht schweigen. Und welche Drohungen stünden mir bevor! Welche Erpressungen! Ich könnte keine Stunde glücklich sein. Du aber sollst es wieder werden. Wenn alles um dich ruhig geworden — wenn ich — vergessen bin — —"

Sie nahm ein Blatt aus der Mappe und schrieb. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie war genötigt, große Pausen zu machen, während welchen ein konvulsivisches Schluchzen ihren Körper erschütterte.

Nachdem der Brief geschrieben war, wurde sie ruhiger. Sie schloß eine

Lade ihres Schreibtiſches auf und entnahm derſelben einen kleinen Revolver. Es war die Waffe, mit welcher ſich ihr Vater erſchoſſen hatte. Sonſt hatte ſie nichts von daheim mitgebracht. Es war ihr einziges Erbteil, und es erinnerte ſie an Blut und Thränen, an Elend und Schande. Heute begrüßte ſie die Waffe wie einen alten Freund: „Du wirſt mir den Ausweg zeigen!“

Raſchelnd fiel ein Heft vom Tiſche. Sie ſah unwillkürlich danach — die Rolle, in der ſie geleſen hatte — Hedda Gabler.

„In Schönheit ſterben!“ flüſterte ſie, und über ihr Geſicht ging ein Leuchten. Einmal ſollte der Geliebte ſie noch in voller Schönheit ſehen, ſo ſollte er ihr Bild in der Erinnerung behalten.

Sie entzündete alle Flammen am Kronleuchter und entnahm der Vaſe einen Strauß weißer Roſen, die ſie gelöſt über das Ruhebett ſtreute. Dann zog ſie ihr Korſett aus, ließ das feine Batiſthemd über die Schulter gleiten, und auf dem Ruhebette liegend, ſetzte ſie die Waffe direkt unter dem linken Buſen an. Sie traf mitten ins Herz.

Auf den Knall kam Börne herbeigelaufen. Im Nu war das Zimmer mit Menſchen gefüllt. Wahnſinniges Schreien erfolgte, — laute Selbſtanklagen. Der Arzt, der in der Nähe wohnte, konnte nur mehr den eingetretenen Tod konſtatieren.

Und ihr Wunſch war erfüllt, ſie ſah ſchön aus, noch ſchöner als im Leben. Lang ſchleppend fiel das weiße Morgengewand auf den Teppich, und wie roſiger Marmor leuchtete die entblößte jugendliche Büſte. Die Kugel hatte nur ein winziges Loch geſchlagen, deſſen Ränder leicht verbrannt waren. Kein Blutstropfen beſchmutzte das ſchöne, fleckenloſe Bild. Auf dem Geſichte lag das Lächeln der Sphinx.

Börne tobte wie ein Raſender. Man hatte Mühe, ihn vom Selbſtmord zurückzuhalten. Der junge Arzt und zwei Freunde blieben die ganze Nacht bei ihm. Als er ruhiger geworden war, gab man ihm ihren Brief. Er lautete:

„Weil ich Dich über alles liebe, will ich Dir den Konflikt mit der Geſellſchaft erſparen. Dein Glück, Deine Ruhe fordern meinen Tod. Ich ſterbe lachelnd, denn ich ſterbe für Dich. Küſſe mich noch einmal, Du heißgeliebter Mann! Meine Seele wird Deinen Kuß fühlen und ihn erwidern.“

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

IV.

Zum Nachfolger des vieljährigen bayrischen Gesandten in Wien, Grafen Lerchenfeld, ernannt, traf Graf Bray auf seinem neuen Posten in den bewegten Tagen ein, die zwischen dem Abschluß des Züricher Friedensvertrages (10. November 1859) und dem Erlaß des Oktober-Patents (20. Oktober 1860) lagen. Seiner Niederlassung in der österreichischen Hauptstadt (27. März 1860) war der Selbstmord des Generals Eynatten (8. März) unmittelbar vorhergegangen, die Selbstentleibung Bruck's (23. April) gefolgt. Daß das Ministerium Rechberg-Hübner-Goluchowski außer stande sei, den Bruch mit dem absolutistischen System abzuwenden und durch Einberufung des „verstärkten Reichsrats" der durch die Mißerfolge des italienischen Krieges aufgeregten öffentlichen Meinung genug zu thun, ließ sich bereits damals übersehen, wo finanzielle Nöte, politische und nationale Schwierigkeiten den Zusammenbruch der alten Staatsordnung zu einer bloßen Frage der Zeit gemacht hatten.

Brays Aufzeichnungen über die Jahre 1860 bis 1866 thun dieser inneren österreichischen Schwierigkeiten keine andre als beiläufige Erwähnung. Die Aufmerksamkeit des bayrischen Gesandten war vornehmlich den deutschen Dingen zugewendet: die durch den italienischen Krieg zu neuem Leben erweckte nationale Bewegung, die Einwirkung des preußischen Verfassungsstreits auf dieselbe und der in unaufhaltsamer Verschärfung begriffene Gegensatz zwischen den beiden „deutschen Großmächten" ließen die Zukunft Deutschlands ungewisser denn jemals früher erscheinen. Zu einem offenen Zerwürfnis der Preußen und Oesterreich wäre es nach Brays Meinung schon im Jahre 1863 gekommen, wenn der wenige Monate nach dem Scheitern des Frankfurter Fürstentages erfolgte Tod König Friedrichs VII. von Dänemark die beiden rivalisierenden Kabinette nicht zu vorläufiger Zusammenfassung ihrer Kräfte und zu gemeinsamer Aktion in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit veranlaßt hätte. Daß Preußen dabei stets Gewinner bleiben werde, konnte für unbefangene Beobachter ebensowenig zweifelhaft sein, wie daß der Abschluß der Gasteiner Konvention (14. August 1865) an den auf die Erwerbung beider Elbherzogtümer gerichteten Plänen Preußens nicht das geringste geändert habe. „In Anlaß der Verhandlungen darüber (so heißt es in einer Notiz unsers Berichterstatters), hörte ich den Grafen Bismarck einst das folgende sagen: ‚Man wundert sich, daß wir für uns beanspruchen, was wir an unsrer Nordgrenze durch den über Dänemark gemeinsam erfochtenen Sieg errungen haben. Hätten wir beide (Preußen und Oesterreich) etwa wegen Triests Krieg geführt, so fänden auch wir es ganz natürlich, daß Oesterreich den erkämpften Besitz für sich allein in Anspruch nähme.'"

Rücksichtlich des durch diesen Interessengegensatz herbeigeführten Zusammenstoßes von 1866 und der folgenden Kriegsereignisse begnügt Bray sich mit einer kurzen Notiz darüber, daß der ursprüngliche Kriegsplan Bayerns (vergleiche Sybel B. V S. 15) in letzter Stunde durch Herrn von der Pfordten rückgängig gemacht und dadurch die Schlagfähigkeit Oesterreichs gemindert worden sei. Ueber die dem Tag von Sadowa folgenden Ereignisse sagt er das Folgende:

„Nach der Vernichtung von Oesterreichs Hauptmacht kam Minister von der Pfordten, um einen Waffenstillstand zu erwirken, nach Wien, und ich begleitete ihn bis zu den nahe bei der österreichischen Reichshauptstadt stehenden preußischen Vorposten, während er selbst sich einen nichts weniger als freundlichen Empfang in Nikolsburg holte ... Der Waffenstillstand wurde aber doch abgeschlossen, und ich mußte Herrn von der Pfordten als zweiter Bevollmächtigter nach Berlin begleiten, als derselbe sich zum Friedensschlusse dahin begab. — Ich lasse hier die Aufzeichnungen folgen, welche über unsre Thätigkeit in Berlin während der verhängnisvollen Epoche bis zu dem am 22. August (1866) geschlossenen Frieden Tag für Tag von mir niedergeschrieben wurden. Ich darf für dieselben vollständige Genauigkeit und den Wert der Aktualität in Anspruch nehmen."

Daß dieser Anspruch ein gerechtfertigter ist, werden die Leser aus dem nachstehend wiedergegebenen Tagebuch ersehen. Von der bekannten Darstellung Sybels weicht das Tagebuch im einzelnen mehrfach ab: unter anderm geschieht der auf Seite 396 von Band V berichteten dramatischen Scene und der zwischen Bismarck und von der Pfordten stattgehabten Umarmung nirgends Erwähnung. Da die Brayschen Aufzeichnungen im übrigen für sich selbst reden, fügen wir denselben lediglich Hinweisungen auf diejenigen Daten hinzu, derer in Sybels „Begründung des Deutschen Reichs" (B. V) und in den von H. Kohl herausgegebenen „Bismarck-Regesten" Erwähnung geschieht.

Aufzeichnungen zu Berlin im August 1866.

Ankunft am 8. August um 6 Uhr nachmittags. Einige Stunden später trifft der Minister Freiherr von der Pfordten mit den Regierungssekretären Baron Bibra und von Niethammer hier ein. Gemeinsame Einrichtungen für Wohnung und Mittagstisch im Hotel Royal.

Abends Spaziergang, Gespräche über die Tagesereignisse — oder Partien Whist.

Am 9. Besuche bei den Ministern, Hofchargen, einigen Botschaftern und Gesandten. Abends erste Unterredung Baron von der Pfordten mit Graf Bismarck.[1]) Exorbitante Forderungen Preußens 20 Millionen Thaler Kriegsentschädigung. Entschädigung an Hessen-Darmstadt für Oberhessen durch einen gleichen Teil der Pfalz, Abtretung von Kulmbach, Hof und Lichtenfels, — dann von Kissingen, Brückenau, Hammelburg, im ganzen mit einer Bevölkerung von circa 700000 Einwohnern. In Kulmbach will Preußen eine Festung errichten.

[1]) Vergl. S. 296 der Bismarck-Regesten B. I.

Am 10. preußische Beantwortung einer tags vorher von uns übergebenen Note, worin unsre Ankunft angekündigt und die Frage gestellt wurde, ob mit den süddeutschen Staaten gemeinschaftlich oder mit jedem einzeln verhandelt werden solle. Graf Bismarck entscheidet sich für das letztere, nachdem die Verhandlungen mit mehreren süddeutschen Bevollmächtigten bereits begonnen haben. Zugleich wurden wir zur Besprechung mit ihm auf 9 Uhr abends eingeladen.

In dieser wiederholte Bismarck vor allem die von ihm am vorhergehenden Abende dem Freiherrn von der Pfordten schon bezeichneten allgemeinen Gesichtspunkte. Nach einem Kriege, der große Opfer in Anspruch genommen habe und wobei die Existenz des preußischen Staates selbst bedroht gewesen sei, — könne von Recht und Billigkeit nicht die Rede sein. Es sei vielmehr das politische Interesse (des Krieges) entscheidend. Die preußische Nation habe ein Recht auf Verwertung der errungenen militärischen Erfolge. Je außerordentlicher, wunderbarer diese Erfolge gewesen seien, um so schwieriger werde seine (Bismarcks) Aufgabe, weil um so höher gespannt die Erwartungen der Armee und der Nation seien. Nun sei Oesterreich durch Frankreich, Sachsen durch beide erstgenannte Mächte gedeckt gewesen. Für Baden nötigen die eignen nahen dynastischen Beziehungen, für Württemberg und Hessen-Darmstadt die eifrige Verwendung Rußlands Rücksichten eintreten zu lassen. — Bezüglich Bayerns fallen solche Gründe der Schonung hinweg, nachdem selbst Oesterreich, Bayerns Alliierter, welchem die Vertretung des bayrischen Interesses obgelegen hätte, dasselbe vollständig preisgegeben (und sogar bayrische Landesteile an sich zu bringen Gelüste gezeigt hat). Preußen ist deshalb — nach Graf Bismarcks Deduktion — angewiesen, sich an Bayern zu halten. Als Erklärung eines solchen Vorgehens wird unter Vorlage von Karten Deutschlands und speziell Bayerns aus verschiedenen Epochen auf die Art hingewiesen, wie Preußen nach Jena behandelt wurde und wie Bayern um die nämliche Zeit (die französische) den Sieg ausgebeutet habe; — worauf Baron von der Pfordten bemerkte: „Es wäre vielleicht besser, Bayern gerade an jene Zeit nicht zu erinnern. — Bayern wünsche nationale Politik treiben zu können. Preußen möge dies nicht erschweren — oder durch tief verletzende Mißhandlung unmöglich machen. Daß seine (von der Pfordtens) Politik stets ehrlich gewesen — werde auch die preußische Regierung zugestehen." „Zu ehrlich," erwidert Graf Bismarck, was von unsrer Seite gerne acceptiert wird — als eine Garantie für jede zukünftige Allianz.

Im Laufe eines längeren Gesprächs läßt Bismarck den Anspruch auf Kissingen und Hammelburg fallen, behandelt die Cession eines Teiles der Pfalz als offene Frage, läßt dagegen Velleitäten bezüglich eines Anspruchs auf Bayreuth durchblicken und tritt dann plötzlich im letzten Augenblick mit dem Antrage eines geheimen Bündnisvertrages zwischen Preußen und Bayern hervor. Daß es sich um eine Allianz gegen Frankreich handle, ging schon aus früheren Andeutungen des Ministerpräsidenten bezüglich einer französischen Bedrohung von Mainz unzweifelhaft hervor.

In Beantwortung des noch sehr allgemein gehaltenen preußischen Antrags bemerkt Baron von der Pfordten, „daß Bayern eine nationale Allianz nur wünschen könne und ihr immer den Vorzug einräumen werde. Daß hierfür aber schließlich die Bedingungen des Friedens entscheidend sein würden".

Hierauf folgt, lange nach elf Uhr abends, der Schluß der Besprechung und freundlicher Abschied des Hausherrn.

Am 11. keine Konferenz. Die Anzeichen eines bevorstehenden ernsten Zerwürfnisses zwischen Preußen und Frankreich mehren sich.[1]) Die plötzliche Abreise des französischen Botschafters Benedetti nach Paris ist ohne Zweifel dadurch veranlaßt worden. Es wird versichert, daß er nach Paris nicht gerufen wurde, sondern nach einer durch Vorlegen einer französischen Depesche veranlaßten ernsten Besprechung mit Graf Bismarck sich entschlossen hat, dem Kaiser Napoleon persönlich zu referieren. In obiger Depesche soll das Verlangen des Herstellens der Grenze von 1814 zu Gunsten Frankreichs und die Ueberlassung von Mainz und der bayrischen Pfalz gestellt gewesen sein, die preußische Antwort dahin gelautet haben, daß Preußen jetzt in die Abtretung nicht eines Dorfes einwilligen könne, nach Konsolidierung der neuen deutschen Verhältnisse aber mit Frankreich in Verhandlung treten wolle.

Auffallend und mit obiger Angabe harmonierend ist das von Graf Bismarck wiederholt gestellte Ansinnen: preußische Truppen sogleich in die Festung Mainz aufzunehmen, mit dem Zusatze: man laufe sonst Gefahr, daß Frankreich sie besetze, was Bayern doch sicher nicht wolle.

Nach obiger Mitteilung hätte Frankreich weiter erklärt, eine bleibende preußische Occupation von Mainz nicht zugeben zu können und ein Bestehen darauf zum casus belli zu machen. Ist die Angabe gegründet, so ist anzunehmen, daß das preußische Kabinett entschlossen ist, der französischen Drohung keine Rechnung zu tragen, und die Möglichkeit eines Konflikts um so näher gerückt.

Mit Herrn v. Savigny, als Stellvertreter des Ministerpräsidenten, wurden durch Staatsminister von der Pfordten Besprechungen über die Nebenpunkte des abzuschließenden Friedensvertrages, als Auswechslung der Gefangenen, Ersatz von Staats- und Privateigentum, Rückgabe von Eisenbahnbetriebsmaterial gepflogen. Es soll dadurch der Abschluß des Friedenswerkes, sobald man über die Hauptpunkte einig ist, ermöglicht und beschleunigt werden.

Am 12. interessante Audienz bei der Großfürstin Helene von Rußland.[2]) Ueber alle politischen Fragen vollständig unterrichtet, nimmt die Großfürstin einen besonderen lebhaften Anteil an der zukünftigen Stellung der süddeutschen Staaten (Württembergs wegen). — Sie hat die Idee einer Belassung Oberhessens bei Darmstadt, womit auch jeder Grund und Vorwand einer von der bayrischen Pfalz zu verlangenden Gebietsabtretung wegfiele, lebhaft ergriffen, und will sie

---

[1]) Vergl. Sybel „Begründung des Deutschen Reichs" V. 374 f.

[2]) Witwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, geborene Prinzessin von Württemberg, † 1873.

beim Könige vertreten. Mißgunst gegen Oesterreich tritt bei ihr — bezeichnend für die russische Stimmung — hervor. Im allgemeinen verhält sie sich mehr fragend als mitteilend, aber mit Geist und Geschick.

Am 13. und 14. blieben die Verhandlungen stationär, ja wir hatten aus einer Besprechung mit Herrn v. Savigny zu entnehmen, daß die Forderungen, welche Bismarck in seiner ersten Unterredung angekündigt, in der zweiten aber wenigstens teilweise hatte fallen lassen, noch immer als bestehend und zum preußischen Programm gehörig angesehen würden. So wollte Savigny insbesondere von einem Verzicht auf Oberhessen und auf die durch Bayern an Darmstadt hierfür zu leistenden Entschädigung nichts wissen. Er bestand aber vor allem auf schleunigste Uebergabe von Mainz an Preußen, mit dem Zusatze, daß die Zögerung Bayerns, in diesen Wunsch der preußischen Regierung zu willigen, beim Minister und beim König selbst große Nervosität errege.

Es war dreierlei denkbar: entweder daß Savigny über die Hauptpunkte der Negociationen nicht genau unterrichtet worden, oder daß die geringe Besorgnis vor einem Bruch mit Frankreich das preußische Kabinett rücksichtsloser für Bayern gestimmt hatte; oder endlich, daß durch das Zurückgreifen auf die früheren exorbitanten preußischen Forderungen eine Pression geübt werden sollte, um nachher in den Besitz von Mainz zu gelangen. In jedem Falle war es klar, daß nur eine neue, direkte Besprechung mit Graf Bismarck hierüber Aufschluß verschaffen und zum Ziele führen konnte.

Herr v. Savigny wurde deshalb angegangen, dem Ministerpräsidenten unsern Wunsch, mit ihm zu konferieren, auszudrücken; und nachdem am folgenden Morgen der Königliche Ministerialrat Baron Lobkowitz und der Oberstleutnant Weiß aus München Instruktionen und erweiterte Vollmacht für uns überbracht hatten, bat Baron von der Pfordten den Grafen Bismarck noch schriftlich, mit Bezugnahme auf die dringende Mainzer Frage, um beschleunigte Zusammenkunft.

Am 13. Diner bei dem niederländischen Gesandten Byland mit Kutusoff, Lefebre und Oubril,[1]) mit welchem ich später während einer längeren Spazierfahrt über unsre Angelegenheit spreche, sie ihm besonders bezüglich Oberhessens empfehlend;[2]) am 14. Diner bei Oubril mit den nämlichen Personen, zu denen noch Minister v. Dalwigk und der russische Botschaftsrat Baron Mohrenheim[3]) hinzukommen. Mit letzterem in die Oper „Feldlager in Schlesien". Am Schlusse Ovation für den König Wilhelm und die Armee. An einem Ruhmestempel prangen die Namen der im letzten Feldzuge gewonnenen Schlachten. Es ist keine der gegen die bayrische Armee gelieferten darunter.

Das von Rußland protegierte Württemberg hat seinen Friedensvertrag mit

---

[1]) Oubril war russischer Botschafter, Kutusoff russischer Militärbevollmächtigter am Berliner Hofe.

[2]) Am nämlichen Tage Friedensschluß und Bündnisvertrag mit Württemberg. Vergl. Bismarck-Regesten I, S. 297.

[3]) Später Botschafter in Paris.

Preußen unterzeichnet. Gebietsabtretungen wurden von ihm nicht verlangt, und mit einem Opfer von 8 Millionen Gulden erkaufte es sich den Frieden.

Am 15. erschien nach einem bei König Wilhelm abgehaltenen Ministerrat Graf Bismarck bei Baron von der Pfordten.[1]) Er kündigte demselben an, daß auch Gebietsabtretungen in ziemlich ausgedehntem Maße, jedoch unter Verzicht auf die Annexion von Oberhessen, mit welchem Darmstadt dem norddeutschen Bundesstaate beitritt, und auf Kriegskostenentschädigung bestanden werde. Der Vorschlag eines geheimen preußisch-bayrischen Allianzvertrags hatte, seit die Differenzen mit Frankreich eine friedliche Wendung nahmen, offenbar seine Bedeutung und seinen Wert verloren. Graf Bismarck erklärte übrigens, ein künftiges freundschaftliches Verhältnis zu Bayern zu wünschen, und in dem Ministerrate das bayrische Interesse kräftig vertreten zu haben, selbst seinem Könige gegenüber, „welchem er Dinge gesagt habe, wie nie im Beisein andrer".

Am 16. fand unsre Konferenz mit letzterem statt. Das preußische Territorialverlangen umfaßte nachstehende vier Punkte:

I. Die Bezirksämter Berneck, Hof, Kronach, Kulmbach, Münchberg, Naila, Rehau, Stadt-Steinach, Teuschnitz.

II. Die Bezirksämter Gersfeld, Königshofen, Mellrichstadt, Neustadt, Münnerstadt und Bischofsheim.

III. Das Bezirksamt Orb.

IV. Die Bezirksämter Amorbach, Miltenberg, Obernburg zur Entschädigung an Darmstadt für Homburg und das Hinterland von Oberhessen. Außerdem würde eine Kriegskostenentschädigung von 25 Millionen Gulden beansprucht.

Wir verwahrten uns vor allem gegen jede Abtretungen in Unterfranken als Entschädigung an Hessen-Darmstadt, und es wurden dagegen alle Gründe geltend gemacht, welche das Rechts- und Billigkeitsgefühl, sowie das politische Interesse Preußens selbst darbieten, welchem es von Wert sein muß, an Bayern für die Zukunft einen treuen Verbündeten zu erwerben. Ad II wurde das Bezirksamt Gersfeld, ad III die drei obersten Gemeinden von Orb eventuell angeboten. Als Abzugsposten wurden bezeichnet:

1. ein entsprechender Teil der Staatsschuld und Grundentlastungsschuld.

2. Die Eisenbahnen und Telegraphen; bei Privateisenbahnen müßten im Falle einer Gebietsabtretung die Verpflichtungen des bayrischen auf den preußischen Staat übergehen. Außerdem wurden die Verhältnisse der Staatsangehörigen überhaupt, der Staatsdiener insbesondere und das ihnen vorzubehaltende Recht der Option, dann der temporäre Fortbestand der Filialbank zu Hof besprochen.

Am 17. wurde diese Besprechung fortgesetzt, einzelne Aufschlüsse insbesondere über den Ertrag der Domänen beigebracht. Es zeigte sich aber bei näherer Vergleichung, daß Preußen außer den gestern namhaft gemachten Bezirksämtern auch noch den ganzen Bezirk Wunsiedel in Anspruch nimmt, was einen Unterschied von mehr als 40 000 Seelen begründet. Eine preußische Forderung von

[1]) Vergl. Bismarck-Regesten S. 297.

mehr als 300 000 Seelen steht hiernach einem eventuellen bayrischen Zugeständnis von 198 000 gegenüber. Freiherr von der Pfordten kommt indessen auch jetzt auf die politische Idee eines Bündnisses, zuerst durch Graf Bismarck angeregt, zurück, und hofft, daß in diesem Falle auf Gebietsabtretung verzichtet werden könne, mit Beschränkung der für Bayern onerösen Friedensbedingungen auf die Zahlung von 25 Millionen.[1])

Am 18. Fahrt nach Sanssouci zur Audienz Ihrer Majestät der Königin Elisabeth, die uns mit größter Güte und Teilnahme empfängt und mit Thränen in den Augen von den neuen Gestaltungen der Dinge in Deutschland spricht. Bei regem Gefühl für Preußen hat doch die Königin noch ein Herz voll Liebe zu ihrem Geburtsland Bayern. Die Audienz dauerte $1^1/_2$ Stunden, und da der nächste Bahnzug nicht mehr zu erreichen war, mußte der folgende Zug abgewartet werden, was uns 2 Stunden kostbare Zeit raubt. Eine auf den Morgen angesetzte Besprechung mit Savigny wird nun auf 8 Uhr abends verlegt. Sie dauerte bis nach 11 Uhr, trägt aber wesentlich dazu bei, das Werk zu fördern. Von seiten Preußens wurde in einem im Entwurf mitgeteilten Vertragsformular auf die Abtretung der Bezirksämter Mellrichstadt, Bischofsheim, Münnerstadt und Königshofen und sodann der zur Entschädigung für Hessen-Darmstadt verlangten Aemter Amorbach, Miltenberg und Obernburg verzichtet, wodurch eine Einwohnerzahl von 75 000 für Bayern gerettet wird. Ebenso wurde der Anspruch auf Wunsiedel fallen gelassen. Dagegen beharrte Herr v. Savigny auf der Cession von Kronach nebst den dort befindlichen so wertvollen Waldungen, wofür, sowie für sämtliche Domänen, eine Schadloshaltung nicht zugestanden wird. Diese wird dagegen bezüglich der verhältnismäßigen Repartition der Staatsschuld, Eisenbahnschuld und Ablösungsschuld auf die abzutretenden Territorien anstandslos anerkannt und auch die Bereitwilligkeit für noch weitere Geldkompensationen ausgesprochen. Daneben tritt in Verbindung mit einer geheim abzuschließenden Allianz noch immer die Idee auf die Gebietsminderung hervor, wobei das Festhalten König Wilhelms an Familienerinnerungen, die sich an die Kulmbach-Brandenburgischen Lande knüpfen, als Haupthindernis bezeichnet werden.

Es ist hier ein sonderbarer Vorgang zu erwähnen, der anzudeuten scheint, daß wir hier Freunde haben, wo wir sie am wenigsten vermuteten. Dem Minister von der Pfordten wurde an diesem Tage ein Billet, von unbekannter Hand, mit Bleistift geschrieben, abgegeben:

„Empfehlung,

statt aller Gebietsabtretung die volle Kontribution von 25 Millionen Gulden und Bündnis gegen das Ausland anzubieten. Dieses Billet zu vernichten bittet

Ein Freund."

Wir werden den Wink nicht unbenutzt lassen.

---

[1]) An dem nämlichen Tag Friedensschluß und Bündnisvertrag mit Baden. Vergl. Bismarck-Regesten S. 297.

Am 20. um 1 Uhr sollten wir, nach einer Einladung, welche Savigny uns am 19. abends 11 Uhr überbrachte, mit Graf Bismarck selbst eine Zusammenkunft haben, worin das Schicksal unsers Landes und das Endresultat der Unterhandlung aller Wahrscheinlichkeit nach zur Entscheidung kommen wird.

Die Besprechung hat um 1 Uhr stattgefunden. Der Ministerpräsident bot uns Zigarren an, indem er sagte: „Ich offeriere Ihnen eine Friedenspfeife!“ Es wurde sodann zu dem Detail der mit Savigny besprochenen Friedensbedingungen übergegangen, als Baron von der Pfordten die Frage aufwarf, ob denn nicht, wie wir noch immer mit Rücksicht auf die abzuschließende Allianz hofften, von der Gebietsabtretung abgesehen werden wolle, wenn nötig unter gleichzeitiger Erhöhung der Kriegskostenentschädigung? — Hierauf erwiderte Graf Bismarck: Er selbst würde es für gute Politik halten, wenn auf eine solche Lösung eingegangen werde; er habe diese Idee dem Könige gegenüber vertreten, hoffte ihn auch vor zwei Tagen dafür gewonnen zu haben, als Seine Majestät infolge einer Intrigue des Minister Schleinitz plötzlich auf die Forderung der Gebietsabtretung von Kulmbach zurückgekommen sei. Er, Bismarck, habe aber Politik zu treiben, nicht bloßem persönlichem Gefühl und Familienreminiscenzen Rechnung zu tragen, auch liege ihm nicht ob, die Rolle der Nemesis für gegen Preußen begangene Sünden zu übernehmen, dazu möge sich der König an seinen Kultusminister wenden. Er beharre deshalb bei seinem Projekte und mache uns folgenden Vorschlag:

„Bayern bezahlt eine Kriegskostenentschädigung von 30 Millionen und tritt in der Form einer Grenzregulierung die Distrikte Gersfeld und Orb an Preußen ab; der Ertrag der Orber Walddomänen wird nach 5 % kapitalisiert und an der Kriegskostenentschädigung in Abzug gebracht.“

Wir erklärten sofort unsre Annahme dieses Antrags, welcher nun in einem unter Vorsitz des Königs abzuhaltenden Ministerrat morgen und Seiner Majestät zur Annahme empfohlen werden sollte.

Graf Bismarck sprach dabei seinen Entschluß aus, die Entscheidung nötigenfalls zur Kabinettsfrage zu machen!

Um 6 Uhr, als wir noch bei Tisch saßen, kam Graf Bismarck direkt aus dem Ministerium zu Baron von der Pfordten und erklärte ihm, daß obiger Vorschlag nach zweistündigem Kampfe vom Könige genehmigt worden sei, jedoch mit dem erschwerenden Zusatze, daß ein Abzug für die Domänen *nicht* stattfinden dürfe, die 30 Millionen vielmehr voll bezahlt werden müßten. Es wurde dabei die Zusicherung erteilt, daß man auf die vollständige Abtretung beider Gebietsteile nicht bestehen, vielmehr eine für Bayern günstigere Abgrenzung zulassen werde.

Am 21. wurden in längerer Konferenz die Vertragsentwürfe endgültig festgestellt. Ein Vorschlag, welcher den größten Teil der Orber Waldungen für Bayern zu retten bestimmt war, wurde, angeblich wegen zu befürchtender Nichtratifikation, durch Seine Majestät den König als ungenügend abgelehnt, und es mußte noch eine Hälfte des Sortorwaldes geopfert werden. Die andre, schönere

verbleibt Bayern. Die Enklave Caulsdorf, im kurhessischen Gebiete liegend, mit 600 Einwohnern und ein Einkommen von 1500 fl. repräsentierend, wurde gleichfalls an Preußen abgetreten.

Einzelne Zusatzartikel wegen der nassauischen und kurhessischen Truppen, der Festung Mainz, welche am 26. d. M. durch Rechberg an den preußischen Gouverneur zu übergeben ist, dann mehrere des Transportes preußischer Truppen aus Böhmen und Württemberg durch Bayern wurden vereinbart.

Die nun festgestellten Verträge wurden nach nochmaliger Vorlage an den König von Seiner Majestät genehmigt, und zwar: der Friedensvertrag nebst beigefügter Grenzbeschreibung und einem dazu gehörigen, die Nebenpunkte und transitarische Bestimmungen enthaltenden Protokolle; dann ein geheimer Allianzvertrag zwischen Preußen und Bayern, wodurch der Besitzstand beider gegenseitig garantiert und für den Kriegsfall der Oberbefehl dem Könige von Preußen übertragen wird. Daß wir diesem hier gewünschten Bündnisse die beträchtliche Milderung der Friedensbedingungen größtenteils verdanken, ist außer Zweifel.

Am 22. um $10^1/_2$ Uhr waren wir zur Unterzeichnung der Verträge zum Ministerpräsidenten beschieden. Sämtliche Dokumente wurden durch den gleichfalls erschienenen Herrn v. Savigny verlesen und der Gleichlaut mit den genehmigten Entwürfen konstatiert. Dieselben wurden hierauf von Graf Bismarck und v. Savigny für Preußen, von Minister von der Pfordten und mir für Bayern unterzeichnet. Verschiedene Nebenfragen wurden alsdann in freundlichstem Tone besprochen und die baldige Herstellung der diplomatischen Vertretung in beiden Hauptstädten beschlossen. Graf Bismarck wollte noch nicht Abschied nehmen, als ihm unsre nach vorgängiger Audienz bei Seiner Majestät dem König Wilhelm auf den folgenden Tag angesetzte Abreise angekündigt wurde, und wünschte uns noch bei sich zu Tisch zu sehen, was, mit großer Freundlichkeit vorgeschlagen, nicht abgelehnt werden konnte. Die neuen Alliierten schieden mit dem Schlage 12 Uhr, wir mit der Beruhigung, daß, wenn unserm Lande auch schwere Opfer nicht erspart werden konnten, doch seine Integrität, seine Unabhängigkeit und seine Machtstellung ungeschmälert aus der großen Gefahr dieses Krieges und des abgeschlossenen Friedens hervorgegangen sind.[1])

*

Am 2. September brach Graf Bray abermals nach Berlin auf, wo es diesmal die Regelung und Durchführung einer Anzahl von Nebenbestimmungen des geschlossenen Vertrages, Auswechslung der Ratifikationen und so weiter galt. Die darauf bezüglichen Tagebuchaufzeichnungen sind die folgenden:

Zweite Sendung nach Berlin.

Berlin, den 3. September. Ankunft am 2. September 1 Uhr nachmittags. Baron Lobkowitz, von Geschäftsfreunden am Bahnhof empfangen, setzt sich mit

---

[1]) An dem nämlichen Tage Unterzeichnung der Militärkonventionen mit den Südstaaten. Vergl. Bismarck-Regesten S. 298.

den Finanznotabilitäten, mit welchen das Geldgeschäft der 30 Millionen zu verhandeln ist, sogleich in Berührung und findet bereitwilliges Entgegenkommen.

Ich selbst begab mich auf das Ministerium des Aeußern, wo ich zwar Graf Bismarck nicht, wohl aber Herrn v. Savigny treffe und mit ihm sofort die verschiedenen Gegenstände bespreche, um deren endgültige Regelung es sich handelt:

1. Zur Auswechslung der Ratifikationen erklärt sich v. Savigny vollkommen bereit. Es ist hiernach anzunehmen, daß die Ratifikation Seiner Majestät des Königs von Preußen erfolgt ist, und diese Urkunde zum Austausch gegen die bayrische bereit liegt.

Es werden hierauf die übrigen Verhandlungsgegenstände der Reihe nach vorgenommen.

2. Durch die Aufschlüsse über die zur Bestrafung der vorgekommenen Soldatenexcesse und die Verwundung eines preußischen Offiziers ergriffenen Maßregeln zeigte sich Herr v. Savigny sehr befriedigt und behielt sich vor, dieselben als einen Beweis der loyalen Gesinnung Bayerns geltend zu machen, um den durch jene Vorfälle hervorgebrachten nachteiligen Eindruck zu verwischen.

3. Durch die bezüglich des in Untersuchung befindlichen Zermiki abgegebene Erklärung, wonach derselbe alsbald nach der gesetzlich vorgeschriebenen Publikation der durch den Friedensvertrag stipulierten Amnestie freigelassen werden wird, ist diese Angelegenheit erledigt.

4. Nachdem die Bezahlung der durch den Rückmarsch und die Verpflegung der nassauischen und kurhessischen Truppen verursachten Kosten einen Gegenstand bildet, der mit dem Kriegs- und Finanzministerium zur Sprache und Entscheidung gebracht werden muß, äußerte Herr v. Savigny den Wunsch, schriftliche Mitteilung hierüber zu erhalten. Er versprach schleunige Beantwortung, und ich habe ihm infolgedessen — mit Benutzung der erst durch Ratifikation des Friedensvertrags erlöschenden Vollmacht — als Abgeordneter zu den Friedensverhandlungen die beiliegende Note übergeben, deren schleunige Beantwortung zugesagt wurde.

5. Die Ankündigung der bevorstehenden neuen Accreditierung des Grafen Montgelas wurde von p. Savigny beifällig aufgenommen. Er behielt sich vor, Seiner Majestät dem Könige und dem Grafen Bismarck darüber zu referieren, und hat mir heute früh das Einverständnis beider ankündigen können. Dem Eintreffen des Grafen Montgelas in Berlin steht also, wie Graf Bismarck mir bestätigte, ein Hindernis nicht im Wege.

6. Der Angelegenheit der Burg zu Nürnberg war meiner Seite absichtlich keine Erwähnung geschehen und ebensowenig von dem hierauf bezüglichen Schreiben Seiner Majestät des Königs. Allein kaum waren die Erklärungen über die Ratifikation des Friedensvertrages ausgetauscht, als v. Savigny selbst diesen Gegenstand zur Sprache brachte. Ich entgegnete, daß sich bezüglich desselben eine Schwierigkeit ergeben habe, welche, in der Natur der Sache liegend, der freundschaftlichen Absicht Seiner Majestät des Königs unerwartete Schranken setze.

Sichtlich betroffen bemerkte Savigny, daß es tief zu bedauern sein würde, wenn eine Angelegenheit, auf welche der König Wilhelm persönlich den größten Wert lege — und die ihm unendlich am Herzen liege —, auf ernstliche Hindernisse stoßen sollte. Es sei sehr zu befürchten, daß dadurch die neubegründeten guten Dispositionen einen gänzlichen Umschlag erleiden würden und ein Gefühl der Kränkung und Enttäuschung an ihre Stelle treten würde.

Ich erwiderte hierauf, daß nicht in den Absichten unsers allergnädigsten Herrn, sondern in der Beschaffenheit des Objekts, um welches es sich handle, und in dem dasselbe betreffenden Rechtsverhältnisse die Bedenken lägen, auf welche ich hingedeutet, und erklärte ihm nun, daß nach eingezogener näherer Erkundigung die Nürnberger Burg weder im königlichen Privateigentum stehe, noch auch zu den Schlössern der königlichen Zivilliste gehöre, vielmehr lediglich als Staatsgut zu betrachten sei, und eben deshalb über die Substanz derselben ohne Zustimmung des Landtages nicht verfügt werden könne. Herr v. Savigny gab zu, daß in dieser Frage — ohne Vereitelung der ganzen Absicht — eine landtägliche Diskussion und Abstimmung nicht Platz greifen dürfe. Er bemerkte aber, daß es sich nach dem Wunsche und im Sinne des Königs Wilhelm durchaus nicht um eine „Eigentumserwerbung" handle, sondern lediglich darum, daß er (König Wilhelm) — bei gelegentlichem Besuche der Burg seiner Väter — in dieselbe nicht als ein Fremder einzutreten brauche, daß ihm vielmehr die Befugnis zustehen möge, dort als Einheimischer zu wohnen, was ohnedies nur äußerst selten, wenn je, geschehen werde. Ganz im nämlichen Sinne äußerte sich Graf Bismarck, mit welchem ich später diese Angelegenheit gleichfalls besprach. Auch er legte den größten Wert darauf, daß dem König Wilhelm in diesem Anlasse, wo es sich um einen durch Familienreminiscenzen berechtigten Wunsch handelt, keine Enttäuschung bereitet werde, während er die rechtsverbindliche Form des königlichen Zugeständnisses in dieser „reinen Gefühlssache" als gleichgültig behandelte.

Auf die an mich gerichtete direkte Frage: ob ich ein Allerhöchstes Handschreiben für Seine Majestät den König Wilhelm überbracht habe, konnte ich nun bejahend antworten. Dasselbe wurde Seiner Majestät dem Könige, kurz ehe er Berlin zur Besichtigung der zurückkehrenden Truppen verließ, übergeben und erregte bei Seiner Majestät, wie ich höre, lebhafte Rührung und Befriedigung, welche sich in der Antwort des Königs wohl äußern wird. Wenn es nach vorstehendem unthunlich war, diese Angelegenheit ganz rückgängig zu machen, so läßt sich doch infolge der ausgetauschten Erklärungen annehmen, daß der von Seiner Majestät dem Könige, unserm allergnädigsten Herrn, Seinem Königlichen Oheim angetragene Mitbesitz — auch hier wohlverstandenermaßen nur als ein „Wohnungsrecht" gilt, — wovon nach der Natur der Sache in höchst seltenen Fällen Gebrauch gemacht werden wird. — Vor einseitigen Verfügungen schützt überdies jedenfalls der vorbehaltene Mitbesitz Seiner Majestät des Königs.

Der Austausch der Ratifikationen hat auf dem Ministerium des Aeußern zwischen Savigny und mir um 3 Uhr nachmittags an dem als letzten Ratifikations-

termin bezeichneten 3. September stattgefunden. Zur Konstatierung des Aktes wurde ein Protokoll unterzeichnet und hiervon telegraphisch sowohl nach Nürnberg dem preußischen Kommissär Krupka durch Savigny, als von mir nach München Nachricht erteilt.

Mittagessen ganz en famille bei meinem Freunde Werther, der, wie alle, überglücklich ist, nach Wien zurückzukehren. Abend im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater: „Héloise Paracquet"; dann Thee bei Graf Redern, wo ich beide Brüder mit ihren so verschiedenen Frauen finde.

Am 4. September. Um 11 Uhr Schlußbesprechung mit Graf Bismarck, dem ich den Ministerialrat Baron Lobkowitz vorstelle. Es werden noch einmal sämtliche Gegenstände, welche hier jetzt in Betracht kommen, besprochen.

Auf meinen Glückwunsch zur gestrigen Abstimmung im Abgeordnetenhause, wodurch in Preußen der innere Friede gleichzeitig mit dem äußeren hergestellt worden, erwiderte der Minister, daß er in der That auf eine so starke Majorität nicht gerechnet habe. Es wird alsdann der Haltung unsers Landtages erwähnt und an seiner einstimmigen Billigung der Vertragsvorlagen die Hoffnung einer dem neu begründeten Verhältnisse gegenseitigen Wohlwollens und Zusammenwirkens günstigen Volksstimmung geknüpft. Graf Bismarck bemerkt, durch ihre geographische Lage seien beide Staaten naturgemäß auf ein einträchtiges Zusammengehen hingewiesen, indem ohne Beeinträchtigung Preußens der bayrische Einfluß sich in Süddeutschland mit aller Berechtigung geltend machen könne. — Der Minister freut sich, nun auch mit Hessen-Darmstadt zum Abschlusse gelangt zu sein, fügt aber vertraulich hinzu, daß mit diesem Staate ein geheimer Allianzvertrag wie mit Bayern, Württemberg und Baden nicht abgeschlossen worden sei, weil auf Ministers v. Dalwigk Verschwiegenheit nicht streng zu rechnen war. Ein weiterer Grund war wohl auch der, daß durch den Eintritt Oberhessens in den Norddeutschen Bund für die Politik des ganzen Großherzogtums genügende Gewähr geboten ist.

Bezüglich der Verhandlungen mit Sachsen äußert Graf Bismarck geringere Befriedigung. Die vielfachen äußeren Interventionen zu Gunsten dieses Staats, besonders die durch eine Spezialsendung des Freiherrn v. Brenner bethätigte Verwendung Oesterreichs, lassen vermuten, daß Sachsen bei seiner bisherigen äußeren Politik beharren und eine größere, namentlich militärische Selbständigkeit innerhalb des Norddeutschen Bundes in einer für Preußen feindlichen und bedrohlichen Weise mißbrauchen würde. Zu dieser Annahme berechtige ferner die politische Gesinnung nicht sowohl des Königs Johann als seiner Söhne ...

Offenbar liegen hiernach die preußisch-sächsischen Verhandlungen noch im argen. Ein weiterer durch Graf Bismarck angeregter Punkt betrifft die künftige Gestaltung des Zollvereins. Er verkennt nicht die Schwierigkeit, welche darin liegen wird, ein Organ zu schaffen, welchem die Beschlußfassung über die gemeinsamen Zollangelegenheiten zu übertragen wäre; glaubt aber, daß dies durch Delegation von Vertretern des norddeutschen Parlaments und eines jeden der süddeutschen Staaten nach Verhältnis ihrer Einwohnerzahl gleichwohl sich er-

reichen ließe. In diesem „Zollparlament" sollten nach seiner Ansicht Majoritätsbeschlüsse über Zollfragen gefaßt werden.

Welches aber wäre das Verhältnis der Regierungen zu dieser deliberierenden beschließenden Versammlung? Es giebt hier augenscheinlich manche Vorfrage zu lösen, und bis auf weiteres wird an dem durch § 7 des Friedensvertrages geschaffenen Provisorium festzuhalten sein.

Der dem Grafen Bismarck schließlich überreichte St. Hubertus-Orden erregte bei demselben sichtlich die größte Freude und Befriedigung, und er gab diesem Gefühl in sehr lebhafter Weise Ausdruck, indem er mich ersuchte, Seiner Majestät dem Könige seinen ehrerbietigen Dank für die ihm gewordene hohe Auszeichnung zu übermitteln.

*

In fast allen Punkten haben bis jetzt Erfolge die preußischen Waffen und die preußische Politik begleitet. Auch der neue französische Ministerwechsel wird hier in einem für Preußen günstigen Sinne gedeutet, indem man nicht ohne Grund anführt, daß Drouyn de l'Huys für Oesterreich immer günstiger als für Preußen gestimmt gewesen sei. Dagegen ist sein Nachfolger Mr. de Moustier, wenngleich in Berlin, wo er mehrere Jahre Gesandter gewesen, wohlbekannt, als Minister noch nicht zu beurteilen. Er ist klug, gewandt und von wenig verträglichem Charakter.

Manteuffels Sendung nach St. Petersburg wird als gescheitert angesehen. Rußland hat nichts gebilligt, nichts anerkannt.[1]) Von dort an wurden die anfangs Darmstadt gegenüber beobachteten Rücksichten beiseite gesetzt und die Friedensbedingungen verschärft. Ein Tadel oder eine Drohung Rußlands ist übrigens ebensowenig erfolgt, als dessen Zustimmung, und schließlich hat Preußen nur mit einem Staate abzurechnen — mit Frankreich.

NB. Mit dem Prinzen Nikolaus von Nassau wurde bezüglich der Truppen Verständigung erzielt und diese vom Herzog gutgeheißen, nachdem dessen Forderungen in 16 Punkten von Preußen sämtlich acceptiert werden. Die Truppen rücken mit allen militärischen Ehren in ihre früheren Garnisonen wieder ein.

---

[1]) Vergl. über die thatsächliche Lage Sybel a. a. O. V, Seite 376 bis 381.

Die Sprache der Taubstummen.

Alte und neue Bahnen des Taubstummenunterrichts.

Von

Professor **Passow**, Heidelberg.

Womit hören wir? Womit sprechen wir? Wer ist taubstumm? Diese drei Fragen sind nicht so leicht zu beantworten, wie es scheint. Ueber das Hören und Sprechen wie über das Wesen der Taubstummheit sind noch heute vielfach falsche Vorstellungen verbreitet, Vorstellungen, in denen Aerzte und Laien bis über das Mittelalter hinaus befangen waren, Vorstellungen, die einen rationellen Taubstummenunterricht unmöglich machten.

Weitverbreitet ist die Ansicht, daß das Trommelfell zum Hören unbedingt nötig ist. Das ist falsch. Wir unterscheiden am Gehörorgan einen schallleitenden und schallempfindenden Teil. Die Schallwellen (Töne und Geräusche) gelangen in den äußeren Gehörgang, setzen das Trommelfell in Schwingungen, welche durch die Kette der Gehörknöchelchen dem inneren Ohr zugeleitet werden. In diesem ist der schallempfindende Teil, die Endausbreitung des Gehörnerven, eingebettet. Hier findet die Schallempfindung, das Hören statt. Damit wir aber das Gehörte auffassen, muß es durch den Hörnerven dem im Gehirn befindlichen Hörzentrum zugeführt werden. Wir sind demnach taub, wenn das innere Ohr nicht mehr funktioniert und wenn die Bahn von dort nach dem Hörzentrum oder dieses selbst zerstört ist. Ist bei gesundem inneren Ohr der schallleitende Teil erkrankt, zum Beispiel das Trommelfell durchlöchert oder fehlt es ganz, so ist zwar die Hörfähigkeit herabgesetzt, aber nicht vernichtet. Denn die Schallwellen werden, wenn auch nicht in normaler Weise, dem inneren Ohr zugeleitet. Durch die Erkrankung des schallleitenden Apparates allein kann also nie völlige Taubheit bedingt sein.

Wir sprechen mit der Zunge und dem Kehlkopf. Damit aber unsre Sprache deutlich, laut und fehlerlos ist, muß auch die Lunge gesund sein, die Zähne, der Mund, der Rachen und die Nase. Wir sprechen ferner nur dann, wenn das in der linken Gehirnhälfte gelegene Sprachzentrum und die Nerven richtig funktionieren, die das Zentrum mit den Sprachorganen verbinden. Wird das Sprachzentrum zerstört, wie es häufig bei Leuten der Fall ist, die vom Schlage gerührt sind, so ist die Sprache, selbst bei völliger Gesundheit von Kehlkopf, Zunge und so weiter, unmöglich.

Das vollsinnige Kind lernt sprechen, indem es die Laute nachahmt, die es hört. Durch fortwährende Uebung und dadurch, daß es die ausgesprochenen Worte mit seinem Gehör kontrolliert, gelangt es nach und nach zum richtigen Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge. Da dem taubgeborenen Kinde dieser einzige, natürliche Weg zur Erlernung der Sprache versperrt ist, so bleibt es stumm und

stößt nur unartikulierte Laute aus. Aber auch zur Erhaltung der Sprache ist die Kontrolle durch das Gehör notwendig. Daher sehen wir, daß in frühester Jugend bis etwa zum achten Lebensjahr ertaubte Kinder, die bereits sprechen konnten, wieder stumm werden, und selbst Leute, die im höheren Alter ihr Gehör verlieren, bekommen nach und nach eine klanglose Stimme und sprechen bald leiser, bald lauter, als sie beabsichtigen. Das taube Kind ist also stumm, weil es taub ist. Zu dieser Erkenntnis, daß die Taubheit die Ursache der Stummheit ist, kam man erst sehr spät. Man stellte die Taubstummen auf die gleiche Stufe mit den Blödsinnigen, weil man glaubte, daß es sich um Fehler des Gehirnes handle. Vielfach auch war man der Ansicht, daß ihre Sprachorgane nicht normal seien, und verfiel daher auf den Gedanken, die Zunge zu lösen und allerlei Mittel anzuwenden, um die Sprache zu erleichtern. Natürlich ohne Erfolg. Allerdings giebt es auch Kinder, die hören können und doch stumm sind. In ihrem Wesen und Gebaren unterscheiden sie sich jedoch von den Taubstummen sehr erheblich.

Taubstumm wäre nach alledem derjenige, der nicht hören und nicht sprechen kann. So einfach liegt die Sache jedoch nicht. Fast alle Taubstummen können sprechen lernen, aber nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern nur durch besondere Methoden und zwar mehr oder minder gut, fast nie aber vollkommen. Viele Taubstumme besitzen Reste von Hörvermögen; einige haben Schallgehör, manche können einzelne Vokale, einzelne auch Worte, ja kurze Sätze verstehen. Wir müssen die Taubstummheit also auf andre Weise definieren. Wer infolge äußerst mangelhaften oder gänzlich fehlenden Gehörs unfähig ist, auf normalem Wege und ohne besonderen Unterricht sprechen zu lernen, ist taubstumm. Auch ist der taubstumm, dem durch den in jungen Jahren eingetretenen Verlust seines Gehörs die Möglichkeit geraubt ist, sein auf naturgemäße Weise erlangtes Sprachvermögen sich zu bewahren.

Zur Erlernung und Erhaltung ist nur ein geringer Bruchteil der normalen Hörfähigkeit erforderlich. Der Gesunde versteht Flüstersprache im geschlossenen Raume auf ungefähr 25 Meter. Das ist für den Bedarf im gewöhnlichen Leben ein enormer Ueberschuß an Gehör. Denn es giebt viele Menschen, die Flüstersprache nur auf 1 bis 2 Meter vernehmen, ohne daß sie diese Gehörabnahme besonders unangenehm empfinden. Leute mit einem Hörvermögen für Flüstersprache auf 4 Meter Entfernung sind, obwohl sie nur $^1/_6$ der normalen Hörschärfe besitzen, militärdienstfähig. Kinder, die nur noch Flüstersprache verstehen, die ihnen unmittelbar ins Ohr gesprochen wird, können sprechen lernen, ja noch solche, die Flüstersprache überhaupt nicht mehr hören, wohl aber noch im Konversationston gesprochene Worte und Sätze. Wird das Hörvermögen noch geringer, so tritt Taubstummheit ein.

Es ist schwer festzustellen, wie viele der Taubstummen von Geburt an taub sind. Man schätzt etwa 40 Prozent. In dem ersten Lebensjahre wird die Taubheit von den Eltern leicht übersehen und später mit Unrecht Krankheiten zugeschoben, die das Kind inzwischen überstanden hat. Andrerseits können Ohrenleiden unbeachtet bleiben, die nach der Geburt Taubheit verursachen. Angeborene

Taubheit ist oft die Folge von Entwicklungsfehlern vor der Geburt. Zweifellos ist sie häufig in solchen Familien, in denen sich Heiraten unter nahen Verwandten wiederholen. Die Kinder von Taubstummen erben den Fehler der Eltern keineswegs immer, wohl aber nicht selten. Eine ganze Reihe von Krankheiten bedroht das Gehör der Kinder im Säuglingsalter und in den ersten Lebensjahren. Vor allen Dingen sind es die sogenannten akuten Infektionskrankheiten wie Scharlach, Masern, Diphtherie, Typhus, Influenza, Lungenentzündung und so weiter, welche Mittelohrentzündungen und -eiterungen zur Folge haben. Werden diese nicht rechtzeitig erkannt und richtig behandelt, so können sie zu Erkrankungen des inneren Ohres und damit zur Taubheit führen. Der unglückselige, im Volke weitverbreitete Glaube, daß laufende Ohren harmlos sind, ja daß sie nicht bekämpft werden dürfen, weil das Leiden sonst nach „innen schlagen" könnte, hat schon manchem Kinde das Gehör und die Sprache gekostet und es damit für sein Leben unglücklich gemacht; und dies ist um so trauriger, weil fast alle Mittelohrentzündungen heilbar sind, wenn sie nicht vernachlässigt werden. Auch nach Schnupfen und Halsentzündung entstehen derartige Ohrenleiden. Um ihnen vorzubeugen, ist es erforderlich, Erkrankungen der Nase und des Nasenrachenraumes rechtzeitig behandeln zu lassen.

Schlimmer ist es, wenn das innere Ohr von vornherein betroffen wird, wie es ebenfalls bei den obengenannten Krankheiten vorkommt. Das innere Ohr ist sehr empfindlich. Die außerordentlich fein organisierten Nervenendigungen gehen schnell unwiederbringlich zu Grunde, und die ärztliche Kunst vermag nur selten das Unheil abzuwenden. Die gefährlichste Infektionskrankheit für das Gehör ist die epidemische Genickstarre. Greift sie, wie das leider nicht selten geschieht, auf den Hörnerv über, so wird er meist völlig zerstört, und in wenigen Tagen tritt unheilbare Taubheit ein.

Das Entstehen der Taubstummheit können wir durch Vorbeugungsmaßregeln und rechtzeitiges Eingreifen, wie oben ausgeführt, oft verhindern. Dafür zu sorgen, ist um so wichtiger, als die einmal eingetretene Taubstummheit mit ganz geringen Ausnahmen nicht mehr gehoben werden kann.

Durch den Mangel des Gehörs und der Sprache ist das taubstumme Kind von jeder geistigen Verbindung mit seiner Umgebung abgeschnitten. Wird diese Verbindung nicht rechtzeitig durch zweckmäßigen Unterricht hergestellt, so läuft es Gefahr, die geistigen Anlagen, die es besitzt, zu verlieren und damit zu verblöden. Die Begabung ist unter den taubstummen Kindern im großen und ganzen ebenso verteilt wie unter den vollsinnigen. Allerdings giebt es viele, die infolge angeborener Fehler oder überstandener Krankheiten des Gehirns schwer oder überhaupt nicht bildungsfähig sind.

Die Verbreitung der Taubstummheit in den einzelnen Ländern ist ungleichmäßig. Sie hängt von verschiedenen Ursachen ab, auf die ich zum Teil schon früher hingewiesen habe, wie Verwandtenheiraten und Auftreten epidemischer Krankheiten. Zweifellos sind auch hygienische Verhältnisse nicht ohne Einfluß. Die meisten Taubstummen giebt es in der Schweiz, wo von 1000 Einwohnern

mehr als 2 Taubstumme sind, die wenigsten (0,3‰) in Holland. In Deutschland leben etwa 52 000 Taubstumme, das heißt von 1000 Deutschen ist einer taubstumm. Unter den deutschen Staaten steht Baden, infolge der Häufigkeit der epidemischen Genickstarre, mit 1,2‰ obenan. Taubstumme hat es zu allen Zeiten gegeben. Wir lesen davon in der Bibel; Herodot erzählt, daß der Sohn des Krösus taubstumm war und in dem Augenblick sprechen lernte, als sein Vater in höchster Gefahr schwebte. Wie diese plötzliche Heilung erfolgt sein soll, ist schwer verständlich. Bei den alten Griechen und Römern war von einem eigentlichen Unterricht nicht die Rede. Hie und da wird hervorgehoben, daß ein Taubstummer im stande war, einen Beruf auszuüben. Gänzlich vernachlässigt wurden die Unglücklichen im Mittelalter. Sie wurden nicht bemitleidet, sondern verachtet. Ihnen zu helfen, wurde als ein frevelhafter Eingriff in den göttlichen Willen betrachtet, da man sie als von Gott Gezeichnete ansah. Diese Anschauung ist um so unbegreiflicher, als nach dem Evangelium des Markus [1]) Christus selbst einen Taubstummen heilte. Den Taubstummen ist auch, als man ihrer Erziehung schon mehr Aufmerksamkeit widmete, der Besitz der Seele abgesprochen und die Fähigkeit des religiösen Empfindens. Es ist noch nicht gar lange her, daß man sie nicht für eigentlich bildungsfähig hielt. Man glaubte, daß es nur möglich sei, sie abzurichten wie etwa einen Papagei. Ja, selbst Kant hat noch (Band 7, Seite 467 der Ausgabe von Hartenstein) gesagt: „Taubgeborene, die eben darum auch stumm (ohne Sprache) bleiben müssen, können nie zu etwas Mehrerem als einem Analogon der Vernunft gelangen," eine Behauptung, die er heute gewiß nicht mehr aufrecht erhalten würde.

Das Verdienst, Taubstumme zuerst methodisch unterrichtet und mit Erfolg unterrichtet zu haben, gebührt ohne Zweifel dem spanischen Mönche Pedro de Ponce, der im sechzehnten Jahrhundert lebte. Von ihm wird erzählt, daß er drei taubstumme Geschwister des Kronfeldmarschalls von Kastilien und den Sohn des Statthalters von Aragonien so weit brachte, daß die Schriftsteller der damaligen Zeit voll des Lobes über das erzielte Resultat sind. Ob er wirklich so viel erreichte, wie berichtet wird, oder ob man nur deshalb über das Können der Ponceschen Schüler staunte, weil sie die andern Taubstummen weit überragten, mag dahingestellt sein. Ueber seine Unterrichtsmethode wissen wir nichts Genaues, nur so viel, daß er seinen Schülern zuerst die Schrift beibrachte und dann die Sprache. Sie sollen spanisch, griechisch und lateinisch gesprochen und — dies ist bezeichnend für die damalige Zeit — Kenntnisse in der Physik und Astronomie gehabt haben. Nach Ponce haben eine ganze Reihe von Männern in verschiedenen Ländern einzelne Taubstumme unterrichtet. Es würde zu weit führen, wollte ich hier sämtliche Namen aufzählen, es sei nur bemerkt, daß in England vor allen John Wallis, in Deutschland Kerger und Arnoldi sich mit Taubstummenerziehung befaßten und Schriften über ihre Methoden hinterließen. Die Lehren des Schweizers Ammann, welcher in Holland lebte, sind von be-

[1]) Markus 7.

sonders nachhaltigem Einfluß auf die Entwicklung des Taubstummenunterrichts gewesen.

Erstaunliche Resultate im Taubstummenunterricht erzielte der aus einer portugiesischen Judenfamilie stammende Jakob Rodriguez Pereira, der im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich lebte und wirkte. Es kann darüber nach den Berichten seiner Zeitgenossen, ja selbst seiner Gegner und nach dem Urteil der Akademie der Wissenschaften kein Zweifel herrschen. Leider hat er uns seine Methode nicht hinterlassen und zwar — ein übles Zeichen für seine Menschenliebe — deshalb nicht, weil er hoffte, man werde ihm sein Geheimnis abkaufen. Wahrscheinlich war sein Unterricht nicht originell, wahrscheinlich hat er die Methoden seiner Vorgänger weiter ausgebildet und verarbeitet. Offenbar unterstützte ihn dabei ein eminentes Lehrtalent.

Alle diese Männer bethätigten, wie Walther in seinem vortrefflichen Werk, „Die Entwicklung des Taubstummenwesens", sagt, einen außerordentlich praktischen Sinn. Sie strebten danach, den Taubstummen die Sprache wiederzugeben, und lieferten damit die Grundlage des jetzigen Unterrichts.

Völlig andre Wege schlug der Abbé de l'Epée ein. Sein Name wird unter den Wohlthätern der Menschheit, unter denen, die in selbstloser, wahrhaft christlicher Liebe gewirkt und gearbeitet haben, stets einer der glänzendsten sein. Von ihm sagt Walther mit Recht: „Er war ein Mann von Johannäischem Herzen und dem Feuereifer eines Petrus." Sein eignes Wohl ganz vergessend, lebte er nur den Taubstummen und wandte ihnen sein volles Herz und seine ganze Fürsorge zu. Seine Vorgänger hatten sich nur einigen wenigen Taubstummen gewidmet, die entweder durch Geburt oder Vermögen bevorzugt oder durch verwandtschaftliche Bande mit ihnen verknüpft waren. De l'Epée brachte als erster den Gedanken zum Ausdruck, daß alle Taubstummen ebenso, ja noch mehr als die Vollsinnigen, das Recht haben, unterrichtet zu werden, und daß ihren Mitmenschen die Pflicht obliegt, für ihre Erziehung zu sorgen. Für die Taubstummen hat er sein ganzes Leben hindurch rastlos gearbeitet, für sie sein Vermögen geopfert.

De l'Epée wurde 1712 in Versailles geboren. Er widmete sich der Theologie und war eine Zeitlang Prediger. Als er seine Stellung infolge eines Konfliktes mit seinem Erzbischof aufgeben mußte, zog er nach Paris. Dort sah er in einer befreundeten Familie zwei taubstumme Kinder. Aus Mitleid für die Unglücklichen widmete er sich ihrer Erziehung, und der Verkehr mit ihnen brachte in ihm den Entschluß zur Reife, die Methode des Unterrichts, die er sich selbst gebildet hatte, auch andern Taubstummen zu teil werden zu lassen. Aus eignen Mitteln gründete er 1760 die erste Taubstummenanstalt. Seine Unterrichtsmethode ist von der seiner Vorgänger grundverschieden. Offenbar hat er auch deren Arbeiten nicht gekannt, als er seinen ersten Unterricht begann. Taubstumme, die ohne Belehrung aufwachsen, suchen sich instinktiv untereinander und mit Vollsinnigen durch Gebärden verständlich zu machen. Die Gebärde ist somit der Spracherſatz der Taubstummen. Auf der systematischen Ausbildung der Gebärdensprache baut

sich die Unterrichtsmethode de l'Epées auf. Im Gegensatz zu den älteren Lehrern verzichtete er darauf, die Kinder die Lautsprache zu lehren. Seine Gebärdensprache ist nach ganz bestimmten Prinzipien entwickelt. Ihre Zeichen sind nicht willkürlich gewählt, sondern so, daß sie in möglichst verständlicher Weise den Begriff, den sie ausdrücken sollen, mimisch andeuten. Für viele Worte, wie Essen, Gehen, Schlafen und so weiter, sind derartige Gebärden leicht zu finden, ebenso für Gegenstände wie Tisch, Kleider, die Gliedmaßen des Körpers und so weiter. Komplizierter sind die Zeichen für alle abstrakten Begriffe wie Liebe, Glaube, Hoffnung, Haß, Freundschaft, Feindschaft. Wo die Gebärden nicht ausreichten, benutzte de l'Epée das Fingeralphabet, welches zuerst von Bonnet im Unterricht angewendet war. Um das Verständnis zu erleichtern, verwandte er Tafeln mit zahlreichen Abbildungen. Es war eine gewaltige Arbeit, die de l'Epée bewältigte. Durch sein System gelang es ihm, seinen Schülern nicht nur Begriffe beizubringen, sondern sie auch in allen Zweigen der Grammatik so weit zu fördern, daß sie im stande waren, von ihm diktierte, das heißt durch Gebärden diktierte Aufsätze fließend niederzuschreiben, die nur von abstrakten Dingen handelten. Die Schrift diente ihm nur als Lehrmittel, da er wunderbarerweise glaubte, daß der Taubstumme nie im stande sein könne, die Schrift zum Gedankenaustausch und zum Verkehr zu benutzen.

De l'Epée hat Schule gemacht. Seine, die sogenannte französische Methode, fand in allen Ländern Anhänger. Sein Ruhm verbreitete sich über die ganze zivilisierte Welt.

Der Grundgedanke, daß die Gebärdensprache dem Taubstummen leichter beizubringen sei als die Lautsprache, ist unzweifelhaft richtig. Ich glaube auch, daß man mit der Gebärdensprache im Anfang des Unterrichts schneller vom Fleck kommt und mit ihrer Hilfe dem Taubstummen die ersten Begriffe, die er fassen muß, schneller lehrt als mit der Lautsprache. An einem fundamentalen Fehler krankt jedoch de l'Epées Methode. Kann sich auch der in der Gebärdensprache unterrichtete Taubstumme mit andern Taubstummen fließend, ja ebenso schnell wie die Vollsinnigen unter sich unterhalten, so bleibt er doch von dem Verkehr mit allen ausgeschlossen, die der Gebärdensprache nicht mächtig sind, und das ist die Mehrzahl der Menschen.

Siebzehn Jahre nach Gründung der Pariser wurde in Deutschland und zwar in Dresden die erste Taubstummenanstalt durch den vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen dorthin berufenen Samuel Heinicke errichtet. Samuel Heinicke war ursprünglich Privatlehrer. Nach mancherlei Wechselfällen erhielt er in Eppendorf eine Kantorstelle. In einem andern Orte hatte er bereits den Versuch gemacht, ein taubstummes Mädchen, das ihm zugeführt war, um schreiben zu lernen, auch in der Lautsprache zu unterrichten. Als es der Zufall wollte, daß er auch in Eppendorf taubstumme Schüler erhielt, reifte in ihm der Plan, eine Taubstummenanstalt zu errichten, und mit Freuden folgte er dem Ruf des sächsischen Kurfürsten. Die Dresdener Anstalt blühte auf und erlangte unter Heinickes Leitung großen Ruf.

Heinicke knüpfte an die älteren Lehrer an. Zwar benutzte er, namentlich zu Beginn seiner Thätigkeit, noch die Gebärde und das Fingeralphabet. Aber sie waren nur Hilfsmittel, dienten nicht als Grundlage des Unterrichts. Sein Ziel war, dem Taubstummen die Lautsprache der Vollsinnigen beizubringen und ihn zu lehren, die Sprache der Vollsinnigen, die er nicht hören kann, durch Ablesen von den Lippen zu verstehen. Damit wollte er dem Taubstummen die Möglichkeit des Verkehrs mit seinen übrigen Mitmenschen und die Gelegenheit geben, eine gleiche Bildungsstufe wie der Vollsinnige zu erreichen. An diesem Ziele unbeirrt festgehalten zu haben, ist Heinickes unbestrittenes Verdienst.

Zwischen de l'Epée und Heinicke kam es zu einem erbitterten Streit, der recht unerquicklich war. Leider müssen wir eingestehen, daß er von Heinicke nicht in der maßvollen, vornehmen Weise geführt wurde, wie von seinem französischen Gegner.

Ueber Heinickes Lehrmethode wissen wir wenig. Denn ähnlich wie Pereira hat er sie aus gewinnsüchtiger Absicht sorgfältig verheimlicht. Zweifellos lehrte er in ähnlicher Weise, wie es jetzt geschieht, und wahrscheinlich hat er die Schriften Ammanns als Grundlage für den weiteren Ausbau seines Unterrichts benutzt.

Die Anregung, die zunächst durch de l'Epée und in zweiter Linie durch Heinicke gegeben war, trug gute Früchte, und bald entstanden in den meisten Kulturstaaten Taubstummenanstalten.

Die Verbesserung des Schulwesens im allgemeinen, welche im neunzehnten Jahrhundert überall durchgeführt wurde, kam auch den Taubstummen zu gute, und ihr Unterricht wurde, dank der unermüdlichen Arbeit der Lehrer, auf eine hohe Blüte gebracht. Auch die weitere Entwicklung des Taubstummenwesens ist hochinteressant.[1]) Doch ist hier nicht der Ort, auf seine einzelnen Phasen näher einzugehen.

Nach de l'Epées und Heinickes Tode wurde der Kampf zwischen den Verfechtern der Gebärdensprache und denen der Lautsprache mit großer Hartnäckigkeit von beiden Seiten fortgesetzt. Im Gegensatz zur französischen wird die Methode des Unterrichts in der Lautsprache mit Recht und trotz des Neides der Engländer die „deutsche" genannt. Anfangs schien letztere zu unterliegen. Denn selbst in Deutschland wurde die Gebärdensprache vielfach, namentlich in der Wiener Anstalt, bevorzugt und gepflegt. Als aber die Fürsorge für die Taubstummen an Boden gewann und mit der Anerkennung der Notwendigkeit des Taubstummenunterrichts seine methodische Entwicklung Fortschritte machte, fand die deutsche Methode mehr und mehr Anerkennung, bis sie schließlich einen vollständigen Sieg errang. Gerade am Orte der Wirksamkeit de l'Epées, in Paris, wurde auf dem ersten internationalen Kongreß der Taubstummenlehrer im Jahre 1878 ein Antrag mit erdrückender Mehrheit angenommen, welcher der Lautsprache den

---

[1]) S. Walther, Geschichte des Taubstummen-Bildungswesens. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1892.

unbedingten Vorzug vor der jetzt fast völlig verdrängten Zeichensprache giebt. Dieser Erfolg ist in erster Linie den deutschen Lehrern zu danken.

Bei der heutigen Methode des Taubstummenunterrichts wird an die Stelle der Hörkraft die Sehkraft gesetzt, indem das Kind die Sprache, die es nicht hört, von der Lippe ablesen lernt. Zur Erlernung der Sprache wird außer dem Gesichtssinn auch der Tastsinn zu Hilfe genommen.

Der Taubstumme soll in der Anstalt dasselbe erlernen, wie der Vollsinnige in der Volksschule. Die Lehrfächer sind Religion, Rechnen, Geschichte, Geographie, Schreiben, Zeichnen, Turnen, ferner Handarbeiten. Vor allen Dingen aber muß das Kind, um dem Unterricht in diesen Fächern folgen zu können, sprechen und verstehen. Letzteres geschieht dadurch, daß es sich die Fertigkeit aneignet, von den Lippen das Gesprochene abzulesen. Die Schwierigkeiten, die Sprechen- und Ablesenlernen für Lehrer und Schüler bieten, sind nicht zu schildern. Man muß dem Unterricht selbst folgen, um sich hiervon einen Begriff machen zu können.

Der Unterricht wird in allen Lehrstufen durch Anschauungsmittel unterstützt. Die Taubstummenanstalten sind voll großer Wandtafeln, auf denen alle diejenigen Dinge abgebildet sind, die dem taubstummen Kind nicht sichtbarlich vor Augen geführt werden können, und von denen es dennoch einen Begriff bekommen muß, um sprechen zu lernen. Kommt es doch darauf an, dem tauben Kinde jene Grundlage zu geben, das heißt ihm alle jene Begriffe zu verschaffen, die das vollsinnige Kind bereits mit in die Schule bringt.

Ehe mit dem Erlernen der Lautsprache begonnen werden kann, ist eine ganze Reihe von vorbereitenden Uebungen erforderlich. Lippen- und Zungenbewegungen sind vorzunehmen, ferner Atemübungen. Denn zur Erzeugung der Sprache ist nicht nur die richtige Stellung der Sprachorgane notwendig, sondern auch die zweckmäßige Verwendung des Luftstroms, der durch die Atmung erzeugt wird.

Die Einübung der einzelnen Laute geschieht auf die verschiedenste Art mit Hilfe des Gesichts- und Gefühlssinns. Das Kind muß unausgesetzt die Lippenbewegungen des Lehrers beobachten und nachahmen. Soll beispielsweise a, o, u gebildet werden, so legt das Kind die eine Hand auf seinen eignen Kehlkopf, die andre auf den des Lehrers. Nun sagen beide abwechselnd a. Das Kind fühlt die Erschütterung des Kehlkopfs, welche bei Hervorbringung des Lautes a erzeugt wird. Spricht es falsch, so fühlt es, daß die schwingenden Bewegungen des eignen Kehlkopfs anders sind als diejenigen am Kehlkopf des Lehrers. Die Uebung wird so lange fortgesetzt, bis der Laut richtig gebildet wird. Bei Aussprache des Vokals i erfolgt eine leichte, ganz charakteristische Erschütterung des Schädeldachs. Daher legt das Kind bei Einübung dieses Vokals die eine Hand auf den eignen, die andre auf des Lehrers Scheitel und kontrolliert den erzeugten Ton in ähnlicher Weise, wie es bei Bildung des Lautes a am Kehlkopf geschieht.

Beim Buchstaben h haucht der Lehrer auf einen Spiegel, der dann anläuft.

Das Kind muß denselben Erfolg erzielen, wenn es diesen Buchstaben richtig ausspricht.

Sehr schwer sind r, ch, k zu entwickeln.

Später geht der Lehrer zu Worten, dann zu Sätzen über.

Nehmen wir ein Beispiel! Der Lehrer nimmt ein Buch zur Hand, an der Tafel ist ein Buch abgebildet, daneben steht geschrieben „Buch". Der Lehrer sagt „Buch", während das Kind auf die Lippen des Lehrers schaut und den Versuch macht, das Wort nachzusprechen, indem es den Mund in dieselbe Stellung bringt wie der Lehrer. Es gelingt ihm nicht sofort, das Wort richtig auszusprechen. Es sagt Luch, Lüch, Lück u. s. w. Der Lehrer schüttelt den Kopf, während er wiederum Buch sagt, läßt er, wie vorhin auseinandergesetzt, die Richtigkeit des gebildeten Wortes an seinem und des Zöglings Kehlkopf kontrollieren. Ist der Begriff „Buch" fest eingeprägt, so geht der Lehrer weiter. Er legt das Buch hin. „Das Buch liegt." Er stellt es hin. „Das Buch steht" u. s. w. Dann werden die Farben und sonstige Eigenschaften des Buches durchgenommen. Sind die Begriffe „Stehen, Fallen, Liegen" u. s. w. bei einem Gegenstande festgelegt, so lassen sie sich auch leicht auf andre Dinge anwenden. Je größer die Zahl der Begriffe ist, die das Kind gewonnen hat, um so leichter läßt sie sich vermehren. Selbstverständlich sind häufige Wiederholungen des Gelernten notwendig.

Schreiben, Zeichnen und Rechnen lernen die Taubstummen fast stets gut, ja viele werden darin weiter gefördert als die Zöglinge der Volksschulen.

Es ist unzweifelhaft, daß durch diese Art des Unterrichts, der sich demjenigen der Vollsinnigen nähert, nicht nur sämtliche konkrete und abstrakte Begriffe dem Kinde beigebracht werden, sondern daß es auch in der nämlichen Weise denken lernt wie das vollsinnige. Es ist im stande, seinen Gedanken durch Wort und Schrift Ausdruck zu geben, und es kann mit Verständnis alles das lesen, was nicht über seinen Bildungsgrad hinausgeht, vermag also auch durch Lektüre seine Kenntnisse zu erweitern. Dieses sind unbestreitbare Vorzüge vor der Gebärdensprache. Der in der Lautsprache unterrichtete Taubstumme unterscheidet sich also vom vollsinnigen Kinde nur noch dadurch, daß ihm das Gehör und die Beherrschung der Sprache fehlt.

In der Regel bringen es die Taubstummen nur zu einer höchst mangelhaften Sprache. Die meisten sprechen so undeutlich und machen so viel Artikulationsfehler, daß nur derjenige sie verstehen kann, der viel mit Taubstummen zu verkehren Gelegenheit hat. Auch gelingt dem Taubstummen das Ablesen von den Lippen keineswegs immer mit solcher Schnelligkeit, daß eine fließende Unterhaltung mit ihm möglich ist. Lehrer und Angehörige versteht er natürlich besser als Fremde. Leider pflegt sich auch die Sprache der Taubstummen nach dem Verlassen der Anstalt zu verschlechtern, wenn nicht die Angehörigen unausgesetzt sich bemühen, die Fehler in der Aussprache zu korrigieren. Soll den Taubstummen der unbehinderte Verkehr mit ihren Mitmenschen zu teil werden, so

muß ihre Sprache noch eine wesentliche Verbesserung erfahren, auf deren Herbeiführung das unermüdliche Streben der Lehrer gerichtet ist.

Wohl giebt es Taubstumme, deren Sprache deutlich und allgemein verständlich ist und die gleichzeitig unsre Sprache leicht verstehen. Es sind dies solche, die noch Hörreste haben und infolge dieses bedeutsamen Hilfsmittels im stande sind, sowohl ihre Sprache bis zu einem gewissen Grade zu kontrollieren, als auch das Ablesen der Worte von den Lippen zu unterstützen.

Daß die Lautsprache dem Taubstummen im allgemeinen nicht in Fleisch und Blut übergeht, weil er sie nicht genügend beherrscht, ist am besten daraus zu ersehen, daß er sich mit seinen Leidensgefährten stets durch Gebärden unterhält. Das geht schneller und leichter. Trotz aller Mühe ist es nicht gelungen, die Gebärdensprache unter den Kindern auszurotten, und ich kenne — den Anstalten, die ich nicht kenne, will ich nicht zu nahe treten — nur zwei Anstalten, die Frankfurter und die Jenaer, in denen die Zöglinge sich auch untereinander der Lautsprache bedienen.

Tritt der Taubstumme aus der Anstalt aus, so hat er so viele Kenntnisse gesammelt, daß er im stande ist, ein Handwerk zu erlernen. Da er aber, wie wir eben gesehen, der Sprache doch nicht vollkommen mächtig und der Mangel an Gehör ihm äußerst hinderlich ist, so tritt er mit unzureichenden Kräften in den Kampf ums Dasein. Wenn trotzdem die Taubstummen von den Meistern gern beschäftigt werden, so geschieht es, weil sie meist nüchterne und fleißige, häufig auch besonders geschickte Arbeiter sind. Im übrigen begegnen die Taubstummen manchen Vorurteilen und haben Schwierigkeiten, unterzukommen.

Wohl pflegen sich die Anstaltsvorstände und Lehrer auch später für ihre Zöglinge zu interessieren und ihnen bei der Erlangung von Stellen behilflich zu sein. Naturgemäß ist dies aber nur in beschränktem Maße möglich. In großen Städten schließen sich auch die Taubstummen aneinander an und helfen sich selbst gegenseitig. Eine große Anzahl von ihnen geht nichtsdestoweniger, und zwar hauptsächlich infolge ihres Leidens, zu Grunde. Eine eigentliche Fürsorge von seiten des Staates für die aus den Anstalten entlassenen Taubstummen besteht leider nicht.

Das Taubstummenwesen hat sich bis in die neueste Zeit ohne nennenswerte Mitwirkung der Aerzte entwickelt. Vielfache Versuche, die Taubstummheit zu heilen, mißglückten, und man glaubte daher — wie wir sehen werden, sehr mit Unrecht —, das Ohr und die Sprachorgane der Taubstummen bedürften überhaupt keiner ärztlichen Behandlung mehr. Diese grundfalsche Voraussetzung ist leider zum Teil Schuld der Aerzte, die bis vor kurzem dem Taubstummen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Als Entschuldigung mag dienen, daß die Ohrenheilkunde bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf verhältnismäßig niedriger Stufe stand und daher thatsächlich selten zu helfen im stande war. So kam es denn, daß wohl statistische Studien über Entstehung und Verbreitung der Taubstummheit angestellt wurden, aber von einer eignen ohrenärztlichen Thätigkeit in den Anstalten nicht die Rede war.

Jede Anstalt hat ihren Hausarzt, der in Krankheitsfällen zu Rate gezogen wird und die Gesundheitspflege im allgemeinen beaufsichtigt. Von diesen Hausärzten können viele Ohr, Hals und Nase nicht untersuchen. Dem Laien wird dies unbegreiflich erscheinen, weil er annimmt, daß alle Aerzte die Fähigkeit haben müssen, Ohrenleiden zu behandeln. Dies ist ein Irrtum. Denn der Mediziner wird noch heute im Staatsexamen nicht in der Ohrenheilkunde geprüft. Er ist also nicht einmal verpflichtet, sich die notwendigsten Kenntnisse in der Ohrenheilkunde anzueignen.

Leider wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch die in Aussicht genommene neue Prüfungsordnung der Aerzte für das Deutsche Reich keinen Wandel schaffen.

Erfreulich ist, daß in Weimar und neuerdings auch in Baden regelmäßige ohrenärztliche Untersuchungen in den Taubstummenanstalten stattfinden.

Wenn es nun auch nicht möglich ist, Taubstummheit zu heilen, so sind wir doch im stande, auf anderm Wege den Kindern zu helfen und die Aufgabe des Lehrers zu erleichtern. Bei manchen Kindern bestehen jene Ohrenleiden fort, die zur Taubheit geführt haben. Meist handelt es sich um chronische Ohreiterungen, welche mit Knochenerkrankungen verbunden sind. Sie schädigen die Gesundheit und bedrohen nicht selten das Leben, indem sie zu Gehirnhautentzündungen und andern schweren Erkrankungen Anlaß geben. Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, üben sie einen ungünstigen Einfluß auf die Kinder aus, verursachen Kopfschmerzen, Mattigkeit und andre Beschwerden. Die Kinder kränkeln und bleiben in der körperlichen und geistigen Entwicklung zurück. Sind noch Hörreste vorhanden, so besteht die Gefahr, daß sie durch weitere Einwirkung eines vorhandenen Ohrenleidens gänzlich zerstört werden. Da wir heutigestags früher unheilbare Ohrenerkrankungen heilen und namentlich Eiterungen durch Operation dauernd beseitigen können, so eröffnet sich dem Ohrenarzt in den Taubstummenanstalten ein Feld segensreicher Thätigkeit.

Es ist klar, daß das Kind um so leichter sprechen lernen wird, wenn seine Nase, sein Mund, sein Rachen und sein Kehlkopf in normalem Zustande ist. Ist doch auch die Sprache der Vollsinnigen undeutlich, wenn diese Organe erkrankt sind. Die Behandlung von Nasen- und Rachenleiden, welche gerade bei Taubstummen häufig auftreten, ist daher schon im Interesse des Unterrichts dringend geboten, ganz abgesehen davon, daß derartige Erkrankungen auf den allgemeinen Körperzustand ungünstig einzuwirken pflegen.

Doch giebt es noch einen zweiten Punkt, der es dringend wünschenswert erscheinen läßt, daß jeder Taubstummenanstalt ein in der Ohrenheilkunde gründlich ausgebildeter Arzt beigegeben wird.

Wie schon bemerkt, lassen sich die Taubstummen teilen in solche, die völlig taub sind und solche, denen durch den Besitz von Hörresten das Sprechenlernen wesentlich erleichtert wird. Beim Lesen der aus dem Mittelalter überkommenen Berichte der glänzenden Resultate einzelner berühmter Taubstummenlehrer, drängt sich uns unwillkürlich die Vermutung auf, daß die betreffenden Schüler Hörreste gehabt haben.

Man hat zwar seitdem vielfach Versuche gemacht, solche Hörreste im Unterricht auszunutzen und weiter zu entwickeln. Da man aber offenbar nicht kritisch und nicht methodisch genug zu Werke ging, so erlahmten die Bestrebungen in Ermangelung einleuchtender Erfolge.

Diesem Grunde mag es zuzuschreiben sein, daß noch jetzt der Unterricht in unsern Anstalten so eingerichtet ist, als gäbe es nicht zwei, sondern nur eine Kategorie von Taubstummen. Man verfährt, als wäre das Ohr aller Taubstummen ein totes Glied und läßt den Umstand unberücksichtigt, daß es nur bei einer Anzahl von Taubstummen thatsächlich tot ist, während es bei den übrigen als krank, unnormal gebildet oder hochgradig verkümmert bezeichnet werden muß. Die Totaltauben erhalten ihren Unterricht gemeinsam mit den teilweise Hörenden. Zwar versichern die Lehrer, daß sie etwaige Hörreste beim Unterricht mit zu Hilfe zu nehmen pflegten, und sie bestreben sich auch wirklich nach besten Kräften, es zu thun. In Wahrheit aber ist es ihnen unbedingt unmöglich, eine solche Ausnutzung planmäßig und wirksam erfolgen zu lassen, weil sie ja dann in einer und derselben Klasse nach zwei völlig verschiedenen Methoden unterrichten müßten.

Es ist Urbantschitsch in Wien zu danken, daß er zuerst vor circa zehn Jahren versucht hat, durch methodische Hörübungen das Hörvermögen der Taubstummen in größerem Umfange nutzbar zu machen. Er ging jedoch, wie mir scheint, zu weit, indem er die Hörübungen bei fast allen Taubstummen angewandt wissen wollte. Durch Harmonikatöne, Glocken, Stimmgabeln, Sprechen in das Ohr der Kinder suchte er das Gehör gleichsam zu erwecken, von der Ansicht ausgehend, daß es durch den unausgesetzt auf ihn ausgeübten akustischen Reiz thatsächlich gebessert werden kann. Selbst wenn er hierin recht hätte, was ich nicht glaube, so würde der Erfolg bei den meisten Taubstummen nur ein so geringer sein, daß er der aufgewandten Mühe nicht entspricht. Das gewonnene Gehör würde bei den meisten nicht genügen, den Sprachunterricht zu fördern.

Weitere Untersuchungen über das Hörvermögen der Taubstummen machte Bezold und zwar an den Zöglingen der Münchener Anstalt. Zu seinen Prüfungen benutzte er besonders konstruierte Pfeifchen und eine Reihe von Stimmgabeln, vermittelst deren alle Töne hervorgebracht werden, die das menschliche Ohr vernehmen kann, von den tiefsten, nicht mehr als musikalisch zu bezeichnenden, bis zu den höchsten Tönen. Es ergab sich die überraschende Thatsache, daß eine große Zahl von Taubstummen nicht nur einzelne Töne, sondern eine ganze Reihe, ja einzelne alle Töne hörten. Weiter veranlaßte Bezold den Leiter der Münchener Anstalt, bei welchem er verständnisvolles Entgegenkommen fand, mit bestimmten Taubstummen Hörübungen oder, wie er es richtiger nennt, „Sprachübungen vom Ohr aus" anzustellen. Er wählte dazu solche Kinder aus, welche die in der eingestrichenen und zweigestrichenen Oktave von g^1 bis b^2 hörten. Diese Töne entsprechen der Tonlage unsrer Vokale.

Wer die Töne von g^1 bis b^2 nicht hören kann, hört auch keine Vokale. Auf Grund seiner Hörprüfungen und der angestellten Unterrichtsversuche kam Bezold zu folgendem Resultat: „Durch Hörübungen kann das Gehör der Taub-

stummen nicht eigentlich verbessert werden, wohl aber können die vorhandenen Hörreste dadurch besser ausgenutzt werden. Die Kinder lernen nicht etwa hören wie wir, aber der Klang der ihnen ins Ohr gesprochenen Worte, den sie anfangs nur undeutlich auffassen, prägt sich ihnen allmählich mehr und mehr ein, und indem sie ihre eignen Laute danach zu bilden suchen, wird ihre Sprache deutlicher."

Die „Sprachübungen vom Ohr aus" können — das ist klar — nur einem Teil der Taubstummen zu gute kommen, den partiell Hörenden, deren Zahl etwa 25 bis 30 Prozent beträgt. In Baden werden seit Jahresfrist in den beiden Taubstummenanstalten des Großherzogtums ebenfalls Sprachübungen vom Ohr aus angestellt. Zu diesem Zweck sind die geeigneten Schüler aus den Mittelklassen ausgewählt. Sie erhalten allwöchentlich von demselben Lehrer einige Stunden. Zuerst spricht dieser dem Kinde einzelne Buchstaben, dann Silben, später Worte und endlich ganze Sätze ins Ohr, die der Schüler nachsprechen muß. Anfangs ist das für den Lehrer eine angreifende Arbeit, und die Kinder machen nur geringe Fortschritte. Später aber kann er zu allen Schülern gleichzeitig sprechen, und ich habe mich selbst überzeugt, daß die Uebungen von unleugbarem Nutzen sind. Es ist ein erfreulicher Anblick, zu beobachten, mit welchem Eifer die Schüler aufhorchen und glücklich sind, wenn sie merken, daß sie richtig verstanden haben. Abgesehen davon, daß die Lautsprache der Kinder sich verbessert, wird auch der Unterricht in allen andern Fächern schneller gefördert, wenn die Schüler nicht allein auf das Ablesen von der Lippe angewiesen sind. Sollen die Sprachübungen den großen Nutzen schaffen, den ich von ihnen erwarte, so sind sie, allerdings in umfangreicherer Weise als bisher, nicht nur neben dem Unterricht abzuhalten. In erster Linie sind die Partielltauben von den Totaltauben zu trennen, was schon deshalb von Wichtigkeit wäre, weil sich der Lehrer jetzt naturgemäß mehr mit den Tauben, als mit den Hörenden beschäftigt, die schneller vorwärts kämen, wenn sie nicht durch die schwerer Lernenden aufgehalten würden.

Viele Taubstummenlehrer sind noch Gegner der Sprachübungen. Sie behaupten, daß schon jetzt die Hörreste voll ausgenutzt würden, da der Lehrer ja nicht nur Lippenbewegungen mache, sondern laut spreche. Nun steht aber der Lehrer im allgemeinen beim jetzt üblichen Unterricht viel zu weit ab von den Schülern, als daß diese mit ihrem geringen Hörvermögen seine Stimme vernehmen könnten. So ist es wenigstens in den mir bekannten Anstalten, und zwar einfach aus dem Grunde, weil die Zahl der Schüler zu groß ist. Nur in der, von einem unsrer bedeutendsten Taubstummenlehrer, dem Direktor Vatter in Frankfurt, geleiteten Anstalt wird der Unterricht so angestellt, daß eigentlich schon jetzt fortwährend Hörübungen gemacht werden, und gerade deshalb sind auch die dort erzielten Erziehungsresultate so besonders gute. Die Verhältnisse in seiner Anstalt sind aber auch deshalb günstig, weil die Schülerzahl sehr beschränkt und der Unterrichtskurs acht Jahre, das heißt zwei Jahre länger als anderswo, dauert. Nach den bisherigen Erfahrungen ist der Einwand nicht aufrecht zu erhalten, daß sich die für die Hörübungen aufgewendete Mühe nicht

verlohne. Wie weit die Sprachübungen nutzbar gemacht werden können, das werden freilich erst weitere Versuche ergeben. Vor übertriebenen Hoffnungen kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Wenn es auch nur gelingt, durch die Sprachübungen einem Teil der Taubstummen das Lernen zu erleichtern und die Sprache zu verbessern, so ist schon viel gewonnen.

Es ist ferner behauptet, daß es unrecht sei, die ohnehin schon durch Gehörreste Bevorzugten auch noch durch besonderen Unterricht vor ihren Leidensgenossen zu begünstigen. Dies ist erstens völlig unlogisch gedacht, zweitens aber bin ich überzeugt, daß auch die Totaltauben Vorteile haben, wenn sie von den Hörenden getrennt werden, denn der Lehrer kann ihnen ja dann seine volle Kraft zuwenden.

Schwerwiegender ist ein andrer Einwand. Unter den Taubstummen giebt es viele Unbegabte, auch unter den Hörenden, die damit keineswegs immer die bildungsfähigsten sind. Man hat begonnen, in den Anstalten die Schlechtbegabten in besonderen Klassen zu erziehen. Eine weitere Teilung in Klassen mit Hörenden und solche mit Nichthörenden würde, wie die Lehrer meinen, auf Schwierigkeiten stoßen. Meines Erachtens müßte daher so verfahren werden, daß besondere Anstalten für Partiellhörende eingerichtet würden, in welchen aber nur diejenigen Aufnahme finden dürften, die wirklich gut begabt sind. Die übrigen eigentlichen Taubstummenanstalten könnten die Trennung in Klassen für gut und schwach Begabte beibehalten. Betont muß dabei werden, daß in den Anstalten für Partiellhörende der bisherige Taubstummenunterricht keineswegs wegfallen darf. Es sollen nur zu seiner Unterstützung die Sprachübungen vom Ohr aus in den Lehrplan eingegliedert werden. Wie dies zu geschehen hat, wird Sache der Lehrer sein. In die Unterrichtsmethode selbst einzugreifen, soll dem Ohrenarzt fernliegen.

Am 16. September vorigen Jahres fand auf Anregung der Deutschen otologischen Gesellschaft eine Versammlung deutscher Ohrenärzte und Taubstummenlehrer in München statt. Dort wurde die Notwendigkeit von ohrenärztlichen Untersuchungen in den Anstalten von beiden Seiten rückhaltlos anerkannt. Ueber den zweiten Teil der Tagesordnung, die Einführung der Sprachübungen vom Ohr aus, kam es zu einer mehrstündigen Debatte. Eine Anzahl von Lehrern sprach sich dafür aus, und selbst die meisten Gegner verhielten sich nicht durchaus ablehnend, sondern gaben zu, daß weitere Versuche wünschenswert seien. Mit Recht wurde bei dieser Gelegenheit von seiten der Lehrer hervorgehoben, daß das Taubstummenbildungswesen noch in vieler Beziehung der Verbesserung bedürfe, und daß vor Erfüllung der Wünsche der Lehrer an die allgemeine Einführung der Sprachübungen, auch wenn sie sich bewähren sollten, nicht zu denken sei. Die Berechtigung dieser Forderung muß unbedingt zugegeben werden. Freilich müßten dann die deutschen Taubstummenanstalten einer gründlichen Reform unterworfen werden. Außer der Absonderung der Partiellhörenden von den Totaltauben sind folgende Mißstände zu beseitigen:

Erstens ist überall die Schulzeit zu kurz. In den meisten Taubstummen-

anstalten beträgt die Schulzeit nur sechs Jahre, während sie in den Volksschulen im allgemeinen auf acht Jahre bemessen ist. Es ist wohl selbstverständlich, daß es beinahe unmöglich ist, bei den Taubstummen in so kurzer Zeit das Lehrziel zu erreichen. Seit langer Zeit wird daher darauf hingearbeitet, daß für die Taubstummenanstalten ein achtjähriger Kursus eingeführt wird. Die Lehrer sind schon jetzt so überbürdet, daß ihnen die weitere Vermehrung ihrer Arbeit wie etwa durch Einführung von Sprachübungen nicht zugemutet werden kann. Die Vermehrung der etatsmäßigen Lehrerstellen ist daher dringend erforderlich.

Zweitens besteht außer in Sachsen-Weimar leider nicht der ganz notwendige Schulzwang für die taubstummen Kinder. So kommt es, daß ihre Erziehung abhängig ist von dem guten Willen und vom Geldbeutel der Eltern. Ein großer Teil von Taubstummen wächst daher noch heute ohne geeigneten Unterricht auf und wird im späteren Leben eine Last für seine Mitmenschen. Drittens sehen sich die Anstalten gezwungen, eine ganze Reihe von Kindern aufzunehmen, die im Grunde genommen in Idiotenanstalten gehören. Die Ausscheidung derartiger Elemente müßte erleichtert werden.

Ueberdies könnte manchen Kindern, die im fünften, sechsten oder siebenten Lebensjahre ertauben, die Sprache erhalten bleiben, wenn mit ihnen sofort geeignete Uebungen vorgenommen würden. Die Anstalten dürfen die Kinder erst im siebenten oder achten Lebensjahre aufnehmen. Bis dahin ist die Sprache verloren gegangen und muß von neuem, wie wir gesehen haben, mühsam erlernt werden. Für solche Kinder wären Vorschulen — etwa nach Art der Kindergärten eingerichtet — ein großer Segen.

Vielfach befinden sich die Anstalten in kleinen, dem Verkehr entrückten Orten. Für die Anlage von Taubstummenanstalten sollten aber, wie Heinicke mit Recht sagt, „große, volkreiche Städte gewählt werden, in deren vielbewegtem, bürgerlichem Leben für taubstumme Zöglinge sich ein weites und reiches Feld nützlicher und bildender Anschauungen und Erfahrungen öffnen."

Auch sonst bietet das städtische Leben Vorteile für den Taubstummen gegenüber demjenigen in kleinen Orten, denn das Kind gewöhnt sich viel leichter und besser an den Verkehr mit Fremden, es lernt sich orientieren. Ferner kann von seiten der Anstalt in einer Stadt leicht für die Unterbringung der Zöglinge nach ihrer Entlassung gesorgt werden, und die Lehrer können auf sie noch jahrelang Einfluß ausüben. Endlich unterliegt es keinem Zweifel, daß es auch für den Lehrer besser ist, wenn er durch den steten Verkehr mit andern gebildeten Menschen, den er eben nur in einer Stadt finden kann, Anregung erhält. — Für Gründung von Taubstummenanstalten sind besonders Universitätsstädte geeignet, weil hier Lehrern und Schülern die Fortschritte der Wissenschaft unmittelbar zu gute kommen können, andrerseits aber auch dem Universitätslehrer wie dem Studenten Gelegenheit gegeben wird zum Studium der Taubstummheit. Deshalb ist die Absicht der badischen Regierung, in Heidelberg eine Anstalt zu gründen, mit Freuden zu begrüßen, um so mehr, als in dieser Anstalt nur solche Taubstumme

aufgenommen werden sollen, die noch so viel Hörreste haben, daß sie für Sprachübungen geeignet sind.

Die Erfüllung der hier aufgeführten Wünsche stößt selbstverständlich auf mancherlei Schwierigkeiten schon deshalb, weil dadurch eine erhebliche Vermehrung der Kosten eintreten würde. Die Mittel des Staates sind begrenzt. Allen Anforderungen, die an ihn herantreten, gerecht zu werden, ist unmöglich. Die Fürsorge für die Taubstummen zu fördern, ist daher eine edle Aufgabe für die Wohlthätigkeit.

Im letzten Jahrhundert hat die Pflege der Taubstummen große Fortschritte gemacht. Es bleibt aber, wie wir gesehen haben, noch viel zu thun. Möge die Versammlung in München, welche die Verbindung der Ohrenärzte und Taubstummenlehrer angebahnt hat, den Anstoß zu gemeinsamer, segensreicher Thätigkeit zum Wohle der Taubstummen geben. Möge in allen Ländern, allen Städten unsers deutschen Vaterlandes das thatkräftige Bestreben erwachen, durch zweckentsprechende Einrichtungen die mühevolle Aufgabe der Lehrer zu erleichtern und auf der von der wissenschaftlichen Ohrenheilkunde neueröffneten Bahn den Lebensweg jener Unglücklichen zu ebnen, die infolge ihrer Taubstummheit auf eine Reihe unsrer wertvollsten Güter verzichten müssen!

Gentz und die Frauen.

Mit Benutzung einiger ungedruckter Briefe.[1])

Von

Eugen Guglia.

I.

Friedrich v. Gentz gilt heute noch immer als einer der ersten deutschen Publizisten. Aber unsrer Meinung nach beruht seine geschichtliche Bedeutung nicht so sehr auf seiner publizistischen Thätigkeit als auf der Wirkung seiner Persönlichkeit in der Gesellschaft seiner Zeit: wenn seine Schriften längst vergessen sein werden, wird er in der Geschichte unsrer Gesellschaft immer noch als eine ihrer merkwürdigsten und anziehendsten Erscheinungen leben.

Die Gesellschaft aber ist nichts ohne die Frau, es war das damals so wie heute. Gentz hielt sich denn auch immer vor allem an die Frauen. Ohne Frauen

[1]) Aus einem demnächst im „Wiener Verlag“ erscheinenden Buche „Gentz“.

konnte er nicht leben; waren keine „außerordentlichen Objekte“ da, die ihn in Bewegung setzten, so nahm er mit gewöhnlichen vorlieb, noch im Alter war es ihm, wie er selbst gesteht, ein Bedürfnis, einer oder zwei Frauen die Cour zu machen, „um ein bestimmtes Interesse an der Gesellschaft zu haben“. Von Zeit zu Zeit aber, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, erscheinen in seinem Leben auch große Leidenschaften. Und alle die Frauen, die er liebte, ob sie bloß eine Stunde in seinem Dasein ausfüllten oder ob sie ihn lange Jahre hindurch fesselten, hatten — so meinen wir — einen Anteil an seiner Wirksamkeit: wären sie nicht gewesen, es fehlte seiner Beredsamkeit das Pathos und das Feuer, durch das sie allein einen Erfolg haben konnte; sie sind die Mütter seiner Gedanken, die Nährerinnen seiner Gefühle, das Erdreich, aus dem er Kraft und Fülle sog. Die, welche, wie der Prinz Louis Ferdinand, behaupteten, er könne eigentlich gar nicht wirklich lieben, haben vielleicht insofern recht, als es ihm im Grunde nie um den Gegenstand zu thun war, sondern um die eigne innere Bewegung; diese brauchte er, um leben, arbeiten, wirken zu können. In einem Briefe an die Rahel aus dem Jahre 1803 nennt er sich „ein unendlich empfangendes Wesen, das erste aller Weiber, die je gelebt haben ...“ „Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gemacht ... aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken, ich bin unelektrischer als Metall, aber eben darum ein Ableiter der Elektricität wie kein andrer; meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen.“ Wirklich hat man ganz bestimmte weibliche Einflüsse in seiner Thätigkeit nachweisen wollen, und die Zeit seiner stärksten Produktivität fällt gewiß in die seines lebhaftesten Umgangs mit Frauen aller Art, in das Jahr 1806, wo er in sein Tagebuch einzeichnete: „Zur Ausschweifung sehr geneigt und auch fähig.“ Damit läßt sich seine eigne Behauptung, daß es ihm mit den Beziehungen zu Frauen immer sehr ernst sei und er nie, wie andre, darin ein bloßes Spiel oder einen Zeitvertreib sehen könne, sehr wohl vereinen: er wußte oder ahnte, daß es sich da um ein Lebenselement für ihn handle. Wiederholt hat er auch selbst Frauen als seine großen Vorbilder, Mut- und Hoffnungsspenderinnen, Egerien bezeichnet. „Es ist ein wahrhaft außerordentliches Phänomen,“ schrieb er 1805 zur Zeit seines vertrauten Umgangs mit zwei hervorragenden Damen der höchsten europäischen Gesellschaft, an Johannes Müller, „daß man heute zehn treffliche Frauen von großem Gemüt, lebendigem Ehrgefühl, unversöhnlichem Haß gegen das Böse und dabei umfassendem Geiste findet, ehe man nur einem Manne begegnet, der die Hälfte dieser Eigenschaften in sich vereinigt ... Bei mir ist es Maxime geworden, die Frauen jener großen Art mit entschiedener Vorliebe zu suchen, mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen und das Heil der Welt von ihnen zu erwarten.“ Fast dieselben Worte sagt er fünfundzwanzig Jahre später. Er brauchte aber auch immer, in der Jugend wie im Alter, jemand Vertrauten, dem er alles erzählen konnte: von seinen Erfolgen, Freuden, Leiden, Aengsten, Krankheiten, jemand, der zuzuhören verstand und nicht den Anspruch machte, selbst viel gehört zu werden. Hierzu sind die Frauen, besonders wenn sie lieben oder zu lieben glauben, in der Regel besser geschaffen als die Männer. Es ist wahr, daß Gentz im einzelnen

oft undankbar und vergeßlich für das war, was er von den Frauen empfangen, aber es war mehr ein äußerliches Zerstreutsein und eine gewisse Abneigung, sich mit dem Vergangenen überhaupt zu beschäftigen; in der Regel bewahrte er den Frauen, denen er nahegestanden war, gleichgültig, ob er sich ihres Besitzes erfreut hatte oder nicht, lange Jahre, nachdem das Verhältnis gelöst war, eine tiefe innere Dankbarkeit.

II.

Die erste seiner großen Leidenschaften, von der wir wissen, ist die zu Amalie v. Imhoff, der Dichterin der „Schwestern von Lesbos", Hofdame am Weimarer Hof, jung, schön und bereits verlobt. Er lernte sie auf einer Reise nach Weimar im Spätjahre 1801 kennen; er war damals siebenunddreißig Jahre alt. Sein Tagebuch erzählt von Amalie in den überschwenglichsten Ausdrücken: er ist bewegt und belebt durch das Gespräch mit diesem bewunderungswürdigen Mädchen, will nie eine ähnliche Empfindung gehabt haben wie die, welche er in ihrer Gegenwart empfindet, sieht durch sie den Augenblick einer großen Wandlung nahe, wird sich der Stunden, die er mit ihr verbrachte — es war harmloses Gespräch in Gegenwart der Mutter Amaliens — bis an seinen Tod erinnern. Goethe und Schiller, die er auf derselben Reise kennen lernt und öfters spricht, treten vor ihr ganz in den Hintergrund, eine Gesellschaft, in der die beiden, und außerdem noch Herder und Wieland, erscheinen, nennt er langweilig, weil sie nicht da ist. Beim Abschiednehmen von Weimar weint er „wie ein Kind" und giebt sich den „schmerzlichsten, aber zugleich heilsamsten und folgeschwersten Betrachtungen" hin. Und auf der Heimfahrt durch den Dezembernebel der norddeutschen Ebene, auf den elenden Poststationen zwischen Leipzig und Berlin leuchtet ihm überall ihr Bild, schwelgt er im Nachgefühl des genossenen Glücks, schreibt er ihr seitenlange Briefe, liest immer wieder ihr „wunderbares Gedicht": Die Schwestern von Lesbos. „So endigt das Schönste, was es im Leben giebt," seufzt er zuletzt, da die Reise sich ihrem Ende nähert; „aber der Eindruck dieser Tage von Weimar," setzt er hinzu, „wird, hoff' ich, ewig dauern."

Amalie erwiderte seine leidenschaftliche Neigung nicht; sie empfand nur ein freundschaftliches Interesse. So wenigstens sagt sie selbst in Briefen an ihren Verlobten. „Er weiß, daß ich lebhaften Anteil an seinem Schicksal nehme," schreibt sie im April 1802, „er ist ein höchst interessanter, merkwürdiger Charakter, und gewiß ist es, daß er mein Wesen auf das richtigste durchschaut hat; mit einem Blicke war er bei mir zu Hause. Hierauf baut er vielleicht falsche Hoffnungen ... Kann es angehen, so wünschte ich, daß er mir als Mensch, als Freund nahebliebe, er gehört nicht zu denen, die nur ein augenblickliches Interesse erregen. Ich möchte sein Schicksal nicht aus den Augen verlieren, denn ich bin davon überzeugt, daß sich außerordentliche Kräfte in ihm vereinigen, doch fehlt ihm eine harmonische Ausbildung und der tiefere sittliche Halt der Seele. Doch genug von diesem Seeräuber, der da die Flagge einziehen muß, wo die Deinige weht, Du heiterer, edlerer, glücklicherer Mensch — denn das bist Du doch, wenn ich Dich liebe."

Auf einer abenteuerlichen Reise nach England kam Gentz im Oktober 1802 wieder auf einige Tage nach Weimar, dann nochmals auf der Rückreise im Januar 1803. Diesmal gedenkt das Tagebuch, für diese Zeit freilich nur noch in einem kurzen Auszug vorhanden, Amaliens nur sehr flüchtig: „Ich genoß vier Tage lang den Aufenthalt in Weimar und lebte dort mit dem Herzog und seinem Hofe, mit Amalie Imhoff, die ich immer noch sehr liebte." Amalie berichtet ihrem Verlobten auch von diesen beiden Begegnungen: „Gentz kommt von England zurück," schreibt sie am 15. Januar 1803, einen Tag vor dessen Ankunft, „... schon bei seiner Hinreise blieb er einige Tage hier, er kennt Sie, ich habe mit ihm von meinem Freunde gesprochen; er ist mir sehr ergeben, ich fand sein Betragen bei Berühren eines so zarten Gegenstandes fein und edel ... Sein Name soll kein Schreckbild sein, das Ihnen meine Eitelkeit vorhält ... hierzu seid ihr beide zu gut. Zu Ihnen führt mich der Zug des Herzens und eine seltsame Gewalt des Schicksals, doch kann ich darum Gentz nicht fremd werden." Der Bräutigam scheint aber doch beunruhigt gewesen zu sein, ein paar Wochen später kommt sie nochmals auf den Besuch von Gentz zurück: „... seine Persönlichkeit (will sagen sein Aeußeres) ist eine Null für mich, aber seine Seele, vereint mit seinen großen Verstandeskräften wirkt belebend auf die meinige. Mein Interesse besteht rein für ihn in der intellektuellen Welt, hier ist auch der Unterschied in seiner und meiner Empfindungsweise, die er mir von Wien aus schrieb; er verstand die Antwort und vermied jede weitere Erklärung. Wir sprachen und stritten jetzt wie zuvor über die Gegenstände der Kunst, über Menschen und Begebenheiten, und er besaß Delikatesse und Klugheit genug, um seine Wünsche ein für allemal zurückzudrängen. Nie hat er durch die leiseste Freiheit im Gespräch mich scheu gemacht, und, ungeachtet seiner Lebhaftigkeit, bin ich nie in dem Falle gewesen, ein Wort zu bereuen, das ich gegen ihn ausgesprochen. So mußte mir die Wiederholung dieser belebenden Unterhaltung nur die reinste Freude in der Erinnerung geben ... dieses Verhältnis, ganz unabhängig von irdischen Verhältnissen, nur mit dem Unvergänglichen im Menschen zusammenhängend ... Alles, was es der Wirklichkeit näher brächte, würde ihm das schönere Teil rauben."

Soviel geht aus diesen etwas preziösen Aeußerungen doch hervor, daß die Entzückungen von Gentz keinem Liebestriumph entsprangen, sondern nur Wünschen und Sehnsuchten. Dennoch war sein Gefühl für Amalie dauerhaft. Daß er sie noch ein Jahr nach seinem zweiten Weimarer Aufenthalt „eine der größten Zierden des gegenwärtigen Geschlechtes" nennt, und dem Johannes v. Müller auf die Seele bindet, wenn er nach Weimar komme, ja nicht zu versäumen, sie zu sehen, würde noch nicht so viel bedeuten. Aber vierundzwanzig Jahre später, da er ganz unerwartet von der einst so sehr Geliebten einen Brief erhielt — sie warf ihm darin seine feindselige Haltung gegen die Griechen vor —, findet er für sie noch Worte der reinsten, treuesten Empfindung:

„Höchst verehrte und ewig teure Freundin! ... Ihr Brief hat mich aufgeweckt, wie ein Lichtstrahl aus einer schöneren Welt. Ich hätte es nie mehr gewagt, mich Ihnen zu nähern; und wie mir zu Mute ward, als ich Ihre

Schriftzüge erblickte, vermag ich nicht zu beschreiben ... Durch allen Tumult eines thätigen, bewegten, zuweilen glänzenden, nicht immer glücklichen Lebens hat mir stets Ihr Bild wie das einer Heiligen vorgeschwebt. Des Gefühls, welches Sie in mir erregt hatten, erinnere ich mich als des höchsten und edelsten, das je meine Brust beseelte, und, wenn ich diese Erinnerung nie gegen Sie aussprach, so war es einzig deshalb, weil ich mir nicht einbilden durfte, daß meine Huldigung noch irgend einen Wert für Sie haben könnte." Als dann Amalie 1831 starb, erkundigte er sich in einem nicht erhaltenen Briefe an Rahel Levin um die Hingegangene. Rahel antwortete: „Frau v. H. war lange Jahre leidend, und immer leidender ... Zehn Tage vor ihrem Tode erhielt ich ein Billet, von dem ich wußte, es sei das letzte. Dies Wort und Tod kam nicht darin vor. Ich hatte ihr Vertrauen über alles. Wen sie geliebt hatte, kam nie vor, überhaupt Ihr Name nicht. Aber seit vier Jahren weiß ich es. Frau von ... sagte es mir damals, ihre Intimste, noch von Stockholm her." — Was, sagt die Sibylle nicht, aber es klingt so, als ob sie dennoch im innersten Herzen Gentz geliebt hätte. Freilich im Alter, nach glückloser Ehe, scheinen leicht alle Beziehungen der Jugend herzlicher, tiefer als sie in Wirklichkeit waren.

III.

Unmittelbar nach jener ersten Weimarer Reise, auf der Gentz Amalie v. Imhoff kennen gelernt hatte, finden wir ihn leidenschaftlich in eine Berliner Schauspielerin verliebt. Sie hieß Christel Eigensatz und soll sehr schön gewesen sein. Sie kam ein paar Jahre später nach Wien und wurde da am Hoftheater engagiert; ein kleines Bildchen in der Wiener Stadtbibliothek stellt sie als Marie in „Raoul, der Blaubart" dar: in der That ein hübsches Gesicht, herausfordernde Augen, eine polnische Mütze mit Federn kleidet sie allerliebst, das knapp anliegende Leibchen verrät den niedlichsten Busen. 1809 sah sie Varnhagen in Wien als Page in „Figaros Hochzeit", und sowohl er wie das Publikum waren entzückt. Er ließ sich ihr auch vorstellen und fand den Eindruck ihrer wirklichen Person nicht geringer als den, welchen sie auf der Bühne gemacht hatte: „ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften," sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „welche ich von ihr eingeflößt wußte und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für unentzündbar gegolten hatten."

Diese Liebe war nicht bloß übersinnlich; eine „tolle Passion," von vielen Stürmen begleitet, aber glücklich. Ihre Geschichte kennen wir nur aus kurzen Tagebuchfragmenten: „Am 26. Januar (1802) finde ich bei Mlle. Levin die Eigensatz, und sie gefällt mir. — März. Obgleich ich äußerlich mit meiner Frau gut blieb, mit ihr bei Prillwitz aß, ins Theater ging ꝛc., so hebt doch jetzt die Liaison mit Christel Eigensatz recht ordentlich an. — 13. März. Die Passion für Christel wird förmlich deklariert; und am folgenden Tage erlaubt sie mir, die Nacht mit ihr zuzubringen. Aber gleich darauf, teils durch mein schlechtes Benehmen, teils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers (Zinnow), bricht der Teufel los. — Am 21. begegnet mir Scholtz auf einem einsamen Spaziergange

mit Christel und erzählt es meiner Frau! — Die große Gesellschaft wird von nun an etwas weniger besucht ... Alles bezieht sich auf Christel. — 5. April. Sollte man es glauben: die dringendste, die fühlbarste meiner Verlegenheiten war die Unmöglichkeit, Christel, die heute ihr Benefiz hatte, ein Geschenk zu machen ... Mit Zinnow hatte ich Freundschaft geschlossen. Bei Christels Mutter in Treptow werden tagelange Rendezvous gehalten. Zinnow verliebt sich in Pauline (Wiesel). Nun bin ich oben drauf bei Christel. Maintenant c'est le délire complet. — (Juni.) Unterdessen geht die Geschichte mit Christel ihren Gang; bald im Frieden, bald im Krieg, aber immer Christel und Christel! Nach unendlichen Wortwechseln bleibe ich endlich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni bei ihr (zum erstenmal seit März?). Und ‚nach dieser himmlischen Nacht warf ich mich ganz in die Vorbereitungen für meine (definitive) Abreise von Berlin (nach Oesterreich).'" Den 20. Juni 1802 hat er ein Jahr später als das Ende seiner Jugend bezeichnet: „Es freut mich ewig," schrieb er da, „daß ich sie nicht wie ein Lumpenhund langsam verlaufen ließ, sondern im höchsten Rausche — e vita plenus conviva recedam — vom Tisch des Lebens ein gesättigter Gast mich emporhob." Als dann, noch im Jahre 1803, die Eigensatz nach Wien kam, „hatte er keine Leidenschaft mehr für sie," sprach von ihrer „Unzuverlässigkeit und geheimen Duplicität," versicherte eine Freundin, hier werde er über Christel herrschen — „insofern sie es wert sein und bleiben wird, von mir geleitet zu werden" — sie aber nie mehr über ihn; doch verspricht er, ihr aus Leibeskräften zu helfen, wo er wisse und könne. Die Wiener Skandalchronik setzte die beiden dann doch in Beziehung zu einander. Nach seinem Tagebuch war nichts Wahres daran. „Christels Reize hatten ihre Kraft an mir verloren," heißt es in einer Eintragung vom Sommer 1804, „ich behandelte sie mit Freundschaft, lud sie oft zu mir ein, blieb aber bei deren unschuldigen Demonstrationen."

IV.

1806 lernte Gentz in Prag die Herzogin von Acerenza, eine geborene Prinzessin von Kurland, kennen und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Wir haben von dieser Frau eine Vorstellung durch ein Bild, das freilich mehr als dreißig Jahre später gemacht wurde (1840 von Kriehuber nach Schrozberg); es zeigt aber kaum eine Spur des Alters, ein Gesicht von antiker Regelmäßigkeit, schön geschnittene Augen, etwas Dunkel-Südlich-Geheimnisvolles, dabei die höchste Vornehmheit. Aus der Kongreßzeit stammt eine Schilderung von Karl v. Nostiz, die die Herzogin zugleich mit ihren Schwestern summarisch zu charakterisieren sucht, übrigens gesteht Nostiz, diese Damen seien ihm stets zuwider gewesen: „Sonst waren sie nur Weiber," sagt er, „und machten ihr Geschlecht mit der vollen Lebhaftigkeit ihres Blutes geltend. Jugend, Wechsel des Lebens und Leichtigkeit in den Verhältnissen machten diese hübschen jungen Frauen gleich interessant ... Sie haben sich aus Lebenslust zuerst an die Männer, später aus Ueberlegung an die Frauen und zugleich durch die Fügsamkeit ihres Geistes an die hiesigen Verhältnisse, die hiesige Denk- und Handlungsweise angeschlossen,

daß man gar nicht mehr weiß, was die Damen eigentlich sind. Bald weibisch, bald herrisch, bald politisch, bald sentimental, bald ein wenig bigott, bald wieder frivol und das alles so launenhaft und so gelangweilt durcheinander, daß es einem angst und bange wird." Damals hatte Jeanne eine Liaison mit einem dicken Holländer Namens Borel — oder vielmehr wie Nostiz will — „sie langweilte sich mit ihm." Als Gentz sie kennen lernte, war sie um acht Jahre jünger, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, er selbst fast dreiundvierzig. Er lebte damals zu Prag in einer Art von Exil und war so arm, daß eine Anleihe von vierhundert Gulden Papiergeld von großem Wert für ihn war. Aber sein Tagebuch verzeichnet „fast durchgehends die herrlichste Stimmung". So wie drei Jahre früher die Leidenschaft für Christel, hielt er nun diese irrtümlich für seine letzte. Ihr Höhepunkt fiel in den Dezember, da stieg sie, wie er sagt „zu einem Grade von Wildheit, wovon mein Journal die merkwürdigsten Züge in Feuerschrift aufbewahrt hatte". In einem nicht mehr erhaltenen Briefe an Adam Müller will er geschrieben haben: „Die Reize dieser Frau machen mich ganz vergessen, daß es jenseits der Anhöhen von Prag eine Sonne und Sterne gebe." Auch der Anfang des Jahres 1807 ward noch durch diese „rasende Leidenschaft" bezeichnet. Sie ward, nach kurzer Dauer, zuerst durch eine abenteuerliche aus politischen Gründen unternommenen Reise nach Nachod unterbrochen. Bei der Rückkehr fand er einen Nebenbuhler in glücklichem Besitz: „meine Narrheit nach Verdienst belohnt." Doch dauerten „die Schwingungen dieser Leidenschaft" bis in den März hinein fort, wo sie endlich unter dem Beistand eines Freundes aufhörten.

In maßvolleren Grenzen bewegte sich seine Verehrung für die Prinzessin Solms, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, die später Gemahlin des englischen Thronerben, Herzogs von Cumberland, wurde. Wir kennen sie auch aus den Aufzeichnungen Goethes, der sie 1807 in Karlsbad kennen lernte. „Sie veranlaßte mich jederzeit, etwas vorzulesen," berichtet er in den Tages- und Jahresheften, „und ich wählte stets das Neueste, was mir aus Sinn und Herz hervorgequollen war, wodurch dann die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erschien und, weil sie aus dem Innern hervortrat, wieder aufs Innerste ihre Wirkung ausübte." Gentz sah sie, wie es scheint, erst im Sommer 1810 in Teplitz, das Tagebuch nennt sie „nach seinem Geschmack die schönste Frau", die sein Auge je gesehen, „nach der Meinung aller eine der liebenswürdigsten". Sie wurde nun „die Sonne", nach welcher sich alle seine Blicke wendeten. Im Spätherbst, wo fast die ganze Badegesellschaft aus Teplitz verschwand, war die Prinzessin und eine Frau von Berg, die er sehr schätzte, sein einziger Umgang. „Die Prinzessin kennen Sie nicht," schrieb er an Adam Müller, „Sie werden aber genug von ihr wissen, wenn ich Ihnen sage, daß Frau v. Berg mit all ihren trefflichen Eigenschaften doch nur eine Art von stillem Accompagnement zu der wahrhaft erhabenen Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels abgab. Wenn ich weniger krank wäre, als ich bin (er meint: seelenkrank), hätten die Tage, die ich in ihrem Himmel

verlebte, mich radikal heilen müssen." Noch enthusiastischer ist, was er am selben Tage an Rahel Levin schreibt: „Die letzten vierzehn Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft, so stark wie ich nur irgend noch lieben kann; es ist auch ganz unbegreiflich, wie vollständig schön, wie harmonisch schön, wie immer gleich liebenswürdig und von welchen unendlichen Ressourcen sie ist. Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasiert, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau so sprechen soll. Diese verdient es."

Noch im Sommer 1811 wünschte er dem Stifter des Kontinentalsystems dafür, daß er ihm die Entbehrung auferlegte, das Gesicht der Prinzessin nicht zu sehen, „eine eigne Hölle."

So wie Amalie v. Imhof bewahrte er auch dieser Frau ein liebevolles Angedenken bis in sein hohes Alter. „Noch heute erhebt sich mein Gemüt," schrieb er 1827, „wenn ich an die Herzogin denke, und das Wohlwollen, womit sie meine aufrichtigen Huldigungen belohnte, rechne ich als eine der schönsten Dekorationen meines Lebens an."

V.

Diese vier Leidenschaften fallen in die Höhezeit seines Lebens, zwischen sein siebenunddreißigstes und siebenundvierzigstes Jahr. Aber noch als Greis erfaßte ihn eine heftige Liebe, so daß man bei ihm wie bei Goethe von Perioden wiederholter Pubertät sprechen könnte. Es ist das seine bekannteste Leidenschaft und in Wien heute noch nicht völlig vergessen, die zu der Tänzerin Fanny Elßler.

Nach längerer Ruhe kündigte sich 1828 eine neue Empfänglichkeit seines Herzens und seiner Sinne an. Eine liebenswürdige Fürstin Schönburg fesselte ihn, wie sein Tagebuch verzeichnet, mehr als gut war. Doch dies war nur ein Vorspiel. 1829 oder zu Anfang 1830 machte er die Bekanntschaft der Elßler. Nun war er fünfundsechzig Jahre alt, sie — 1812 geboren — siebzehn. Sie war am Kärntnerthor-Theater engagiert und fing eben damals an, bemerkt zu werden: „die beliebte Demoiselle Elßler" nennt sie Ende 1829 die Wiener Theaterzeitung. Bald darauf tanzte sie die erste Partie in dem Ballett von Bestris „Die Fee und der Ritter" „mit so viel Leben und Wahrheit in der mimischen Darstellung", sagt dasselbe Blatt, „und mit so viel Bravour und Vollendung in den Tanzstücken, daß man sie in Wahrheit eine würdige und glückliche Nacheiferin ihres Vorbildes, der Demoiselle Brugnioli, nennen kann. Demoiselle Elßler ist schon längst eine anerkannte seltene Künstlerin, allein ihr Fleiß hat in der letzten Zeit sie zu so überraschenden Resultaten geführt, daß gewiß nur wenige ihrer Kunstgenossinnen es jetzt noch wagen können" ꝛc., nur wird ihrer mimischen Darstellung „eine etwas höhere Temperatur" gewünscht. Eine Rezension von 1830 (ebenda) rühmt ihr nach: Ungewöhnliche Kraft, Präzision, Elasticität, Nettigkeit, verbunden mit Grazie und Lichtigkeit („wir können diese Schwebungen des niedlichen Fußes nur mit dem Flattern von

Schmetterlingsflügeln vergleichen"), ferner gutes Spiel, sehr ausdrucksvolle Augen, angenehme Gesichtszüge und schöne Formen. Rahel Levin, die sie im selben Jahre während eines Gastspiels in Berlin sah, erschien sie wie „Venus, die dem Meere entsteigt". „Eine blühende Gestalt des feinsten Baues", nannte sie der junge Prokesch, da er sie im März 1830 zuerst sieht. Zehn Jahre später war sie die gefeiertste Tänzerin Europas, unzählige Gedichte in allen Sprachen sind ihr gewidmet worden. Ein Tanz, in dem sie besonders glänzte, war die Cachucha. „Fanny Elßler," schreibt der Wiener Theaterkritiker Saphir 1839, „tanzt die Cachucha mit den Füßen, mit den Augen, mit dem Munde, mit tausend Lächeln, mit Millionen anmutigen Kommentaren, mit Millionen süßen Randglossen." Und noch später, noch in den vierziger Jahren, pries man den wundervollen Rhythmus, der in ihren wellenartigen Bewegungen herrsche, ihre ästhetische Vollkommenheit, die bewunderungswürdige Mimik, durch die sie Charakter, Zustände, Konflikte, Ideen auszudrücken wisse; „ihr Tanz," sagt ein Beurteiler aus späterer Zeit, „war das zu menschlich schönem Gliederspiel verkörperte Wort."

Die Geschichte seiner Leidenschaft zu Fanny Elßler hat Gentz selbst in Briefen an die Rahel Levin und an Anton Prokesch (Prokesch-Osten) erzählt. Im Winter von 1829 auf 1830 entstanden, wuchs sie danach in einem Zeitraum von vier Monaten „zu einer kolossalen Gestalt". Fanny hätte nur winken dürfen, und sie hätte zehn Liebhaber für einen und die einnehmendsten und mächtigsten zu ihren Füßen gesehen. „Sie verschmähte sie alle und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend, noch Schönheit, noch Reichtum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen und noch obendrein eine Theaterperson gewinnen konnte, anzubieten." Daß ihm die Eroberung, wie die Leute sagten, bloß durch seine Beredsamkeit gelungen sei, will er nicht zugeben. „Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen." Stundenlang vertiefte er sich in ihre Augen, ihre Hände („sehen Sie sie doch nur an diese Hände!"), führt unerschöpfliche Gespräche mit ihr, unterrichtet sie, erzieht sie „mit väterlicher Sorgfalt," sie ist zugleich seine „Geliebte", sein „treues Kind" und die gelehrigste Schülerin. Ihr kurzes Gastspiel in Berlin bereitet ihm eine „kaum erträgliche Qual", in Preßburg während des ungarischen Reichstags, der in diese Zeit fiel, handelt die Hälfte aller seiner Gespräche — auch mit Metternich — nur von ihr. „Solange ich lebe," sagt er, „habe ich schlechterdings nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus." Der Gedanke, daß sein Glück nicht von Dauer sein könne, ficht ihn wenig an: „Vergänglichkeit ist der Name jedes großen und kleinen Genusses im Leben, die höchsten Geistesgenüsse nicht ausgenommen." Auch daß man seine Leidenschaft verrückt nennen könnte, kümmert ihn nicht, er philosophiert mit Werther: „Kleiner partieller Verrücktheiten täglich schuldig und aus diesen Verrücktheiten besteht der höchste Reiz und die wahre Poesie des Lebens." Die Welt um ihn scheint ihm verändert, und er selbst, der schon die Oede des Alters fühlte, wird wieder jung, die verhaßten Geschäfte

werden ihm leicht, er fängt wieder an, die Dichter zu lieben, er versenkt sich in Heines „Buch der Lieder" und mit einem jungen Freunde „badet er stundenlang in diesen melancholischen süßen Gewässern." Das Erlöschen seines Gefühles für Fanny ist dann das erste Symptom der nahenden Auflösung; sechs Wochen vor seinem Tode machte er einem Bekannten das Geständnis: „Das gute Kind," sagte er, „giebt sich alle Mühe, sie trachtet mich aufzuheitern, aber alles ist umsonst; hier" — indem er die Stelle des Herzens bezeichnete — „ist ihr Bild erstorben."

VI.

Wir sehen, diese Leidenschaften sind von sehr verschiedener Art; drei davon waren bestimmt nicht glücklich, die Herzogin von Acerenza und besonders die Prinzessin von Solms mußten von vornherein unerreichbar scheinen, und bei der Prinzessin wird er wohl volle Erhörung und wirklichen Besitz kaum gehofft, vielleicht gar nicht darum geworben haben. Aber er ist auch weder über sein Mißgeschick bei Amalien noch bei der Herzogin dauernd unglücklich oder gar verzweifelt gewesen. Darum meinten manche von seinen Bekannten, er habe eigentlich gar keine „großen Gefühle" und sei deren nicht fähig, es sei nur eine Art kalter Ueberspanntheit, eine absichtliche Exaltation; schon seine Beredsamkeit verrate das, denn die wahre Leidenschaft sei nicht beredt (Prinz Louis Ferdinand an Pauline Wesel 1804). Das Verhältnis zu Christel hat den Charakter einer echten und rechten Liebschaft. Von dem zu Fanny ist wenigstens nicht ausgeschlossen, daß es glücklich im vollen Sinne des Wortes war. Die physiologische Voraussetzung seiner Leidenschaft war eine überraschende Stärkung, die der Sechzigjährige in den Gasteiner Bädern gefunden hatte, alle Beschwerden, an denen er seit mehr als einem Decennium litt — er selbst bezeichnete sie als Arthritis — traten zurück, selbst sein Aeußeres verjüngte sich auffällig und, wie er sich in einem Briefe an die Rahel rühmt, alle seine körperlichen Kräfte standen ihm wieder zu Gebote. Allerdings verwahrt er sich dagegen, als sei er so thöricht, von Fanny Gegenliebe im engeren Sinne zu erwarten, es ist ihm genug, ihr ein „zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl" einzuflößen, und er schmeichelt sich, dies Gefühl allmählich so in ihr befestigt zu haben, daß es zuletzt ihre ganze Seele ausfüllte, er findet, daß man nicht glücklicher sein könne als er, „bloß im ruhigen Genuß einer süßen Vertraulichkeit und im Gefühle des reinsten Dankes für unschuldige Liebkosungen."

Zwischen und neben diesen großen Leidenschaften fallen nun aber allerlei Gewohnheits- und Gelegenheitsverhältnisse. Zu jenen gehört wohl auch seine Ehe, wenigstens in der letzten Zeit, von der wir allein etwas wissen. Damals war schon die Passion zu Christel in vollem Gang, daneben notiert er aber im Tagebuch „ein halbes, zwar wüstes, doch artiges Leben mit der Frau." Sie ließ sich, kurz bevor er für immer Berlin verließ, von ihm scheiden und starb das Jahr darauf. „Ich war tief gerührt von dieser Neuigkeit," heißt es darüber in seinem Tagebuchauszug. Vom Herbst 1804 an, also von seiner ersten Wiener

Zeit an, unterhielt er ein Verhältnis „mit einer Person von niedrigem Stand und sehr geringen Reizen" — wie er sich im Tagebuch ausdrückt — die „der Zufall in sein Haus geführt hatte." Sie war aus Nikolsburg, hieß Katharina — Cathel nennt er sie in seinen Briefen — und verheiratete sich später (1812) mit einem gewissen Swoboda.[1]) 1805 schenkte sie Gentz einen Knaben. Als er im Spätherbst desselben Jahres wegen des Anmarsches der Franzosen gegen Wien diese Stadt verlassen mußte, schrieb er ihr: „Ich kann Dir nicht sagen, liebe Kleine, wie hart es mir gewesen ist, von Dir zu gehen.... Hätte ich vorher gewußt, daß ich in Brünn bleiben werde, so hätte ich wirklich einen Versuch zu ‚Nehme mich mit' gemacht. Adieu, lieber Engel, bleib mir gut und treu, und laß Dich nicht von den fremden Offizieren verführen." 1809 kündigte sie ihm ihren Entschluß an, sich zu verheiraten; er antwortete: „Wenn es Dir mit Deinem Heiratsprojekt wirklich ernst ist, so werde ich es für meine Pflicht halten, Dich keineswegs darin zu stören. Auch werde ich die Bedingungen, von welchen Du sprichst, mit Bereitwilligkeit eingehen. Nur mußt Du mir erlauben, von meiner Seite einige Gegenbedingungen vorzuschlagen, die Du hoffentlich ebenfalls nicht ablehnen wirst ... Auf Deine abermaligen Klagen habe ich teils in meinem letzten Schreiben[2]) schon geantwortet, teils wird es mir schwer, darauf zu antworten. Ich habe wenig Weiber in meinem Leben so geliebt als Dich, und wenn wir uns nur verstehen wollen, werde ich auch (in dem einzigen vernünftigen Sinne des Wortes nämlich) nie aufhören, Dich zu lieben. Es giebt — außer einem so edlen Bande wie das Kind — noch andre Dinge, die mich, wie Du sehr wohl weißt, so an Dich ziehen, daß mir stets etwas Wesentliches fehlen würde, wenn ich Dich entbehren sollte. Glaube mir, meine Liebe, es hängt einzig von Dir selbst ab, ganz glücklich zu sein, und die Idee, Dich zu verheiraten, macht mir gerade in der Rücksicht großes Vergnügen, weil ich daraus schließe, daß Du endlich begriffen hast, wo Deine Zufriedenheit zu suchen ist."

Der Brief zeigt uns das Verhältnis bereits innerlich gelöst. Die Art, wie darin das Heiratsprojekt behandelt wird, hat — trotz des ernsten Tones — etwas Frivoles, das abstößt. Gentz versichert in seinem Tagebuch, daß er die „unmittelbare Gemeinschaft" mit Katharina nach ihrer Verheiratung abbrach, aber wie viel das bedeutet, ist doch nicht ganz klar. Eine Briefstelle von 1812, „den Hut für Deinen Mann habe ich bestellen lassen," eröffnet uns einen Einblick in ein recht bedenkliches Verhältnis. Allerdings darf man nicht vergessen, daß das Kind da war, das Gentz sehr liebte, und daß er um dessen willen den Verkehr mit der Mutter nicht aufgeben wollte. Von ihrem Manne hören wir später nichts mehr, jedenfalls war die Existenz, die er ihr bereitete, nicht sehr glänzend. Denn Gentz sorgte nicht nur fortwährend für das Kind, sondern auch

[1]) Das Folgende aus bisher unbekannten Briefen in der Wiener Stadtbibliothek, deren Mitteilung ich der Güte des Direktors, Herrn Regierungsrat Dr. Karl Glossy, verdanke.

[2]) Nicht erhalten.

für sie. Noch 1815 mietet er eine Wohnung für sie, noch 1820 schickt er ihr für eine Badereise nach Teplitz 1500 Gulden („Pepi aber soll nicht zurückbleiben"); sie scheint auch bis an sein Ende ein Monatsgeld von 200 Gulden von ihm erhalten zu haben, dazu noch viele Geschenke. Seine späteren Briefe an sie haben etwas Hausväterliches, er kümmert sich auch um den Unterricht des Knaben, bisweilen richtet er auch an diesen ein Billet. „Es ist grausam genug, daß ich dieses Kind meinem unmittelbaren Schutz entzogen sehen muß," schreibt er einmal, „aber so hat Gott es gewollt, und wir dürfen nicht murren." So ganz äußerlich, wie die kühle, fast grausame Tagebuchnotiz es darstellt, war diese Verbindung doch nicht; er teilt ihr manches von seinen Sorgen und Befürchtungen mit, zuweilen — wie vor den Kongressen von Aachen, Laibach, Verona — sagt er auch ein Wort von seinen Arbeiten — spricht mit ihr wie zu jemand Ebenbürtigen. Sie hatte ihn einmal gefragt, welchen Titel sie auf ihre Briefe für ihn setzen solle. „Meine Titel sind das unnützeste, was ich Dir je hätte mitteilen können," antwortete er (1812); „mein bester Titel besteht darin, keinen zu bedürfen, denn mein Name ist allenthalben in der Welt so bekannt, daß niemand mehr fragt, was ich eigentlich bin." Der Sohn, der später den Namen des Vaters annehmen durfte, hat sein Andenken immer mit zärtlicher Pietät bewahrt.

Die Zahl seiner vorübergehenden Beziehungen zu Frauen ist sehr groß, und er hat selbst gestanden, daß sie ihn bisweilen ins Triviale führten. Auch hier tritt so wie in dem Verhältnis zu Kathi Swoboda öfters eine starke Frivolität hervor, so wenn er sich nach dem Wiener Kongreß von Wilhelm v. Humboldt eine gewisse Suzette (die Biographen Humboldts, die alles so schrecklich ernst nehmen, unterschlagen uns diese Dame) „leguieren" läßt. Das bedeutendste von diesen Verhältnissen war ohne Zweifel das zu Pauline Wiesel, vielleicht schon in Berlin vor 1802, sicher in Paris 1815 angeknüpft, auf jeden Fall hier wie dort nur von kurzer Dauer. Pauline, „eine weibliche Urgestalt", war zwischen 1804 und 1806 die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand gewesen, mit Gentz war sie jedenfalls früh schon gut bekannt, 1811 wendete sie sich in einer heiklen Angelegenheit an ihn, und er thut, was er kann, schreibt einen langen Brief, macht Gänge für sie und so weiter. Als sie sich dann 1815 in Paris wieder sahen, war sie achtunddreißig Jahre alt. Varnhagen lernte sie damals kennen und schildert sie: „Sie war sehr großartig in unscheinbaren Worten," sagt er. Mit Gentz hatte sie die innerliche Unschuld, Naivität, Wahrhaftigkeit bei starker äußerer Verderbtheit gemein. In dem Verhältnis mit Gentz war zuerst „großer Schwung". Aber ihm war's doch diesmal mehr um ein bequemes Vergnügen als um Liebe zu thun. Die Rahel durchschaute ihn, sie warnte die Freundin: „Glauben Sie nicht, daß er irgend etwas in Ihnen sieht, kleine Pauline! Er will in Ihnen neue Subsidien, Hilfstruppen zur Lust." Ihr war's doch kein „bloßer Spaß", meint Varnhagen. Aber jedenfalls kamen sie ohne tragische Scenen auseinander, sie blieben gute Freunde, und sie wendete sich 1816 und 1817 öfters und nicht umsonst, um Geld an ihn.

VII.

Dazu kommen nun die großen Freundschaften zu Frauen, deren Zahl ebenfalls sehr groß ist. Sie haben alle das miteinander gemein, daß sie mit der Zeit auf einen gewissen Punkt gelangen, wo sie der Liebe verzweifelt ähnlich sehen, in der Regel allerdings nur auf seiner Seite, ein- oder zweimal doch auch von der andern.

Die erste ist natürlich eine Jugendschwärmerei zu einer verheirateten Frau, sie geht parallel mit einer unglücklichen Liebes- und Bräutigamsgeschichte. Es sind eine Menge von Briefen erhalten, die Gentz in den Jahren 1785 bis 1792 an diese Frau richtete. Aber sie können nicht als ein wahrer Ausdruck seines Wesens gelten, mit Absicht — man merkt es — und nach litterarischen Mustern sind alle Empfindungen aufs höchste gesteigert, es ist die ganze Ueberschwenglichkeit der Werther-Zeit darin. Von den späteren Freundschaften begleiten ihn einige fast durchs ganze Leben, andre bilden nur Episoden darin. Zu den episodischen gehören die mit der Fürstin Dolgorucki und mit der Gräfin Lanckoronska. Mit der Dolgorucki reiste er 1805 von Wien über Mähren nach Schlesien, sie war vier Wochen lang sein hauptsächlichster Umgang, er treibt alles mit ihr, „das Schlafen ausgenommen", schreibt er an Johannes v. Müller; er schildert sie als „eine Frau von vielem Geist, einer bis zur Wut gehenden Leidenschaft für Politik, dabei liebenswürdig, von größtem Ton und äußerst unterhaltend — sonst aber eine eingefleischte Russin." Näher stand ihm die Gräfin; schon das Tagebuch von 1804 spricht von der Freundschaft, die ihn mit ihr verbinde; sie war, wie erhaltene Bildnisse bezeugen, eine reizende Frau, später eine der Vertrauten der jungen Kaiserin Maria Ludovika; der Reichsfreiherr v. Stein, der sonst auch gegen Damen ein sehr strenger, unnachsichtiger Beurteiler war, schätzte sie hoch und korrespondierte mit ihr. Gentz nannte sie „den Edelstein seiner unvergleichlichen Gesellschaft in Wien, einen Inbegriff weiblicher und vieler männlicher Vollkommenheiten." Auch sie kam im Winter 1805 nach Dresden und war da eine Zeitlang, wie er meinte, die einzige Person, die ihn ganz verstand. Sie und die Fürstin Dolgorucki haben ihn zu jener Lobrede auf die Frauen seiner Zeit überhaupt veranlaßt, deren wir oben gedachten. Für Liebe hat er die Gefühle, die er für diese Frauen hegte, nie ausgegeben, und Prinz Louis Ferdinand spottete mit Unrecht über seine Beziehungen zu diesen: bei Gentz heiße es schon Liebe, wenn er bei vornehmen Damen aus Wien oder St. Petersburg Besuch mache. Näher an Liebe war vielleicht sein Verhältnis zu Frau v. Staël. Zwar er will es später nicht recht Wort haben, ja er verleugnet sie schließlich und spricht noch viel härter über sie als über die arme Kathi, „die Person von geringem Stande und noch geringeren Reizen". Aber wir haben Grund anzunehmen, daß er diesmal viel vergessen hat. Gleich nachdem er sie kennen gelernt hatte (1808), sagte er: „Mich hat sie entzückt, ich sage es gerade heraus." In dem späteren Tagebuchauszug spricht er nur von „einigen merkwürdigen Tagen", die er 1808 in Teplitz mit ihr verbracht habe: „ich ließ mich von ihren geistreichen Schmeicheleien, die zuletzt einen wirklichen

leidenschaftlichen Charakter annahmen ... in hohem Grade berauschen." Von der Korrespondenz, die sie in diesem Jahre führten, ist bis jetzt nichts bekannt geworden; Napoleon, der von ihr erfuhr, that ihr die Ehre an, den Minister Champagny auf sie aufmerksam zu machen: „Diese Korrespondenz könne mir schädlich sein," meinte er. Ob er da nicht doch eine sehr falsche Vorstellung von dieser Korrespondenz hatte? 1814 schrieb Gentz: „Sie (die Staël) setzte einmal an, und recht herzhaft, auch mich zu lieben ... aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultivieren." Aber das fällt wenig ins Gewicht, es klingt zu selbstgefällig und nach Ueberhebung. Frau v. Staël hat einmal zu Goethe gesagt, sie könne zu keinem Manne Vertrauen haben, der nicht einmal in sie verliebt gewesen sei. Gentz aber scheint sie vertraut zu haben. Daß sie ihn — wie Adam Müller bezeugt — 1808 als den interessantesten Mann in Deutschland ausrief, bedeutet nicht so viel, da ihr als Französin der Sprecher imponierte, der — was sie bei Goethe und besonders bei Schiller so vermißte —, die französische Sprache ganz in seiner Gewalt hatte. Aber eine unverdächtige Zeugin, Dorothea Schlegel, las 1813 einen Brief der Staël an Gentz: „er klang wie ein Ruf aus einer besseren Welt zu uns armen Zurückgebliebenen herüber, als ob sie von seligmachender Lethe getrunken und alle verwirrenden Mißverhältnisse und allen Unsinn des Hierseins rein vergessen hätte." Solche Briefe schrieb sie kaum an einen Mann, dem sie nicht vertraute. Als Gentz sie kennen lernte, war sie zweiundvierzig Jahre alt, noch in dem triumphierenden Aplomb, wie Gérard sie gemalt hat, da konnte sie allenfalls erobern und zur Liebe reizen. Als sie ihn wiedersah, war sie vier Jahre älter geworden, und das Jahr 1809 bezeichnet selbst nach dem Zeugnis ihrer französischen Bewunderer eine Wandlung in ihrem Wesen, alle ihre Härten traten von da an schroffer hervor: daß sie — was Goethe schon an ihr gerügt hatte — das nie hörte, was andre sagten, nur immer sich selbst; ihre Neigung zum Sarkasmus, ihre Unruhe, ihre Sucht, Bewegung hervorzurufen, auf welche Weise auch immer. Und auch Gentz war ja nun anders als 1808, weniger empfänglich, ruhesüchtig, blasiert; so erschien sie ihm denn 1814, wie er sie in jenem Brief an die Rahel fixierte, unsympathisch und fremd; er hatte ganz vergessen, was sie ihm einmal, wenn auch nur vorübergehend, gewesen war.

Die dauerndsten unter seinen Frauenfreundschaften waren die zur Gräfin Eleonore Fuchs, geborenen Plettenberg (geboren 1786) und zu der berühmten Rahel Levin, spätere Frau v. Varnhagen (geboren 1771). Jene, ein „unendlich graziöses Wesen", versammelte in Wien im ersten und zweiten Decennium des Jahrhunderts einen großen Kreis von Anbetern um sich, von denen sie die Königin genannt wurde, sie blieben ihr alle bis ins Alter treu, und auch sie, sagt Varnhagen, der sie noch 1834 sah, „verleugnete kein Gefühl, das ihr einst teuer gewesen." Um 1811 begann Gentz viel mit ihr zu verkehren, 1814 war er schon ziemlich intim mit ihr: „... ich ziehe mit einem kleinen Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nach Baden." 1813 beginnt seine Korrespondenz mit ihr, die fast ohne Unterbrechung bis ins

Jahr 1830 reicht. Seine Briefe sind erhalten, sie zeigen ein leichtes, anmutiges und doch herzliches Freundschaftsverhältnis, enthalten Verabredungen für den Tag, zu einer Gesellschaft, einer Spielpartie, einer Spazierfahrt; er schickt ihr Bücher, Blumen, Näschereien — von Paris aus auch Handschuhe, einmal einen Shawl; ernstere Dinge werden nicht berührt, doch erkennen wir, daß sie es im Gespräch werden. Hie und da (auch in seinen Tagebüchern) fällt ein Wort der Teilnahme an den Sorgen, die ihr Mann und Bruder bereiteten. Ein paar Briefe aber schlagen tiefere Töne an, da wirft er sich der Freundin unvermutet als Liebhaber zu Füßen: „Mein Vorsatz war, Sie gestern zu besuchen, um Ihnen eine Erklärung (une déclaration) zu machen, weil ich vorgestern von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit ganz außer mir war. Es verließ mich aber, als ich zu Ihnen gehen wollte, der Mut; ich glaubte vorauszusehen, wie wenig Sie, bei aller Ihrer Freundschaft für mich, auf meine verrückten Wünsche und Anträge hören würden und welche Niederlage mir bevorstand. Nehmen Sie das nicht ganz für Scherz. Vielleicht treibt Sie später doch die Neugierde, wissen zu wollen, was ich Ihnen gesagt hätte. In diesem Falle finde ich vielleicht an einem glücklichen Tage die Entschlossenheit, die mir jetzt noch fehlt.“ Er erhielt einen Korb in aller Form, wir erfahren es aus dem folgenden Briefchen: „ich bin übrigens nach Ihrem gestrigen strengen, schweren, ganz hoffnungslosen Urteilsspruch so betrübt, daß ich mit Voltaire sagen möchte:

‚On meurt deux fois, je le sens bien;
Cesser d'aimer et d'être aimable,
C'est une mort insupportable;
Cesser de vivre ce n'est rien.‘“

... Ihr freundschaftliches Verhältnis erlitt indes durch diese Episode keine Störung; die Gräfin wurde später die Vertraute seiner andern Liebessorgen; ihr durfte noch der Greis von seinen Entzückungen und Schmerzen erzählen. „Sie haben mir in der letzten Zeit solche Beweise von Freundschaft gegeben,“ schrieb er ihr 1830, da sein Roman mit Fanny Elßler den Höhepunkt erreicht hatte, „daß ich wirklich keine Worte weiß, Ihnen dafür zu danken. Mit den Starken gut zu stehen, ist keine Kunst, aber die Schwachen mit ihren Schwächen zu lieben, das ist ein Verdienst. Der Himmel lohne Ihnen und schenke Ihnen viele gute und frohe Tage.“

Sein Verhältnis zu Rahel Levin ist schon oft geschildert worden. Ihre Freundschaft war nicht so heiter und so ruhig, sie hatte ihre stürmischen Krisen. Denn Rahel war eine tiefere Natur und machte größere Ansprüche an die, welche sie liebte. Ihre Freundschaft stammt aus der Zeit, da Gentz von jener Weimarer Reise mit der großen Liebe zu Amalie nach Berlin zurückkehrte. Sie ward bald „seine Lehrerin, sein Orakel“, bei ihr suchten alle seine Jugendschwachheiten Rat und fanden ihn, in ihre Stube kam er auf eine Stunde zu ruhen, wenn er, von Geschäften, von Genuß und Spiel ermüdet, von seinen Gläubigern gehetzt, nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Nach ihren späteren Briefen zu schließen, muß sie ihn damals sehr lieb gewonnen haben. Es ist wohl wahr, man darf aus der Lyrik dieser Briefe nicht zu viel schließen, sie ist sehr überschwenglich.

Aber mit Recht ſagt ihr neueſter Biograph, „alle Konſtruktion eignen Gefühlslebens liegt ihr fern.“ „Nie werden Sie mich los, ſolange uns eine Erde trägt,“ ſchrieb ſie ihm nach ſechsjähriger Trennung 1808, „wer war mir ewig gegenwärtig, für wen zitterte ich? Für Sie! Ewiger, immer geliebter Freund ... Sie mögen ſich verändert haben, wie ſie wollen: Sie ſind derſelbe, für mich derſelbe, ſo wie ich Ihnen nur gegenwärtig werde.“ Seine Freundſchaft zu ihr war nicht ſo ſtark, auch im Ausdruck der Liebe nie ſo nahe wie die ihrige, in ſpäteren Jahren ſprach er einmal ſehr kühl von ihrer „ſeit dreißig Jahren ſich immer gleich gebliebenen Liebe“ zu ihm, die er doch „in demſelben Maße nie zu vergelten vermochte.“ Aber wenn ſie kommt und ihn mit Liebesworten anruft, iſt er doch entzückt, berauſcht ſogar bisweilen, bedauert dann, daß ſie nie zu einer „ordentlichen vollſtändigen Liebe“ zu einander gelangt ſind. Und wenn es ihm ſchlecht geht, wenn er krank iſt, das Nahen des Alters fühlt, die Schritte des Todes vernimmt, dann ſucht er ſie auf und verlangt wieder, wie in der Jugend, Troſt, Zuſpruch, Antwort auf die höchſten Fragen. Um ſie, um ihre Freuden und Schmerzen kümmert er ſich nicht oder nur ſo obenhin, erzählt nur immer von ſich, fragt ſie um nichts, hat „kein Gedächtnis im Herzen“. Sie verwindet es, ſpendet ihm Troſt, richtet ihn auf, ſchmeichelt dem „böſen alten Kind“, aber innerlich iſt ſie doch verletzt, und bisweilen ſagt ſie es ihm auch — umſonſt freilich, er bleibt, wie er iſt. Kurz vor ſeinem Tod ſpricht ſie ſtill für ſich, aber ſchonungslos über ihn ab. Eines ihrer Tagebuchblätter, datiert vom 10. März 1831, enthält ein Gedicht: An G .... Es kann nur Gentz gemeint ſein: „Dein zerronnen Herz liebt niemand als Dich ſelbſt“, heißt es darin, „Und ſo haſt Du niemand denn geliebt.“ Das war doch zu hart, ſie blieb auch bei dieſem Urteil nicht; als er dann ſtarb, als die Todesnachricht nach Berlin kam, zog ſie in einem wunderſchönen Brief an den jungen Ranke die Summe ihrer Freundſchaft zu Gentz: da iſt's denn wieder ein liebevoller, rührender Nachruf: „Seine Perfidien — er übte ſie reichlich, gegen mich — ſind anders als den andern ihre; er gleitete wie in einem Glücksſchlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und niemand darf ſich ihm vergleichen; auf dieſem Wege dann ſah er, nicht mehr wie auf der Erde, weder rechts noch links; hatte er Schmerz, litt er Widerſpruch, dann war er nicht mehr auf dieſer Bahn, und dann verlangte er Hilfe und Troſt, die er nie gab. Keiner aber darf dies wagen und doch liebenswürdig und liebenswert ſein. Ungeſtraft ließ ich's, ſolange er lebte, nicht hingehen. Nun aber, beim Facit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies ſei ſein Epitaph! Er reizte mich immer zur Liebe, er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr faſſen konnte. Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenſchaft. Viele Menſchen muß man Stück vor Stück loben, und ſie gehen nicht in unſer Herz mit Liebe ein; andre, wenige, kann man viel tadeln, aber ſie öffnen immer unſer Herz, bewegen es zur Liebe. Das that Gentz für mich, und nie wird er bei mir ſterben.“

Energie und Trägheit in der Natur.

Von

Dr. B. Weinstein.

Unter den Naturforschern tobt gegenwärtig ein Kampf der Ansichten, der wegen seiner Bedeutung für unsre Naturanschauung auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte. Die größten Physiker und Chemiker sind an demselben beteiligt; Boltzmann, Ostwald, Planck, Ebert, Männer, welche als Führer in den Wissenschaften anerkannt und bewundert werden, haben mit mehr oder weniger Entschiedenheit auf der einen oder andern Seite Stellung genommen, und noch ist das Ende des Kampfes nicht abzusehen. Eines nur ist sicher, die Wissenschaft kann dabei nur gewinnen, und selbst die unterliegende Partei wird sich des Sieges der Gegner zu freuen haben. Es handelt sich um nicht mehr und weniger als um die Frage: was steckt eigentlich hinter den Naturerscheinungen? Oder wenn man sich bescheidener ausdrücken will, was ist das Wesentliche bei den Naturerscheinungen, und sind wir in der Lage, dieses Wesentliche zu erkennen? Zunächst wird man geneigt sein, zu erwidern, das Wesentliche sei die Substanz, alle Vorgänge in der Natur beträfen immer und immer die Substanz. Wir vermögen nur solche Vorgänge wahrzunehmen, welche an Substanzen geschehen. Licht, welches von den Himmelskörpern ausgeht und sich nach allen Richtungen durch den Raum verbreitet, sehen wir nur, sofern es Substanzen trifft, uns selbst, andre Körper auf der Erde, den Mond, die Planeten und so fort. Selbst Elektricität und Magnetismus, die wesenloser scheinen als Licht, sind an Substanz gebunden, denn niemand kennt Elektricität für sich oder Magnetismus für sich, frei von aller Substanz.

Nun hat Julius Robert Mayer entdeckt, daß Substanz allein das Wesen der Erscheinungen nicht bedingt, daß dabei vielmehr noch ein Zweites entscheidend auftritt. Es ist die Energie, die Arbeit, welche bei den Vorgängen thatsächlich geleistet wird oder geleistet werden kann. Wie in jedem System von Körpern, wenn von außen keine neue Materie hineinkommt und keine Materie nach außen abgegeben wird, die Substanzmenge ewig unverändert bleibt, welche Wandlungen mit den Substanzen auch vorgehen mögen, und welche Erscheinungen auch in denselben sich abspielen, ist auch die Gesamtheit der Energie immer von gleicher Größe, sobald von außen keine Energie hinzukommt und nach außen keine Energie abgegeben wird. Wird die Summe der wirklichen Arbeit im System durch den Vorgang, der in demselben stattfindet, größer, so verringert sich die Summe der noch möglichen Arbeit, und umgekehrt wächst diese an, wenn jene abnimmt, und immer geschieht eines genau auf Kosten des andern. Auf alle Gebiete der Erscheinungen in der sogenannten leblosen Welt ist dieser „Satz von der Erhaltung der Energie“ von Helmholtz ausgedehnt worden. Für einzelne Gebiete war er übrigens selbst vor Julius Robert Mayer bekannt, doch freilich in seiner außer-

ordentlichen Bedeutung unerkannt. Also Unveränderlichkeit der Substanzmenge, Unveränderlichkeit der Energie bestimmen das Wesen eines jeden Vorgangs in der Natur. Dehnt man diesen Satz auf die ganze Natur aus, so besagt er, daß nach unserm Ermessen Substanz und Energie nur durch einen Akt göttlicher Schöpfung oder göttlicher Vernichtung in der Welt geändert werden kann, daß sonst kein Vorgang und keine Macht auch nur ein Atom Substanz, auch nur ein Geringstes an Energie der Welt zuführen oder rauben kann. Den Satz, soweit er sich auf die Unveränderlichkeit der Substanz bezieht, zuzugeben, wird jeder gern bereit sein, ja die meisten werden den Satz in dieser Hinsicht als selbstverständlich bezeichnen. Kant hat irgendwo in der Kritik der reinen Vernunft den Ausspruch gethan, daß eine Intelligenz vorstellbar sei, deren Gedanken in die Außenwelt treten und eigentlich die Welt mit allen ihren Körpern und Erscheinungen bilden. Einen Funken von dieser Göttlichkeit haben auch wir Menschen erhalten, unsre Phantasie schafft Gebilde und Geschehnisse, nur bleiben diese in unserm Innern, nach außen tritt nichts für andre wahrnehmbar hervor, und wir selbst erschrecken und fürchten Abweichung vom normalen Geisteszustand, wenn sie uns körperlicher und wirklicher erscheinen, als es erträumten Schatten zukommt.

Anders steht es um den Teil des Satzes, der die Energie betrifft. Von selbst möchte kaum einer die Unveränderlichkeit der Energie behaupten oder gar als selbstverständlich bezeichnen wollen. Energie ist nicht sichtbar, nicht faßbar; haben wir überhaupt einen Sinn, dem Energie als solche zugänglich ist? Vielleicht ist es der Sinn für Wärme, oder der Sinn, mittels dessen wir bei Licht und Schall die verschiedenen Intensitäten wahrnehmen, so daß uns ein leuchtender Körper bald heller, bald dunkler erscheint, und ein Ton, ohne seine Höhe zu ändern, aus kaum hörbarem piano zu stärkster Kraft anschwellen kann. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß erst der Mathematiker kommen muß, um uns über Energie und die Mittel, sie zu messen, zu belehren. Bei der Substanz scheint alles weit einfacher und wie von selbst geboten zu sein. Geht man der Sache freilich auf den Grund, so sind auch hier tiefste Rätsel verborgen. Doch das ist nicht unsre Aufgabe, wir nehmen den Satz von der Unveränderlichkeit der Energie in gleicher Weise an wie den vom ewigen Bestand der Substanz. Der Zeit, die die Arbeit kennt und übt wie keine zuvor, für welche die Arbeit fast die Rolle eines allgemeinen Wertmessers spielt, wird es nicht schwer fallen, was die Wissenschaft von der Arbeit aussagt, sich zu eigen zu machen.

Giebt es noch etwas andres in der Natur, was die gleiche Eigenschaft hat wie Substanz und Energie? Wenn wir vorsichtig sein wollen, können wir darauf nur erwidern, wir wissen es noch nicht. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ein andres jene Eigenschaften in gleich universeller Gültigkeit besitzt. Wohl aber kann manches in beschränkten Klassen von Erscheinungen die Eigenschaft der Unveränderlichkeit aufweisen. Von ebenso großer Wichtigkeit und genauer zu untersuchen ist eine zweite Frage. Was ist durch den obigen Satz für unsre Naturanschauung gewonnen? Die Beantwortung dieser Frage hängt offenbar davon

ab, welche Erfordernisse bei einer Naturanschauung zu erfüllen sind. Hier gehen aber die Meinungen der Forscher weit auseinander. Eines ist von vornherein klar; die Erfordernisse können den praktischen Wert der Erscheinungen und Vorgänge in der Natur zum Ziel haben oder den ideellen. Praktisch nun hat sich der Satz von der Konstanz der Materie und Energie außerordentlich bewährt. Kaum ist es nötig, dieses auszuführen, da unsre ganze Industrie, ja der ganze menschliche Verkehr diesen Satz zur Grundlage hat. Bewußt und unbewußt machen wir von ihm fortwährend Gebrauch. Wir berechnen nach ihm Einkauf und Verkauf, Bedarf an Rohstoffen und Gewinn an Fabrikaten, maschinelle Einrichtungen, Wärmeerzeugung, Lichterzeugung und so fort. Nun aber den ideellen Zweck. Wenige, abgesehen von den ganz Gedankenlosen, können sich von dem Wunsch freimachen, was ihre Sinne wahrnehmen, auch bis ins Innerste zu durchschauen. Wir dürsten förmlich danach, uns von allem eine Vorstellung zu machen, wie es geschieht; und wenn es der Zweck der Schauspielkunst ist, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten", so gilt dieses in ebenso hohem Maß von der andern Kunst, die wir alle üben, von der Kunst, uns Bilder von unsrer Umgebung und den Vorgängen darin zu schaffen. Diese Bilder gehören wie die der Phantasie, der sie eigentlich entspringen, unserm Innern, unsrer Seele an, ob sie der wirklichen Umgebung, den wirklichen Vorgängen gleichen, niemand kann das sagen. Das aber wissen wir, daß die Bilder nicht willkürlich geschaffen werden, daß wir nach bestimmten Denkgesetzen verfahren. Wir mögen diese Gesetze a priori erhalten oder durch den Zwang der Welt außer uns, aus der Erfahrung gewonnen haben, nach vielen Richtungen hin sind sie für uns derartig feststehend, daß wir Abweichungen von ihnen als krankhaft bezeichnen müssen. Diese Gesetze regeln die Bilder in unserm Innern. Nun giebt es Bilder, mit denen wir ständig beschäftigt sind, weil die ihnen entsprechenden Erscheinungen der Außenwelt uns ständig umgeben. Solche Bilder sind uns ganz besonders lieb und wert, und wir haben die Neigung, andre Erscheinungen, die ihnen zunächst nicht gleichen, so zu zerlegen, daß sie in den einzelnen Phasen ihres Verlaufs die gewohnten Bilder geben. Ist uns das gelungen, so sagen wir, die betreffende Erscheinung sei „erklärt". Ich weiß nicht, wie man das Wort „Erklären" anders erklären soll, ohne sich in halt- und fruchtlose metaphysische Spekulationen zu verlieren, und ich spreche wohl kaum etwas andres aus, als was gegenwärtig die meisten Naturforscher über diese Sache denken. Die Kunst besteht nun in der Aneinanderreihung der erklärenden Bilder, in denjenigen Fällen, in welchen entsprechende Vorgänge innerhalb der betreffenden Erscheinung nicht zu unsrer sinnlichen Wahrnehmung gelangen, denn einer Bedingung haben derartige Erklärungen stets und unweigerlich zu genügen, sie sollen schließlich zu dem führen, was wir thatsächlich wahrnehmen, beobachten. Es handelt sich also um zweierlei, um die Wahl der erklärenden Bilder, und um eine Regel für die Aneinanderreihung dieser Bilder. Ich habe die Ausdrücke schon sinnlich gewählt, um genau das zu sagen, was zu sagen ist; ein Beispiel jedoch wird zur weiteren Erläuterung dienen. Wir sehen eine Violinsaite, durch einen Bogen gestrichen,

ſchwingen und hören einen Ton; zwiſchen der Violinſaite und unſerm Ohr iſt Luft, in der wir aber nichts Beſonderes bemerken. Der Vorgang an der Violinſaite, der Ton in unſerm Ohr iſt die Erſcheinung; welche Bilder uns geläufiger Vorgänge haben wir für die einzelnen Phaſen der Erſcheinung von der Violinſaite bis zu unſerm Ohr zu wählen, wie ſind ſie aneinanderzureihen; kürzer, wie erklären wir die Fortpflanzung des Tones von der Violinſaite bis zu unſerm Ohr?

Die Wahl der Bilder nun iſt von je ſtreitig geweſen. Die älteſte und naheliegendſte Anſicht iſt die, die Bilder müſſen ſich auf Subſtanzen ſelbſt beziehen, und da uns Bewegung von Subſtanzen das Alltäglichſte iſt, ſo hat man ſehr früh die Naturerſcheinungen aus ſolchen Subſtanzen und Bewegungen zu erklären verſucht. Es iſt ſelbſtverſtändlich nicht geſagt, daß die Erklärung gerade durch die alltäglichſten Vorgänge gegeben ſein muß, es iſt ebenſogut möglich, daß allerſeltenſte Vorgänge noch geeigneter, das heißt noch umfaſſender und noch getreuer die Erſcheinungen darſtellen. Aber es iſt andrerſeits ſehr bemerkenswert, wie viel man doch mit Bildern aus der Bewegung der Subſtanzen wirklich hat erklären können. Kaum ein Gebiet in den phyſikaliſchen Disciplinen exiſtiert, in welchem ſich nicht dieſe Erklärungsweiſe entweder hervorragend bewährt, oder gar als faſt unausweichlich erwieſen hat. Geradezu Triumphe hat ſie in der Lehre vom Schall, vom Licht und von der Wärme gefeiert.

Eine andre Wahl der erklärenden Bilder treffen neuerdings Forſcher, indem ſie ſich nicht auf Bewegungen der Subſtanzen, des einen Unveränderlichen in der Welt, ſondern auf die der Bewegungen der Energien, des zweiten Unveränderlichen, beziehen, dieſe Bewegungen ſtellen Verwandlungen der Energien dar. Man nimmt dann an, daß (wie bei den Subſtanzen verſchiedene Subſtanzen) es verſchiedene Arten von Energien giebt, ſo zum Beiſpiel die Energie der Bewegung, des Druckes, die Energie der Wärme, die Energie der Elektricität, des Magnetismus, der chemiſchen Umſetzungen und ſo fort. Alle Erſcheinungen ſollen nur in Umwandlungen von Energien in Energien beſtehen, wie die des Druckes in ſolche des Stoßes und der Bewegung, oder die der Wärme in ſolche des Druckes und wiederum der Bewegung (zum Beiſpiel in unſern Dampfmaſchinen). Die erklärenden Bilder wären dann Umwandlungen von Energien. Die Wiſſenſchaft und die Unterſuchung der Energien iſt noch zu jung, als daß man aus dem Umſtand, daß ein Satz wie der voraufgehende uns einſtweilen nur Worte bietet, voreilig etwas ſchließen dürfte, hat man doch oft genug die Erfahrung gemacht, daß vieles in der Phantaſie an Körperlichkeit gewinnt, wenn man es nur oft genug hört oder ſich damit oft genug beſchäftigt. Aber eines fällt von vornherein auf, dieſe Wahl der erklärenden Bilder benutzt Subſtanzen anſcheinend gar nicht, deren wir doch nirgends entraten zu können glauben. Nur anſcheinend, in Wahrheit kann auch ſie der Subſtanzen nicht entraten. Darauf darf ich jedoch in einem gemeinverſtändlichen Aufſatz nicht eingehen, ich will nur erwähnen, daß ſie bei jeder Energie einen doppelten Charakter annehmen muß — mit Kant zu reden — einen extenſiven und einen intenſiven; in erſterem ſteckt auch die Sub-

stanz. Daß die Energie vielartig sein soll, darf nicht weiter wunder nehmen; wie verschieden ist nicht die Energie, die als Wärme auftritt von derjenigen, welche sich als Lichtstärke oder Schallstärke bemerkbar macht! Wunderbar ist, daß jede Energie in jede andre übergeführt werden kann, so daß alle Energie in der uns gewohntesten Energie, der gewöhnlichen Arbeit, zu erscheinen vermag, und diese wiederum in jede andre überzuführen ist.

Das zweite betraf die Regel für die Aneinderreihung der Bilder. Hier befinden wir uns noch auf einem etwas unsicheren Boden. Meist hat man sich damit begnügt, eine solche Regel für jede Klasse von Erscheinungen besonders aufzustellen. In den letzten Jahrzehnten erst ist mehr und mehr eine Regel, die für einen besonderen Fall — den der Bewegung der Körper — von dem Freunde Friedrich des Großen, dem Philosophen Maupertuis, bereits in der Mitte des vorvergangenen Jahrhunderts aufgestellt worden war, zu allgemeinerer Anerkennung und universellerer Anwendung gelangt. Es ist das Prinzip der kleinsten Wirkung (principium minimae actionis). Wir können es mit unserm gegenwärtigen Wissen ziemlich verständlich darlegen. Newton bereits hat ausgesprochen, daß kein lebloser Körper, wenn er ruht, von selbst sich in Bewegung setzen kann, und wenn er sich bewegt, von selbst seine Bewegung, sei es in Bezug auf Geschwindigkeit oder auf Richtung, zu ändern vermag, daß dieses vielmehr nur durch von außen kommende Einwirkung geschehen kann, und jede solche Einwirkung hat an dem Körper einen gewissen Widerstand zu überwinden, der mit der Materialität (Masse) des Körpers und mit der Größe der hervorzubringenden Bewegung oder Aenderung der Bewegung wächst. Das ist das berühmte Newtonsche Prinzip der „Trägheit der Substanzen". Ein jeder Körper sucht also seinen Ruhezustand oder seinen Bewegungszustand zu erhalten. Fassen wir jetzt nicht eine einzelne Substanz auf, sondern die ganze Welt von Substanzen, denken wir daran, daß nichts in der Welt für sich allein unabhängig von allem andern besteht, daß vielmehr jedes Atom nur ein Teil des Ganzen ist, und sprechen endlich nicht von dem Zustand der Ruhe und Bewegung, sondern überhaupt von einem Zustand (zum Beispiel auch der Wärme), so können wir vielleicht sagen: In der Natur herrscht ein Widerstreben gegen jede Aenderung des bestehenden Zustandes, alle Aenderungen, welche auf natürlichem Wege geschehen, schaffen möglichst stabile Verhältnisse, und werden irgendwo Aenderungen gegen die Natur erzwungen, so gehen sie so vor sich, daß an den bestehenden natürlichen Verhältnissen so wenig wie möglich verändert wird. Die Natur ist ganz und gar konservativ. Das ist die bezeichnete nunmehr anscheinend universelle Regel. Es ist offenbar ein Prinzip der Trägheit ausgedehnt auf die ganze Natur. Wir können es auch als ein Prinzip möglichster Erhaltung des natürlichen Zustandes bezeichnen; also wiederum ein Erhaltungsprinzip, aber nicht mehr Prinzip absoluter Erhaltung, wie bei der Substanz- und Energiemenge, sondern ein Prinzip möglichster Erhaltung.

Wir wollen dieses — man wird zugeben, nicht uninteressante — Prinzip ein wenig erläutern. Zunächst wird dem Leser der Unterschied auffallen, den

wir zwischen natürlichen Zuständen und Vorgängen einerseits und erzwungenen andrerseits gemacht haben. Natürlich sind alle Zustände, welche sich von selbst herstellen, ebenso alle Vorgänge, die von selbst geschehen. Der Zustand, daß zwei sich berührende Körper für unsre Empfindung oder nach Angabe eines Thermometers völlig gleich warm sind, ist natürlich. Sind die beiden Körper nicht gleich warm, so ist der Vorgang, durch den der wärmere immer kälter, der kältere immer wärmer wird, bis beide gleich warm geworden sind, ein natürlicher. Den einen Körper dauernd kalt dem andern gegenüber zu erhalten, kann nur durch besondere Mittel, durch Zwang geschehen, noch mehr Zwang muß geübt werden, wenn gar der kältere Körper Wärme an den wärmeren abgeben soll, und dieser Zwang bewirkt immer Zustandsänderungen an einer andern Stelle, wodurch dort größere Stabilität herbeigeführt ist. Diese Lehre von den natürlichen Zuständen oder Vorgängen und den erzwungenen klingt ein wenig geheimnisvoll, es ist der gesamten Natur eine gewisse Absicht, ein Wille untergeschoben; sie ist aber nichts als ein Ausdruck der Erfahrung, und eigentlich nicht merkwürdiger als die Lehre von der Konstanz der Wesen oder Energien und von allen sonstigen Naturgesetzen. Also, was möglichst erhalten und unter einem Zwang so wenig, als dieser Zwang nur irgend zuläßt, geändert wird, ist der natürliche Zustand. Alle durch Zwang hervorgebrachten Wirkungen sind so gering als möglich.

Wir halten einen Stein in der Hand, der Stein ruht. Wir lassen ihn los; er würde an sich an der Stelle verbleiben, an der wir die Hand von ihm gezogen. Aber die Erde, vermöge ihrer Anziehungskraft, zwingt ihn, sich zu ihr zu bewegen, zu fallen. Er könnte auf allen möglichen Wegen zu ihr gelangen, thatsächlich thut er es nur auf dem geraden Wege, das ist der kürzeste. Werfen wir ihn schräg zur Erde, so gelangt er zu ihr auf einem krummen Wege, aber dieser Weg ist so wenig krumm als möglich.

Strahlen gehen von der Sonne oder einem andern leuchtenden Körper aus und gelangen in unser Auge — auf dem kürzesten, geradesten Wege, so daß sie die wenigste Zeit brauchen zwischen ihrem Ausgangspunkt und unserm Auge. Nun stellen wir Spiegel und beliebig gestaltete durchsichtige Körper in den Weg der Strahlen; gezwungen weichen sie von der geraden Bahn ab, die Spiegel und die durchsichtigen Körper knicken ihre Bahnen, aber sind sie wieder in unser Auge gelangt, so haben sie die geringstmögliche Zeit für ihren Weg verwendet.

Das sind zwei Beispiele, aber diese zeigen zugleich auch, worin die Schwierigkeit liegt, wenn man das Prinzip der kleinsten Wirkung anwenden will. Nämlich in der Angabe dessen, was in jedem Falle „Wirkung“ ist. Im ersten Falle finden wir die Wirkung in der Bahn des Körpers, geringstmögliche Wirkung war hier die gerade Bahn oder die möglichst gerade Bahn. Im zweiten Beispiel dagegen äußerte sie sich in der Zeit zwischen dem Ausgang der Strahlen und ihrer Ankunft am erwählten Ort. In der That wird auch die Wirkung je nach der Erscheinung, um die es sich handelt, in anderm und anderm gesehen,

und noch ist sie für manche Erscheinungsgebiete nicht so erkannt oder anerkannt worden, daß man das Prinzip auf sie beziehen kann.

Wie sehr die Natur auf möglichste Erhaltung des natürlichen Zustands bedacht ist, kann gleichfalls in einigen Beispielen erhärtet werden. Die Wärme besitzt die Eigenschaft, im allgemeinen Körper auszudehnen. Erwärmt man einen Körper, so wird er durch Zwang umfangreicher. Aber indem der Körper sich ausdehnt, kühlt er sich dadurch ab. Die Ausdehnung ist eine Folge der zugeführten Wärme, die Abkühlung wiederum eine Folge der Ausdehnung, durch die Wärme selbst wird ihr ein Antagonist geschaffen, die Abkühlung, die es verhindert (weil Abkühlung den Körper zusammenzieht), daß der Körper sich so ausdehnt, wie es sonst geschehen würde. Wir halten einen Draht, in welchem ein elektrischer Strom fließt, einem andern stromlosen Draht gegenüber, nun ziehen wir den ersteren von diesem fort, sofort entsteht in letzterem ein Strom, der jenen zurückzuhalten und zurückzuziehen strebt. Nähern wir den durchströmten Draht dem stromlosen, so entsteht in letzterem ein andrer Strom, der gegen diese Näherung ankämpft, und den Strom zurücktreibt oder zurückzutreiben sucht.

Es ließen sich eine Menge von solchen Beispielen anführen, aus denen allen erhellt, daß jede Aktion (Zwang), welche natürlich bestehende Verhältnisse zu ändern strebt, sofort eine Reaktion hervorruft, die gegen diese Aenderung gerichtet ist und sie aufhebt oder wenigstens aufhält. Aber freilich ist diese Reaktion nicht immer leicht zu erkennen, oft verzettelt sie sich in eine Anzahl einzelner und darum geringer Gegenwirkungen.

Bemerkt der Leser, daß auf einen anscheinend geringen Anstoß eine unerwartet *große* Wirkung eintritt, so hat er unnatürliche Zustände zu vermuten, welche durch den Anstoß sich in natürliche verwandeln. Daß es solche unnatürliche Zustände geben kann und giebt, die innerhalb der Natur Bestand haben, ist sehr merkwürdig, eine Erklärung hierfür ist noch nicht in allen Fällen gefunden. Alle Schieß- und Sprengstoffe gehören hierher, ein Funke, ein leiser Schlag genügt, um sie zur Explosion zu bringen und die furchtbarsten Wirkungen hervorzurufen.

Nun ist leicht gesagt, wie das Prinzip der möglichsten Erhaltung natürlicher Zustände die Aneinanderreihung der Bilder regelt, nämlich in der Art, daß in keiner Phase des Vorganges der allgemeine Zustand ein unnatürlicher ist, wenn kein äußerer Zwang besteht und sich vom natürlichen so wenig als nur irgend möglich entfernt, wenn solch äußerer Zwang vorhanden ist. Außerdem darf das Prinzip der Erhaltung der Substanz und der Energie nicht verletzt werden.

Der Leser möge entschuldigen, wenn der Aufsatz gelehrter ausklingt als er begonnen, es gehört zu den Kunstgriffen des Fachmannes, seinen schwierigeren Auseinandersetzungen Einfacheres und Interessanteres als Lockmittel voranzustellen.

Im Atelier Heinrich v. Angelis.

Von

Ilka Horovitz-Barnay.

Die alte Wiener Kunst, die sich einen besonderen, bleibenden Platz in der Kunstgeschichte erobert hat, zählt in der Gegenwart nur mehr wenige vollwertige Namen. Die klassischen und romantischen Alt-Wiener haben einem neuen, jungen Geschlechte Platz gemacht, von deren revolutionärem Toben heute die Welt erfüllt ist. Das große Schlagwort „Reform" wird mit brausenden Tamtamschlägen verkündet, die moderne Kunst braucht Plakat und Parteisucht für ihre Inscenierung. Die Jungen sehen, empfinden und urteilen anders, sie treten der Vergangenheit auf den Kopf, sie verheißen uns eine fragwürdige Zukunft, aber — sie beherrschen die Gegenwart. Wo einst die Schönheit herrschte, herrscht heute die Mode, die nicht immer schön, die Veränderung, die nicht immer ein Fortschritt genannt werden kann.

Aus der alten Wiener Kunst mit dem Meisterzeichen an der Stirne, aus der alten Wiener Malschule stammt auch der Porträtmaler und Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste Heinrich v. Angeli, mit dem ein Zufall mich bekannt machte und dem ich nachfolgende Gespräche verdanke.

Angeli repräsentiert in Wesen und Erscheinung den Typus des einfachen, naiven, beinahe kindlichen Wiener Künstlers, dessen Bescheidenheit ebenso echt ist wie seine tiefwurzelnde Kunstbegeisterung. Er erinnert mich in der graziösen Harmlosigkeit, in der lebhaften, ungeschminkten Natürlichkeit der Rede, in der freien, unbeabsichtigten Eleganz der Umgangsformen an den wienerischesten Künstler — an Johann Strauß. Angeli spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; aber auch von ihm müßte Hans Sachs behaupten, „daß ihm der Schnabel wohl gewachsen sei". Er doziert nicht und posiert nicht; er vermeidet es, sich aufdringlich in den Vordergrund zu stellen, aber aus einem festen Bewußtsein heraus wird er mit der Harmlosigkeit eines Kindes auch sagen: „Sehen Sie, das kann ich nicht!"

Ich folgte mit Freuden der Aufforderung, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Dasselbe befindet sich in der Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz und zeichnet sich durch vornehme Einfachheit aus. Die Wände sind mit schönen Gobelins bekleidet, und am großen Malfester erhebt sich architektonisch ein mit kunstvoll geschnitzten Säulenornamenten geschmückter Holzbaldachin mit dunkelroter Vorhangverkleidung. Eine niedrige Chaiselongue, einige Armstühle, Tische und ein kleiner Farbenschrank bilden das Mobiliar. Am Fuße des Baldachins auf einer Stufe steht ein Selbstporträt des Künstlers.

„Das ist ein Bild von mir aus früherer Zeit, es war für die ‚Uffizien' in Florenz bestimmt." „Aber —" fügt Angeli lächelnd hinzu, — „ich habe mich

niemals entschließen können, es fertig zu machen, und so wird es wohl in meinem Atelier eine Antiquität werden!"

Ferner zeigt mir der Künstler interessante Skizzen vom Prinzen von Wales, von Herrn v. Miquel, zwei wundervolle ganz fertige Porträts von dem seither verstorbenen Kunstmäcen Geheimrat v. Dumba und seiner Gemahlin, die durch lebenswahre Auffassung und durchgeistigten Ausdruck eine herrliche Wirkung machen. Das Bild des Lord Kitchener apostrophiert Angeli mit den Worten:

„Ein energischer Kopf, nicht wahr? Na, gegen die Buren hat er wohl seine ganze Energie gebraucht!"

Zwei weibliche Porträts, das der reizenden Frau Hofrat v. Dózey und ... „Wer ist denn dieses entzückende Geschöpf? Wohl eine Studie?" frage ich begierig.

„O nein!" sagt der Meister lachend. „Das ist ‚unsre Maus!' nämlich meine Schwiegertochter!" fügt er erklärend hinzu. „Hat die ein paar Augen, nicht wahr? Ja, so ein G'sichterl ist ein Genuß für den Maler!"

Hochinteressant war mir ein ganz fertiges Bild von der Königin Viktoria von England, die Angeli wiederholt gemalt hat. Dies letztere Bild mit dem energischen Gesichtsausdruck hält Angeli selbst für das gelungenste. Er schildert die Ruhe und Ausdauer, mit welcher die Königin ihre vom Maler gewünschte Haltung bewahrt — allerdings niemals länger als eine Stunde — wie sie oft trotz krampfartiger Schmerzen in den Fingern die Stellung nicht verändern will, um die Stimmung des Künstlers nicht zu stören.

Auch über die Kaiserin Friedrich, die er gemalt hat, weiß Angeli Interessantes zu erzählen.

„Das ist," sagt er, „eine der klügsten, unterrichtetsten Frauen, die bei ihrem durchdringenden Verstande ein ganz außerordentliches Gemüt hat. Und was mich so besonders an ihr interessiert, ist ihr impulsives Wesen. Sie läßt sich in allen Dingen, bei Beurteilung von Menschen und Kunstwerken, stets von ihrer Sympathie und Antipathie leiten. Erstaunlich ist auch ihre vielseitige Begabung. Dies Bild hier hat mir die Kaiserin zum Weihnachtsgeschenk gemacht, und es ist malerisch eine sehr respektable Leistung." Angeli zeigte mir eine sehr gute Kopie von Holbeins „Mann mit der Nelke".

„Sie haben so viel im Ausland gelebt, Herr Professor, daß Sie dort, wie es scheint, ganz zu Hause sind, nicht wahr?" fragte ich.

„Gewiß!" erwiderte Angeli eifrig. „Und ich gestehe Ihnen, ich bin auch jetzt schon lieber im Ausland als in Wien. Abgesehen davon, daß ich eine Wandernatur bin, die das Stillsitzen, das Versumpfen nicht erträgt, sind die Kunstverhältnisse hier wirklich nicht so schön, um mich dauernd fesseln zu können. Was sollte mir auch hier gefallen? Der Wiener ist in eine merkwürdige Strömung geraten. Er liebt nur den ‚G'schnas' und die ‚Hetz'. Was unter dieser Flagge segelt, hat hier Erfolg. Ich thue es ungern, aber ich muß gestehen, daß ich zu den jetzigen Bestrebungen der Jugend kein Vertrauen, für ihre Ideale weder

Verständnis noch Sympathie habe. Die Absurditäten werden bewundert, die Scheußlichkeiten überschätzt, und was Künstler und Kunstfreunde aller Zeiten für heilig und schön gehalten haben, das wird jetzt verächtlich behandelt. Es thut mir in der Seele weh, wie die Jugend zu ihren Lehrern steht. Daß beispielsweise die eignen Schüler den Lichtenfels in der Sezession refüsiert haben, halte ich für eine Gemütsroheit, denn so viel ist gewiß: er hätte ihnen ihre Ausstellung keinesfalls entstellt. Und so wie sie aufhören, ihre Meister zu ehren, ebenso salopp behandeln sie auch ihre Kunst. Sie arbeiten ohne Vorbilder, ohne Fundament, wie es heißt: ‚nur aus sich heraus'. Das Malen ist nicht mehr die Summe einer langen Reihe von Kunstbestrebung und Kunstgefühl — das Malen ist Modesache geworden. In meiner Jugend war das anders. Meine Lehrer Emanuel Leutze und Piloty waren für mich Götter, und von ihnen habe ich gelernt, daß nur ernste, strenge Arbeit, gründliche Vertiefung zum Höhepunkt der Kunst führt. Sehen Sie, ich habe siebenhundert Akte gezeichnet, fragen Sie einmal, ob das heutzutage die jungen Leute noch thun. Soviel ich weiß, politisieren sie mindestens ebensoviel als sie arbeiten, und das ist um die Hälfte zu viel, und deshalb vermißt man überall die Basis — das Fundament. Glauben Sie mir! In der ganzen Sezession ist kein einziger Maler, der so fest discipliniert ist wie der alte Menzel oder der ewig junge Rudolf Alt, Meister, bei welchen die Hand wirklich das macht, was der Kopf will.

„Und das allein ist Kunst! Und die Kunst will errungen, erstrebt, erarbeitet sein! Die fliegt niemand in den Schoß!"

„Aber die modernen Maler halten ja ihre Kunst für einen Fortschritt!" warf ich ein.

„Warum? Weil sie neue Moden aufbringen! Weil sie für den Hintergrund eines Porträts statt des weichen, vorteilhaften roten Damastes jetzt weiße und gelbe Stoffe malen, trotzdem sie entschieden schlecht wirken. Auf gewisse Neuerungen brauchen sie indessen nicht stolz zu sein, denn was sie als neue Errungenschaften proklamieren, ist eigentlich uralt. Zum Beispiel die Ornamente an dem Sezessionsgebäude, das eine Berlinerin für das Krematorium hielt. Aber merken denn die Herren nicht, daß dieser Stil weder zu unserm Klima, noch zu unsern Verhältnissen und unsern Baulichkeiten paßt? Daß er neben unsrer Karlskirche wie eine Dissonanz wirkt! Es wäre also — um eine Stileinheit zu erzielen — beinahe notwendig, die Karlskirche, unsern herrlichsten Bau, zu beseitigen, damit die Moderne zu ihrem Recht gelangt. Aber es nutzt sie trotzdem nichts. Die Antike werden sie nicht übertrumpfen, und die Venus von Milo im Louvre in Paris ist und bleibt die Vollendung an Schönheit, Adel und Reinheit. Freilich die Neueren haben andre Ideale, sie malen jetzt Hühneraugen, Warzen und Difformitäten!"

„Der veristische Zug geht jetzt durch alle Künste, durch die Litteratur, die Schauspielkunst —"

„Leider! leider!" seufzte der Meister. „Ich kann mich nicht damit versöhnen. Ich kann auch nicht mehr ins Burgtheater gehen. Wissen Sie, meine Gnädigste,

ich bin ein großer Bewunderer Sonnenthals. Aber wie ich ihn als Fuhrmann Henschel gesehen hab', hat's mir einen Stich gegeben. Mein Gott! — habe ich mir gesagt — kann ich denn diesen großen Künstler und seine Kunst nicht sehen und genießen ohne Thranstiefel, ohne stinkendes Sauerkraut und ohne den Anblick und den Geruch von schwarzer Seife und schmutziger Wäsche! Dazu ist er mir doch zu gut! Nein! nein! Das alles ist mir zu realistisch! Ich bin ein alter Idealist, und deshalb habe ich mich auch sehr gefreut, daß in dieser Zeit Knaus so gefeiert wurde. Wir haben zusammen in Düsseldorf studiert. Du lieber Gott, was ist das für ein Techniker! Welche malerische Kraft, welche großartige Konzeption! Aber möglicherweise würde die Sezession auch ihn refüsieren! Ich freue mich auch, daß voriges Jahr Goethe gefeiert wurde, trotzdem ich nicht darauf schwören möchte, daß er nach Ansicht der heutigen Realisten nicht auch schon veraltet und abgethan ist."

„Halten Sie Max Klinger und Stuck auch für Sezessionisten, Herr Professor?"

„Vor allem halte ich Klinger für den größten Zeichner und Radierer — ich besitze alle seine Radierungen, aber mit seiner Farbengebung und seinen Ideen bin ich nicht immer bedingungslos einverstanden. Stuck ist ein enormes Talent, besitzt hervorragenden Farbensinn, und alle seine Werke fesseln durch überwältigende Leidenschaft. Beide Künstler stehen turmhoch über jenen Herren, die das große Corps der Sezession ausmachen, sie brauchen keinen Beinamen, keine Uniform, denn es sind selbständige, gottbegnadete Naturen."

„Und Böcklin?"

„Böcklin?" sagte Angeli erregt, und ein Leuchten ging über sein Gesicht. „Böcklin ist der Poet. Der größte, bedeutendste Maler unsrer Zeit, er dichtet in Farben. Diese Naturalistik lasse ich mir gefallen! Seine Landschaften sind einfach unvergleichlich! Neben seinen Veduten kann ich andre gar nicht mehr ansehen. Man meint jeden Augenblick, die Baumblätter müßten sich bewegen! Im Jahre 1871 sah ich in Rom das Porträt des Bildhauers Kopf von Böcklin. Das war eines Van Dyck würdig! O, vor dem beuge ich mich."

„Aber Sie selbst, Herr Professor, waren anfangs Historien- und Genremaler, nicht wahr?"

„Jawohl! Aber beides schlecht. Mir fehlte das Wichtigste: die Erfindung und der historische Sinn. Dahinter war ich bald gekommen. Ein Genrebild, das ich im Jahre 1869 malte, ‚Der Rächer seiner Ehre', und das sogar in Berlin die Medaille erhielt, wirkte, trotzdem jede einzelne Figur gelungen war, im ganzen bloß wie ein schlechtes Theaterstück. Ich bin eben erfindungsarm, ein Sklave der Natur. Was ich vor mir habe, kann ich erfassen, seine Wesenheit durchdringen, seine Charakteristik erlauschen und wiedergeben, aber ich muß alles sehen. Auch hätte es mir nicht geschadet, wenn ich von Makarts Dekorationstalent etwas abbekommen hätte. Aber ich bin froh, daß ich meine Fehler kenne. Der Künstler soll durchaus sein Talent und sein Genre verstehen, das Maß seiner Kraft beurteilen können. Im Jahre 1878

beauftragte mich Seine Majestät der Kaiser, für die Pariser Weltausstellung ein historisches Bild zu malen. Ich nahm Audienz, in welcher ich den mich ehrenden Auftrag dankend ablehnte. ‚Eure Majestät bekämen ein schlechtes Bild', sagte ich offenherzig, ‚und ich hätte mir meinen Namen ruiniert.' Der Irrtum über sein eigenstes Genre hat den feinsinnigen, vornehmen Munkácsy umgebracht. Er brach unter der Riesenaufgabe, welche schon die Vorarbeiten zu dem Deckengemälde ‚Arpád' (für das ungarische Parlament) erforderten, zusammen. Er war nach meiner Ueberzeugung der vollendetste Genremaler seiner Zeit. — Das Studium Lenbachscher Bilder wurde die Entscheidung für mein Genre; damit ging ich zum Porträtisten über. — Jedenfalls hat der Historienmaler die schwerste, undankbarste Aufgabe. Ein Bild wie ‚Die letzten Stunden Karls I.' von Delaroche, an das kann ich nicht glauben. Der Maler soll die Historie seiner Zeit malen, wie Van Dyck die Zeit Karls I., oder aber er soll Allegorien malen. Der einzige Menzel hat es verstanden, die Zeit Friedrichs des Großen so wiederzugeben, daß es nicht bloß historische Malerei, sondern gemalte Historie geworden ist. Ich möchte beinahe behaupten, daß der Porträtist der einzige wirklich authentische historische Maler ist, denn er fixiert in seinen Bildern die Mode, die Sitte, den Stil seiner Zeit. Wollen Sie ein Porträt sehen, das ich als dreizehnjähriger Junge gemalt habe?"

„Mit vielem Vergnügen!"

Angeli führte mich in ein kleines Nebenzimmer und zeigte mir das Bildnis seiner Tante, das nach seinem Ausspruch mit mehr Liebe als Kunst gemalt sei. Dennoch staunte ich über die gute Beleuchtung des etwas steifen Bildes.

„Damals wußte ich noch nicht viel über Nord- oder Südlicht. Und ich habe auch später unter den merkwürdigsten Verhältnissen gemalt. Auf einer Besitzung des Fürsten von Sigmaringen in Krauchenwies habe ich in einem winzigen Zimmerchen, das so niedrig war, daß ich den Plafond mit der Hand erreichen konnte, bei schlechtem Südlicht, zwei Bilder (einen Mann und eine Frau) gemalt, und diese sind vielleicht die besten, die ich je gemacht habe. Dagegen ließ mir im Jahre 1874 der Kaiser Alexander von Rußland in Livadia direkt ein Atelier bauen und einrichten, und da brachte mich der ewig blaue Himmel zur Verzweiflung; ich habe dort gemalt wie aus einem Tintenfaß."

„Man sollte doch meinen, blauer Himmel müsse das Entzücken aller Maler sein!" wandte ich überrascht ein.

„Gott bewahre!" erwiderte Angeli lebhaft. „Hildebrand sagt sehr richtig: bei blauem Himmel sei es ganz gleich, ob man mit Farbe oder mit Stiefelwichse male. Das herrlichste Mallicht giebt nur ein gleichmäßig grauer Himmel."

„Finden Sie, Herr Professor, daß heutzutage im Ausland mehr in der Kunst geleistet wird als bei uns?"

„Unvergleichlich mehr! Namentlich die Franzosen stehen in der Malkunst viel höher. Sie haben freilich keinen Aquarellisten wie unser Rudolf Alt. Aber all die andern! Dagnan-Bouveret, Détail! Was die Kerle können ist erstaunlich! Unsre Porträtisten lassen sich ja auch nicht spotten.

Horovitz und Pochwalsky sind hervorragend, namentlich letzterer hat mit seinen kolossalen Polenbildern Interessantes geleistet. Aber seitdem Pettenkofen und Leopold Müller tot sind, ist auch die österreichische Genremalerei begraben. In Belgien sind sie jetzt etwas zurückgeblieben, aber die französischen Landschafter Corot, Troyon, Daubygny, Millet, Dupré stehen auf allererster Stufe. Die Franzosen nehmen die Sache auch viel ernster, sie sind fleißiger, arbeiten mehr. Der Wiener bummelt gerne; Kaffeehaus, Tarock sind ihm eine Wichtigkeit. Leider geht dasselbe Muster durch das ganze Volk. Es geht mir selbst hier nicht besser, auch ich arbeite im Ausland dreimal so viel, während ich hier die Zeit vertrödele."

Im Verlauf des Gespräches kamen wir auch auf Wiener Kunstkritik zu sprechen, und ich erwähnte den Namen des vor einigen Jahren verstorbenen Kunsthistorikers Dr. Albert Ilg.

„Ach, lassen Sie mich mit dem zufrieden!" rief Angeli. „Das war der reinste Theoretiker! Der hat ganz genau gewußt, um wie viel Uhr der Tizian aufgestanden ist und was er zu Mittag gegessen hat, aber von Kunst hat der Mann nichts verstanden. Der Unglückliche hat den monumentalen Tilgner auf dem Gewissen, seiner Ueberredung verdanken wir das schlechteste Denkmal in Wien — das Mozartdenkmal. — Tilgner war der großartigste Porträtist, und dabei hätte er auch bleiben sollen! Lieber gute Stiefel als schlechte Kunst!"

Ich wußte, daß Angeli eine hübsche, wohlgeschulte Stimme habe und sehr musikalisch sei und fragte ihn, ob er noch fleißig singe.

„Jetzt nicht mehr besonders," meinte er, „aber ich habe früher viel und gern gesungen. Ich bin heute noch stolz darauf, daß Billroth mir einmal von eins bis vier Uhr morgens Lieder begleitet hat. Einmal habe ich sogar öffentlich gesungen. Der Impresario und Arrangeur des Konzertes war niemand Geringerer als die Kaiserin Augusta, die mich, nachdem ich im kleinen Zirkel am deutschen Hof mehrmals gesungen hatte, aufforderte, in einem Konzert zu Gunsten des ‚Augusta-Hospitals' mitzuthun. Der Wunsch einer Kaiserin ist ein Befehl, aber ich hätte mich doch gerne der Aufgabe entzogen, und da ich kein Berufssänger war, wollte ich nur unter der Bedingung singen, wenn sämtliche Mitwirkende Dilettanten wären. Auf diese Art hoffte ich entschlüpfen zu können. Aber die Kaiserin stellte wirklich eine Dilettantenvereinigung zusammen, die aus Begas, Werner, Regierungsrat Haß und Graf Mons bestand, und nun war ich gefangen. Wie mir versichert wurde, hatte ich großen Erfolg, aber als im nächsten Jahre derselbe schmeichelhafte Konzertantrag an mich erging, schützte ich drei bis vier Tage vor der Produktion unüberwindliches Lampenfieber vor und löste meine Absage durch eine Geldspende an das Hospital ein. Auch in Livadia, in den Soireen der russischen Kaiserfamilie, wurde ich nach dem Souper oft aufgefordert zu singen. Es befand sich da bloß ein einziger Gesellschaftssaal, in welchem auch der Spieltisch des Kaisers Alexander, an dem er mit seinen Partnern Jerolasch spielte, aufgestellt wurde. Während ich nun Schubertsche und Schumannsche Lieder sang, hörte ich vom Spieltisch her immer-

fort ‚Atout' und ‚Contra' rufen, und das machte mich so nervös, daß ich falsch sang, unrichtig einsetzte und schließlich mitten in einem Liede abbrach. Ueber diese Störung befragt, erklärte ich, daß ich auf die lauten Ausrufe des Kaisers — ‚Atout' und ‚Contra' mehr geachtet hätte als auf meinen Gesang, worauf der Kaiser aufstand, sich mit der größten Liebenswürdigkeit über die Störung entschuldigte und mich bat, das Lied ‚An die Musik' zu wiederholen. Von da ab verliefen die Whistpartien lautlos, wenn ich sang.

„Eine nette kleine Geschichte spielte sich auch dort ab, als ich das Bild der Kaiserin-Mutter malte. Die Zarewna hatte einen Mops, den sie sehr liebte, und der bei den Sitzungen immer anwesend war. Täglich kam der Kaiser Alexander II., ebenfalls von einem schwarzen Hühnerhund begleitet, den er sehr liebte, ins Atelier, umarmte seine Mutter, küßte ihr die Hand, betrachtete das Bild und sagte: ‚Le portrait est très charmant et très frappant.' Die beiden Hunde jedoch maßen sich immer mit feindlichen Blicken und knurrten sich an. Eines Tages fuhr der Kaiser mit seiner Mutter spazieren, beide Hunde saßen auf dem Rücksitz. Während der Fahrt fingen die Hunde an sich zu balgen und zu beißen, und nach einem heftigen Angriff des Hühnerhundes sprang der Mops plötzlich aus dem Wagen, ergriff die Flucht und verschwand. Die Zarewna, erschrocken und besorgt für ihren Liebling, rief dem Hühnerhund wütend zu: ‚Du dummer Esel!'

„Andern Tags erzählte mir die Kaiserin die Geschichte und fügte hinzu: ‚Sie werden sehen, der Kaiser ist böse, weil ich seinen Hund beleidigt habe, er kommt heute gewiß nicht ins Atelier.' In der That ließ sich der Kaiser acht Tage lang nicht blicken."

Hier wurden wir durch den Besuch eines kunstliebenden Fürstenpaares unterbrochen, und mit herzlichem Dank für die anregende Stunde schied ich von dem liebenswürdigen Künstler.

Der Tanz in den Jahrhunderten und die Philosophie des Balletts.

Von

Camille Mauclair (Paris).

Die Künste haben, wie die Menschen, die sie erfanden, Geburten, Höhepunkte und Zeiten des Verfalls. Sie sind die Formen unsers Strebens nach der Idealität, und diese Formen erneuern und erschüttern sich fortwährend infolge der fieberhaften Unruhe unsrer Seelen, die stets nach neuen Ausdrücken verlangen. Es sind Sterne mit intermittierendem Feuer; abwechselnd glänzend

und verfinstert, beherrschen die Künste die Jahrhunderte oder schmachten verachtet in denselben.

Wir sehen zum Beispiel die Architektur dahinsterben, und die Freske, der große dekorative Gedanke, der die mächtigen Wände der Paläste schmückte, in der beschränkten Enge des modernen Lebens immer mehr und mehr verlassen; doch an ihrer Stelle hat sich seit zweihundert Jahren die fast vergessene Musik des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Erhabenen entwickelt und enthüllt der Welt einen unbekannten Himmel unvergänglicher Genies. Die symphonische Musik bietet unserm modernen Publikum eine ideale und unversiegliche Freske, die wunderbare Träume durchziehen, und an Stelle der Kathedrale und des befestigten Schlosses von ehedem haben wir die kriegerische und prächtige „Tetralogie" oder den mystischen Zauber des „Parsifal" — bis zu dem Tage, da die Menschheit, der Klangträume müde, von Tönen erschöpft, von neuem dem Steine mit einem unerwarteten Stil die künftige Blüte seiner geistigen Größe anvertrauen wird.

Der Tanz ist eine der geheimnisvollsten Künste. Er stirbt verachtet, seiner Bedeutung entkleidet, nachdem er eine der hauptsächlichsten Schönheiten der Rasse enthalten hat. Er ist ein gemißhandelter König, kommt aus weiter Ferne und hat einen geheiligten Ursprung. Ich möchte hier von seiner geheimen Bedeutung sprechen, von der Herrlichkeit, die er der Welt enthüllt hat; ich möchte seine wahre Bedeutung feststellen, seine Rolle, seine Seele — denn der Tanz hat eine Seele, und in gewissen Punkten ist er die schwierigste und tiefste Kunst, die die Menschen erfunden haben. Er wird vielleicht wieder aufleben; wenn ich seine vergangene Größe und seinen augenblicklichen Verfall hier heraufbeschwöre, so soll das in der Hoffnung auf seinen künftigen Aufschwung geschehen.

*

Er ist nicht als einziger Sohn geboren. Er erschien eines Tages im übernatürlichen Lichte des Paradieses, schlank und halbverschleiert, auf die Schulter der Musik, seiner Schwester, gestützt, und beide setzten zusammen ihre weißen Füße auf die erwachende Welt. Die eine erhob die Lyra oder schlug die Klappern des Orients, der andre streckte mit breiter Bewegung die Arme aus und lächelte schmachtend über seine Schulter. Sie waren zuerst die geheiligten Kinder der Gottheit. Um die unbekannten Mächte zu ehren, hatten die Menschen der ersten Zeitalter instinktiv besondere Worte und außergewöhnliche Bewegungen. Der Rhythmus, die schöpferische Kraft des Weltalls begeisterte sie. Die ersten Gebete waren taktmäßige Gesänge, die der Takt der Körper unterstützte, und die Poesie, die Musik und der Tanz fanden ihren ersten Ursprung und ihre erste Mission im Gebet, bevor sie sich zu Künsten entwickelten. Zu jener Zeit existierte die Skulptur noch nicht; nur der Tanz allein lebte. Die Skulptur, dieser unbewegliche Tanz, sollte erst später geboren werden. Wenn der Priester, der Häuptling des Stammes, sich der aufgehenden Sonne zuwandte und im Kreise der Menge die Worte der Anbetung sprach, so sprach er seine Worte im Rhythmus,

damit seine starke Stimme sie noch weiter hintrug in die Unendlichkeit der Ebenen, in den düsteren Grund der Wälder, zu den wilden Felsen oder zum Winde des heftig brausenden Meeres; und die Arme und Köpfe der jungen Männer und Frauen ahmten seine verzückten Bewegungen nach. Der Tanz entstand auch aus den gemeinsam gemachten Gesten des Lebens; er entstand aus den energischen und leichten Bewegungen, die die schönen Organismen der ersten Geschöpfe hervorbrachten. Er entstand aus dem Gefühl der Gesundheit, der Behendigkeit und der Kraft, er entstand auch aus den Haltungen und Stellungen, die — noch mehr als andre — das Verlangen und die Liebe erweckten. Die Ernte, die Weinlese, die Rückkehr von der Jagd erzeugten bei den Beute mitbringenden Stämmen das fröhliche Hüpfen der jungen Krieger und der jungen Traubenpflückerinnen. Doch das alles war immer noch ein Hymnus an die schöpferischen Kräfte. Der Tanz sekundierte den Worten; sein Keuchen regelte die beschwörenden und anrufenden Worte; dann vervollkommnete sich der Gesang nach und nach, konnte sich diesem wilden Bruder nicht mehr anpassen und sonderte sich ab. Die Stimmen erhoben sich, während die Tänzer und Tänzerinnen sich getrennt drehten. Der Gesang nahm seinen friedlichen und erhabenen Charakter der Unbeweglichkeit, seine Haltung der Betrachtung und mystischen Ekstase, in der man die Augen verzückt gen Himmel richtete, an. Der Tanz ward menschlicher. Er blieb rituell, zerfiel aber in zwei Teile, und während die Priester vor den Altären tanzten, wie die Hebräer vor der Bundeslade oder wie die griechischen Priesterinnen, die die Gräber in Reigen umkreisten, — wurde der Tanz auch zum Vergnügen der Feste gestattet, und begann von nun an, der Ausdruck der menschlichen Liebe zu werden. Die Frauen machten daraus das Zeremoniell eines irdischen Kultus. Die profane Mimik entstand durch sie, und zu jenen Zeiten, in denen alle Gefühle und alle Instinkte des Lebens für die großen Massen ein wenig Göttlichkeit enthielten, in jenen Epochen, da selbst die Buhlerinnen religiös waren, und wo Körper und Seele sich nicht gegenseitig verachteten, lehrte der Tanz die Phasen des sinnlichen Verlangens und der Leidenschaft nachzuahmen. Der Kultus der Aphrodite entwickelte die Schönheitsbewegungen; neben dem priesterlichen Tanze stellte der sinnliche Tanz seine Theorien auf. Während die Athenerinnen und Korintherinnen, die in den Perioden der eleusinischen Mysterien unsichtbar blieben, unter sich die Gesetze der Verführung feierten, die die Gottheit fordert, mimten auch im tiefsten Grunde der Wüsten des glühenden Afrikas, im Schoße der persischen Ebenen, die „Bronceweiber", die tierischen Geschöpfe mit der nachtfarbenen Haut, beim Klange der wilden Tamburins die Begegnung, das Verlangen, die Wollust und das Gebären, die ewigen Episoden, die die Natur zwischen Mann und Weib zur Fortpflanzung der Rassen geschaffen hat. So hatte der universale Pantheismus der alten Welt mit friedlicher Ruhe aus dem Priestertanze den berauschenden Tanz entstehen lassen, und aus dem für das Leben dankendem Gebet die Liebe, die dasselbe fortsetzt.

Die Frauen hatten ihn zu ihrem Lieblingsvergnügen erhoben; doch noch bestand die Mischung mit der Mimik; der langsame Tanz war nur der schweig-

same Ausdruck einer Erzählung. Der schnelle Tanz war noch nicht erfunden, er sollte mit den Seiltänzern, den indischen Gauklern auftauchen, die die Macht der Perser später bis nach Kleinasien führen sollte. Die Frauen suchten die Schönheit der faltigen, schweren oder durchsichtigen Stoffe auf den ewigen Linien des Körpers zur Geltung zu bringen, und daraus entstand später die Skulptur, die diese wunderbaren Bewegungen des Verlangens festhalten sollte.

So hatten sich der Tanz und die Musik, diese beiden Geschwister, getrennt. Der mystische Tanz, aus dem die lyrische Kunst und die Poesie entstehen sollte, der Priestertanz und die Mimik, aus denen die Tragödie entstehen sollte, unterschieden sich von der profanen Musik und dem profanen Tanz, die reine Leidenschaftskünste waren, — die eine nervöser, die andre plastischer Art. Auf diese Weise stammten die verschiedenen Künste aus einer gemeinsamen Quelle. Der Tanz hatte sich sein persönliches Leben erobert und gesellte seinem Charakter geheiligter Freude einen rein ästhetischen Charakter bei; er wurde die Kunst der Bewegung, und die alten Orientalen oder Griechen lehrten sie den Kindern als die Erziehung des behenden Ganges, der eleganten Haltung, der stolzen oder anmutigen Attitüde des menschlichen Wesens. Sie sahen ihn gewissermaßen als die Krönung der Gymnastik an, die in ihren Augen eine ungeheure Bedeutung besaß. Der Tanz stand auf der Höhe des echtesten Adels. Nach und nach geschah es, daß die Kenntnis der geheimen Symbole des religiösen Tanzes seltener wurden und die beiden Erscheinungen derselben Kunst nichts mehr voneinander wissen wollten. Ich habe genug darüber gesagt, um an den sehr hohen Charakter und den wahrhaft königlichen Ursprung der Kunst zu erinnern, die heute ihrer Größe beraubt ist und nur zu oft von jämmerlichen Interpreten ausgeübt wird.

*

So entstand der geweihte und der Liebestanz; und er hat in der Geschichte eine Reihe grandioser Gestalten geschaffen, die in glücklichen oder schlimmen Stunden erschienen sind. Sehen wir einmal zu, wie sie ihre Schatten auf die Vergangenheit der Jahrhunderte werfen! Welche ungeheure Freske würde sie alle umfassen! Da ist Achilles an den Ufern Trojas; der Abendwind schüttelt sein heldisches Haar; nackt tanzt er lachend auf dem Sande, seine schrecklichen Augen blicken herausfordernd auf die feindlichen Wälle, und von den großen, auf den Sand gezogenen Schiffen oder vom Eingang der Zelte aus sehen seine Gefährten dem Sohne der Meeresgöttin Thetis zu, wie er seine goldne Lanze schwingt.

Von Aaron geführt, in leinene Gewänder gekleidet, tanzen die hebräischen Priester vor der Bundeslade, die in der glühenden Sonne Syriens einhergetragen wird, und ganz Israel begleitet sie singend.

Zur Zusammenkunft mit dem gedankenreichen und prächtigen König Salomo kommt die Königin von Saba aus dem tiefsten Grunde Asiens mit ihren wilden Eseln und Elefanten; sie wiegt sich katzenartig in den Hüften, schwingt ihre glitzernde Fürstenbinde, bewegt langsam die mit Edelsteinen geschmückten Arme

und tanzt, die große Balkis, vor dem König der Könige; sie tanzt „wie eine Biene", bevor sie vor Ermüdung und Wollust vor dem Baldachin aus Goldgaze niederfällt, der das lebende Wunder ihres Körpers wie ein Rahmen einfaßt. Und düster sinnend erinnert sich Salomo, von den Reizen des Zauberweibes betroffen, daß sein Vater David, nur mit einem einfachen, weißen Ephod [1]) bekleidet, in frommer Ehrfurcht vor dem Tabernakel tanzte.

Verlassen wir Palästina und kehren wir nach den hellenischen Gestaden zurück. Die in Eleusis versammelten Frauen streiten sich um die Plätze in den Aufzügen und bei den den Blicken der Männer untersagten heiligen Tänzen. Auf den Festen der Ceres tragen die Tänzerinnen Attribute, Blumen oder Früchte; die griechischen Soldaten tanzen die „Pyrrhicha", indem sie ihre metallenen Schilde mit den Knäufen ihrer Schwerter zusammenschlagen. Das dürfte der Ursprung der Attribute sein, die später die Figuren der Ballette tragen. Die Theorie der Tänzerinnen von Hellas zeigt sich noch an Vasen, die in unsern Museen aufbewahrt werden; sie hat uns ihre lebendige Anmut in den Statuetten von Tanagra hinterlassen. Der Tanz ist — ob religiöser oder Liebestanz — der Ehrentitel eines schönen, nackten Volkes, das unter einem reinen Himmel lebte. Doch jetzt kommen die rauchigen Kneipen des Hafens von Alexandria, wo die Dirnen von Lybien und Aegypten, das Gesicht unter ihren wie einen Mantel aufgerollten Haaren verborgen, vor den geblendeten Matrosen, beim Scheine der Kupferlampen tanzen und große, zuckende Schatten auf die Wände werfen. Und wir kehren wieder nach Judäa zurück, um hier die Tänzerin ersten Ranges, die schreckliche Prophetentöterin Salome, die Tochter der Herodias, zu finden. Sie ist ein lachendes Kind, die ihre Mutter dem Herodes Antipas für den Kopf Johannes' des Täufers verkauft. Sie weiß nicht, was man sie thun läßt. Herodias befiehlt ihr zu tanzen, und sie tanzt, weil ihr das gefällt, weil sie sorglos ist, weil sie das Bild der weiblichen Unüberlegtheit darstellt, die das Unglück in der Welt verbreitet. Sie tanzt, in den Händen die Lotosblume, das Symbol ihrer Jungfräulichkeit haltend, und bietet dieselbe dem vor Sinneslust tollen Herodes, im Rausche der Weine, der Lichter und der Musik; in kindlicher Verderbtheit wirft Salome mit einer Bewegung ihrer Hüften einen Propheten aus dem Leben, rächt eine Königin und behext einen König, ohne es auch nur zu bemerken. Aus ihr entsteht eine ganze Tradition. Der Schatten der kleinen tragischen Tänzerin zieht eine ungeheure Reihe von Träumen durch die Jahrhunderte nach sich. Wir wissen nichts Genaues über sie, außer einigen Worten der Evangelien und des Flavius Josephus; doch der Traum hat die Historie ersetzt. Memling, Luini, Quentin Mossys malen sie als Patrizierin, Flaubert widmet ihr die kernigste Erzählung, Rochegrosse verkörpert sie in einer barbarischen, realistischen und glühenden Vision, Gustave Moreau mystifiziert sie in einer babylonischen Tempeldekoration, Stephane Mallarmé macht aus ihr die getäuschte, von dem weißen Propheten zurückgestoßene Geliebte. Salome ist wirklich das

[1]) Leinenes Obergewand der Leviten.

Symbol des gefährlichen Weibes, der entnervenden Kunst, der mit dem Tode Hand in Hand gehenden Verführung: die große Gestalt des Tanzes durch die Jahrhunderte.

Wenn wir zum alten Rom kommen, so fällt uns hier ein einziges Wesen auf; doch dieses ist ein so überraschendes Ungeheuer, daß es zu denken giebt. Heliogabalus, der zum Kaiser gewordene schöne Syrier mit dem Weibergesicht, tanzte im Gewande von Gold und Purpur vor dem vom Himmel gefallenen schwarzen Steine, den er auf seinem mit Leoparden bespannten Triumphwagen aus Syrien mitgebracht hat; und ganz Rom liegt im Staube und betet die Schmach des kaiserlichen Tänzers an, der die latinischen Götter und das Andenken der Cäsaren entweiht.

Die strenge und kriegerische Welt des Mittelalters vergißt die zarten Künste Wir müssen bis zur Renaissance zurückgehen, um in der Allegorie, im „Frühling" Botticellis die mit weißen Schleiern bekleideten „drei Grazien" zu finden, die unter den Orangebäumen, sich an ihren feinen Fingerspitzen haltend, auf der blumigen Wiese tanzen. Doch jetzt finden wir eine neue Bedeutung des Tanzes, den das große, traurige und nachdenkende Deutschland und die tiefe und bekümmerte Vision eines alten Meisters geschaffen: das ist der „Totentanz" von Holbein. Der Baseler Maler rollt ihn mit düsterem Genie vor uns auf. Seine fieberhafte Aufregung, sein düsteres Lachen, seine höhnischen Attribute drücken im Gegensatz zu der strengen Majestät der gotischen Statuen die grimassierende Freude der Verdammten aus; der Tanz erscheint als das Symbol der verbotenen Vergnügungen, der höllischen Laster, und der durch den großen philosophischen Künstler unsterblich gewordene Reigen zieht alle Gedanken des Mittelalters, alle Schrecken des Satanismus nach sich, die hohnlachende Schar der zum Sabbat reitenden Hexen, die Legenden des alten Deutschlands, in denen die Elfen unter Ginster und Heidekraut in den Wäldern tanzen, und in der die Gnomen, die Kobolde und die ganze untergeordnete Welt des Diabolismus sich bewegen. Zu dieser Zeit sind unter der harten Strenge der Religionen, der Dogmen, der Gottesdienste, unter dem katholischen Pomp oder der protestantischen Kälte tausend herumschwirrende Geheimnisse der Empörung, des okkulten Symbolismus, einer philosophischen Glaubensanschauung im Umlauf. Der Tanz verkörpert die Vorzugsform der verdammten Wesen, der bösen Kräfte. Von den bretonischen Heiden bis zu den Landschaften Norwegens bilden die Feen, die Kobolde gefährliche Wesen, und der Wahnsinn der herumirrenden Gespenster, der Larven und „Leichenfresserinnen" wird durch gräßliche Sprünge ausgedrückt. Es ist das Gefühl der geheiligten Mission des Tanzes, das, parodiert und zum Sakrileg geworden, in der Volksseele wiederkehrt.

Und so werden wir sacht und leise zum modernen Tanz hinübergeführt. Er scheint jetzt nur noch eine Kunst des Vergnügens zu sein. Noch bewahrt er deutlich hervortretende Linien, einen ernsthaften Stil und das Bild eines von einer interessanten Musik unterstützten Kunstzeremoniells. Das „Rigaudon", die „Passacaille", die „Sarabande", die „Gavotte", die „Chaconne" und endlich

das himmlische „Menuett", dieser wunderbare Ausdruck der rhythmischen Anmut, dieses Symbol des edlen Stiles in der alten Aristokratie, haben die Ehre, Rameau oder Sebastian Bach in den reinsten Schöpfungen ihres Genies oder treffliche Musiker wie Daquin, Couperin oder Lulli zu begeistern.

Ein schönes, trefflich ausgeführtes Menuett hat für sie ebensoviel Stil als eine Fuge. In dieser Epoche ist der Tanz im wahrsten Sinne des Wortes ästhetisch, prächtig und ausgearbeitet; die lustigen Gäste der Courtille und Rampouneaus *springen* und *hüpfen* nur; die vornehmen Herren *tanzen*. In der Armee des Marschalls von Sachsen haben die Edelleute ihre Geigen. Das köstliche und schreckliche achtzehnte Jahrhundert lacht und dreht sich, und gleichzeitig nimmt die Bühne der „Großen Oper" Ballette an, die in Handlung umgesetzte Schäferspiele sind. Die erkünstelte Liebe der „Pastoralen" bringen die Hirtentänze zu Ehren; das Ballett erscheint und rahmt die Liebeshandlung Perrettes und Colins ein, die abwechselnd ihre Reden austauschen und dazu tanzen. Die Gruppierung der Attribute tragenden Ballerinen wird zu einer Mode; der moderne Tanz ist geschaffen. Der ehemalige „Dank an die Natur" ist im Schoße des Theaters zu einer künstlichen Verbeugung geworden. Eine berühmte Frau, Mademoiselle Grimard, glänzt hier unter allen neuen Sternen; sie bezaubert den Hof und bildet an der Schwelle der Revolution den Ruhm der französischen Oper. In diesem Augenblick wird der Tanz, indem er sich der Mimik nähert, ausdrucksvoll und sentimental; die Bewegungen des Gesichts gehören dazu, er nähert sich — zum Nachteil der Reinheit der Linie — der psychologischen Kunst. Dann schlägt der große Sturm von 1793 mit seiner Axt auf die Epoche, und alles verschwindet. Nach dem Thermidor atmet man auf; die „Muscadins" tanzen. Auch bei den Emigrierten von Coblenz wird die Gavotte getanzt. Madame Tallien entfaltet in ihrem rosa Gazekleide eine schmachtende Anmut, doch das alles hört noch vor Bonaparte auf. Das Jahr 1804 mit dem Hofe des Cäsars und den Paraden der Purpurmäntel und „Goldbienen" muß heranrücken, um den Tanz zu neuem Leben zu erwecken. Doch er hat jeden Charakter und jeden Stil verloren; er ist die Laune der Soireen, das Spiel der Philister. Ohne Ehre und ohne Tradition schleppt er sich hin, er wird die Beute der unbedeutendsten Musiker, das Vergnügen des Pöbels, und als Chopin im Jahr 1840 seine wunderbaren Walzer schrieb, kann man sie nicht mehr tanzen. Er will nicht mit den unbedeutenden Tanzfabrikanten verwechselt werden, die zu Tausenden auftauchen. Die Quadrille, die Polka, der Schottisch, der deutsche Walzer kommen aus ihren verschiedenen Ländern, um sogleich vulgarisiert und heruntergezogen zu werden. Die englische „Gigue" wird durch ihren wilden Charakter davor bewahrt, ebenso wie der spanische „Flamenco"; doch die ungarischen Tänze zum Beispiel steigen gleichzeitig, da sie Liszt oder Brahms begeistern, bis zu den Kneipenmusikern herab. Der wunderbare deutsche Walzer entartet; selbst von einzelnen Künstlern wie Johann Strauß oder Métra wieder zu Ehren gebracht, ist dieses Tanzgenre einer Kritik nicht mehr würdig. Selbst im Cotillon, dem einzigen Tanz, der eine Regel, Figuren, Attribute, den

Schein eines Zeremoniells bewahrt hat, kann niemand mehr von der eigentlichen Bedeutung dieser Requisiten sprechen. Der Tanz der großen Salome ist das gewaltsame und ungraziöse Hüpfen der Soireen und Lunchs des kleinen Handelsstandes, das „Unter-die-Haube-bringen" der heiratsfähigen Töchter, der Vorwand zu gesellschaftlichem Flirt geworden. Er wird geradezu gemein auf den Bällen der Vorstädte, und wenn er hier alles in allem doch mehr Charakter wieder findet als auf den Soireen der Bourgeoisie oder den offiziellen Veranstaltungen, so kann man doch schwer die paradoxen Attitüden bestimmen, denen die Lieblinge von Moulin-Rouge ihre Berühmtheit verdanken. Wenigstens hat ihre kühne Geste, die das Bein mit allzu direktem „Charme" bis zu den Augen der leitenden Klassen erhebt, das Verdienst einer echt republikanischen Keckheit.

Wir sind weit entfernt von den Leichentänzen, die Elektra und ihre Frauen mit religiöser Langsamkeit am Grabe des Agamemnon aufführten, und die richtige heidnische Messen mit geregeltem Rituell waren.

Im Theater behält der Tanz seinen Charakter einer großen Entfaltung Symbole tragender Massen. Die Individualitäten verwischen sich darin; es sind belebte Gegenstände, die schon ihr Kostüm bezeichnet. Es ist auch die Idee des mit der Idee der Bewegung vereinigten lebenden Bildes: die beweg*liche* Skulptur, und die Apotheosen, die die in eine Attitüde festgebannten Tänzerinnen gruppiert, sind die natürliche Folge davon. Im Vordergrunde bestimmen die Koryphäen das Gesamtbild des Balletts, und der „Tanzstern", die Prima Ballerina, schwebt darin als die Seele des Mittelpunktes. Aus unsrer Epoche stammen, manchmal von interessanten Partituren unterstützt, diese großen choreographischen Ensembles der Oper und des alten Edentheaters in Paris, unter anderm das Ballett „Excelsior", in dem eine ziemlich glückliche Pantomime einer wahren Armee von Ballerinen gestattete, eine wunderbare Freske, ein Poem von Gold, Rosen, glitzernden Farben und Diamanten zu bilden, die in dem Lärm des Orchesters brannten und den Geist durch die Pracht ihres leuchtenden und sinnlichen Triumphes ergriffen. Hier glänzten jene wunderbaren, unerklärlichen, köstlichen und tollen Wesen, die Cornalba, die Zucchi, Rosita Mauri oder Mademoiselle Inverizzi, die würdige Nachfolgerin der Grimard. Ihr Tanz wird der Gipfel der Kunst; es sind keine Frauen mehr, die uns das moderne Ballett vorführt, sondern es werden durch das glänzende Kostüm, die Schnelligkeit der „Pas", die scharfe Schminke, das elektrische Licht und das beständige Hüpfen wesenlose Phantome, übermenschliche Geschöpfe, außergewöhnliche, jeder Persönlichkeit entbehrende Wesen. Der Tanz ist also das Gegenteil seiner antiken Auffassung geworden.

Ein seltsam schönes Beispiel wurde uns noch auf der Ausstellung von 1889 von den Tänzerinnen aus Java geboten: Die vier kleinen, mit Safran bemalten „Gold- und Federidole" hoben ihre Hände mit der Bewegung der heimatlichen Palmen beim Klange einer barbarischen Musik und führten einen religiösen Ritus aus, dessen sie sich wohl bewußt waren. Jede ihrer keuschen Bewegungen war berechnet, sie waren richtige Priesterinnen, die vor der unverständigen Menge ihren

geheimnisvollen Gottheiten zu Ehren ihre Andacht verrichteten. Doch wenn sie auch das Volk in Erstaunen setzten und einzelne Künstler durch ihre Farbe und ihre ruhige Schönheit bezauberten, so machten die vier Goldstatuetten auf keinen berufsmäßigen Vertreter des Tanzes Eindruck, und man hätte das ganze Ballett in höchstes Erstaunen versetzt, wenn man ihm die geheime Bedeutung dieser Kunst gezeigt hätte, deren Tradition erhabener Größe durch diese unzivilisierten Geschöpfe gewahrt blieb.

Die einzige Figur, die ganz kürzlich im modernen Leben aufgetaucht ist, um uns Hoffnung auf eine wirkliche Erneuerung des ästhetischen Tanzes zu geben, ist die Loïe Fuller, deren Versuch so merkwürdig und bedeutungsvoll ist, daß ich gleich eingehender davon sprechen werde. Dieses kleine, im einförmigen Grau unsrer Epoche in schillerndem Lichte erschienene Meteor ist der letzte Reflex des glanzvollen alten Tanzes. Loïe Fuller schließt die Reihe der berühmten hieratischen Tänzerinnen. Sie trägt — möchte man sagen — den Wiederschein der Seidengewänder der Königin von Saba und die Edelsteine Salomes an sich und bestrahlt wie ein großes Irrlicht das Leichenbegängnis ihrer Kunst.

*

Das war der Tanz. Wohnen wir jetzt wirklich seiner Leichenfeier bei? Wollen wir ihn den kleinen Balletten, den Zerstreuungen der großen Chantants überlassen? Die Oper trägt in den großen europäischen Städten an ihrem Giebel die Inschrift: „Nationalakademie der Musik, des Tanzes und der Deklamation." Und doch — wenn auch die Fassade der „Großen Oper" von Paris durch die unsterbliche Gruppe von Carpeaux ein erhabenes und lyrisches Genie verkündet — wie wenig wird die wahre Kunst im Innern des Gebäudes verstanden! Diese italienische Methode der Akrobatik und der komplizierten Figuren verhält sich zum wahren Tanz, zu der gelehrten Erbschaft der Salome, der Priesterinnen von Eleusis und der Buhlerinnen Korinths wie die kleine Salonmusik zur Symphonie. Der moderne Tanz ist keine Kunst. Man nehme die Lichtfülle und die Pracht fort, man prüfe die Rhythmen an sich, und man wird nur Gymnastik, Posen von anstrengender Kunstfertigkeit, keine Einheit, keinen Plan finden. Eine Reihe von Evolutionen, deren Zahl unbegrenzt ist, ohne plausibeln Anfang oder Ende, das ist alles. Wagner, der eine aus allen Künsten geschaffene Kunst träumte und verwirklichte und der Plastik im Drama eine so große Bedeutung einräumte, hat das Ballett mit Verachtung aus seinem Werke gewiesen; zweifellos hätte er etwas Erhabenes daraus machen können, wäre er nicht der Ansicht gewesen, diese Form wäre durch den Unverstand des Jahrhunderts verdorben worden. Versuchen wir trotzdem, wenn wir eines Abends im Orchesterfauteuil sitzen, den geheimen Schönheitssinn zu erfassen, den der alte geheimnisvolle Genius des Tanzes trotz allem, trotz der mittelmäßigen Musik und der Ignoranz der Ballerinen, in uns wachrufen kann. Suchen wir den wahren Platz des Tanzes in einem idealen Kunstwerke, nicht allein das oberflächliche Vergnügen, sondern auch das, was verborgen ist. Was sehen wir?

Wir sehen einen aus einer Menge von Frauen zusammengesetzten Organismus. Denn lassen wir vor allem den Tänzer beiseite, eine echt italienische Erfindung, dessen Rolle gleich Null ist. Wir brauchen das Weib zum Tanze. Wir sehen eine Reihe von Frauen, die mit einer einzigen Seele sich bewegen und in deren Mitte der „Star" steht.

Im alten Tanze blieb die Persönlichkeit vollständig bestehen. Salome blieb, wenn sie tanzte, Salome. Bleibt die moderne Tänzerin sie selbst? Nein. Nicht *sie* sehen wir, ebensowenig wie wir Frau Materna oder Frau Mottl hören, sondern Isolde oder Brunhilde, wenn wir diese Damen Wagner singen hören.

Prägen wir uns ein Hauptprinzip ein, das uns vollständig aufklären wird. Die Tänzerin ist keine Frau, *die da tanzt*, sondern durch die Attribute, die sie trägt, eine Art *lebendige Metapher*. *Sie drückt mit ihrem Körper nach geregelten Rhythmen das aus, was im Stück einen beschreibenden Text verlangen würde*. Betrachtet sie in ihrem übersinnlichen Kostüm: sie ist ein halbgeöffneter Kelch, dessen Griffel die rosa Seidenbeine sind. Sie ist eine Schneeflocke, die der Sturm des Orchesters auf die ungeheure Bühne geweht hat. Sie ist ein Vogel, ein Schmetterling oder eine Blume, aber kein Weib. Sie ist *ein Symbol*, ein Gegenstand, ein Bild. Sie ist nicht der Gegenstand des Schauspiels; sie bedeutet darin nur etwas. Und auch ihr Kostüm darf nicht den Eindruck machen, als helfe es ihr beim Tanzen; es muß die Blätter einer Blume bilden, die der lyrische Hauch von der Erde erhebt. Man hat von der berühmten Tänzerin Grimard gesagt, daß „alle ihre Pas Gefühle waren". Ein tiefes Wort, das auf unsre heutigen Ballerinen keine Anwendung hätte. Die Tänzerin ist die Seele der Partitur, die Seele des materialisierten Orchesters. Wenn es seine rauschenden Wogen entfesselt, so scheint sie die erste Schaumflocke, die schneeige Seeschwalbe zu sein, die auf dem Kamm der Flut mit den Flügeln schlägt. Die Tänzerin schwebt über der Musik, wie die Träume über den Düften schweben.

Um sie verkörpern die Gruppen des Balletts die verschiedenen Formen des Traumes; sie umstehen diese „Mittelpunktsseele" und sind mit ihr durch die Musik verbunden. Nehmen wir jetzt die Verkörperung eines idealen Theaterwerkes an und suchen wir, in dieser Verschmelzung aller Künste dem Tanze seinen Platz zu geben. Der Held spricht einen Satz aus, die Tänzerin mimt die Handlung, die dieser Satz hervorruft. Um sie herum lösen sich ein, zwei oder mehr Ballerinen aus der Menge, und da sie durch ihr Kostüm eine Reihe von Gegenständen bedeuten, so verkörpern sie zwischen der Dekoration und dem Helden die sekundären Empfindungen, die sinnlich wahrnehmbare Wirkung der von der Hauptperson gedachten Handlungen. Zwischen den Helden und die Natur tritt das Ballett. Das Orchester bestimmt mit einer erhabenen Symphonie die Reciprocität aller dieser Bewegungen und giebt den Gesamteindruck wieder. Was bedeutet also das Ballett? Es verkörpert die Sensibilität, *die Gefühle*. Das ist sein Vorzug, seine Größe, seine schöne allegorische Bedeutung, sein Adel. Betrachten wir ihn von diesem Gesichtspunkte, begreifen wir die Philosophie des

Balletts! Beschränken wir uns nicht auf den Gedanken, daß hundert Frauen vor uns stehen, um einen „jeté-battu“ auszuführen, die Arme auszustrecken, ein erkünsteltes Lächeln aufzustecken oder sich zu vermischen, um eine bestimmte Reihe von gelben Kostümen neben ebenso vielen malvenfarbigen zu präsentieren. Begnügen wir uns nicht mit der Annahme, daß das eine genügende Vereinigung von Traum- und Schönheitsmotiven ist. Erheben wir uns über die kindische Auffassung der Aehren oder Trauben, mit denen sich kleine Mädchen behängen, um augenfällig die Ernte oder die Weinlese zu verkörpern. Suchen wir in diesem Gesamtbilde nach harmonischen Gesetzen, und wir werden plötzlich den abstrakten Grund für diese Schauspiele entdeckt haben.

Das Weib enthüllt sich darin anonym, als ein Zeichen lebender Schrift. Diese Gruppen sind Worte und Sätze, die die Sprache der Liebe reden. Wir stehen vor einem absolut symbolischen Schauspiele, und wenn wir uns das bei der Betrachtung der Bühne sagen, so werden wir eine neue Freude genießen. Seht hin: die künstliche und glänzende Atmosphäre ist die irgend eines Paradieses, alles ist glänzend und überirdisch. Mit den Edelsteinen, der Gaze, dem Licht und dem Fleisch ist eine übersinnliche Welt geschaffen, in der unser verklärtes Bild nur ein Element der Harmonie darstellt. Blumen, Schmetterlinge, Vögel, Schneeflocken, rosige Wolken, leichte Elemente des Lebens, ihr schwebt unter dem Sange dieses übernatürlichen Waldes, der das murmelnde Orchester ist, wie es Wagner träumte, als er *Siegfried* schrieb, — ihr schwebt in der Luft lyrischer Idealität. Unsre Seele fügt ihren Traum zu den euren; und nun erscheint in einer großen Leere der „Star“. Man möchte glauben, die eitlen Träume weichen furchtsam und ehrfurchtsvoll zurück vor der nackten und reinen Wahrheit unsrer Seele, die leuchtend und machtvoll emporsteigt. Sie durcheilt die Scene mit ausgestreckten Armen, als wolle sie das Materielle daraus verjagen. Sie ist eine Fee, die von ihrem Reiche Besitz nimmt, und mit ihren feinen Seidenbeinen, deren schnelle Spitzen über den Boden der Bühne huschen, *schreibt* sie die Vision unsrer Seele nach der Art eines „*Signums*“, das sie ja ist.

Diese Träume *kann* die Vision eines modernen Balletts erregen. Das Weib triumphiert hier anonym unter dem Bilde einer Frucht, einer Blume oder eines übernatürlichen Wesens, das aus den Regionen der reinen Klarheit herabgefallen ist. Sie glänzt dort prächtig, auf einem Grunde von Gold und Rosen, wie die tollen Ballerinen, die Jules Chéret so lyrisch malt und deren Studien und vertrauliche Posen Degas mit gelehrter Ironie festgehalten hat. Der moderne Tanz hat also eine auf die Unpersönlichkeit sich gründende Schönheit. Das ist eine Tradition, die der des Altertums vollständig entgegengesetzt ist. Und hier will ich an den originellen Versuch Loïe Fullers erinnern, der ganz direkt an die Tradition der griechischen oder syrischen Tänzerinnen anknüpft, indem sie dieselben mit dem modernen Ballett verbindet. Eine durch die Lichteffekte, welche von den elektrischen Projektionen hervorgerufen werden, geschaffene Abstraktion, nimmt die eigenartige Künstlerin am modernen Ballett durch die Figuren teil, die sie entstehen läßt, — Schmetterling, Lilie, Vase, Orchideen- oder Phantomform,

Figuren, in deren Mitte ihre zierliche Gestalt sich versteckt. Sie ist symbolisch und unpersönlich. Sie ist andrerseits griechisch und orientalisch durch das merkwürdige und muskulöse Spiel der Arme und Beine, deren sie sich bedient, um die Flügel ihrer riesigen Draperien zu entfalten. Im glühenden Bade der lichtflammenden Stoffe reckt sich eine Magierin, die fast den Sibyllen ähnlich erscheint, die unter den alten Bäumen Thessaliens tanzten. Schließlich liefert Loïe Fuller, die gleichzeitig ausdrucksvolle und anonyme Tänzerin, den beiden Formen des Tanzes einen neuen Beitrag: die Stoffe, in die sie sich hüllt, bieten ihr eine Kleidung und schaffen ihr gleichzeitig eine eigne Dekoration. Sie selbst ist ihre eigne Dekoration. Anstatt eine Silhouettenfigur auf dem nackten Grunde bemalter Leinwand zu sein, ist die Tänzerin sozusagen mit dem Hintergrunde der Scene durch die weiten, wogenartigen Bewegungen der Draperien verbunden, die das Spiel der elektrischen Lichter abwechselnd mit den Farben der Morgenröte, des Himmels oder des Meeres bemalt. Und da sie ihre Schleier nach ihrem Belieben bewegt, so verändert sie auch ihre Landschaft nach ihrem Belieben.

Diese Neuerung, die außergewöhnliche Erfindung einer Frau, die allein in unsrer Zeit das antike Genie ihrer Kunst versteht, war mit dem vorübergehenden Erscheinen der javanischen Tänzerinnen in Paris das einzige Symptom einer zukünftigen Neubelebung des Tanzes. Sie eröffnet den Konzeptionen der Dichter ein weites Feld; sie kann die Pantomime vollständig umgestalten, dem italienischen Tanze eine geistige Ausdehnung geben und die antike Tradition mit der modernen, den Charaktertanz mit der verführerischen Kombination der Ballette vereinigen. Indessen bleibt die rätselhafte kleine Amerikanerin, dieses „Irrlicht", dieses eigentümliche, glänzende Gestirn am Giebel Europas ohne intelligente Nachahmerinnen, und man hat, indem man nur auf die Lichteffekte achtet, die sie begleiten, ganz übersehen, bis zu welchem Punkte sie die große plastische Kunst der Tanagrerinnen, der Syrierinnen und der düsteren Tochter der Herodias neu belebte und erhob.

*

Der Tanz ist also die in unsrer Epoche verkannte Kunst. Und doch hat er die Skulptur geschaffen. Der Tanz ist die in der Bewegung begriffene Kunst; er ist die von einem lebendigen Rhythmus erregte Skulptur; er ist eine gelehrte Kombination belebter Linien, einer edlen und strengen Schönheit, oder er ist das ewige und schweigsame Ballett des sinnlichen Verlangens. Und er beweist die höchste Form, in der das Weib in der Kunst, ohne aus ihrer Natur herauszutreten, nur allein durch den Zauber des Körpers und gleichzeitig in einer rein geistigen Haltung, vermittelnd wirken kann. Denn das Gedicht der lebenden Linien kann ebensosehr rein als sinnlich sein. Das Weib hat im Tanze seine eigne Kunst. Sie kann ebenso Emotionen reiner Plastik wie die reiner Musik schaffen. Es giebt eine mit litterarischen Gedanken und Impressionen gemischte Musik, wie die von Wagner und Schumann; es giebt auch die Musik an sich, wie die Bachs zum Beispiel, die, ohne den Verstand zu wecken, direkt die Seele durch Verbindungen absolut harmonischer Töne berührt. Der Tanz bietet dem,

der ihn mit dieser einfachen Inbrunst und dieser poetischen Anschauung betrachtet, ähnliche, vollständig reine und abstrakte Freuden. Ein vollendetes Ballett, ein persönlicher Tanz werden sich wie eine Schrift von Bewegungen, wie eine bewegliche und farbenreiche Bildhauerkunst lesen lassen. Der Tanz ist eine ebenso geistige Kunst wie die Musik. Dieser unterdrückt den litterarischen Gedanken und läßt in der menschlichen Seele nur die reine Bewegung, die Vision des Unendlichen zurück. Der Tanz ist die Kunst des Schweigens. Die Architektur, die Musik und der Tanz sind drei Künste, die diese rein sinnlich wahrnehmbare Erregung und Freude schaffen.

Werden wir dich begrüßen, du neue Träume verkörperndes kommendes Volk der großen Ballerinen? Werdet ihr Schwestern haben, Salome, Chrysis und ihr, Sibyllen, ihr prächtige Priesterinnen Korinths, du schmerzensreiche Elektra, die den Leichenzug an dem Grabe ihres Vaters vorüberführte, ihr, Javanerinnen, und ihr, Uled Nails, die ihr das Verlangen und die Erschlaffung der Liebe vor der Wüste und der glühenden Sonne mimt? Sicherlich wird das Weib eines Tages von seiner Kunst und seiner Religion wieder Besitz ergreifen. Sie wird nicht den frivolen Vergnügungen den Verlust und die Entartung einer der reinsten Entdeckungen des menschlichen Geistes überlassen. Das Schweigen ist etwas zu Hohes, zu Notwendiges, als daß seine Kunst nicht unsterblich sein sollte. Wir leben in einer Periode, wo das ganze Wesen des Menschen nüchtern an Gesten, wo die Kleidung gleichmäßig und schwarz ist, wo schon die gedankenvollen Blicke etwas bedeuten; wir haben zu furchtsame Seelen, als daß nicht die geringste Geste uns Ueberschwenglichkeit befürchten ließe. Und wenn der Tanz die Kunst des Schweigens ist, so ist er auch die Kunst der Freude, jener Lebensfreude, die uns fehlt. Die Zeiten der Freude werden wiederkehren, das Weib wird sie zurückführen. Das Weib ist die Hüterin der Freude, sie wird nie Pessimistin sein; wenn sie es würde, würde die Welt sterben. Sie pflanzt ihre Rasse fort und verbreitet die Freude in der Welt. Zweifellos wird sie von selbst das Gedicht der Linien wiederfinden, dessen unbewußte Schöpferin sie ist. Außerdem ist der Kunstausdruck nicht weniger stark, weil er stumm ist. Wenn ich hier die strenge Schönheit und den tiefen Sinn des Vergnügens vor Augen geführt habe, so brauchen wir nicht zu glauben, daß der Tanz, weil er stumm ist, dabei mehr verliert als die Skulptur. Man erinnert sich nicht mehr an die Worte, die Salome sprechen konnte, um den Tod des Apostels zu verlangen. Ihr Schweigen hat ihn verlangt, die Windung ihres schönen Körpers hat den Verkünder des neuen Glaubens getötet. Die Liebe und der Tod bedürfen keiner Worte. Sprechen wir, wie in der Veda der alte Fakir sprach, als er die göttliche Apsara tanzen sah: „Was könntest du mehr sagen, mein Geist, als diese da? Was könnten sogar ihre Purpurlippen sagen, was nicht schon ihr edler Körper gesagt hätte? Die Bewegung der Hüften eines schönen Weibes umfaßt die Macht einer Welt!“

Die Diplomatie der Großmächte und die Wirren in China.

Von

M. v. Brandt.

Vom Jahre 1870 bis zum Beginn des chinesisch-japanischen Krieges läßt sich die Diplomatie der Großmächte in China im allgemeinen als die gemeinsame Vertretung gemeinsamer Interessen bezeichnen. Die Erfolge, die auf diese Weise erzielt wurden, hatten, wenn sie auch nicht gerade sehr bedeutend oder sehr auffallend genannt werden konnten, unzweifelhaft das Gute, einerseits die chinesische Regierung an einen langsamen Fortschritt zu gewöhnen und andrerseits die einzelnen Vertragsmächte oder ihre Vertreter vor der Versuchung von Eifersüchteleien untereinander und Hetzereien gegeneinander zu bewahren. Wo einzelne Vertreter sich von dieser gemeinsamen Aktion lossagten, hatten sie der Regel nach keine besonderen Erfolge zu verzeichnen, so der englische Gesandte 1875—76, als er versuchte, aus der sich aus der Ermordung Margarys ergebenden Lage ausschließlich englische und persönliche Konsequenzen zu ziehen, oder die Vertreter Rußlands und Frankreichs, als sie sich in der Audienzfrage von den Gesandten der andern Mächte trennten. In dem ersteren Falle protestierten die andern Gesandten gegen einen Teil der getroffenen Abmachungen, die denn auch von der englischen Regierung nicht ratifiziert wurden, während in dem letzteren die Chinesen auf ihrem negierenden Standpunkt verharrten, bis der Ausbruch des Krieges mit Japan sie nachgiebiger stimmte. Auch bei äußeren Konflikten, wie dem zwischen Rußland und China wegen der Weigerung des letzteren, den Vertrag von Livadia zu ratifizieren, oder den wegen der Frage der Oberhoheit über Anam zwischen Frankreich und China ausgebrochenen Feindseligkeiten, wie bei inneren Unruhen, so zum Beispiel bei denen im Yangtsethal 1891, gelang es dem gemeinsamen Wirken der fremden Vertreter entweder die Schwierigkeiten zu beseitigen oder sie zu lokalisieren, in jedem Falle die Unzuträglichkeiten auf das geringste Maß zu beschränken.

Nach dem chinesisch-japanischen Kriege änderten sich diese Verhältnisse. Das Bestreben der einzelnen Mächte, sich besondere Vorteile zu sichern, wozu Frankreich das Beispiel gegeben hatte, mußte zu Eifersüchteleien und gegenseitigen Verdächtigungen bei der chinesischen Regierung führen, die in diesen Vorfällen nur die Bestätigung ihrer Auffassung, die bereits 1874 in verschiedenen Staatsschriften Ausdruck gefunden hatte, sehen konnte, daß die Eifersucht der fremden Mächte gegeneinander der beste Schutz Chinas sei. In dieser Ansicht mußte sie dadurch bestärkt werden, daß der 1891 im Verfolge der Fremden- und Christenverfolgung im Yangtsethal seitens der fremden Vertreter gemachte Versuch, durch eine gemeinsame Aktion die chinesische Regierung zu einem wirksamen Schutz der

Fremden zu nötigen, infolge des Abspringens der Regierung der Vereinigten Staaten von dem gemeinsamen Vorgehen, der bald darauf die englische folgte, aufgegeben werden mußte. Ganz ähnlich scheint es bei einem zweiten Versuch derart im April-Mai dieses Jahres zugegangen zu sein, wenigstens können veröffentlichte Telegramme der amerikanischen Regierung an ihren Vertreter in Peking keinen Zweifel darüber lassen, daß derselbe aufs neue angewiesen worden ist, sich nicht an gemeinsamen Schritten seiner Kollegen zu beteiligen. Alle diese Vorgänge haben den Einfluß des diplomatischen Corps, das an diesen verschiedenen Mißerfolgen nicht die Schuld trägt, erheblich schädigen müssen.

Die als Aufstand der „Boxer" bezeichneten Unruhen — in Wirklichkeit heißt die Gesellschaft, um die es sich handelt: I ho chuan, das heißt der Bund der vereinigten Patrioten; „chuan", gleich ausgesprochen, wenn auch anders geschrieben, kann aber ebenfalls „Faust" bedeuten, und so haben wir es entweder mit einem Uebersetzungsfehler oder mit einem chinesischen Wortspiel zu thun — sind das natürliche Ergebnis des Vorgehens der fremden Regierungen, die bei den verschiedenen seit 1895 an China gerichteten Forderungen übersehen haben, daß auch der Chinese eine natürliche und nicht ganz unberechtigte Abneigung dagegen haben kann, finanziell und industriell depossediert und zur Aufteilung verurteilt zu werden. Man ist in England seit Hunderten von Jahren nicht mit den Antipathien der Irländer gegen die herrschende Rasse fertig geworden, die italienische Regierung hat vergebens versucht, dem Unwesen der Mafia zu steuern, und im eignen Vaterlande hat sich die Regierung zur Unterdrückung der Ausbrüche des Hasses gegen England und noch schlimmer des Antisemitismus unfähig erwiesen, warum wundert man sich darüber, daß der Chinese gegen die Zulassung fremden Kapitals und fremder Gesellschaften in das Land seiner Väter protestiert und an dem Glauben festhält, daß der Christ zu seinen Künsten, wär's auch nur zum Photographieren, der Menschenaugen bedürfe? Glaubt man bei uns von den Juden nicht Dümmeres und Schlechteres? Der Aufstand der Boxer ist also, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich, und man braucht durchaus nicht an eine Mitschuld der chinesischen Regierung zu glauben, um zu verstehen, daß sie einer Bewegung nicht feindselig gegenübergestanden habe, die den Fremden beweisen konnte, daß die Aufteilung Chinas nicht so leicht vor sich gehen würde, wie dieselben sich vorzustellen schienen. Haben wir doch ähnliche Dinge auch in Europa erlebt. In diesem Augenblick dürfte der chinesischen Regierung vor den Geistern, die sie vielleicht nicht gerufen, die sie aber geduldet, gelinde grauen, und sie wird nichts thun, um die Wiederherstellung der Ruhe zu verhindern oder zu verzögern, abgesehen von dem Versuch, ihr „Gesicht" zu retten, das heißt sich in den Augen des Volks nicht über das erlaubte Maß hinaus zu kompromittieren. Der Aufstand ist bis jetzt ein lokaler, obgleich bereits aus Yunnan Aufregung gegen die Franzosen gemeldet wird, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß es nicht gelingen sollte, ihn auch ferner zu lokalisieren und dann zu unterdrücken, es sei denn, daß seitens der fremden Mächte erhebliche Fehler begangen würden. Der schlimmste dieser Fehler würde

sein, zu versuchen, aus den jetzigen Vorfällen Kapital für eigne selbstsüchtige Zwecke zu schlagen.

China hat schlecht gerechnet 350 Millionen Einwohner; wenn man auf jede Million, um sie in Ruhe zu halten, nur 1000 Mann rechnet, und das ist bei den kolossalen Entfernungen, um die es sich handelt, sehr wenig, so würde Europa, um die Ruhe im Reich der Mitte aufrecht zu erhalten, einer Armee von 350 000 Mann bedürfen. Und dabei ist noch immer die Frage, ob dieselben die Ruhe über weitere Gebiete erhalten können, als ihre Gewehre und Geschütze bestreichen. Die Unterdrückung des Aufstandes ist eine Kleinigkeit, die Schwierigkeiten werden ernstlich erst beginnen, wenn es sich darum handeln wird, die Gelüste der einzelnen Mächte zu zügeln und die chinesische Regierung mit leichter, aber starker Hand den Weg eines langsamen, verständigen Fortschritts zu führen.

Diese Aufgabe der Diplomatie, eine der schönsten und schwersten, die je einem diplomatischen Corps zugefallen sein dürfte, wird durch die Unkenntnis der chinesischen Verhältnisse, die in Europa herrscht, und das Geschrei einer ebenso lauten, wie unverständigen Presse nicht erleichtert werden, selbst wenn die Lage der Dinge in Ostasien nicht in sich selbst den Keim weiterer, schwererer Konflikte trüge.

Die eine der Ursachen, die durchaus geeignet ist den aufmerksamen Beobachter mit Besorgnis zu erfüllen, liegt, wie schon bemerkt, in den Begehrlichkeiten der Mächte und der dadurch hervorgerufenen Rivalität derselben, die, wenn sie auch nicht zu offenen Zwistigkeiten führen sollte, doch ein gedeihliches Zusammenwirken wesentlich erschweren dürfte. Dazu, einer Macht allein die Leitung und Führung so schwerwiegender Verhandlungen zu übertragen, werden die andern sich kaum verstehen, und wie viele Köche den Brei nicht verbessern, so pflegen auch viele Köpfe politische Verhandlungen nicht gerade zu fördern. Ganz besondere Schatten wirft die Rivalität Englands und Rußlands auf die ostasiatische Frage, und dieselben werden dadurch nicht heller, daß japanische Empfindlichkeiten mit hineinspielen. Man braucht nicht gerade der Ansicht der „Times" zu sein, die einen japanisch-russischen Krieg nach den nächsten zwölf Monaten voraussieht und es für Japan als absolut notwendig bezeichnet, denselben dann zu führen, vielleicht weil sie glaubt, daß den britischen Interessen damit am besten gedient werden würde, um nicht daran zu zweifeln, daß Korea ein schwarzer, sehr schwarzer Punkt am ostasiatischen Horizont ist. Korea ist seit Jahrhunderten, man könnte fast sagen seit Jahrtausenden, das Schmerzenskind der japanischen Politik, denn die ersten Eroberungsversuche des Landes durch Japan reichen beinahe zweitausend Jahre zurück, und es hat keine kräftige, nach außen irgendwie thätige Regierung in Japan gegeben, die nicht den Versuch gemacht gehabt hätte, sich des Nachbarlandes zu bemächtigen. Auch der Krieg gegen China 1894 ist zu dem Zweck unternommen worden, Korea zu einem japanischen Vasallenstaat zu machen, das heißt die japanische Oberhoheit in demselben de facto, wenn auch nicht de jure aufzurichten. Der Verlauf der dem

Kriege folgenden Ereignisse, die nicht allein diesen Traum zerstörten, sondern Japan auch aus dem bereits besetzten Leaotung vertrieben und, schlimmer noch, dasselbe mit Port Arthur und Talienwan den Russen auslieferten, hat in dem Herzen mancher japanischen Politiker und vielleicht in der Seele des japanischen Volks ein Gefühl der Bitterkeit hinterlassen, das in einem gegebenen Augenblick die Nation zu einem neuen Kriege um den ihr damals entgangenen Siegespreis hinreißen könnte. Zwar unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sowohl Yamagata wie Ito einem solchen Kriege durchaus entgegen sein würden, aber auch 1894 wollte Ito nicht den Krieg, und sein jüngerer Kollege Mutsu, der damalige, jetzt verstorbene Minister des Auswärtigen, wußte ihn doch zu demselben zu zwingen. Auf der andern Seite kann Rußland es unter keinen Umständen zulassen, daß zwischen seiner Littoralprovinz am Stillen Meere und den Ausgängen der transsibirischen Bahn am Gelben Meer eine größere Militärmacht, die größte Ostasiens, auf dem Festlande eine Flankenstellung einnähme, die es ihr in jedem Augenblick ermöglichen würde, die Verbindung zwischen den beiden russischen Besitzungen zu unterbrechen und wenigstens die eine derselben von jeder Unterstützung zu Lande abzuschneiden. Für Rußland ist so der Besitz Koreas, oder wenigstens die Gewißheit, daß dasselbe niemals einem Feinde als Basis seiner Operationen dienen könne, die conditio sine qua non für seine militärische und politische Machtstellung in Ostasien; für Japan würde der Besitz Koreas dasselbe bedeuten, wie in alten Zeiten der Frankreichs für England. Ob man in Japan weit genug vorgeschritten ist, um historische Analogien verstehen und verwerten zu können, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls hat keine andre Macht, mit Ausnahme Englands, ein Interesse daran, daß dieser Kampf entbrenne oder welchen Ausgang er nehme. Wenn man der „Times" glauben darf, würde auch England in einem solchen Kriege sich begnügen, durch eine wohlwollende Neutralität Japan zu unterstützen, das heißt russischen Kriegsschiffen das Einnehmen von Kohlen in seinen Kolonien nicht gestatten.

Ein zwingender Grund für den beschleunigten Ausbruch eines Konflikts zwischen Japan und Rußland liegt nicht vor; die Konvention, durch die Rußland, wie Japan schon früher, Land in dem geöffneten Hafen von Masampho erworben hat, enthält vielleicht manches, was Japans Interessen, nichts, was sein Recht verletzt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Rußland, welches für den Augenblick mit der Fertigstellung der Verbindungen zwischen der westlichen und östlichen Hälfte des Reichs beschäftigt ist, die Vorsicht, die seine Regierung, wenn auch nicht immer seine Vertreter, bisher beobachtet hat, jetzt aus den Augen lassen wird. Ein ernster Konflikt zwischen Japan und Korea würde allerdings auch Rußland zum Eingreifen zwingen, aber es ist nicht anzunehmen, daß die Hinrichtung von seinerzeit an der Ermordung der Königin von Korea beteiligten Koreanern einen solchen hervorrufen wird.

Das Gewissen der Japaner ist in der Sache ein zu schlechtes, als daß sie nicht vorziehen sollten, ihre koreanischen Mitschuldigen der verdienten Strafe zu überlassen.

Man wird also, wenn Ostasien auch das Land der Ueberraschungen ist, wie der Umfang, den die Bewegung der Boxer schnell angenommen, soeben erst wieder bewiesen hat, der weiteren Entwicklung der Dinge dort mit der Ruhe entgegensehen können, zu der der Ausspruch des alten Oxenstierna leider nur in sehr beschränkter Weise berechtigt.

Weimar, den 12. Juni 1900.

Naturwissenschaftliche Revue.

Polonium und Radium. — Molekulargröße der Körper. — Raumerfüllung der Atomgruppen. — Aluminium. — Acetylen. — Erdöl. — Wärmemotoren. — Die Luft. — Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektricität. — Elektrisches Fernsehen. — Anlage von Blitzableitern. — Fortschritte der Physik. — Fahrt der „Wega". — Flora des österreichischen Küstenlandes. — Pflanzenleben der Schwäbischen Alb. — Bäume und Sträucher des Waldes. — Mistel. — Lebende Bilder aus dem Reich der Tiere. — Insektenwanderungen. — Vogelschutz. — Vögel Mitteleuropas. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Reine Mathematik von 1884—99. — Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. — Das Innere der Erde. — Von der Elbe bis zur Donau. — Zalynthos. — Transkaukasien, Persien, Mesopotamien und Transkaspien, Land und Leute. — Südbrasilien. — Brasilien. — Von Kapstadt bis Aden. — Die Buren.

Unsre Revue ist bereits so oft in der Lage gewesen, von dem strahlenaussendenden, freilich immer noch hypothetischen Polonium zu reden, daß der Leser, als er die Ueberschrift sah, ohne Zweifel vermutet haben wird, nun zu hören, es sei endlich dargestellt worden. Leider kann aber diese Mitteilung immer noch nicht gemacht werden, wohl aber die, daß neben dem Dasein des einen Metalles noch die eines andern, des Radiums, wahrscheinlich geworden ist. Die Entdecker des Poloniums, das Ehepaar Curié, untersuchten größere Mengen des Uranpecherzes auf gewöhnlichem chemischem Wege und prüften jeden der abgeschiedenen Stoffe auf seine „Radioaktivität". Sie fanden einen radioaktiven bei dem abgeschiedenen Wismut, einen zweiten beim Baryum, jenes das Polonium, dieses das Radium. Während aber für die Existenz des Poloniums bisher weiter keine Beweise beigebracht werden, so gelang dies hinsichtlich des Radiums durch spektralanalytische Untersuchungen, so daß dessen Darstellung wohl nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte,[1] während man über die Existenz des Poloniums immer noch im Zweifel sein muß.

Während so die Chemie auf der einen Seite nach neuen Elementen sucht, ist sie auf der andern eifrig beschäftigt, die Art des Aufbaus der bekannten aus ihren kleinsten Teilen, den Atomen, immer genauer festzustellen. So bespricht Herz[2] ausführlich die Molekulargröße der Körper im festen und flüssigen Aggregatzustand, während Scholtz[3] sich ebenso mit dem Einfluß der Raumerfüllung der Atomgruppen auf den Verlauf der chemischen Reaktionen beschäftigt. Hatte man früher ge-

[1] Rose u. Jüttner. Chemiker-Zeitung 1900. Jahrg. 24. S. 417. Elster, Eders Jahrbuch der Photographie und Reproduktionstechnik für 1900.

[2] Chemische und chemisch-technische Vorträge. Bd. IV, Heft 9. Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

[3] Chemische und chemisch-technische Vorträge. Bd. IV, Heft 10. Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

glaubt, den Raum, den die Atome eines Körpers einnehmen, gegen die Größe der Zwischenräume vernachlässigen zu dürfen, so weiß man jetzt, daß dies in vielen Fällen nicht geht. Noch aber ist man zu endgültigen Ergebnissen nicht gelangt. Weder dem flüssigen noch dem festen Aggregatzustande kommt eine besondere Molekulargröße zu; die diese Zustände bedingenden Unterschiede wird man besser in verschiedenen Bewegungszuständen sehen. Aber es scheint Körper zu geben, die im flüssigen und gasförmigen Zustande dieselbe Molekulargröße haben. Das Quecksilber verhält sich dabei so merkwürdig, daß man annehmen zu müssen glaubte, daß es aus einer Legierung seines Dampfes mit festem Quecksilber bestehe. In den Atomgruppen können nun die Atome verschieden gelagert sein, ihre räumliche Lagerung aber übt einen Einfluß aus auf ihre chemische Reaktion, so daß sie solche unter Umständen sehr erschweren kann. Mit diesen Dingen beschäftigt sich die Stereochemie, und den gegenwärtigen Standpunkt dieser Lehre setzt Scholtz an vielen Beispielen auseinander.

Die oft betonte Thatsache, daß die wichtigsten Fortschritte auf technischem Gebiete nicht selten durch Entdeckungen gemacht worden sind, denen zunächst nur ein streng wissenschaftlicher Wert zukam, tritt uns aus andern Veröffentlichungen, über die wir zu berichten haben, entgegen. So dachte Wöhler, als er 1827 das Aluminium entdeckte, nicht entfernt an seine technische Verwendung, die erst möglich wurde, seit es der Elektrotechnik gelang, es dafür billig genug herzustellen, und Moissan nicht an die Darstellung des Acetylens, als er in seinem elektrischen Ofen das Calciumcarbid, jene merkwürdige Verbindung von Kohle und Calcium, erhielt. Jetzt aber stehen beide Körper in häufigster Verwendung. Das Aluminium dient schon zur Herstellung von Dingen täglichen Gebrauches, wird in dem Goldschmidtschen Verfahren benutzt, verbrennend an eng begrenzter Stelle eine enorme Hitze zu erzeugen, und steht so im Begriffe, sich ein weiteres Gebiet der Anwendungen zu erobern, die Acetylenbeleuchtung aber wetteifert erfolgreich mit den bisher angewandten Beleuchtungsmethoden, und wird zu immer allgemeinerer Verwendung gelangen, sobald, was zu hoffen ist, das Carbid zu billigeren Preisen abgegeben werden kann. Unter diesen Umständen waren es zeitgemäße Vorträge, die Milde über das Aluminium und seine Verwendung,[1]) Ahrens über das Acetylen in der Technik[2]) hielten. Dem Leser, der sich über diese Dinge näher unterrichten will, können sie ihrer großen Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung wegen auf das beste empfohlen werden.

Ob das Acetylen freilich die Petroleumbeleuchtung wird verdrängen können, steht dahin. Noch ist diese die billigste und bequemste, und man darf hoffen, daß sie auch das erstere bleiben wird, nachdem die Auffindung von Erdöl an verschiedenen Orten der Erdoberfläche das Monopol der Nordamerikaner durchbrochen hat. Zu bedauern ist freilich, daß die russische Industrie ihre Erdölschätze am Kaspisee nicht besser ausnutzt. Dies dahin zu bringen, ist das Ziel, das Ragosin unablässig verfolgt hat und dem eine von ihm verfaßte interessante Schrift über die rationelle Destillation und Verarbeitung von Erdölen verschiedener Provenienz gewidmet ist.[3]) Sie macht darauf aufmerksam, daß aus jedem schweren Erdöle, sowie aus jedem schweren Rückstande eines leichten Erdöles harte Erdölpeche, Ozokerite zum Isolieren von Drähten, Paraffin, Schmieröle und Petroleum gewonnen werden können, und sucht es dahin zu bringen, daß man in Rußland diese Verarbeitung vornehme, während jetzt die Bakuer Erdölindustrie siebzig Prozent des Erdöles als Rückstand zum Verbrennen verkaufen muß. Da aber die Rückstände besser wie das Oel selbst bezahlt werden, so sucht man möglichst geringe Mengen des Petroleums zu erhalten und vergeudet große Mengen des unschätzbaren Rohmaterials.

Und doch wird je länger, je mehr anerkannt, daß nirgends so sehr Sparsamkeit am Platze ist, wie bei der Verwendung der für uns in der Erde aufgespeicherten Brennstoffe.

---

[1]) Chemische und chemisch-technische Vorträge. Bd. IV, Heft 5. Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

[2]) Chemische und chemisch-technische Vorträge. Bd. IV, Heft 6. Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

[3]) Deutsch von Aisinmann. Leipzig, E. Baldamus. 1 M.

Oft genug hat man Berechnungen angestellt über die Zeit, für welche die Steinkohlen der einzelnen Länder noch reichen werden. Stimmen auch die absoluten Werte dieser Schätzungen nicht besonders überein, so scheint doch das sicher, daß in Europa die Vorräte Englands in nicht allzu langer Zeit erschöpft sein, einige Jahrhunderte mehr wird Westfalens Kohlenreichtum vorhalten, während für Schlesien eine Grenze noch nicht hat angegeben werden können. Ueber die Art, wie bei der Hauptverwendung der Kohle als Kraftquelle gespart werden könne, giebt nun die vortreffliche Schrift Musils[1]) Auskunft, die die gebräuchlichen Wärmemotoren hinsichtlich ihres Brennstoffverbrauches und deren vorteilhaften Verwertung vergleicht, namentlich auch auf den Dieselmotor eingeht, den sein Erfinder gerade für Benutzung des gewöhnlichen Lampenpetroleums eingerichtet hat. Obwohl er durch Lösung einer bisher vergeblich bearbeiteten Aufgabe berechtigtes Aufsehen erregte, so wird seine Bedeutung doch nicht so groß sein, als man hoffte, da die Preise des Petroleums sich in steter Steigerung befinden. Voll gewürdigt werden auch die Bestrebungen der neuesten Zeit, die bis jetzt unbenutzt gelassenen Hochofengase für Kraftzwecke auszubeuten. Den mathematisch ausgerüsteten Leser wird der gesamte Inhalt der Schrift, einen jeden Gebildeten werden deren Ergebnisse in hohem Grade interessieren.

Am ungünstigsten stellen sich die Heißluftmaschinen, sie werden immer mehr durch die Gaskraftmaschinen verdrängt. Damit ist der Luft eine der vielen Dienste erlassen, die sie der Menschheit leisten muß. Doch sind ihr deren einerseits noch genug auferlegt, andrerseits greift sie in die Lebensführung der Menschen in so grundlegender Weise ein, daß es nie an Versuchen gefehlt hat, ihre Bestandteile und die in ihr stattfindenden Vorgänge auch dem Verständnis des Laien näher zu bringen. Den neuesten dieser Versuche verdankt man Blücher,[2]) der ihre Bestandteile, darunter auch den Staub und die verderblichen Pilzkeime, ihre physikalischen Eigenschaften, ihren Einfluß auf anorganische und organische Körper und ihre technische Ausnutzung ausführlich darstellt. In Ansehung des vielen Neuen, welches die letzten Jahre auf diesem Gebiete zu unsrer Kenntnis gebracht haben, ist einem solchen Versuch gerade jetzt volle Berechtigung zuzusprechen, und das Buch wird mit Nutzen gebraucht werden können, obgleich es nicht in allen seinen Teilen auf der wissenschaftlichen Höhe der Gegenwart steht und deshalb nicht immer genügend kritisch verfährt. Ein solcher Einwand ist der Schrift von Richarz,[3]) welche die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Elektricität behandelt, nicht zu machen. Aus Vorträgen und Ferienkursen entstanden, verbreitet sie sich über die elektrischen und magnetischen Maßeinheiten, die elektrischen Schwingungen auf Drähten und in freier Luft, die Kraftlinien Faradays, die Tesla-, die Kathoden- und die Röntgenstrahlen. Die Darstellung ist klar gehalten und wird ihren Zweck, allen denen, welche den Wunsch und die Fähigkeit haben, auch ohne Anwendung von mathematischen Formeln tiefer in die angeführten Teile der Elektricitätslehre einzudringen, dies zu ermöglichen, zu erreichen wohl im stande sein.

Als Ergänzung dieser Schrift kann die von Liesegang[4]) dienen, welche in großer Vollständigkeit die Versuche schildert, die man gemacht hat, um das Problem des elektrischen Fernsehens zu lösen. Der Leser findet dort alles zusammengestellt, was die Neuzeit über den Zusammenhang zwischen optischen und elektrischen Erscheinungen erforscht hat. Er kann sich über den Einfluß des Lichtes auf das elektrische Leitvermögen verschiedener Körper unterrichten — und auf der Aenderung des Leitvermögens des Selens durch Belichtung beruht ja die Phototelegraphie — er findet die Ergebnisse der Radiophonie, den Einfluß des Lichtes auf elektrische Entladungen dargestellt, kann sich auch über die Photometer, Photo-

---

[1]) Musil, Wärmemotoren. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. M. 2.20.

[2]) Blücher. Die Luft. Leipzig, O. Wigand. 6 M.

[3]) Richarz. Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektricität. Aus Natur- und Geisteswelt. 9. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.15.

[4]) Liesegang. Beiträge zum Problem des elektrischen Fernsehens. 2. Auflage. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag. 3 M.

phone ꝛc. unterrichten. Wird er also hier viel Neues finden, so führt ihm die vierte Auflage der praktischen Anleitung zur Anlage von Blitzableitern,[1] die nichts andres ist, als ein Wiederabdruck der ersten Auflage aus dem Jahre 1883, nur Bekanntes vor. Und doch hat sich seitdem unter anderm der elektrotechnische Verein eingehend mit der Frage beschäftigt und sehr vollständige Vorschriften zu ihrer Lösung erlassen, hat Findeisen seine neuen Vorschläge gemacht, die den Blitzschutz vollständiger und billiger zu erreichen gestatten, wie das bisher möglich war. Da man nun andrerseits sich immer mehr überzeugt hat, wie die fortwährend zunehmende Blitzgefahr auch vollkommeneren und ausgebreiteteren Schutz dagegen verlangt, so kann ein solcher bloßer Wiederabdruck von Vorschriften aus früherer Zeit, so richtig sie auch sein mögen, doch nicht mehr als ausreichend bezeichnet werden.

Bei derartigen Erfahrungen lernt man die großen Vorteile, die die Zusammenstellung der Fortschritte der Physik[2] bietet, nicht hoch genug schätzen. Vom vierundfünfzigsten Jahrgang, der die Fortschritte im Jahre 1898 darstellt, liegt nunmehr auch die dritte Abteilung vor, welche, von R. Aßmann redigiert, die Astrophysik, Meteorologie und Geophysik enthält. Hoffen wir, daß der Jahrgang 1899 bald folgt. So groß die Schwierigkeiten, die einem rechtzeitigen Erscheinen entgegen sind, so groß sind auch die Vorteile, welche ein solches mit sich bringt, und so sind die zur Ueberwindung jener gemachten Anstrengungen durchaus wohl angebracht.

In gleicher Weise für Physik, Geologie und Geographie interessant ist die Schilderung der Luftfahrt der „Wega“ am 3. Oktober 1898 über die Alpen, die Heim, Maurer und Spelterini gemacht haben.[3] War es doch der erste mit Privatmitteln gemachte Versuch, das Hochgebirge zu überfliegen, und dieser ist vollständig gelungen, wenn auch die Route nicht die war, die in erster Linie wünschenswert gewesen wäre. Sie ging von Sitten über die Diablerets und den Jura nach Rivière im Departement Haute-Marne. Die erreichte Höhe war 6800 Meter, die Geschwindigkeit des Ballons die eines Schnellzuges. Wundervoll war der Anblick der Alpen, der durch wohlgelungene Photographien auch dem Leser vor Augen geführt wird. Neben einer Fülle wichtiger Beobachtungen verschiedener Art sind die meteorologischen besonders deshalb von größter Bedeutung, weil gleichzeitig Ballons auch in Berlin, St. Petersburg, Paris und Wien aufstiegen. Dadurch ließen sich die Verhältnisse der damals aus einem Hochdruckgebiete und zwei Zonen niederen Luftdrucks sich zusammensetzenden Wetterlage studieren und das Resultat erhalten, daß in dem ersteren die Temperatur bis in große Höhen sich nur wenig ändert. Auch ist der Beweis erbracht, daß es möglich sein wird, eine interessante zur Erforschung geeignete Wetterlage abzuwarten und dann den Aufstieg verschiedener Ballons auf internationalem Wege ins Werk zu setzen.

Namentlich hofft man auf solche Weise dem Geheimnis der drei starken Männer, will sagen der Ursache der Kälterückfälle im Mai, die sich ja in diesem Jahre so verderblich gezeigt haben, auf die Spur zu kommen. Gegen solche haben die Pflanzen keinen Schutz, und der Unterschied von einem Temperaturgrade kann ungeheure Verluste bringen. Darunter pflegt freilich am meisten das mittlere Europa zu leiden. Ueber die Alpen erstreckt sich die Gewalt jener sonderbaren Heiligen nicht. Dort ist die Frühlingspflanzenwelt längst verblüht, wenn sie in Deutschland erfriert, aber mitgenossen hat man sie auch hier, denn nach Millionen wohl zählen die Blumen, die in unsern düsteren Winter das sonnige Italien sendet. Doch auch in unserm Sommer begegnen wir wohl Pflanzen jener Gegenden, die sich bei uns freilich selten dauernd, meist nur vorübergehend ansiedeln, und so hat es auch für uns ein Interesse, daß das wichtige Werk Pospichals, welches in erschöpfender Weise die Flora des Italien benachbarten österreichischen Küstenlandes[4] behandelt, nun vollendet

---

[1] Leipzig, O. Leiner. 60 Pf.

[2] Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 22 M.

[3] A. Heim, J. Maurer und E. Spelterini. Die Fahrt der „Wega“. Basel. B. Schwabe.

[4] Leipzig und Wien, Fr. Deuticke. 16 Mark.

vorliegt. Besonderen Wert giebt seinem zweiten Band eine vorzügliche Karte des östlichen Küstenlandes, namentlich der Halbinsel Istrien und eine Reihe zweckmäßig eingerichteter Tabellen, welche das Bestimmen der Pflanzenspezies gestatten.

Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb und der angrenzenden Gebiete Süddeutschlands[1]) hat Gradmann in meisterhafter Weise dargestellt. Es muß ein tüchtiges Werk sein, dessen erste Auflage von zweitausend Exemplaren innerhalb drei Monaten vergriffen war, so daß nunmehr schon die zweite Auflage vorliegt. Ein Blick in das Buch läßt diesen beispiellosen Erfolg wohl begreifen. Denn nicht nur die Bedingungen des Pflanzenlebens, die Beschaffenheit des Bodens und das Klima, auch die Art des Vorkommens in Wäldern, an Felsen, im Sumpf und so weiter, die biologischen Verhältnisse, die Anpassung, die Schutzmittel gegen Feinde, die Art der Verbreitung des Samens, die geschichtliche Entwicklung der behandelten Flora wird in interessanter Weise im ersten Teile vorgeführt. Der zweite spezielle Teil erlaubt die Bestimmung der Pflanzen, die eine Menge schwarze und wunderschöne farbige Abbildungen erleichtern. Dabei ist der Preis des trefflich ausgestatteten Werkes ein sehr niedriger, denn die Kosten der Herstellung der ersten Auflage hat zum größten Teil die Salzmann-Stiftung getragen, die der zweiten der Schwäbische Albverein. So ist ein Werk zu stande gekommen, welches meines Wissens in seiner Art einzig dasteht, indem es alle Errungenschaften der neueren Pflanzenkunde für ein begrenztes Gebiet nutzbar macht.

Von Hempel und Wilhelms Bäumen und Sträuchern des Waldes[2]) liegen unsrer heutigen Revue die beiden letzten Hefte vor, die die Bergmispel, den Apfelbaum, die Birnen, Kirschen und Vogelbeerarten behandeln und wieder eine Reihe trefflicher Abbildungen bringen. Damit erreicht ein Werk sein Ende, welches sowohl in Anbetracht des Textes, als auch hinsichtlich seiner Abbildungen zu den besten seiner Art gehört. Wir haben es so oft unsern Lesern empfehlen können, daß wir uns heute darauf beschränken dürfen, es ihnen nochmals als Ganzes ans Herz zu legen, wo das dem Schluß beigefügte alphabetische Verzeichnis seine Benutzung besonders bequem macht. Es enthält des Schönen so viel, daß man auch minder Erfreuliches mit in den Kauf nehmen kann. Dazu gehören aber die Feinde der Waldbäume sowohl tierischer als pflanzlicher Natur. Unter den letzteren nimmt die Mistel, die sowohl auf Laubbäumen wie auf Nadelholz schmarotzt, eine hervorragende Stelle ein. Bisher glaubte man, daß die Bewohner beider eine Art vorstellten. Sorgfältige Untersuchungen aber haben Wiesbauer[3]) veranlaßt, sie als besondere Arten zu trennen. Die von ihm aufgestellte neue Art ist freilich noch nicht allgemein anerkannt, ihr Schöpfer glaubt aber trotzdem, daß ihr Dasein gegen die „in den letzten Zügen liegende" Darwinsche Lehre sprechen müßte. Wie aber, wenn sie im Gegenteil geeignet wäre, die sich nach dem Urteile der größten Mehrzahl der Naturforscher noch recht wohl befindende erst recht zu stützen, ebenso wie es die von Heck herausgegebenen lebenden Bilder aus dem Reiche der Tiere[4]) thun, denen Augenblicksaufnahmen aus dem Berliner zoologischen Garten zu Grunde liegen. Zeigen doch die 192 Bilder, worauf die kurzen beigegebenen Bemerkungen noch besonders hinweisen, innerhalb der Spezies der Tiere solche Verschiedenheiten, daß ein so gewiegter Kenner wie Heck vielfach ratlos ihnen gegenüberstand. Gerade der Berliner zoologische Garten enthält aber nicht nur Uebergangsformen, wie den zwischen Katze und Hund stehenden Gepard, oder die zwischen Katzen und Zibethkatzen den Uebergang bildende Fossa, von der die mitgeteilte wohl die erste wirklich gute Abbildung ist, sondern auch eine Menge geographischer Verschiedenheiten und führt so in den lebenden Tieren die aus Museen bereits wohlbekannte Thatsache vor Auge, daß alle unsre Spezies im Flusse begriffen sind, daß aus verschiedenen Oertlichkeiten stammende stets oft recht bedeutende Ab-

---

[1]) Tübingen, Verlag des Schwäbischen Albvereins, Kommissionsverlag von Georg Schnürlen. 9 Mark.

[2]) 19. und 20. Lieferung. Wien, Ed. Hölzel. 2,70 Mark und 4,70 Mark.

[3]) Duppau, Kommissionsverlag bei Al. Ubl.

[4]) Berlin, Werner Verlag, G. m. b. H. 10 Mark.

weichungen zeigen, eine Thatsache, wie sie nicht schlagender als Beweis für Darwins Lehre angeführt werden kann. So ist auch die Beobachtung an der Mistel nur eine hiermit übereinstimmende. Bieten demnach die „lebenden Bilder" namentlich dem Forscher eine Fülle der interessantesten Einzelheiten, so erfreuen auch den Laien Darstellungen, wie die des „Denkmalslöwen", des „Tigerprinzchen", der „Elefantenwäsche", und so sei beiden, Forschern und Laien, das treffliche Werk warm empfohlen.

In andrer Weise zeigt das Studium der Insektenwanderung zwischen Deutschland und Nordamerika,[1] die Krüger zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat, daß umgekehrt die Tiere Versetzungen in einen weitentfernten Wohnort durchaus nicht immer vertragen. Zugleich sind seine Ergebnisse wohl geeignet, die Besorgnisse, die man in Deutschland wegen der Einführung des Koloradokäfers, der San José-Schildlaus ꝛc. haben zu müssen glaubte, als gegenstandslos erscheinen zu lassen. Denn die aus Amerika eingeführten Schädlinge gehen meist zu Grunde, während die aus Europa stammenden in Amerika vortrefflich gedeihen, so daß die Ausbreitung der Tiere der Alten in die Neue Welt immer noch fortdauert. Mit den schädlichen Insekten freilich ist durchaus nicht zu spassen, und deshalb haben wir allen Grund, unsre natürlichen Bundesgenossen im Kampfe gegen sie, die Vögel, zu hegen und zu pflegen, und da ist es eine Freude, berichten zu können, daß Berlepschs gesamter Vogelschutz[2] bereits die dritte Auflage erlebt hat, daß in dem einen Jahre 1899 mehr wie 7000 Exemplare der so überaus nützlichen Schrift verkauft worden sind. Den schönen Farbendruckbildern, die dem Buche in reicher Zahl beigegeben sind, liegen die ausgezeichnet schönen in Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas[3] zu Grunde. Von diesem Prachtwerk sind nun auch der fünfte und siebente Band erschienen, jener die Raubvögel auf 75 Tafeln darstellend, dieser die Ibisse, Flughühner, Trappen, Kraniche und Rallen auf zwanzig Tafeln. Auch die Eier der beschriebenen Vögel und die Fänge der Raubvögel sind abgebildet. Man freut sich immer wieder von neuem, wenn man einen der Bände mit den einzig schönen Abbildungen zur Hand nimmt, nicht nur, daß diese neue Auflage des grundlegenden Werkes erschien, sondern auch, daß die Herausgeber alles, was seit Naumann an neuen Beobachtungen gemacht worden ist, gewissenhaft aufgenommen haben. Wer einen der Bände in die Hand nimmt, wird den Wunsch hegen, ihn zu behalten, und dazu gehören durchaus keine großen Mittel, ist doch der Preis von 10 Mark für einen solchen Band ein ganz erstaunlich niedriger.

Von der Encyklopädie der Naturwissenschaften[4] liegen drei neue Lieferungen vor, und zwar vom Handwörterbuch der Zoologie die 37., von dem der Astronomie die 19. und 20. Jene erstreckt sich von Wangoni bis Yedina und enthält neben der Schilderung einer Reihe ostafrikanischer Völkerschaften, der Wangoni, Wanyamwesi, Wapare ꝛc., die Schilderung der Wildhunde, -katzen, -pferde, -rinder ꝛc., die Artikel Wirbelsäule, Wirbeltiere und vieles andre. Das Handwörterbuch der Astronomie giebt die Fortsetzung der Beschreibung der Sternbilder, die von Valentiner bearbeitet werden. Sie rückt bis Leo Major vor und liefert, indem sie alles in ihnen Sichtbare, wie Nebelflecke oder Radiationspunkte der Sternschnuppen ꝛc., mit aufnimmt, eine eingehende Beschreibung des Fixsternhimmels, die namentlich dem beobachtenden Astronomen zu gute kommen wird. Das Riesenwerk nähert sich rasch seinem Ende, von beiden Abteilungen sind nur noch wenige Lieferungen zu erwarten.

Wie die Astronomen längst die Arbeiten ihres Faches unter sich geteilt haben, so sind auch die Mathematiker in nähere Beziehung getreten. Dadurch sind eine Menge Arbeiten gefördert worden in einer Weise, von der ein der Mathematik Fernerstehender kaum eine Kunde erhielt. Ueber diese Bestrebungen und die in den letzten fünfundzwanzig Jahren

---

[1] Herausgegeben vom Entomologischen Verein in Stettin. 4 Mark.

[2] Gera-Untermhaus, F. E. Köhler.

[3] Gera-Untermhaus, F. E. Köhler. 5. und 7. Band, jeder 10 Mark.

[4] Breslau, E. Trewendt.

damit erzielten Erfolge giebt nun eine sehr dankenswerte Schrift Lampes[1]) Auskunft, der einige allerdings nicht sehr wichtige sich auf Arnholds Leben beziehende Aktenstücke beigefügt sind. Das Bildnis des gefeierten Berliner Mathematikers ist dem Buche vorangestellt.

Werden wir hier über Dinge unterrichtet, die zu den höchsten Errungenschaften des Menschengeistes gehören, so ist unser Interesse doch fortwährend auch jenen frühesten Zuständen zugewandt, unter denen die Menschheit ihren Siegeszug auf Erden begann. Noch ist die Frage zu lösen, von wo er ausging und zu welcher Zeit der Erdgeschichte dies geschah, und da ist jeder Beitrag dankenswert. Einen solchen hat Makowsky[2]) durch genaue Beschreibung und Abbildung der aus der Diluvialzeit Mährens stammenden Funde und die Schilderung der daraus zu entnehmenden Verhältnisse geliefert. Dorthin ist der Mensch wahrscheinlich von Südosten her gekommen, als sich der Löß bildete. Er vertrieb die Raubtiere aus den Höhlen, die sie bewohnten, nahm statt ihrer davon Besitz und schlug sich schlecht und recht durch das noch wenig Genüsse, aber viel Gefahren bietende Dasein. Wie er es that, davon geben die hinterlassenen Steinwerkzeuge, Thongefäße, bearbeitete Knochen und andres Kunde, von denen die neun beigegebenen prachtvollen Tafeln vieles enthalten.

Nicht viel anders wie mit der Entstehungsgeschichte des Menschen steht es auch mit der seiner Mutter Erde. Hinsichtlich ihrer würden wir einen gewaltigen Schritt weiter kommen können, wenn wir über die Zustände in ihrem Innern genau unterrichtet wären. Davon aber sind wir noch weit entfernt, obwohl berühmte Forscher sich mit der Frage eingehend beschäftigt haben. Ueber ihren gegenwärtigen Stand unterrichtet uns eine die verschiedenen Ansichten über das Innere der Erde[3]) zusammenstellende Schrift Toulas. Sie setzt die astronomischen, geologischen, physikalischen und chemischen Thatsachen, die über das Erdinnere Aufschluß geben können, auseinander, wägt die Annahmen eines starren, flüssigen oder gasförmigen, aber bis zur Starrheit eines festen Körpers zusammengedrückten Erdkernes gegeneinander ab, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß zunächst noch wenig Aussicht vorhanden ist, die eine vor den andern wahrscheinlicher machen zu können. Trotzdem können wir das gut zu lesende Buch nur empfehlen, denn alle in ihm angeregten Fragen sind für sich von größtem Interesse.

Besser sind wir freilich daran, wollen wir uns über die Erdoberfläche unterrichten. Durch unser Vaterland von der Elbe bis zur Donau führt uns Kollbach,[4]) der dem Leser bereits als Führer durch Tatra und Sächsische Schweiz bekannt ist. Diesmal macht er uns auf alles Sehenswerte im Erz- und Fichtelgebirge, dem Böhmerwald und dem Fränkischen Jura aufmerksam, und auch dort können wir uns ihm als wohlunterrichtetem Führer anvertrauen. Er zeigt uns unter anderm Dresden, Meißen, Freiberg, Leipzig, Bamberg und Nürnberg und giebt uns zur Erinnerung 38 vortreffliche Lichtdrucke mit.

Reizend ist die Schilderung, die uns Schmidt von der „waldigen" Zakynthos[5]) entwirft, die freilich den ihr von Homer gegebenen Beinamen jetzt nicht mehr verdient. Wir erfahren ihre geschichtlichen Schicksale von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart. In jener graue Vorzeit gehörte sie zum Reiche des Odysseus, und das hat ja ein augenblicklich gesteigertes Interesse, seit Dörpfeld durch Ausgrabungen zu beweisen gedenkt, daß nicht Ithaka, sondern Leukos des Vielgewanderten Heimatinsel gewesen ist. Aber auch die politischen und physikalischen Verhältnisse von Zakynthos kommen nicht zu kurz, und der Verfasser hatte wohl das Recht, dem Titel die nähere Bestimmung Erlebtes und Erforschtes zuzufügen.

---

[1]) E. Lampe, Die reine Mathematik in den Jahren 1884—1899. Berlin, W. Ernst u. Sohn.

[2]) Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Aus der Festschrift der k. k. technischen Hochschule in Brünn zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens und der Vollendung des Erneuerungsbaues im Oktober 1899.

[3]) Wien, Verlag der Allgemeinen bergmännischen Zeitschrift. 1 Mark.

[4]) Kollbach, Wanderungen durch die deutschen Gebirge. 3. Band. Köln, P. Neubner. 6 Mark.

[5]) Freiburg i. B., E. Fehsenfeld.

In 85 trefflichen Lichtdrucken, nach eignen photographischen Aufnahmen, führt uns Sarre das Land und die Leute Transkaukasiens, Persiens, Mesopotamiens und Transkaspiens vor.[1] Die Reise war zum Studium der mohammedanischen Architektur unternommen worden, wovon viele der Bilder Zeugnis ablegen, aber auch andres hat die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt, dessen Weg den Leser eine gute Uebersichtskarte verfolgen läßt, während eine weitere Beschreibung nicht beigegeben ist. Eine solche schildert dagegen, ebenfalls durch gute Lichtbilder unterstützt, die Erlebnisse Sanders auf einer Reise durch Persien, Turkestan und die Türkei,[2] vieles Interessante auf die durchstreiften Länder und ihrer Bewohner Bezügliche mitteilend. Auch dies Werk kann auf das beste empfohlen werden, um so mehr, als sich diese Länder ja je länger je mehr deutschem Gewerbefleiß und deutscher Industrie erschließen.

Kommt ihnen demnach im Augenblick eine gesteigerte Wichtigkeit für uns zu, so gilt dies in erhöhtem Maße deshalb von Brasilien, weil dort bereits viele Deutsche angesiedelt sind und ihre Ansiedlungen sich guten Wohlstandes erfreuen, und dieses um so mehr, als jetzt wieder, wie bereits 1849, die deutsche Auswanderung dorthin zu leiten gesucht wird. Da ist es ein dankenswertes Unternehmen Giesebrechts gewesen, daß er die deutsche Kolonie Hansa in Südbrasilien[3] besucht hat und Mitteilung von dem macht, was er dort erkundete. Es ist nur Erfreuliches, was er berichten kann. Er fand eine selbstbewußte und arbeitsame, rastlos vorwärtsstrebende deutsche und deutsch-brasilianische Bevölkerung, die mit Zähigkeit an ihrem Volkstum hängt und eifrig bestrebt ist, deutsche Kirche, Schule und Kultur hochzuhalten. Das Deutschtum ist aber auch in wirtschaftlich guter Lage, und der Kolonist kann in fünfzehn Jahren ein schuldenfreies Besitztum erwerben. Die hanseatische Kolonisationsgesellschaft hat die Aktiva des früheren Kolonisationsvereins aufgekauft und 650 000 Hektar Land erworben, das nun abgegeben werden kann. Unter solchen Umständen braucht kaum noch besonders auf die Schilderungen der vom Verfasser besuchten Orte aufmerksam gemacht zu werden, die viele und gute Bilder unterstützen. Interesse genug wird das Buch erwecken.

Dasselbe gilt auch von dem großen, mit sehr schönen Abbildungen ausgestatteten Werk Lambergs,[4] in dem er seine jahrelangen Erfahrungen, Studien und Beobachtungen niedergelegt hat. Interessant genug ist die Lektüre seines Buches. Da giebt es von Begegnungen mit Indianern, mit Riesenschlangen zu erzählen, ein Kapitel ist der Schilderung eines Ehedramas gewidmet, die Hauptsache ist aber die Beschreibung der interessantesten Staaten des großen Reiches, seiner Tier- und Pflanzenwelt, seiner Bewohner, Einrichtungen und Erzeugnisse. Ob nicht hier und da etwas Uebertreibungen mit unterlaufen, ist schwer zu entscheiden. Immerhin wird das Studium des schön ausgestatteten Werkes niemand gereuen.

Und nun bleibt nur noch Afrika übrig, dem man bei dem neuesten Gang der sich dort abspielenden Ereignisse seine Gedanken kaum zuzuwenden wagt. Eine Reise durch den Oranje-Freistaat, Transvaal, Durban, die Mascarenen, Zanzibar, britisch Ostafrika bis Aden schildert Werther.[5] Es sind Reiseskizzen und Kolonialstudien, die sehr zu Gunsten Englands und Ungunsten Deutschlands ausfallen. Der britische Besitz wird möglichst wenig regiert, in seiner Entwicklung gefördert, und wenn er nichts mehr einbringt, wie Mauritius, vernachlässigt. In Deutsch-Ostafrika aber wird fast nur regiert, es ist das alte Lied, der grüne Tisch hemmt jegliche Entwicklung. Bezeichnend ist auch, daß Zanzibar immer mehr heruntergeht, während sich Mombasa als Endstation der Usambarabahn immer mehr hebt. So ist jenes nur zum Riegel für Deutsch-Ostafrika geworden.

---

[1] Berlin, Dietr. Reimer (Ernst Vohsen).

[2] Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (vormals S. Schottlaender).

[3] Berlin, H. Paetel. 1,50 Mark.

[4] Lamberg, Brasilien. Land und Leute. Leipzig, H. Zieger.

[5] Werther, Von Kapstadt bis Aden. Berlin, H. Paetel.

Die Geschichte und die Art der Buren schildert Elß [1]) mit warmer Begeisterung. Wie zeitgemäß war die kleine Schrift, die unter anderm auch die Rede Krügers und des Pfarrers Großmann bei Entlassung der Deutschen in den Krieg enthält! Wer noch die Ueberzeugung vom Recht der Buren nicht hätte, der müßte sie aus dem Buche schöpfen. Aber was gilt das Recht, wo das Gold in Frage kommt. Auch giebt das Buch den Schlüssel für den leider so unerwünschten und bei alledem doch unerwarteten Fortgang des Krieges.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Ein ungedruckter Brief Schubarts an seine Gattin.

Am 23. Januar 1777 wurde Schubart im Auftrage des Herzogs Karl von Württemberg aus der freien Reichsstadt Ulm, wo ihm seine Feinde nichts anhaben konnten, durch den Klosteroberamtmann Scholl unter der heuchlerischen Maske der Freundschaft auf württembergisches Gebiet nach Blaubeuren gelockt, dort für verhaftet erklärt und auf der Feste Hohenasperg in Gewahrsam gebracht. Hier mußte er zunächst 377 Tage lang in enger Kerkerzelle auf faulem Stroh bei kärglichster Nahrung schmachten, bis sich allmählich seine Bande lockerten und ihm stückweise allerlei Erleichterungen und Freiheiten gewährt wurden, die freilich die Freiheit selbst nicht ersetzen konnten. Zu den grausamsten Erziehungsprinzipien des fürstlichen Pädagogen, der sich vorgenommen hatte, den kecken Journalisten in der Schule des Unglücks zu bessern, gehörte die systematische Absperrung des Gefangenen von seiner Familie. Erst im Jahre 1785, nach mehr als achtjähriger Trennung, durften Frau und Kinder ihn auf dem Asperg besuchen, während es ihm doch schon lange vorher erlaubt gewesen war, wen er immer sonst wollte und wer sich zu ihm bemühte, zu sehen und zu sprechen. Ja in den ersten Jahren der Gefangenschaft war es ihm sogar verboten, an die Seinigen zu schreiben. Erst gegen Ende des Jahres 1780 wurde ihm diese Gnade zu teil, wogegen er wahrscheinlich von Anfang an Briefe der Angehörigen wenigstens empfangen durfte. Er ließ es nicht an Versuchen fehlen, der Gattin heimlich Nachricht zukommen zu lassen. So teilt er selbst in seiner Autobiographie (Schubarts Leben und Gesinnungen, Stuttgart 1791, II S. 240—244) einen Brief mit, den er am 642. Tag der Gefangenschaft, das ist am 26. Oktober 1778, mit einem Nagel ins Papier gekratzt hat. Schwerlich ist das Schreiben an seine Adresse gelangt Erst im September 1780 scheint es ihm gelungen zu sein, durch Vermittlung eines unbekannten Wohlthäters seiner Frau einen Brief in die Hände zu spielen. Das Original davon ist vor einigen Jahren zum Vorschein gekommen, als es die K. öffentliche Bibliothek in Stuttgart mit andern Schubartpapieren aus des Dichters Nachlaß von seinen Nachkommen und Erben erworben hat. Das Schriftstück hat schon eben darum besonderes Interesse, weil es das erste Lebenszeichen ist, das Frau Schubart von ihrem Manne nach fast vierjähriger Unterbrechung jeglichen direkten Verkehrs erhielt. Man liest es aber auch an sich nicht ohne innige Teilnahme und Rührung. Die Liebe zu seiner Gattin, zu seinen Kindern, dem Sohn Ludwig, der in der Stuttgarter Karlsschule Rechtswissenschaft studierte, und der Tochter Julie, die sich in der dortigen

[1]) Elß, Die Buren. Bielefeld, E. Siedhoff.

Ecole des demoiselles zur Sängerin und Schauspielerin ausbildete — diese Liebe, die auch in der Periode seines sträflichsten Leichtsinns durch keine Verirrungen und Ausschweifungen ganz erstickt werden konnte, kommt hier, durch Trübsal geläutert, durch lange Trennung und Entbehrung verstärkt und vertieft, zu ergreifendem Ausdruck. Wir gewinnen aus Schubarts Ergüssen zugleich einen tiefen Einblick in seinen Gemütszustand. Im Elende fand er Trost in der Religion, und er verdammte nun selbst sein früheres Leben mit übergroßer Strenge. Während sich der Asperger Festungskommandant, der bekannte Oberst Rieger, die Bekehrung des seiner Zucht unterworfenen Sträflings mehr in äußerlicher Weise angelegen sein ließ, wirkte der in unserm Brief erwähnte Philipp Matthäus Hahn, damals Pfarrherr in dem nahe beim Asperg gelegenen Dorfe Kornwestheim, der sich gleichzeitig durch seine kunstreichen mechanischen Erfindungen und theosophischen Schriften einen Namen gemacht hat, durch echte Frömmigkeit auf das Herz des Trostbedürftigen mächtig ein. Wenn noch gesagt wird, daß unter dem gleichfalls in dem Schreiben genannten Miller der Ulmer Poet Johann Martin Miller, der Verfasser der einst hochberühmten Klostergeschichte Siegwart, einer der treuesten Freunde der Schubartschen Familie zu verstehen ist, so ist alles gethan, was zur Erklärung beigebracht werden mußte.

Am 1321ten Tag meiner Gefangenschaft.
(4. September 1780.)

Liebe,

Ich schike Dir diesen Brief durch einen treflichen Freund, den mir Gott im Elend zugeschikt hat und dessen Herz mir Bürge ist, daß er den zärtlichsten Antheil an unserm Schikal nimt. Aber mit welchem Herzklopfen sez' ich die Feder an! — Nicht, als wenn ich fürchtete, Du würdest unvorsichtig mit diesem Briefe umgehen und mich dadurch aufs neue ins tiefste Elend stürzen, sondern weil mir jeder gewagte Schritt wieder die mir auferlegten strengen Geseze des Gehorsams Zittern verursacht. Allein die Liebe zu Dir, meine Traute, ach, diese Liebe, mit der ich nun schon 4 Jahre in meinen Banden ringe, daß mir Schweiß und Thränen entfallen, sezt mich über alle diese Schwierigkeiten hinweg und macht es mir vielmehr zur Pflicht, eine so sichere Gelegenheit zu benuzen, Dir meine Gesinnungen zu entdeken. Alles was ich Dir bißher durch einige Freunde sagen ließ, konntest Du niemals so heiß empfangen, als es mir aus der Brust quoll; denn die Grüße der ehlichen Liebe sind so sonderbarer Natur, daß sie meist in der dritten Hand zu Eißzapfen erstarren. — Und nun sei es mein erstes, Geliebte, daß ich Dir mit tausend Thränen danke für all Deine Lieb' und Treu, die Du mir Unwürdigen in den Monden meines Elends erwiesen hast. Wenn ich Dich nie beleidigt hätte, wenn ich der frömste, würdigste Ehmann gewesen wäre; so hättest Du mich nicht liebevoller beweinen, nicht mehr für mich arbeiten und aufopfern können, als Du würklich gethan hast. Kein Tag vergeht, daß ich nicht mehrmalen für Dich bete und Gott — nicht selten mit Thränen zu bewegen suche, daß er Dein Vergelter sein wolle. Ich hab' auch die innre Ueberzeugung, daß er es gewiß thun wird. Gott hat die liebenden Seelen gar gerne, denn er ist selber die Liebe und duldet nicht nur die Unwürdigen, sondern läßt auch seine Sonne über ihnen aufgehen. — Glaube mir, Freundinn, Deine Thränen sind alle gezählt, die Du Deinem armen gefangenen Mann aufopferteſt, all Dein Aufwand an Kleidern, Büchern, Tabak und andern Erquikungen ist ins Buch des Lebens eingetragen und soll Dir reichliche Zinnse bringen und in meiner Gegenwart Dir im Himmel ausbezahlt werden; Deine sauren Gänge für mich, daß Dir oft unter der Last Deines angstvollen Herzens die Knie sanken, sind all von Gott bemerkt und werden sich enden mit dem Triumfgang zum Throne des Vergelters. — Schenke mir ferner Deine Freundschaft, Du Liebe, jezt erst bin ich derselbigen würdig, vormals nie. Wenn ich in meinem finstern Leben fortgetaumelt hätte, wenn ich beträuft von Deinen Thränen in Deinen Armen entschlummert wäre; so würdest Du mich doch — entweder schon hier, oder dort, wenn der Schleier der Liebe Deinem Aug' entsunken wäre, als Deinen ärgsten Feind haben verfluchen müssen. Wer sein Weib bloß wie ein Haußthier zum Zeitvertreib, oder

wie eine Magd zur Bestellung seiner häußlichen Bedürfnisse — und neben her zur Stillung seiner viehischen Triebe braucht, ist nicht Ehmann, Repräsentant Gottes in seinem Hause, sondern Teufel, der sich und sein Weib und seine Kinder ewig elend macht. Wenn nicht das ewige Wohl meiner Gattinn mein Hauptaugenmerk ist, wenn nicht mein Geist in dem ihrigen durch Beispiel und himlische Lehre würkt; wenn ich nicht der Engel meiner Gehülfinn bin, der sie an der Hand der reinsten Liebe dem Himmel zuführt: so verdien' ich Abscheu und nicht Liebe. — O meine Theure, wie sehr hab ich in der Blindheit gegen meine Pflicht gesündigt! Ja, meine Liebe, ohne Verläugnung gibts keinen Weeg in Himmel. Geh Du auch auf diesem Weeg, er ist mit Dornen bestreut, mit Blut und Thränen beträuft; aber er führt zu einem stralenden Ziele, wo wir uns alle, die wir getreu sind, biß in Tod, wieder finden — wo ich Dich, nicht mehr als Weib, sondern als meine erste, liebste Schwester umarme, mit Dir unsre Kinder in der Stralenmenge suche und uns wechselseits unsres Sieges freuen. Alles überstandne Ungemach ist dann unter unsern Füßen und ewig drükt uns der Trennung Last nicht mehr.

Es sollte mir freilich schwer fallen, meine Geliebte, im Gefängniß sterben und dadurch Dir und meinen Kindern einen unauslöschlichen Flecken anhängen zu müssen; ach, schwer sollt' es mir fallen, zu sterben, ohne daß Du mir die Augen zudrükst und ohne daß ich hoffen könnte, mit Dir in Einem Grabe zu verwesen; — aber des Herrn Wille geschehe; seine finstersten Weege enden sich doch in Herrlichkeit. — Laß Du nur Gott sorgen, Freundinn, und kümmre Dich nicht. Alles was ich Dich noch bitte, ist diß, entzieh Dich der Welt und lebe dem Herrn. Ausser diesem ist an keine Wiedervereinigung im Reiche Jesu zu denken. Ich empfehle Dir die Schriften des grosen Mannes Hahn — der mein Lehrer ist und dessen Nahmen ich nie ohne heilige Ehrfurcht und Dankbarkeit ausspreche. Suche den Umgang der Frommen und werde Du der Engel in Deiner Familie, die leider! bei all ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit ganz in diese Welt versunken zu sein scheint. Ach sags ihnen unaufhörlich, daß drüben über den Gräbern ein andres Leben ist, zu dem man nicht ohne heisse Kämpfe, ohne Verläugnung, ohne Nachfolge Jesu, ohne ganz andre Begriffe, als sie bißher gehabt haben, gelangen könne. Ich liebe Deine Freunde unaussprechlich und möchte sie alle dort wiederfinden, darum bet' ich unaufhörlich für ihr Heil in Christo Jesu. Die Verheirathung Deiner jüngsten Schwester hat mich sehr gefreut. Sie sei, was Du durch meine Schuld nicht wurdest, die Freude ihrer Eltern! Wenn ihr Mann fromm ist; so will das mehr sagen, als wenn er ein Genie ist. Nicht grose glänzende Gaben, sondern Treu im Kleinen machen den Schulmann brauchbar. — Und nun bitt ich Dich, Liebe, umarme unsre Kinder in meinem Nahmen und bring' ihnen meinen besten väterlichen Seegen. Aber von diesem Brief darfst Du ihnen nichts sagen. Das muß ein Geheimniß bleiben, biß ich frei werde, oder sterbe. Mit dem Ludwig hätt' ich sehr viel zu sprechen; aber ich befehls Gott. Empfihl ihm in meinem Nahmen unaufhörlich: Religion, Geschichte, Naturlehre, Griechische und Englische Sprachen, deutsche Kraft im Ausdruk, wenige aber gewählte Lektür — und beschwör ihn, seinen armen Vater nicht zu vergessen. — Mein Vater im Gefängniß!! ein schrecklicher Gedanke für ein gefühlvolles Kind. — Unsre Tochter wird, wie ich Dir oft sagte, Genie werden, groß in der Musik, Deklamation, Dichtkunst, tiefem Schönheitsgefühl — aber elend, wenn sie nicht diese Steine ins Gold der Religion faßt. Küsse sie — Deines Mannes Ebenbild — und seegne sie mit Thränen. Deine Eltern, meine alte Mutter, Geschwister — alle meine Bluts und Herzensfreunde — Millern nenn ich vor andern — grüß mir herzlich — so herzlich, wie man die lezten Worte eines Sterbenden den Hinterlassnen Freunden erzählt.

Und nun, leb tausendmal wohl, ich schließe mit einem liebeblutenden Herzen. Vergiß mein nicht. Der Flügel Gottes schatte über Dir. Die Liebe Jesu erfülle Dein Herz. Lerne sie schmeken die Küsse Deines himlischen Bräutigams und Du wirst die Lust der Welt überwinden können. — Millionen Dank für Alles, was Du mir armen Gefangnen Gutes gethan hast. — Verlaß Dich nicht auf Menschen — ach mich dünkt, Du thust es zu

viel — auf Gott — auf Gott sez Dein Vertrauen — — Leb wohl — ach vielleicht das lezte, bange, blutende Lebewohl.

Hier und dort und ewig Du die Meine!
Hier und dort und ewig ich der Deine!

Rudolf Krauß.

Medizin.

Frauen am Operationstisch.

Es ist ein eigentümlicher Anblick, wenn man als deutscher Arzt das erste Mal das New London Hospital for Women betritt. Wir sind gewöhnt, in unsern Krankenhäusern an der Pforte von einer „Schwester" empfangen zu werden, auf den Gängen, in den Krankensälen, am Bette der Kranken, auch am Operationstisch Schwestern zu finden, und wer die großen, von Diakonissen oder Roten Kreuz-Schwestern geleiteten Krankenhäuser kennt, der weiß auch, daß die gesamte technische Leitung und Verwaltung in Händen von Frauen liegt: aber an eines sind wir nicht gewöhnt, daß auch die Aerzte Frauen sind. Und am allermerkwürdigsten ist es für uns, dieselben in ihren Operationsgewändern mit Ruhe, Sicherheit, Energie und „Eleganz" das Messer führen zu sehen! Da fallen einem unwillkürlich die Aussprüche deutscher Professoren ein, die diese in ihrer Voreingenommenheit gegen diese Auswüchse der Weiblichkeit gethan haben. „Die chirurgische Thätigkeit verträgt sich nicht mit dem weiblichen Charakter; die unvermeidliche Brutalität, die darin liegt, das Messer in einen lebenden Körper zu stoßen, wirkt beim Manne nicht so verletzend als beim Weibe, wo sie leicht einen abstoßenden Charakter bekommt," so spricht sich in der Kirchhoffschen Gutachtensammlung über das Frauenstudium ein Physiologe aus. „Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Studentinnen zu beobachten, der wird den Eindruck mit sich genommen haben, daß nichts dem Weibe unweiblicher steht als das anatomische und chirurgische Messer," sagt ein Internist. Ein andrer meint, für die geburtshilflichen Operationen und teilweise auch in der Chirurgie sei eine Körperkraft nötig, die das Weib öfters nicht habe. Und der berühmte Chirurg Professor Bergmann spricht den Frauen kurzweg jede Befähigung zu den gelehrten Berufen, sowohl geistige als körperliche, namentlich für die Ausübung des ärztlichen Berufes ab, und sein Kollege v. Esmarch meint auch, sie sollten die Chirurgie allein den Männern überlassen; für die innere Medizin und Geburtshilfe dagegen macht er das Zugeständnis: „manche von ihnen mögen wohl geeignet hierfür sein." Das sind schwerwiegende Gegenstimmen — und sicher haben dieselben und finden dieselben noch Wiederhall in Fach- und Laienkreisen. Nun ist es aber mit solch apodiktischen Urteilen eine oft recht heikle Sache — wenn nämlich die große Lehrmeisterin in allen Dingen, die Erfahrung, nachträglich diese Urteile umstößt; es ist dann nicht angenehm, so wenig weitblickend gewesen zu sein. Nun muß zur Ehrenrettung dieser deutschen Aerzte und auch sonstigen Vertreter obiger Ansichten gesagt werden, daß es auch in England und Amerika, in Rußland und Frankreich, in der Schweiz, in Italien, wohl auch, allerdings weniger, in den skandinavischen Ländern Männer und Frauen gegeben hat, die von der Unweiblichkeit, dem Mangel an Befähigung, dem Schaden für die Gesundheit der Frauen sprachen, die sich dem ärztlichen Berufe widmen wollten — und in all diesen Ländern giebt es jetzt weibliche Aerzte, die nicht nur ihren Patientinnen und Patienten, sondern auch ihre Kollegen vollauf befriedigen. Und so wird es — mit der Zeit — auch bei uns kommen, und es werden dann diejenigen sich ihrer verständigen Zurückhaltung freuen, die objektiv sagten, man könne eine solche Frage erst entscheiden, wenn die entsprechenden Erfahrungen vorliegen, und diejenigen recht behalten, die, von einem weiteren Blick geleitet, voraussagten, daß auch Frauen gute Aerzte werden können — nicht alle,

ebensowenig wie alle Männer. Dafür sprechen eben die vielseitigen Erfahrungen. All die obigen Einwände lassen sich an ihnen widerlegen.

Die chirurgische Thätigkeit ist es besonders, die dem Laien alle Schreckniſse des ärztlichen Berufes in höchstem Grade zu vereinen scheint. Daß aber auch ein Arzt bei unsrer heutigen Operationstechnik diese Vorstellung hegt, das kann wohl nur auf persönlicher Antipathie, auf der Unmöglichkeit beruhen, über das Gefühl hinwegzukommen, daß man dem Kranken einen Schmerz zufügt, oder dem Widerwillen gegen Blut, Bloßlegung der lebenden Organe ꝛc. Es ist ja bekannt, daß nicht etwa nur Frauen, sondern auch Männer — als berühmtes Beispiel sei Goethe angeführt — nicht über die unangenehmen Empfindungen gerade beim Anblick des Blutes wegkommen. Aber müssen denn nicht die bei den Operationen behilflichen Schwestern vollkommen über dieses Gefühl Herr geworden sein? Da ist es uns nur schon etwas Alltägliches, denn Krankenschwestern als Assistentinnen bei allen Arten von Operationen sind eben überall schon verwendet. Bleibt also von Gefühlsmomenten noch der Widerwillen, dem Kranken Schmerz zu verursachen. Diese Empfindung ist auch bei Aerzten eine viel schwieriger zu bekämpfende. Viele, die Kranke in Narkose ruhig und gewandt operieren, werden unsicher, zaghaft, ja oft schwach, wenn es sich darum handelt, eine schmerzhafte Operation auszuführen. Es bedarf namentlich im Anfang der Thätigkeit des ganzen Aufwandes von Willenskraft, der fortwährenden Vorstellung, daß die Operation nötig ist, daß ein im Interesse des Kranken gewolltes schonendes Vorgehen, daß Zaghaftigkeit, daß Mitleid nur zu einer Verlängerung der Qualen beiträgt, um Ruhe und Sicherheit zu bewahren. Aber so gut manche Mutter, blaß vor innerer Erregung, aber stark im Bewußtsein von der Notwendigkeit, den Arzt bei dem ihr ungewohnten und daher doppelt schrecklichen Eingriff an ihrem Liebling unterstützt, während oft der Vater sich weit weg flüchtet, da er den Anblick und das Schreien nicht zu ertragen im stande ist — so gut hier die Liebe zum Kind, oder richtiger das Pflichtgefühl, über die andern Empfindungen die Oberhand gewinnt, trotz erschwerender Umstände, ebenso vermag auch die Aerztin durch das Bewußtsein der Zweckdienlichkeit, der Verantwortlichkeit über ihre etwaigen Schwächen hinwegzukommen — und es ist selbstverständlich, daß die Willenskraft allmählich erstarkt, während andrerseits die Empfindsamkeit sinkt. Da wird nun der große Irrtum begangen, daß man mit diesem Sinken der Empfindsamkeit den Begriff der Verrohung verbindet! Mag sein, daß manche Naturen, jedenfalls Frauen weniger leicht, insofern sie im Durchschnitt feinfühliger sind, durch die operative Thätigkeit einer solchen Wirkung anheimfallen; dann ist aber sicher schon eine unfeine Grundlage vorhanden. Denn man braucht nur einmal im Leben einen Nußbaum oder Billroth [1]) gesehen zu haben — und man braucht nur eine Reihe weiblicher Aerzte kennen gelernt zu haben, um sich von der Möglichkeit der Erhaltung der wärmsten Menschenliebe bei voller Ruhe und Unempfindlichkeit während des Operierens zu überzeugen. Im übrigen ist es sehr interessant zu hören, was die einzelnen Frauen durchgemacht haben, bis sie operationsfest waren. Die eine sagte zum Beispiel, es sei ihr das Schneiden nicht entsetzlich gewesen, wohl aber das Vorquellen des Blutstroms; auch darüber sei sie bald hinweggekommen, nur wenn aus einer angeschnittenen Arterie das Blut gespritzt hätte, sei ihr dies sehr lange immer in die Glieder gefahren. Einer andern hat das Operieren selbst nie Schrecken oder Unbehagen eingeflößt, wohl aber die Narkose; wieder andern nur der Geruch von Karbol, Jodoform ꝛc. Andern hat die Empfindung der thätigen Hilfe, des Eingreifens die chirurgische Thätigkeit von Beginn an weniger abschreckend erscheinen lassen als die am Krankenbett innerlich Leidender, bei denen so oft das übermannende Gefühl

[1]) Es ist nicht uninteressant, daß B., der sich wenige Jahren vorher noch sehr energisch gegen die Zulassung der Frauen zu den medizinischen Kollegien widersetzt hatte, 1889 mehrere Amerikanerinnen, die in ihrer Heimat chirurgischen Studien obgelegen hatten, einmal einlud, seine Klinik in Augenschein zu nehmen und seinen Operationen beizuwohnen: eine Thatsache, die in Wien eine wahre Aufregung verursachte und in allen Blättern besprochen wurde.

der Hilflosigkeit, der Unmöglichkeit, etwas zu ändern, zu bessern, zu lindern, ein Unbehagen erregte, dem gegenüber die widerlichsten augenblicklichen Empfindungen in nichts zerflossen. „So oft ich danach in den Operationssaal kam," sagte eine Studentin, „atmete ich ordentlich auf; hier kann man doch persönlich etwas ausrichten gegen das Schlimmste: einen Menschen hilflos leiden zu sehen." „Dadurch, daß man Blut ꝛc. schon in den wissenschaftlichen Vorlesungen genau in der gleichen objektiven Weise mit Rücksicht auf Farbe, Konsistenz, Geruch, chemische Eigenschaften vorgeführt bekommt wie etwa Milch, wird in einem ein Gefühl sachlicher Betrachtung, ein Vertrautwerden, eine Abstraktion von den für gewöhnlich mit diesen Begriffen verknüpften grausigen Vorstellungen erweckt, etwa wie dies beim Kochenlernen sehr bald eintritt, wenn man nicht mehr die Vorstellungen des Mitleids mit dem Geflügel, sondern die der Nötigkeit der Zubereitung im Auge hat," meinte eine andre Dame, die noch hinzufügte, sie hätte von jeher sich eher vorstellen können, daß man an einem Menschen eine Operation macht, als ein Huhn schlachte. Wir müssen eben bei all diesen subjektiven Empfindungen im Auge behalten, daß Vernunft und Willen auf dieselben einen um so größeren Einfluß ausüben, je mehr diese geschult werden. Dies ist natürlich bei Frauen, die einen Beruf ausfüllen wollen, in ganz andrer Weise der Fall als bei solchen, deren Lebenszweck ist, im Behagen zu leben und alles Unangenehme zu vermeiden.

Es ist nun von einem der oben angeführten Aerzte die Wirkung betont worden, die solche nach seinen Begriffen unweibliche Frauen auf ihre Umgebung ausüben. Das ist nun Geschmackssache; es giebt ja umgekehrt auch Frauen, die nie einen Arzt „angenehm finden" könnten — und andrerseits Frauen, die eine wahre Abscheu vor unthätigen Männern haben, obgleich diese vielleicht ihrem Schönheitsbedürfnis mehr entsprechen, und gerade im Arzte die Hingabe an seinen schweren und mit so viel Unangenehmem und Unschönem verbundenen Beruf lieben. Und die Männer feiern ja in der echten deutschen Frau gerade das aufopfernde Wesen; die Krankenschwester nun ist eine Figur, die allerdings keinen frivolen, wohl aber den „echt weiblichen" Reiz an sich hat — wie auch die häufigen Heiraten von Aerzten mit Schwestern zeigen, und was man doch auch schließen muß aus den begeisterten Lobpreisungen von seiten der Gegner und dem Hinweis, daß dies ein echt weiblicher Beruf sei. Und dieser Reiz soll nun schwinden, wenn die betreffende Frau nicht mehr als gedankenlose Maschine, sondern aus eigner Ueberlegung heraus ihrer Beschäftigung nachgeht? Es sind dies so unklare Vorstellungen. Allerdings Männer, die nur Sinn für toilettenprangende „Schöne" haben, die werden kein besonderes Wohlgefallen an Aerztinnen finden — obwohl man ja nie weiß, was einen verwöhnten blasierten Geist nicht alles noch reizen kann —, das ist ja auch kein Schade; aber einen ernsten Mann kann unmöglich die Empfindung einer ausgeschulten Persönlichkeit und einer bestimmten Thätigkeit von der natürlichen anziehenden Kraft des Weibes abhalten — das sind nur bis jetzt ungewohnte Ideenassociationen. Gerade was ich in England gesehen und von andern Ländern gehört, das zeigt nur, daß einzelne, die von Natur eben nicht reizvoll sind, höchstens gewinnen, andre gar nichts verlieren. Denn sie erscheinen ernst im Beruf, heiter, anziehend und, sofern sie eben Geschmack haben oder hübsch sind, auch „schön" im gesellschaftlichen und häuslichen Leben. Weil einige Frauenrechtlerinnen im Beginn, um ihre Ausnahmestellung zu markieren oder auch aus Bequemlichkeitsrücksichten, sich Tracht und Benehmen angeeignet, die nicht gerade als anziehend bezeichnet werden konnten — im übrigen soll auch manches Mädchen nach der Heirat aus Bequemlichkeit nicht mehr die frühere Wirkung aufrechtzuerhalten suchen —, deshalb müssen doch nicht alle Frauen im Augenblicke, wo sie einen Beruf ergreifen, häßlich werden und ihre persönliche angenehme Wirkung einbüßen — außer auf solche geistig-starke Männer, die dann sich selbst nicht mehr ihnen gegenüber so leicht zur Geltung bringen können als einem hübsch geistig zahm gehaltenen Dämchen.[1])

[1]) Solche Leute giebt es; im Bürgerausschuß, der über das Karlsruher Mädchengymnasium abstimmte, rief ein Professor: „Auf Ihr Gewissen, meine Herren, würden Sie ein Gymnasium-Mädchen heiraten?"

Ich möchte denjenigen kennen, der eine englische Aerztin in einer Gesellschaft von den übrigen Damen unterscheiden kann! — man wird einwenden: ja, aber eine deutsche würde man sicher herauskennen. Mag sein; aber wir gewöhnen uns allmählich doch auch an die sehr nachahmenswerte Sitte, durch die die Engländer stets den eleganten Eindruck machen: immer die nötige Sorgfalt auf die äußere Erscheinung zu legen; eine Uebung, die durch Anerziehen von Kindheit auf nicht mehr Mühe erfordert als eine bei uns zum Beispiel früher bei den Studenten geradezu sprichwörtliche Nachlässigkeit, die dann natürlich ein sich „ordentliches Herrichten" zu einer stundenlangen Thätigkeit machte. Aber selbst angenommen, es würde, was kein Schaden wäre, die Putzsucht durch solche Frauen nicht mitgemacht, selbst angenommen, es müßte sich der Geschmack erst mit der Verbindung von ärztlicher oder andrer Beschäftigung mit dem Bild der Weiblichkeit versöhnen, so wäre damit der Reiz des ewig Weiblichen nicht ertötet. Dafür ist von der Natur vorgesorgt. Und einem der Professoren ist in seinem Gutachten ein böser Lapsus untergeschlüpft, der diesen Ausgleich zwischen Theorie und Natur sehr schlagend kennzeichnet. „Eine Frau, die über all die Dinge orientiert ist, die ein Arzt wissen muß, wird den Mann stets kalt lassen, wenn nicht abstoßen!" So sagt er, und einige Zeilen danach will er nur darauf hinweisen, daß ihm selbst während seines Aufenthaltes an einer Universität mit Studentinnen wiederholt Fälle vorgekommen sind, wo Studenten sich mit ihren Kolleginnen verheiratet haben. Ob wohl, weil sie sich abgestoßen fühlten?

Daß auch die Kranken sich nicht abgestoßen fühlen — auch die männlichen nicht —, dafür wären zahllose Beweise aus den Erzählungen der Aerztinnen und der Patienten anzuführen. In Amerika zum Beispiel sind an sämtlichen Frauencollegs und Universitäten weibliche Aerzte angestellt, die nicht allein die weiblichen Professoren, sondern meist auch deren Männer behandeln.

Die russischen Soldaten im Krimkrieg hatten anfangs mit Erstaunen die weiblichen Wesen betrachtet, die ihnen ärztliche und chirurgische Hilfe angedeihen ließen, aber sie gewöhnten sich nicht nur bald an dieselben, sondern lernten in ihnen eine wahre Vereinigung von Arzt und barmherziger Schwester lieben, und Segenswünsche und Thränen der Dankbarkeit begleiteten sie bei ihrer Rückberufung nach St. Petersburg.

Ueber die oft rührenden Scenen, die Aerztinnen am Bette von Frauen, namentlich in Frauenkliniken, erleben, ist schon genügend in die Oeffentlichkeit gedrungen. „Ich kann gar nicht beschreiben, welche Erleichterung es mir war, unter all den Männern auch zwei Frauen zu sehen," hörte ich eine Frau einst erzählen, „es war mir, als ob ich nicht mehr allein unter fremden Menschen wäre, sondern endlich eine Landsmännin getroffen hätte." Die „zarte Hand" kommt natürlich nicht allein bei den Schwestern, sondern auch bei den Aerztinnen den Kranken angenehm zum Bewußtsein. Und wenn verschiedene Operateure ihren Assistenten oft innerlich die Hilfe einer Schwester vorgezogen hätten, wie mir von solchen mitgeteilt wurde, so lag dies daran, weil die weibliche Hand von Jugend auf viel mehr an Fertigkeiten gewöhnt ist, und weil die Frauen eine viel größere Gewandtheit darin haben, zu sehen, was jetzt nötig ist, wo sie helfen sollen, so rasch folgen sie den Intentionen des Operierenden. Es kann aber „nur ein guter Operateur werden, wer ein guter Assistent war". Daraus schon ließe sich schließen, daß die Frauen auch zum selbständigen Operieren die Fähigkeit haben. Die wird ihnen nun allerdings von einigen gründlichst abgesprochen, ja sogar das technische Geschick, während andre, zum Beispiel v. Winckel, sagen, daß selbst die zartesten unter seinen Schülerinnen schwierige Operationen glücklich zu Ende führten und sich mindestens als gleichwertig mit ihren Mitvolontärärzten erwiesen.

Wir wären hiemit schon auf die Frage der körperlichen und geistigen Befähigung der Frauen gerade zum Operieren gekommen. Wir brauchen uns da nicht auf theoretische Erörterungen einzulassen, denn es liegen mehr als genügend Beweise für dieselbe in den oft geradezu hervorragenden Leistungen, und nicht nur aus der Jetztzeit vor.

Betrachten doch gewiegte Forscher die bei den Aegyptern, Griechen, Römern verehrten Göttinnen der Heilkunst (Minerva sospita, Isis, Cybele, Hekate, Diana, Paciphaea, Hygica und so weiter) als Frauen, die sich durch ungewöhnliche Thätigkeit und Geschicklichkeit in der Naturbeobachtung wie in der Behandlung von Krankheiten so hohe Bewunderung errangen, daß sie schließlich im Volksbewußtsein zu Göttinnen wurden. Jedenfalls geht aus der Verehrung auch von Frauen hervor, daß diese jedenfalls die ihnen jetzt immer abgesprochene Veranlagung zu erfolgreicher ärztlicher Thätigkeit hatten, sonst wäre es eben nie zu einem Bemerktwerden, geschweige zu einer Apotheose gekommen. Selbst von chirurgischer Bethätigung liegen nicht allein sagenhafte, sondern verbürgte Nachrichten vor. Aëtius zum Beispiel machte eine Reihe arzneilicher und auch in die Geburtshilfe und Chirurgie einschlagender Vorschriften der Aspasia bekannt, die von guter, eigner praktischer Uebung zeugen. Die Athenienserin Agnodike entäußerte sich ihres Haarputzes und ihrer weiblichen Kleidung, um als Mann verkleidet bei einem Arzt Herophilus Geburtshilfe zu lernen. Sie hatte nachher so großen Erfolg, daß die Aerzte neidisch wurden. Sie wurde vor Gericht gezogen, und als sie sich als Frau zu erkennen gab, erst recht verfolgt, bis die vornehmsten Frauen selbst zum Gerichtshof gingen und den Aerzten erklärten, sie seien keine Freunde, sondern Feinde ihrer Gattinnen, wenn sie die verurteilten, welche diesen Hilfe brächten. Es wurde daraufhin das bestehende Gesetz, nach dem weder Frauen noch Sklaven die Heilkunst ausüben durften, dahin geändert, daß dies von nun an auch freigeborenen Frauen gestattet sein sollte. Also schon damals eine, allerdings rascher, von Erfolg gekrönte Propaganda zu Gunsten der weiblichen Aerzte! Hebammen gab es schon vorher, aber geschulte Aerztinnen erst von dieser Zeit. Haller führt elf solche namentlich auf, die einen verbürgten Ruf besaßen.

Bei den Römern war die Geburtshilfe wenn nicht ausschließliches, so doch hauptsächliches Gebiet der Heilfrauen (Mulieres Medicae), aber auch die Ausübung der Medizin und Chirurgie war ihnen gestattet, allerdings letztere beide, wie es scheint, nur als einer Art von zweitklassigen Aerzten. Es existieren von diesen Frauen Rezeptvorschriften und Behandlungsmethoden, teils eigne Beobachtungen, teils Niederschriften nach andern.

Auch nach dem Verfall des römischen Kaisertums gab es, allerdings weniger zahlreich, Frauen, die sich neben der Geburtshilfe mit „Kurieren und Arzneifabrikation“ befaßten, namentlich im Abendlande, da der Justinianische Kodex das öffentliche Kurieren ihnen verbot.

Daß bei den alten Germanen Frauen die Wunden der Krieger behandelten, ist sattsam bekannt, ebenso daß sie heilkräftige Tränke zu bereiten wußten. Im Beginn des Mittelalters waren dann nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Klöster die Unterkunftstätten der Medizin. Chirurgie trieb man damals wenig. Als ausübende und schriftstellerisch thätige Frauen seien die Hildegardis de Bingia (Bingen), Brigitta die Aeltere und Kassa die Tochter des Böhmenherzogs Cröus erwähnt. Sonst verloren sich die ziemlich zahlreichen mit Medizin, oder richtiger mit Heilung Kranker, sich beschäftigenden Frauen, geistlichen wie weltlichen Standes in theosophische, theurgische und mystische Abgründe. Vom sechzehnten Jahrhundert an finden wir dann wieder Frauen weniger mit Chirurgie (eine Frau erhielt allerdings 1580 vom Berner Stadtrat wegen ihrer hervorragenden Leistungen in der Chirurgie das Bürgerrecht; es war dies die berühmte Gemahlin des Arztes Fabriz von Hilden, die in dessen Abwesenheit auch seine Praxis zu führen pflegte) als mit Arzneimittellehre und Diätetik beschäftigt (Herzogin Eleonora von Troppau, die Augsburgerin Barbara Weintraubin). Die Geburtshilfe förderten sie nur wenig, was aber auch von den damaligen Geburtshelfern gilt. Dennoch ragen einzelne hervor, so namentlich die berühmte Justina Siegmundin, Hofwehemutter in Brandenburg, zu deren Gunsten sich die medizinische Fakultät in Frankfurt a. O. in einem Streit eines Arztes mit ihr entschied und deren „Handbuch der Geburtshilfe“ in verschiedene Sprachen übersetzt wurde und vieles Neues, noch heute zu Recht Bestehendes enthält.

In Frankreich waren schon im vierzehnten Jahrhundert geprüfte Chirurginnen thätig; denn ein Edikt von 1311 untersagt jedem Chirurgen und jeder Chirurgin die Ausübung ihres Berufes, bevor sie sich einer Prüfung unterzogen. Am bekanntesten ist die Louise Bourgeois (um 1600), die sich durch ihre chirurgische Geschicklichkeit den Neid der Aerzte zuzog. In Italien gab es sogar Professorinnen auch der Chirurgie. Doch diese Hinweise mögen genügen.

Es ist leicht erklärlich, daß in der Zeit, wo die ärztliche Wissenschaft aus der ärztlichen Kunst hervorging, die Frauen deshalb nicht mehr sich so hervorthun konnten, weil eben dann ein ihnen unzugängliches Studium nötig wurde, und nachdem in dieser Zeit auch bei den Männern erst die Fortschritte in der Medizin beginnen, ist es nicht zu verwundern, daß die Frauen „nichts Hervorragendes leisteten". Jetzt dagegen haben sie wiederholt ihre Befähigung vollauf bewiesen, obgleich sie noch immer unter ungünstigeren Umständen arbeiten als die Männer. Die bedeutsamsten Erfolge, ja man kann sagen die endgültige Feuerprobe für die Befähigung der Frauen in der Chirurgie erstanden die russischen Studentinnen der Medizin im Krimkriege, wo sie die Stellen nicht von untergeordneten Aerzten, sondern von Klinikvorständen und nicht selten von „Chefs des ärztlichen Dienstes" ausfüllten. Hier arbeiteten sie auf gleichem Fuße und mit gleichem Erfolge wie ihre Amtsbrüder und bewährten sich von Anfang des Feldzuges an. In dem Bericht des kriegs-medizinischen Inspektors im Felde an den Stabschef der Armee, in dem für die Teilnehmerinnen um die ihren Verdiensten gebührende Belohnung in Form des Stanislausordens oder einer sonstigen Auszeichnung nachgesucht wurde, heißt es: „bei sich gleich bleibendem Eifer und klarem Verständnis, in selbstloser Aufopferung mitten zwischen den Entbehrungen und Schrecken des Krieges, mitten unter der Typhusseuche, deren Opfer mehr als eine von ihnen wurde, arbeiteten die Aerztinnen in einer Weise, daß sie bei diesem ersten Versuche sofort die Erwartungen der höchsten Militärbehörden vollauf befriedigten, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und, als erstes Beispiel der Verwendung von Frauenärzten im Kriege, einer Auszeichnung und Ermunterung höchst würdig befunden werden mußten". Und man kann sich unschwer vorstellen, welche Gewandtheit, Raschheit im Ueberblicken und im Entschließen, welche technische und körperliche Befähigung dazu gehört, um den chirurgischen Aufgaben in einem Kriege gewachsen zu sein; welche Ausdauer dazu gehört, um unter dem nervenzerrüttenden Stöhnen und Schreien der Verwundeten, oft ohne die geringste Zeit zur Nahrungsaufnahme, alles mögliche allein oder ohne ordentliche Hilfe zu thun, zu operieren, zu verbinden, zu heben, zu transportieren, zu überwachen und anzuordnen, ohne der eignen Erschöpfung, die oft so weit geht, daß die Aerzte im Augenblick, wo sie sich hinsetzen, schon einschlafen und nicht mehr zu erwecken sind, nachzugeben, ohne die Ruhe und Sicherheit zu verlieren, die für die höchst komplizierten Operationen, welche im Kriege vorkommen und an den Scharfblick und das Verständnis, sowie die Erfindungsgabe des Arztes schon die größten Anforderungen unter günstigen äußeren Verhältnissen stellen würden, von besonderer Notwendigkeit sind. Hängt doch vom ersten Eingriff oft alles ab. Und unter diesen erschwerenden, Geist und Körper aufs höchste anspannenden Umständen haben jene Frauen die schwierigsten Operationen ausgeführt, so zwar, daß nicht nur der oben angeführte Bericht, sondern sämtliche ärztlichen Kommissionen und eine Reihe Vorstände des Hospitaldienstes — auch solche, die, bevor sie sich durch den Augenschein von der Tüchtigkeit der Aerztinnen überzeugt hatten, diesen nicht günstig gesinnt waren — in ihren Berichten die Verdienste der Frauen lobend hervorhoben!

In jüngster Zeit ist den Aerztinnen in Rußland als Zeichen der Anerkennung des Wertes ihrer Leistungen die hochbedeutsame Zuwendung gemacht worden, daß sie alle mit dem Staatsdienst verbundene Rechte genießen sollen. Sie haben damit Anspruch auf alle staatsärztlichen Aemter, sie sind pensionsberechtigt, und die Pension fällt auch nicht fort nach ihrer Verheiratung, sie kann selbst auf die Kinder übertragen werden, auch sonst

haben sie dadurch politische und soziale Gleichstellung mit den Aerzten zuerkannt bekommen.

Daß im Jahre 1870 die Krankenpflegerinnen allerdings nur im niederen chirurgischen Dienst, aber hier sowie in der Pflege überhaupt eine enorme Leistungsfähigkeit der Frauen bewiesen haben, dürfte allgemein bekannt sein, namentlich nach der Seite der mit Ausdauer verbundenen Stärke: „Bücken zum Beispiel konnten sie sich damals oft viel andauernder als manche der stattlichen Herren Oberstabs- und Stabsärzte, und in der Küche der großen Feldspitäler auch viel länger Brot schneiden als die Johanniter und andre Kriegsschauplätzler, die gewöhnlich nach einer Stunde schon über Blasen an ihren Händchen ächzten."

Es sei übrigens hier auch der oft für die Geburtshilfe betonte Mangel an Kraft widerlegt. In dem erwähnten Londoner Hospital ist auch eine Abteilung für Entbindung. Die dabei vorkommenden Operationen werden alle von Frauen gemacht, und dabei verliefen die 1027 außerhalb des Spitals behandelten Geburten (darunter zum Beispiel im letzten Jahre von 267 Geburten 8 operativ beendigte) alle für die Mütter günstig. In zahlreichen Fällen werden auch praktische Aerztinnen, die natürlich nicht die Uebung wie die speziell hiermit beschäftigten im Spital besitzen, zu solchen operativen Geburten gerufen und vollenden sie glücklich, ebenso wie in England auch in Amerika und Frankreich, und eine Züricher Aerztin, Frau Dr. Heim, hat in fünfzehn Jahren einer großen Praxis nur einmal Hilfe nötig gehabt, was bei männlichen Aerzten ja auch vorkommt. Also von einer zu geringen körperlichen Kraft zur Ausübung der Chirurgie sowohl als Geburtshilfe kann nach all dem Gesagten doch keine Rede mehr sein.

Es ist überhaupt zu bedenken, daß die Spezialitäten, welchen sich die Frauen naturgemäß am meisten zuwenden: Frauenheilkunde und Geburtshilfe, schon an und für sich eine bedeutsame operative Bethätigung immer mit einschließen, so daß man annehmen kann, daß jede Aerztin auch chirurgisch beschäftigt ist oder jedenfalls chirurgisch durchgebildet sein muß. Man kann deshalb, ohne einen zu großen Rechnungsfehler zu begehen, sicher behaupten, daß zwei Drittel aller Aerztinnen auch chirurgische Thätigkeit ausüben. Das giebt eine ganz stattliche Zahl, und dies Verhältnis wird vielleicht noch zu klein erscheinen, wenn man in Betracht zieht, daß es zum Beispiel in England 326 registrierte Aerztinnen im Jahre 1897 gab, und daß ein Teil derselben in Indien, China, Südafrika und Australien wirken, wo, wie in allen weniger kultivierten Ländern, die operative Beschäftigung eine viel ausgedehntere ist, da gerade die chirurgisch zu behandelnden Fälle am ehesten zum Arzte drängen (hat doch eine ehemalige Schülerin des Zenana Medical College for Women, Miß Rainsford, im Jahre 1892 allein über 8000 Patienten behandelt und dabei über 300 Operationen, worunter eine Zahl sehr schwieriger, ausgeführt, während zum Beispiel im letzten Jahr im New London Hospital 369 Operationen, darunter 93 große, ausgeführt wurden). Jedenfalls aber läßt sich behaupten, daß die gleiche Anzahl Frauen durchschnittlich sich *mehr* mit chirurgischer Thätigkeit befassen wird als die entsprechende Zahl von Männern, wie dies sich aus einer Statistik über die amerikanischen Aerztinnen von 1888 ergiebt. Es gab damals etwas über 3000 Aerztinnen (jetzt 4500). Von 1925 ordentlich diplomierten Aerztinnen waren, abgesehen von 95 Professorinnen und 70 Hospitalärztinnen und Klinikvorsteherinnen, 47 Prozent mit chirurgischen Spezialitäten (Geburtshilfe, Frauenkrankheiten, Chirurgie und Orthopädie, Augen- und Ohrenkrankheiten), 53 Prozent mit interner Medizin (einschließlich Geisteskrankheiten) beschäftigt.

Betreffs Amerika sei nebenher erwähnt, daß während des Sezessionskrieges auch zwei Aerztinnen, die als Chirurginnen in der föderierten Armee dienten, auf dem Schlachtfeld mitten im Kugelregen die Verwundeten behandelten. Eine von ihnen (Maria Hity) machte den ganzen virginischen Feldzug mit, erhielt dabei mehrere Wunden und büßte sogar ein Auge ein.

Es wurde bisher nur von einem englischen vollständig unter weiblicher Leitung stehenden

und von weiblichen Aerzten versorgten, dem New Women Hospital in London gesprochen. Es ist aber nicht das einzige. Es giebt in London noch weitere fünf, allerdings nicht so bedeutende, nicht wie dieses mit einer Abteilung für innere Krankheiten, für chirurgische, für Geburtshilfe und für Augenkrankheiten versehene, sowohl für klinische (1897: 555) als poliklinische (1897: 7000 neue, 6500 alte) Patienten, und nicht seit so langer Zeit (1872) bestehende, aber doch ansehnliche Spitäler, so The Chapham Maternity Charity mit einer Schule für Geburtshilfe, einer Abteilung für Wöchnerinnen, einer Poliklinik für Geburtshilfe, Frauen- und Kinderkrankheiten in drei Gebäuden (sämtliche Operationen werden auch hier von Frauen ausgeführt); ferner eine geburtshilfliche Anstalt (St. Johns Maternity) in Battersea und noch zwei kleinere Polikliniken (Dispensary) für arme Frauen und Kinder und ein kleines Hospital mit Zufluchtswerkstätte für junge Mädchen; im übrigen England weitere zwölf, teils allein von weiblichen Aerzten, teils in einzelnen Abteilungen von solchen versehen. Daß die in der London School of Medicine for Women studierenden Frauen in dem London Free Hospital ihre „klinischen Semester" und zum Teil ihre Assistenzzeit verbringen, daß alle bedeutenden Universitäten die Frauen zum Studium der Medizin und Chirurgie und zum Ablegen der Examen zulassen, und daß seit kurzem auch in London, wie dies in Edinburg schon seit längerer Zeit geschieht, der Conjoint Board (vereinigte Prüfungsbehörde) der beiden königlichen Gesellschaften der Aerzte und Chirurgen sie prüft, dürfte mit ein Beweis sein, daß man die Frauen immer mehr in ihrer Stellung als Aerzte anerkennt. Hatten sie doch fünfundzwanzig Jahre vorher nirgends eine Prüfungsbehörde gefunden, die ihnen die Examen abzulegen gestattete, kein Hospital, das ihnen zum Studium seine Thore öffnete. Und als 1876 durch ein Gesetz die Prüfungsbehörden ausdrücklich die Erlaubnis zur Prüfung von Frauen erhielten, da entschloß sich nur das irische College of Physician, von dem Rechte Gebrauch zu machen; dann allerdings folgten immer rascher nacheinander die übrigen Prüfungsbehörden sowohl der Universitäten als der privaten Gesellschaften.

Ist man mit all diesen Thatsachen erst bekannt, dann allerdings verliert die Idee vor einer Chirurgin, diesem Unweiblichsten alles Weiblichen, zu stehen, das Auffallende. Allerdings wie viele deutsche Aerzte und Laien haben einen Einblick in diese schon recht reiche Vergangenheit weiblicher ärztlicher Thätigkeit? Da wird natürlich der Anblick der Chirurginnen die Ueberraschung nicht verfehlen, von der ich eingangs sprach. Wenn man aber dann unbefangen zusieht, so wird diese nicht eine Befriedigung mit der Thätigkeit der Damen und ihren Erfolgen ausschließen. Im Gegenteil, man wird den Eindruck mit fortnehmen, den Dr. Anna Kuhnow aus eigner Erfahrung vom New York Infirmary for Women schildert, wo jährlich auch über 250, darunter die schwierigsten Operationen von Frauenleiden durch Aerztinnen mit guten Erfolgen vollzogen werden, nämlich, daß es Aerztinnen gerade in dem Gebiet, in welchem man den Frauen in Deutschland keine Zukunft zutraut, in der Chirurgie, zu einer hohen Vollkommenheit bringen.

München. Dr. Otto Neustätter.

Litterarische Berichte.

Georg v. Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten gezeichnet von seiner Tochter Maria v. Bunsen. Berlin 1900, W. Hertz.

Wesentlich an der Hand von ihr excerpierter und kommentierter väterlicher Briefe zeichnet die Tochter das Charakterbild Georg v. Bunsens. Ein edler, feinsinniger Mann von innerer und äußerer Unabhängigkeit ging der vor einigen Jahren Geschiedene verständnisfreudig durch ein reiches Leben. Frühzeitig von der Philologie, der er sich bestimmt hatte, durch

ein Augenleiden zur Politik gewendet, saß er längere Jahre im Parlament, that fleißige Arbeit zumal in den Kommissionen, und beteiligte sich an gemeinnützigen Bestrebungen auch außerhalb der Häuser. Die milde Einsicht und Humanität, die er in seinen zahlreichen Funktionen bethätigte, trug ihm die Schätzung weiter Kreise in ungewöhnlichem Grade ein. Im Kampf der Interessen, in der Anarchie der Meinungen, wie die gärende Zeit sie mit sich brachte, war es für die Mitglieder aller Parteien nichts Alltägliches, einem Mann zu begegnen, der so viel reine Güte, so viel vergeistigte Kultur in den selbstlosen Dienst des geliebten Vaterlandes stellte.

An diesem Sichausleben seiner wohlwollenden Persönlichkeit konnte auch eine Niederlage nichts ändern, die er sich selber in so bitterem Bewußtsein zuschrieb, daß das Bekenntnis bis auf den Titel seiner Biographie gedrungen ist. Es war die an die Armeereformbill von 1860 geknüpfte Niederlage der gesamten liberalen Partei, an welcher er allerdings noch unmittelbarer wie mancher andre beteiligt gewesen ist. Der Sohn eines Gesandten, der durch Geist, Kenntnisse und enge Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV. eine hervorragende Stellung eingenommen hatte, durch Mutter und Gattin vornehmen englischen und französischen Familien verwandt, war Georg von Bunsen seit seiner Jugend in Berührung mit der Politik, der Gesellschaft und dem Hofe gewesen. Schon die eigenhändigen Aufzeichnungen der fünfziger Jahre, die die Biographie uns übermittelt, enthalten Wichtiges, das er in diesen Sphären erlebt und mit frühreifer Feinheit aufzufassen und wiederzugeben verstand. Je weiter die Memoiren danach vorrücken, desto mehr gestalten sie sich auf der Grundlage so bedeutender Gelegenheiten und Vorzüge zu geschichtlichen Beiträgen, die zukünftige Historiker nicht übersehen, die vergangene nicht gekannt zu haben bedauern werden. Daß er bei solchen Informationsquellen in einer Angelegenheit, die von der Krone unmittelbar behandelt wurde, dem Schicksal seiner nationalliberalen Freunde mitverfiel, würde unerklärlich sein, hätte nicht das Ministerium selbst, ebenso ununterrichtet wie die Kammer, ebenso übel abgeschnitten. Alle irrten gemeinsam in ihrer Schätzung des Königs, des Herrn v. Bismarck und der Chancen unsrer damaligen auswärtigen Politik. Der König galt von 1848 her für einen so grundsätzlichen Absolutisten, daß selbst nachdem er sich Herrn v. Bunsen gegenüber als einen Schüler seines konstitutionell gesinnten Vaters seit seinem Aufenthalt in der Londoner Gesandtschaft bekannte, dieser dem in der Armeefrage entstehenden Verfassungsstreit eine Schärfe geben half, welche weniger militärischen und finanziellen als politischen Besorgnissen entsprang. Wenn, wie aus Fräulein v. Bunsens freimütigen Mitteilungen hervorgeht, sogar ein Georg v. Bunsen mit seiner Würdigung der mannhaften Gradheit des Königs, mit einem seiner Loyalität selbstverständlichen Anschluß an die Dynastie, den Konstitutionalismus bei einer nach den Olmützer Erfahrungen doch jedenfalls ratsamen Armeereform so straff anzuspannen für nötig fand, so läßt sich die Stärke der damals obwaltenden Stimmungen ermessen. Dazu kam, daß Herrn v. Bismarcks Manier bei seinem ersten Erscheinen in der Kammerkommission mehr an Champagnerschaum als an abgelagerten Wein erinnerte. Und schließlich, wie Herr v. Bunsen von sich selber gesteht, Herr v. Bismarck hatte den Schlüssel der Situation, mit andern Worten die für die deutsch-österreichische Auseinandersetzung seit dem Krimkrieg günstig veränderte internationale Lage niemand mitgeteilt. Herr v. Bismarck hat nachmals im Abgeordnetenhause angedeutet, er würde sich seine Operationen gestört haben, hätte er schon damals von ihrem Ziel gesprochen. Wie dem sei, vom Gesichtspunkt der inneren Politik lag die Frage anders. Niemand wußte etwas, wie Herr v. Bunsen schon damals klagt. Der Nächstbeteiligte, Graf Bernstorff, wußte jedenfalls nichts, das Ministerium Hohenzollern-Auerswald fiel an seiner Ununterrichtetheit, und die neue Aera war zu Ende. Die Lebensarbeit Georg v. Bunsens und einer ganzen Reihe ähnlich situierter Männer war damit erheblich eingeschränkt. Ihre Partei lag am Boden, und der König, der ihn noch 1862 in mehrfachen Unterhaltungen mit der gütigsten Anerkennung seiner Gaben zur dreijährigen Dienstzeit, um welche die Kontroverse sich schließlich drehte, zu bekehren gesucht, hat sich ihm nachmals nicht mehr genähert. Im rauschenden Gange der Politik überwog der Souverän fortan den gnädigen Freund.

Daß auch aus der Folgezeit so viel Wertvolles in der „Charakterskizze" niedergelegt ist, verdankt das Buch teils den erhaltenen Beziehungen zum kronprinzlichen Hof, teils Bunsens werkthätiger Teilnahme an des Vaterlandes Geschick, an eminenten Menschen und Dingen, wie sie seinem Kulturgemüt Bedürfnis war. Die Fülle intimer Nachrichten und in kurzen, treffenden Bemerkungen angestochener Fragen ist eine außerordentliche. Und jedesmal zeigt sich dieselbe gewinnende Persönlichkeit, welche das Gute in vollen Zügen genießt, das Ringende in treuer Hingabe zu fördern sucht und in aller Erkenntnis die Ehrerbietung vor der Allmacht und die Pflicht, ihr einsichtig zu dienen, wiederfindet. Ein typischer Deutscher des besten nationalen Gepräges, vielleicht auch in der optimistischen Schonung des Widerstehenden, welche dem seelischen Aristokraten die politischen Erfolge nicht eben erleichtert.

Die Erläuterungen und Exkurse, mit denen die zumeist dem Vater das Wort lassende Tochter sein Selbstporträt umrahmt, zeichnen die nähere und fernere Umgebung, in welcher dies schöne Leben verlief. Die Verfasserin hat dasselbe nicht umsonst geteilt. Ihre Feder war der Aufgabe gewachsen, eine Individualität, in der sich so viel Zartsinn und Urteil verband, in ihrem bedeutenden Milieu zu schildern, und ihr Freimut hatte das Glück, schildern zu dürfen, was bei näherer Kenntnis nur gewann.

C. Abel.

Psychologie der Veränderungsauffassung. Von L. William Stern, Privatdozent der Philosophie an der Universität Breslau. 264 Seiten. Breslau 1898. Preuß & Jünger.

Das vorliegende Buch, das auf zahlreichen experimentell-psychologischen Untersuchungen beruht, trägt einen durchaus fachwissenschaftlichen Charakter, so daß ein näheres Eingehen auf die mit Scharfsinn behandelten Probleme hier unthunlich erscheint. Ein kurzer Hinweis möge genügen. Stern versucht sein Thema durch die Erörterung von zwei Unterfragen zu erledigen: „Welches sind die psychischen Quellen, aus denen die Auffassungskategorie ‚Veränderung' fließt?" und „In welcher Weise, welchem Grade und Umfange ist die Psyche auf verschiedenen Sinnesgebieten durch Veränderungsreize erregbar?" Jene Frage enthält die qualitative, diese mehr die quantitative Analyse des Problems. Bemerkenswert ist bei jener, daß der Verfasser nicht nur ein einziges Verfahren, die Vergleichung mehrerer zeitlich getrennter Phasen, annimmt, sondern die Auffassung von Veränderungen auch auf Grund eines einzigen Wahrnehmungsaktes entstehen läßt. Eine dritte Quelle liegt nach ihm in dem inneren Erleben des Subjektes. — Das Buch wird in der psychologischen Wissenschaft die ihm gebührende Beachtung finden. Br.

France since 1814. By Baron Coubertin. London, Chapman & Hall, 1900.

Eine pragmatische Geschichte der französischen Staatsveränderungen seit der ersten Restauration der Bourbons. Kühl, knapp und verständig, und für einen inmitten jener wenig fruchtbaren Kämpfe stehenden Franzosen mit bemerkenswerter Unparteilichkeit geschrieben. Für deutsche Leser ein übersichtliches Hand- und Nachschlagebuch, für Engländer, deren Litteratur der unsrigen auf diesem Gebiet nicht gleichkommt, noch mehr. Um so bemerkenswerter ist die robuste Konservierung der antideutschen Vorurteile von und seit 1870 selbst in einer so verdienstlichen Schrift. A.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge. Heft 1: Eutychia. Von Rob. Hamerling. Heft 2: Astrid. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen. Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlung. Preis der Nummer 20 Pf.

Altrock, Dr. Walther v., Der ländliche Personalkredit in der Provinz Brandenburg. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.—

Anitchkow, Michael, Krieg und Arbeit. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 10.—

Arndt, Prof. Dr. Adolf, Können Rechte der Agnaten auf die Thronfolge nur durch Staatsgesetz abgeändert werden? Berlin, O. Häring. M. 1.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 15. Bändchen: Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Prof. Dr. Walther Lotz. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Bahr, Hermann, Secession. Wien, Wiener Verlag. M. 5.—

Barbey d'Aurevilly, Jules, Die Teuflischen. Novellen. Aus dem Französischen von M. v. Berthof. Zweite Auflage. Wien, Wiener Verlag. M. 5.—

Bardi, Rachel, Most. Gedichte. Leipzig, Wilh. Friedrich. M. 2.—

Barth, Dr. Hans, Est! Est! Est! Italienischer Schenkenführer. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1.—

Baumgartner, Alexander, Geschichte der Weltlitteratur. III. Band. Die griechische und lateinische Litteratur des klassischen Altertums. Lieferung 18 und 19. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. à M. 1.20.

Beck, Theodor, Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues. Mit 827 in den Text gedruckten Figuren. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer.

Bernstein, Ed., Zur Frage: Sozialliberalismus oder Kollektivismus? Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 50 Pf.

Biedermann, W. v., Elpenor. Trauerspiel, Fragment von Goethe. Fortsetzung. III. bis V. Aufzug. Leipzig, F. W. v. Biedermann. M. 1.60.

Bleibtreu, Karl. Strategische Taktik der Schlachten. Mit Berücksichtigung des Burenkrieges. Zürich, Th. Schröters Verlag. M. 1.20.

Beck, Dr. Kurt, Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen, 4 Panoramen, 50 Separat- und circa 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Broschiert M. 9.—; gebunden M. 10.—

Boguslawski, A. v., Armee und Volk im Jahre 1806. Mit einem Blick auf die Gegenwart. Berlin, R. Eisenschmidt. M. 3.—

Bormann, Edwin, Der Lucretia-Beweis. Ein neuer Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Theorie. Mit drei Faksimiletafeln. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. M. 1.—

Bryce, James, Bilder aus Südafrika. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Ausgabe von Max Kleinschmidt. Zweite Auflage. Hannover, Gebrüder Jänecke. Gebunden M. 6.—

Chélard, Raoul, La civilisation française dans le développement de l'Allemagne (Moyen age). Paris, Société du Mercure de France. Fr. 7.50.

Danthendey, Elisabeth, Vom neuen Weib und seiner Liebe. Ein Buch für reife Geister. Berlin, Schuster & Loeffler.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 7 und 8, April und Mai 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. V. Jahrgang, 1900. Nr. 8—10. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Federow, Adolf, Lebenshunger. Modernes Drama in drei Akten. Dresden, Heinr. Minden. M. 2.—

Frey, Justus, Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von seinem Sohne. X. Band der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen". Prag, J. G. Calvesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Ganz, Hugo, Der Rebell. Drama in fünf Akten. Wien, Wiener Verlag. M. 2.—

Genz-Bachmann, A., Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshandlung. M. 1.20.

Grabein, Dr. Max, Die deutschen Getreidezölle der Zukunft. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.60.

Grabowsky, Adolf, Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Buchschmuck von Franz Staffen. Berlin, Fischer & Franke.

Graf, Max, Wagner-Probleme und andere Studien. Wien, Wiener Verlag. M 4.—

Gumplowicz, Dr. Ladislaus, Ehe und freie Liebe. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 50 Pf.

Haacke, Wilhelm und Kuhnert, Wilhelm, Das Tierleben der Erde. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Lieferung 1. Vollständig in 40 Lieferungen (3 Bände) zu je M. 1.— pro Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.

Haberlandt, Michael, Kultur im Alltag. Gesammelte Aufsätze. Wien, Wiener Verlag. M. 3.50.

Handbuch der Freimaurerei, Allgemeines, Dritte umgearbeitete Auflage. 2.—4. Lieferung. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze im Auftrag der „Freien Vereinigung für Flottenverträge" herausgegeben von G. Schmoller, M. Sering, Ad. Wagner. I. Band M. 1.—; II. Band M. 1.20. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Harnack, Prof. Dr. O., Schiller. 28. und 29. Band von „Geisteshelden". Berlin, E. Hofmann & Co. M. 4.80.

Harro, Ferdinand, Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Leipzig, Blumberg & Co. 50 Pf.

Hassel, Dr. Paul, Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. Zweiter Teil: König Albert als Kronprinz. Berlin, S. Mittler & Sohn. M. 8.—

Heiberg, Hermann, Vieles um Eine. Roman in zwei Bänden. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 6.—

Herbst, Matthias, Am Carlsbader Sprudel. Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Herold, Karl, Majestät Weib. Roman. Band 23 der Kollektion Tiefenbach. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 2.—

Hertel, Johannes, Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 3.—

Heymann, Richard, Humore vom Pregelstrande. Dichtungen. Königsberg, Bons Buchhandlung. M. 2.—

Heyn, Dr. Otto, Irrtümer auf dem Gebiete des Geldwesens. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—

Karl von Rumänien, Aus dem Leben des Königs. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Vierter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.—

Karsthans, H., Schwarze Kultur. Der katholische Klerus von heute. Eine Studie. München, Aug. Schupp.

Kastner-Michalitschke, Elise v., Psyche. Gedichte. Wien, W. Braumüller & Sohn. M. 2.—

Kieser, Thilo, Ostara. Ein Sang aus dem Ilmthale. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. M. 2.60.

Klinckowström, A. v., Der lange Erzengel. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Broschiert M. 3.—; gebunden M. 4.—

Kolonlale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 9—11. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Kostanecki, Anton v., Der wirtschaftliche Wert vom Standpunkt der geschichtlichen Forschung. Versuch einer Morphologie des wirtschaftlichen Wertes. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 4.—

Kreutzer, Johannes, Otto v. Bismarck. Sein Leben und sein Werk. 2 Bände. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 6.50.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 28/30: Die taktische Schulung der Preußischen Armee durch König Friedrich den Großen während der Friedenszeit 1745—1756. Mit 66 Textskizzen, 1 Uebersichtsskizze und 44 Planskizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.50.

Küsel, Dr. Eduard, Die Königin Luise in ihren Briefen. Memel, F. W. Siebert. M. 3.—

Liebmann, Otto, Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl Trübner. M. 12.—

Liliencron, Detlev v., Nebel und Sonne. Der gesammelten Gedichte dritter Band. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 2.—

Metz, Prof. Adolf, Max Müller und sein Brief an

die Deutschen. Eine logische Studie. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung. 40 Pf.

Michaëlis, Liselotte, Innenleben. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Michaëlis, Sophus, Aebelö. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Marie Herzfeld. Wien, Wiener Verlag.

Möbius, Martin, Steckbriefe, erlassen hinter dreißig litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur. Mit den getreuen Bildnissen der dreißig versehen von Bruno Paul. Berlin, Schuster & Loeffler.

Muellenbach, Ernst, Schutzengelchen. Ein kölnischer Roman aus dem Jahre 1812. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Broschiert M. 3.—; gebunden M. 4.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 16. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Muther, Richard, Geschichte der Malerei III—V. Sammlung Göschen Nr. 109—111. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Pro Bändchen 80 Pf.

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 4) April; (Nr. 5) May 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Pfizer, G., Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Gemeinfaßlich dargestellt in zwei Teilen: I. Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches; II. Text des Bürgerlichen Gesetzbuches. Lieferung 7—10. Ravensburg, Otto Maier. à 50 Pf.

Poritzky, J. E., Julien Offray de Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 4.—

Rassegna Internationale, La, della letteratura contemporanea. Anno I. Fasc. I. 15 Maggio 1900. Firenze, Libreria Fratelli Bocca. Un anno L. 20.—

Reibnitz, Kurt v., Torso. Berlin, Schuster & Loeffler.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 9, 1er Mai Nr. 10, 15 Mai 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Halbmonatsschrift. II. Jahrgang Nr. 31—33. München, Verlag der Revue franco-allemande. Vierteljährlich M. 3.—

Riat, Georges, Paris. Eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Altertum bis auf unsre Tage. Mit 180 Abbildungen. Nr. 6 von „Berühmte Kunststätten". Leipzig, E. A. Seemann. M. 4.—

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge Heft 335: Das Bourbonentum in Spanien. Von Prof. Dr. Haude. (60 Pf.) Heft 336: Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unsrer Vorfahren. Von P. Spelter. (75 Pf.) Heft 337/38: Die Philippinen. Von Prof. Ferd. Blumentritt. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schaukal, Richard, Tage und Träume. Gedichte. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

Schleser, Dr. Adolf, Das Volkseigentum an den Bergwerken. Ein Beitrag zur Frage der Verstaatlichung der Kohlenbergwerke. Wien, Moritz Perles. M. 1.20.

Schuppe, Prof. Dr. Wilhelm, Was ist Bildung? Im Anschluß an die Petition um Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 80 Pf.

Schwiening, Georg, Die Dienstpflicht der Frauen. Ein Beitrag zur Lösung der „Arbeiterinnenfrage". Cassel, Ernst Hühn. 80 Pf.

Servaes, Franz, Theodor Fontane. Ein litterarisches Porträt. Sonderabdruck aus „Pan". Berlin, Schuster & Loeffler.

Shakespeare, William. Prosody and Text. By B. A. P. van Dam, M. D. With the assistance of C. Stoffel. Leyden, E. J. Brill.

Sonnenfels, A., Ein Thronerbe. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. Erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften. Preis pro Heft M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Steiner, Dr. Rudolf, Lyrik der Gegenwart. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.—

Sudermann, Hermann, Drei Reden, gehalten von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 50 Pf.

Tausend-Bilder-Bibel. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Verdeutscht von D. Martin Luther. Lfg. 16 bis 20. (Erscheint in 40 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Thomas, Emil, Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte. Im Abriß dargestellt. Zweite Auflage. Leipzig, Walther Fiedler. M. 1.60.

Ughetti, Prof. G. B., Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerung eines alten Arztes. Autorisierte Uebersetzung von Dr. G. Galli. Zweite Auflage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.—

Weiß, Dr. Karl, Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. Mit vielen Illustrationen 1. Lieferung. St. Gallen, Verlags-Anstalt Merkur. Die Lieferung à M. 1.—

Weller, Karl, Württemberg in der deutschen Geschichte. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.—

Zahn, Ernst, Menschen. Neue Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Broschiert M. 3.—; gebunden M. 4.—

Zola, Emile, Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870—71. Illustrierte Ausgabe. Lfg. 2—5. (Vollständig in 25 Lieferungen à 40 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau beginnt soeben zu erscheinen:

Staatslexikon.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln.

Die zweite Auflage des Staatslexikons erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften zu 5 Bogen Lex.-8°.
Preis pro Heft M. 1.50.

Das erste Heft ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich.

Verlag von C. Sturzenegger, Bern und Leipzig (L. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.
Von Professor Dr. R. Reichesberg.
Preis M. 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.
Preis: M. 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.
II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.
Preis: M. 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.
Preis: M. 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen sur demande

Peu de mots, beaucoup d'idées.

ET

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

24 Numéros par an
Richement Illustrés

Peu de mots, beaucoup d'idées.

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par la poste *20 marks*), on a un abonnement d'*un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes (FRANCISQUE SARCEY); « rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); « elle a conquis une situation brillante et prépondérant parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*); « la *Revue* publie des *études magistrales* » *(Figaro)*; etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers.*

La **Revue** publie également les analyses des meilleurs articles parus dans les périodiques **du monde entier,** *caricatures politiques*, des *romans* et *nouvelles*, dernières inventions et découvertes, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de 4 gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Tous les abonnés pour 1900 recevront *gratuitement* la **Grande Revue de l'Exposition de 1900,** *richement illustrée*, et autres *primes* de valeurs. *(Consulter nos prospectus.)*

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tout les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**
Rédaction et Administration: 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit Jahren erprobt. **Mit natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. ca. ¾ L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Cacao Suchard

Wie viele

um die schwankende Gesundheit ihrer Kinder besorgte Mütter könnten die bleichen Wangen und schmalen Gesichtchen ihrer kleinen Lieblinge frisch und rosig aufblühen sehen, wenn sie denselben, anstatt dem für Kinder nachgewiesenermassen sehr schädlichen Kaffee, regelmässig eine Tasse Cacao als Frühstück reichen würden.

Denn Cacao wirkt frischend und kräftigend, ist nahrhaft und fleischbildend, und was die Hauptsache und ein ganz besonderer Vorteil des nach eigenem Verfahren hergestellten Cacaos Suchard ist, leicht verdaulich. Cacao Suchard wird daher überall von hervorragenden medizinischen Autoritäten Kindern und Rekonvaleszenten zum täglichen Gebrauch empfohlen. Cacao Suchard ist überall käuflich.

Chocolat Suchard

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind 2 Prospekte, von Hermann Hurwitz & Co. in Berlin und Justus Perthes in Gotha, beigegeben, die gefälliger Beachtung empfohlen werden.

Illustrirtes Familien-Journal. Band XXII. Preis vierteljährlich 9 Mark.

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Voß.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Neuberin und ihre Zeit. 193
Die Gartenlaube. Von Ernst Ziel. 194
Für die Kinder. Illustrirte Gedichte. 195
Die Neuberin und ihre Zeit. Von Ernst Ziel. (Fortsetzung.) 196
Der Bauer Jörgen und Hermann der Cherusker. Von Dr. Ludwig Storch. 197
Der Bauer Jörgen und Hermann der Cherusker. Von Dr. Ludwig Storch. (Schluß.) 198
Die Gartenlaube. Von Ernst Ziel. (Schluß.) 199
Die Neuberin und ihre Zeit. Von Ernst Ziel. (Fortsetzung.) 200
Ein Wort zur Verständigung. Von Dr. Ludwig Storch. 201
Ein Wort zur Verständigung. Von Dr. Ludwig Storch. (Schluß.) 202
Literarische Revue. 203
Literarische Anzeigen und Beilagenschau. 204

Abonnement: Monatlich Preis einer Mark. Einzeln.

Verlag von Ferdinand Schreiber.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. 3/4 L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein) Dr. Carbach & Cie.

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt von M. Grf. Witzleben.

(Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.), verbess. II. Auflage (Preis 3 ℳ). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und seiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Verlag von Justus Perthes in Gotha.

Soeben erschien:

Politisch-militärische

Karte von ✻ ✻ Ost-Asien

zur Veranschaulichung der

Kämpfe in China, Corea u. Japan

bis zur Gegenwart.

Mit statistischen Begleitworten:

Ost-Asien vom politisch-militärischen Standpunkte.

Bearbeitet von

Paul Langhans.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog No. 39: Auswahl vorzüglicher Werke aus dem Gebiete der Geschichte und deren Hilfswissenschaften.

Derselbe steht gratis und franco zu Diensten.

Marburg i. H.

N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung.

Verlag von Jos. Albert in München.

König Ludwig II. von Bayern und die Kunst.

Von **Louise von Kobell.**

In Original-Pracht-Leinen-Band mit ca. 570 Illustrationen . . . . . M. 14.—

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt Lauterberg (Harz)

für Nerven-, Frauen-, chronische innere Krankheiten. Entziehungskuren. Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hinter Pflug und Schraubstock.

Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von

Max Eyth.

2 Bände. Geheftet ℳ 6. —; elegant geb. ℳ 8. —

Abschnitte aus dem reichbewegten Leben eines Ingenieurs, den seine Berufsthätigkeit nach aller Herren Ländern geführt hat und der mit offenem Auge und warmem Herzen Land und Leute beobachtet und mehr gesehen und mehr erlebt hat als tausend andere in gleicher Lage, bilden den anziehenden Stoff des Buches. Wie Eyth diesen Stoff zu reizenden Schilderungen voll köstlicher Frische und goldenen Humors verarbeitet hat, das giebt dem Buche seinen größeren inneren Wert.

Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von C. Sturzenegger, Bern und Leipzig (L. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.

Von Professor Dr. R. Reichesberg.

Preis ℳ 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.

Preis: ℳ 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.

II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.

Preis: ℳ 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.

Preis: ℳ 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 7 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Der Goethe-Bund und seine Zukunft.

(Nachdruck dieses Artikels mit Quellenangabe erwünscht.)

Vorwort.

Die lex Heinze ist gefallen. Der Deutsche Goethe-Bund hat das Verdienst, eine große und erfolgreiche Bewegung gegen die für Kunst und Litteratur gefährlichen und jetzt beseitigten Paragraphen hervorgerufen zu haben.

Es wäre sehr erfreulich, wenn auch fernerhin der Goethe-Bund dafür eintreten würde, jeden neuen reaktionären oder unberechtigten Angriff auf die deutsche Geistesarbeit und Geistesfreiheit zu bekämpfen.

Für eine praktische Thätigkeit bieten sich dem Goethe-Bunde noch manche wunde Punkte in unsrer jetzigen Gesetzgebung, welche dringend einer Aenderung oder Verbesserung bedürfen.

Wir möchten nur erwähnen, daß es in unsrer Zeit nicht ohne starke Konflikte mit den bestehenden Gesetzen möglich wäre, die Schriften der Kirchenväter, der Reformatoren, sowie die Werke unsrer größten Dichter und Denker zu drucken und zu verbreiten. Weder Lessing, weder Goethe noch Schiller könnten heute so frei schreiben und dichten, wie sie es früher zum Ruhme unsrer deutschen Litteratur und des deutschen Volkes gethan haben. Wir sind deshalb in der Gesetzgebung über die Geistesprodukte in mancher Beziehung nicht voran-, sondern um Jahrhunderte zurückgegangen.

Diese Mängel zu beseitigen helfen, wäre eine der schönsten Aufgaben des Goethe-Bundes.

Wir haben deshalb eines der hervorragendsten Mitglieder und einen der Mitbegründer des Goethe-Bundes gebeten, vor diesen Gefahren zu warnen und neue Anregungen für eine praktische und wichtige Thätigkeit dieses Bundes zum Nutzen der deutschen Geistesarbeit und Geistesfreiheit zu geben. Wir sind Theodor Mommsen zu großem Dank verpflichtet, daß derselbe diesem Wunsche im allgemeinsten Interesse zu willfahren die Güte hatte.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Dem Wunsche der Redaktion, über die jetzige Stellung und etwa auch über die weitere Thätigkeit des durch die lex Heinze ins Leben gerufenen Goethe-Bundes meine Meinung zu sagen, komme ich bereitwillig nach, allerdings mit dem Vorbehalt, daß ich nur für mich persönlich spreche und keineswegs den Anspruch erhebe, mit diesen Aeußerungen auch nur die Berliner Verbündeten zu vertreten.

Daß der Goethe-Bund gegenüber dem nach dem Berliner Zuhälter getauften Gesetz seine Schuldigkeit gethan und in der Hauptsache seinen Zweck erreicht hat, wird wohl allgemein anerkannt, und wir freuen uns dessen, insbesondere auch des Hasses und der Erbitterung unsrer Gegner. Wir glauben zu dem Fall der anstößigsten Paragraphen jenes Gesetzvorschlags wesentlich beigetragen zu haben. Es ist nicht wahr, daß derselbe an derjenigen parlamentarischen Obstruktion gescheitert ist, welche den Todeskampf des Repräsentativsystems charakterisiert und dessen Untergang einzuleiten pflegt; wäre dies wahr, so wäre die Annahme der lex Heinze bei weitem das geringere Uebel gewesen. Ohne dilatorische Obstruktion, das heißt Verzögerung der definitiven Abstimmung kann kein Parlament auskommen, und mehr als diese hat die oppositionelle Minorität nicht geübt, die Grenze nicht überschritten, wo dieselbe in Unbotmäßigkeit der Minderheit gegen die Gesamtheit umschlägt. Auf mich haben die Verhandlungen den Eindruck gemacht, daß einem Teil der Majorität die Gefühle der Reue, der Scham, der Besorgnis über sein Vorgehen sich allmählich aufgedrängt und dadurch das Nachgeben derselben herbeigeführt haben; und an der Erweckung dieser Gefühle dürfen wir uns wohl einigen Anteil zuschreiben.

Allerdings ist das Erreichte nur ein halber Erfolg. Die Erweiterung des Begriffes der Unzucht durch „Handlungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl verletzen", diese Roerensche Rechtsverbesserung mit dem Rieberdingschen Normalmenschen im Gefolge ist zwar praktisch weggefallen, aber in einem stillen Winkel des Gesetzes theoretisch stehen geblieben; und nachdem sämtliche namhafte deutsche Strafrechtslehrer die monströse Absurdität dieses Unbegriffs in schneidender Schärfe verurteilt hatten, werden eben dieselben Lehrer verpflichtet sein, auf sämtlichen deutschen Kathedern der denkenden und der nicht denkenden deutschen Juristenjugend eben diesen Begriff als Reichsrecht oder Reichsunrecht zu entwickeln. Der Goethe-Bund kann dabei freilich nichts thun, als diesem Begriff auf seinem Weg durch die akademischen Spießruten besten Erfolg wünschen.

Aber im wesentlichen ist ja die lex Heinze gefallen. Sie hat den Goethe-Bund ins Leben gerufen; wird er mit ihr aus dem Leben scheiden?

Wenn dies eintreten sollte, so hat er doch, auch von jenem Gesetzvorschlag abgesehen, sein kurzes Leben wohl nicht ganz umsonst gelebt.

Die Entwicklung der deutschen Katholiken zu einer geschlossenen politischen Partei ist ein nationales Unglück schwerster Art. Solange die deutschen Katholiken sich in ihrer religiösen Sonderstellung beschwert fühlten, war eine solche Geschlossenheit auch für den Gegner begreiflich. Daß, nachdem dieser Kampf ein Ende hat, die Geschlossenheit weiter besteht, daß zahllose gut liberale und frei denkende Männer vor allem in unserm fröhlichen Westen sich ihres katholischen

Glaubens wegen von ihren natürlichen politischen Bundesgenossen auch ferner noch getrennt halten, ist leider eine Thatsache. Vielleicht werden doch einige derselben bei dieser Gelegenheit erkennen, wohin die eigentlichen Ultramontanen sie führen, vielleicht erkennen, daß die deutsche Kultur denselben gegenüber sich im Belagerungszustand befindet; vielleicht ist nicht ganz umsonst der Name des Mannes angerufen worden, der sich selbst und mit Recht den Befreier der Deutschen genannt hat, der protestantischen wie der katholischen.

Auch nach einer andern Seite hin wird die Stiftung des Goethe-Bundes wohl als ernste Mahnung empfunden worden sein. Dies Aufbäumen der Nation, soweit sie noch nicht auf geistige und staatliche Freiheit Verzicht geleistet hat, richtete sich nicht gegen das eigentliche Uebel, sondern gegen ein einzelnes Symptom desselben. Was liegt denn thatsächlich an diesen Schaufenster- und Theaterparagraphen? Die Gerichte treten bei der Handhabung der staatlichen Sittlichkeitsordnung notwendigerweise in den Hintergrund; auf die Verwaltung kommt dabei der Sache nach so gut wie alles an. Eine kulturfeindliche Administration kann auch unter dem gegenwärtig geltenden Gesetz ziemlich alles erreichen, was sie bezweckt; und bei verständigem und schonendem Verfahren der Polizei würde auch die Normalmenschdoktrin bloß lächerlich geblieben sein. Wäre das Gesetz durchgegangen, es hätte unsre Zivilisation weniger geschädigt als geschändet; es war das Aufziehen der weißen Flagge gegenüber den Kulturfeinden. — Ernste Abwehr hat sich nicht gegen diese Paragraphen zu richten, sondern gegen die kulturfeindliche Reichstagsmajorität. Die Böse sind wir los; die Bösen sind geblieben.

Und an ihrem Bleiben ist mitschuldig nicht bloß, wer bei den Wahlen einem solchen Manne seine Stimme giebt, sondern auch wer am Wahltag zu Hause bleibt. An der Gleichgültigkeit gegen das politische Leben mehr noch als an der Feindseligkeit gegen die gesunde staatliche Entwicklung krankt unsre Nation. Gewiß ist nicht bloß das politische Lied ein garstiges; auch die politische Thätigkeit ist wohl bei dem Berufenen als Lebensarbeit das Größte und Höchste, was der Mensch zu leisten vermag; aber wo sie nur beiläufig an den Menschen herantritt, immer undankbar und oft recht unbequem. Aber sie ist Männerpflicht; und es ist recht übel, daß unsre Litteraten und Künstler in dieser Hinsicht vielfach sich verhalten wie die Frauen. Hier wird nun einmal eben diesen sehr nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht, daß diese politische Gleichgültigkeit auch das geistige Leben der Nation bedroht. Möchten alle diejenigen, die nach Goethes Wort Wissenschaft und Kunst besitzen, alle die, die dem Goethe-Bund beigetreten sind oder innerlich sich ihm zugehörig empfinden, sich die Frage vorlegen, ob nicht ein jeder an seinem kleinen Teil an dieser unseligen Majorität eine Schuld mittrage, und möchte in Zukunft keiner von diesen bei den Reichstagswahlen seine Stimme einem andern geben, als wer sich verpflichtet hat, unter dem Zeichen Goethes die deutsche Kultur zu achten und zu schützen.

Ob nun aber für den Goethe-Bund Aussicht ist auf eine unmittelbare und erfolgreiche Thätigkeit, ist eine andre Frage. Daß die lex Heinze wieder auferstehen wird, ist außer Frage; das Unkraut ist gekappt, aber nicht entwurzelt,

und diejenigen, die es in den deutschen Boden gepflanzt haben, melden sich schon zur weiteren Ausbildung ihres zurzeit impotenten Homunkulus. Kehrt das Gesetz in der einen oder der andern Form wieder, so wird auch der Widerstand sich erneuern; ob auch diejenige Energie des Widerstandes, an der das Gesetz diesmal gescheitert ist, ist minder gewiß. „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpökelt auf einige Jahre." Soll die Glut dereinst wieder zu heller Lohe entfacht werden, so wäre es wohl zu wünschen, daß sie nicht inzwischen verglimme. Ich habe mich manchmal gefragt, ob es nicht möglich wäre, ein periodisches Blatt zu gründen zur Bewahrung dieses Feuers, eine Zeitschrift, in der namhafte Dichter und Schriftsteller, hervorragende Künstler von Woche zu Woche dem deutschen Publikum zeigten, daß auch wir Epigonen des großen Namens, den wir führen, nicht unwert geworden sind, und daß, wie unsers Bodens Blumen von Jahr zu Jahr sich erneuern, so auch wir unsrer Nation stetig frische und schöne Kunstblüten zu bieten vermögen; weiter aber von Woche zu Woche dem Publikum zeigten, was in den trüben Hinterwinkeln an Verungeistigung geleistet und meist durch seine Obskurität vor der entsprechenden Verachtung geschützt wird. Dazu gehören Führer und Mittel und vor allem Mut und Jugend. Ich habe beides nicht, und es ist dies vielleicht ein Traumbild. Aber wir leben perhaps to dream, und auch ein alter Mann darf ja wohl noch träumen!

Th. Mommsen.

Die sich nie verstehen.

Skizze

von

Ilse Frapan.

Als Lulu bei ihrer Freundin Klotilde anklopfte, ertönte zu ihrer Ueberraschung ein zweistimmiges Herein. Neben Klotildens tiefer, etwas bedeckter Stimme hörte sie den hellen, lauten Ruf aus einer Männerkehle, klingend wie ein Trompetenstoß.

Lulu stutzte, schob ihren Hut zurecht, strich sich das Haar hinter die Ohren, horchte dann errötend noch eine Sekunde lang und öffnete endlich neugierig zaghaft die Thür.

Nun stutzte sie wieder, denn es war fast dämmerig drinnen, und Klotilde lag in einem hellen, losen Morgenkleide lang und bequem ausgestreckt auf der Chaiselongue. Zwischen Wand und Rouleau, das herabgelassen war und das

schmale Zimmer in ein rotes Dunkel hüllte, kam ein Abendstrahl herein und spielte auf dem schwarzen, glänzenden Haar der Liegenden und auf der schmalen Hand, die sie Lulu entgegenstreckte.

„Guten Tag, Kleines! Du, Max, das ist sie! Sieh, Kleines, das ist mein vielbesprochener Bruder Max."

„Der Doktor?" sagte Lulu schüchtern, indes sie sich nach rechts wandte und auch dort eine Hand in Empfang nahm. Der Eigentümer war ein hübscher Mann, mittelgroß, schwarzhaarig wie seine Schwester, mit glänzenden, übermütigen Augen. Diese Augen hefteten sich sogleich beim ersten Händedruck mit lächelndem Interesse an dem Gesicht der Besucherin fest, die, wie magnetisch angezogen, nun auch ihn anblickte und dabei rot und röter wurde, bis ihre Backen so rot waren wie ihr Kleid. Da erst ließ er zaudernd ihre Hand frei und sagte lachend:

„Ob ich einmal irgendwo in meinem Leben ein Doktorexamen gemacht habe, — was geht denn das Sie an? Ich bin Klotildens geliebter Bruder Max!"

Lulu verbiß ein verwundertes Lächeln und trat hastig zu Klotilde, die sich lebhaft über diese Begegnung ihrer beiden lieben Menschen zu amüsieren schien. Lulu wollte sie umarmen, aber da sie die Blicke des Doktors auf ihrem Rücken fühlte, zog sie ihre Arme, die sie schon ausgebreitet hatte, verwirrt an sich und legte flüchtig nur eine Hand um der Freundin Schulter.

„Meine süße Klotilde, bist du krank?" Sie empfand aber keine Sorge, wußte überhaupt nicht recht, was sie sprach und that, denn der Doktor stand ganz nahe hinter ihr.

Klotilde blickte sie an und lächelte.

„Wir sind den ganzen Tag herumgelaufen, jetzt bin ich faul, nachher steh' ich auf. Nimm ab, Kleines! Max, komm, hilf mal! Nimm dem Kind den Hut ab! Deine unerwartete Erscheinung hat sie ganz decontenanciert!"

„Ach du! durchaus nicht!" Lulu schlug ängstlich mit den Handschuhen um sich. In ihrem Leben war sie nicht so verwirrt gewesen.

Der hinter ihr Stehende stieß einen übertriebenen Schrei aus.

„Au! jetzt haben Sie mich ins Auge geschlagen! Jawohl, Fräulein Lulu, sehen Sie mich nur reuevoll an! Es hilft nicht, Staunekindchen, wie mein Freund Bierbaum so schön sagt!"

Er deckte sich das Auge mit der Hand, während er in dem dämmerigen Zimmerchen umherging und einen Platz für Lulus Hut suchte, den er ihr hinterrücks vom Kopf genommen hatte.

„Kinder, vertragt euch!" lachte Klotilde, „setz dich, Kleines, steh nicht so kummervoll herum, das Auge ist noch nicht ausgeschlagen. Gieb ihr 'n Stuhl, Max, mach dich doch nützlich, mein Junge!"

Der Doktor hatte Lulus Hut auf die Fruchtschale mit Trauben mitten auf dem Tisch gestülpt. Nun brachte er den Stuhl.

„Muß ich Sie auch noch drauffetzen, oder können Sie das allein?" sagte er in harmlosem Ton und blitzte sie an mit den Schelmenaugen.

Lulu setzte sich hastig, als könne er seine Drohung wahrmachen. Sie fand

sich heute hier nicht zurecht. Klotilde, mehr als zehn Jahre älter als sie, die verständige, ernste Freundin, zu der sie in Verehrung aufblickte, war sie noch dieselbe? Sie hatte Farbe auf den Backen und Lachpünktchen in den Augen, und sie half dem Bruder Lulu necken und wie ein Wickelkind behandeln, daß diese es fast nicht mehr aushielt.

Der Doktor hatte sich neben Lulu gesetzt und betrachtete sie ungeniert.

„Also das ist die Dichterin," sagte er schalkhaft, „die so wohlklingende, feurige Liebeslieder an meine gute Schwester Klotilde schreibt! Dieses Staunekindchen mit dem roten Kleid und den Kinderwangen ist die Dichterin!"

Lulu hatte sich gerade trotzig aufraffen wollen, nun errötete sie von neuem, ward von neuem unsicher.

„Ach, haben Sie sie gelesen? Aber die sind ja gar nicht für die Oeffentlichkeit!"

Die Geschwister lachten.

„Fräulein Lulu, bin denn ich die Oeffentlichkeit? Klotildens Herzensbruder Max und hoffentlich bald auch der Ihrige! Klotilde wenigstens hat mir gesagt, Sie wünschten mich schon längst kennen zu lernen und —"

Lulu drehte sich zu ihm um.

„Ja," sagte sie treuherzig, „das ist wirklich wahr, aber —" und nun begann die Schelmerei um ihre Lippen zu spielen.

„Aber?" —

„Aber Sie sind sich ja kein bißchen ähnlich!"

„Ich bin hübscher, nicht wahr?" lachte der Doktor. „Ach, Fräulein Lulu, schlagen Sie nicht die Augen nieder, sein Sie aufrichtig! Großen Geistern ziemt Aufrichtigkeit, und ich halte Sie für einen großen Geist! Wahrhaftig, ohne Scherz!"

Sein Gesicht wurde ernsthaft, aber feurige, ungeheuchelte Bewunderung las Lulu darin. Ihr Herz that einen sonderbaren Luftsprung, weit über sich hinaus, und dann plötzlich begann sie alle Befangenheit abzustreifen und klar und lebhaft zu reden.

„Hübscher? ja, ich weiß nicht! Natürlich ist für mich Klotilde die hübscheste! Sie sind auch nicht so groß und schlank wie sie, Sie können gewiß bald dick werden!"

„Halt!" Der Doktor stieß einen Schrei aus und verstopfte sich die Ohren, „Kind, nicht weiter! Sie reden sich um den Kopf!" Er sprang auf, zog die helle Weste straff herunter und reckte den Hals:

„Dick? Wieso dick? Nein, das war nicht hübsch von Ihnen, das war unpoetisch! Und Klotilde haben Sie so poetisch besungen:

‚Rebe bin ich, die mit warmem Triebe —'

wie geht es weiter, Klotilde? Nein, sehen Sie, Lulu, jetzt ist mir wahrhaftig alle Freude verdorben, wenn Sie mich dick finden!"

Lulu lachte schadenfroh und kindlich. Ihre Aufregung war wie ein leichter duftender Wein, der die Wangen rötet und die Gedanken beschwingt. Die ganze Atmosphäre war benebelnd hier heute, unter dem Glanz dieser Augen, die bald

schelmisch, bald feurig an ihr hingen, jede ihrer Bewegungen verfolgten, sie herausforderten und beklemmten und doch gleichzeitig ihre Zunge lösten, daß sie zu schwatzen anfing, überstürzt, ins Blaue hinein, übertrieben, prahlerisch und dreist.

„Ach so!“ sagte sie und fuhr mit den Blicken über den Doktor hin, „Sie finden sich selber hübsch! Das ist zum Totlachen! Aber die Männer sind alle so eitel!“ Sie seufzte altklug. „Wir sind gar nicht eitel, nicht halb so, aber immer heißt es: die Weiber! die Weiber! Ueberhaupt — alles wird uns auf den Hals geschoben, und nachher muß es wohl wahr sein! Ja, die Männer sind schrecklich. Ich möchte nie heiraten! Sie haben solche große Stiefel und riechen nach Tabak; alle zusammen riechen nach Tabak, auch wenn sie selber nicht rauchen. Uebrigens — ein Herr, der nicht raucht, — das ist auch wieder nur halb. Bei den Männern kann man nichts Poetisches finden, wenn man sich auch noch so viel Mühe giebt! Ha, die Männer!“

„Haben Sie sich schon viel Mühe mit ihnen gegeben, Fräulein?“ unterbrach sie der Doktor lustig.

„Ich? pah!“ sie machte ein verächtliches Gesicht, auf dem doch allmählich und ihr selber unbewußt wieder das geschmeichelte Lächeln des seligen kleinen Mädchens erschien, das sich als Mittelpunkt fühlt. „Ich gäbe mir Mühe um Männer? Koketterie ist entsetzlich! Ich verachte sie schrecklich. Neulich sagte eine Dame zu mir: ‚Wenn ein Herr da ist, gehen die jungen Mädchen alle auf wie Berliner Pfannkuchen!‘ Ich begreife nicht, wie eine Frau so etwas sagen kann! Es war noch dazu in Gesellschaft. Ich schämte mich für sie. Vielleicht war sie solch ein Pfannkuchen, nicht wahr, Klotilde? Ist es nicht abscheulich?“

Mit glühenden Wangen schmiegte die Kleine sich an die Freundin, die sie mit halb zugedrückten Augen, nicht ganz ohne Spott, betrachtete, aber nichts sprach.

Lulu schien den Doktor ganz vergessen zu haben.

„Meine Klotilde!“ sagte sie, über sie gebeugt, „meine Klotilde!“

Als es sich hinter ihr räusperte, fuhr sie, tief errötend, herum.

„Aber die Brüder, Fräulein Lulu,“ sagte Max mit gedämpfter, liebkosender Stimme, „die Brüder dürfen doch Zutritt haben zu dem Heiligtum der schönen Gefühle, nicht wahr? Die Brüder der Freundinnen sind doch keine Männer! Klotilde hatte mich so neugierig gemacht. Kommen Sie, lassen Sie uns einen heiligen Bund gründen für Idealität, schöne Gefühle und so weiter! Ich bin ja ganz dabei!“

Lulu sah ihn mißtrauisch an, sie wartete auf das Gelächter am Schluß.

Als es nicht kam, als sein warmer Blick sie wieder einhüllte, senkte sich eine neue Rosenwolke auf sie herab, und sie lächelte, gläubig und entzückt. Sie lispelte:

„Ach, wie wäre denn so etwas möglich? Solch ein Bund, wie Sie sagen? Ich kann mir das gar nicht vorstellen —“

„Sie müßten auch an mich Gedichte machen und ich an Sie, Lulu. Ach, nun staunt sie wieder so lieb! Klotilde, wo hast du eigentlich dies kleine Meer-

wunder aufgegabelt? Na, na, nicht übelnehmen! Es war wahrhaftig gut gemeint."

Er faßte ihre kleine, zitternde Hand und drückte sie heftig. Klotilde lachte gutmütig.

„Du verwöhnst sie, Max! Sie hält sich für nichts Besonderes, die Kleine, für kein Meerwunder. Lulu, er ist 'n Spaßvogel, aber 'n guter Junge. Ich kenn' ihn ja schon lange. Und Gedichte macht er auch."

„Ja, ich weiß!" Lulu schlug lebhaft die Augen zu ihm auf, „sehr hübsche Gedichte, ähnlich wie Heine."

Der Doktor, der seinen dicken schwarzen Schnurrbart zu drehen angefangen, ließ plötzlich ab:

„Sehen Sie mal! so boshaft! solch ein zweischneidiges Kompliment!" Er drohte mit dem Finger.

Lulu lächelte fein. „Ich bin vielleicht doch kein so kleines Kind, wie Sie denken! Ich weiß sehr gut, was ein Plagiat ist, Herr Doktor!"

Sie reckte das Köpfchen stolz und gerade. Ihre Stimme wurde sehr vernünftig.

„Man muß die Anklänge vermeiden! Man wird immer dazu verleitet, aber — wer nicht original sein kann, ist kein Dichter."

„Donnerwetter, gut gegeben! Also das ist sie! Solch ein schneidiges Mädel. Wahrhaftig, alle Achtung vor Ihrer Aesthetik! Klotilde, Deine Kleine gefällt mir immer besser. Also ich muß mich bessern, Fräulein Lulu? Jetzt gleich?"

„Ja, das ist notwendig!" sagte Lulu strahlend, „Sie scheinen sich die Sache sehr leicht zu machen, Herr Doktor!"

„Völlig verblüfft! Welche Sache, Sie strenge, junge Dame?"

„Das Dichten! Es ist grade, als ob Sie manchmal Heine selbst zitieren wollten. Das ist keine Kunst," rief sie triumphierend. „Vielleicht hatten Sie grade Heine gelesen, als Sie sie machten?"

Der Doktor schlug sich aufs Knie.

„Immer besser! Aber es ist wahr! Sie haben vollständig recht! Bitte, nehmen Sie mich in die Lehre! Ich bin unwissend, aber gelehrig, nicht wahr, Klotilde? Stiften wir den Bund, stiften wir den Bund!"

„Lieber Max, faſele nicht! Lulu, iß Trauben! Kleines, da auf dem Tisch, nimm! Max, so gieb ihr doch! Du siehst ja, wie blöde sie ist, trotz all ihrer Talente."

„Blöde? O durchaus nicht!" lachte Lulu verwirrt, an den Tisch tretend und nach einer Traube greifend. Der Doktor schob ihr ein buntes Tellerchen zu und deckte lachend ihren Hut, den er einen Augenblick abgenommen, von neuem über die Fruchtschale.

Klotilde lachte ausgelassen. „Du hast wohl Angst, daß sie kalt werden? Na, Kleines, sag, wie findest du meinen geehrten Herrn Bruder?"

Mit einer grünen Beere zwischen den roten Lippen blickte Lulu sie an.

„Ich weiß nicht; ich finde, er stellt uns hier alle auf den Kopf!"

„Uns alle ist gut! Aber wahr ist's. Seit den drei Tagen, wo er hier ist, haben wir mehr Dummheiten geschwatzt, mehr gelacht, als sonst in drei Monaten."

„Drei Tage schon?" sagte Lulu, Max bedauernd anblickend.

Er gab denselben Blick zurück, nur viel offener, dreister.

„Drei Tage verloren!" sagte er mit einem leisen Seufzer.

Nun drohte Klotilde ihm.

„Nimm dich in acht, Lulu, er schneidet dir auf Tod und Leben die Cour; er hat mir's vorausgesagt, als ich ihm deine Gedichte gezeigt hab'."

Lulu schrak zusammen, ihr Herz schlug unsinnig vor Verwunderung und Freude. „Ach, nicht doch!"

Max saß jetzt neben ihr und pickte die Beeren von ihrer Traube. Er sah sie ernsthaft an.

„Das war mein Eindruck! So groß war der Eindruck. Und ich bin auch ein bißchen Aesthetiker, trotz Ihnen."

Sein Ton war vollständig ernst, ehrerbietig sogar.

„Aber das hindert doch nicht, daß Sie ein süßes kleines Mädchen sind," sagte er plötzlich umschlagend und sah ihr zärtlich in die Augen. „Sie verstehen doch Latein, glaub' ich?"

„Ein klein bißchen," stotterte Lulu erschrocken.

„Nun, was heißt ‚Amanda', bitte?"

„Ich weiß nicht! Geliebte vielleicht? Nein, ich weiß nicht!" sagte Lulu innig beschämt, kleinlaut.

„Eine zu liebende heißt es! Na, mit Ihrem Latein ist es nicht weit her! Da werde ich Sie wohl unterrichten müssen. Aber ‚Amanda' — wie gefällt Ihnen der Name? ‚Amanda' werd' ich Sie nennen."

„Hör mal, Max!" warnte Klotilde.

Er wandte lässig den Kopf gegen sie.

„Ach, laß doch, Klotilde, wir verstehen uns ja. Wir sind ja Bundesgenossen, Fräulein Amanda und ich. Amanda!" wiederholte er sanft, „der Name duftet, nicht wahr? nach Verheißungen, nach Frühling! Prosit, Amanda!"

Er schenkte sich ein Glas Wein voll und trank es Lulu zu.

„Genug!" rief Klotilde, vom Sofa aufspringend, „du machst mir die Kleine ganz verdreht! Sie sitzt und guckt dich an, als wärst du der Messias!"

Sie nahm Lulus Arm. „Kommt, drüben wird wohl schon gedeckt sein. Ich habe Hunger. Es sind frische Sprotten gekommen, von Kiel, und wir haben Pumpernickel mitgebracht. Nimm die Trauben, Max, — ach so — da ist noch Lulus Hut —"

Lulu riß sich von Klotilde los, ergriff den Hut und schleuderte ihn in eine Ecke, wo er zu Boden fiel.

Sie jauchzte und sprang.

„Lassen Sie ihn liegen! 's ist 'n alter Deckel, liebe Klotilde!"

Sie schmiegte sich von neuem an die Freundin, die sie verwundert von der Seite beobachtete. Lulu begann zu schwatzen.

„Klotilde, denk dir, es giebt Raben, die sprechen. Ich habe einen gesehen und sprechen gehört! Ich möchte so gern einen haben! Einen zahmen Raben, der sprechen kann! Er sollte zu meinen Füßen sitzen, oder auf meiner Stuhllehne!“

„On the pallid bust of Pallas!“ sagte Max hinter ihr.

Sie blickte sich fragend um.

„Kennen Sie das nicht, das Gedicht von Edgar Poe? ‚Der Rabe, the Raven‘ von Edgar Poe, Amanda?“ Das letzte Wort hatte er nur mit den Lippen, ohne Ton ihr zugesprochen; Klotilde hörte es nicht. Feuerrot, außer sich gab Lulu keine Antwort. Aber sie horchte gleichwohl auf die wohlklingende Stimme, die hinter ihr, während sie ins Eßzimmer gingen, pathetisch recitierte.

„Warum bist du denn so aufgeregt, Kleines?“ sagte Klotilde mütterlich und streichelte Lulus Haar; der schnelle Atem des jungen Mädchens umfächelte sie.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Lulu beklommen, „ich bin gar nicht aufgeregt; ich möchte nur einen zahmen Raben haben, so furchtbar gern! so unbeschreiblich gern! so entsetzlich gern!“

Klotilde lachte laut auf und betrachtete kopfschüttelnd die glänzenden Augen, das ganze blühend erschlossene Gesicht ihrer jüngeren Freundin.

„Pumpernickel ist gut gegen Phantasterei! Wir wollen essen. Es geniert dich hoffentlich nicht, daß ich keinen Gürtel umhabe,“ sagte sie halblaut, „es ist ja nur der Max da, und der ist von seiner Mieze —“

Sie rief plötzlich laut:

„Du, Max, zeig Lulu mal das neueste Bild von Mieze — das in deinem Taschenbuch!“

Ein kleiner, spitziger Stich durchfuhr Lulu; ein kalter, eisigkalter Stich.

Ihre Finger lockerten sich auf Klotildens Arm, wurden leblos, dann plötzlich klammerten sie sich so fest, daß Klotilde auf die kleine Hand niedersah.

„Ach ja,“ sagte Lulu, wie im Schlaf sprechend, „das Bild Ihrer Frau, zeigen Sie doch!“ Sie sprach gerade hinaus, mechanisch lächelten ihre Lippen fort, aber ein unerklärliches körperliches Unbehagen hatte sie auf einmal überfallen, — sie hätte weglaufen mögen, jetzt auf der Stelle.

„Wie heiß!“ murmelte sie, als im Eßzimmer alle drei sich wieder gegenüberstanden, und sie fing an, sich mit den Handschuhen zu fächeln, die sie irgendwo wiedergefunden hatte.

„Nun, Max, zeig doch! Es ist nämlich eine reizende Momentphotographie: Mieze im Morgenhäubchen, wartend am Frühstückstisch —“

„Ist's nicht im andern Rock?“ sagte Max langsam, mit einem vorwurfsvollen Blick nach der Schwester. Sie beschäftigte sich jedoch mit dem Pumpernickel und lud auch die andern zum Sitzen.

„Nein, nein, nur heraus damit, Strohwitwer! Hast mir's ja vor einer Stunde erst gezeigt.“

Der Doktor suchte umständlich.

„Ach, vielleicht interessiert es Sie überhaupt nicht!“ sagte er nachlässig. „Solch ein Amateurbild —“

„Gerade die sind nett. Ich möchte es furchtbar gern sehen!“ beteuerte Lulu.

„Hier.“

Lulu heftete ihren Blick darauf, aber sie sah nicht viel. Sie war verwirrt und abwesend.

„Sehr hübsch,“ sagte sie in zerstreutem Ton, „also das ist Ihre Frau?“

„Es gefällt Ihnen also nicht!“ er verzog den Mund und steckte das Bildchen ein, nachdem er noch einen warmen Blick darauf geworfen.

„O, gewiß!“

„Ach, Sie sagen das so gleichgültig! Aber ich wußte es im voraus. Eine Ihnen vollständig Fremde.“

„Lulu kennt ja Miezes frühere Bilder!“ rief Klotilde. „Kinder, die Sprotten sind glorreich! Frisch und fett wie die Engel! Das wäre was für deine Mieze. Warum hast du sie nicht mitgebracht?“

„Ja, warum nicht?“ echoete Lulu.

Max zuckte die Achseln.

„Eine Reise von fünf, sechs Tagen, das ist nichts für Mieze! Sie reist nur mit Koffern, so hoch. Und übrigens ist ja Mama da, die Mutter meiner Frau,“ fügte er mit einem erklärenden Räuspern gegen Lulu hinzu.

Die saß und strich sich Butterbrötchen, eins nach dem andern, biß eins nach dem andern an und strich noch mehr.

Alle drei waren eine Weile still. Nicht wie Leute, die schweigen, weil sie mit dem Essen beschäftigt sind, sondern willkürlich, gedankenvoll still.

„Wir haben heut zusammen ein Kleid für sie gekauft,“ warf endlich Klotilde hin. „Für Mieze, — Brokat, blau, ich zeig' es dir nachher, Kleines — fein, sag' ich dir.“

„O!“ Lulu lächelte zerstreut.

„Ein junger, viermonatlicher Ehemann muß doch etwas mitbringen.“

„Natürlich!“

„Wie schön sie darin aussehen wird!“ sagte Klotilde. „In dem Kleid läßt sie sich jedenfalls gleich wieder photographieren.“

„Jedenfalls,“ sagte der Doktor ruhig.

„Dann bekomm' ich aber 'n Bild, Max!“

„Und ich bekomm' auch eins, bitte!“ sagte Lulu, die fast an ihren Butterbrötchen erstickte.

Max verbeugte sich nach rechts und links, legte die Hand an die Schläfe und grüßte noch einmal nach beiden Seiten, immer mit der ruhigen, etwas gelangweilten Miene, die er jetzt zur Schau trug.

„Ihre Frau ist sehr hübsch!“

„Danke verbindlichst.“

Wieder lange Pause.

„Lulu, Kind, was machst du eigentlich? Trinkst fortwährend aus der leeren Tasse! Erst so redselig und jetzt so stumm und zerstreut. Launisches Kleines!“

Klotilde reichte der Freundin die Hand über den Tisch hin, aber als Lulu mit fragendem Blick die ihre hineinlegte, lachte sie laut auf.

„Deine Tasse, Kleines! Max, schüttle sie 'n bißchen. Entweder schläft sie, oder sie macht Gedichte. Und darüber vergißt sie all ihre Butterbrötchen auf ihrem Teller."

Lulu schlug die hübschen braunen Augen weit auf, mit einem fast feindseligen Blick.

„Ich bin gar nicht so klein, Klotilde, ich mache auch keine Gedichte. Entschuldige, daß ich zerstreut war, ich dachte so mancherlei."

Mit einem plötzlichen, heftigen Entschluß sah sie voll den Doktor an, der sich ganz still verhalten hatte. Ihre Backen glühten auf, ihre Augen blitzten sonderbare gelbliche Funken. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Ich denke es mir entsetzlich, verheiratet zu sein! Ich werde es nie thun. In meinem ganzen Leben nicht. Für Männer, ja" — sie nickte weise und gedankenvoll —, „für Männer ist es wohl notwendig, damit sie veredelt werden. Aber — sagen Sie, bester Herr Doktor — ist es nicht ein bißchen langweilig?"

Ihr Gesicht hatte sich bei den letzten Worten gesenkt. Der Doktor staunte mit halboffenem Munde, verdutzt, sprachlos. Ueber Lulu kam es wie ein Rausch.

„Ich denke es mir langweilig! Immer mit demselben Menschen? O Gott! o Gott, nein!" Sie lachte nervös, als sie Klotildens Gesicht sah. Aber ihre Erregung wuchs nur.

„Nicht wahr," triumphierte sie, „das hättest du nicht von mir gedacht, Klotilde? Aber so bin ich. So ketzerisch sind meine Ansichten, die ich niemals ändern werde. Niemals, solange ich lebe! Ich bin also kein solcher Backfisch, wie du immer meinst. Ich habe sehr meine eignen Ansichten! Ich weiß wohl, unter Fremden und besonders bei Männern machen sie mich unmöglich, aber das geht mich nichts an. Hier bin ich unter Freunden, nicht, Herr Doktor? Nun, wie finden Sie es, daß ich nicht immer ein und denselben haben möchte?"

Der Doktor schluckte, indes er die Kleine unverwandt, wie etwas Neues, Niegesehenes, anstarrte.

„Das ist sogar sehr hübsch von Ihnen," sagte er mit dumpfer Stimme.

„Ach, sie meint es ja nicht so!" rief Klotilde wegwerfend.

Lulu bäumte sich auf:

„Ich meine es nicht so? Ich meine es nicht so? Seit wann glaubst du mir nicht, liebe Klotilde? Es ist ja wahr, ich habe bisher über meine Ansichten geschwiegen, aber gehabt habe ich sie immer! Man kann doch auch nicht immer dasselbe essen, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Vollständig wahr!" murmelte Max verdutzt. „Sagen Sie — haben Sie das — haben Sie das aus sich selber?" Er beäugelte sie neugierig. Das Mädchen errötete zornig.

„Von wem denn sonst? Immer habe ich so gedacht!"

„Was sagst du zu diesem Lallen der Unmündigen?" murmelte Max über

den Tisch seiner Schwester zu, die gelassen eine Birne schälte. Ihre Miene war etwas abweisend geworden.

„Lulu weiß nicht, was sie spricht," sagte sie trocken; „sie ist exaltiert heute abend, Gott weiß, wieso."

Aber nun standen helle Thränen in Lulus Augen.

„Weil ich auch immer geneckt werde! Weil man mich heute plötzlich für ein Wickelkind ansieht!" rief sie trotzig.

„Nein, nein, Sie sind kein Wickelkind!" sagte der Doktor langsam, „Sie sprechen sogar so —" er fixierte sie scharf, das runde Gesichtchen, das beständig die Farbe wechselte, die kindlich unfertige Gestalt in dem auf Zuwachs berechneten Kleide, das lebhafte Spiel der schönen, feinen Hände ...

Klotilde war aufgestanden und stellte sich wie ein Schutzgeist mit langen Flügeln in ihrem lichten Kleide hinter Lulus Stuhl.

„Ein Kind, aber ein kluges, zu klug vielleicht!" sagte sie herzlich, mit einem ernsten Blick auf das erregte Gesicht ihres Bruders, indes sie Lulus Kopf zurückbog und das Mädchen auf die Stirn küßte. „Du weißt doch, wie ich's mit dir meine," flüsterte sie liebkosend der Kleinen zu.

„Ja!" stammelte Lulu, und die Thränen liefen ihr über die Backen. Klotilde küßte sie auf die nassen Augen. „Kleines! Kleines! Liebes!"

„Und ich bin ausgeschlossen? Mit mir wollen Sie sich nicht wieder vertragen?" sagte der Doktor vorwurfsvoll.

Lulu sah ihn zweifelnd an. Aus ihren Augen brach ein Lächeln.

„Aber Sie müssen artig sein!"

„Mit Wonne! Nun, und wann stiften wir den Bund?"

„Sie sind ja gar nicht hier!" Lulus Stimme klang betrübt.

„Pah, Berlin! In Berlin ist man doch nicht aus der Welt? In ein paar Stunden ist man hier. Ich werde natürlich korrespondierendes Mitglied!"

Lulu lächelte. „Und Ihre Frau muß auch etwas werden."

„O, Mieze wird Ehrenmitglied, versteht sich!"

„Und was für ein Mitglied werd' ich?"

„Sie? Sie werden Präsidentin natürlich!"

„Nein, Präsident muß Klotilde sein!" Lulu umfaßte die Freundin.

„Ist es euch noch nicht langweilig?" sagte Klotilde.

„Langweilig? Ja, aber, was seid ihr für Frauenzimmer! Die Ehe langweilig, der Tugendbund langweilig —"

„Tugendbund? Ach nein!" bat Lulu lachend.

„Warum denn nicht?"

„Gott, Tugend ist doch so veraltet!"

„Wahrhaftig, Sie sind mir über!" rief Max. „Ich falle vom Stengel! Da kommt man nun von Berlin, um sich hier in Hamburg an ländlicher Unschuld und Sitte zu erholen, und erlebt solche junge Mädchen! — Und die Tugend, sie ist doch kein leerer Wahn! Wissen Sie nicht?"

„Ha, das war zu Schillers Zeit! Ja, damals war die Welt schön!“ rief Lulu schwärmerisch.

„Uebrigens heißt es: ‚Und die Treue,‘ fiel Klotilde ein, ‚die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!‘“

„Ja, richtig. Na, aber jetzt ist doch die Treue erst recht ein leerer Wahn!“ Lulu sah Max mit einem kleinen, schnellen, boshaften Blick an. Er musterte sie frappiert.

„Nein, diese jungen Mädchen!“

„Wenigstens bei den Männern!“ sagte Lulu, funkelnd vor Bosheit. Ihr ganzes Wesen war Herausforderung. Sie fühlte sich sehr glücklich.

„So, die Männer! Immer nur die armen Männer! Und die Frauen sind Engel, nicht wahr?“

Lulu zuckte die Achseln.

„Sie nehmen sich allmählich die Männer zum Muster!“

„Donnerwetter! niedliches Selbstbekenntnis!“ Max drehte den Schnurrbart mit nervös zitternden Fingern.

„Gör! Gör!“ schalt Klotilde und klopfte Lulu mit der flachen Hand auf den Scheitel.

„Ja, Klotilde, wahr ist es doch! Sieh, wenn Schiller sagt: ‚Die Treue ist kein leerer Wahn‘, so sagt Goethe: ‚Die Falsche sucht ein ander Teil, die Treue macht mir Langeweil!‘ Nein, ich möchte niemand Langeweile machen!“

„Na, das sollte Mieze hören!“ lachte Klotilde, „schade, daß sie nicht hier ist.“

„O, Ihre Frau denkt höchst wahrscheinlich ebenso,“ sagte Lulu, den Kopf senkend und stark errötend.

„Mieze?“ Das Birnenviertel entfiel des Doktors Hand, ungläubig starrte er das junge Mädchen an, dann seine gleichmütig lächelnde Schwester.

„Das Zeitalter der Enthüllungen!“ murmelte er ironisch, „so etwas sollte man eigentlich vorher —“

Plötzlich zog er sein Taschenbuch heraus und betrachtete prüfend die anmutige Photographie, die hübsche junge Frau mit dem sehnsüchtig hinaus gerichteten Blick, allein am zierlich gedeckten Frühstückstisch. Sein Gesicht erhellte sich immer mehr, er lachte beruhigt; dann steckte er das Buch leise pfeifend zu sich.

„Wollen wir jetzt den Brokat für Mieze besehen?“ fragte Klotilde.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Luftfahrten.

Von

Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin.

Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte es von einigem Interesse sein, Genaueres über ein soeben zum vorläufigen Abschluß gelangtes Werk zu erfahren, welches die Erforschung der höheren Luftschichten zum Ziel hatte. Solcher Studien bedarf die wissenschaftliche Erkenntnis der atmosphärischen Vorgänge und Zustände ebensosehr wie die praktische Voraussagung des Wetters, denn naturgemäß können wir nur sehr beschränkten Aufschluß über die Erscheinungen des Luftmeeres gewinnen, solange wir auf dessen Boden zu bleiben gezwungen sind. Gerade die untersten Luftschichten, in welchen wir leben, stehen zwar unter beständigem Einfluß des Erdbodens, empfangen aber daneben auch vielerlei Einwirkung von oben her aus jenen Regionen, von welchen der gewöhnliche Wetterbeobachter leider nur wenig erfährt. Und darum ist zum Verständnis des Wetters und zum Begreifen der Regeln, nach welchen von Tag zu Tag die Witterungsverhältnisse sich ändern, die Kenntnis aller derjenigen Vorgänge nötig, welche sich in den verschiedenen Höhenschichten des Luftozeans abspielen. Eine Erscheinung der höheren Regionen können wir von unten her allenfalls verfolgen, den Wind nämlich, indem wir die Bewegung der Wolken studieren, und es ist in der That gelungen, aus Messungen der Höhe und Geschwindigkeit dieser Gebilde recht wichtige Aufschlüsse über die Luftbewegung zu gewinnen. Aber die Beobachtungskunst des an den Boden gebannten Forschers versagt völlig, sobald er Aufschluß über Bildung und Beschaffenheit der Wolken oder über die Verteilungsweise des Luftdrucks, der Temperatur, der Feuchtigkeit in der Höhe zu erlangen sucht, und alle diese Aufgaben erfordern also Beobachtungsmaterial, das nur durch Emporsteigen in die zu untersuchenden Höhen erlangt werden kann.

Diese Forderung empfand man bereits vor Erfindung des Luftschiffes, und es ist merkwürdig genug, daß die ersten auf Wetterbeobachtung in der Höhe gerichteten Bestrebungen fast die gleiche Methode anwendeten, welche auch jetzt wieder zu manchem Erfolge geführt hat, nämlich die Emporsendung geeigneter Apparate mittels Drachens. Schon in den Sommermonaten der Jahre 1748 und 1749 machte Alexander Wilson (geboren 1714) in Gemeinschaft mit Thomas Melvill zu Camlachie bei Glasgow Versuche, um mittels mehrerer übereinander an einer Schnur befestigter Drachen die Temperatur höherer Luftschichten zu bestimmen. Die am obersten Drachen befindlichen Thermometer waren mit dicken Papierquasten umhüllt und wurden zu bestimmten Zeitpunkten durch allmähliches Abbrennen einer Lunte frei, so daß sie herabfielen. Auch die berühmten Drachenversuche von Benjamin Franklin, welche die elektrische

Natur des Blitzes erkennen lehrten, sind vor Erfindung des Luftballons angestellt.

Hiernach erscheint es nicht auffällig, daß bereits Charles, der Erfinder des Gasballons, am 1. Dezember 1783 gelegentlich einer vom Tuilerienhofe in Paris ausgeführten Luftfahrt auch meteorologische Beobachtungen anstellte, indem er seine größte Höhe zu 3467 Meter bestimmte und daselbst einen Thermometerstand von — 8,8 ° ablas. Der Ruhm, als erster in ausdrücklich ausgesprochener wissenschaftlicher Absicht eine Ballonfahrt unternommen zu haben, gebührt anscheinend dem Dr. John Jeffries aus Boston (Massachusetts), welcher am 30. November 1784 und am 7. Januar 1785 von England aus Luftfahrten unternahm, eine Reihe von Temperaturangaben bis zu 2740 Meter hinauf gewann und bei der zweiten mit Blanchard ausgeführten Fahrt von Dover aus den Kanal überflog. Am Orte der Landung, bei dem französischen Städtchen Guines, wurde eine Denksäule errichtet, welche mit einer Nachbildung des Ballons gekrönt war und eine entsprechende lateinische Inschrift erhielt.

Daß die Wissenschaft in einzelnen Fällen auch den Vorwand für allerlei wunderliche Fahrten abgeben mußte, zeigen die Fälle Garnerins und Robertsons. Der erstere, ein Franzose, welcher gegen Eintrittsgeld seine Auffahrten sehen ließ, kam im Frühjahr 1803 nach Berlin und vereinbarte mit dem dortigen Physiker und Chemiker Hermbstädt eine Luftfahrt behufs Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen. Als es aber zur Ausführung kam, erklärte er, der Ballon könne nur zwei Personen tragen, darum wolle er (Garnerin) zunächst mit seiner Frau um fünf Uhr nachmittags von Berlin auffahren und eine oder zwei Meilen von der Stadt entfernt sich herablassen, Hermbstädt solle alsdann sich einfinden und mit ihm einen zweiten Aufstieg unternehmen. Infolge dieser sonderbaren Zumutung trat Hermbstädt von der Fahrt zurück. Noch seltsamer erscheint in der zeitgenössischen Schilderung die Gestalt des „Professors" Robertson. Auch dieser war, was man heute etwa „Konzertluftschiffer" nennen würde. Er hielt in Petersburg Vorträge über die neuesten und wichtigsten physikalischen Entdeckungen, bei deren Ankündigung außer galvanischen und hydraulischen Versuchen auch die „Erscheinungen der Fantasmagorie", eine Femme invisible und sogar „die bekannte Flohequipage" erwähnt werden. Als er am 18. Juli 1803 von Hamburg aus mit Herrn Lhoest eine Luftfahrt unternommen hatte, brachte er über die beobachteten Werte von Luftdruck und Temperatur, sowie über angeblich ausgeführte elektrische und magnetische Versuche so erstaunliche Dinge in die Oeffentlichkeit, daß er schon dieserhalb als wenig vertrauenswert gelten muß. Noch viel wunderlicher schildert er aber die Wirkung des geringen Luftdrucks mit den Worten: „Mein Kopf war so angeschwollen, daß ich den Hut nicht mehr aufsetzen konnte." Und bei einer späteren Fahrt (11. August 1803) gelangte er sogar zu der Ansicht, „daß sich in den höchsten Regionen nur allein Dünste befinden und keine atmosphärische Luft".

Man kann indessen diese Unternehmungen nicht völlig wertlos nennen, denn

eben vermöge der Abenteuerlichkeit, welche in den angeblichen Resultaten erscheint, wurden ernsthafte Forscher zur Prüfung der gleichen Erscheinungen veranlaßt. Berthollet und Laplace beantragten bei der Pariser Akademie die Ausführung wissenschaftlicher Luftfahrten, und am 24. August 1804 stieg Gay-Lussac mit Biot, am 16. September Gay-Lussac allein empor, um die etwaige Aenderung der erdmagnetischen Kraft mit der Höhe und andre Fragen zu studieren. Ueber die erstere Fahrt hat Biot einen Bericht geliefert, in welchem es heißt: „Wir gestehen es gern, im ersten Augenblicke, als wir uns erhoben, dachten wir nicht an Beobachten und an Versuchen, sondern konnten nur die Schönheit des Schauspiels bewundern, das uns umgab. Unser sehr langsames und abgemessenes Aufsteigen flößte uns die Ueberzeugung völliger Sicherheit ein, welche immer entsteht, wenn man mit sicheren Mitteln ganz sich selbst überlassen ist. Wir hörten noch die Ermunterungen, die man uns zurief, bedurften deren aber nicht; wir waren bei völliger Seelenruhe und ohne die mindeste Besorgnis. Dieses erwähnen wir, damit man sich überzeugen möge, daß unsre Beobachtungen einiges Zutrauen verdienen."

Als Ergebnis dieser Fahrten konnten die verdächtigen Behauptungen Robertsons berichtigt werden. Insbesondere fand man, daß weder die erdmagnetische Kraft noch die Zusammensetzung der Luft eine Aenderung mit der Höhe erkennen ließen. Die vorstehend angeführten Worte Biots aber geben das Empfinden des Luftschiffers so naturgetreu und so anschaulich wieder, daß sie jedem, der einmal vom Ballonkorbe aus mit offenem Auge in die Welt schauen durfte, von neuem jene Fülle großartiger Bilder ins Gedächtnis rufen; all das Schöne, wie es bei solcher Gelegenheit dem entzückten Blicke erscheint, ist in jenen Worten angedeutet und seither oft von späteren Forschern, die desselben Glücks teilhaftig wurden, ganz ähnlich geschildert worden. Im Gegensatz zu der marktschreierischen Art eines Robertson wird man die Berichte jener beiden französischen Beobachter als durchaus zuverlässig ansehen und ihnen die ersten Luftfahrten von dauerndem wissenschaftlichem Werte zuschreiben dürfen.

In den folgenden Jahrzehnten wurden zur Erforschung der Atmosphäre noch zahlreiche Fahrten unternommen, auf die hier einzugehen der Raum mangelt. Erwähnt seien die Franzosen Barral und Bixio, welche zum erstenmal Kältegrade fanden (— 39° in etwa 7000 Meter Höhe), die man damals als irrtümlich glaubte ansehen zu müssen; die Engländer John Welsh und James Glaisher, welche von ihren zweiunddreißig Fahrten eine außerordentlich große Zahl mannigfacher Beobachtungen mitbrachten; ferner die Franzosen Camille Flammarion, Gaston und Albert Tissandier, Sivel, Crocé-Spinelli, W. de Fonvielle und andre.

Viel rascher aber, als die Ergebnisse dieser Arbeit, wuchsen die Aufgaben, welche es noch zu lösen galt. Und namentlich ein Problem war es, dessen Grundlage im Laufe der Erfahrung völlig verändert wurde, die Frage nach der Temperaturverteilung in den höheren Luftschichten. Immer wahrscheinlicher wurde es, daß die Thermometerablesungen der früheren Beobachter zu hoch

gewesen seien, nämlich gesteigert durch die Körperwärme des Beobachters selbst und noch mehr durch die Sonnenstrahlung, und daß in Wirklichkeit die Luft jener Höhen viel kälter sei, als man bisher angenommen hatte. Die erwärmende Wirkung der im Ballonkorbe befindlichen Personen kann freilich leicht ausgeschlossen werden, indem man die Thermometer außerhalb des Korbes anbringt, aber die weit mächtiger wirkende Sonnenstrahlung macht noch andre Schutzvorrichtungen nötig. Unsre gewöhnlichen Thermometer zeigen ja bekanntlich schon sehr verschiedene Temperaturen, je nachdem sie im Schatten oder in der Sonne hängen; und doch wird hierbei der Unterschied noch gemildert durch jede Luftbewegung, denn da die Luft kühler ist als das dem Sonnenschein ausgesetzte Thermometer, so wird diesem um so mehr Wärme entzogen, je mehr Luft daran vorüberstreicht. Der Ballon aber bewegt sich in und mit der umgebenden Luft, er wird vom Winde mitgenommen, und gegen die im Korbe vorhandenen Thermometer bewegt sich die äußere Luft höchstens beim Auf- oder Niedersteigen des Ballons. Es ist also die Wirkung der Sonnenstrahlung auf die bei der Luftfahrt mitgeführten Thermometer noch erheblich größer als bei fester Aufstellung. Schon in alter Zeit hat man diesem Uebelstand zu begegnen gesucht, und zwar zunächst, indem man das Thermometer im Schatten anbrachte. Gay-Lussac und Biot schützten ihr Thermometer dadurch, daß sie ein zusammengelegtes Schnupftuch davorhielten; bei der zweiten Fahrt benutzte Gay-Lussac ein Thermometer, welches in zwei konzentrische, mit Goldpapier überzogene Cylinder aus Pappe gesteckt war; ähnlich verfuhren Barral und Bixio und andre, aber die Hülle wurde selbst von der Sonnenstrahlung erwärmt und teilte ihre Wärme dann allmählich auch dem innen befindlichen Thermometer mit. So versuchte man ein andres Mittel zur Erzielung richtiger Temperaturmessungen, nämlich die „Aspiration", das heißt die Einwirkung künstlichen Windes. Man ließ durch ein Saugewerk Luft durch eine Röhre bewegen, in der sich das Thermometer befand, und brachte es dahin, daß dieses wie auch die Röhre alsbald die Temperatur der hindurchstreichenden Luft annahmen. Solche Einrichtung benutzte bereits Welsh (1852), nach ihm Glaisher und andre, doch ist erst durch Aßmann das Aspirationsverfahren so weit ausgebildet, daß man heute in der That Apparate der angedeuteten Art in Schatten oder Sonne aufstellen kann, ohne einen Unterschied im Stande des Quecksilbers zu bemerken.

Nachdem auf solche Art ein neues Instrument zur einwandfreien Bestimmung der Lufttemperatur geschaffen war, ging man daran, die Wärmeverteilung der oberen Luftschichten von neuem zu untersuchen, selbstverständlich ohne die sonstige Erforschung jener Regionen dabei hintanzusetzen. Vor allem muß es als Verdienst des soeben schon genannten Geheimrat Professor Aßmann in Berlin bezeichnet werden, daß er Interesse für die geplanten Forschungen sowohl in wissenschaftlichen Kreisen wie auch namentlich an allerhöchster Stelle zu erwecken vermochte, und daß er das ganze Unternehmen durch alle Schwierigkeiten siegreich von Erfolg zu Erfolg durchführte. Soeben erschien das Berichtswerk, in welchem

diese neueren „Berliner Fahrten“ geschildert sind,[1]) und dessen Angaben wir hier vielfach benutzen. Es wird dort erzählt, wie der Plan entstand, die neuen Methoden und Apparate der Temperaturbestimmung bei Luftfahrten in Thätigkeit zu setzen, wie die Ausführung zunächst mit den bescheidenen Mitteln des Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt und unter thatkräftiger Beihilfe der Akademie der Wissenschaften sowie einzelner Förderer begann, um schließlich die Notwendigkeit erheblich größerer Geldmittel erkennen zu lassen. Diese Notwendigkeit legte Professor Aßmann, unterstützt von einem „Ausschuß zur Veranstaltung wissenschaftlicher Luftfahrten“, in einer 1892 an Seine Majestät den Deutschen Kaiser gerichteten Immediateingabe dar und erbat aus dem allerhöchsten Dispositionsfonds die Summe von 50000 Mark zur Ausführung der geplanten Versuche. Nach Empfehlung durch die Akademie der Wissenschaften wurde seitens der beteiligten Ministerien der Finanzen und des Kultus die Hälfte der beantragten Summe für ausreichend erachtet. Kaiser Wilhelm aber gewährte in königlicher Munificenz das Ganze unter eigenhändiger Abänderung des diesbezüglichen Erlasses. Leider gab es zunächst allerlei Mißgeschick. Es wurde ein schöner Ballon mit dem beträchtlichen Rauminhalt von 2500 Kubikmeter gebaut, welcher den Namen „Humboldt“ erhielt und viele wertvollen Beobachtungen ermöglichte. Aber dennoch hätte man bei einigem Aberglauben diesen Ballon für ein „Unglücksschiff“ halten müssen. Denn gleich die erste in Gegenwart der Kaiserlichen Majestäten und der drei ältesten Prinzen begonnene Fahrt endete mit einem Beinbruch des Professor Aßmann. Bei der zweiten Fahrt öffnete sich durch eine Verkettung unglücklicher Umstände das ein Meter große Entleerungsventil, und da es vom Korbe aus nicht mehr geschlossen werden konnte, fiel der Ballon aus mehr als 3000 Meter Höhe mit so großer Geschwindigkeit herab, daß die im Korbe befindlichen Herren Groß und Berson ernste Kontusionen davontrugen. Die dritte Fahrt des „Humboldt“ begann mit einer heftigen Windböe, welche den soeben vom Boden aufsteigenden Ballon gegen einen Blitzableiter warf; obgleich an seinem unteren Teile in der Länge von zwei Metern aufgerissen, leistete der Ballon dennoch die beabsichtigte Fahrt und landete nach neun Stunden bei Annaberg in Sachsen. Nachdem nun eine vierte und fünfte Luftreise ohne Unheil gelungen waren, endete die sechste mit der Vernichtung des „Humboldt“. Unmittelbar nach der Landung explodierte der noch nicht entleerte Ballon, wahrscheinlich infolge eines elektrischen Funkens, und verbrannte vollständig, zum Glück ohne erhebliche Beschädigung von Menschen. Trotz dieser gehäuften Unglücksfälle blieb das Wohlwollen des kaiserlichen Mäcens dem Unternehmen erhalten. Seine Majestät wies alsbald neue 32000 Mark an, um den ursprünglichen Arbeitsplan zur Ausführung zu bringen. Und als diese

[1]) Wissenschaftliche Luftfahrten, ausgeführt vom Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt zu Berlin. Unter Mitwirkung von D. Baschin, W. v. Bezold, R. Börnstein, H. Groß, V. Kremser, H. Stade und R. Süring herausgegeben von Richard Aßmann und Arthur Berson. 3 Bände groß Quart. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1899 und 1900.

Summe erschöpft war, manche Aufgaben aber noch der Lösung harrten, und namentlich für die Veröffentlichung der Beobachtungsergebnisse die Mittel fehlten, bewilligte der Kaiser noch weitere 20 400 Mark zur endgültigen Vollendung des Werkes. Es war dadurch möglich geworden, an Stelle des verbrannten „Humboldt" einen neuen Ballon von 2630 Kubikmeter Inhalt zu erbauen, der den Namen „Phönix" erhielt und alle diejenigen technischen Vervollkommnungen anzuwenden gestattete, welche bei den vorausgegangenen Fahrten als zweckmäßig erkannt waren. Er hat eine Reihe glücklicher Fahrten ausgeführt; daneben dienten noch mehrere im Privatbesitz befindliche, sowie einige Militärballons zu gelegentlichen Fahrten, und außerdem die kleinen als „Cirrus" bezeichneten Registrierballons, welche unbemannt mit selbstregistrierenden Apparaten aufstiegen.

Insgesamt wird in dem vorgenannten Werke über 75 Fahrten Bericht abgestattet, welche sich zeitlich von Juni 1888 bis März 1899 erstrecken. Der erste der drei starken Bände enthält die Vorgeschichte des Unternehmens, Beschreibung des Ballonmaterials und der angewandten Apparate und Methoden, ferner die tabellarisch zusammengestellten Beobachtungen sämtlicher Fahrten und einen Atlas graphischer Darstellungen der Flugbahnen und Hauptergebnisse. Im zweiten Bande findet man den Text zu jenen Beobachtungen, nämlich für jede der 75 Fahrten eine „Fahrtbeschreibung" und eine Darstellung der „meteorologischen Ergebnisse", illustriert durch zahlreiche Wetterkarten und eine Reihe vom Ballon aus aufgenommener Photographien von Wolken und andern Objekten. Der dritte Band enthält die Gesamtergebnisse der Fahrten in Gestalt ausführlicher Abhandlungen über die wissenschaftlichen Fragen, welche gelegentlich der Luftfahrten bearbeitet werden konnten.

Für das große Publikum dürften namentlich die Fahrtbeschreibungen des zweiten Bandes eine Fülle interessanter Einzelheiten enthalten. Um eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, sei hier versucht, die Vorbereitung und Ausführung einer Luftreise etwas ausführlicher zu schildern. Als allererste Vorbereitung, mit welcher eine jede Fahrt einzuleiten ist, gilt die sorgfältige Untersuchung und Kontrolle des gesamten Ballonmaterials durch den in Aussicht genommenen Ballonführer. Die Hülle wird ausgebreitet und, wenn irgend möglich, mit Luft halb gefüllt, um jede etwaige Oeffnung erkennen und durch Aufsetzen von Flicken sorgfältig dichten zu können. Ebenso genau und bis ins einzelne prüft der Führer den guten Zustand der übrigen Teile: das aus Seilwerk gebildete Netz, welches den eigentlichen Ballon umgiebt und in seinen unteren Ausläufern den Ring trägt; die Leinen, welche vom Ring herabhängend den Korb tragen; die Festigkeit des Ringes und des Korbes; das gute Funktionieren des am oberen Teil des Ballons anzubringenden Ventils und der von ihm durch den Ballon und dessen unteren offenen Fortsatz (den „Appendix") herabhängenden Ventilleine; die richtige Anbringung des als „Reißbahn" bezeichneten, von innen aufgeklebten Stoffstreifens, welcher einen in der Hülle befindlichen Schlitz überdeckt und bei der Landung behufs rascher Entleerung abgerissen wird, sowie die Reißleine, welche vom oberen Teil der Reißbahn durch den Ballon

hindurch bis zum Korbe geführt ist; ferner den Schleppgurt, welcher die Landung möglichst sanft gestalten soll; die Ballastsäcke samt Aufhänge- und Ausschütte-vorrichtung, und so weiter. Der Meteorologe, welcher bei der Fahrt als Beobachter mitwirken soll, hat seinerseits alle für ihn in Betracht kommenden Apparate und Vorrichtungen auf gebrauchsfähigen Zustand zu prüfen. Dahin gehören die Thermometer und Hygrometer mit Aspiration, das zu ihrer Befestigung außerhalb des Korbes dienende Gestänge (der „Galgen"), das am Korbrande anzubringende Fernrohr, durch welches man den Stand der am Galgen aufgehängten Apparate abliest, die Barometer, das Schwarzkugelthermometer zum Messen der Sonnenstrahlung, die Registrierapparate für Druck und Temperatur, die besonderen Einrichtungen für elektrische oder physiologische Messungen, und so weiter. Wenn alle diese Dinge ordnungsmäßig vorbereitet sind, muß das zur Fahrt günstige Wetter abgewartet werden. Abgesehen von bestimmten Wetterlagen, deren Untersuchung bei einzelnen Fahrten beabsichtigt wurde, kommt namentlich der Wind in Betracht. Ist er zu stark, so macht er die Füllung unmöglich; ist er gegen die See gerichtet, so beschränkt er die Dauer der Fahrt („es ist kein Platz da" sagen alsdann die Luftschiffer). Wegen der zu jeder Fahrt nötigen Vorbereitungen, namentlich in Rücksicht auf die zur Füllung des Ballons mit Gas nötige Zeit, muß in der Regel der Beschluß, daß man einen Aufstieg unternehmen will, bereits am Vortage gefaßt werden. Und es sind also die augenblickliche Wetterlage und ihre mutmaßlich bis morgen bevorstehende Aenderung in Erwägung zu ziehen. Außer den üblichen Hilfsmitteln der Prognose bedient man sich dabei auch noch der sogenannten „Piloten", kleiner gasgefüllter Ballons aus hellfarbigem Seidenpapier, die beim Aufsteigen lange sichtbar bleiben und die Richtung der oberen Luftströmung erkennen lassen. Ist nun die Fahrt festgesetzt, so pflegt man, abgesehen von Nachtfahrten, eine Morgenstunde zum Aufstieg zu wählen, um recht lange in der Höhe verweilen zu können, und darum muß gewöhnlich schon in der Nacht mit dem Füllen des Ballons begonnen werden. Mit Rücksicht auf das benutzte Leuchtgas darf dabei keine Laterne Verwendung finden, sondern, falls nicht elektrische Lampen zur Verfügung stehen, muß auf Beleuchtung verzichtet werden. Der Ballonführer pflegt diese Arbeit persönlich zu überwachen und kommt daher oft genug schon ermüdet in den Korb, wenn der eigentliche Aufstieg erst beginnt. Viel besser daran ist der an der Füllung unbeteiligte meteorologische Beobachter, welcher nach tadelloser Nachtruhe und behaglichem Frühstück zum Ballonplatz wandert, um am gefüllten Ballon seine Apparate zu ordnen und mit frischer Kraft das Tagewerk zu beginnen. Kurz vor der Abfahrt pflegt man nochmals einige Piloten abzusenden, um aus ihrem Flug die mutmaßliche Fahrtrichtung zu entnehmen und danach die mitzuführenden Landkarten (1 : 100000) auszuwählen. Auch wird bei wissenschaftlichen Fahrten gewöhnlich an die meteorologischen Stationen, über welchen die vermutete Flugbahn des Ballons liegt, telegraphisch die Bitte um vermehrtes Beobachten gerichtet, damit später die Wetterlage der überflogenen Gegend ausführlich dargestellt werden kann. Die letzte Vorbereitung besteht im „Abwiegen"

des Ballons. Nachdem alle mitzuführenden Dinge im und am Korbe untergebracht sind, nehmen die Mitfahrenden ihre Plätze auf den gefüllten Sandsäcken, welche den Korbboden bedecken, ein, und es wird nun so viel Ballast entfernt, daß der Ballon den zur Abfahrt nötigen Auftrieb gewinnt. Dies Abwiegen ist darum von Wichtigkeit, weil bei zu geringem Auftrieb der Ballon langsam emporsteigt und in Gefahr kommt, vom Wind gegen Dächer, Bäume oder dergleichen geworfen zu werden, ehe er deren Höhe überstiegen hat, während ein zu rasches Aufsteigen dahin führen kann, daß das unter geringeren Luftdruck kommende Gas sich zu stark ausdehnt und, weil das Ausströmen durch die Oeffnung des Appendix nicht rasch genug geschieht, den Ballon zum Platzen bringt.

Dann endlich ist die Zeit gekommen, in welcher der Führer, einen windstillen Augenblick abwartend, durch das Kommando „Los!" die Reise antreten läßt, und für den Neuling ist unter den vielen Merkwürdigkeiten der ersten Luftfahrt dieser Moment des Emporsteigens vielleicht der allermerkwürdigste. Denn nichts von Bewegung oder gar Erschütterung empfinden wir dabei, kein Gefühl des eignen Fliegens, sondern es versinken vor unsern erstaunten Augen die umherstehenden guten Freunde, welche uns die „sogenannte letzte Ehre" erwiesen haben, es versinken die Dächer und Türme, und mit Verwunderung sagen wir uns, daß wir längst den Erdboden verlassen haben. Kein Windhauch ist mehr zu spüren, denn die Luftbewegung, welche wir vorher empfanden, trägt uns jetzt mit sich fort, und nur ein leiser Gasgeruch, herrührend von dem sich ausdehnenden und aus dem Appendix tretenden Füllgase, läßt erkennen, daß wir aufwärts steigen. Ein Blick nach unten zeigt uns Stadt und Felder in nie gesehener Schönheit, der Schatten unsres Ballons gleitet darüber hin, und zugleich bemerken wir mit Vergnügen, daß das Hinunterschauen ohne alles Schwindelgefühl geschehen kann. Auch wer nur mit Unbehagen von einem hohen Dach herabsieht, fühlt sich im Ballonkorbe ganz frei von solcher Empfindung, und diese allseitig bestätigte Thatsache trägt auch ihrerseits wesentlich dazu bei, dem Luftschiffer Ruhe und Sicherheit zur Erfüllung seiner eigentlichen Aufgaben zu gewähren. Diesen sich zuwendend, muß der Beobachter nun seine Apparate an der Außenseite des Korbes anbringen, soweit sie nicht schon vorher ihre Befestigung gefunden haben; denn da es bei der Abfahrt zuweilen um den Korb herum etwas stürmisch hergeht, sucht man zerbrechliche Dinge gern dabei zu schützen. War es anfangs schwer, von der überraschenden Aussicht nach unten und auf die näher kommenden Wolken sich loszureißen und die Beobachtungen zu beginnen, so wird durch den Anblick der gewohnten Skalen und sonstigen Ableseverrichtungen der Sinn bald auf die zu leistende Arbeit gerichtet, und das Beobachtungsprotokoll beginnt sich mit Zahlen zu füllen.

Der Führer hat inzwischen mit Landkarte und Uhr die Richtung und Geschwindigkeit des Ballons bestimmt und trägt einzelne Punkte, welche unter der Flugbahn genau bezeichnet werden können, in die Karte, sowie entsprechende

Notizen in sein Buch ein, damit, wenn etwa durch Wolken die Erde dem Blick entzogen wird, die Orientierung nicht verloren gehe. Jede Wolkenlücke muß alsdann benutzt werden, um die gesehene Gegend auf der Karte wiederzufinden, und es pflegt bei einiger Uebung auch meistens das Erkennen der Form von Seen, Wäldern, Flußläufen, Eisenbahnlinien, Ortschaften und so weiter zu gelingen. Ist die Aussicht aber dauernd durch Wolken gehindert, so hat der Führer lediglich aus den bei der Auffahrt gemachten Bestimmungen seiner Richtung und Geschwindigkeit zu entnehmen, ob etwa der Weg nach der Küste führt, und wie lange man vernünftigerweise über den Wolken bleiben darf, ohne in gefährliche Nähe des Meeres zu geraten. Von mäßigen Höhen aus kann man wohl auch „die Erde rekognoscieren", das heißt durch Ventilziehen in die Nähe des Bodens herabgehen und durch Anruf der unten befindlichen Leute den Namen der nächsten Ortschaft erfahren, um alsdann unter Auswurf von Ballast wieder zu steigen. Aber es ist hiermit ein Opfer von Gas und Ballast verbunden, welches die Fahrtdauer natürlich verringert. Der „Kampf mit den Wolken" bildet überhaupt ein besonderes und recht wichtiges Kapitel in der Lehre von der Ballonführung. Nähert man sich der Wolke von unten, so gelangt man in eine kühle Luftschicht, weil die beständig aus der Wolke herabsinkenden Wassertröpfchen hier verdampfen und durch ihre Verdunstungskälte die Temperatur erniedrigen. Indem der Ballon sich hier abkühlt und außerdem vielleicht noch in der Wolke durch Wasser oder Schnee belastet wird, verliert er einen Teil seiner Steigkraft und kann durch Wolken von einiger Mächtigkeit nur mit zuweilen recht erheblichen Ballastopfern hindurchgetrieben werden. Ueber der Wolke aber findet er eine warme Luftschicht, erzeugt durch die Sonnenstrahlung und deren Spiegelung an der oberen Wolkengrenze, und diese hindert gleichfalls das weitere Aufsteigen, so daß nun das „Schwimmen auf der Wolke" eintritt. Erst nach allmählicher Erwärmung des Ballons im Sonnenschein oder nötigenfalls nach weiterem Sandauswerfen kann man noch größere Höhen erreichen. Ganz ähnliche Verzögerung findet der Luftschiffer aber auch, wenn er von oben her sich der Wolke nähert. Der im Sonnenschein erwärmte Ballon schwimmt auf der kälteren Wolke und kann durch diese wie auch durch die darunter liegende kalte Luft nicht ohne Ventilziehen und entsprechenden Gasverlust hindurchgetrieben werden.

Ueberraschend gestalten sich während der Fahrt die Temperaturempfindungen, weil man nicht sowohl die eigentliche Lufttemperatur wahrnimmt, als vielmehr die Wirkungen der Strahlung. Es kommt dabei in Betracht, daß die Sonnenstrahlen, welche uns treffen, schon einen langen Weg durch die Luft zurückgelegt haben und hierbei längst derjenigen Bestandteile beraubt sind, welche ihnen die Luft überhaupt zu entziehen vermag. In den uns zugänglichen Höhen giebt die Sonnenstrahlung keine Wärme mehr an die Luft ab, wohl aber an den Ballon und die Gegenstände, welche er mit sich führt. Daß das Innere des Ballons 50° wärmer als die äußere Luft ist, hat man bei heller Sonne oft genug messen können. Und so ist es zu verstehen, wenn auch der Luftschiffer

bei Sonnenschein die Kälte der Luft nicht anders empfindet, als an der im Schatten der Korbbrüstung befindlichen unteren Körperhälfte. Bei wolkigem Wetter dagegen und namentlich bei nächtlichen Fahrten kann die Abkühlung um so empfindlicher werden. Dafür ist freilich in solchen Fällen auch die Aussicht um so schöner. Wolken neben oder unter dem Ballon zeigen eine derartige Mannigfaltigkeit und Pracht der Formen und Lichtwirkungen, daß auch der erfahrene Luftschiffer immer von neuem durch die wechselnden Bilder entzückt wird, und wunderbarer als alle andern Eindrücke, die eine Luftfahrt bietet, ist bei nächtlicher Fahrt der Anblick der vom Mond- oder Sternenlicht schwach beleuchteten Erde mit den zahllosen Lichtpünktchen der Städte, Bahnlinien, Gehöfte und so weiter.

Wird der Fahrt nicht durch örtliche Verhältnisse (Küste, Gebirge, Landesgrenze) oder durch vorgeschrittene Tageszeit ein Ziel gesetzt, so endet sie nach erschöpfter Steigkraft des Ballons, das heißt wenn zur Ausgleichung der unvermeidlichen Gasverluste der mitgenommene Ballast bis auf den zur Landung nötigen Rest verbraucht ist. Alsdann läßt man den Ballon sinken und bereitet die Landung vor. Im Korb ist es seit der Abfahrt merklich geräumiger geworden, denn die anfangs gefüllten Sandsäcke sind nun meistens leer. Man befestigt alle lose herumliegenden Gegenstände, verpackt die zerbrechlichen Instrumente in geeigneten Behältern und bringt sie möglichst hoch am Seilwerk des Korbes an. Alsdann hält der Führer Umschau nach einem günstigen Landungsplatz. Sinkt der Ballon zu rasch, so pariert man den Fall durch Sandauswerfen, um mit möglichst geringer Geschwindigkeit den Boden zu erreichen. Zuerst legt der vom Korb herabhängende Schleppgurt sich auf die Erde, wobei zugleich der Ballon entlastet und die etwaige Horizontalbewegung durch Reibung verringert wird. Trotzdem kann, falls das Wetter windig ist, eine kurze „Schleiffahrt“ nicht immer vermieden werden, das heißt der noch zum Teil gefüllte Ballon wird vom Wind fortgeführt und schleppt den Korb am Boden nach. Die Insassen halten sich dann in den Tauen oder sitzen auch wohl in dem umgestürzten Korb und suchen durch Anwenden der oben erwähnten Reißleine die Entleerung des Ballons nach Möglichkeit zu beschleunigen, weil die leere Hülle dem Wind keine Angriffsfläche mehr bietet. Bei ruhiger Luft hat man lediglich die Seile zu erfassen und, um Verletzungen der Füße beim Aufstoßen des Korbes zu vermeiden, das Kommando zu befolgen, welches der Führer mit den Worten „Achtung, Klimmzug!“ unmittelbar vor Erreichen des Bodens giebt. Bald versammeln sich um den Landungsort die atemlosen „Eingeborenen“, welche dem mit Windgeschwindigkeit herbeifliegenden Ballon nachgeeilt sind, es wird ein Bote geworben, um die telegraphische Meldung der glücklich erfolgten Landung nach dem nächsten Postamt zu bringen, ein andrer zur Herbeischaffung eines Wagens, der den rasch entleerten und zusammengepackten Ballon an die Eisenbahn bringen soll, und die Luftschiffer können in behaglicher Erinnerung an die Erlebnisse eines schönen Tages die Zeit der eignen Heimreise herankommen lassen.

Die in dem vorgenannten Werke beschriebenen 75 Fahrten hatten eine Gesamtdauer von 488 Stunden 24 Minuten, eine gesamte horizontale Länge von 16638 Kilometer, eine Gesamthöhe von 336657 Meter. Darunter befinden sich neun bemannte Fahrten von mehr als 6000 Meter Höhe, bei welchen mehrfach schon merkliche Störungen im körperlichen Befinden der Luftfahrer auftraten. Wenn es auch gelang, diese Beschwerden (Herzklopfen, Kopfschmerz, Mattigkeit, Schlafsucht, zeitweise Trübung der Sehkraft und andres) durch Einatmen des in einer Stahlflasche komprimiert mitgeführten Sauerstoffs in erträglichen Grenzen zu halten, so dürfte doch für Menschen die bisher erreichte Höhe kaum überschreitbar sein. Die größte Höhe, zu welcher man bei diesen Fahrten und überhaupt jemals aufzusteigen vermochte, betrug 9155 Meter; es war bei einem am 4. Dezember 1894 von Herrn Arthur Berson allein im Ballon „Phönix" mit Wasserstofffüllung unternommenen Aufstieg, daß diese Höhe erreicht und ein Luftdruck von 231 Millimeter, eine Temperatur von — 47,9° gemessen wurde. Dagegen wurden größere Höhen vielfach mit unbemannten Ballons erstiegen, welche Registrierapparate für Luftdruck und Temperatur trugen und mittels der während der Fahrt aufgezeichneten Kurven Aufschluß über den Zustand jener Luftregionen gaben. Diese Vorrichtungen haben Höhen von 20000 Meter und mehr erreicht und wertvolle Ergänzungen zu den Ergebnissen der bemannten Fahrten geliefert.

Besonders fruchtbringend erwiesen sich alle diese Untersuchungsmethoden, als man begann, gleichzeitig von verschiedenen Städten aus Ballons zu entsenden, um ein möglichst vollständiges Gesamtbild der Wetterlage eines Tages zu gewinnen. Die im September 1896 gegründete „Internationale aeronautische Kommission" veranlaßte schon am 14. November desselben Jahres das gleichzeitige Aufsteigen von acht Ballons in Paris, Straßburg, München, Warschau, St. Petersburg und Berlin, und noch oft sind inzwischen ähnliche Vereinbarungen zur Ausführung gekommen.

Als Ballonführer fungierten anfangs meist Offiziere der Königlichen Luftschifferabteilung; so hat zum Beispiel der jetzige Hauptmann Herr Hans Groß etwa die Hälfte der bemannten Aufstiege geleitet, und seine treffliche Führung ist den Meteorologen, die in seiner Gesellschaft aufsteigen durften, in dankbarer Erinnerung. Allmählich gewannen einzelne Meteorologen Erfahrung genug, um auch ihrerseits als Führer mitzuwirken, und hierdurch wurde es möglich, „Solofahrten" auszuführen, bei denen ein einzelner Aeronaut zugleich als Führer und Beobachter sich bethätigte, um entweder mit einem kleinen Ballon oder in große Höhen aufzusteigen. Die Herren A. Berson und R. Süring haben eine Reihe von Fahrten geleitet, die sie teils allein, teils auch mit andern Meteorologen unternahmen.

Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse der geschilderten Fahrten einzugehen, fehlt leider an dieser Stelle der Raum. Doch dürfte das Bisherige immerhin erkennen lassen, daß der Ballon ein wertvolles Hilfsmittel zur Erforschung der oberen Luftschichten bildet, und daß er nicht bloß der strengen Forschung allein

dient: denn jeder, der an diesen Arbeiten teilnehmen durfte, wird als dauernden Gewinn auch die Erinnerung an die vielen schönen und fröhlichen Stunden bewahren, zu denen uns die Luftfahrten vereinigten.

Papsttum und Hexenwahn.[1]

Von

Graf v. Hoensbroech.

Mit dem Hexenwahn betreten wir ein Gebiet, dem an Schrecknissen in der gesamten Kultur- und Sozialgeschichte der Menschheit nichts gleichkommt. Auch wenn wir den Bereich dessen, was man Kultur nennt, verlassen, wenn wir die Greuel wilder Völker betrachten, der Hexengreuel übersteigt sie.

Der Glaube an Hexen, Zauberer und so weiter ist so alt wie der Mensch. Die Heidenvölker früherer Zeiten kannten ihn so gut, wie die Heidenvölker der Gegenwart ihn kennen; aber, was weder das alte noch das neue Heidentum kannte und kennt, das erfüllt jahrhundertelang die Geschichte der christlichen Kultur. Massenmorde unschuldiger Menschen, zarter Kinder, blühender Frauen, starker Männer, welker Greise; unaussprechlicher Jammer, Zerrüttung häuslicher wie staatlicher Verhältnisse, Ruin jeglichen Glückes: das alles in ein großes System gebracht, umhüllt mit den Wahnvorstellungen einer entarteten, wahrhaft teuflischen Phantasie, ist unzertrennlich verbunden mit der Geschichte des Christentums!

Wer an die Wahrheit der christlichen Religion, an ihren göttlichen Ursprung und an ihr göttliches Ziel, an ihre für das Menschengeschlecht erzieherische Aufgabe glaubt, der steht bei Erwägung dieser Thatsache vor einem dunkeln Rätsel. Ein volles Jahrtausend ist das Christentum unbestritten die Religion innerhalb der Kulturvölker Europas, unbestritten wirkt es in diesem langen Zeitraum nach allen Richtungen sich aus: und doch stehen von diesen zehn christlichen Jahrhunderten volle acht unter dem fluchwürdigen Banne des widerchristlichen Wahnes: volle acht Jahrhunderte schwingt diese „religiöse“ Seuche ungehindert ihre schreckliche Geißel, watet diese aus den Tiefen menschlicher Verderbnis losgelassene Furie in Menschenblut!

Es ist hier nicht der Ort, über diese zugleich furchtbare und geheimnisvolle Erscheinung Betrachtungen anzustellen; das muß dem Religionsphilosophen und dem christlichen Apologeten überlassen bleiben.

Was hätte während dieser Schreckensjahrhunderte ein von Gott bestellter

[1] Auch bei diesem Aufsatz verweise ich auf den ersten Band meines demnächst bei Breitkopf & Härtel erscheinenden Werkes: „Sozial-kulturelles Wirken des Papsttums“. Dort behandle ich Hexenwahn und Hexengreuel eingehend.

Hüter des Christentums, ein Lehrer der Wahrheit, ein wirklicher Stellvertreter Christi, der zugleich von allen Völkern als solcher anerkannt wurde, dessen Wort somit maßgebendes Ansehen, unermeßlichen Einfluß besaß, was hätte ein solcher Völkerhirte, ausgerüstet mit dem Schatze der Wahrheit und der Klarheit des Christentums und mit dem gottgegebenen Berufe, diese Wahrheit und Klarheit zu verbreiten, was hätte er gethan? Seine mächtige Stimme wäre durch die Christenheit erschallt, belehrend, aufklärend; das von ihm ausgehende Licht hätte die höllische Nacht des düstern Wahns verscheucht; dem mörderischen Blutvergießen hätte er ein Ende bereitet.

In Rom thronte ein Mann, der sich den „Statthalter Christi" und „das Haupt der Christenheit" nannte, der als solcher nicht nur Unfehlbarkeit beanspruchte, sondern dessen Anspruch von den Völkern geglaubt wurde, der moralische und religiöse Macht besaß wie kein zweiter. Und dieser Mann, der nicht sterbende Träger des „göttlichen" Papsttums, der Papst, ist während all dieser Zeit der Hort, das Bollwerk, der Verbreiter und Vertiefer des Hexenglaubens gewesen, sein Werk sind die in dieser schrecklichen Verfinsterung menschlichen Verstandes und menschlichen Gefühles verübten Schandthaten.

Das, was ich zusammenfassend Hexenwahn nenne, besteht aus zwei Teilen, aus der Theorie und aus der Praxis: aus der Hexenlitteratur und aus den Hexenmorden. Hexenlitteratur und Hexenmorde sind aufs engste miteinander verknüpft: die eine gebiert stets aufs neue die andern; wie zwei ineinanderschlagende Flammen steigern sie sich gegenseitig. Nun ist das Papsttum wie der Schöpfer der furchtbaren Hexenlitteratur, die an Wahnwitz, Unflätigkeit und Widerchristentum ihresgleichen nicht hat, so auch der Urheber, der Beförderer der systematischen Hexenmorde, denen an Grausamkeit nichts an die Seite gestellt werden kann.

1. Hexenlitteratur.

An der Spitze dieser Litteratur, gleichsam als ihre klassischen Schriften, stehen verschiedene Bullen, das heißt amtliche Kundgebungen höchsten Ansehens der „Statthalter Christi". Nur zwei dieser Bullen seien hier erwähnt: die Teufelsbulle Vox in Rama Gregors IX. vom 13. Juni 1233 und die Hexenbulle Summis desiderantes Innocenz' VIII. vom 5. Dezember 1484.

Gregor IX., der grimme Ketzerverfolger (vergl. meinen Aufsatz: „Papsttum und Todesstrafe" im Juni-Heft dieser Zeitschrift), verkündet in seiner Bulle zwar nicht eigentlichen Hexenwahn, sondern Teufelsspuk, aber gerade deshalb gehört die Bulle hierher, denn der vom Papsttum gezüchtete Hexenwahn ist wesentlich Teufelsspuk, verbunden mit Unflat in den abstoßendsten Formen. Gregors Bulle ist gerichtet an die Bischöfe von Mainz und Hildesheim. Der „Statthalter Christi" wendet sich gegen einen, wie man ihm berichtet hat, in Deutschland bestehenden Teufelskult, von dem er folgendes als Thatsachen angiebt: „Wenn ein Neuling in die Versammlung [der Teufelsanbeter] aufgenommen wird, so erscheint ihm zuerst ein Frosch, den einige eine Kröte nennen. Diesem Frosch geben sie einen schmachwürdigen Kuß auf den H...., andre auf das

Maul, indem sie dabei die Zunge und den Speichel der Bestie in ihren Mund ziehen. Dies Tier erscheint zuweilen in natürlicher Größe, manchmal auch so groß wie eine Ente oder eine Gans, meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an. Dann begegnet dem Neuling ein Mann von wunderbarer Bläſſe, mit schwarzen Augen, so mager, daß alles Fleisch geschwunden scheint. Diesen Mann küßt der Neuling und fühlt dabei, daß er kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse verschwindet dem Neuling alle Erinnerung an den katholischen Glauben. Hierauf setzt man sich zum Mahle, und wenn man sich nachher erhebt, so steigt von einer Stiege herab ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelgroßen Hundes, rückwärts mit emporgehobenem Schwanze. Diesen Kater küßt der Neuling auf den H .... Dann werden die Lichter ausgelöscht, und man ergiebt sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft der greulichsten Unzucht. Sind mehr Männer als Weiber da, so befriedigen die Männer unter sich die schändliche Begierde; das Gleiche thun die Weiber unter sich."

Man will auf ultramontaner Seite den „Statthalter Christi" der Verantwortung für diesen greulichen Aberwitz dadurch entlasten, daß man sagt, Gregor habe nur wiederholt, was ihm berichtet worden, ohne selbst für die Thatsächlichkeit des Berichteten einzutreten. Eine unmögliche Ausflucht, denn der Papst fährt fort: „Wer sollte nicht in Zorn geraten über solche Bosheit? Wer sollte nicht in Wut entbrennen gegen solche schlechte Menschen? Wo ist der Eifer des Moses, der an einem Tage 20 000 Götzendiener tötete? Wo ist der Eifer des Pinehas, der den Juden und die Midianitin mit einem Spieße durchbohrte? Wo ist der Eifer des Elias, der 450 Baalspriester mit dem Schwerte traf? Wo ist der Eifer des Mathatias, der den götzendienerischen Juden erschlug? Wahrlich, wenn Erde, Gestirne und Elemente sich gegen solche erhöben und sie ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht vernichteten, so wäre es noch keine gebührende Strafe. Sollten sie Euern Ermahnungen nicht folgen und sich nicht bekehren, so muß man zu kräftigeren Mitteln greifen, und wo Arzneien nicht mehr helfen, müssen Eisen und Feuer angewandt, und das faulende Fleisch muß ausgeschnitten werden. Rufet also gegen sie auf die Hilfe des weltlichen Schwertes und ermahnt die Christgläubigen, sich gegen sie zu rüsten. Wir aber, im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Macht der Apostel Petrus und Paulus, verleihen in Kraft unsrer höchsten Binde- und Lösegewalt allen, die sich zur Ausrottung dieser Ketzer rüsten und gegen sie das Kreuz nehmen, die gleichen Ablässe und Vorrechte wie den Kreuzfahrern in das Heilige Land" (Rippoll, Bullar. Ord. Praed., Romae 1729, I, n. 81, S. 52; Potthast, Reg. Rom. P. P. I, 9230, S. 790). Wer, wie hier der „Statthalter Christi", erbarmungslos den Tod derer fordert, die den Teufel „als Kröte oder Kater so groß wie ein Backofen auf den H .... küssen", muß doch selbst an die Thatsächlichkeit dieses Kröte- und Katerteufels glauben.[1])

[1]) Leo Taxil, der jahrelang (bis zum Jahre 1896) die ultramontane Welt, einschließlich des Papstes, vieler Kardinäle und Bischöfe, mit seinen religiös-pornographischen

Zweihundertfünfzig Jahre ſpäter erließ am 5. Dezember 1484 ein andrer „Statthalter Chriſti", Innocenz VIII., die Hexenbulle Summis desiderantes War die Bulle Gregors mehr aberwitzig, ſo paart ſich in der Bulle Innocenz' der Aberwitz mit der Unflätigkeit. Sie verkündet von der höchſten Warte chriſtlicher Glaubens- und Sittenlehre aus das thatſächliche Daſein der obſcönen Hirngeſpinſte, der in Weibs- oder Mannsgeſtalt ſich mit den Menſchen geſchlechtlich vermiſchenden Teufel („Daemones incubi": Drauflieger, „Daemones succubi": Drunterlieger).

„Mit glühendem Verlangen," ſchreibt Innocenz, „wie es unſre oberhirtliche Sorge erfordert, wünſchen wir, daß der katholiſche Glaube wachſe und die ketzeriſche Bosheit ausgerottet werde. Deshalb verordnen wir gerne und aufs neue, was dieſe unſre Wünſche zum Ziele bringt. Nicht ohne ungeheuern Schmerz iſt jüngſt zu unſrer Kenntnis gekommen, daß in einigen Teilen Deutſchlands, beſonders in der Gegend von Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Bremen, ſehr viele Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich mit Teufeln in Weibs- oder Mannsgeſtalt geſchlechtlich verſündigen und mit ihren Hexereien die Niederkünfte der Weiber, die Leibesfrucht der Tiere, die Früchte der Erde umkommen machen und verhindern, daß die Männer den Weibern und die Weiber den Männern die eheliche Pflicht leiſten und ſo weiter" (Rippoll, a. a. O., IV, n. 3, S. 2).[1])

Die unmittelbare Frucht dieſer päpſtlichen Bulle, deren dogmatiſcher Charakter außer Frage ſteht, war das nach Inhalt und Wirkung furchtbarſte Buch der Weltlitteratur: der von den päpſtlichen Inquiſitoren, den Dominikanermönchen Sprenger und Inſtitoris, verfaßte „Hexenhammer".

„So viel über dies Buch ſchon geſchrieben worden iſt," ſagt Riezler, „ſeine Wirkungen werden nach Vielſeitigkeit, Ausdehnung und Nachhaltigkeit nicht vollauf gewürdigt. Was fortan über Hexerei geäußert wird, iſt zum weitaus größten Teil direkt oder indirekt auf den ‚Hexenhammer' zurückzuführen. Die Wirkung des Buches auf das Publikum ward um ſo leichter erzielt, als es mit dreifacher Auktorität gewappnet hervortrat. An der Spitze prangte die päpſtliche Bulle, die königliche Beſtätigung vom 6. November 1486 und eine Approbation der theologiſchen Fakultät Köln vom Mai 1487. ‚Kauf und lies es, das Geld wird dich nicht gereuen,' ſteht auf dem Titel der Ausgabe von 1519 — eine Einladung, der die Gebildeten bereits in erſchreckendem Umfange zuvorgekommen

---

Schriften zu ſeinen Anhängern machte, hat alſo mit dem klavierſpielenden Krokodilteufel nur päpſtlichen Vorbildern nachgeeifert; er kannte den Ultramontanismus und ſchätzte das Maß von pornographiſchem Blödſinn, das er ihm bieten durfte, richtig ab.

[1]) Ueber die Hexenbulle Innocenz' VIII. verbreitet der Ultramontanismus die gröbſten Unwahrheiten und Entſtellungen. An dieſer Geſchichtsklitterung beteiligen ſich vor allem die „wiſſenſchaftlichen Größen" des Ultramontanismus: Hergenröther, Janſſen, Paſtor, Kaulen, Dieſenbach, Sauter, Majunke u. ſ. w., u. ſ. w. Von den „Höhen" fließt dann dies trübe Waſſer der „Aufklärung" in die Niederungen und verſchlammt und verſeucht den geiſtigen und religiöſen Boden des katholiſchen Volkes. Für dies an der Wahrheit fort und fort verübte Verbrechen, für dieſe ſyſtematiſche Täuſchung wird der Gott der Wahrheit von den Urhebern der Lüge einſt ſtrenge Rechenſchaft fordern.

waren. Bis 1496 waren bereits neun Ausgaben erschienen, aber noch lange nicht war damit der Bedarf gedeckt. 1511, 1519, 1520, 1580, 1582, 1588, 1598, 1615, 1669 erschienen neue Auflagen. So ward der ‚Hexenhammer' für viele Generationen zum Lehrbuche des aberwitzigsten Wahnes, zur Rüstkammer der ungerechtesten und grausamsten Verfolgungen" (Gesch. der Hexenprozesse in Bayern, Stuttgart 1896, S. 104 ff.).

Der Inhalt des schauerlichen Buches ist roh, grausam, unflätig und tollhäuslerisch. Nur ganz weniges aus diesem Gemisch von Unmenschlichkeit und Widerchristentum kann ich vorlegen:[1])

Die Behauptung, durch Teufel in Weibs- oder Mannsgestalt können Menschen erzeugt werden, ist so katholisch, daß ihre Leugnung den Aussprüchen der Heiligen, der Ueberlieferung und der Heiligen Schrift widerstreitet (S. 20, Lyoner Ausgabe von 1669). Katholisch ist die Behauptung, daß gewisse unzüchtige Handlungen mit Menschen von den untersten Teufeln ausgeübt werden; jene Teufel, die früher zu den untersten Engeln gehörten, werden für diese Sachen verwendet. Der oberste der Teufel, die solche Dinge mit den Menschen treiben, heißt Asmodäus (S. 27). Der Einfluß der Gestirne auf die Menschen und Teufel ist sehr groß (S. 29); bei zunehmendem Monde plagen die Teufel den Menschen besonders stark (S. 38). Das Weib ist nichts andres als ein notwendiges Uebel, ein begehrenswertes Unheil, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel mit schöner Farbe bestrichen. Sein Verstand ist von einer geringeren Art als der der Männer. Das Weib ist mehr auf das Fleischliche gerichtet als der Mann. Alle Uebel kommen beim Weibe durch die fleischliche Begierde, die in ihm unersättlich ist (S. 41, 43). Wie die päpstliche Bulle lehrt, können Behexungen den ehelichen Akt verhindern; darin stimmen alle Theologen überein; fünf unflätige Arten dieser Verhinderung werden dann angegeben (S. 54 ff.). Der Feuertod ist eigentlich noch keine genügende Strafe für die Hexen (S. 81). Geweihte Kräuter, die verbrannt werden, sind ein gutes Mittel gegen Hexen (S. 97). Um durch die Luft zu fliegen, bestreichen die Hexen ein Stück Holz (Besenstiel) mit einer

---

[1]) Die Wiedergabe von Unflätigkeiten aus dem „Hexenhammer" ist mir außerordentlich peinlich; aber es muß sein. Der „Hexenhammer" ist ein Buch, das auf das soziale, kulturelle und religiöse Leben des deutschen Volkes jahrhundertelang geradezu furchtbaren Einfluß ausgeübt hat; die Verbreitung seiner scheußlichen Lehren hat unserm Volke Ströme kostbaren Menschenblutes gekostet. Dazu kommt, daß der „Hexenhammer" ein echtes und rechtes Erzeugnis des Papsttums ist. Das überragende Ansehen der „Statthalter Christi" ist dem „Hexenhammer" auf seinem Mordgang durch die Lande Schild und Geleitschein gewesen. Das Widerchristentum, der Unflat und die Unmenschlichkeit des „Hexenhammer" sind somit ein furchtbares Vernichtungsurteil für den Anspruch des Papsttums, göttlich bestellter Wächter der Reinheit christlichen Glaubens und christlicher Gesittung zu sein. Wer jahrhundertelang solche Scheußlichkeiten duldet, ihre blutigen Folgen wissend und wollend, der hat sich unwiderruflich eingereiht in die lange Reihe derer, die dem Irrtum und der Täuschung in ihren abschreckendsten Formen unterworfen sind. Nicht zu vergessen endlich ist, daß auch der gegenwärtige Ultramontanismus den „Hexenhammer" nicht von sich abschüttelt, wie die unten mitgeteilten Worte des Jesuiten Hurter beweisen.

aus getöteten Kindern bereiteten Salbe (S. 115). Die durch den Beischlaf mit einem Teufel Gezeugten sind sehr stark. Die Sache geht also vor sich: Ein Teufel in Weibsgestalt, der sich mit einem Manne abgegeben hat, nimmt den Samen von diesem Manne auf, dann macht er sich mit diesem Samen zu einem Teufel in Mannsgestalt und giebt sich mit einem Weibe ab (S. 121). Unsre Erfahrungen [es sprechen die Verfasser des „Hexenhammer", die päpstlichen Inquisitoren und Dominikanermönche Sprenger und Institoris] haben uns belehrt, daß bei solchen Akten die Hexen zwar immer sichtbar sind, nicht aber die Teufel. Oft sind Hexen gesehen worden, wie sie mit entblößtem Unterleib auf dem Felde lagen und ihre Schenkel und Beine, wie es für diesen Akt angemessen ist, bewegten, der Teufel, der sie mißbrauchte, wurde aber nicht gesehen; nur am Schlusse des Aktes erhob sich ein schwarzer Dampf in Form einer Menschengestalt. In Bezug auf die fleischliche Ergötzung bei solchen Akten mit dem Teufel ist zu sagen, daß sie unter Umständen größer sein kann als beim Beischlafe mit einem wirklichen Manne (S. 122). Das siebente Hauptstück des zweiten Teils handelt davon, wie die Hexen das männliche Glied entfernen (S. 127—131). Zwei Hexen, die von uns gefoltert wurden, gestanden, daß sie schon achtzehn Jahre mit einem Teufel Unzucht getrieben und Unwetter gemacht haben. Das Unwetter erregen sie, indem sie unter einem Baum ein Loch graben, Wasser hineingießen und es mit dem Finger umrühren, dann verschwindet das Wasser, und das Unwetter entsteht (S. 162). Auf Seite 181—189 werden Heilmittel angegeben für die, welche durch Hexerei in ihrer Zeugungsfähigkeit behindert werden, oder denen durch eine Hexe das männliche Glied genommen worden ist. Um zauberischen Hagelschlag aufhören zu machen, werfe man unter Anrufung der Dreifaltigkeit drei Hagelkörner ins Feuer (S. 206). Das beste Heilmittel der Kirche gegen die Hexen ist ihre Tötung (S. 209).

Buchstäblich kein Blatt des über dreihundert Quartseiten starken Buches ist auch nur halbwegs moralisch und religiös gesund. Was ich hier mitgeteilt habe, stellt noch lange nicht das Schlimmste des Buches vor. Und diese Schrift ist mit Kenntnis und Billigung der „Statthalter Christi" Jahrhunderte hindurch in der Christenheit verbreitet worden; sie ist mit Kenntnis und Billigung der „Statthalter Christi" Jahrhunderte hindurch für Tausende von unglücklichen Menschen: Kinder, Männer, Frauen, Greise, Todesurteil und Grabschrift gewesen!

Mit dem „Hexenhammer" wucherten unzählige andre Schriften gleichen Inhalts empor, alle mit kirchlicher Genehmigung, viele mit unmittelbar päpstlicher Gutheißung durch den Magister sacri Palatii in Rom. Die Verfasser dieser Schriften waren fast ausnahmslos Geistliche: Bischöfe, Weltpriester, Ordensleute. Wie eine Flut ergoß sich der Strom von Aberglaube und Schmutz über die Länder. Das neben dem „Hexenhammer" schlimmste dieser Bücher hat der Jesuitenorden hervorgebracht: die „Disquisitiones magicae" des Jesuiten Delrio. In seinen vielen Auflagen setzte dies Schandwerk die zerstörenden Wirkungen des „Hexenhammer", gestützt durch das Ansehen des mächtigen Jesuitenordens, fort. Auch die Kanzel, die Verkündigung

des „Wortes Gottes“, wurde zur Verbreitung des blutigen Hexenwahns mißbraucht. Besonders zeichneten sich hierbei zwei Jesuiten aus: Georg Scherer, Kanzelredner in Wien, und Jeremias Drexel, Herzoglicher Hofprediger in München. Drexel hielt gegen die Hexen wahre Mord- und Brandreden, worin er die Fürsten zum Verbrennen dieser „Höllenbrut“ (orciniana plebs) aufforderte.[1]) Welch ungeheuren Einfluß gerade Drexel ausgeübt hat, geht daraus hervor, daß seine Schriften in 170 700 Exemplaren verbreitet waren (Hurter, S. J., „Nomenclator litterar.“, I, 372, Innsbruck 1892.)

Alle diese Schriften und Predigten thaten ihre Schuldigkeit: sie entzündeten die zahllosen Scheiterhaufen, die durch Generationen hindurch das Kulturleben der christlichen Völker mit ihrem grausigen Scheine bestrahlten.

2. Die Hexenmorde.

Mit dem Worte „Mord“ verbinden wir für gewöhnlich die Vorstellung vereinzelter, zusammenhangloser Blutthaten. Die Hexenmorde — und darin liegt das Entsetzliche — waren aber ein System, bis in die letzten Ausläufe ausgearbeitet; und dies System besaß seinen Ursprung und seine Stärke im „Christentum“ der Päpste.

Auch nur ein annähernd vollständiges Bild von dem Leichen- und Trümmerfeld aus der Zeit des Hexenwahns zu geben, ist hier aus Raummangel un-

---

[1]) Opp. omn., Ed. Mogunt. 1651, II, 221. Der Jesuitenorden hat durch Wort und Schrift mit am meisten zur Verbreitung des Hexenwahns und der Hexengreuel beigetragen. Die Cautio criminalis des edeln Spee dagegen anzuführen, ist eitel Flunkerei. Spee hat seine Cautio geschrieben, obschon er Jesuit war; die übrigen Jesuiten: Delrio, Laymann, Tanner, Scherer, Gaar, Drexel, Valentia und so weiter, haben ihre Hexenschriften geschrieben, weil sie Jesuiten waren, aus dem Geiste des Ordens heraus; Spee stand mit seiner Ansicht allein im Jesuitenorden da; Spee mußte sein Buch anonym veröffentlichen, ohne Wissen seiner Ordensoberen; die furchtbaren Hexenbücher eines Delrio und so weiter tragen stolz die Namen ihrer Verfasser und das Imprimatur des Ordens. So trägt das Schandbuch Delrios die ausdrückliche Genehmigung eines der einflußreichsten Jesuiten des 16. Jahrhunderts, des Oliverius Manaräus. — Bei Besprechung der Stellung des Jesuitenordens zum Hexenwahn leisten Janssen-Pastor (Gesch. des deutschen Volkes VIII, 652 ff.) Hervorragendes an Unwahrheit und Entstellung. Sie haben sogar die Dreistigkeit zu schreiben: „Der einzige (!) deutsche Jesuit, der nachweislich (!) die weltliche Obrigkeit zur Verfolgung der Hexen aufforderte, ist Georg Scherer“ (a. a. O., S. 653). Und dabei mußten Janssen-Pastor die blutdürstigen Predigten des Jesuiten Drexel bekannt sein, der als Prediger eine ungleich bedeutendere Stellung einnahm, als Scherer. Ich sage: „mußten ihnen bekannt sein“, denn Janssen hat für sein „Geschichtswerk“ jahrelang als Mitarbeiter gehabt die Jesuiten: Baumgartner, Duhr, Braunsberger und mehrere andre. Fortwährend stand Janssen bei Abfassung seiner „Geschichte“ des deutschen Volkes mit dem Jesuitenorden in Verbindung. Ein großer Teil der Schrift: „Ein Wort an meine Kritiker“ ist gar nicht von Janssen selbst, sondern vom Jesuiten A. Baumgartner, dem Verfasser der Goethe-Biographie und der Weltlitteraturgeschichte. Unwahrheiten über die Jesuiten bei Janssen sind also nicht Irrtümer, sondern bewußte Lügen. Solange im katholischen Volk auf diese Weise die „Wahrheit“ verbreitet wird, ist es nicht zu verwundern, daß die Unwahrheit und damit der Irrtum es gefangen halten.

möglich. Was im Aufsatz „Papsttum und Inquisition“ (Aprilheft dieser Zeitschrift) gesagt worden ist, sei wiederholt: Man verhundert-, man vertausendfache die Schreckensscenen, man verteile sie über alle Länder Europas.

Eine eigentümliche Befriedigung liegt darin, daß der schauerliche Abschnitt über die Hexenmorde eingeleitet werden kann mit den Worten eines Mannes, der durch seine Schriften wie kaum ein andrer für Verbreitung des Hexen- und Teufelwahns gewirkt, und den die ultramontane Geschichtschreibung als ihren Meister feiert. Joseph v. Görres sagt in seiner „Mystik“: „Vornehmlich ist es die Religion gewesen, die den ganzen Skandal der Hexenverfolgung angerichtet hat. Die Päpste, besonders Innocenz VIII., haben das Signal gegeben, und die Inquisition ist nun ausgegangen wie eine heißhungrige Löwin, suchend, wen sie verschlinge“ (IVb, 650).

Und Ungezählte hat diese „heißhungrige Löwin“, der Schoßhund des Papsttums, verschlungen. Einer der angesehensten ultramontanen Schriftsteller über die Inquisition, der Domherr Paramo, Inquisitor für Sizilien, schreibt rühmend von diesem Blutsystem: „Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie verdient sich die heilige Inquisition um das Menschengeschlecht dadurch gemacht hat, daß sie eine ungeheure Menge von Hexen (ingentem multitudinem lamiarum) verbrannt hat. Innerhalb von hundertfünfzig Jahren sind wenigstens dreißigtausend Hexen von der Inquisition in Spanien, Italien, Deutschland verbrannt worden. Wären diese Hexen straflos geblieben, so hätten sie der Welt großen Schaden zugefügt (De origine et progressu Officii s. Inquisitionis, Madrid 1597, S. 296).

Nur wenige Thatsachen.

Das „Chronicum generale“ des Chorherrn Andreas von Regensburg berichtet: „Zur Zeit des Papstes Martin V. tötete zu Rom eine Katze viele Kinder in den Wiegen. Ein kluger Mann verwundete die Katze, und als man später der Blutspur nachging, merkte man, daß die Katze ein in der Nähe wohnendes altes Weib sei, die als Katze das Blut der Kinder aussaugte. Sie wurde als Hexe verbrannt“ (Eccard, Corp. hist. I, c. 2159). Im Jahre 1617 wurde zu Rom ein lahmer Bettler, der sich auf einem Karren von zwei Hunden ziehen ließ, als Zauberer verbrannt; „die heilige Kongregation der Inquisition hatte erklärt: die beiden Hunde seien Dämonen! (Nuova Antolog. 1877, 34, 298, bei Döllinger-Reusch, Selbstbiographie Bellarmins, S. 233).

Die päpstlichen Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris berichten in ihrem „Hexenhammer“:

„Ein päpstlicher Inquisitor von Como hat uns erzählt, daß er im verflossenen Jahr (1486) 140 Hexen verbrennen ließ“ (S. 68). „In Ravensburg ließen wir einige Hexen einäschern (incinerare), die uns des Nachts bald als Affen, bald als Hunde, bald als Ziegen erschreckten“ (S. 95). „In Bern wurden ein Mann und seine Frau als Zauberer verbrannt, weil sie mit dem Teufel Unzucht getrieben hatten“ (S. 107). „Aus den Geständnissen vieler in Straßburg, Hagenau, Konstanz verbrannter Hexen geht

hervor, daß die Beherung mittels eines auf dem Herde gekochten erstgeborenen männlichen Kindes geschieht" (S. 109). „Eine Hexe in Basel, die verbrannt wurde, gestand, daß sie an der Seite ihres Mannes im Bett sechs Jahre lang mit einem Teufel Unzucht getrieben habe" (S. 110). „In Waldshut am Rhein wurde eine Hexe aus folgender Ursache verbrannt: Aus Aerger, daß sie nicht zu einer Hochzeit geladen war, wollte sie die Hochzeitsgäste beim Tanz im Freien mit Hagel überschütten. Der Teufel trug sie auf einen Berg, dort grub sie ein Loch, denn das ist nötig beim Erregen von Hagel, und da es ihr an Wasser fehlte, ließ sie von ihrem Urin in das Loch, rührte ihn mit dem Finger um, und alsbald fiel schwerer Hagel auf die Tanzenden" (S. 115). „In Regensburg haben wir innerhalb fünf Jahren achtundvierzig Hexen verbrannt" (S. 119).[1])

Zu Arras wurden im Jahre 1460 elf Männer und Frauen als Zauberer und Hexen verbrannt, weil sie auf gesalbten Stöcken durch die Luft ritten und den Teufel als Bock oder Hund anbeteten (Tanon, Histoire des tribunaux de l'Inquisition en France, S. 207). Im Jahre 1577 wurden zu Toulouse mehr als vierhundert Hexen verurteilt, die meisten zum Feuertode (Vulcano sacratae!); an ihren Leibern fand man ein vom Teufel eingebranntes Zaubermal (Thiers, Traité des Superstitions I, 119).

Am 7. und 8. November 1610 werden zu Logrogno in Spanien sechs Menschen als Zauberer lebendig verbrannt (Llorente, Histoire de l'Inquisition d'Espagne III, 431 ff.).

Der heilige Karl Borromäus, Kardinal-Erzbischof von Mailand, ließ im Thal von Mesolcino in Graubünden im Jahre 1583 elf Hexen verbrennen. Das gleiche Schicksal bereitete er dem Propste von Rovereto (Guissano, Leben des hl. Karl Borromäus, VII, Kap. 4: bei Görres, Mystik IVb, 114).

Zu Meran wurden im Jahre 1680 dreizehn Frauen als Hexen hingerichtet (Rapp, Die Hexenprozesse in Tirol, Brixen 1891, S. 61).

Am 5. November 1679 wurde Emerenz Pichler zu Heimfels in Tirol als Hexe verurteilt; das Urteil lautete: „selbe sei im Falle ihrer erfolgenden Bekehrung erst zu erdrosseln, dann zu enthaupten und zu Asche zu verbrennen; im Falle der nicht erfolgenden Bekehrung aber lebendig zu verbrennen, jedenfalls während des Hinführens zur Richtstätte fünfmal mit Zangen zu zwicken" (Pfaundler, Ueber die Hexenprozesse des Mittelalters, Innsbruck 1843, S. 32 ff.).

Sieben Hexen werden am 22. Februar 1679 zu Salzburg hingerichtet;

---

[1]) Vom „Hexenhammer" und seinen Verfassern schreibt noch im Jahre 1899 der Jesuit Hurter, Professor an der K. K. Universität Innsbruck: „Eine besondere Erwähnung verdienen zwei Dominikaner-Theologen, Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Verleumderisch (!) wird ihrem ‚Hexenhammer' Härte und Grausamkeit gegen die Hexen vorgeworfen; vielmehr ist er geschrieben worden, um die Grausamkeiten zu mildern" (Nomenclator litter., IV, 902)!

aus den Salzburger Akten von 1678—1679 ergeben sich allein für die Stadt Salzburg 76 Todesurteile durch Schwert, Strick oder Feuer, darunter ein zehnjähriger „Bettelbub“ und eine achtzigjährige Greisin. Der „Bettelbub“, Thomas Kogler, wurde, weil er sich nicht „bekehrt“ hatte, lebendig verbrannt (Münchener Reichsarchiv, Hexenakten Nr. 10a—c und 11; Mitteil. der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde XII, 413; XXV, 14 ff.)

Im Sundgau wurden gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts über 800, im Bistum Straßburg in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren (1515 bis 1535) über 5000 Hexen verbrannt. Allein in dem Städtchen Saßbach, das zu Straßburg gehörte, wurden in einem Jahre (1522) 122 Hexen verbrannt (Stöber, die Hexenprozesse im Elsaß, S. 43).

In Lothringen mußten in fünfzehn Jahren (1578—1593) über 900 Hexen und Hexenmeister den Scheiterhaufen besteigen (Pollack, Mitteilungen über den Hexenprozeß in Deutschland, Berlin 1886, S. 15). In der bischöflich freisingischen Herrschaft Werdenfels wurden in den Jahren 1590 und 1591 51 Weiber als Hexen hingerichtet (Riezler, a. a. O., S. 175 ff.). Vom 1. August 1590 bis 13. Mai 1591 wurden im Bistum Augsburg 68 Hexen wegen Buhlschaft mit dem Teufel verbrannt (Riezler, a. a. O., S. 141 ff.). In München wurden im Jahre 1600 acht Männer und drei Frauen wegen Hexerei lebendig verbrannt nach unerhörten Grausamkeiten; einer Frau wurden die Brüste abgeschnitten, ein Mann wurde vorher gepfählt (Reichsarchiv, Hexenakten Nr. 3). In Eichstätt wurden von 1603—1627 122 Hexen verbrannt (Riezler, a. a. O., S. 222). Der Fürstabt von Fulda, Balthasar v. Dernbach, ließ am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch seinen „Zentgraf und Malefizmeister“ Balthasar Nuß 250 Menschen lebendig verbrennen (Soldan-Heppe, Die Hexenprozesse, II, 55 ff.). Zu Neisse, Freiwaldau und Zuckmantel in Schlesien wurden um das Jahr 1651 160 Hexen verbrannt, darunter Kinder von 1—6 Jahren, deren Mütter auf der Folter „gestanden“ hatten, daß der Vater dieser Kinder der Teufel sei (Das Hexenwesen im Fürstentum Neisse, nach Originalakten, Leipzig 1836, S. 21).

Im Bistum Trier wurden in den Jahren 1587—1593 auf Betreiben des Weihbischofs und Jesuitenschülers Binsfeld 380 Menschen wegen Hexerei verbrannt (Müller, Beitrag zur Geschichte des Hexenwesens im sechzehnten Jahrhundert, Trier 1830, S. 7). Ein andrer Jesuitenschüler, der Weihbischof Förner von Bamberg, ließ in den Jahre 1625—1630 600 Hexen verbrennen (Lamberg, Kriminalverfahren bei Hexenprozessen, Nürnberg 1838).[1]) Um das Ungeheure dieser Zahl zu erfassen, muß man erwägen, daß

[1]) Die Bischöfe Binsfeld und Förner, wohl die unbarmherzigsten Hexenmörder, die das 16. Jahrhundert kennt, hatten ihre religiöse und wissenschaftliche Ausbildung zu Rom in der noch heute bestehenden Jesuitenanstalt „Collegium Germanicum“ erhalten. Der neueste Geschichtsschreiber dieser Anstalt, der gegenwärtige Jesuitenkardinal Steinhuber, kann diese beiden Männer, deren Hände von Menschenblut triefen,

das Fürstbistum Bamberg kaum 100000 Einwohner zählte. Im Fürstbistum Würzburg wurden unter der Regierung des Fürstbischofs Philipp Adolf von Ehrenberg (1623—1631) 900 Menschen wegen Hexerei verbrannt. Diese Zahl ist bezeugt durch eine mit Genehmigung des Bischofs und Domkapitels vom Bamberg im Jahre 1659 erschienene Schrift (abgedruckt bei Hauber, Biblioth. mag. III, 441 ff.).

Vom letzten Hexenmord in Deutschland trennen uns nur 125 Jahre. Am 11. April 1775 wurde im geistlichen Stift Kempten die Hexe Anna Maria Schwägelin hingerichtet. Das Bluturteil trägt die Unterschrift: „Honorius, Fürstabt. Fiat Justitia!“ Die Unglückliche hatte, was sicher ihre Todeswürdigkeit vermehrte, eine gemischte Ehe geschlossen und war dann selbst zum Protestantismus übergetreten. 287 Fragen werden ihr vorgelegt, die sich meist auf ihren geschlechtlichen Verkehr mit dem Teufel beziehen. „Facta publicatione“ heißt es in den Originalakten — hat die Inquisitin sehr heftig geweint, inzwischen aber kein Wort gesagt“ (Haas, Die Hexenprozesse, S. 108).

Genug der Zahlen! Sie reden zu uns eine furchtbare Sprache! Unaussprechbarer Jammer, unmenschliche Qualen, wahnwitzige Greuel, Widerchristentum und höllischer Unflat sind mit ihnen verbunden. Und die Schuld an allem tragen die römische Kirche und das Papsttum. Die „Statthalter Christi“ haben diesen blutigen und obscönen Wahn nicht nur ungehindert emporwuchern und entsetzliche Früchte treiben lassen, sie haben ihn befördert. Keine Tüftelei und keine Deutelei vermögen an dieser Wahrheit etwas zu ändern. Es ist eine unwiderlegbare Thatsache: Die Päpste haben jahrhundertelang an der Spitze eines Mord- und Blutsystems gestanden, das mehr Menschenleben geschlachtet und mehr kulturelle Verheerungen angerichtet hat als irgend ein Krieg. „Im Namen Gottes“ und im „Namen Christi“!!

---

nicht genug loben (Geschichte des „Collegium Germanicum“, Freiburg 1895, I, 211 ff., 252 ff.). Und sie verdienen dies jesuitische Lob; denn beide waren auch in Bezug auf Hexenverfolgungen gelehrige Schüler geworden ihrer Lehrer, der Jesuiten.

[1]) Welchen Ergötzungen sich ein „Statthalter Christi“ hingab, während zu gleicher Zeit mit seinem Wissen und Willen Hunderte von Christen auf Folterbänken zerfleischt, auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, möge das Folgende veranschaulichen. Die Geschichte hat uns das „Tagebuch“ eines päpstlichen Zeremoniars aufbewahrt, der dies wichtige Amt, das ihn täglich in engste Berührung mit dem jeweiligen Papste brachte, dreiundzwanzig Jahre lang (1483—1506) ausübte. Johann Burchard von Straßburg ist der Name des Zeremoniars. Sein umfangreiches, für die Zeit- und Kulturgeschichte unschätzbares „Diarium“ hat L. Thuasne in drei starken Quartbänden mustergültig veröffentlicht (Paris 1883—1885). In den Aufzeichnungen über die Monate Oktober und November 1501 heißt es: „Am Vorabend des Festes Allerheiligen [1. November] veranstalteten die Kardinäle mit dem Herzog von Valentia [natürlicher Sohn des Papstes Alexander VI.] ein Gelage im apostolischen Palast. Fünfzig Freudenmädchen führten dabei Tänze auf, zuerst bekleidet, dann nackt. Nach dem Gelage wurden Armleuchter aufgestellt und Kastanien herumgestreut, welche die Freudenmädchen, nackt, auf allen Vieren kriechend, aufsammelten, während der Papst, der Herzog und seine Schwester Lucrezia zuschauten. Dann wurden seidene Mäntel, Schuhe und Barette als Preise ausgesetzt für diejenigen, die mit den Freuden-

Niemand hat die Beziehungen von Hexenwahn und Hexenmord zum Papsttum besser hervorgehoben, als der Magister sacri Palatii (der oberste päpstliche Bücherzensor), der Dominikanermönch Bartholomäus Spina. In seiner weitverbreiteten „Abhandlung von den Hexen" schreibt er: „Daß sich mit den Hexen alles so ereignet, wie die Herren Inquisitoren berichten, können nur Böswillige leugnen. Wenn sie also gegen die Hexen mit äußerster Strenge vorgehen und sie zum Verbrennen verurteilen, so ist das das offenbarste Zeichen, daß die Dinge sich wirklich so verhalten. Das Vorgehen gegen die Hexen wird von der Kirche gebilligt. Was aber von Beamten des apostolischen Stuhles gewohnheitsmäßig und in richterlicher Form geschieht, besonders wo es sich um den Verlust des Lebens in grausamster Weise handelt, kann nicht ungerecht sein; denn sonst müßte die römische Kirche der höchsten Grausamkeit und Ungerechtigkeit beschuldigt werden. Denn die Inquisitoren sind die Vertreter des Papstes, was sie thun, geht auf ihn zurück, besonders da er ihre Handlungsweise kennt. Wäre also das Vorgehen der Inquisitoren ungerecht, so fiele es dem Papste zur Last, wenn er schwiege und es nicht hinderte. Für die Thatsächlichkeit des körperlichen Fliegens durch die Luft und für die Thatsächlichkeit der übrigen Hexereien sprechen auch noch folgende Gründe: Wer will wagen, über diese Dinge anders zu denken als unsre heilige Mutter, die Kirche? Ihre Zustimmung zu dem Vorgehen gegen die Hexen ist eine unmittelbare und besondere, indem sie den Inquisitoren besondere Vorrechte gewährt, damit sie die Hexen bis zur völligen Ausrottung verfolgen. In diesem Sinne sind auch die Bullen der Päpste Innocenz VIII., Julius II., Hadrian VI., Klemens VIII. an die Inquisitoren zu erklären" (Questio de strigibus, Ed. Lugdun. 1669, S. 95—103).

Und nun noch ein notwendiges Wort. Der Ultramontanismus entgegnet, und Katholiken und Protestanten beruhigen sich häufig mit dieser Einrede: Auch der Protestantismus kennt den Hexenwahn, auch in protestantischen Gebieten sind viele Hunderte von Hexen gefoltert und gemordet worden; auch protestantische Theologen haben durch Wort und Schrift zur Ausbreitung des blutigen und widerchristlichen Wahnsinns beigetragen.

Welche Macht besitzt doch die Gedankenlosigkeit! Ja, es ist leider wahr, was vom Protestantismus gesagt wird. Aber werden Unmenschlichkeit, Widerchristentum und Unflat dadurch auf katholischer Seite zur Menschlichkeit, zum

---

mädchen am öftesten den Beischlaf vollziehen könnten. Dies geschah öffentlich in der Festhalle, und den Siegern wurden, nach dem Urteilsspruch der Schiedsrichter, die Preise übergeben" (Burchardi Diarium III, 167). Vom 11. November 1501 berichtet Burchard, daß der „Statthalter Christi" mit seiner Tochter Lucrezia aus einem Fenster „mit großem Vergnügen und großer Heiterkeit" (cum magno risu et delectatione) zusahen, wie zwei Stuten von zwei Hengsten besprungen wurden (a. a. O., 169). Ueber das wüste Gelage berichtet auch der Florentiner Gesandte Franzesko Pepi an die Signoria (4. November 1501); er setzt noch hinzu, der Papst sei durch dies Gelage verhindert worden, der feierlichen Vesper in St. Peter beizuwohnen; er habe sich mit seinem Sohne die ganze Nacht an Scherz und Tanz mit den Freudenmädchen vergnügt: tucta nocte stierono in vegghia et balli et riso (Arch. Fiorent. Clas. X. II, filza 51 a c, 102, bei Thuasne, a. a. O., III, 167).

Christentum, zur Gesittung, daß sie *auch* auf protestantischer Seite sich finden? Seit wann mißt denn die katholische Kirche ihre Christlichkeit und Sittlichkeit an der Christlichkeit und Sittlichkeit des Protestantismus? Dünkt sich Rom mit seinem Christentum und seiner Moral wegen seiner „Göttlichkeit" und „Unfehlbarkeit" nicht unendlich erhaben über das protestantische Christentum und über die protestantische Moral? Nach päpstlicher Auffassung nennt sich der Protestantismus nur zu Unrecht christlich. Und nun sollen auf einmal die Thaten dieses Scheinchristentums, dieser „verfluchten Ketzerei" herangezogen werden, um die Thaten des allein echten Christentums der katholischen Kirche zu entschuldigen?

Im Protestantismus giebt es keine Stelle, die sich göttliches, entscheidendes Ansehen amtlich zuschreibt, die sich zum unfehlbaren Führer auf dem Gebiete des Glaubens und der Moral aufwirft. Verirrungen innerhalb des Protestantismus fallen den einzelnen, die sie begehen, zur Last, mögen diese einzelnen *Luther* oder wie immer heißen. Was aber der Papst als Papst thut, ist nach katholischer Lehre die That derjenigen *Einrichtung*, die Gott zum unfehlbaren Schutze des christlichen Glaubens und der christlichen Gesittung in die Welt gesetzt hat. Luther und die übrigen Reformatoren hätten es weit von sich gewiesen, solch eine göttlich-unfehlbare „Einrichtung" zu sein. Eine Parallele zwischen Papsttum und irgend einer andern religiösen Gemeinschaft giebt es nicht: das Papsttum ist göttlich, alles andre ist menschlich, das ist der Standpunkt, von dem aus jeder Vergleich zwischen Papsttum und Luthertum, zwischen den Thaten des einen und denen des andern zur Unmöglichkeit wird.

Und endlich, von wem hat der Protestantismus den Teufels- und Hexenwahn und das System der Hexenverfolgungen überkommen? Lange, lange bevor es einen Luther gab, überlieferten die päpstlichen Inquisitoren die Hexen zu Hunderten dem Feuer. Eben weil Luther und so weiter Menschen waren, sind sie in vielem aus dem ihnen Angeborenen und Anerzogenen nicht herausgekommen: sie blieben Kinder ihrer Zeit, sie atmeten die Luft ihrer Zeit, und diese Luft war katholische Luft, geschwängert mit dem wüsten Teufels- und Hexenwahn. *Sein Fortbestehen innerhalb des Protestantismus war erbliche Belastung durch den Katholizismus.*[1])

---

[1]) Auf die vielen, vom „wissenschaftlichen" Ultramontanismus (*Janssen*, *Pastor*. *Hergenröther*, *Kaulen*, *Sauter*, *Majunke* und so weiter) verbreiteten Unwahrheiten und Fälschungen über Hexenwahn und Hexenmord kann ich hier nicht eingehen. Nur eine Probe dieser „Wissenschaft". Der gegenwärtige *Erzbischof von Köln*, Dr. *Simar*, schreibt: „Diejenigen, welche aus den Hexenprozessen einen Vorwurf gegen die Kirche herleiten möchten, sollten bedenken, daß die Kirche das Hexenwesen allezeit verdammt hat. Wenn ihre Vorschriften allgemein befolgt worden wären, so würde es nie Hexenprozesse gegeben haben. Die letzteren hat nicht die Kirche, sondern die weltliche Justiz ins Dasein gerufen: ihr fällt die Verantwortlichkeit zu für die schmachvollen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, welche dabei verübt worden sind. Die Kirche hat diesem Uebel durch Belehrung und Gesetzgebung zu steuern gesucht" („Der Aberglaube", 3. Aufl., Köln 1894, S. 69). Hier ist nur ein Zweifaches möglich: Entweder haben *Unwissenheit* oder *Unwahrhaftigkeit* diese Sätze geschrieben. Beides ist für den Verfasser vernichtend.

Schlagende Beweise für die Thätigkeit dieser erblichen Belastung liefern die protestantischen Hexenschriften: sie alle berufen sich fort und fort auf die katholischen Hexenschriften; diese sind ihnen Vorbild und Richtschnur. Nur ein Beispiel aus hunderten. Der berühmte Leipziger Jurist, der Protestant Carpzow, war ein Hexenverfolger und Hexenmörder im großen. Auf wen stützt aber dieser protestantische Hexenschlächter seine unsinnigen Ansichten? Auf den „Hexenhammer“, auf Delrio, Binsfeld, Spina, Grillandi, Bodinus, Remigius, kurz auf die katholischen Klassiker des Hexenwahns; sie sind ihm unanfechtbare Auktorität. Bis zu sechsmal auf einer Seite beruft sich Carpzow auf den „Hexenhammer“. Um die Ansicht zu beweisen, daß der Teufel mit den Menschen den Beischlaf vollziehen kann, stützt sich Carpzow „auf das Ansehen der gewichtigsten Männer: auctoritate gravissimorum virorum“, nämlich: die päpstlichen Dominikanerinquisitoren Sprenger und Institoris, den Jesuiten Delrio, den Bischof Binsfeld (Carpzow, Practica nova rerum criminalium, Wittenbergae 1635, I, 404—436, besonders 415, 416, 425).

Fortsetzung und Erläuterungen zu „Wer ist Rembrandt?“

Von

Max Lautner.

II.

Rafael: „Madonna Sistina“.

Nach mehrjährigen Unterhandlungen mit den Besitzern eines in der Klosterkirche zu Piacenza in Italien über dem Hochaltar befindlichen Bildes, das die Madonna mit dem Kinde — auf der Erdkugel über Wolken durch die wehende Luft in schreitender Bewegung herbeischwebend —, sowie Engel, dazu in anbetender Stellung den heiligen Sixtus und die heilige Barbara darstellt und für ein Werk Rafaels gehalten wurde, kam im Jahre 1753 der Kauf dieses Bildes zu stande.

Käufer war König August III. von Sachsen, der Kaufpreis eine für jene Zeit ganz unerhörte Summe, ungefähr 180000 Mark unsers Geldes.

Selbstverständlich war der König in gutem Glauben, ein echtes Werk Rafaels zu erwerben, und dieser Glaube mußte sich naturgemäß auch auf die ausdrückliche oder in dem hohen Kaufpreise enthaltene stillschweigende Versicherung der Mönche von Piacenza stützen, daß jenes von ihnen verkaufte Werk echt sei.

Von der Geschichte des Bildes war nur so viel bekannt, als es von Vasari,

dem Historiographen Rafaels, in seinem Werke mit den rühmendsten Worten angeführt ist.

Aber schon diese Anführung konnte zu Zweifeln über die Echtheit des Werkes Anlaß geben. Denn Vasari nennt es „tavola", ein Holzbild. Andrerseits weist das Bild mehrere Flüchtigkeiten auf oder doch Dinge, die dafür gehalten worden sind, und ist ungleich in dem Werte der einzelnen Teile.

Sonach hat es schon mehrere Zweifler an der Echtheit des Bildes gegeben, und schließlich ist in dem vergangenen Jahre ein zweifellos vorzüglicher Kenner Rafaelischer Werke, ein Kenner der Rafaelischen Maltechnik, wie er schwerlich bald wiedergefunden werden kann, — Herr Dr. Ludwig Jelinek, aufgetreten und hat die Unechtheit des Werkes aus vielen Gründen festgestellt.

Seine Hauptbeweise faßt er in die Worte zusammen (Teil III, „Die Monographie Madonna Sistina und die Kritik", Seite 24—25): „daß dieses Bild allen uns bekannten echten Rafaelbildern nicht ähnlich ist, daß es in der Reihe der uns bekannten Rafaelbilder nicht untergebracht werden kann, daß es endlich solche allen sichtbare Mängel zeigt, daß es unmöglich einem Meister, geschweige denn einem Rafael zugeschrieben werden kann".

Zudem sagt Dr. Jelinek: „Endlich weise ich durch Vergleich mit jenem in der Kirche zu Piacenza noch heute befindlichen Bilde nach, daß das Dresdener Bild nur eine Kopie nach diesem sein kann."

Wohl bemerkt: Dr. Jelinek zieht es nicht etwa in Zweifel, daß die Komposition zur Madonna Sistina und ein ursprünglich in Piacenza vorhanden gewesenes Altarbild von Rafael herrührt, wohl aber, daß jenes in Dresden befindliche Werk von Rafaels Hand sei. Dieses sei vielmehr eine Kopie nach der in Piacenza noch jetzt vorhandenen Kopie. Diese sei also älter als das Dresdener Bild und sei nach dem ehemaligen, jetzt aber längst untergegangenen Originalwerke Rafaels hergestellt.

Zu den in dem Bilde selbst enthaltenen Gründen technischer Natur und so weiter kommt ein historisch beglaubigter, nämlich in einer Schrift des Piacentiner Mönches Passero vom Jahre 1593 erzählter Unfall, der in der Klosterkirche zu Piacenza durch den Sturz einer Mauer sich zugetragen hat. Dies geschah vor dem Jahre 1576. Damals sollte der Chor der Kirche wesentlich vergrößert werden. Sonach wurde der alte Chor abgebrochen, und bei diesem Abbruche fiel eine Mauer, die von den Maurern nach außen umgestürzt werden sollte, nach innen und zwar über die Stelle hin, an der der Altar stand.

Sie zerbrach das Gewölbe des Allerheiligsten und zerschlug den Schrein, in dem die Gebeine beziehungsweise Reliquien des heiligen Sixtus lagen.

Wenn sich also das Bild Rafaels damals über dem Altar befand, und wenn es gar ein Holzbild war, so wurde es sicherlich in kleine Splitter zerschlagen. Ade dann, Rafael, ade, Madonna Sistina!

Glücklicherweise aber hatten die Mönche für ihren Chor früher eine Kopie des Bildes anfertigen lassen, meint Dr. Jelinek, jenes Bild, das sich noch jetzt

in Piacenza befindet. Diese Kopie, auf Leinwand gemalt, befand sich nach Dr. Jelineks Vermutung, wie dergleichen auch sonst oft in Klosterkirchen angetroffen werden könne, auf der Rückseite des Bildes von Rafael, nach der Chorseite zu, so daß auch die Mönche einen Genuß von dem Bilde hatten, wenn sie in dem Chor ihre Gebete verrichteten.

Dieses Bild sei bei dem Sturze der Mauer besser davongekommen, weil es eben ein Leinwandbild gewesen sei. Freilich, besser als ein Holzbild gewiß; aber es ist nicht glaublich, daß es *so gut* dabei wegkommen konnte, wie es nach Dr. Jelineks Beschreibung geschehen ist, und am wenigsten gerade der *untere* Teil des Bildes, der ganz besonders von der Mauer getroffen werden mußte.

Die Last einer umstürzenden Chorwand und zumal des oberen Endes, das aus beträchtlicher Höhe im Bogen herabstürzte, ist fürchterlich. Dazu wissen wir, daß sie thatsächlich ein *Gewölbe durchschlug*. Dieses Gewölbe aber soll zerschmettert worden sein, während jenes Bild sich zwischen ihm und der umstürzenden Mauer befand. Hier mußte es wie von vielen Scheren und Meißeln zerrissen und zerfetzt werden, — die durch Oelfarbe gesteifte Leinwand mußte in mindestens hundert Stücke zerrissen, auch einzelne Teile vollkommen zermalmt, zerrieben werden.

Wenn das *nicht* geschah, so war das Bild bei der schrecklichen Gelegenheit — an einem andern Orte, man hatte es vorher fortgebracht, um es bei dem Abbruche nicht dem Kalkstaub und den Witterungseinflüssen auszusetzen. Oder aber es war noch gar nicht vorhanden.

Die Wahrscheinlichkeit ist, daß die um ihr Originalbild Rafaels noch mehr als um eine etwaige Kopie besorgten Mönche auch das Original fortgeschafft, gleich bei Beginn des Baues in die Sakristei gebracht hatten. Auch die Chorstühle waren natürlich an einen andern Ort gebracht, wo sie benutzt werden konnten. Denn so thöricht werden die Leute, Baumeister, Handwerker und Mönche, doch nicht gewesen sein, die Chorstühle während des Abbruches zu gefährden und dann unter freiem Himmel stehen zu lassen, zudem überall im Wege, überall bestaubt und beschmutzt. Nein, nein, das Bild Rafaels und die Chorstühle waren weggeschafft, bevor man die Mauern und Gewölbe des Chores niederlegte. Und wenn es die Mönche nicht sollten gethan haben, so thaten es die Baumeister und Maurer, denen solche Sachen bei ihren Arbeiten gar zu sehr im Wege gestanden hätten.

Der Reliquienschrein aber des heiligen Sixtus schien *sicher* zu stehen, er befand sich unter einem Gewölbe. Was also sollte ihm geschehen? Daß eine Mauer nach der Kirche zu umstürzte (nachdem notabene die Gewölbe vorher abgetragen und die dazu nötigen umfangreichen Holzgerüste beseitigt und vorher aufgestellt waren, nachdem die Arbeiten also längst begonnen hatten), das war ein *unvorhergesehener* Unfall, aber Staub und Schmutz waren durchaus vorher zu sehen, alle empfindlichen und zerbrechlichen Sachen waren den Arbeitern im Wege und wurden daher ganz fraglos beizeiten weggeschafft. Solche Vor-

gänge sind grenzenlos trivial und spielen sich immer in gleicher Weise ab, wo auch gebaut wird.

Uebrigens erwähnt Passero von einem Unfall eines Bildes nichts, sondern spricht nur von dem Reliquienschrein; ein historischer Beweis für den Untergang des Bildes liegt also nicht vor. Und durch jenen Unfall mit der umstürzenden Mauer ist das Bild fraglos nicht vernichtet worden, denn sonst wäre auch jenes andre Bild, das sich jetzt noch in Piacenza befindet, total zerstört worden, oder es wäre kein Bild vorhanden gewesen, nach dem es kopiert werden konnte, und es wäre also überhaupt nicht vorhanden.

Jenes echte Werk Rafaels also ist damals nicht zerstört worden, ein andres Ereignis aber, bei dem es hätte untergehen können, ist nicht bekannt.

Ob es nun ein Holzbild war oder ein Leinwandbild, das könnte in Frage kommen. Vasari schrieb nach der Erinnerung. Er hatte das Bild in noch neuem Zustande hoch oben über dem Altar und nur von der Vorderseite gesehen, er konnte sich sonach irren. Ein zwingender Grund dafür, ein auf Leinwand gemaltes Bild nicht für das echte Werk Rafaels anzusehen, ist also nicht vorhanden. —

Wenn also das echte Werk nicht untergegangen ist, so besteht die Vermutung, daß es in das Dresdener Museum gelangte. Es kann aber nicht bezweifelt werden, daß jenes in Dresden vorhandene Werk dasjenige ist, welches vom Könige August III. für den Preis von 20000 Dukaten im Jahre 1753 angekauft wurde. Vermutlich handelt es sich also in dem Dresdener Bilde um das echte Werk Rafaels. Herr Dr. Jelinek meint nun, der Unterhändler Giovannini habe in Piacenza die Wahl zwischen zwei Werken gehabt, dem noch in Piacenza befindlichen und dem jetzt in Dresden befindlichen Werke. Das von Piacenza sei indessen gar zu unansehnlich gewesen, und darum habe er das ansehnlichere, neuere gewählt, nämlich eine nach jener alten Kopie angefertigte Kopie von Avanzini. Und dieses sei das nach Dresden gekommene Werk, die Kopie einer Kopie.

Hier sei also ein Betrug vorgekommen, der Unterhändler habe den König betrogen. Die Mönche aber entschuldigt Herr Dr. Jelinek. Aber die Mönche und der Abt des Klosters wären dann noch größere Gauner gewesen als der Unterhändler. Denn dieser gebrauchte und brauchte wenigstens Geld, jene nicht. Gleichwohl aber hätten sie den Löwenanteil an dem betrügerisch gewonnenen Gelde gehabt. Sie entschuldigen wäre Schönfärberei und falsches Moralgefühl, aber die Echtheit des Bildes erweisen, bedeutet ihre völlige Rehabilitierung zu anständigen Leuten.

Herr Dr. Jelinek mag über Reliquien nicht viel verraten, weil das gegen eine gewisse Pietät verstoße. Ich meine indessen, daß es auch gegen Pietät verstößt, wenn man auf anständigen Leuten den Verdacht großer Gaunerei ungerecht ruhen läßt, falls man ihn heben kann.

Aber noch mehr: Anderthalb Jahrhunderte lang soll die gesamte Kulturwelt durch den von Giovannini und den Mönchen erregten Irrtum getäuscht worden

sein, sie sollen uns alle zu Narren gehalten haben, bis nun endlich der Irrtum aufgedeckt werden konnte! Wie sollten wir also die Mönche wegen ihrer Gaunerei entschuldigen?!

Schon aus diesem Grunde darf ich also eine Pflicht herleiten, das fragliche Werk auf seine Echtheit hin zu prüfen.

Nachdem das Bild nach Dresden gebracht war, erfolgten viele Restaurationen. Wenn Herr Dr. Jelinek aus dem Wegschicken des Restaurators Palmaroli, der das Bild im Jahre 1821 mit Putzwasser übergoß und beschädigte, einen Tadel für die damalige Museumsleitung konstruieren und daraus, daß die Farbe des Bildes von dem Putzwasser angegriffen wurde, erweisen will, daß es nicht alt war, sondern neu und also eine Kopie, so hat er nicht bedacht, daß Lacke und mit Lacken zusammengesetzte Farben doch schließlich auch in den Jahrhunderten nur einen bestimmten Härtegrad erreichen und für Spiritus und Terpentin immer noch löslich bleiben. Auch wird das schwerlich der erste Versuch zu einer Restauration gewesen sein, die Farben werden also nicht mehr völlig die alte Konsistenz gehabt haben. Eine absolute Versteinerung der Farben aber giebt es überhaupt nicht, und am wenigsten versteinern sich Lasuren völlig. Es lag also gewiß die Möglichkeit vor, daß Palmaroli durch sein Uebergießen mit Putzwasser das Bild beschädigte, wie alt es auch sei. Er hat also seine Arbeit unvorsichtig begonnen, und man hat daher sicher recht daran gethan, daß man diesen Mann, ein wie guter Restaurator er sonst auch gewesen sein mag, von dem Bilde entfernte. Auch war er ein Italiener, konnte über die Entführung des Bildes aus seinem Vaterlande ärgerlich sein und das Werk vielleicht mutwillig zerstören. So hat man gethan, was man nach seiner Ueberzeugung thun mußte.

Freilich bleibt es gewiß, daß die Bilder durch die Restaurationen überhaupt leiden. Aber durch das Alter leiden sie eben auch: Staub, Fliegenschmutz, Schwefeldämpfe der großstädtischen Atmosphäre und sonstige physikalische und chemische Eigenschaften der Luft, ihr wechselnder Wärme- und Feuchtigkeitsgehalt ꝛc., alles das vernichtet allmählich auch Bilder ebenso wie alles, was in der Gesamtnatur vorhanden ist.

Die Restaurationen nun sind berufen, das Ergebnis dieser schädlichen Einflüsse wieder aufzuheben und dem Beschauer ein wohlerhaltenes Bild vorzuführen. Das ist schwer, und es ist auf diesem Gebiete gewiß viel gefehlt und selbst gesündigt worden; aber den Stein der Weisen hat noch niemand entdeckt, der ein Bild für die Ewigkeit vor dem endlichen Untergange bewahren könnte. Und wenn die Madonna Sistina in Dresden in dieser Hinsicht vielleicht mehr gelitten hat als manches andre Bild von Rafael, so ist eben zu bedenken, daß es ein Leinwandbild ist und nicht ein Holzbild. Als solches ist es den atmosphärischen Einflüssen von beiden Seiten seiner Fläche ausgesetzt, während Holz es von einer Seite fast völlig schützt. Auch die auf Holz gemalten Bilder der Niederländer sind — was die Konsistenz ihrer Farben betrifft — weit besser erhalten als die Leinwandbilder. Und man thäte daher vielleicht am besten

daran, wenn man die Leindwandbilder auf Holz klebte, das freilich schon sehr alt und durchaus trocken sein müßte.

Wir können also von dem Leinwandbilde der Madonna Sistina von vornherein nicht eine so gute Erhaltung erwarten, als wenn es seinerzeit auf Holz gemalt worden wäre.

Herr Dr. Jelinek sagt aber weiter, „daß dieses Bild allen uns bekannten echten Rafaelbildern nicht ähnlich ist, daß es in der Reihe der uns bekannten Rafaelbilder nicht untergebracht werden kann".

So wäre also dieses Bild, wenn es ein echter „Rafael" ist, ein Werk, wie solche auch bei andern Meistern vorkommen, die dann in der Regel von der Kunstgeschichte nicht als echte Werke angesehen werden, sondern irgend welchen fraglichen Schülern zugewiesen oder als von einem unbekannten Meister herrührend genannt werden.

Die gegenwärtige Kunstgeschichte kennt wenige solche Ausläufer und ist eben auf die Konstatierung einer gewissen Uebereinstimmung des Gesamtwerkes eines Künstlers, als einer charakteristischen geistigen, seelischen und technischen Einheit, angewiesen, geneigt und genötigt, solche Werke den Malwerken ihrer Künstler abzusprechen. Herr Dr. Jelinek thut nur dasselbe mit der Madonna Sistina, und man kann ihn darum wahrlich nicht tadeln, wenn er seine ehrliche Ueberzeugung öffentlich ausspricht.

Man wird später die Echtheit mancher solcher Werke erkennen. Solche einzelne Werke, die zu dem übrigen Malwerke eines Meisters nicht stimmen, sind gleichsam Ausläufer, Ansätze, Knospen, Ausblicke nach einer gewissen Richtung, die aber später nicht weiter verfolgt worden ist, sei es in technischer oder geistiger Beziehung oder in der Lichtbehandlung und dergleichen. Hierbei fragt es sich dann, welche zwingenden Gründe vorliegen, um diese Werke dennoch einem bestimmten Meister zuzuweisen.

Bei der Madonna Sistina lagen diese Gründe in der Wahrscheinlichkeit der Identität des nach Dresden gekommenen und des von Vasari genannten Bildes, ferner in der Größe der Auffassung und schließlich in dem Wunsche und der Hoffnung, in dem Bilde einen echten Rafael zu besitzen. Ein absoluter Beweis aber jener Identität ist bisher nicht erbracht worden.

Es muß nun klar erscheinen, daß diese Werke der Regel nach in eine Zeit fallen, in der die betreffenden Meister noch einer gleichsam unbegrenzten Entwicklung fähig waren, bei Rafael in eine gewisse Jugendzeit seines gar so kurzen Lebens, bei dem der Körper dem rastlosen Geiste zu früh erliegen mußte. Schon seit längerer Zeit daher habe ich die Madonna Sistina nicht für ein Werk der späteren Zeit Rafaels gehalten und bin darin bestätigt durch die von Herrn Dr. Jelinek geltend gemachte, ziemlich zwingende Notwendigkeit, daß die Madonna schon im Jahre 1512 fertig dastand.

Vielleicht ist sie in einzelnen Teilen überhastet, weil sie zu einer bestimmten Zeit fertig sein mußte und bei den äußerst feingeriebenen und vielfach lasurartig

aufgetragenen Farben keineswegs schnell zu Ende geführt werden konnte. Vielleicht auch — und das ist das Wahrscheinlichste — ist manches, das schlecht in dem Bilde gemalt war oder ist, durch frühere Restaurationen dazugekommen, andres Gute auf diesem Wege weggenommen worden. Ob aber zum Beispiel der links hockende Engel notwendig einen zweiten sichtbaren Flügel haben muß, scheint mir fraglich. Der die rechte Schulter vornehmende Körper des Knaben verdeckt eben den linken Flügel. Wenn dieser linke Flügel auf dem Bilde in Piacenza vorhanden ist, so hat ihn der Kopist wohl aus eignem Antriebe hinzugemalt, — wobei er das Bild zu verbessern wähnte.

Wenn aber Dr. Jelinek sagt, das Dresdener Bild könne nur eine Kopie des in Piacenza befindlichen Bildes sein, und zwar von einem miserabeln Maler gemacht, so muß man diesem Gedanken doch ganz und gar widersprechen.

Mit welcher Begeisterung dagegen spricht Morelli von dem Dresdener Bilde. Wer die Augen der Madonna gemalt hat, ist doch wahrlich ein großer, ein „göttlicher“ Meister gewesen, nicht aber ein Kleckser, von dem mit Herrn Dr. Jelinek mit Recht gesagt werden könnte, er habe „mit seinen bolognesischen Schattenbildern die Kirchen Piacenzas und seiner Umgebung verunstaltet“.

Freilich standen die Augen nicht ganz richtig. Aber dasselbe ist auf dem Bilde der Fall, zu dem offenbar dasselbe Modell dem Rafael gesessen hat, das er zur Madonna Sistina benutzte, nämlich die „Donna velata“ des Palazzo Pitti zu Florenz.[1])

Wenn diese Augen leicht zu schielen scheinen, so ist das vielleicht gerade ein wunderbar feiner Ausdruck des in die unermessene Weite, durch uns hindurch und über uns hinweg blickenden Auges der in holdseligem Glück selbstvergessenen und doch auch sinnend ernst blickenden jungen Mutter.

Ja, sie ist jung, jünger noch als auf dem Bilde im Palazzo Pitti, und also um mehrere Jahre früher gemalt als jenes Gemälde. Und ein Kopist war es nicht, der dieses Dresdener Bild gemalt hat, sondern ein tiefer Genius.

Früher aber wird man die in dem Bilde vorhandenen Flüchtigkeiten vielleicht dennoch — trotz nämlich des mutmaßlichen Umstandes einer überhasteten Fertigstellung bis zur Einweihung der Klosterkirche zu Piacenza — nicht recht erklären können, als bevor man das in Rouen befindliche Bild des im ganzen gleichen Gegenstandes studiert hat. Zur Feststellung der Echtheit des Dresdener Bildes ist indessen weder der Vergleich mit dem Bilde in Rouen noch mit dem in Piacenza befindlichen notwendig.

Herr Dr. Jelinek sagt nun (II, S. 12):

„Nach den Gesetzen strengster Logik läßt die Originalitätsfrage der Dresdener Madonna nur folgende Auffassung zu:

„Die Verfechter der Originalität des Dresdener Bildes, auch die Königliche Galeriedirektion behaupten, daß ihr Gemälde von Rafael gemalt worden ist.

„An dieser Behauptung sind wohlbegründete Zweifel erhoben worden. An

---

[1]) Siehe die Abbildung Nr. 10.

den Verfechtern der Echtheit, also auch an der Galeriedirektion, ist es also, ihre Behauptung zu beweisen.

„Daß dies im Grunde auf eine sehr leichte Art, durch Vergleichung mit andern, unzweifelhaft echten Werken Rafaels geschehen kann, ist bereits gesagt worden.

„So und nicht anders steht es."

Ferner sagt Herr Dr. Jelinek:

„Die Verteidiger der Echtheit des Dresdener Gemäldes hätten den Beweis ihrer Behauptung zu liefern, sie könnten ihn auf die bereits angedeutete Art auch jetzt noch sehr leicht antreten.

„Wohl hat die ganze gebildete Welt ein unbedingtes Interesse daran, daß entschieden werde, ob jenes Kunstwerk, welches bisher als das erste der Welt angesehen worden ist, noch weiter diesen hohen Platz behaupten werde oder nicht. Da die Wahrheit allerdings hier sich leicht durch das Experiment feststellen ließe, so wird die öffentliche Meinung dieses Experiment gewissermaßen erwarten und die hier maßgebenden Kreise dadurch nur in Verlegenheit setzen.

„Das Interesse der Königlichen Galeriedirektion ist gerade in diesem Falle mit dem Interesse der Allgemeinheit keineswegs identisch.

„Es kann den Vertretern der Königlichen Galerie durchaus nicht daran gelegen sein, eine Probe anstellen zu lassen, wenn sie von deren negativem Ausfalle im voraus schon überzeugt sind.

„Das Widerstreben von dieser Seite ist daher nicht nur sehr leicht zu begreifen, es ist auch vollständig gerechtfertigt."

Eben: Wenn man das Werk in technischer Beziehung zumal mit den Holzbildern Rafaels der späteren Zeit vergleicht, so wird man in großen Zweifel geraten können; denn das Bild ist zum Teil ganz eigenartig gemalt, mit lasurartig feingeriebenen Farben, die in solcher Weise eine wenig fördernde Technik ergeben.

Schon hierin aber mußte ein Grund für Rafael liegen, so nicht wieder zu malen. Denn wie hätte er sonst den vielen Aufträgen gerecht werden können, die an ihn ergingen!

Das Werk bleibt — technisch genommen — exceptionell und wird, neben andre Werke Rafaels gestellt, vielfach befremden.

Nun, obwohl ich nicht das Vergnügen habe, der Dresdener Galeriedirektion anzugehören, will ich — trotz der isolierten, exceptionellen Art des Dresdener Werkes — den Beweis der Echtheit des Bildes liefern und kann trotz allem diese Methode der Vergleichung befolgen, ohne irgendwie fehlzugehen, freilich auf eine andre Weise, als Herr Dr. Jelinek und andre meinen werden.

Denn durch das bloße Nebeneinanderstellen der Bilder und die Beurteilung nach Technik, Farbengebung, Grad der Vollendung und so weiter gelangt man eben zu jenen Feststellungen, welche nur die in gewisser Anzahl vorhandenen Werke, die sich durch bestimmte und oft wiederholte charakteristische Merkmale

bei Blicken aufgefallen, wenn Blicken beiderlei, den Schwächeren oder, bei Gleichheit, den Schwächlicheren, Blicken, die Blicken, die Blicken, die

sonen in den Block hinein ist, können sie sich nicht wieder aus dem Block herausbewegen, ohne gesehen zu werden.

Alle meine Beobachtungen führen zum Schluß, daß es ein möglichst einfaches System, dem Block die Luft zu verpesten, nicht gibt.

Bild 2 bis 4 stellen die Entwicklung dar.

Bild 5 bis 10 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben.

Bild 11 bis 14 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht.

Bild 15 bis 18 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr.

Bild 19 bis 24 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht.

Bild 25 bis 30 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht.

Bild 31 bis 36 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht.

Bild 37 bis 42 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht.

Bild 43 bis 48 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 49 bis 54 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 55 bis 60 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 61 bis 66 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 67 bis 72 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 73 bis 78 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 79 bis 84 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 85 bis 90 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 91 bis 96 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 97 bis 102 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 103 bis 108 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 109 bis 114 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 115 bis 120 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 121 bis 126 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 127 bis 132 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 133 bis 138 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 139 bis 144 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 145 bis 150 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 151 bis 156 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 157 bis 162 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 163 bis 168 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 169 bis 174 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 175 bis 180 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 181 bis 186 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 187 bis 192 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 193 bis 198 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 199 bis 204 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 205 bis 210 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschachtschacht.

Bild 211 bis 216 zeigen Blockhäuschen mit Abzugsgraben und Abzugsschacht und Abzugsrohr und Abzugsrohrschacht und Abzugsrohrschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsrohrschachtschachtschachtschachtschachtschacht und Abzugsr

wenden, gehört auch — Rafael.[1]) Er selbst schreibt sich in der That „Rafael“, wie auf mehreren Bildern gelesen werden kann. (Vergl. sp. und Abbildung Nr. 1 und 3 der beigegebenen Bezeichnungen.) Diese Bezeichnungen finden sich natürlich nur auf seinen Werken, auf echten Werken Rafaels, und sind auch auf dem Bilde der Madonna Sistina in Dresden mehrfach vorhanden. Ich bringe indessen nur eine dieser Signaturen hier zur Anschauung. (Vergl. Abbildung Nr. 5 bis 8.)

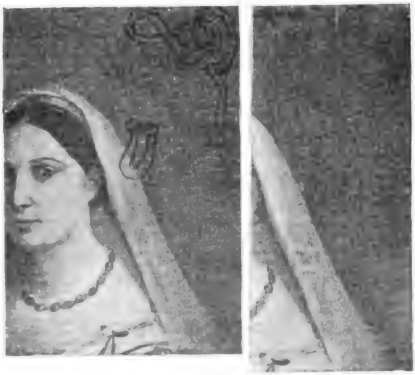
So denn „spricht“ in der That, wie auch Herr Dr. Jelinek ein weiteres nicht verlangt, „das Kunstwerk für sich selbst und hat den besten historischen Beweis für sich, den nur ein Kunstwerk haben kann: Es enthält selbst die zweifellosen Merkzeichen seines Ursprunges, die nur mit ihm selbst zerstört werden können“.

Die Madonna Sistina der Dresdener Königlichen Gemäldegalerie ist also ein unzweifelhaft echtes Werk Rafaels.

Die latenten Künstlerzeichen haben bei Rafael eine gewisse Entwicklung durchgemacht. Auf frühen Werken läßt er das R, das f und das l seines Namens erkennen, das U (Urbino) verbindet er durch einen Strich mit dem unteren L-Strich. (Vergl. Abbildung Nr. 2 beziehungsweise 1 oben Mitte und nach rechts.)

Die Madonna Sistina enthält noch R und l nebeneinander gestellt (vergl. Abbildung Nr. 5 bis 8), mit dem ausgeführten oberen Strich beziehungsweise Schafte und Schleife des l; spätere Werke zeigen den oberen Strich des l nicht mehr, sondern nur einen Mittelstrich, der von der Mitte beziehungsweise dem rechten Haken des oberen Bogens des R ausgeht und dieses R in einem Winkel von circa 45 Grad mit dem unteren, weit nach rechts sich ausstreckenden Fußstrich des L verbindet. (Vergl. Abbildung Nr. 10 beziehungsweise 11 oben rechts eine diagonal

Fig. 10. Fig. 11.



„Donna velata“ von Rafael, Florenz, Pitti-Palast. Daselbst und von andern für eine Kopie gehalten. Nach einer Photographie von Braun, Clement & Cie., Dornach. Vergl. Morelli, Borgh. u. D. P. Seite 64—68, 245, 422.

[1]) Bei Rafael habe ich Klasse 1 der Bolschen Bezeichnungen bisher nicht entdeckt. Die gewöhnlichsten seiner Bezeichnungen, wie sie zum Beispiel auf Rafael-Originalen des Berliner Museums leicht gefunden werden können, treten hell vor auf dunklerem Grunde und gehören sonach zu Klasse IIb beziehungsweise IIc der latenten Künstlersignaturen.

Digitized by Google

beziehungsweise senkrecht geschriebene derartige Bezeichnung.) Durch diesen Mittelstrich des L aber ist ein U gezogen, eine oben offene Gabel, wie wir sie schreibend für das lateinische V machen, mit zwei in der Regel ausgeprägt viereckigen Endigungen beziehungsweise Aufsätzen oder Bekrönungen. Vergleiche Abbildung Nr. 1 linke obere Ecke, Abbildung 5 bis 8 das durch den unteren L-Strich gezogene U, Abbildung 10 beziehungsweise 11 das mit seinem unteren Teile durch den Schleier gezogene U und das durch den Verbindungsstrich der rechten oberen Bezeichnung geschriebene, das eine wagrechte Stellung hat.

Dieses charakteristische U befindet sich überall bei den Monogrammen Rafaels und ist in den meisten Fällen leichter erkennbar als der übrige Teil des Monogramms.

An den Bezeichnungen der Madonna Sistina aber ist das U noch durch den unteren, den Fußstrich des L gezogen, und das L schließt sich noch unmittelbar an das R an, so daß also der Mittelstrich beziehungsweise Grundstrich des L nicht in einem starken Winkel von der senkrechten Schnittlinie des R abweicht.

Mehrfach auch kann, wie schon gesagt, Rafaels voller Name auf seinen Bildern als latentes Künstlerzeichen gefunden werden, in großen, bis auf das erste A lateinischen Buchstaben. Ich bringe auf den Abbildungen 1 und 3 einen solchen Namen. Nr. 3 und 4 sind Vergrößerungen des auch auf Nr. 1 und 2 vorhandenen Namens.

Die latenten Künstlerzeichen der „Madonna Sistina" Rafaels gehören der zweiten, noch nicht ganz vereinfachten Art der Monogramme an, und diese Madonna stammt also aus einer gewissen mittleren Zeit der Entwicklung Rafaels, wie Herr Dr. Jelinek infolge der im Jahr 1512 stattgefundenen Einweihung der Klosterkirche zu Piacenza richtig geschlossen hat.

*

Zu den Illustrationen.

Die Abbildungen Nr. 5 bis 8 der beigefügten Reproduktionen sind nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München, die andern nach solchen von Braun, Clément u. Comp., Dornach und Paris, vermittelst der von mir erfundenen und im Jahrgang 1891 von Liesegangs „Photographischem Archiv" (Düsseldorf) veröffentlichten und eingehend beschriebenen photographischen Verstärkungsmethode hergestellt.

Nr. 1, 3, 5, 6, 7, 8 und 11 sind so auf rein photographischem Wege hergestellt und geben also nichts als das Thatsächliche, nur zum Teil in gesteigerten Kontrasten wieder. Mit diesen korrespondierende Photographien, Nr. 2, 4, 9 und 10, enthalten von mir bewirkte chematische Einzeichnungen, die jene rein photographischen Reproduktionen verdeutlichen und sonach bei der Beobachtung als Führer dienen sollen. Sie mögen mit den betreffenden Stellen der Originalphotographien beziehungsweise der Originale verglichen werden.

Bei dieser Gelegenheit erscheint es erforderlich, an meine photographische

Verstärkungsmethode zu erinnern und sie kurz von neuem zu kennzeichnen. Das Verstärkungsverfahren ist ganz einfach, in der Ausführung aber gleichwohl zeitraubend und mühsam. Es beruht darauf, daß ich das lichtempfindliche Papier oder „Film“ von beiden Seiten dem Einfluß des Lichtes aussetze. Dies setzt voraus, daß ich zwei gewöhnliche Glasnegative herstelle, die genau aufeinander passen, derart, daß ein lichtempfindliches Papier entweder dazwischen gelegt und von beiden Seiten in einem Zuge belichtet wird, oder daß diese Belichtung zuerst mit einem, dann mit dem andern Negativ bewirkt wird. Von den Glasnegativen wird das eine wie gewöhnlich hergestellt, das andre dagegen wird von der Glasseite aus belichtet.

Wenn man Films als Negative benutzen will, so ist eine einzige Aufnahme genügend; doch kommt man trotz der anscheinend geringeren Mühe bei Films immer wieder auf Glasnegative zurück.

Es ist nun klar, daß bei der doppelseitigen Belichtung die hellen Stellen des Negativs (die den Schattentönen des Positivs entsprechen), wenn sie von beiden Seiten auf die lichtempfindliche Schicht einwirken, einen doppelt so starken Eindruck auf dieser Schicht verursachen, während die hellen Stellen des Positivs zurückhaltend behandelt werden können. So ergiebt sich bei einer Fortsetzung des Verfahrens eine allmähliche Verstärkung der Kontraste bis zu Schwarz auf Weiß, wie gering diese Kontraste der Schatten und Lichter ursprünglich auch seien.

Diese Verstärkung der Photographien kommt besonders zur Geltung, wenn man die so hergestellten Photographien gegen das Licht hält.

Eine solche Steigerung ist auf keinem andern Wege zu erreichen, und es ist klar, daß sie in vielen Fällen noch Aufschlüsse da geben kann, wo das Auge am Objekte selbst versagt.

Zur genauen Feststellung der Bilderbezeichnungen nun sind die erstmaligen Verstärkungen (die nur eine geringe Erhöhung der Nuancen ergeben), zum Beispiel Abbildung Nr. 5, in der Regel am besten, während die weiteren Verstärkungen, zum Beispiel 6, 7 und 8, über einige Einzelheiten einen genaueren Aufschluß geben können und an sich am besten auch schwachen und im Beobachten wenig geübten Augen es ersichtlich machen, daß überhaupt eine Namensinschrift irgend welcher Art vorhanden ist.

Bereits diese hier gebrachten Abbildungen enthalten kunstgeschichtliche Richtigstellungen und lassen es ahnen, wie viele Zweifel und Irrtümer auf Grund der latenten Künstlersignaturen Rafaels zur Lösung gelangen können.

Nun, Morelli wird es mir nicht übel deuten, daß ich seinem Perino del Vaga durch Figur 1 bis 4 etwas fortnehme, das ihm nicht gehört; über die Bestätigung seiner Ueberzeugung indessen von der Originalität der „Donna velata“ würde er sich gewiß freuen, wenn er noch unter den Lebenden weilte.

Vor der „Madonna Sistina“ in Dresden aber mag der Wanderer, wie schon seit so vielen Jahren, andächtig stillstehen und durch die Trübungen und schädlichen Veränderungen hindurch, welche der Irrtum und die unerbittlich alle

Existenz zersetzende Zeit an dem ursprünglichen Werke hervorgebracht haben, nach der göttlichen Seele des großen Künstlers ausblicken und sie auf sich wirken lassen, vor dessen geistigem Auge dereinst — als eine höchste Offenbarung seiner künstlerischen Natur — diese holdselige Mutter erschien, und durch dessen Hand diese Erscheinung auf die tote Leinwand gebannt wurde zu einem gleichsam lebendigen Dasein und Symbol der zagend ernsten und doch sieghaft über die Erde dahinschreitenden Mutterliebe.

Die neuere Erdmessung.

Von

F. R. Helmert,

o. Professor an der Universität zu Berlin.

Eine gute Karte ist auf Reisen eine Annehmlichkeit, die wir nur ungern entbehren. Indessen giebt es auch jetzt noch Gegenden, wo Karten überhaupt fehlen und der Reisende seinen Weg wie der Seefahrer selbst aufzeichnen muß, um nicht die Kenntnis seiner augenblicklichen Lage auf der Erdoberfläche mehr oder weniger zu verlieren. Um die Lage eines Ortes im allgemeinen anzugeben, bedient man sich der geographischen Breite und der geographischen Länge, über deren Bedeutung am besten der Globus Aufschluß gewährt, indem er im Zusammenhange das Gradnetz, welches man sich über die Erde gelegt denkt, vor Augen führt: parallel zum Aequator läuft beiderseits desselben eine Schar äquidistanter, die Pole immer enger umschließender Linien, welche geradezu als Parallelen benannt werden und wachsenden Nord- und Südbreiten entsprechen; rechtwinklig dazu gehen von Pol zu Pol die Meridianlinien, die die von Westen nach Osten wachsenden geographischen Längen angeben.

Erinnern uns die leeren Stellen der Karten und des Globus daran, daß der geographischen Forschung trotz allen Fortschritts noch weite Ziele gesteckt sind, so bietet sich dagegen nur selten ein Anlaß, daran zu denken, daß eine wesentliche Voraussetzung einer genauen Abbildung der Erdoberfläche die Kenntnis der wahren Dimensionen der Maschen des Gradnetzes, also der Kilometeranzahl für die Breitengrade auf den Meridianen und für die Längengrade auf den Parallelen ist.

Diese Kenntnis vermittelt ein besonderer Zweig der geographischen Forschung: die Erdmessung, die schon im Altertum vor mindestens zweitausend Jahren ihren Anfang nahm. Die Erdmessung hat sich aber wie alle Naturwissenschaften erst

in den letztvergangenen Jahrhunderten höher entwickelt. Bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten nahm man die Erde als Kugel an, was auch dem damaligen Bedürfnis völlig genügte; namentlich war die Kartographie, selbst der am weitesten vorgeschrittenen Länder, noch auf einem viel zu niedrigen Stande, als daß sie sich gegenüber der einfachen Annahme der Kugelgestalt kritisch hätte verhalten können.

Die Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen gegenseitigen Anziehung der Massen durch Newton in jener Zeit gab aber einen mächtigen Impuls für erneute Bemühungen um die Erforschung der Erdgestalt, der um so wirksamer werden konnte, als damals die Meßinstrumente durch Einführung einer Reihe von Erfindungen, besonders der des Fernrohres, einen weit höheren Grad von Genauigkeit als vorher erlangten. Schon hundertundfünfzig Jahre vor Newton hatte Kopernikus die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse erkannt, und Newtons kongenialer Zeitgenosse Huygens hatte weiter geschlossen, daß der Durchmesser des Aequators der Erde infolge dieser Drehung etwas größer sein müsse als der Durchmesser zwischen den beiden Polen, weil jede Drehung um eine Achse einen Antrieb von ihr weg erzeugt, der ja dem modernen Menschen an maschinellen Einrichtungen vielfach zur Vorstellung gelangt und ihm als Zentrifugalkraft bekannt ist. Durch Newtons Entdeckung kam dann die theoretische Grundlage für die Lehre von der Abplattung der Erde an den Polen zur Vollendung, indem sie es ermöglichte, den Einfluß der gegenseitigen Anziehung der Massenteile der Erde mathematisch genau in Rechnung zu stellen.

Das achtzehnte Jahrhundert weist eine Reihe von Unternehmungen auf, die teils zur Prüfung der Richtigkeit von Newtons Lehre dienen sollten, teils den Zweck verfolgten, eine immer genauere Bestimmung der Größe der Erde und ihrer Abplattung herbeizuführen. Denn allmählich stellte sich die Erkenntnis ein, daß die Erde wohl nicht ganz regelmäßig geformt sein könne, was diese Bestimmung erschweren muß. Von der Oberfläche, die Berg und Thal, den bekannten sichtbaren Unregelmäßigkeiten folgt, ist hierbei nicht die Rede, sondern nur von der Meeresfläche, die die Erde zu etwa acht Elftel bedeckt und die man sich im Zustande der Ruhe und unter dem Lande fortgesetzt denkt: die Meereshöhe giebt an, wie hoch ein Ort über dieser ideellen Fläche liegt oder wie tief sich diese unter dem Orte befindet.

Die ersten brauchbaren Ergebnisse wurden für den Breitengrad erhalten. Bei diesen Bestimmungen mußte man die Entfernung zweier Punkte, die gegenseitig in nordsüdlicher Richtung, also auf demselben Meridian angenommen wurden, längs der Erdoberfläche messen, etwa mit einem Maßstabe, und außerdem den Unterschied ihrer geographischen Breiten astronomisch ermitteln. War dieser bereits genau ein Grad, so gab der gemessene Abstand der Punkte, den man nötigenfalls durch Rechnung noch so zu verbessern hatte, als wäre er direkt im Meeresniveau gemessen, ohne weiteres die Bogenlänge eines Breitengrades an der betreffenden Stelle. War er aber von einem Grad verschieden, so konnte man durch eine einfache Verhältnisrechnung auf die Gradlänge schließen.

Beim Anblick des Globus hat man den Eindruck, als wären die Bogenlängen der Breitengrade überall gleich, während ersichtlich die Bogenlängen der Längengrade vom Aequator nach den Polen hin abnehmen. Die Gleichheit der Bogenlängen der Breitengrade findet nun wirklich für die Kugel statt; sie ist indessen für die abgeplattete Erdgestalt nicht mehr vorhanden, sondern es werden diese Bogenlängen nach den Polen hin allmählich ein wenig größer. Die Aenderung beträgt im ganzen ziemlich genau ein Prozent, somit für die Gradlänge von rund hundertundelf Kilometern etwa einen Kilometer. Dies ist nun freilich ohne Bedeutung für die Darstellung der Erde als Globus, allein auf Spezialkarten und noch mehr in der Wirklichkeit selbst macht eine Aenderung der Entfernungen von einem Prozent viel aus; bei Vergleichung bekannter Entfernungen mit den Angaben der Karten würde ein solcher Betrag nicht verborgen bleiben.

Die Bestätigung seiner Theorie von der Abplattung der Erde durch Messungen der Breitengrade erlebte Newton nicht, obwohl ihm nach Bekanntgabe seiner Entdeckung noch vierzig Jahre vergönnt waren. Er starb im Jahre 1727, und erst ein Jahrzehnt später wurden auf Veranlassung der Pariser Akademie der Wissenschaften jene beiden denkwürdigen Operationen, die Gradmessungen in Lappland und Peru, durchgeführt, deren Ergebnisse die volle Bestätigung gaben. Indessen war schon mehrere Decennien vorher am Planeten Jupiter eine bedeutende Abplattung wahrgenommen worden: sie beträgt $^1/_{16}$ des Halbmessers des Aequators, und dieses Analogon zur Erdgestalt wäre wohl geeignet gewesen, alle Zweifel zu zerstreuen. Den direkten Nachweis machte es jedoch nicht entbehrlich; diesen konnten in drastischer Weise nur Messungen möglichst nahe am Aequator in Verbindung mit solchen in der Nähe eines der Pole geben, weil dann der Unterschied der Bogenlängen der Breitengrade am größten wird — und es war nicht leicht, einigermaßen geeignete Gegenden ausfindig zu machen und die Messungen auch durchzuführen; sind doch noch heutigen Tages in hochkultivierten Gegenden die Beschwerden nicht gering, die bei den feinen Meßarbeiten mit den empfindlichen Instrumenten überwunden werden müssen. Die ausführenden Gelehrten hatten denn auch damals Schweres zu ertragen; doch sie erreichten unter der Bewunderung der Mitwelt ihr Ziel: wir wissen seitdem, daß die Abplattung der Erde wirklich vorhanden ist.

Ihr wirklicher Betrag aber blieb lange Zeit recht zweifelhaft; nicht nur stimmte die damals schon beendete und mit einem Zeitaufwand von Jahrzehnten durch ganz Frankreich geführte Breitengradmessung nicht recht mit dem Ergebnis der lappländischen und peruanischen, sondern demnächst folgende Messungen am Kap der guten Hoffnung, im Kirchenstaat, in Oberitalien, in Oesterreich, in Pennsylvanien — nicht zu reden von Versuchen, auch Längengrade auszumessen — machten die Verwirrung nur größer. Da man nun doch die Ursache nicht lediglich in den mehr oder weniger unvermeidlichen Fehlern der Messungen suchen konnte, kam, wie bemerkt, der Gedanke auf, daß die Erde etwas unregelmäßig gestaltet sein müsse.

So war der Stand zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo nun die Reihe der großen Gradmessungsarbeiten begann, die die Wissenschaft jetzt hauptsächlich bei der Frage nach der Erdgestalt mitsprechen läßt. Sie bildeten in der Gegenwart den Uebergang zu der als internationale Erdmessung bekannten Organisation der Erdmessungsarbeiten aller Kulturstaaten.

Neben der Absicht, das Beobachtungsmaterial zur Ermittelung der allgemeinen Erdgestalt zu vermehren, tritt schon zu Anfang des Jahrhunderts als treibender Gedanke die Idee auf, ihre besonderen Formen in einzelnen Ländern zu bestimmen. Im Laufe der Zeit haben sich aber die Anschauungen über die Unregelmäßigkeiten der ideellen Meeresfläche, welche Fläche man jetzt Geoid nennt, mehrfach geändert; als Hilfsmittel der Forschung wurde außer der Gradmessung auch die Messung der Stärke der Schwerkraft der Erde mittels des schwingenden Pendels angewandt.

Schon für Newton war eine gelegentliche derartige Beobachtung durch einen französischen Astronomen an einem Uhrpendel von Bedeutung geworden, indem ungefähr zur Zeit seiner epochemachenden Entdeckung sich gezeigt hatte, daß eine astronomische, von Paris nach Cayenne gebrachte Pendeluhr dort zu langsam ging. Die Schwerkraft mußte daher dort geringer sein als in Paris, da sie es ist, die die Pendelschwingung im Gang erhält. Diese Wahrnehmung stimmte mit der Annahme der Abplattung, denn diese versetzte Cayenne in größere Entfernung vom Erdzentrum als Paris und erteilte ihm somit eine kleinere Erdanziehung, die durch die Zentrifugalkraft außerdem eine stärkere Verminderung als in Paris erfahren mußte. Die Verbindung des Pendels mit einer Uhr ist aber für Messungen der Stärke der Schwerkraft — der Gesamtwirkung der Anziehung der Erde und der viel kleineren Zentrifugalkraft — nicht vorteilhaft; man läßt für diesen Zweck das Pendel frei schwingen.

Wieder waren es die Franzosen, die mit größeren Arbeiten auf diesem Gebiete begannen; in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts wurden erst mehrere Orte in Westeuropa in den verschiedensten geographischen Breiten, dann bei Umsegelungen der Erde Orte in zahlreichen Teilen der Erde durch Pendelmessungen in Beziehung zu einander gebracht. Daraus ergab sich die Zunahme der Schwerkraft vom Aequator nach den Polen hin, und nach einem Theorem, das sich an den Namen eines ihrer großen mathematischen Forscher des achtzehnten Jahrhunderts knüpft, Clairaut: die Abplattung. Die Engländer folgten rasch mit gleichen Arbeiten. So fand sich zum erstenmal bereits ein recht sicherer Wert der Abplattung.

Die Größe der Erde konnte man freilich nicht zugleich finden. In dieser Hinsicht sind die Gradmessungen vollkommener. Sie allein geben auch das Mittel an die Hand, die Gestaltung des Geoids im einzelnen zu erfahren. Gleichwohl haben die Pendelmessungen wichtige Dienste geleistet dadurch, daß sie die Unregelmäßigkeiten des Geoids gewissermaßen in einem andern Lichte als die Gradmessungen zur Anschauung brachten. Mit ihrer Hilfe kam man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Erkenntnis der Ursache der Unregelmäßigkeiten des Geoids.

Es ist dieses die unregelmäßige Verteilung der Massen in der Erdkruste. Das tiefere Erdinnere enthält die Massen, ob fest oder flüssig, wahrscheinlich in regelmäßiger Schichtung — man vergleicht die Anordnung gern mit den Schichten einer Zwiebel, nur daß die Erdschichten in inniger Verbindung miteinander stehen und überhaupt mehr als mathematisches Bild existieren. Die Dichtigkeit (das spezifische Gewicht), konstant in der einzelnen Schicht, wächst wahrscheinlich nach dem Erdinnern zu, da die schwereren Massen nach unten sinken, das heißt gegen das Erdzentrum hin. Das Gesetz der Dichtigkeitszunahme ist unbekannt; doch ist zweifellos das Erdinnere im allgemeinen dichter als die Kruste, weil diese nur zwei bis dreimal so dicht als Wasser ist, die ganze Erde aber nahezu sechsmal so viel als eine gleich große Wasserkugel wiegt. Die Hauptmasse der Erde ist also wohl regelmäßig gelagert; ihre gegenseitige Anziehung würde in Verbindung mit der Zentrifugalkraft die Meeresfläche sehr nahe in der Form eines abgeplatteten Rotationsellipsoids (entstanden durch Drehung einer Ellipse um ihre kleine Achse) erzeugen. Welcher Art nun die Wirkung der Erdkruste ist, zeigt sich am anschaulichsten, wenn man sich denkt, daß zu einer anfänglich mit einem überall gleichtiefen Ozean bedeckten Erde die Masse eines Festlandes hinzugebracht werde. Die von dieser Masse ausgehende Anziehung bewirkt, daß das Wasser am Festlande emporsteigt, in größerer Entfernung natürlicherweise aber sinkt. Derartige Ueberlegungen bildeten vor einigen Jahrzehnten die Grundlage der Lehre von der Depression der Meere: das Geoid müsse in der Mitte der Meere unterhalb seiner ungestörten oder normalen Lage, an den Küsten und innerhalb der Festländer aber oberhalb liegen.

Mit der Verschiebung des Geoids gegen seine Normallage sind Störungen der Richtung des freihängenden, ruhenden Pendels oder Lotes verbunden, denn eine freie Wasseroberfläche hat bekanntlich im Ruhezustande eine rechtwinklige Lage zum Lot. Die Lotstörungen beeinflussen die geographische Breite und die geographische Länge; sie werden daher bei Gradmessungen der Beobachtung zugänglich und stören die Einfachheit der Gesetze, nach denen sich die Bogenlängen der Breitengrade und der Längengrade vom Aequator nach den Polen hin ändern.

Eine solche störende Wirkung hat man nicht nur von den großen Massen der Festländer, sondern auch von den kleineren der Gebirge und der einzelnen Berge zu erwarten, nur in geringerem Maße. Anfänglich wiesen die Beobachtungen nur auf Wirkungen der letzten Art hin, besonders in Oberitalien. Nun war im Laufe der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Vorderindien eine weitausgedehnte Breitengradmessung ausgeführt worden, die bei den neueren Berechnungen für die Erdgestalt eine große Bedeutung hatte; nach ihrer Lage zu den großen zentralasiatischen Gebirgen mußte sie besonders geeignet sein, die störende Wirkung großer Massen zu zeigen. Merkwürdigerweise jedoch ließ sich in den Ergebnissen wenig davon spüren, was lange als ein Rätsel erschien und zu eingehenden mathematischen Nachforschungen Anlaß gab, bis sich durch Messungen auf der Höhe des Himalaja mit dem Pendel fand, daß dieses Gebirge scheinbar auch die Größe der Schwerkraft nicht störte.

Durch diese Wahrnehmung war das erste Mal der deutliche Hinweis erbracht, daß die Erdkruste nicht aus einer wesentlich gleichmäßig dichten Masse besteht, sondern daß sie sich aus ungleich dichten Massen, wahrscheinlich Schollen, zusammensetzt, deren Stärke im umgekehrten Verhältnis zu ihrem spezifischen Gewicht steht. Man kann sich die Massenanordnung auch noch anders denken: jedenfalls muß sie so sein, daß überall das gesamte Gewicht der Masse zwischen der wirklichen Erdoberfläche und einer Fläche in einer gewissen Tiefe unter der ideelen Meeresfläche (vielleicht fünfzig Kilometer?) für einen Quadratmeter Bodenfläche den gleichen Betrag hat. Damit reiht sich die Zusammensetzung der Erdkruste den vorhin besprochenen Lagerungsverhältnissen der Massen in den tieferen Erdschichten an.

In aller Strenge gilt nun freilich Vorstehendes nicht; selbst wenn es aber bestünde, würde doch die ungleiche Verteilung der Massen in der Erdkruste nach der Höhe noch störende Wirkungen, wenn auch kleinere, erzeugen; indessen ließen die neueren Pendelmessungen auch erkennen, daß das Gewicht der Erdkruste für den Quadratmeter Bodenfläche mit dem Orte doch etwas wechselnd ist, nur in einem weit geringeren Grade, als nach der äußeren Figur der Festländer und Gebirge zu vermuten war.

Dieses genauer hinsichtlich der Wirkung auf die Erdgestaltung zu erforschen, ist die Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Zugleich wird dadurch ein kostbares Material dem Geophysiker gewonnen, durch das es vielleicht gelingt, einiges Licht über den Aufbau der unzugänglichen Teile der Erdkruste zu verbreiten.

Ohne internationales Zusammenwirken lassen sich die Arbeiten der Erdmessung selbstverständlich nicht gedeihlich bewirken. Schon bei der lappländischen und peruanischen Gradmessung mußten die Franzosen aus naheliegenden Gründen schwedische und spanische Gelehrte zu den Messungen hinzuziehen. Als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Franzosen ihre Breitengradmessung in Frankreich zu wiederholen begannen, und die Engländer in ihrem Lande ähnliche Messungen gleichzeitig mit einer Landesaufnahme vornahmen, entstand sehr bald der Wunsch, über den Kanal hinweg beide Operationen zu verbinden. Da man an mehreren Stellen von Küste zu Küste sehen kann, wurde das möglich. Ohnehin bestand ja die Entfernungsbestimmung bei den Gradmessungen schon seit zwei Jahrhunderten in der Regel nicht mehr in einer direkten Messung, sondern in der Anlage eines geodätischen Dreiecksnetzes: in der Nachbarschaft der zu messenden Linie werden erhabene Punkte ausgesucht, die man zu Dreiecken gruppieren kann, längs deren Seiten die gegenseitige Sicht möglich sein muß. Mit feinen Winkelmeßinstrumenten kann man die Winkel der Dreiecke messen und so ihre Form bestimmen. Wird dann noch irgend eine Dreiecksseite direkt gemessen, so kann durch Rechnung die ganze Kette von Dreiecken vollständig ermittelt werden.

Die Ueberbrückung des Aermelkanals durch ein Dreiecksnetz wurde sowohl zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wie auch zwanzig Jahre später nochmals ausgeführt; dann wieder vierzig Jahre später sowohl von Engländern wie Franzosen mit verbesserten Hilfsmitteln.

Diese letzten Wiederholungen sind bereits ein Teil des ersten größeren internationalen Unternehmens: der von dem ehemaligen Direktor der russischen Hauptsternwarte in Pulkowa, Wilhelm Struve, und seinem Sohn und Nachfolger Otto im Jahre 1857 und den folgenden Jahren ins Leben gerufenen Längengradmessung auf dem Parallel des zweiundfünfzigsten Breitengrades vom Ural durch Rußland, Preußen, Belgien, Frankreich und England bis zur Westküste von Irland, die seit einigen Jahren fertig berechnet vorliegt und die in Verbindung mit den drei großen, bis zur Mitte des Jahrhunderts vollendeten Breitengradmessungen — der russisch-skandinavischen, vom Eismeer bis zur Donau reichenden, die W. Struve ebenfalls veranlaßte, der französisch-englischen, ausgedehnt bis zu den Balearen und Shetlandinseln, und der indischen, vom Kap Komorin bis zum Himalaja geführten — über die Erdgestalt tiefere Aufschlüsse gegeben hat. Namentlich bestätigt es sich, daß die störende Wirkung der Festländer, wie beim Himalaja, nicht nach der äußeren Form beurteilt werden darf, und daß die Unregelmäßigkeiten des Geoids daher weit kleiner sind. Als wahrscheinlichster Wert der Abplattung gilt jetzt mit Rücksicht auf noch andre, der Astronomie entlehnte Ergebnisse, der Wert $^1/_{297}$ des Halbmessers des Aequators.

Deutschland trat in die Reihe der an der Erdmessung beteiligten Länder in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts durch zwei seiner größten Männer ein, durch den Mathematiker Gauß in Göttingen und den Astronomen Bessel in Königsberg. Beide führten kleinere Gradmessungen aus, förderten aber — was in diesem Falle noch wichtiger war — wesentlich die Beobachtungsmethoden und die Theorie. Auf dieser Grundlage konnte Deutschland, zunächst Preußen, eine führende Stellung in der Erdmessung erlangen, als auf des Schülers und Mitarbeiters Bessels, des später zum Leiter der preußischen Triangulationsarbeiten vorgerückten Generals Johann Jakob Baeyer, im Jahre 1862 mehrere Staaten zur Ausführung einer mitteleuropäischen Gradmessung zusammentraten.

Aus dieser entstand wenige Jahre später die europäische Gradmessung, die im Jahr 1886 gelegentlich einer durch Baeyers Tod veranlaßten Neuorganisation in die internationale Erdmessung überging, an der jetzt achtzehn europäische Staaten — Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, die Niederlande, Norwegen, Oesterreich, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, die Schweiz, Serbien, Spanien und Ungarn —, außerdem die Vereinigten Staaten von Amerika, sowie Mexiko und Japan teilnehmen.

Das Königlich preußische geodätische Institut, ebenfalls Baeyers Gründung, jetzt in Potsdam, wirkt für die Erdmessung als Zentralbureau, indem es außer der Besorgung von mancherlei Geschäften die wissenschaftliche Zusammenfassung der Erdmessungsarbeiten zur Aufgabe hat. Zurzeit wird es vom Verfasser geleitet.

Dank dem durch die internationale Vereinigung gesicherten Zusammen-

wirken der europäischen Staaten ist gegenwärtig bereits ein großer Teil von Europa mit einem zusammenhängenden Dreiecksnetz überzogen; sogar das westliche Nordafrika, wo Frankreich umfangreiche Triangulationsarbeiten ausführt, ist sowohl über Spanien wie über Sizilien mit dem europäischen Netz verbunden. Die linearen Entfernungen stützen sich auf mehr als hundert direkt gemessene Dreiecksseiten, die über alle Länder Europas verteilt sind. Durch die internationale Meter-Konvention ist in allen an der Erdmessung beteiligten Staaten ein und dieselbe Längeneinheit, der Meter, dargestellt durch dreißig treffliche Maßstäbe von Platin-Iridium, zur Benutzung gelangt. — Diese auch im Handel und Verkehr wohlthätige Einrichtung verdankt ihre Entstehung hauptsächlich dem bei der Erdmessung hervorgetretenen Bedürfnis nach exakten, überall gleichartigen Längenangaben. Wenn die Triangulationsarbeiten in Europa zu einem gewissen Abschluß gelangt sein werden und die astronomischen Bestimmungen sowie die zusammenfassenden Berechnungen gehörig Schritt damit halten — wofür das Zentralbureau in Potsdam besonders wirkt —, so wird man im Laufe des neuen Jahrhunderts wohl in den Stand gesetzt werden, auf den Spezialkarten außer der normalen Lage der Meridiane und Parallelen auch ihre gestörte, das heißt ihre wahre Lage zu bezeichnen. Es werden dann die unangenehmen Mißstimmigkeiten mehr und mehr beseitigt werden können, die jetzt oft wegen der Unregelmäßigkeiten des Geoids in den Grenzgebieten der Küsten- und Generalstabskarten benachbarter Länder hervortreten.

Hochwichtige Ergebnisse sind aus den Vereinigten Staaten zu erwarten, wo unter anderm kürzlich eine transkontinentale Dreieckskette in neunundreißig Grad Breite vollendet wurde. In Spitzbergen führen jetzt Schweden und Russen zusammen eine Gradmessung aus, und Frankreich schickt sich an, die Gradmessung in Peru zu erneuern und zu vergrößern. Der thätige Direktor der Kapsternwarte, Dr. Gill, der in Südafrika umfängliche Gradmessungsarbeiten durchführte, hat den kühnen Gedanken zu einer ganz Afrika von Süden nach Norden durchsetzenden Gradmessung gefaßt, die durch Kleinasien an die russischen Arbeiten Anschluß gewinnen soll. Das sieht wie Chimäre aus, aber unsre Enkel dürften vielleicht doch ihre Realisierung erleben!

Die Messung der Größe der Schwerkraft mittels Pendelapparaten kommt immer mehr in Aufnahme, nachdem vor kaum mehr als einem Decennium der österreichische Oberst v. Sterneck eine bequeme Einrichtung dazu angegeben hat, womit in seiner Heimat allein Beobachtungen an mehr als fünfhundert Punkten angestellt wurden. Die Ergebnisse überraschten weitere wissenschaftliche Kreise und führten zu einem neuen Zeitalter von Pendelexpeditionen, wie es der Anfang des vergangenen Jahrhunderts sah; in diesem Zeitalter stehen wir noch. Die Wiener Akademie der Wissenschaften veranlaßte eingehende Pendelmessungsarbeiten an der Küste des Roten Meeres, einer dem Geologen sehr interessanten Erdspalte. Die Fortsetzungen dieser Spalte in Deutsch-Ostafrika, bekannt als die beiden großen Gräben, werden durch eine deutsche Expedition unter Führung des Oberleutnants Glauning von der Schutztruppe und des Astronomen Dr. Kohl-

schütter seit Jahresfrist mit dem Pendel untersucht, wozu die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen die Anregung gab.[1]) Bereits vorher hatte die Reichsmarine an der westafrikanischen Küste durch Oberleutnant Lösch von Kamerun bis zum Kap zwanzig Stationen bearbeiten lassen; hierfür sind die Ergebnisse nahezu fertig abgeleitet.

Die innige Beziehung der Erdmessung zur Landesvermessung tritt am schärfsten bei den Bestimmungen der Höhenlage über dem Meere für die Punkte der wirklichen Erdoberfläche hervor. Den Bedürfnissen beider Vermessungsgebiete entsprechend, hat man bereits jetzt schon in fast allen Ländern engmaschige Netze von sogenannten Nivellementslinien angelegt, welche eine erstaunliche Schärfe der Höhenbestimmung geben. Leider zeigt sich, daß die Erdkruste nicht ganz so fest ist, wie meist gedacht wird; teils infolge lokaler Beschaffenheit des Erdbodens, teils wegen regionaler Hebungen und Senkungen, von denen ja die Geophysik mehr aus der Vorzeit zu erzählen weiß und die an den Küsten noch jetzt vielfach als langsame Verschiebungen gegen den mittleren Wasserspiegel ersichtlich werden. So bleibt auf diesem Felde nichts andres übrig, als die Arbeiten von Zeit zu Zeit zu wiederholen.

Die Veränderlichkeit des Erdkörpers hat in den letzten Jahren noch in andrer Weise die Kreise der internationalen Erdmessung beschäftigt. Die im großen und ganzen im Laufe des Jahres periodischen Verschiebungen von Wasser- und Luftmassen an der Oberfläche der Erde infolge meteorologischer Prozesse verbinden sich mit den Drehbewegungen um die Erdachse und bewirken eine periodische Verdrehung des Erdkörpers gegen diese Achse von allerdings sehr kleinem Betrage, der aber doch die geographischen Breiten und Längen ein wenig beeinflußt. Nur liegt er an der Grenze der Wahrnehmbarkeit, und bis vor kurzem galt die unveränderliche Lage der Erdachse im Erdkörper vielen als Axiom. Zweifler gab es aber schon lange, unter den ersten unser Bessel. Dem italienischen Astronomen Fergola verdankte die internationale Erdmessung im Jahre 1883 die Anregung zur systematischen Untersuchung der Frage, die dann später nach einem modifizierten Plane, den der bekannte, um die Erdmessung hochverdiente Direktor der Berliner Sternwarte, Wilhelm Foerster, der internationalen Vereinigung vorschlug, durch das Zentralbureau unter Mitwirkung der Landesbehörden in Gang gebracht worden ist. Seit wenigen Monaten werden nun auf fünf internationalen Observatorien und auf der Sternwarte in Cincinnati, die alle auf demselben Parallel in 39° 8′ Breite rund um die Erde herum liegen, nämlich den Stationen Mizusawa in Japan, Tschardjui in Buchara, Carloforte in Italien, Gaithersburg bei Washington und Ukiah in Kalifornien, an jedem heitern Abend Beobachtungen der geographischen Breite ausgeführt, woraus die gegenseitige Bewegung von Erdkörper und Erdachse erschlossen werden kann.

[1]) Während der Drucklegung dieses Aufsatzes ist die Expedition nach glücklicher Erledigung von ungefähr dreißig Pendelstationen zur Küste zurückgekehrt, und eine Revision der Apparate hat daselbst deren gute Erhaltung gezeigt, so daß der Erfolg gesichert erscheint.

Die Delegierten der Erdmessung versammeln sich alle zwei bis drei Jahre, in der Regel an einem zentraleuropäischen Ort. Die Organisation ist eine freie; für die Arbeiten giebt es, wo es zu vermeiden ist, kein Schema, um den wissenschaftlichen Fortschritt nicht zu hemmen. Von selbst entstanden durch gute Arbeiten vielfach benutzte Vorbilder. Die internationale Erdmessung ist wohl die erste große wissenschaftliche Vereinigung und auch jetzt noch die einzige, die mit ihren Armen den Erdball ganz umfaßt. Aber die Meteorologen, Erdmagnetiker und Seismologen werden ihr darin bald den Rang streitig machen, denn sie sind eifrig mit der Organisation ihrer wissenschaftlichen Forschung im Gange. Der Fortschritt dieser Wissenszweige wird auch der Erdmessung zu gute kommen, die immer mehr erkennt, daß sie außer ihren engen Beziehungen zur Astronomie auch ihre Stellung als Glied der geophysikalischen Forschung zu pflegen hat.

Ueber die Angriffe auf das Alte Testament.

Von

Prof. Dr. Adolf Kamphausen.

Vielleicht ist es nicht unnütz, einige allgemeine Bemerkungen über Bibel und Altes Testament vorauszuschicken, bevor wir uns näher mit dem Alten Testament als dem Gegenstande verschiedener, oft sehr gehässiger Angriffe beschäftigen. Mit Recht gilt das Alte Testament den Anhängern der für die Menschheit wichtigsten Religionen, den Juden und den Christen, als wertvollste Sammlung von Schriften oder als „Bibel". Wie aber unsre Einzahlform „Bibel" auf sprachlichem Mißverständnis beruht, da man im Mittelalter den griechischen Plural biblia, das heißt „Bücher", irrig als Singular auffaßte, ähnlich ist der Name „Altes Testament" aus der ungenauen Uebersetzung des griechischen Worts diatheke hervorgegangen. Diesem Irrtum konnten die ältesten abendländischen Christen, die nicht aus dem hebräischen Grundtexte, sondern aus seiner unter dem Namen „Septuaginta" bekannten griechischen Uebertragung ins Lateinische übersetzten, um so leichter verfallen, als von den beiden Bedeutungen des doppelsinnigen griechischen Worts die im gewöhnlichen Sprachgebrauch häufigere „Testament" ihnen näher liegen mußte als die dem Sinn des betreffenden Grundtextes allein entsprechende Bedeutung „Bund". So ist in der berühmten Stelle des Propheten Jeremia (Kapitel 31, 31), in welcher der Alte Bund über sich selber hinausweist, von dem Neuen Bunde die Rede, den Jahwe, der Gott Israels, mit seinem Volke schließen werde, der ihnen ins

Herz geschrieben werden und dadurch sich unterscheiden solle von dem Alten, bei der Ausführung aus Aegyptenland geschlossenen Bunde, den die Väter nicht gehalten.

Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. finden wir sowohl Dan. 9, 2 als auch in der vom Enkel [1]) des Verfassers zum Buch des Siraciden Jesus geschriebenen Vorrede den Ausdruck „Bücher" von der ganzen Sammlung der heiligen Schriften gebraucht, „soweit sie," wie Fried. Bleek (Einleitung in das Alte Testament, Berlin 1870, § 16) sagt, „damals schon vorhanden und miteinander verbunden waren". Das Buch Daniel nämlich ist nach dem feststehenden Urteil aller unbefangenen Gelehrten, denen nur Ignoranten noch widersprechen können, in der ersten Makkabäerzeit geschrieben, wahrscheinlich im Jahre 165 v. Chr., jedenfalls noch vor dem Tode des Syrerkönigs Antiochus IV. Epiphanes, der durch seine Religionsunterdrückung den Aufstand der sogenannten Makkabäer hervorrief. Für diese Abfassungszeit verweise ich auf meine Schrift „Das Buch Daniel und die neuere Geschichtsforschung" (Leipzig 1893) oder auf meinen Artikel „Daniel" in der von Cheyne und Black edierten Encyclopaedia Biblica (London 1899). Was aber die geschichtlich sehr wichtige Vorrede zum Buche Jesus Sirach betrifft, so fehlt sie, obgleich Luther sie mitübersetzt hat, in vielen Ausgaben der deutschen Volksbibel, nicht aber in der berichtigten Bibel, über deren Bedeutung mein Schriftchen „Die berichtigte Lutherbibel. Rektoratsrede mit Anmerkungen" (Berlin 1894) nähere Auskunft giebt. Die im Auftrage der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz berichtigte Lutherbibel ist zu Halle a. d. S. als „durchgesehene Ausgabe" 1892 erschienen und seitdem nicht nur an vielen Orten gedruckt, sondern auch als verbesserte Volksbibel in fast allen deutsch-evangelischen Kirchen amtlich eingeführt worden. In dieser Ausgabe hat man die Vorrede zum Jesus Sirach in zehn Verse abgeteilt, und dreimal (V. 1, 3 und 7) gebraucht der Vorredner von der Sammlung der heiligen Schriften die Bezeichnung „das Gesetz, die Propheten und die andern Bücher". Mit Beziehung auf das Gesetz oder „die 5 Bücher Moses", das heißt den als mosaisch geltenden Pentateuch spricht Paulus 2. Kor. 3, 14, wo die Lutherbibel statt vom Alten Testament besser vom

---

[1]) Des Großvaters Spruchbuch hat der im 38. Regierungsjahr des Ptolemäus Euergetes nach Aegypten gekommene Vorredner aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt. Sind danach die Sprüche des Sirachsohnes Jesus um 130 v. Chr. übersetzt worden, so ergiebt sich als wahrscheinliche Abfassungszeit des Originals, wie wohl mit Recht die meisten Gelehrten annehmen, etwa 180 v. Chr. Mit Horowitz (vergl. Bleek 3. Aufl. S. 591 wollen Bäthgen in seinem Psalmenkommentar (Göttingen 1897, S. 27) und andre neuere Gelehrte dem mit „Großvater" übersetzten griechischen Worte die an sich mögliche Bedeutung „Ahn" geben und die Abfassungszeit um fast ein Jahrhundert hinaufrücken, als hätte der Ben Sira, wie er im Talmud heißt, schon zur Zeit des berühmten Hohenpriesters Simon I. gelebt, der den Beinamen des Gerechten erhielt. In den von Kautzsch mit zahlreichen Fachgenossen eben übersetzten Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments (Freiburg i. B. 1899) hat Rysſel die Sprüche Jesus', des Sohnes Sirachs, eingehend behandelt und bemerkt, daß das ch am Ende der griechischen Namensform lediglich dazu diene, das fremde Wort als indeklinabel zu bezeichnen.

Alten Bunde reden würde, von „der Vorlesung des Alten Bundes“, indem der Apostel den abgekürzten Ausdruck „A. B.“ für die Bücher des Alten Bundes verwendet. Dieselbe Abkürzung ist dann für die ganze Sammlung der heiligen Schriften der Juden und später für die daran angeschlossenen heiligen Bücher der Christenheit üblich geworden, so daß wir heute unter dem Alten Testament die, wie zur Zeit des erwähnten Vorredners, in Gesetz, Propheten und Schriften zerfallende hebräische Bibel verstehen. Dabei folgt auf das Gesetz als zweiter Teil vor der Reihe der hinteren Propheten, das heißt der drei großen und zwölf kleinen Propheten, eine Anzahl von Geschichtsbüchern oder die unter dem Namen der vorderen Propheten zusammengefaßten Bücher von Josua, den Richtern, Samuel und den Königen, worauf der mit den Psalmen (vergl. Luk. 24, 44) beginnende, auch das Buch Daniel enthaltende dritte Teil mit allen noch übrigen kanonischen Büchern des Judentums den Schluß bildet.

Sehen wir von dem durch die verschiedenen Gelehrten verschieden bemessenen Anteil am Neuen Testament ab, der dem Lukas, nach Kol. 4, 14 einem Arzte von vielleicht nichtjüdischer Abkunft zugeschrieben werden muß, so ist das ganze Neue Testament von geborenen Juden verfaßt, und dieselbe Abfassungsweise gilt unbestritten vom gesamten Alten Testament, nicht nur von seinem Grundtexte, sondern auch von seiner Uebersetzung ins Griechische, die seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert in Aegypten entstand. Nur in der Anordnung der Bücher und in der Schätzung mancher jüngerer Bestandteile zeigt sich ein bemerkenswerter Unterschied. In der griechischen Bibel treffen wir nämlich mitten unter den alttestamentlichen Büchern mehr oder minder wertvolle Schriften an, die in die hebräische Bibel keine Aufnahme fanden, weil die für das Judentum maßgebenden palästinensischen Kreise sie nicht als heilige anerkannten, obgleich die außerhalb Palästinas oder in der Zerstreuung (Joh. 7, 35) lebenden Juden diesen meistens jungen Büchern die Aufnahme in ihre Bibel nicht versagt hatten. Zugleich befolgte die Septuaginta anders als die mehr der geschichtlichen Entstehung der Sammlung Rechnung tragende hebräische Bibel überwiegend eine den Inhalt berücksichtigende sachliche Ordnung, und auch die lateinische Vulgata und nach ihrem Vorgange Luther nahmen die Einteilung in Geschichtsbücher, Lehrbücher und prophetische Bücher an. Darin aber wich der deutsche Reformator von den Bibeln der katholischen Kirchen ab, daß er die zwischen dem hebräischen Alten Testament und dem griechischen Neuen Testament entstandenen Bücher, die man apokryphische nennt, als einen Anhang hinter die prophetischen stellte und nach dem Vorgange gelehrter Kirchenväter diese Apokryphen als solche Bücher kennzeichnete, „so der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind“. Während sie in der römischen und griechischen Kirche als ein vollwichtiger Bestandteil der Heiligen Schrift selber gelten, wollen viele reformierte Christen sie nicht einmal als einen minderwertigen Anhang zum Alten Testament in der Bibel dulden. Mit Recht aber rühmt Theodor Schäfers Evangelisches Volkslexikon (Bielefeld 1900, S. 120) die von dem geschichtlichen Geiste der Reformation zeugende Ordnung der Lutherbibel, der die Apokryphen

weder überschätzen noch unterschätzen wollte. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat die protestantische Wissenschaft, wie sie ihre Forschungen auf die nicht ins Neue Testament aufgenommenen Reste urchristlicher Litteratur ausdehnte, so auch den bisher noch nicht gebührend geschätzten Apokryphen ein gründlicheres Studium zugewandt, von der Einsicht geleitet, daß sie von Belang sein müssen für die genauere Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhangs, der zwischen der israelitischen Religion und dem aus ihr hervorgegangenen Christentum besteht. Wer daher das vorhin in der Anmerkung genannte, von Kautzsch herausgegebene Werk über die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments zu eingehend findet, aber doch neben der berichtigten Lutherbibel eine mehr den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Bibelübersetzung wünscht, dem sei die kürzlich zu Freiburg i. B. erschienene „Textbibel" empfohlen, in der Weizsäcker das Neue Testament übersetzt hat, Kautzsch mit mehreren Fachgenossen das Alte Testament und die Apokryphen.

Nach dem Worte Jesu kommt das Heil von den Juden, vergl. zu Joh. 4, 22 z. B. Jes. 2, 3; 42, 6. Das älteste christliche Glaubensbekenntnis bestand aus dem einfachen Satze, daß Jesus von Nazareth der im Alten Bunde verheißene Messias ist, das heißt Gesalbter, griechisch: Christos. Wie für die ersten Christen das Alte Testament die einzige heilige Schrift war, so hat die christliche Theologie von jeher die israelitische Religion als wahre Religion anerkannt, freilich nur als die werdende, nicht als die vollkommene wahre Religion. Die absolute Religion kann für den Christen ja nur das Evangelium sein, die Vollendung und Verklärung der unvollkommenen alttestamentlichen Religion, mag die Religion Jesu auch in der jeweiligen Christenheit noch so mangelhaft zur Darstellung kommen. War Moses der menschliche Mittler des Alten Bundes, so erblickt die Christenheit in ihrem Herrn Jesus Christus den Bringer und Vollender des Neuen Bundes, die vollkommene Offenbarung des himmlischen Vaters. Bekanntlich müssen wir den Schriftpropheten des achten vorchristlichen Jahrhunderts sehr große Verdienste um die Entwicklung der israelitischen Religion zuschreiben, ohne die hervorragende Bedeutung des Moses abzuschwächen. Noch viel weniger dürfen wir den um die Entfaltung des jungen Christentums zur allgemeinen Menschheitsreligion hochverdienten Heidenapostel Paulus zum eigentlichen Stifter der christlichen Religion machen. Es hat recht lange gedauert und bedurfte der Ueberwindung mancher Irrtümer, bevor die Theologie, die Wissenschaft von der Religion, zu einer gesunderen, das heißt geschichtlich besser begründeten Würdigung des Alten Testaments gelangte, als ihr anfänglich gelingen wollte. Leicht war es ja nicht, die richtige Mitte zu finden zwischen der von dem Judenfeinde Marcion im zweiten Jahrhundert erstrebten Auseinanderreißung des Alten und Neuen Testaments und der für die christliche Kirche bei ihrer Hochschätzung des Alten Testaments so naheliegenden Vereinerleiung beider Offenbarungsstufen oder doch Vermischung des Alten mit dem Neuen Testamente. So kann es uns denn nicht wundern, daß in dem Apokryphenstreit, den das Bielefelder Volkslexion a. a. O. erwähnt, von orthodox-reformierter Seite, die einem starren Inspirations-

begriff huldigte, nur der hebräischen Bibel die Geltung als kanonische Schriftsammlung, als neben dem Neuen Testament für Glauben und Sitte in Betracht kommende oder maßgebende Richtschnur zuerkannt wurde, während man die Apokryphen für unnütze oder geradezu schädliche Bücher erklärte. Die reformierten Heißsporne begriffen nicht, daß einer solchen Aufspürung von Gebrechen, womit sie ihre maßlose Geringschätzung der Apokryphen begründen wollten, auch die ebenfalls von Menschen geschriebenen kanonischen Bücher des Alten und Neuen Testaments zum Opfer fallen müßten. Wir haben demnach nicht einen scheinbaren, sondern einen wirklichen Angriff in der Anfeindung der Apokryphen namentlich durch die britische Bibelgesellschaft zu erblicken, der sich an Geschichtswidrigkeit oder Unwissenschaftlichkeit fast mit dem Angriff Marcions auf das Alte Testament messen konnte. Nun wird's aber Zeit, daß ich mich auf das Alte Testament beschränke, zumal ich nur einzelne Züge aus dem überreichen Stoffe der scheinbar oder wirklich auf dasselbe gemachten und noch heute vorkommenden Angriffe dem Leser hier vorführen kann.

Ehe ich jedoch einige nur scheinbare Angriffe zur Sprache bringe, mag der alte, bald verschollene grobe Angriff des ebengenannten Marcion und noch ein andrer Wahn, der zur Schande des christlichen Namens von der Unwissenheit oder Bosheit geringen und vornehmen Pöbels immer wieder aufgefrischt wird, eine kurze Erwähnung finden. Obgleich nämlich dieser vom Judenhaß eingegebene, erst seit dem dreizehnten Jahrhundert nachweisbare Aberglaube, der die Juden des Christenbluts bedürfen läßt, sich nicht unmittelbar gegen das Alte Testament richtete, war es doch unvermeidlich, daß die Bibel der Juden darunter mit zu leiden hatte. Der um das Jahr 140 nach Rom gekommene Stifter der gnostischen Sekte der Marcioniten trieb die einseitige Verehrung des Paulus so weit, daß er von den Judenaposteln und dem Alten Testament nichts wissen wollte. Im Christentum allein fand er göttliche Offenbarung und leitete das Judentum nicht von dem höchsten Gott ab, dem Urheber des Christentums, sondern von einem niedrigeren Wesen, dem Schöpfer der sinnlichen Welt. Um die christliche Lehre, wie sie in der Kirche in Umlauf war, von den fremdartigen jüdischen Bestandteilen zu reinigen, begann er mit der Bildung eines Schriftkanons und machte sich aus zehn paulinischen Briefen und dem Lukasevangelium ein eignes Neues Testament in der Weise zurecht, daß er namentlich alles, was ihm nicht paßte, einfach wegschnitt. So ließ er zum Beispiel die beiden ersten Kapitel des Lukas und die beiden letzten Kapitel des Römerbriefs weg, da ihm die Kindheitsgeschichte Jesu ebenso unpassend erschien als (vergl. Röm. 15, 8) die Bezeichnung des Heilands als Diener der Beschneidung. Was aber den „Blutaberglauben" betrifft, so seien mir aus dem ihn gründlich bekämpfenden Buche von D. Strack, Professor der Theologie zu Berlin (5. Auflage, 1900), noch einige Mitteilungen gestattet. Eine ernste Warnung vor der verleumderischen Beschuldigung, daß für einen Ritus der jüdischen Religion Christenblut benutzt werde, sieht Strack mit vollem Recht in ähnlichen schrecklichen Anklagen, die von heidnischer Seite gegen die Christen des zweiten und dritten Jahrhunderts erhoben wurden. Schon der

jüngere Plinius mußte eine Untersuchung darüber anstellen und schrieb dem Kaiser Trajan, die verhörten Christen beteuerten, daß sie bei ihren Zusammenkünften unschuldige Speise genössen. Der durch seinen Streit mit Reuchlin bekannt gewordene Judenfeind Pfefferkorn zu Köln schrieb im Jahre 1507, es sei allerdings möglich, daß Juden heimlich Christenkinder töteten, jedoch nicht, weil sie ihr Blut nötig hätten, sondern aus Haß und um sich an den Christen zu rächen, wie sie einst, als sie die Macht dazu hatten, Christus und seine Jünger öffentlich verfolgten. Aber er ermahnt die Christen seiner Zeit ernstlich, den lächerlichen, ihnen nicht wenig zur Verachtung gereichenden, der Heiligen Schrift und dem Gesetze der Natur und Vernunft widersprechenden Wahn fahren zu lassen, daß die Juden Christenblut zu brauchen nötig hätten. Sah sich sogar ein Dunkelmann vom Schlage Pfefferkorns veranlaßt, in dieser Angelegenheit die Juden zu verteidigen, wie schon vor ihm kaiserliche Richter und päpstliche Bullen die Juden gegen solch nichtiges Gerede in Schutz zu nehmen versucht hatten, so haben dagegen in unserm Jahrhundert Glieder der schwarzen Internationale, angebliche Kämpfer für Wahrheit und Recht, leider auch in Deutschland sich in den Dienst des schamlosesten Antisemitismus zu stellen gewagt, zum Beispiel der ultramontane Theologe Rohling, dessen „Talmudjude“ von dem gelehrten lutherischen Theologen Franz Delitzsch eine vernichtende Kritik erfuhr, dennoch aber dem Verfasser durch den Prager Erzbischof und Kardinal Schönborn die Würde eines Kanonikus einbrachte, und der Wiener Priester und Kirchenzeitungsschreiber Sebastian Brunner, der in seinem Fanatismus jüdische Ritualmorde als verbürgte und leicht begreifliche Thatsachen ansah. Vor wenigen Monaten hat der internationale Orientalistenkongreß in Rom einstimmig folgende Erklärung angenommen: „Die Beschuldigung, daß jemals durch irgendwelche für Anhänger der jüdischen Religion geltende Vorschriften die Benutzung von Christenblut für rituelle Zwecke gefordert oder auch nur angedeutet worden wäre, ist eine schlechthin unsinnige und des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts unwürdig.“ Zugleich meldete die „Bonner Zeitung“ vom 14. Oktober 1899,[1]) daß in Oesterreich antisemitische Abgeordnete den Wiener Oberrabbiner wegen seiner Behauptung, es sei eine schamlose Fälschung, den Juden Ritualmorde vorzuwerfen, zur gerichtlichen Verfolgung angezeigt hätten, weil in der Behauptung des Rabbiners eine Beleidigung der katholischen Kirche liege. Natürlich hat der Staatsanwalt dieser Anzeige keine Folge gegeben.

Mag die pietätsvolle Anhänglichkeit heutiger Juden an das Alte Testament, der wir unsre Achtung nicht versagen, von der Voraussetzung der noch immer fortdauernden Gültigkeit der alttestamentlichen Gesetze und Verheißungen abhängig sein oder nicht: jedenfalls liegt in dieser Voraussetzung eine zum Teil auch bei Christen vorkommende Ueberschätzung des Alten Testaments. Wer in dem Urteil,

[1]) Dieselbe Zeitung bringt am 12. April 1900, wie hier nachdrücklich bemerkt werden mag, eine eben im niederösterreichischen Landtage abgegebene Erklärung, in der die strafbaren Versuche, die Bevölkerung durch Ritualmärchen gegen die Juden aufzuwiegeln, vom Statthalter gebührend gegeißelt werden.

daß dem Alten Testament in gewissen Beziehungen nur eine vorübergehende Bedeutung zukommen konnte, einen Angriff auf die Würde des Alten Testaments sehen wollte, der würde sich gröblich irren. Mit der Entstehung des Neuen Bundes war selbstverständlich ein Veralten des Alten Bundes unvermeidlich. Die Lehre Jesu verträgt sich nicht mit dem alten Zeremonialgesetz. „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen" — so heißt's Matth. 15, 11; vergl. auch Apgsch. 10, 14 ff. Der Heidenapostel, der das Gesetz (Gal. 3, 24) unsern Erzieher (Luther: Zuchtmeister) auf Christus hin nennt, weil es das Schuldbewußtsein wecken und auf die Gnade Gottes in Christus hinweisen sollte, der gesetzesfreie Paulus verkündigt Röm. 10, 4: „Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubet, der ist gerecht," und Joh. 1, 17 lesen wir: „Das Gesetz ward durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus gekommen." Nur die an der Beschneidung festhaltenden frommen Juden fühlen sich heute noch durch das ganze Gesetz verpflichtet. Es ist kein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß im Gesetz (vergl. Lev. 11 über die reinen und unreinen Tiere) selbst eine Schwierigkeit für diejenigen sich erhebt, welche ihm ewige Gültigkeit zuschreiben möchten. Aber erwähnen will ich doch, daß auch neuere jüdische Uebersetzer manche der in Lev. 11 vorkommenden Tiernamen nicht mit Sicherheit zu deuten wissen und darum, wie Luther in Vers 22 gethan hat, die unverständlichen Namen des hebräischen Textes einfach beibehalten. Sehr stark muß der Einfluß geschätzt werden, den viele Bestimmungen des alttestamentlichen Gesetzes auf das Rechtsleben der christlichen Völker ausgeübt haben; ich erinnere nur an die auf einem Mißverständnis von Lev. 18, 18 beruhende englische Bestimmung, die dem Manne die Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verbot.

Kürzlich las ich in dieser Zeitschrift (September 1899, S. 291) ein merkwürdiges Beispiel von Verkennung der Bedeutung, die dem Alten Testament wirklich jetzt noch gebührt. Ich meine die Mitteilung des Grafen von Greppi, der als Attaché der österreichischen Botschaft in Rom 1842 die Archive der Botschaft durchstöbern durfte. Dabei fand er, daß ich seine eignen Worte gebrauche, „Dokumente, die mich äußerst frappierten. Eines derselben hatte den Vorschlag zum Gegenstande, den einmal der Chef der Familie Rothschild gemacht hatte, und der darauf hinausging, daß ihm Jerusalem und sein historisches Gebiet abgetreten werde, damit er auf demselben ein jüdisches Königreich errichte, in dem alle auf der Welt zerstreuten Juden sich sammeln sollten, wobei er sich verpflichtete, den Großmächten sehr hohe Abgaben zu entrichten. Es war das eines der vielfachen Projekte, die ihren Ursprung dem Kriege zwischen Mehemed Ali, dem Pascha von Aegypten, und der ottomanischen Pforte verdankten." An die Errichtung eines jüdischen Königreichs in Palästina ist aber schon darum nicht leicht zu denken, weil das aus ursprünglichen Hirtenstämmen entstandene Volk, die in Kanaan seßhaft gewordenen Hebräer, später nach dem Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit durch wiederholte Exilierungen heimgesucht und in der

Zerstreuung an ganz andre Lebensbedingungen gewöhnt wurden, so daß das einst in Palästina größtenteils zum Ackerbau übergegangene Volk sich immer mehr in ein Handelsvolk verwandelte. Vor dem babylonischen Exil gab es wenig Gelegenheit zum Betreiben größeren Handels, da man durch die Philister und die dem Handel noch stärker ergebenen Phönizier von der See abgeschnitten war. Daher ist auch in den ältesten Gesetzen (Exod. Kap. 20 bis 23 und Kap. 34) vom Handelsverkehr, der natürlich nicht ganz fehlen konnte, noch keine Rede. Auch der Handel, den Salomo und einige Könige des Reiches Juda von der vorübergehend in hebräischem Besitz befindlichen Hafenstadt Elath am Roten Meere aus ins Leben zu rufen suchten, hatte keine sonderliche Bedeutung. So begreifen wir denn nicht nur, daß der Name „Kanaaniter" (vergl. Jes. 23, 8; Spr. 31, 24) für den Krämer oder Kaufmann von alters her in Gebrauch war, sondern verstehen auch, wie die ernsten Propheten dem Handel so ungünstig gesinnt sind, daß sie die Beschäftigung mit demselben als ein Buhlen mit aller Welt (vergl. Jes. 23, 16 ff.) bezeichnen. Mag auch eine gewisse, den Semiten eigne Naturanlage nicht in Abrede gestellt werden, so hat sich doch der Handelsgeist bei der eigentümlichen Entwicklung und Lage des jüdischen Volks in der langen Reihe von Jahrhunderten so scharf ausgeprägt, daß eine erhebliche Rückkehr zum Ackerbau, wodurch das Volk zu erfolgreicher Kolonisation befähigt würde, für absehbare Zeit völlig ausgeschlossen zu sein scheint. Ein unter den Palästinapilgern der letzten Jahre hervorragender Gelehrter, D. v. Soden, dem wir interessante „Reisebriefe aus Palästina" (Berlin 1898) verdanken, hat unter dem Titel „Palästina und seine Geschichte" auch für den Gebildeten lesenswerte „volkstümliche Vorträge" (Leipzig 1899) herausgegeben und als seine Ansicht (S. 108) ausgesprochen, daß selbst eine starke zionistische Einwanderung in Palästina nach den bisherigen Erfahrungen mit den jüdischen Siedelungen im Lande kaum einen wesentlichen Beitrag zur Hebung der Kultur verspreche. Dagegen meint dieser deutsche Professor, der den blühenden Kolonien der schwäbischen Templer in Jafa, Sarona, Jerusalem und Haifa gewiß wohlverdientes Lob spendet, daß es dem von Kaiser und Reich geschützten Deutschtum vielleicht mehr als andern christlichen Nationalitäten beschieden sein werde, die Kulturaufgabe zu lösen, die das unter dem Fluch der Türkenwirtschaft so jämmerlich daniederliegende Heilige Land betrifft. Und hoffnungsvoll schließt v. Soden seinen letzten Vortrag mit den schönen Worten: „Dann thut dies Land vielleicht noch einmal in dem ihm eigensten Gebiet, dem Gebiet der Religion, der Welt einen Dienst. Es hilft uns, die Gestalt dessen, um dessen willen es uns heilig ist, in ihrer ursprünglichen, schlichten, unübermalten, lebendigen Wirklichkeit zu schauen, daß er wieder die Menschheit, der sein Gedankenbild zu blaß geworden, und die nicht befriedigt ist durch Rätselsätze, die ihn erklären wollen und ihn verhüllen, zu neuen Thaten führe jener Vollendung der Geschichte zu, die sinnig die christliche Bildersprache bezeichnet als das himmlische Jerusalem, das ewige Land der Verheißung."

Auf den Traum eines jüdischen Königreiches, das zukünftig im Gelobten

Lande erstehen werde, hat das Haus Rothschild vermutlich mit der Mehrzahl der heutigen Juden verzichtet, wie sehr auch die alttestamentlichen Verheißungen ein solches in Aussicht zu stellen scheinen. Mit der Behauptung, daß dieser Traum auch vom christlichen Standpunkte aus ein leerer Wahn heißen muß, verkennen wir den Wert des Alten Testamentes nicht im geringsten. Vielmehr haben wir als Christen, die die Heilige Schrift richtig verstehen, der Ueberzeugung zu leben, daß wir dem innersten Sinn des Prophetenwortes gerade dadurch entsprechen, daß wir uns mit seinem Wortlaute in Widerspruch setzen. In der Religion Israels und ebenso im Alten Testament, das uns von dieser Religion Kunde giebt, liegt eine starke Vermischung des Religiösen mit dem Nationalen vor, die man eine unchristliche nennen kann. Das zeigt sich bekanntlich in dem Gottesnamen Jahwe, dem als einem Eigennamen die Bedeutung des jüdischen Gottes anhaftet. Gerade so tritt die mittlere Stellung, welche die alttestamentliche Religion zwischen den Naturreligionen und dem rein geistigen Christentum einnimmt, in dem sogenannten Zeremonialgesetz hervor. Wenn wir ferner die nationale Schranke deutlich in der grobsinnlichen Messiaserwartung der Zeitgenossen Jesu bemerken, in der zum Beispiel mit dem zweiten Psalm gestützten Hoffnung auf Errichtung einer glorreichen, bis zu der Welt Enden reichenden Königsherrschaft, so stellt sich von selbst der Gedanke ein, daß die von den Jüngern geteilte, vom Meister aber scharf zurückgewiesene Hoffnung der baldigen Abschüttelung des Römerjoches irgend einen Grund gehabt haben muß. Wer dem sorgfältig nachforscht, wird finden, daß sie besonders aus dem Mißverständnis prophetischer Verheißungen hervorgegangen war. In dem allgemein verständlichen Buche über „die messianische Weissagung" (Gotha 1885) behandelt der gründliche und unbefangene Forscher Ed. Riehm ihren zeitgeschichtlichen Charakter, sowie namentlich ihr Verhältnis zur neutestamentlichen Erfüllung. Der Leser findet in Riehms Ausführungen auch eine lichtvolle Würdigung der alttestamentlichen Weissagungen von der zentralen Stellung Israels im Gottesreiche, die man wohl als Israels Reichsherrlichkeit in seinem Lande bezeichnet hat. Es muß nämlich scharf unterschieden werden zwischen dem Kern der Weissagung, ihrer ewigen Wahrheit und seiner durch die jeweiligen geschichtlichen Verhältnisse bedingten Verhüllung. Natürlich war diese Unterscheidung für die alttestamentlichen Propheten selbst noch nicht möglich, während wir jetzt mit dem Neuen Testament die von Gott gewollte Erfüllung in der Kirche und dem Reiche Christi erkennen können.

Wie im Alten Bund für den Propheten die Vollendung des Gottesreichs nicht ohne Vollendung des nationalen Gottesstaats vorstellbar war, wie der Zion also auch in der seligen Endzeit Mittelpunkt des Gottesreichs bleiben mußte, so konnte kein Prophet die alttestamentlichen Hüllen ganz abstreifen. Wir müssen uns hüten, daß wir die konkreten zeitgeschichtlichen Züge, die für den Propheten notwendige Anschauungsformen waren, nicht zu bloßen Bildern verflüchtigen, wenn wir geschichtlich auslegen wollen, oder gar sie zum Gegenstande der neutestamentlichen Erfüllung machen. Mit der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (Joh. 4, 23 f.) wird der bisherige Vorzug Jerusalems hinfällig;

mit Recht bezieht daher das Neue Testament, indem es in verschiedenen Wendungen vom neuen, himmlischen, oberen Jerusalem redet (vergl. Offenb. 3, 12; Hebr. 12, 22; Gal. 4, 26 f.), die Israels alte Hauptstadt betreffenden Weissagungen auf das Reich Christi. Aehnlich haben wir die Erwählung Israels zum Eigentumsvolke Jahwes zu beurteilen. Merkwürdigerweise haben manche protestantische Theologen unsers Jahrhunderts für Israel noch im Neuen Bund eine priesterliche Mittlerstellung zwischen Gott und der übrigen Menschheit annehmen zu müssen geglaubt. Sie meinten, nach Ablauf der „Zeiten der Heiden" (Luk. 21, 24) würden sich die prophetischen Aussprüche von Israels Verherrlichung buchstäblich an Israel als Nation erfüllen. Aber die alttestamentliche Verheißung von Israels zentraler Stellung im Gottesreiche ist wirklich schon zur Erfüllung gelangt, sofern ja Jesus und seine Apostel und Gläubigen geborene Juden waren. Söhne Israels bildeten den Grundstock der christlichen Gemeinde und brachten durch die Predigt des Evangeliums auch der Heidenwelt das Heil. Weil die Masse des Volks von dem Sünderheiland und Gekreuzigten nichts wissen wollte, so konnte nur ein sich bekehrender (Jes. 10, 22) Rest Israels in das Reich eingehen, das nun den Heiden gegeben ist, vergl. Matth. 21, 43. Für die noch ausstehende Erfüllung kann allein die überwiegend aus den übrigen Völkern gesammelte neutestamentliche Gemeinde der rechtmäßige Erbe der einst dem Volke Israel gegebenen Verheißungen sein. Damit ist nun von selbst gegeben, daß die vermeintlich noch ausstehende Verherrlichung des jüdischen Volkes in Palästina eine eitle Hoffnung war. Schon das Alte Testament spricht von einer Beschneidung des Herzens (vergl. Deut. 30, 6), und der 73. Psalm, der vom Trost des Frommen beim Glücke der Gottlosen handelt, beginnt mit den Worten: „Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist," kennt also den Unterschied zwischen den herzensreinen oder echten Israeliten und solchen, die nur äußerlich oder scheinbar zum Volke Gottes gehören. Der neutestamentlichen Unterscheidung des Israel nach dem Fleisch und nach dem Geist (vergl. Röm. 2, 28 f.; 9, 6) entspricht also der tiefste Sinn des Alten Testaments, der freilich erst im Neuen Bunde vollständig erschlossen werden konnte. So wenig als die Ammoniter, Moabiter und die andern dem alten Israel zeitgenössischen Völker jemals wieder auf ihrem früheren Boden eine Rolle spielen werden, ebensowenig steht der jüdischen Nation als solcher noch eine Wiederherstellung und Reichsherrlichkeit in Kanaan bevor. Durch Christus ist der frühere, volkstümlich beschränkte Charakter des Gottesreichs vollständig aufgehoben. Im Neuen Bund erscheint, was die Stellung des Menschen zu Gott betrifft, der nationale Unterschied (vergl. Gal. 3, 28 f.; 6, 15) nicht minder aufgehoben als der soziale und geschlechtliche. Der einzelne Israelit wird jetzt durch den Glauben der christlichen Gemeinde einverleibt, ohne einen Vorzug vor ihren übrigen Gliedern zu besitzen. Mit dem Kommen des im Neuen Bund anhebenden ewigen Gottesreichs schrumpfte die Berufung oder „ewige" Erwählung des Volkes Israel, an dessen unzerstörbare Fortdauer für die alttestamentlichen Propheten notwendig die Erhaltung des Volkes Gottes und des Reiches Gottes geknüpft zu sein schien, zu einer nur relativ gemeinten zu-

sammen, der nur vorübergehende Bedeutung zukommen konnte; ähnlich verhielt sich's mit dem „ewigen" Königtum des Hauses Davids, dem „ewigen" Priestertum des Geschlechtes Aarons und der „ewigen" Erwählung Jerusalems zum göttlichen Wohnsitze. Nach der Lehre des Apostels Paulus hält Gott den zurzeit verstockten Juden ihr Anrecht auf das zuerst unter ihnen und für sie begründete Gottesreich in seiner Treue und Gnade offen. Von einem Vorzuge des an Christus gläubig gewordenen Israel ist aber in Röm. 11, 25 ff. kein Wort zu lesen; vielmehr sagt Bertheau (vergl. Riehm a. a. O., S. 176) treffend, daß Israel hier nicht als triumphierender Erstling unter den erlösten Völkern erscheine, als wäre es mit einer besonderen Reichsherrlichkeit bekleidet, sondern als ein Spätling, dem Gottes Gnade auch noch zu teil wird. Nur die Orthodoxie, worunter ich immer den Glauben an die Verbalinspiration der Heiligen Schrift verstehe, das heißt eine am Buchstaben des Alten Testaments klebende und die vorchristliche Offenbarungsstufe unchristlich überschätzende Auffassung, konnte sich mit scheinbarem Recht auf die geschichtliche Auslegung des Alten Testaments stützen und von einer jetzt noch für das Israel nach dem Fleisch zu erwartenden Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen oder von einer heilsmittlerischen Bedeutung (vergl. Jes. 49, 6) dieses Volkes für die ganze Menschheit reden. Vor solch grobem Judenzen hat sich die alte christliche Auslegung trotz der ihr fehlenden wissenschaftlichen Methode weislich gehütet.

Ferner sind den nur *scheinbaren Angriffen auf das Alte Testament* alle Berichtigungen der durch Ueberlieferung bei Juden und Christen üblich gewordenen Anschauung vom Alten Testament beizuzählen, die man *durch wissenschaftliche Forschung* oder Anwendung der historischen Kritik gewonnen hat. Die Zahl dieser Berichtigungen ist gerade im neunzehnten Jahrhundert eine außerordentlich große geworden, und viele von ihnen sind von frommen Juden und Christen schmerzlich als Angriffe auf das Alte Testament empfunden worden, obgleich lediglich die bisherige irrige Schätzung biblischer Bücher von ihnen bestritten wurde. Die historische Kritik ist bekanntlich eine verhältnismäßig noch junge Wissenschaft, und wie kein wissenschaftlicher Mann sich für unfehlbar hält, so giebt es auch keine unfehlbare Wissenschaft. Man gestatte mir, einige Beispiele zum Beleg dafür anzuführen, daß Männer, denen sonst wissenschaftliche Verdienste nicht abzusprechen sind, nicht nur in solche Irrtümer gerieten, deren schwache Menschenkinder nicht immer sich erwehren können, sondern sogar mitunter in höchst wunderliche Einbildungen verfielen. Ich nenne aus dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft den Irrtum eines scharfsinnigen Theologen (vergl. Protestantische Kirchenzeitung 1883, Sp. 425), daß Markus ein durch und durch reflektierter Umformer des Matthäus sei, und den kürzlich veröffentlichten tollen Versuch eines Kirchenrechtslehrers, den Hebräerbrief (vergl. Rades Christliche Welt 1899, Sp. 1141 ff.; Theol. Litt.-Zeitung 1899, Sp. 634) als eine Fälschung zu erweisen. Das Sprichwort „Je gelehrter, desto verkehrter" trifft ja zuweilen zu; aber gelehrte Quertreiberei oder dilettantische Ignoranz kann durch jeweiligen Mißbrauch der Wissenschaft die hohe Bedeutung,

welche den durch ihren rechten Gebrauch gewonnenen Ergebnissen zukommt, noch viel weniger beeinträchtigen, als der auch bei ernst zu nehmender Forscherarbeit nicht immer vermeidliche Irrtum sie aufzuheben vermag. Jeder Sachkundige weiß, daß auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft bereits viele sichere Ergebnisse gewonnen sind, mögen sie auch unbewußt oder bewußt von Anhängern der verschiedensten Richtungen noch so sehr verkannt oder entstellt werden. Gewiß kann mit angeblichen Ergebnissen der Wissenschaft ein schnöder Mißbrauch getrieben werden; ich werde dafür später Proben mitteilen aus dem von Berliner Sozialdemokraten gratis verteilten, dann polizeilich verbotenen Schandschriftchen „Die Bibel in der Westentasche", das seinen Leser mit den Knittelversen begrüßte:

„Mit ihrer Argumente Kraft
Hat die moderne Wissenschaft
Den alten Irrtum aufgeklärt,
Den man bis jetzt dich hat gelehrt."

Wie wenig aber ein solcher Mißbrauch zur Ablehnung sicherer wissenschaftlicher Ergebnisse berechtigt, das wird durch einen Blick in die alttestamentlichen Disciplinen, die von der Entstehung des Alten Testaments und der Geschichte der Religion Israels handeln, hoffentlich einigermaßen anschaulich werden. Wir finden damit zugleich die Frage beantwortet, warum die mit vielen Irrtümern aufräumende alttestamentliche Wissenschaft bis auf den heutigen Tag so starke Anfeindung von seiten der die Tradition vertretenden Orthodoxie erfahren hat. Zum Teil waren Irrtümer, die vor Jahrtausenden sich gebildet hatten, zu bekämpfen, wie die schon erwähnte Ansicht von der mosaischen Abfassung des Pentateuchs und von der Authentie des Buches Daniel, zum Teil waren später entstandene, oft recht junge irrige oder doch schiefe Meinungen zu widerlegen oder zurechtzustellen. (Fortsetzung folgt.)

Die Hygiene als Obliegenheit des Staates.

Von

Professor Dr. G. Bizzozero, Turin.

I.

Die Wichtigkeit der öffentlichen Hygiene und die Notwendigkeit, daß der Staat selbst jene hygienischen Vorschriften zur Anwendung bringe, die von den einzelnen Bürgern nicht angewandt werden können, drängen sich immer mehr auf, je mehr den Völkern der Begriff von den Aufgaben des modernen Staates klar wird und die Wissenschaft kräftigere Mittel zur Verfügung stellt, um die Ausbreitung der Krankheiten zu bekämpfen.

Alle Kulturstaaten nähern sich mit der Zeit in langsamer Entwicklung dem, was das Ideal eines Staates sein soll. Während in ihren ursprünglichen Anfängen die Unterthanen scharenweise dem Joche einer Herrschaft unterstellt waren, so daß die Aufgabe der Regierung darin bestand, diese auf Kosten jener zu erhalten, so bilden sich jetzt Vereinigungen von Bürgern, die durch gemeinsame Interessen zusammengehalten werden, ihre Kräfte zum allgemeinen Vorteil vereinigen und ihre Interessen mit denen der regierenden Behörde verschmelzen. Die Thätigkeit der Regierung ist nicht mehr beinahe ausschließlich darauf gerichtet, das Gebiet vor äußeren Feinden zu schützen und sich selbst vor den inneren, sondern sie bethätigt sich immer mehr darin, die Interessen der Bürger zu fördern und die Umgebung sicher und behaglich zu gestalten, in welcher diese ihre Arbeitsamkeit entfalten. Die Regierung ist nicht mehr eine Tyrannenherrschaft zu Gunsten einzelner oder weniger Personen, sondern stellt eine gemeinsame Thätigkeit dar, welche die individuelle Thätigkeit fördert und nötigenfalls auch regelt und leitet.

Daher haben wir neben den alten Behörden, die die Aufgabe haben, den Staat vor äußeren Feinden zu schützen, ihre internationalen Beziehungen zu regeln, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, Gerechtigkeit zu pflegen und das Budget aufzustellen, neue Behörden entstehen sehen, die dazu bestimmt sind, den Unterricht weiter zu verbreiten, die Thätigkeit des Handels und der Landwirtschaft zu fördern, die Verkehrsmittel rascher und weniger kostspielig zu gestalten und die großen öffentlichen Arbeiten auszuführen; kurz sich um die Unternehmungen zu bekümmern, für die die einzelnen Kräfte der Bürger nicht ausreichen würden, und welche, während sie direkt dem Individuum nützen, als Rückwirkung die Wohlfahrt des Staates vergrößern.

Die Thätigkeit der Regierung muß daher speziell darin bestehen, einesteils die Kräfte der Bürger bei Unternehmungen von allgemeinem Interesse zusammenzufassen, andernteils das Recht des einzelnen zum Schutz oder Vorteil mehrerer zu beschränken. Hierüber besteht kein Zweifel, und man könnte nur über die Grenzen streiten, innerhalb derjenigen sich die Thätigkeit des Bürgers gegenüber diesen Auferlegungen des Staates entwickeln kann; und jeder begreift, daß eine solche Grenze in den verschiedenen Ländern je nach den Traditionen, dem Charakter und der Kultur der Völker wechseln muß.

*

Wenn man von dieser Vorstellung von den Pflichten des Staates ausgeht, dann ist es leicht, klarzulegen, daß der Schutz der öffentlichen Gesundheit zu den hauptsächlichen Aufgaben der Regierung zählt, indem man unter Regierung sowohl die Zentralbehörden wie auch die mehr oder weniger selbständigen Behörden versteht, die die Gemeinde regieren.

Da nun die Erhaltung und Bewahrung des Lebens sicher der erste Grund des sozialen Zusammenlebens war, so muß der Staat, als Vertreter der gemeinsamen Interessen der Bürger, Vorkehrungen für diese Bewahrung treffen, auch

für den Teil, welcher die Krankheiten betrifft, mit Ausnahme der Fälle, in denen der Bürger selbst Sorge tragen kann.

Die Thätigkeit des Staates kommt daher zur Anwendung, wenn sanitäre Werke erforderlich sind, deren Ausführung nicht von einzelnen Bürgern oder Privatgesellschaften erwartet werden kann, weil sie teils zu großartig, teils zu kostspielig im Verhältnis zu den Mitteln sind, die eine Privatperson aufwenden kann. Hierher gehören die Arbeiten für die Entwässerung des Bodens von ausgedehnten Landstrichen, die großen Trinkwasserleitungen, die baulichen Veränderungen der Städte, die Abwässer, die Hospitäler für ansteckende Krankheiten und so weiter.

Ein andres Feld der Thätigkeit findet sich für den Staat in der ihm aufliegenden Pflicht, die Interessen der Mehrheit gegen die individuellen Interessen zu verteidigen, die mit diesen häufig genug in Widerspruch stehen. Der menschliche Charakter ist so beschaffen, daß er immer mehr auf den eignen Nutzen als auf den Vorteil andrer sieht, und selten ist der Egoist bis zu dem Punkte aufgeklärt, daß er in dem allgemeinen Nutzen den eignen Vorteil erkennt. Wer ein Haus baut, richtet es so ein, daß er die größtmögliche Einnahme daraus zieht, aber er kümmert sich nicht darum, ob seine Mieter gesunde oder bequeme Wohnungen darin haben; der große Grundbesitzer zieht es vor, seine Ländereien als unfruchtbare Weiden liegen zu lassen, die Malaria hervorrufen, anstatt sie einer gründlichen Kultur zu unterwerfen, die sie gesünder machen und zahlreichen Bauern Gelegenheit geben würde, davon zu leben; und der Industrielle denkt nur daran, Nutzen aus seinen Fabriken und Maschinen zu ziehen, und kümmert sich nicht darum, ob eine übertriebene Arbeit in engen Räumen, bei schlechter und vergifteter Luft, die Gesundheit seiner Arbeiter schädigt und ihr Leben verkürzt; der Verkäufer von Lebensmitteln befleißigt sich, billig einzukaufen und teuer zu verkaufen, obwohl ihm nicht unbewußt ist, daß seine verfälschte und verdorbene Ware seinen Kunden teuer zu stehen kommen wird. Das Goldfieber und die Erkenntnis oder Voraussetzung, daß die andern ebenso handeln, bringen nach und nach die Stimme seines Gewissens zum Schweigen; und auf diese Weise würde die Gesellschaft sehr ernsten Schaden erleiden, wenn die Behörden nicht durch weise Gesetze und strenge Aufsicht Vorsorge träfen.

Schließlich können auch die glühendsten Verteidiger der freien Entwicklung individueller Initiative, gegenüber der Staatsvergötterung, nicht umhin, die Notwendigkeit anzuerkennen, daß die Thätigkeit des Staates zum Schutze derjenigen angewandt werde, die sich nicht selbst helfen können, das heißt der Unwissenden, der Kinder und der Armen.

In der That besteht in jedem noch so gesitteten Lande eine starke Bevölkerungsschicht, die beinahe jeder Form des Fortschritts und dem erzieherischen Einfluß der Schule fremd gegenübersteht und nur durch Ueberlieferung, Aberglauben und Vorurteile geleitet wird. Darf diese, die so viele Arme für den Ackerbau und Kriegsdienst liefert, vernachlässigt werden, oder würde es nicht die Aufgabe und der eigne Vorteil des Staates sein, der die Interessen nicht nur einiger

Bevorzugter, sondern aller Bürger vertritt, mit angemessenen gesetzlichen Vorschriften den Gesundheitszustand zu schützen, in der Erwartung, daß durch den langsamen, aber beständigen Fortschritt des Unterrichts sie es selbst zu thun lernt? Die Wissenschaft lehrt seit einiger Zeit, daß viele Krankheiten sich direkt von dem Kranken auf den Gesunden übertragen, daß bakterienhaltige Milch durch Kochen unschädlich gemacht wird, daß eine gute Impfung einen sicheren Schutz gegen die Pocken bietet, daß es gefährlich ist, unreines Wasser zu trinken. Aber der größere Teil der Bevölkerung weiß nichts von diesen Dingen oder bekümmert sich nicht darum, daher kommt es dem Staate zu, durch ein gemeinsames Vorgehen das mangelhafte Individuelle zu ersetzen und zu versuchen, auf indirektem Wege zum Ziel zu gelangen, indem er die Anzeige der ansteckenden Krankheiten vorschreibt, die Produktion und den Verkauf der Milch überwacht, den allgemeinen Impfzwang einführt und jede Gemeinde verpflichtet, ihren Gemeindegliedern reines Wasser zu liefern.

Der Schutz des Staates kommt gleichfalls, auch in sanitärer Hinsicht, den Kindern zu, und besonders solchen, welche nicht genügenden Schutz bei denen finden, welchen die Natur sie anvertraut hat, den Eltern. Der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese jungen Triebe nicht verkümmern oder vor der Zeit absterben, sondern zu kräftigen, fruchtbringenden Bäumen heranwachsen. Er nimmt diese Mission auf sich, wenn er zum Beispiel die Pockenimpfung gesetzlich vorschreibt, da es sich hier um eine Krankheit handelt, die so viele Opfer im zartesten Alter dahinrafft, oder wenn er durch ein Gesetz über die Frauen- und Kinderarbeit die Schäden einer zu frühzeitigen, zu sehr ausgedehnten oder zu schweren Arbeit zu vermeiden sucht. Und aus demselben Grunde kommt dem Staate auch eine strenge Ueberwachung der Schulen zu, denn je strenger der Zwang für die Schüler ist, die Schule regelmäßig zu besuchen, um so strenger muß auch der Staat die Pflicht erfüllen, in der Schule eine moralisch und physisch gesunde Atmosphäre zu erhalten, um zu vermeiden, daß aus der pünktlichen Erfüllung der einen Pflicht dem guten Bürger nicht die Gefahr erwachse, leichter von Krankheiten betroffen zu werden.

Schließlich erfüllt der Staat, indem er sich um die öffentliche Gesundheit bekümmert, auch eine Pflicht gegen die arme Bevölkerung. In der gegenwärtigen Form unsrer Gesellschaft ist das Prinzip nicht aufgenommen, daß ein jeder, der geboren wird, auch das Anrecht auf Lebensunterhalt habe, und jeder muß ihn sich durch eigne Arbeit erkämpfen; aber es ist die Pflicht des Gesamtwesens, es so einzurichten, daß die Bürger sich in günstigen Vorbedingungen für die Entwicklung der eignen Arbeitsamkeit befinden; von diesen Bedingungen ist die wichtigste, daß die Hauptmaschine, die arbeiten muß, der menschliche Organismus, gesund und kräftig sei.

Wie das Gesetz für alle gleich sein muß, so muß auch die Umgebung, in der sich das soziale Leben abspielt, gesund und förderlich für alle sein. Man kann leicht sagen, wenn ein Haus schlecht gebaut ist, dann zieht man nicht hinein; wenn in einer Fabrik die Luft von entzündlichen Gasen angefüllt ist, dann

arbeitet man nicht darin; wenn in irgend einer Gegend die Malaria herrscht, dann geht man nicht dorthin, um das Land zu bebauen. Der Arme hat keine freie Wahl; es giebt kein Haus, keine Fabrik, kein Stück Land in so elender und gefährlicher Lage, daß sich keine Einwohner, Arbeiter oder Ackerbauer dafür fänden. Es sind daher gesetzliche Vorschriften erforderlich, welche darauf zielen, solche für das Menschenleben verderblichen Zustände abzuwenden.

*

Die Mittel, die der Staat anwenden muß, um die Gesundheit der Bürger zu schützen, sind sehr verschieden, denn er kann ratend, anfeuernd, anordnend und vorschreibend in alle Formen, Verhältnisse und Zeitabschnitte des menschlichen Lebens eingreifen. Die Wissenschaft und die Erfahrung haben schon seit langer Zeit die Grenzen und die Einteilungen des weiten Feldes der öffentlichen Hygiene festgesetzt. Diese beschützt die Gesundheit des Menschen, indem sie die Krankheiten bekämpft, die hervorgehen:

1. aus dem Boden und der Wohnung, mittels der Verbesserung der Malariagegenden und der Trockenlegung des sumpfigen Terrains; durch Vorschriften, um das Verunreinigen der Wasserläufe zu verhindern, Bebauungspläne für neue Stadtviertel und Umgestaltung von ungesunden Vierteln, Vorschriften, um trockene, gut ventilierte und helle Häuser zu bekommen, Versorgung mit reichlichem Wasser für den häuslichen und öffentlichen Gebrauch, Straßen, Arbeiterwohnungen, Vorschriften für die Wirtshäuser, die öffentlichen Fuhrwerke, die Eisenbahnwagen, Entfernung der Abfuhrstoffe, Kirchhöfe und so weiter;

2. aus der Ernährung, mittels Vorschriften und Ueberwachung durch geeignete Laboratorien, damit die Nahrungsmittel nicht verfälscht oder verdorben auf den Markt kommen oder giftige Stoffe und Parasiten enthalten; durch die Errichtung von Wasserleitungen und fortwährende Sorgfalt, daß das Wasser immer gut und bakterienfrei sei; durch öffentliche Schlachthäuser, Fleischbeschauer, künstliche Eiswerke, Molkereien und so weiter;

3. aus der Arbeit, mittels Vorschriften, damit hauptsächlich in den weniger begüterten Klassen die Organismen sich gesund und widerstandsfähig bei Anstrengungen erhalten (Turnunterricht in den Schulen, öffentliche Badeanstalten); damit die Art der Arbeit, besonders bei Frauen und Kindern, nicht die physische Kraft übersteigt und der Lohn für die Lebensbedürfnisse genüge; damit die Gefahren und schädlichen Einflüsse verschiedener Berufsarten, Einatmung von Staub oder entzündlichem Gas, Verbrennungen, Explosionen, Verletzungen durch Maschinen und so weiter, vermieden oder ganz aufgehoben werden;

4. aus den sozialen Beziehungen, durch fortwährenden eifrigen Schutz gegen die ansteckenden Krankheiten des Menschen und der Haustiere (prophylaktische Impfungen, Anzeige und Isolierung der Kranken, Desinfektion, Hospitäler für ansteckende Kranke, Stationen für Beobachtung und Desinfizierung an den Grenzen und in den Häfen und so weiter), Vorschriften und Beauf-

sichtigung gemeinschaftlicher Wohnungen, wie Waisenhäuser, Hospitäler, Irrenhäuser, Armenhäuser, Schulen, Erziehungsanstalten, Kasernen und Gefängnisse.

Da sie über ein so großes Feld der Thätigkeit verfügen, ist es klar, daß die Regierungen der Kulturstaaten durch die Schutzmaßregeln für die öffentliche Gesundheit große Resultate erzielen können, und sie würden sie thatsächlich erzielt haben, wenn sie sich aller Mittel bedient hätten, die ihnen die heutige Wissenschaft liefern kann, und sie mit der eifrigen Sorgfalt angewandt hätten, die die Bedeutung und Heiligkeit ihres Zweckes verdienen. Obgleich dies noch nicht geschehen ist, und obgleich es noch in keinem Lande geglückt ist, eine sanitäre Verwaltung einzusetzen, die als genügend betrachtet werden kann, so hat doch das wenige, was besonders im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in den zivilisierten Ländern gethan wurde, schon als Resultat eine dauernde und fortschreitende Verbesserung des Gesundheitszustandes mit sich gebracht, die sich in der Abnahme der Sterblichkeit zeigt. Hier folgt durch drei verschiedene Triennien die Zahl der Todesfälle, die im Durchschnitt jedes Jahr auf tausend Einwohner verschiedener Länder kommen:

	1874—76	1884—86	1892—94
Schweden	20,1	17,3	17,0
England	21,9	19,4	18,2
Dänemark	20,2	18,1	18,6
Holland	23,9	21,6	19,6
Schweiz	23,6	20,8	20,6
Japan	—	22,1	21,5
Deutschland	26,8	25,9	23,6
Italien	30,3	27,6	25,7
Oesterreich	30,5	29,7	27,9
Spanien	—	32,8	31,7
Rußland	34,2	33,7	36,6

*

Aber in Bezug auf diesen Punkt könnte man mir einen ernsten Einwand machen. Wenn es wahr ist, daß der Staat eine so strenge Pflicht hat, die Gesundheit der Bürger zu schützen, und ihm so viele Mittel zu Gebote stehen, es zu thun, wie geht es dann zu, daß die Sanitätsverwaltung nicht ebenso alte Traditionen besitzt wie die des Krieges, der Justiz und des Unterrichtswesens und daß die Ueberzeugung von ihrer Notwendigkeit nicht tiefer im Gewissen aller wurzelt?

Die Erklärung ist nicht schwierig, wenn man drei Dinge bedenkt. In erster Linie, daß das Prinzip, „der Staat müsse die öffentliche Gesundheit dauernd bewachen (das heißt auch außerhalb der Epidemiezeiten)", sich nur infolge jenes andern, allgemeinen Prinzips entwickeln und in größerem Maßstabe angewandt werden konnte, daß der Staat die Interessen der Allgemeinheit der Bürger vertritt und befördert. Nun wurde dieses Prinzip, wie jeder weiß, erst in größerem

Maßstabe praktisch durchgeführt nach der Einsetzung eines wirksamen parlamentarischen Regimes, das heißt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

In zweiter Linie darf man nicht vergessen, daß gleichfalls erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Studium der Krankheitsursachen so große und unverhoffte Fortschritte gemacht hat. Es sind nicht nur die Bedingungen der Ernährung, des Atemholens und der Bewegung der Organe festgestellt worden, die unserm Körper am zuträglichsten sind, und die Bedingungen davon abgeleitet worden, welche auf den Körper selbst eine schädliche Wirkung ausüben, sondern man hat durch fortschreitendes Studium der Ursachen entdeckt, daß der größte Teil der Krankheiten, besonders derjenigen, die sich am schnellsten und gefährlichsten verbreiten, wie die ansteckenden, von Lebewesen hervorgebracht wird, die sich einnisten, und in verschiedener Weise, je nach ihrer verschiedenen Natur, den Organismus zerstören. Dieses Faktum als Ausgangspunkt nehmend, hat man das Leben dieser Wesen auch außerhalb unsers Körpers verfolgt und die Wege entdeckt, auf denen sie in uns eindringen, und sichere Schutzmittel dagegen ausfindig gemacht. Erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich diese Wendung vollzogen, die größte in der Geschichte der Medizin und sicherlich eine der wohlthätigsten in der Geschichte der Menschheit. Denn man kann schon jetzt versichern, daß ein Land, das den festen Willen dazu hat und streng die Vorschriften der Wissenschaft befolgt, sich von den gefährlichsten Krankheiten frei machen und ganz erheblich die auf ihm lastenden Krankheiten, Todesfälle und Leiden einschränken kann.

Aber da nur wenige erst hiervon Kenntnis haben, so sind es auch nur wenige, die die Ueberzeugung haben, daß die Wissenschaft so viel erreichen kann. Die Vorstellung, daß die Krankheiten größtenteils zu vermeiden sind, dringt sehr schwer in die wenig gebildeten Klassen der Bevölkerung ein, welche zähe an den alten Traditionen und Vorurteilen festzuhalten pflegen; und so wird noch lange Zeit vergehen, bis sich auf diesem Felde die übereinstimmende Ansicht verbreitet, die das erste und sozusagen unerläßliche Element für die eifrige Anwendung der Gesetze und der wirksamste Antrieb für die fortschreitende sanitäre Regeneration des Landes ist.

Drittens muß man überlegen, daß die zum Schutze der sanitären Interessen der Bevölkerung notwendig gewordene neue, wesentlich fachmännische Verwaltung nicht bei ihrer Einführung den Hindernissen begegne, die immer dem zu teil werden, der zuletzt kommt und sich seinen Platz unter den andern erkämpfen muß, und daß sie nicht den Widerstand und das Mißtrauen der Bureaukratie hervorrufe. Diese hat, auf ihre alten Traditionen gestützt, überall den Grundsatz als selbstverständlich einzuflößen gewußt, daß der Verwaltungsbeamte, welchen Grad des Wissens er auch besitzen mag, immer kompetent genug ist, um die Ansicht des Fachmannes zu beurteilen, während der Fachmann, wie bedeutend er auch sein mag, immer inkompetent in betreff der Verwaltung ist. Es kommt noch hinzu, daß die Bureaukratie, die in jedem Wechsel eine Gefahr für den regelmäßigen Verlauf der Dinge sieht, im höchsten Grade konservativ ist, während

die technische Sanitätsverwaltung, die alles ex novo zu machen hat und den fortwährenden Entdeckungen der Wissenschaft Rechnung tragen muß, um sie zum Vorteil der Bevölkerung anzuwenden, notwendigerweise fortschrittlich sein muß.

*

Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände beschäftigt das Problem der Einrichtung einer guten Sanitätsverwaltung mehr oder weniger alle zivilisierten Staaten. Sie haben das Bewußtsein der ihnen in dieser Hinsicht aufliegenden Pflichten und suchen sie auf die beste Art zu erfüllen. Hierbei ist jede Nation ihren eignen Traditionen gefolgt und hat die Sanitätsverwaltung nach dem Muster der andern Verwaltungen gestaltet, die schon ab antiquo im Lande bestehen. Wenn man indessen die Verwaltungen der verschiedenen Staaten miteinander vergleicht, so finden sich erhebliche Unterschiede, besonders in Bezug auf die Beziehungen der verschiedenen Regionen des Staates mit der Zentralverwaltung; denn während die einen wesentlich zentralisierend sind, überlassen die andern jeder Region eine mehr oder weniger vollständige Selbstregierung.

Wenn wir jedoch, nachdem wir den gegenwärtigen Zustand kennen gelernt, dazu übergehen, die Aussichten für die Zukunft zu erforschen, so finden wir, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen den verschiedenen Staaten sich fortschreitend abschwächt, und daß sich in beiden Hauptfragen augenscheinlich eine gemeinsame Tendenz offenbart.

In der That erkennt man in erster Linie immer mehr die Notwendigkeit an, die sanitäre Gesetzgebung einheitlich zu gestalten und der Zentralverwaltung die Ueberwachung ihrer pünktlichen Anwendung in jedem Teile des Landes anzuvertrauen; in zweiter Linie bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die Anwendung der sanitären Gesetzgebung Fachmännern anvertraut werden müsse, wodurch sie dem Bureaukratismus entzogen wird, in dessen Händen sie sich bis jetzt in fast allen Ländern befunden hat. Nur der Fachmann kann wissen, warum und wie er handeln muß; er allein kann die volle Erkenntnis von der wichtigen Aufgabe haben, die er in der Gesellschaft zu erfüllen hat.

Zur Unterstützung dieser Behauptung werde ich kurze Notizen über vier der hervorragendsten Kulturstaaten geben, die uns verschiedene Vorbilder sanitärer Einrichtungen darbieten: die Vereinigten Staaten von Amerika, England, Frankreich und das Deutsche Reich.

*

Die große Republik von Nordamerika ist, wie jeder weiß, auf ein System großer Dezentralisation aufgebaut; jeder der 45 Staaten, aus denen sie sich zusammensetzt, hat eine eigne Regierung und eine eigne Vertretung und wird zum großen Teil nach eignen Gesetzen verwaltet. Desgleichen hat jede Gemeinde in dem Staate, dem sie angehört, eine bemerkenswerte Unabhängigkeit, sowohl in politischer wie in administrativer Hinsicht. Jetzt werden diese selben Grundsätze und selbständigen Tendenzen auch bei der sanitären Verwaltung angewendet.

In einigen Staaten ist sie noch im Entstehen; in andern hat sie dagegen eine Entwicklung erreicht, die sie nicht mehr neidisch auf die fortgeschrittensten europäischen Staaten blicken läßt. Nicht wenige Staaten haben wie Massachusetts eigne hygienische Behörden (State Boards of Health) eingerichtet, die gewöhnlich aus Mitgliedern bestehen, welche teils aus den Aerzten, teils aus den Verwaltungsbeamten gewählt werden; und in zahlreichen Gemeinden, und besonders in den großen Städten existieren städtische hygienische Behörden, unter denen einige, wie die von New York, reich mit Personal und Mitteln und mit ausgedehnten Machtbefugnissen versehen sind.

Aber diese Einrichtungen sind nicht in jedem Teile des Landes so verbreitet, wie sie es sein müßten; sie arbeiten nicht überall nach gleichen Gesetzen; sie werden nicht von einer zentralen Behörde überwacht und geleitet, welche ihre Thätigkeit bei der Gesundheitspflege der Nation zu einer gemeinsamen macht.

Schon seit längerer Zeit bringen deshalb die kompetenten Persönlichkeiten das lebhaft empfundene Bedürfnis zum Ausdruck, entweder eine Vereinheitlichung der sanitären Gesetzgebung oder die Einsetzung einer Zentralbehörde zu erlangen, die einen Teil der verbündeten Regierung bildet und in gleichmäßiger Weise die sanitäre Verwaltung aller Staaten der Union reguliert. Dieses Bedürfnis hat man zu befriedigen gesucht, indem man am 3. März 1879 eine National Board of Health mit dem Sitze in Washington einrichtete, welches seine Arbeiten mit großem Eifer begonnen hatte. Aber die politischen Ereignisse gestatteten ihm nur ein kurzes Leben; es wurde 1883 aufgelöst, und später hat man nichts für seine Wiederherstellung gethan. Jede neue Epidemie läßt auf das lebhafteste seine Notwendigkeit empfinden, aber die autonomischen Tendenzen der Staaten der Union sind bis jetzt ein unübersteigliches Hindernis für seine Einrichtung gewesen.

*

In England war bis zum vierten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts die Sorge für das öffentliche Wohl den Lokalbehörden überlassen, und diese verteidigten, wie auch auf andern Gebieten, hartnäckig die eigne Selbständigkeit gegen jede Einmischung der Zentralregierung. Aber sowohl die großen Verheerungen, die die Cholera im Jahre 1831 anrichtete, als die auffallende Zunahme der Sterblichkeit infolge der Verdichtung der Bevölkerung in den engen, dunkeln, feuchten Wohnungen der Industriestädte ließen die Notwendigkeit erkennen, nicht allein Gesetze zum Schutze des öffentlichen Wohls herauszubringen, sondern andrerseits eine leitende Verwaltungsbehörde zu schaffen, die darauf bedacht sein sollte, von den lokalen Behörden ihre energische Anwendung zu erreichen.

Zu diesem Zwecke wurde 1848 das Generalgesundheitsamt ins Leben gerufen, und als es zehn Jahre später wieder aufgehoben wurde, gingen seine Befugnisse anfangs auf das Privy Council über, später, 1872, auf das Local Government Board, eine Art von Ministerium, welches nicht nur für die öffentliche Gesundheit zu sorgen hat, sondern auch für die Anwendung der Gesetze auf die Armen und alles, was die Lokalverwaltung betrifft.

Natürlich ist der Schutz der öffentlichen Gesundheit in den einzelnen Distrikten den Lokalbehörden anvertraut, die einen besonderen Gesundheitsbeamten (Medical Officer of health) besolden müssen, welcher bei seiner Thätigkeit unterstützt wird von Inspektoren (Inspectors of Nuisances), Aufsehern, chemischen Analytikern, die besonders mit der Prüfung der Nahrungsmittel und Medikamente betraut sind, und durch ein subalternes Personal.

Aber die Arbeit dieser Behörden und dieser Gesundheitsbeamten wird fortdauernd durch das Local Government Board überwacht, das mittels seiner Inspektoren, wenn es ihm nützlich erscheint, an den Sitzungen der Lokalbehörden teilnimmt, Nachfragen anstellt, die Akten, Pläne und Rechnungen prüft und die widerstrebenden Behörden zwingt, ihre Pflicht zu thun. Auf diese Weise ist der Einfluß der Zentralverwaltung, der einstmals, was die Gesundheit betraf, kaum vorhanden war, jetzt ziemlich groß geworden; und dennoch sind die kompetenteren Leute noch nicht damit zufrieden und befürworten die Errichtung eines besonderen Ministeriums für die öffentliche Gesundheitspflege, welches mit größerer Machtvollkommenheit und Freiheit des Handelns die gesundheitliche Verbesserung in allen Teilen des Landes rascher befördern könnte.

*

In Frankreich ist die Sanitätsverwaltung stark zentralisiert, weil der Schutz der öffentlichen Gesundheit speziell der Zentralregierung anvertraut ist, welche in den Provinzen ihre Machtbefugnisse auf die Präfekten, Unterpräfekten und Bürgermeister überträgt. Beinahe alles, was diesen Verwaltungszweig betrifft, gehört nach dem Erlaß vom 5. Januar 1889 zu den Pflichten des Ministers des Innern; nur die Vorkehrungen gegen die Krankheiten der Tiere sind dem landwirtschaftlichen Minister anvertraut, und die Klassifizierung der gesundheitsgefährlichen gewerblichen Anlagen gehört zum Ressort des Handelsministers.

Dennoch sind die Vorteile, welche aus dieser Einheit der Organisation hervorgehen könnten, durch die Thatsache beeinträchtigt, daß Personen, die für gewöhnlich der Medizin fernstehen, wie die oben erwähnten Beamten, nicht selbst auf dem sanitären Felde thätig sein können, und das Gesetz ihnen daher sanitäre Ratsversammlungen zur Seite stellt; genauer gesagt steht dem Minister des Innern das Comité consultatif d'Hygiène publique zur Seite, den Präfekten und Unterpräfekten die Departements- und Bezirksversammlungen und den Bürgermeistern die Kantonalversammlungen. Nun haben alle diese Versammlungen nur eine beratende Stimme, sie geben ihr Votum nur ab, wenn sie von dem Beamten aufgefordert werden, der sie einberuft und ihnen präsidiert und, wenn es ihm gefällt, die Ausführung der von ihnen vorgeschlagenen Maßregeln übernimmt. Diese Sitzungen werden jedoch selten genug abgehalten und ihre Gutachten meist nur dann eingefordert, wenn es sich um Privatinteressen und speziell um Fragen wegen Konzession, Verlegung oder Zurückziehung der Konzession von störenden oder gefahrbringenden industriellen Anlagen handelt. Die Beamten, von denen die Ratsversammlungen abhängen, beschäftigen sich vor

allem mit politischen und administrativen Interessen; sie haben selten den Grad von Bildung, der notwendig ist, um die Vorteile der sanitären Verbesserungen schätzen zu können und sich freiwillig mit den hygienischen Fragen zu beschäftigen, welche die Gesamtheit interessieren.

Einige Departements haben Stellungen für Inspektoren der Gesundheitspflege geschaffen, einige Gemeinden Kommissionen für die ungesunden Wohnungen ernannt; ferner haben fast alle Städte Inspektoren, die für die Beobachtung der Vorschriften in Bezug auf Sauberkeit der Straßen, die Märkte, die Schlachthäuser, die Wohnungen, die Lebensmittel und so weiter zu sorgen haben. In einzelnen Städten funktionieren sogar mit ausgezeichneten Resultaten die hygienischen Munizipalbeamten. Aber es sind Einrichtungen, die nicht untereinander zusammenhängen, sich nur auf einen kleinen Teil des Landes beschränken und unter keiner strengen Aufsicht arbeiten. Wenn man dies alles betrachtet und andrerseits bedenkt, daß Frankreich verschiedene Gesetze und Erlasse besitzt, die den Verkauf der Lebensmittel, die industriellen Einrichtungen, die Arbeiten der Kinder, die ungesunden Wohnungen, den Schutz gegen ansteckende Krankheiten und so weiter regeln, es ihm aber an einem Gesetze fehlt, das alle diese einzelnen Teile vereinigt und die zahlreichen Lücken desselben ausfüllt, so erscheint die Beharrlichkeit gerechtfertigt, mit der die französischen Hygieniker entweder eine Revision der sanitären Gesetzgebung verlangen oder eine Reorganisation ihrer Verwaltung, die der politischen Bureaukratie die Sorge für die Anwendung der Gesetze abnehmen und sie einem fachmännischen, speziell ärztlichen Personal anvertrauen muß.

Einen ersten Sieg haben die Hygieniker zu verzeichnen, indem sie 1892 von der Deputiertenkammer die Zustimmung für eine Gesetzvorlage erlangten, die einen bemerkenswerten Fortschritt auf diesem Wege bedeutete; aber dieser Sieg trug keine Früchte, da der Senat, als er 1896 einen Teil dieser Vorlage prüfte, die Fortsetzung der Diskussion auf unbestimmte Zeit verschob. Und so nimmt Frankreich, von tausend Sorgen sehr verschiedener Art abgelenkt, beim Eintritt in das neue Jahrhundert in Bezug auf die Sorge für die öffentliche Gesundheit einen sehr bescheidenen Platz unter den zivilisierten Nationen ein.

*

In Deutschland sind die verschiedenen Staaten des Reiches noch zum großen Teile selbständig in Bezug auf sanitäre Gesetzgebung und Verwaltung. Für das ganze Reich sind nur einige Gesetze gültig, wie der Impfzwang, und andre in Bezug auf Lebensmittel, Arbeit der Kinder, schädliche Farben und so weiter, und verschiedene Artikel des Strafgesetzbuchs in Bezug auf die Verunreinigung der Brunnen, den Verkauf von verfälschten oder verdorbenen Lebensmitteln und Getränken, die Nichtbefolgung der polizeilichen Vorschriften betreffs der ansteckenden Krankheiten und so weiter.

Eine Reichseinrichtung ist auch das Kaiserliche Gesundheitsamt, das 1876 begründet wurde und sich wohlverdient gemacht hat durch genaue deutsche und

ausländische sanitäre Statistik, bedeutende wissenschaftliche Werke über Hygiene, Berichterstattungen an das Reichskanzleramt und Beratung desselben bezüglich legislatorischer Vorlagen, zum Beispiel des Gesetzes gegen Nahrungsmittelverfälschung und der Kontrolle der Impfgesetzausführung. Aber diese Behörde kann immer nur einen sehr beschränkten Einfluß auf den Gesundheitszustand des Reiches haben, weil sie keine verwaltende Thätigkeit hat. Auch sollte von einem Eingreifen in die Verwaltung der öffentlichen Gesundheitspflege in den Einzelstaaten ganz abgesehen werden, um Kompetenzkonflikte zwischen Reichs- und Landesbehörden zu vermeiden.

Nun muß dieser Mangel an Einigkeit in der sanitären Gesetzgebung der verschiedenen deutschen Staaten, besonders in dem Teile, der den Schutz gegen die ansteckenden Krankheiten betrifft, natürlich von Schaden für die Bevölkerungen sein, die diese beschützen sollte, um so mehr, als die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten sehr lange zurückdatieren (in Preußen ist noch das Regulativ vom 8. August 1835 in Kraft), und es ist wenig geschehen, um sie zu verbessern. Dies wird von den deutschen Hygienikern oft klargelegt, so wurde zum Beispiel in der Versammlung des Deutschen Vereins für Gesundheitspflege in Köln, die im September 1898 stattfand, auf einen Bericht des Regierungs- und Medizinalrats Dr. Rapmund beinahe einstimmig eine von Professor Gärtner eingebrachte Resolution folgenden Inhalts angenommen:

1. Im Interesse der öffentlichen Gesundheit ist eine einheitliche Regelung der zur Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten erforderlichen Maßregeln auf dem Wege der Reichsgesetzgebung dringend erwünscht.

2. Die Aufsicht über die Ausführung der zur Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten erforderlichen Maßregeln ist neben den ordentlichen Polizeibehörden den zuständigen Medizinalbeamten zu übertragen.

Was ferner die Sanitätsverwaltung der einzelnen Staaten betrifft, scheint ihre Organisation weit unter dem Niveau zu stehen, das die hygienische Wissenschaft in Deutschland erreicht hat, und weit davon entfernt zu sein, die Anstrebungen der deutschen Hygieniker zu befriedigen.

Sehen wir zum Beispiel, in welchen Verhältnissen sich in dieser Beziehung einer der größten deutschen Staaten befindet, in dem der Schutz der öffentlichen Gesundheit seit dem Jahre 1849 dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten übertragen wurde. Ich bitte um Verzeihung, daß ich, da ich für ein deutsches Journal schreibe, und es sich um ein Land handelt, dem ich nicht angehöre, in kurzen Worten das Urteil wiedergebe, welches ein Deutscher, Professor C. Finkelnburg an der Universität Bonn, darüber ausgesprochen hat:[1])

Gegenwärtig fungiert in Preußen als beratende wissenschaftliche Kontroll-

[1]) Finkelnburg, Geschichtliche Entwicklung und Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege in den Kulturstaaten. Erster Band des Handbuchs der Hygiene. Herausgegeben von Dr. Th. Weyl. Jena. Fischer. 1893.

instanz zur Verfügung des Ministers die „Wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen", welche aus elf Mitgliedern besteht, und zu deren Beratung bei wichtigen Anlässen zwölf Vertreter der provinziellen Aerztekammern zugezogen werden. Für den regelmäßigen Dienst der Medizinal- und Sanitätsverwaltung fungieren außerdem im Ministerium fünf vortragende Räte, darunter der jeweilige Chef des Armee-Sanitätswesens. Für jede Provinz besteht zur Verfügung des Oberpräsidiums ein beratendes „Provinzial-Medizinalkollegium", dessen Pflichten und Befugnisse leider seit der im Jahre 1815 geschehenen Errichtung dieser Institution unklar und mangelhaft geblieben sind; für jeden Regierungsbezirk vertritt ein „Regierungs- und Medizinalrat" die sanitären Verwaltungsfragen im Regierungskollegium, und in jedem Kreise steht dem Landrate ein „Physikus" als beratender und auf Erfordern — nicht aus eigner Initiative — auch als exekutiver Sanitätsbeamter zur Seite.

Außer dem Physikus sollen in Städten von über 5000 Einwohnern noch die sogenannten Sanitätskommissionen den Lokalpolizeibehörden zur Seite stehen. Diese auf dem Papier schön entworfene Institution hat leider sich nie zu ergiebiger Wirksamkeit gestaltet. In manchen Städten ist ihre Existenz völlig unbekannt geblieben; wo aber die Sanitätskommissionen gebildet sind, da sehen dieselben sich so sehr aller initiativen Befugnisse bar, werden so selten und fast ausschließlich beim Ausbruche von Epidemien zusammenberufen und sind überdies durch den Mangel eines ärztlichen Gesundheitsbeamten so ohnmächtig gegenüber der ihnen gestellten Aufgaben, daß man ihnen ihr bedeutungsloses Stillleben nicht zum Vorwurfe machen darf.

Der charakteristische und mangelhafte Zug der preußischen Sanitätsverwaltung besteht in der Abstufung von vier Instanzen sachverständiger, aber lediglich referierender Behörden, deren jede ein Anhängsel an die entsprechende Instanz der allgemeinen Polizeiverwaltung bildet und nur mit dieser sich in direkter amtlicher Beziehung erhalten darf. Dabei ist ein wirklicher Gesundheitsbeamter nicht vorhanden, weil alle Medizinalbeamten den Schwerpunkt ihrer Amtsthätigkeit in den Verrichtungen der gerichtlichen Medizin angewiesen erhalten, weil ferner ihnen die Befugnisse zu einer verantwortlichen Sorge für die öffentliche Gesundheit abgehen und endlich, weil sie alle vermöge ihrer überaus mangelhaften Gehaltsstellung darauf angewiesen sind, ihren Unterhalt durch Privatpraxis zu erwerben, und ihnen daher weder Zeit noch Kräfte zu einer irgendwie eingehenden hygienischen Wirksamkeit zur Verfügung bleiben.

Dieses Urteil schrieb Professor Finkelnburg 1893, und die Dinge scheinen sich seitdem nicht geändert zu haben, soweit man es nach dem beurteilen kann, was gegenwärtig in deutschen Zeitungen veröffentlicht wird. Vor wenigen Monaten trat ein neues Gesetz in Kraft, welches außer einem besondern Abschnitt über die Gesundheitskommissionen für Städte von über 5000 Einwohnern, welchen Kommissionen jedoch ein rein beratender Charakter bewahrt bleibt, einen Abschnitt über den als ersten Geschäftsführer der Sanitätsverwaltung jedes Landes fungierenden Kreisarzt enthält. Dieser erhält eine bessere Stellung als früher

und wird sicher mit besserem Erfolge für das Land wirken können; aber die kompetenten Leute stimmen in der Ansicht überein, daß die Erfolge noch besser sein würden, wenn die Kreisärzte erstens vom Staate voll besoldet würden, so daß man ihnen die Privatpraxis untersagen könnte und sie ihre ganze Thätigkeit der Verhütung von Krankheiten und der Verbesserung der sanitären Verhältnisse ihres Amtsbezirks widmen könnten; zweitens wenn den Obliegenheiten der Sanitätsbeamten nicht auch noch die des Gerichtsarztes ihres Kreises hinzugefügt werden müßten; drittens wenn sie bei der Ausübung ihrer Pflichten unabhängiger von den Polizeibehörden wären und ihre Befugnis beim Vorschreiben von Maßnahmen gegen die ansteckenden Krankheiten nicht nur auf die Fälle beschränkt wäre, bei denen Gefahr im Verzuge und ein vorheriges Einvernehmen mit der Ortspolizei nicht angängig ist.

II.

In Anbetracht des Eifers, mit dem man in allen Kulturstaaten sich bemüht und experimentiert, um eine gute Gesetzgebung und eine gute Sanitätsverwaltung zu schaffen, und in Anbetracht der Meinungsverschiedenheit, die noch in Bezug auf die beste Art herrscht, mit der dies zu erreichen ist, glaube ich, daß es interessant sein wird, kennen zu lernen, was in dieser Hinsicht in Italien geschehen ist, da ja die neuerdings auf dem sanitären Felde erreichten Erfolge dieses Landes derartige sind, um erkennen zu lassen, daß es sich auf dem rechten Wege befindet, die Lösung dieses wichtigen sozialen Problems zu erreichen.

Italien befand sich vor kaum fünfzehn Jahren mehr als die meisten andern europäischen Staaten in der Lage, eine rasche Lösung des Problems zu erstreben, da das sanitäre Gesetz, welches kurz nach der Erkämpfung seiner Unabhängigkeit und Einigung herausgekommen war, ich meine das Gesetz Lanza von 1865, sich bei der versuchsweisen Anwendung als völlig ungenügend gezeigt hatte. Und wirklich war, während es von 1865—1888 in Kraft blieb, die Sterblichkeit in Italien immer sehr hoch gewesen, und die Cholera-Epidemien hatten, obgleich sie mit großen Geldopfern bekämpft wurden, furchtbare Verheerungen angerichtet.

Auch hätte es gar nicht anders sein können, da das Gesetz Lanza in die Fußstapfen des französischen Gesetzes getreten war, von dem weiter oben die Rede war, und nur insoweit modifiziert wurde, als es sich der politischen Staatsverfassung Italiens anpassen mußte.

Das Königreich Italien ist mit einer Bevölkerung von ungefähr dreißig Millionen Einwohnern in neunundsechzig Provinzen eingeteilt, die ihrerseits in Kreise geteilt sind, welche aus einer veränderlichen Zahl von Gemeinden bestehen. Die Regierungsgewalt wird in den Provinzen und Kreisen von entsprechenden Präfekten und Unterpräfekten ausgeübt, während sie in den Gemeinden, soweit diese nicht der Sitz einer Präfektur oder Unterpräfektur sind, durch die Bürgermeister versehen wird. Dieser letztere ist indessen in den Gemeinden, welche der Sitz einer Präfektur oder Unterpräfektur sind, nur der

Vertreter der Stadt, während er in den andern auch die Stellung eines Regierungsbeamten einnimmt.

Nun übertrug das Gesetz Lanza den Schutz der öffentlichen Gesundheit auf den Minister des Innern, die Präfekten, Unterpräfekten und Bürgermeister und setzte diesen fachmännische Körperschaften zur Seite, die nur eine beratende Stimme hatten. Keinen Fachmann, dessen spezielles Amt es gewesen wäre, die Befolgung der sanitären Vorschriften zu überwachen, und der nötigen Falles Vorkehrungen treffen konnte, um die seiner Sorge anvertraute Gesundheit der Bevölkerung zu schützen.

Die Regierung, durch eine schmerzliche Erfahrung von der Unzulänglichkeit des Gesetzes Lanza überzeugt und gedrängt durch die Anregungen der Versammlungen und Kongresse von Medizinern und Hygienikern — und durch die Mahnungen von politischen Männern, welche erkannten, eine wie große Bedeutung eine gute Lösung der sanitären Frage für das Gedeihen des Landes habe, die Regierung, sage ich, gelangte nach jahrelangen Versuchen endlich dahin, als Crispi Minister war, ein neues Gesetz zum Schutze der Hygiene und der öffentlichen Gesundheit zu votieren, welches am 22. Dezember 1888 veröffentlicht wurde. Dieses Gesetz ist schon seit elf Jahren in Kraft; daher kann man sich, trotzdem es zu den Gesetzen gehört, die in tausend Punkten die Lebensäußerungen eines Landes berühren und die nur stufenweise und langsam angewendet werden können, doch ein Urteil über seine Vorzüge bilden und aus den gelieferten Resultaten auf die Bedeutung der Resultate schließen, die es in Zukunft liefern wird.

*

Das italienische Gesetz besteht nur aus 71 Artikeln, und überall ist die Materie in so harmonischer und bündiger Weise geordnet, daß nur wenig von dem fehlt, was sich auf die sanitäre Gesetzgebung und Verwaltung bezieht. In der That beziehen sich die Abschnitte, in die es eingeteilt ist: erstens auf die Organisation der Verwaltung und der sanitären Ueberwachung; zweitens auf die Ausübung der sanitären Aemter; drittens auf die Hygiene des Bodens und der Wohnräume; viertens auf die Hygiene der Getränke und Lebensmittel; fünftens auf die Maßregeln gegen die ansteckenden Krankheiten des Menschen und der Tiere; sechstens auf die Sauberkeit bei Leichenbesorgungen; siebentens auf hygienische Kommunalvorschriften; achtens auf verschiedene Bestimmungen, welche besonders Strafen und Uebertreter betreffen und die juristischen Personen (Gemeinde, Provinz oder Staat) festsetzen, welche die Kosten für die verschiedenen Sanitätsdienste zu tragen haben.

Wir werden uns nicht auf eine Prüfung aller dieser Abschnitte einlassen, in denen man einesteils die Anforderung der modernen Hygiene mit den Schwierigkeiten der Anwendung, anderenteils die Anforderungen der individuellen Freiheit mit den Rechten der sozialen Abwehr, so gut als möglich in Uebereinstimmung zu bringen suchte. Uns genügt die Prüfung des ersten Abschnittes,

der von der Organisation der Verwaltung und der sanitären Ueberwachung handelt, weil dieser im engsten Zusammenhang mit unserm Thema steht.

Es sind zwei Grundprinzipe in ihm aufgestellt: erstens, daß in keinem Teile des Königreiches ein geeignetes Personal für die Behandlung sowohl wie auch für die Verhütung der Krankheiten von Menschen und Tieren fehlen darf; zweitens, daß die Armen das Recht auf unentgeltliche Pflege haben.

Um diese Zwecke zu erreichen, muß jede Gemeinde, der Zahl ihrer Einwohner entsprechend, einen oder mehrere Aerzte (Gemeindeärzte) und eine oder mehrere Hebammen besolden, und nur die kleineren und ärmeren können, indem sie eine Genossenschaft mit andern benachbarten Gemeinden bilden, sich des Gemeinde-Arztes und der Hebamme bedienen, die von diesen besoldet werden.

Da auf diese Weise in jeder Gemeinde die Existenz eines Sanitätspersonals gesichert war, war es weder schwierig noch allzu kostspielig, im Lande eine fachmännische Verwaltung zu errichten, die, wenn sie auch ihre Wurzeln in allen Teilen des Königreichs hatte, doch ihren Mittelpunkt im Sitze der Regierung besaß. Das Gesetz Crispi übertrug noch den Schutz der öffentlichen Hygiene dem Minister, den Präfekten und Bürgermeistern, aber stellte diesen für die Anwendung der Gesetze kompetente fachmännische Beamte an die Seite. In der That wurde in jeder Gemeinde ein Sanitätsbeamter angestellt, in der Hauptstadt jeder Provinz ein Provinzialarzt ernannt und im Ministerium des Innern eine Zentralsanitätsbehörde begründet.

Sanitätsbeamter der Gemeinden, in denen sich keine andern Aerzte niedergelassen haben, ist von Rechts wegen der Gemeindearzt. In den Gemeinden, wo mehrere Aerzte wohnen, wird er dagegen auf Vorschlag des Gemeinderats durch den Präfekten ernannt und demjenigen der Vorzug gegeben, der besondere Studien in der Hygiene gemacht hat. In den größeren Gemeinden, ferner die eine besondere hygienische Behörde besitzen, wird der Titel eines Sanitätsbeamten dem Chef der Behörde selbst erteilt.

Auch als Sanitätsbeamter wird der Gemeindearzt von der Gemeinde besoldet, aber das Gesetz gewährt ihm größere Unabhängigkeit und größere Autorität den Kommunalbehörden gegenüber, indem es ihm erstens den Titel eines Regierungsbeamten verleiht und ihm zweitens nach drei Probejahren eine feste Anstellung sichert. Der kommunale Sanitätsbeamte wacht über die hygienischen Gesundheitszustände seiner Gemeinde und hält den Provinzialarzt fortdauernd davon unterrichtet; er beeifert sich, sowohl letzterem als auch dem Bürgermeister alle Ueberschreitungen der sanitären Vorschriften mitzuteilen, sowie alles, was besondere Vorkehrungen erfordern kann, und unterstützt den Bürgermeister bei der hygienischen Wachsamkeit und bei den Ausführungen aller von der Behörde angeordneten Vorsichtsmaßregeln.

Der Provinzialarzt wird von der Regierung besoldet, und da er sich in direkter Beziehung mit den Sanitätsbeamten seiner Provinz befindet, kann er beständig ein wachsames Auge haben auf die Zustände derselben, auf ihre sani-

tären Institutionen, auf die Ausführung des Gesetzes und der darauf bezüglichen Verordnungen und kann dem Präfekten Vorkehrungen, welche er für erforderlich hält, vorschlagen und mittels des Präfekten an die Zentralbehörde des Ministeriums darüber berichten. Der Chef der Zentralbehörde kann dann, nachdem er die Berichte erhalten hat, wo es erforderlich ist, die notwendigen Vorkehrungen direkt bei dem Minister in Anregung bringen.

In dieser Weise eingerichtet, kann man die italienische Sanitätsverwaltung mit einer einfachen, aber sehr empfindlichen Maschine vergleichen, vermittelst deren die Regierung beständig Nachrichten über die öffentliche Gesundheit im ganzen Lande haben kann; durch sie erfährt sie von den ersten Anfängen einer Epidemie, die sich hier oder dort entwickelt, und kann kräftig eingreifen, um sie zu bekämpfen, weise hygienische Reformen einführen und die exakte Ausführung der sanitären Vorschriften durchsetzen.

Von beratenden Körperschaften behielt das Gesetz nur zwei: den Consiglio Superiore und die Consigli Provinciali, welche in ihrer Zusammensetzung verbessert wurden, besonders indem man ihnen ein größeres Ansehen verschaffte und im Consiglio Superiore sowohl den Repräsentanten der Generaldirektionen der Handelsmarine, der Statistik und der Landwirtschaft, wie denen des Sanitätscorps der Armee und Kriegsmarine eine Stelle zubilligte. Die sanitären Kreisbehörden und Kommunalkommissionen hatten keinen Grund mehr zu existieren, seit die Sanitätsbeamten der Gemeinde direkt mit dem Provinzialarzt in Beziehung stehen und sich seiner Ratschläge und Machtvollkommenheit bedienen können.

Die Wirksamkeit des Gesetzes hatte sich später gesteigert: erstens indem es verordnete, daß jeder Arzt, welcher einen Fall von ansteckender Krankheit beobachtete, ihn dem Bürgermeister und dem Sanitätsbeamten anzeigen und im Bedürfnisfalle bei der Ausführung von Maßregeln helfen mußte, die geeignet waren, die Verbreitung der Krankheit zu verhindern; zweitens indem es den Gemeinden von über zwanzigtausend Einwohnern die Verpflichtung auferlegte, die hygienische Ueberwachung mit geeigneten Laboratorien zu versehen, und denen von über sechstausend Einwohnern, ein öffentliches Schlachthaus anzulegen; drittens indem es Gesetze herausbrachte, durch welche die notwendigen Ausführungen bei der fortschreitenden Sanierung der öffentlichen Bauten vereinfacht wurden, und indem es zu demselben Zweck sowohl den großen wie den kleinen Gemeinden Darlehen zu niedrigem Zinsfuß und mit Rückerstattung in dreißig Jahren bewilligte, vorausgesetzt natürlich, daß die zu machenden Arbeiten als absolut dringend und notwendig für den Schutz der öffentlichen Gesundheit erkannt waren (in acht Jahren allein stieg die Summe der kleinen Darlehen auf mehr als zwölf Millionen Lire und die der großen auf nicht weniger als hundertfünfzig Millionen); viertens indem es das Gesetz durch die Generalverordnung vom 9. Oktober 1889 vervollständigte und durch eine Reihe von speziellen Verordnungen, die ihre Anwendung besser disciplinierten und zum Teil den Gemeinden als Führer dienen konnten bei der Zusammenstellung der

lokalen Hygieneverordnung, mit der jede von ihnen der gesetzlichen Bestimmung nach versehen sein mußte.

Wie es sich in dieser kurzen Darstellung zeigt, ist durch das Gesetz Crispi ein Modus geschaffen worden, um die sanitäre Wiedergeburt des Staates wirksam zu fördern. Während es alle Vorschriften, die sich auf die verschiedenen Gebiete der Hygiene beziehen, in einen einzigen Körper vereinigt, setzt es fachmännische Beamte ein, die, verschiedene Rangstufen untereinander einnehmend, in der Gemeinde, in der Hauptstadt der Provinz und beim Sitze der Regierung die Aufgabe haben, diese Vorschriften zu beobachten, und auf diese Weise eifrig für die öffentliche Gesundheit sorgen und die hygienischen Verhältnisse des Landes verbessern; auch macht es ihre Vorsorge ersprießlicher, indem es ihnen in den größeren Städten das Hilfsmittel geeigneter Laboratorien gestattet; endlich, und das ist die Hauptsache, nimmt es in wirksamster Weise die Abwehr gegen die ansteckenden Krankheiten in Angriff, indem es die Anzeige eines jeden Falles derselben ebenso zur Pflicht macht wie die umgehende Anwendung von geeigneten Maßregeln, um zu verhindern, daß der angezeigte Fall zu einer Quelle weiterer Ausbreitung werde.

*

Kein menschliches Werk ist vollkommen, und auch in dem Gesetze Crispi finden sich Fehler, besonders in Bezug auf die Beschaffenheit des Personals, das mit seiner Ausführung betraut ist.

Wenn wir zum Beispiel den Gemeindearzt betrachten, so finden wir vor allem, daß, wenn auch das Gesetz seine Unabhängigkeit vergrößert hat (indem es ihn in allem, was die Verhütung der Krankheiten betrifft, als Regierungsbeamten betrachtet und ihm nach drei Probejahren die feste Anstellung bewilligt), es ihn doch noch zu sehr unter der Abhängigkeit von der Gemeinde belassen hat, die ihn bezahlt und die ihm, auch ohne ihn zu verabschieden, das Leben sehr schwer und die Ausübung seiner Pflicht sehr dornenvoll machen kann. Der Gemeindearzt muß als Sanitätsbeamter die gesetzlichen Vorschriften und die wissenschaftlichen Ratschläge ausführen können, auch wenn er sich im Widerspruch mit den Interessen und den Forderungen der Gemeindevertretung befindet. Wenn man für ihn eine ruhige, einflußreiche und gesicherte Stellung beansprucht, so geschieht es nicht so sehr in seinem eignen Interesse als in dem der Bevölkerung, deren sanitärer Schutz ihm übertragen ist.

Es ist jedoch zu bemerken, daß diesem Fehler des Gesetzes zum großen Teile durch die Thatsache abgeholfen ist, daß der Sanitätsbeamte direkt mit dem Provinzialarzt in Verbindung steht und in der Machtvollkommenheit desselben eine kräftige Unterstützung bei der Besiegung des Widerstandes seiner Kommunalbehörden finden kann. Ferner kann der Arzt die ihm von der Regierung verschaffte unzulängliche Unabhängigkeit dadurch aufbessern, daß er sich durch Wissen und Charaktereigenschaften die moralische Autorität verschafft, welche es schon allein durch die Macht der Ueberzeugung vermag, seinen Ratschlägen Gehör zu verschaffen und seine Vorschriften ausgeführt zu sehen.

Von andern wird die Einsetzung des Sanitätsbeamten, die aus dem Gesetze Crispi hervorging, bekrittelt und versichert, daß man nicht ohne Schaden die beiden Aemter des behandelnden Arztes und des Hygienikers in einer einzigen Persönlichkeit vereint. Man behauptet, der Sanitätsbeamte werde sich nicht selten in der Lage befinden, seine Aufgabe vielleicht nicht ganz zu vernachlässigen, aber ihr doch mit wenig Eifer nachzukommen, wenn ein anderweitiges Handeln das Mißfallen eines gewichtigen Patienten erregen könnte; und man kann auch denken, daß er bei der Geltendmachung der Sanitätsgesetze bei seinen in der Gemeinde praktizierenden Kollegen verschiedenes Gewicht und verschiedene Maßregeln je nach den professionellen Beziehungen, die unter ihnen herrschen, anwenden wird.

Man kann nicht leugnen, daß hierin viel Wahres liegt; andrerseits muß man jedoch anerkennen, daß die Vereinigung beider Aemter in einer Person erhebliche Vorteile mit sich bringt, die jedenfalls bedeutender sind als die daraus entstehen könnenden Schäden. In der That gestattet diese Vereinigung erstens, daß man jeder der 8262 Gemeinden des Königreichs einen Sanitätsbeamten geben kann. Wie könnte man dies sonst beschaffen? Wenn man ausschließlich hygienische Aerzte haben wollte und ferner der Dienst Regierungsbeamten übertragen werden sollte, dann müßte aus Sparsamkeitsgründen die Zahl beschränkt und jedem von ihnen die Aufsicht über nicht eine, sondern verschiedene Gemeinden angewiesen werden, wie es zum Beispiel Preußen mit seinen Kreisärzten macht. Und so würde man das, was man einerseits gewonnen, andrerseits verlieren. Zweitens sind die Sanitätsbeamten, wenn sie zugleich behandelnde Aerzte sind, besser in der Lage, alle Fälle von ansteckenden Krankheiten, die sich in der Gemeinde entwickeln, zu kennen und geeignete Maßregeln zu ergreifen, um ihre Verbreitung zu verhindern. Da sie ferner, Haus für Haus, die ihrer Pflege anvertraute Gemeinde kennen, wissen sie auch am besten, wo Verbesserungen nötig und wie sie anzubringen sind. Drittens findet die Vereinigung der Aemter des behandelnden Arztes und des Hygienikers nur in den kleineren Gemeinden statt. In den stärker bevölkerten, das heißt in solchen von fünfzehn- bis zwanzigtausend Einwohnern, ist der Gesundheitsbeamte schon so in Anspruch genommen, daß es ihm unmöglich ist, Privatpraxis zu betreiben. In nicht wenigen Gemeinden wird es ihm überdies durch Abmachungen bei der Ernennung verboten, und die Zahl der Gemeinden, welche dies Prinzip annehmen, vermehrt sich nach und nach. Es ist vielleicht angebracht, hinzuzufügen, daß es ihm nicht schwer wird, dieser Vorschrift nachzukommen, da es im Interesse der andern Aerzte der Gemeinde liegt, darüber zu wachen, daß er nicht die verbotene Frucht berühre.

Eine letzte Bemerkung, die man in Bezug auf die Sanitätsbeamten gegen das Gesetz Crispi machte, bestand darin, daß es mit einem Schlage Tausende von Aerzten in Hygieniker verwandelte, die nur spärliche Kenntnisse von der Hygiene haben konnten, da diese Disciplin, obgleich seit einigen Jahrzehnten bei unsern Universitäten obligatorisch, doch nicht in praktischer Weise, mit Unterstützung von Laboratorien gelehrt war. Aber auch diesem Mangel suchte man abzuhelfen. In vielen Universitäten richtete man ein hygienisches Laboratorium

ein und eröffnete praktische Spezialkurse für die Sanitätsbeamten. Da jetzt bei der Ernennung zum Sanitätsbeamten, auf gesetzliche Bestimmung hin, derjenige vorgezogen werden muß, der besondere hygienische Studien gemacht hat, so entschlossen sich sehr viele Aerzte, auch von den älteren, diese Kurse zu besuchen und thun es auch noch jetzt, freiwillig die nicht leichten Unbequemlichkeiten auf sich nehmend und die nicht unbedeutenden Kosten, die ihnen daraus entstehen.

Völlig zufriedenstellend ist nicht einmal die Stellung, welche das Gesetz Crispi dem von ihm geschaffenen Provinzialarzt bereitet hat. Dieser kann nur im Namen und Auftrag des Präfekten handeln, und das Maß seiner Thätigkeit bei der Ueberwachung des sanitären Dienstes und der hygienischen Verhältnisse der Gemeinden seiner Provinz, sowie der Anregung notwendiger Reformen hängt vor allem von dem Grade der Freiheit ab, die der Präfekt ihm bei seinen Handlungen zugesteht. Es ist zum Beispiel außerordentlich nützlich, daß er häufig die eine oder andre Gemeinde besucht, teils um dem Sanitätsbeamten bei der Unterdrückung einer Epidemie zu helfen, teils um eine Trinkwasserleitung zu inspizieren oder die in einem ungesunden Stadtviertel auszuführenden Arbeiten zu begutachten und dergleichen mehr; aber die Reisen machen Kosten, und daher sind nicht immer alle Präfekten geneigt, sie zu bewilligen. Häufig müssen auch Privatpersonen oder irgend eine Kommunalbehörde wegen des Gesetzes zugezogen werden, aber es kann auch geschehen, daß der Präfekt aus politischen oder andern Gründen es nicht für richtig hält, dem Vorschlage des Arztes zu entsprechen. Und so wird dieser mißtrauisch und nimmt allmählich den Charakter eines sitzenden bureaukratischen Beamten an, der durchaus nicht mit der Aufgabe übereinstimmt, die ihm das Gesetz übertragen hat.

Diese Uebelstände bewahrheiten sich nicht, wenn der Präfekt weiß, was die Hygiene thun kann und wie groß ihre soziale Bedeutung ist. Aber giebt es viele Präfekten, von denen man dies sagen kann? Man würde jedoch größeren Nutzen erzielen, wenn man durch eine Abänderung des Gesetzes dem Provinzialarzt eine größere Verantwortlichkeit auferlegte und ihm im Interesse der öffentlichen Gesundheit größere Freiheit des Handelns ließe und genauer die Umstände präzisierte, bei denen er eingreifen muß. Auch mit dem heute bestehenden Gesetz sind jedoch die Uebelstände schon sehr gemildert, da die Provinzialärzte auf eine kräftige Unterstützung von seiten der Zentralbehörde, des Ministeriums, rechnen können und daher die Unthätigkeit des Präfekten leicht durch die Einmischung des Ministers und die kategorischen Instruktionen besiegt werden kann, die dieser den Provinzialbehörden übermitteln läßt.

Aber der größte Fehler des Gesetzes Crispi besteht in dem Teile, der die sanitäre Zentralbehörde betrifft. Von dieser Behörde sind weder die Einrichtung noch die Thätigkeit festgesetzt, und es wird nur nebensächlich in zwei Artikeln des Gesetzes auf sie hingewiesen.

Zuerst muß einem dieses Schweigen sehr sonderbar vorkommen über das, was eigentlich der leitende Mittelpunkt der ganzen Verwaltung sein müßte. Aber die Thatsache erklärt sich, wenn man weiß, daß in Italien ein Gesetz existiert,

welches jedem Minister die Befugnis verleiht, die Einrichtung seiner Zentralverwaltung abzuändern, so daß es angemessen erschien, daß diese Befugnis auch in Bezug auf die Gesundheitsverwaltung nicht beschränkt werde.

Wie leicht vorherzusehen war, brachte dieses Schweigen ernste Folgen mit sich, denn es wurde hierdurch gestattet, daß die Zentralbehörde während ihres zehnjährigen Bestehens dreimal von aufeinander folgenden Ministern umgewandelt wurde. In der That richtete der Minister Crispi, als kaum das neue Gesetz angenommen war, diese Zentralbehörde als Direktion der öffentlichen Gesundheit ein, rüstete sie mit weitgehenden Machtbefugnissen aus und ernannte zum Chef den Professor Luigi Pagliani, den er schon seit dem vorhergehenden Jahre (im Juni 1887) von Turin, wo er die Hygiene an der Universität lehrte, nach Rom berufen hatte, um die Abfassung des projektierten Gesetzes auszuführen und die neue Verwaltung einzurichten. Unter der Leitung und der kräftigen und klugen Anregung des Professors Pagliani machte sich das neue Personal mit großem Eifer an die Arbeit, und sie trug auch, wie wir sehen werden, reichliche Frucht. Es schien ein neuer Lebenshauch durch das Land zu wehen, der dazu anreizte, auf jede Weise die Umgebung zu verbessern, in der sich das Leben des italienischen Bürgers abspielt. Und so ging es auch unter den beiden folgenden Ministern, Nicotera und Giolitti, weiter. Aber als im Jahre 1896 die Regierungsgewalt auf den Marchese Rudini überging, lieh dieser sein Ohr den schlechten Einflüsterungen von Leuten, die sich zum Sprachrohr machten für durch das neue Gesetz beleidigte persönliche Interessen, gestörte alte Gewohnheiten und beschränkte lokale Selbständigkeiten; er gab dem Pagliani seinen Lehrstuhl zurück und reduzierte die Gesundheitsdirektion auf eine einfache Abteilung, der er einen guten Teil der früher gehabten Autorität entzog. Als später, 1898, General Pelloux auf Rudini folgte, versetzte dieser der Zentralbehörde einen neuen Schlag, indem er durch einen Königlichen Erlaß vom 10. Januar des letzten Jahres allerdings ihren Chef zu einer der höchsten Rangstufen bureaukratischer Hierarchie erhob und ihm den Titel eines Generalinspektors der Gesundheit verlieh, aber der Behörde selbst die administrativen Pflichten, die sie noch besaß, entzog und sie unter die bureaukratischen Abteilungen des Ministeriums einreihte.

Auf diese Weise wurde die Behörde eine einfach beratende, deren Obliegenheit es war, dem Minister die für den Schutz der öffentlichen Gesundheit nötigen Vorkehrungen vorzuschlagen und in sanitären Angelegenheiten den Verwaltungsbeamten ihr Gutachten abzugeben. Nur diesen letzteren kommt es zu, zu handeln; von ihnen allein hängt das Personal der Gesundheitsverwaltung ab.

Welche Folgen hieraus entstehen werden, ist leicht vorherzusagen. Wie ich weiter oben sagte, hängt die wirksame Thätigkeit der kommunalen Sanitätsbeamten beim Bekämpfen der ansteckenden Krankheiten, der Sanierung der Wohnstätten und der Aufsicht beim Verkauf von Lebensmitteln und so weiter zum guten Teile von der Unterstützung ab, die ihnen der Provinzialarzt durch seine Autorität geben kann, und andrerseits muß die an sich nicht große Autorität

des Provinzialarztes durch die Unterstützung gekräftigt werden, die ihm die sanitäre Zentralbehörde leihen kann. Wie kann aber eine Behörde kräftige Unterstützung bieten, die die Befugnis hat, nicht zu handeln, sondern nur zu raten? Der Erlaß Pelloux hat deshalb die Feder sehr geschwächt, welche der doppelten Aufgabe dienen sollte, die Thätigkeit der Sanitätsbeamten lebendig zu halten und ihnen zugleich behilflich zu sein, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihnen bei der Ausübung ihrer Pflicht fortwährend begegnen.

Die vom Minister Pelloux veranlaßte Umwandlung der Zentralbehörde ist sicher ein Schritt rückwärts, aber man darf ihre Bedeutung nicht übertreiben. Das Bestehen der Zentralbehörde (ebenso wie das der Provinzialärzte und Sanitätsbeamten) ist durch das Gesetz gesichert; nur die Art ihrer Einsetzung und die Wirksamkeit ihrer Thätigkeit können durch den Willen der aufeinander folgenden Minister modifiziert werden. In dieser Beziehung kann daher der Schaden, den heute ein Minister anrichtet, morgen durch einen andern Minister verbessert werden. Es muß daher jetzt das Bestreben der Hygieniker sein, daß auch in diesem Teile statt der veränderlichen Willkür der Minister der Buchstabe des Gesetzes Gültigkeit habe, und daß letzterer der Zentralbehörde die Organisation und Machtbefugnis verschaffe, die sie für ihre große Mission geeigneter machen.

Nur wenn man es so macht, wird man durch das Gesetz Crispi die vollen Resultate erzielen, die man davon erwarten darf und auf deren Bedeutsamkeit man schließen kann, wenn man den wohlthätigen Einfluß bedenkt, den es schon trotz dieser Unvollkommenheiten auf das Land ausgeübt hat. Der beste Beweis für die Veränderungen im Gesundheitszustande eines Volkes besteht in den Ziffern seiner Sterblichkeit; nun wohl, hier folgen die Ziffern der italienischen Sterblichkeit (auf tausend Einwohner) in zwei Jahrzehnten, das eine vor, das andre nach der Veröffentlichung des Gesetzes:

1879	29,83	1889	25,7
1880	30,84	1890	26,5
1881	27,6	1891	26,3
1882	27,6	1892	26,4
1883	27,6	1893	25,4
1884	27,0	1894	25,2
1885	27,0	1895	25,3
1886	28,8	1896	24,3
1887	28,1	1897	22,16
1888	27,6	1898	23,19

Wie aus dieser Tabelle hervorgeht, war die italienische Sterblichkeit vor dem Jahre 1888 sehr hoch und zeigte wenig Neigung, abzunehmen, während sie nach dem Jahre 1888 dagegen rasch und dauernd abnahm.

Noch deutlicher zeigen sich die Wirkungen des umsichtigen Crispi-Gesetzes, wenn man die Sterblichkeit in den Gemeinden der Hauptorte der Provinzen und

ihrer Bezirke prüft, das heißt derjenigen Gemeinden, die weniger unwissend und arm sind als die ländlichen Gemeinden und als Sitz der hauptsächlichen Behörden in direkterer Weise deren Einfluß empfinden und geneigter sind, ihre Vorschriften auszuführen, wozu ihnen auch größere finanzielle Mittel zu Gebote stehen.

Sterblichkeit auf 1000 Einwohner
der Hauptorte der Provinzen und ihrer Bezirke.

1881	28,4	1889	26,1
1882	28,7	1890	27,1
1883	29,0	1891	27,1
1884	28,9	1892	26,6
1885	28,2	1893	26,0
1886	29,5	1894	25,0
1887	28,5	1895	24,7
1888	28,0	1896	23,5

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß in den städtischen Gemeinden die Abnahme der Sterblichkeit erheblich größer war als in der Gesamtheit der Gemeinden des Königreichs. Während in diesen letzteren zum Beispiel von 1881 bis 1896 die Sterblichkeit sich um 3,3 pro Tausend verringerte, nahm sie in den Gemeinden der Hauptorte um 5 pro Tausend ab.

Wenn wir ferner durch eine Prüfung der Statistik den Grund dieser Abnahme der Sterblichkeit aufsuchen, so finden wir, daß er hauptsächlich den ansteckenden Krankheiten zu verdanken ist, welche sich schon in den Jahren vor 1888 gemildert hatten und in den folgenden Jahren fortdauernd die Ziffer ihrer Opfer herabsetzten. Während zum Beispiel im Jahre 1887 noch mehr als 120000 Todesfälle an Pocken, Masern, Scharlach, Typhus, Keuchhusten und Diphtheritis vorkamen, waren es 1896 nur 48000 und 1898 nur noch 40000. Allein bei den ansteckenden Krankheiten fand daher eine Verminderung von 72000 respektive 80000 Opfern im Jahre statt.

Jährliche Sterblichkeit auf 10000 Einwohner.

	1881—87	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
Pocken . .	3,1	7,2	4,0	2,3	1,0	0,5	0,9	0,8	1,0	0,7
Scharlach .	2,8	2,1	1,8	2,4	2,4	2,6	2,2	1,5	1,2	1,0
Masern . .	6,4	5,3	3,7	4,8	6,4	4,1	4,2	2,9	3,7	3,7
Typhus . .	9,7	7,7	7,0	6,6	6,2	5,0	4,9	4,4	5,0	5,3
Diphtheritis	8,1	5,7	4,9	4,1	3,9	5,4	5,8	5,0	3,7	2,9

Ich habe gesagt, daß die Abnahme der ansteckenden Krankheiten eine rasche und dauernde war und bestehe auch darauf, weil diese Kennzeichen jeden Zweifel ausschließen, daß sie jenen mehr oder weniger sprunghaften, unregelmäßigen Schwankungen der Sterblichkeit zu verdanken sei, die man bei diesen Krankheiten beobachtet, wenn sie sich selbst überlassen sind. Und man versteht auch, wodurch

diese rasche Milderung der Ansteckungen gekommen ist; die sanitäre Verwaltung bemühte sich, so gut sie konnte, die Maßregeln der Isolierung und Desinfizierung anzuwenden, die so wirksam dagegen sind, und andernteils verbreitete die Anwendung dieser Maßregeln immer mehr beim Publikum das Bewußtsein von der Ansteckungsgefahr und überzeugte die Leute von der Nützlichkeit, die Gelegenheiten zur Ansteckung zu vermeiden.

*

Die durch die Anwendung des Gesetzes Crispi erreichten Vorteile rechtfertigen vollauf die schmeichelhaften Beurteilungen, die es von den kompetenten Leuten, die es gründlich studiert haben, erhielt. Aber um jeden Verdacht der Parteilichkeit des Urteils auszuschließen, werde ich als Beispiel auch berichten, was die französischen Hygieniker darüber sagen.

Der Deputierte Dr. Langlet, welcher 1892 in der französischen Kammer über einen Gesetzentwurf, betreffend die öffentliche Gesundheit, Bericht erstattete, ließ die ausländischen Gesetze Revue passieren und schrieb: „Italien hat dieses Gesetz 1888 wieder hergestellt, so vollständig und konzis, wie man es sich nur ausdenken kann, und es kann mit seinen siebzig Artikeln wie ein wahres Gesetzbuch der öffentlichen Hygiene betrachtet werden."

Und der Senator Professor Cornil schrieb 1895 in einer Berichterstattung, mit der er seinerseits den obenerwähnten, von der Deputiertenkammer schon gebilligten Entwurf dem Senat einreichte, das Folgende: „... Man kann vielmehr erkennen, daß eine der besten Gesetzgebungen, wenn nicht vielleicht die allerbeste, augenblicklich die italienische ist, welche am 22. Dezember 1888 herauskam ... Wenn wir hinzufügen, daß außer diesem Gesetze die kommunale Gesetzgebung in Italien die sanitären Ausgaben zu den obligatorischen Ausgaben rechnet und verschiedene Gesetze den Gemeinden gestatten, zur Ausführung großer öffentlicher Arbeiten sanitärer Art, vom Staat garantierte Anleihen zu herabgesetztem Zinsfuß zu machen, dann haben wir wohl genügend angedeutet, wie sehr Italien heutigestags den Nationen als Muster dienen kann, die sich bemühen, ihre Gesetzgebung in Uebereinstimmung mit den wohlverstandenen Interessen der öffentlichen Gesundheit zu bringen."

*

Die Thatsache, daß das Gesetz Crispi gute Resultate in Italien gehabt hat, berechtigt noch nicht zu dem Schluß, daß es bei der Anwendung in jedem andern Staate dieselben haben würde, da einer der Hauptfaktoren bei der Wirksamkeit eines Gesetzes darin besteht, daß es den besonderen Verhältnissen der Bevölkerung angepaßt sei, für deren Wohlfahrt es bestimmt ist. Jedoch die hauptsächlichen Drehpunkte, auf denen es sich begründet, und die man dem Leser ins Gedächtnis zurückrufen muß, können meiner Ansicht nach überall anzuwenden sein. Vor allem befolgt es die Tendenz einer gemäßigten Dezentralisation, die sich in den Kulturländern immer mehr Geltung verschafft, es überträgt die Ausführung seiner

Vorschriften den Lokalbehörden und hält durch die Einsetzung des kommunalen Sanitätsbeamten auch in den kleinsten Orten die Beschützer der öffentlichen Gesundheit mit den davon Beschützten in unmittelbarer Beziehung. Ferner sorgt es dafür, daß die Zentralregierung, in ihrer Verantwortlichkeit für das ganze Staatsgetriebe, fortwährend die Thätigkeit der Lokalbehörden überwachen und sie nötigenfalls leiten und mit Geldmitteln unterstützen kann. Schließlich macht es einen großen Schritt auf das Ziel zu, das die Hygieniker aller Länder erstreben; das heißt es neigt dahin, die Verantwortlichkeit für die öffentliche Gesundheit fachmännischen Beamten zu übertragen, welche die Verantwortlichkeit ihrer Mission kennen und die Befugnis und die notwendigen Mittel zu ihrer Erfüllung besitzen.

Was man aus der Geschichte lernen könnte.

Von

M. v. Brandt.

Die jüngsten Ereignisse in China, die mit so überraschender Schnelligkeit und Gewalt hereingebrochen sind und so furchtbare Folgen gezeitigt haben, sollten, wenn die Menschen überhaupt aus solchen Vorgängen etwas lernen können, allen und ganz besonders der öffentlichen Meinung, die ja die Quintessenz der Weisheit der Menge sein soll, beweisen, wie wenig sie im allgemeinen und im besonderen von den Dingen verstehen, die sich außerhalb ihres gewöhnlichen, recht beschränkten Gesichtskreises abspielen. China wurde nach dem Ausgang des Krieges mit Japan als ein toter Körper angesehen, an dem jedes Experiment ohne eigne Gefahren gemacht werden könne, und ein besonders feuilletonistisch veranlagter „eigner Korrespondent“ glaubte in dem Tritt der in Peking einziehenden Schutzwachen der fremden Gesandtschaften schon vor zwei Jahren das Ticken der Todesuhr des großen Reichs zu vernehmen. — Dabei standen und stehen jetzt in Tientsin, nur drei Märsche von Peking entfernt, über 12000 Mann europäischer Soldaten mit mehr als 90 Feld- und Maschinengeschützen, während in der Hauptstadt die diplomatischen Vertreter von neun großen Mächten und tausend Männer, Frauen und Kinder nach mehr als vierzehntägigem heldenmütigem Widerstande abgeschlachtet wurden, ohne daß ihnen die erflehte Hilfe gebracht werden konnte. Im ganzen Reiche, zuerst in den an den Hauptsitz der fremdenfeindlichen Bewegung, Peking und West- und Nord-Chihli grenzenden Provinzen regt es sich, und man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß, ehe diese Zeilen im Druck erscheinen, in weiten Gebieten alles das zerstört worden sein

wird, was während der letzten Jahre mit Mühe und harter Arbeit, zum Teil unter großer persönlicher Aufopferung der Beteiligten, geschaffen worden ist. Das sind Ereignisse, die zu ernster Betrachtung und zur eingehenden Erörterung der Frage auffordern, welchen Ursachen der Ausbruch des Fremdenhasses zuzuschreiben ist, dessen Kundgebungen uns mit Entsetzen und Besorgnis erfüllen.

Als die anglo-französischen Truppen 1860 von Tientsin nach Peking marschierten, war, trotzdem die Taku-Forts von den verbündeten Truppen gestürmt worden waren und zwei Gefechte, das eine vor Tungchau bei Chanchiawan, das andre, nach welchem General von Montauban seinen Titel als Graf von Palikao erhielt, bei der Brücke von Palichiao stattgefunden hatten, die ganze Gegend zwischen Taku und Peking absolut ruhig, mit der einzigen Ausnahme, daß Chinesen in einem Dorfe halbwegs zwischen Tientsin und Peking auf eine englische Patrouille schossen, was zur Einäscherung des Dorfs durch die Engländer führte. Ebenso haben während der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China, 1884—1885, wie während des chinesisch-japanischen Krieges keinerlei gegen Fremde oder chinesische Christen gerichteten Angriffe stattgefunden, die chinesische Regierung ist vielmehr vollständig im stande gewesen, die Ordnung im ganzen Reiche aufrecht zu erhalten, vielleicht in höherem Maße als in ruhigeren Zeiten. Und mehr als dies: es ist den in Peking respektive Tientsin sich aufhaltenden Fremden, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, während welcher die Nienfei-Rebellen bis in die Nähe von Tientsin vorgedrungen waren und später als berittene Räuberbanden die Straße von Tientsin bis Peking unsicher machten, niemals eingefallen, irgend welche besonderen Vorsichtsmaßregeln in der Nähe dieser beiden Städte oder für die Reise zwischen denselben zu ergreifen; Frauen und Kinder verkehrten ohne männlichen Schutz und ohne Besorgnis zwischen den beiden Plätzen, und selbst für weitere Ausflüge von Peking aus wurde ein Regenschirm für viel notwendiger gehalten als ein Revolver. Und im Gegensatz dazu steht heute die ganze Gegend in Flammen, jeder Bauer ist bewaffnet, und die Fremden, die noch vor wenigen Wochen, wenn nicht geliebt, so doch geachtet wurden, werden heute wie wilde Tiere gehetzt und ohne Erbarmen abgeschlachtet. Es ist das ein neuer Beweis dafür, wie wenig der Fremde, um das Sammelwort für Europäer und Amerikaner zu gebrauchen, den Asiaten versteht und wie in China wie in Indien, in Japan wie in Annam der in latenter Weise vorhandene Fremdenhaß in jedem Augenblick zu Explosionen führen kann, die auch den der Verhältnisse dieser Länder Kundigsten durch ihre Plötzlichkeit und ihren Umfang überraschen. Die Aufstände in Kabul, von denen der erste mit der Niedermetzelung der ganzen englischen Macht auf dem Rückzuge endigte, von der nur ein Arzt verwundet entrann, während der zweite die Ermordung des englischen politischen Agenten, Sir Louis Cavagnari mit seiner Eskorte zur Folge hatte und in seinem weiteren Verlaufe zu dem Feldzuge führte, dem Lord Roberts seinen Feldherrnruf verdankt, die Ermordung des russischen Gesandten in Teheran 1829 mit seinem ganzen Gefolge und endlich auch der dritte große Aufstand in Indien haben ebenso die von ihnen in erster Linie

Betroffenen überrascht wie in diesem Falle die in Peking ausgebrochene Bewegung. Die letztere muß allem Anschein nach auf einen Staatsstreich, die Usurpation der Regierungsgewalt durch den Prinzen von Tuan, zurückgeführt werden, was auch den Anschluß der Truppen an die Aufständischen erklären würde. Die Lehre aber, die aus diesen Vorgängen gezogen werden muß, ist die, daß es in jedem Fall falsch und gefährlich ist, den Maßstab fremder Verhältnisse an asiatische Zustände zu legen.

Die chinesischen Truppen, die Befestigungen wie die von Port Arthur und Wei-hai-wei den Japanern fast ohne Schwertstreich überlassen haben, bieten heute, nur fünf Jahre später, europäischen Truppen erfolgreich die Stirn und halten 20000 Mann, denn auf so hoch dürfte sich die Zahl der zwischen Taku und Tientsin echelonnierten fremden Streitkräfte belaufen, in Schach, eine bittere Lehre für diejenigen, die China als eine quantiti negligeable betrachtet haben und die von der Aufteilung Chinas sprachen, wie man von der Zerlegung eines Kalbsbratens redet. Daß die Lehre aber noch nicht verstanden und gewürdigt worden ist, das Traurigste und vielleicht das Folgenschwerste an dem ganzen Vorgange, beweist ein Teil der deutschen Presse, der noch immer die Ansicht vertritt, daß Rücksichtslosigkeit, unter der sich nur zu oft ein Mangel an Verständnis der Lage verbirgt, im stande gewesen sein würde, der Katastrophe vorzubeugen, an der sie einen nur zu großen Anteil hat. Als der Schreiber dieser Zeilen vor wenig mehr als fünfzehn Monaten bei einem in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltenen Vortrage darauf hinwies, daß der Versuch, China zu majorisieren, zu Zuständen führen müsse und werde, die die Herausssendung eines deutschen Armeecorps nach Schantung nötig machen könnten, haben nur wenige die Aeußerung ernst genommen und der Beachtung gewürdigt, die sie vielleicht, als von jemand kommend, der mehr als ein Menschenalter in Ostasien zugebracht hatte, verdient haben würde. Die Presse hat vielmehr munter weiter die Aufteilung Chinas zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht und damit einen neuen Beweis von der Zweischneidigkeit der Waffe gegeben, die der brave Gensfleisch zum Gutenberg vor fünfhundert Jahren seinen Landsleuten in die Hand gelegt hat. Selbst heute, da die ganze zivilisierte Welt sich rüstet, um dem Ansturm chinesischer Barbarei zu widerstehen — mit dem Mord der Gesandten, wehrloser Frauen und Kinder und derer, die, wie Sir Robert Hart, der General-Zollinspektor der chinesischen Seezölle, und seine Beamten seit langen Jahren ihre Dienste den Interessen Chinas gewidmet hatten, hat der Widerstand Chinas gegen das, was man seine Vergewaltigung nennen konnte, seine ethische Berechtigung eingebüßt —, beginnt die Idee der in Schantung zu suchenden territorialen Entschädigungen in einzelnen Blättern und Blättchen zu spuken, und die Knochen des pommerschen Grenadiers, die für das, was in den Balkanländern vor sich ging, nicht zu Markte getragen werden sollten, werden bis jetzt glücklicherweise nur auf dem Papier für Pläne eingesetzt, die Deutschlands Interessen in Ostasien nicht wesentlich stärken, wohl aber seine ganze politische Zukunft in Frage stellen können. Wenn Europa aus den jetzigen

Vorgängen in China nicht die Lehre zieht, daß die Bewohner des gewaltigen Reichs vielleicht in die Wege unſrer Ziviliſation geleitet, aber ganz gewiß nicht in dieſelben getrieben werden können, ſo werden, ganz abgeſehen von den Gefahren, die die Rivalität der Mächte untereinander hervorrufen kann, noch ungezählte Hekatomben von Menſchen und Millionen von Mark für das geopfert werden, was vielleicht auf anderm Wege, aber ganz gewiß nicht durch rohe Gewalt, erreicht werden kann. In der berechtigten Entrüſtung über die Vorgänge in China wird das Gefühl der Gerechtigkeit und Billigkeit für das, was das chineſiſche Volk zu fordern ein Recht hat, die Schonung ſeiner alten Ziviliſation, die in manchen Beziehungen, wenigſtens in der Theorie, über dem ſteht, was wir als unſre heutige Kultur preiſen, wahrſcheinlich ſtark abgeſtumpft werden, aber es iſt darum um ſo mehr die Pflicht derjenigen, die ſich nicht von den Erregungen des Augenblicks fortreißen laſſen, auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, die ein Verlaſſen der Bahnen, die die Wahrung eigner größerer Intereſſen uns vorſchreibt, unfehlbar nach ſich ziehen muß. — In Oſtaſien liegt unſer Intereſſe nicht in einem Zuwachs territorialen Beſitzes, der uns neue Pflichten und damit neue Opfer auferlegen würde, ſondern in der Gewinnung eines möglichſt großen Anteils an dem chineſiſchen Markte für unſern Handel und unſre Induſtrie; in der Weltpolitik haben wir alle Veranlaſſung, uns von den Zwiſtigkeiten fern zu halten, die ſich aus den ſich widerſtrebenden Intereſſen und Aſpirationen Rußlands, Englands und Japans in Oſtaſien ergeben können, und uns vielmehr der Politik der Vereinigten Staaten anzuſchließen, die nur ihre kommerziellen Intereſſen zu wahren beſtrebt ſind. Schon heute werden in der ruſſiſchen Preſſe Stimmen laut, die Deutſchland die Schuld an den Vorgängen in China zuſchreiben, und in England iſt man eifrig bemüht, Verdacht gegen Deutſchland zu erregen und Rußland und Frankreich gegen dasſelbe aufzuhetzen; uns aber ſollten dieſe Vorgänge auf die Gefahren aufmerkſam machen, die ſich für uns aus dem Verſuch ergeben würden, eine führende Rolle bei den Ereigniſſen in China ſpielen zu wollen oder nur aufdrängen zu laſſen. Wir haben dort nicht mehr zu ſtrafen und zu rächen als andre, wir haben weder das chineſiſche Rätſel zu löſen noch die chineſiſche Nuß zu knacken, ſondern uns nur ſo weit an den gemeinſamen Maßnahmen aller Mächte zu beteiligen, wie die genaueſte Abmeſſung unſrer Intereſſen dies notwendig und heilſam erſcheinen läßt. Alles Weitere würde vom Uebel ſein, und es kann nicht ernſthaft genug davor gewarnt werden.

7. Juli 1900.

Le secret de tout le monde.

Von

Wilhelm Schuppe in Greifswald.

„Cet homme a dit le secret de tout le monde“, sagte eine Dame der Pariser Salons, als Helvetius auszusprechen gewagt hatte, daß die Selbstliebe die einzige Triebfeder des menschlichen Handelns sei. Das ist nun zwar schon lange her, aber noch giebt es viele, die nicht wissen, was daran wahr und was daran falsch ist. Da lohnt es sich vielleicht auch heute noch, die gemeinte Thatsache zur Anerkennung zu bringen und zugleich mißverständliche Folgerungen auszuschließen.

Mißverständliche Folgerungen liegen schon in der Auffassung der Pariserin. Ist das Motiv der Selbstliebe le secret de tout le monde, so ist die selbstlose Gesinnung, welche wir von andern verlangen und oft auch von uns behaupten, konventionelle Heuchelei oder Selbsttäuschung. Geistesstärke ist es, sich von dieser zu befreien und die Wahrheit einzugestehen. Welches Motiv der Selbstliebe uns solche Geistesstärke empfiehlt und die Wahrheit eingestehen heißt, wäre freilich sogleich zu fragen. Aber wir wollen die Neugierde vorläufig unterdrücken, um die Folgerungen aus der interessanten Thatsache in Augenschein zu nehmen.

Nur aus Selbstliebe zu handeln wurde und wird noch Egoismus genannt; und dem Sittlichguten, wie es auch heut noch von unzähligen aufgefaßt und gefühlt wird, ist nichts so entgegengesetzt als dieser. Die Moral, welche sich dadurch empfiehlt, daß die Befolgung ihrer Lehren immer das eigne Wohl fördere, wird „Trinkgeldsmoral“ gescholten. Vielleicht sind das Vorurteile, von denen wir abzusehen haben. Die Hauptsache jedoch ist die, daß nun der Begriff einer objektiv-gültigen Norm überhaupt wegzufallen scheint. Der Geschmack ist ja verschieden, und wenn auch viele — vermutlich infolge der gleichen Umstände und Einflüsse, unter denen sie aufgewachsen sind — in ihrem Geschmack übereinstimmen, so kann man doch keinem, der sein Wohl und sein Glück in etwas anderm findet als die andern, beweisen, daß er falsch fühle. Ein junger Mann erklärte, ein langes Leben über zu sparen und sich der Mäßigkeit zu befleißigen, fände er entsetzlich langweilig, er wolle lieber einige Jahre in Saus und Braus leben und, wenn Geld und Körperkräfte verbraucht sind, sich aufhängen, und hat das auch wirklich gethan. Mögen wir noch so entrüstet über diese Lumpengesinnung sein, wenn doch nach undurchbrechbarem Naturgesetz jeder nur aus den Motiven seiner Selbstliebe handelt, mit welchem Rechte können wir einem vorschreiben, worin er sein Glück finden *solle*? Dieses Sollen ist sinnlos. Das sind die Folgerungen, welche sich aus dem verratenen Geheimnis zu ergeben scheinen, die oft gezogen worden sind und noch heute von vielen gezogen werden.

Und wenn nun jemandes Gefühl dieser Aufhebung des Sittengesetzes widerstreitet, kann man deshalb die gemeinten Thatsachen in Abrede stellen? Vielleicht löst sich der Widerspruch, wenn wir diese etwas genauer in Betracht ziehen.

In unzähligen Fällen weiß es jeder und giebt es zu, daß das Motiv seines Wollens die von der Handlung erwartete Lust oder Verhütung von Unlust gewesen ist. Es gälte also nur, das Motiv der Selbstliebe auch in den andern Fällen, für welche es geleugnet wird, aufzuzeigen, was gewiß nicht schwer ist, wenn man nur die Vieldeutigkeit des Wortes Lust, das ist die Lustarten, kennt und die Behauptung, daß der Wille immer nur durch die Erwartung von Lust oder Unlust bewegt werde, richtig versteht.

Nicht von der Erwartung, durch die zu wählende Handlung in einen vollkommenen Glückszustand versetzt zu werden, ist die Rede, sondern von der Auswahl unter den wenigen Handlungen, welche bei gegebener Gelegenheit sich anbieten, und bei dieser ist es oft der Schein, welcher im Drange des Augenblicks die eine oder andre bevorzugt. Ueberlegung und Erfahrung von dem wirklich Zuträglichsten fehlen sehr oft, und die Entscheidung des Augenblicks ist von Zufällen abhängig, welche die Stimmung beherrschen, nicht sehen lassen, was man sonst sieht, gefallen lassen, was sonst gar nicht gefällt. Daß wir die Lust, welche jemand aus seiner Handlung in unklarer Weise erwartet haben mag, ihm nicht nachfühlen können, ist noch kein Beweis, daß sie unmöglich Motiv seiner Handlung gewesen sein kann.

Wenn der Blasierte, der eigentlich zu nichts Lust hat, doch schließlich, wie zufällig, irgend etwas vornimmt, so hat er eben zu diesem noch mehr Lust gehabt als zu allem andern, was sich als möglicher Zeitvertreib darbot, namentlich als noch länger die Langeweile zu ertragen.

Wenn der Verzweifelnde sich die Haare rauft, wenn der Zornige mit dem Fuße stampft oder sinnlos den ersten besten Gegenstand zerdrückt oder zerschlägt, so findet er in dieser Gewaltthat unzweifelhaft eine erleichternde lindernde Entladung, und wenn, nachdem ein Unfall dem andern gefolgt, eine Hoffnung nach der andern zu nichte geworden ist, verzweiflungsvolle Wut dahin führt, mit eigner Hand den vollständigen Ruin herbeizuführen, freiwillig den letzten Rest des verschwindenden Glücks zu zertrümmern, dann befreit sich der Unglückliche von der Pein vergeblichen Ringens, immer aufs neue getäuschten Hoffens und der bangen Furcht vor neuen Schlägen.

Wer zu dem Geliebten sagt: „Du würdest mich glücklich machen, wenn du dieses Geschenk, diese Gefälligkeit von mir annähmest", übertreibt wohl ein bißchen, aber dies ist daran sicher wahr, daß der Liebende an dem Wohlthun selbst seine Lust hat. Wohlthun thut wohl. Nicht die Hoffnung auf Dank, Vergeltung, Anerkennung, nicht die Lust, sich selbst in der Gnadenmiene zu genießen, braucht das Motiv zu sein; die reinste Menschenliebe kann es sein und ist es zuweilen, aber wer kann denn in Abrede stellen, daß auch dann der Beglücker sich selbst beglückt? Man stellt die Thatsache nicht in Abrede, aber man bestreitet, um die überlieferte ethische Theorie zu retten, daß er bloß deshalb andern wohlthue, weil ihm dieses

selbst Lust bereite. Der Streit erledigt sich leicht, wenn man überlegt, ob sich jemand dazu entschließen würde, Geld und Zeit zu opfern und Mühe aller Art auf sich zu nehmen, um fremdes Leid zu stillen, wenn ihm dieses Geschäft selbst gar keine Freude machte, wenn ihm die freudigen Gesichter ganz gleichgültig wären. Er thut es, sagt man, nicht von Mitleid bewegt, sondern bloß aus Pflichtgefühl! Aber was ist Pflicht? Was das Sollen *ohne eignes Wollen*? Was das Wollen *ohne Motiv*? Warum will er die sogenannte Pflicht erfüllen? Gewährt ihm nicht das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, eine süße innere Ruhe und Zufriedenheit, eine Befriedigung, die er um keinen Preis missen möchte? Wer große Entbehrungen erträgt, um sich „*ehrlich*“ durchzuschlagen, thut es doch „*lieber*“, als durch Betrug, Diebstahl, Treubruch sich zu bereichern. Das Bewußtsein, ein Dieb oder Betrüger zu sein, würde ihm doch jeden Genuß vergällen, mit ihm würde es sich ihm noch viel weniger weiter zu leben verlohnen. Kann da das Motiv zweifelhaft sein? Viele wollen es nicht Lust nennen, weil sie bei diesem Worte immer nur an Sinnenlust und den ordinärsten Zeitvertreib denken. Aber ist es wirklich notwendig, das Wort Lust nur in diesem Sinne zu brauchen?

Der Sinnenlust oder dem sinnlichen Vergnügen ist doch etwas gemeinsam mit der innigen Freude an jeder wohlgelungenen Leistung, an allem hingebungsvollen Wirken für eine gute Sache, für das Wohl der Mitmenschen, mit der Befriedigung, die aus dem Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung hervorgeht, mit dem Glück, zu lieben und geliebt zu werden.

Dieses gemeinsame Moment könnte man als eine formale gefühlsmäßige Bejahung bezeichnen; es ist dasjenige, was nicht der Verstand bei der Sache erkennt, sondern was das Herz oder das Gemüt dabei sagt, das, was der Sache ihren Wert giebt oder worin ihr Wert besteht, was unmittelbar den Willen bewegt, sei es zur Erhaltung des gefallenden oder befriedigenden Zustandes, sei es zur Erreichung eines solchen. Dieses Gemeinsame war zu bezeichnen, und da ich kein andres Wort gefunden habe, brauche ich „Lust“ in diesem allgemeinsten Sinne. Was es ist, woran eines jeden Herz hängt, was er erwünscht, erstrebt, kann ganz verschieden sein.

Es giebt unzählige, ganz verschiedene Arten und Schattierungen von Lust, wie es auch, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt, ganz Verschiedenes, Wertvollstes und Wertlosestes giebt, was alles unter den Begriff Ding subsumiert wird.

Es läßt sich kein menschliches Handeln finden, das nicht Lust (in dem erörterten Sinne) zum Motiv hätte. Und dabei ist gar nichts „einzugestehen“, gar kein Grund, sich zu schämen.

Was so zum Wesen des Menschen gehört, wie die Motivation: hier durch Gefühle der Lust und Unlust, kann unmöglich beweisen, daß alles, was wir bisher als sittliche Gesinnung verehrt haben, im Grunde doch auch schnöder Egoismus sei, kann unmöglich die Unterscheidung der Werte, welche ebenso zu unserm Wesen gehört, innerhalb dieses Rahmens der motivierten Handlungen aufheben.

Man überlege doch ernstlich, was kann denn Motiv menschlicher Willensentscheidungen sein? Bloße Verstandeserkenntnis? Wenn mir gleichgültig ist, was ich als möglicherweise bevorstehende Ereignisse erkannt habe, so kann sie meinen Willen nicht bewegen. Der erkannte Wert der Handlung an sich? Wenn ich aber den erkannten Wert nicht fühle, wenn er mir gleichgültig ist? Unmöglich. Wenn ich ihn aber fühle, ist er Lust (in dem weitesten oben auseinandergesetzten Sinne) oder Unlust? Wenn (abgesehen natürlich von den unwillkürlichen Handlungen) die Motivation des Willens durch das Gefühl zum Wesen des Menschen gehört, so kann man diesen Egoismus den psychologischen nennen, und dieser ist von dem ethischen himmelweit verschieden, ein ganz harmloses Ding, welches nur durch Mißverständnis den Schein gewinnen kann, die herkömmliche Unterscheidung von Egoismus und edler Selbstlosigkeit aufzuheben. Wie niemand, um objektive Erkenntnis zu gewinnen, aus sich, aus der Welt *seiner* Sinnesempfindungen und *seiner* Begriffe heraus, gewissermaßen im Objektiven zerfließen kann — es ist ein Ungedanke —, so kann auch niemand, um den Wert, den die Dinge und Handlungsweisen an sich selbst haben, zu würdigen, aus sich, aus *seinen* Gefühlen heraus. Wie jeder nur mit seinen Augen sehen und mit seinem Gehirn denken kann, so kann er auch die Werte der Dinge nur mit *seinem* Herzen fühlen. Beides ist gewisseste Thatsache, und dort wie hier ist die Folgerung, welche man daraus gezogen hat, falsch, dort die, daß objektive Erkenntnis unmöglich sei, hier die des unabstreifbaren Egoismus, welcher die Forderungen des Sittlichguten als Illusion erscheinen lasse. Die Entscheidung mag im einzelnen oft sehr unsicher sein, aber im Begriffe der Sache ist die Unterscheidung klar: es giebt Gedanken, welche wesentlich von der individuellen Eigentümlichkeit des Denkers abhängen, und solche, welche ihren Ursprung in dem gemeinsamen, gattungsmäßigen Wesen haben, woraus allein der Anspruch auf Uebereinstimmung verständlich ist; und auf dem Gebiete des Fühlens giebt es Regungen der Lust oder Freude, Befriedigung, herzlichen Beifalles oder wie man es sonst nennen mag, welche wesentlich der Individualität angehören, und solche, welche aus dem gemeinsamen gattungsmäßigen Wesen stammen, woraus allein wiederum der Anspruch auf objektive Geltung, daß alle, wenigstens alle Volksgenossen, so fühlen müßten, verständlich ist. Weder die objektiv wahren Urteile noch die objektiv gültigen Gefühle können subjektlos herumflattern, sondern sind, wenn sie wirkliche Akte des Denkens und Fühlens sind, immer Gedanken und Gefühle bestimmter einzelner Menschen, aber sie sollen von den individuellen Eigentümlichkeiten dieser Menschen unabhängig sein. Gründet sich das Lustgefühl, welches Beweger des Willens wird, auf die Individualität, so ist dieses Motiv im ethischen Sinn egoistisch.

Durch den eignen Leib unterscheidet sich jedes Ich von jedem andern; also dieses Leibes Lust und Bedürfnisse sind egoistische Motive (wenn auch deshalb durchaus nicht immer verwerflich). Und wenn jemand Ehre erstrebt und will doch wesentlich als das Ich dieses Leibes mit seiner ganzen individuellen Entwicklungsgeschichte (als der so und so am so und so vielten da und da als Sohn des

so und so geboren) der Gegenstand der Verehrung sein, so ist auch dieses Motiv egoistisch. Was dem Egoisten vorgeworfen wird, daß die Sache an sich für ihn gleichgültig sei und nur durch ihre Lustwirkung für ihn Wert habe, trifft hier zu. Denn die Sache kann ja auch ohne diese Wirkung, ja sogar mit der entgegengesetzten Wirkung auf andre Individuen, ja auch auf dasselbe, wenn seine Stimmung sich geändert hat, gedacht werden. Für sie ist es äußerlich, ein Zufall, daß sich Individuen finden, welche an ihr Geschmack haben.

Wenn wir aber beweisen können, daß es zu dem gemeinsamen gattungsmäßigen Wesen, dem Bewußtsein überhaupt gehört, an bestimmten Dingen oder Handlungsweisen seine Lust zu haben, so drücken diese in dieser Gefühlswirkung ihr Wesen aus. Die Lustwirkung, welche sie aus ihrem eignen Wesen und aus dem Wesen des Subjekts notwendig in diesem letzteren hervorbringen, ist für sie nichts Fremdes, Aeußerliches, Zufälliges, sondern gehört zu ihnen als ihre wesentliche Eigenschaft, ohne welche sie nicht existieren können. Freilich gehört zu dieser Lehre die ergänzende Erklärung, wie es doch möglich ist, daß es Menschenindividuen giebt, in welchen dieses, was aus ihrem Wesen notwendig sein soll, nicht eintritt.

Die Entwicklung des individuellen Bewußtseins von dem Nullpunkte an, als welchen wir das Bewußtsein des Neugeborenen ansehen müssen, in der räumlich-zeitlichen Beschränkung, unter physiologischen und psychologischen, lokalen und historischen Bedingungen, kann es erklären.

Uebt jemand Wohlthätigkeit, weil er auf den Dank der Beschenkten rechnet und diese noch zu andern Zwecken gebrauchen will, thut er es, weil er sich selbst in der Gnadenmiene gefällt, oder weil es ihm Lust gewährt, als der edle Mann gepriesen und verehrt zu werden, so ist sein Motiv egoistisch (im ethischen Sinne); thut er es aber, weil ihm die Beglückung der Mitmenschen direkt durch sich selbst ohne jede Nebenwirkung innigste Lust gewährt, so ist das Motiv im ethischen Sinne nicht egoistisch.

Etwas um der Lust willen thun, welche es direkt durch seine Natur in dem Subjekte aus dem gemeinsamen gattungsmäßigen Wesen notwendig hervorbringt, heißt es um seiner selbst willen thun; diese Lust ist der Wert, den die Sache an sich selbst hat. Und wenn die psychologische Erklärung der möglichen Abweichungen im Gefühle der Individuen gelingt, so ist auch klar, wie die Sache allem individuellen Belieben gegenüber ihren Wert oder Unwert behält. Wir erkennen dann die schrille Dissonanz, den Widerspruch, zwischen demjenigen, was aus dem gemeinsamen gattungsmäßigen Wesen folgt, und dem Gefühle und Willen, der sich thatsächlich in dem Individuum regt. Mißfällt dieser Widerspruch, wird er als ein Mißklang gewertet und soll deshalb nicht stattfinden, so muß eines der beiden Glieder aufgehoben werden. Nun kann aber das gattungsmäßige Wesen und was aus ihm mit logischer Konsequenz hervorgeht, nicht aufgehoben werden — denn es würde ja auch die Möglichkeit aller spezifischen und individuellen Unterschiede aufheben — woraus folgt, daß zur Beseitigung des unerträglichen Widerspruchs nur die widersprechenden individuellen Neigungen

aufgehoben werden können. Diese stiften den Widerspruch, sind schuld an ihm. Wie schwer, unter Umständen unmöglich ihre Aufhebung auch erscheinen mag, das logische Verhältnis ist ganz klar; ein Begriff der Norm und der Pflicht oder des Sollens hat sich ungesucht eingestellt, und die Schwierigkeit, ob und mit welchem Rechte das unglückliche Subjekt, dessen Handlungen aus solchen der Norm widersprechenden Gefühlen hervorgehen, gestraft werden könne und solle, ist ein ganz andres Kapitel. Diese Schwierigkeiten bleiben dieselben, auch wenn man die Pflicht aus einem Gebote Gottes herzuleiten versucht und dabei die Schwierigkeiten dieses Begriffes selbst verhüllt.

Wer das Gute aus eigner innigster Lust daran thut, den brauchen wir nicht zu verpflichten, aber wenn die Härte der Pflicht gegenüber widerstrebenden Neigungen hervortritt, so besteht sie in dem unerträglichen Widerspruch dieser letzteren mit demjenigen, was eigentlich aus dem eignen tiefsten Wesen hervorgeht und der logischen Unaufgebbarkeit dieses letzteren, weshalb die Lösung der Dissonanz nur durch das Aufgeben jener individuellen Neigungen erfolgen kann.

Wer um des inneren Einklangs und Friedens willen seine Pflicht thut, braucht aus diesem Egoismus kein Geheimnis zu machen, aber innerhalb dieses psychologischen unvermeidlichen Egoismus läßt sich im ethischen Sinne das egoistische und das nicht egoistische Motiv sehr wohl unterscheiden.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Reiseschilderungen.

Sinan Tekija und Maria-Stern.

Eine Reiseerinnerung aus Bosnien.

Nächtliches Dunkel senkt sich auf die Straßen von Serajewo. Nur die Umrisse der Berge zeichnen sich noch scharf vom Himmel ab. Vom Kranz der zahllosen Minarets tönt der näselnde Ruf der Muezzins: „Allah akbar!“

Mühsam suchen wir uns den Weg zur Höhe hinauf durch die verödeten, mit bösen Katzenköpfen gepflasterten Gassen, bei Tage schien er so einfach, während jetzt die ungewissen Strahlen der spärlichen Beleuchtung nur dazu ausreichen, die Dunkelheit unmittelbar daneben desto verwirrender zu machen; ein Haus sieht aus wie das andre, und die Straßenecken sind sich alle verzweifelt ähnlich. Endlich taucht eine Papierlaterne auf, es ist ein Türke, der nach Hause geht — ein friedliches Bild, für uns doppelt erfreulich. Sinan Tekija?? Höflich und zuvorkommend, wie jeder Verehrer des Propheten in Bosnien, geleitet er uns bis vor das von uns gesuchte Kloster der „heulenden Derwische“ — eine halbverfallene Mauer, ein altes Holzthor, und davor steht ein städtischer Polizeisoldat und nimmt uns die Erlaubniskarten ab, die wir wie jeder Zuschauer bei den religiösen Uebungen der

„heulenden Derwische“ vorher auf dem Stadtamt uns geholt haben. Des Schutzes der Obrigkeit entraten wir also als Gäste der Derwische nicht.

Eine gewisse Spannung hat sich unser bemächtigt. Ein junger Bursche in der gewöhnlichen Landestracht empfängt uns am Thore, wir treten in einen öden Hofraum, auf den seine Papierlaterne einen geheimnisvollen Lichtschimmer wirft. Ein Brunnen plätschert zur Rechten an der Mauer, Spaliere stützen die Aeste eines alten Baumes über unsern Köpfen, links gewahren wir einige schiefe Grabsteine — es ist alles so ärmlich und verfallen in diesem mohammedanischen Kloster, wie nirgends in einem katholischen. Der Führer geleitet uns zu einer Holztreppe, die außen an dem Gebäude, das den Hintergrund des Hofes bildet, hinaufführt, eine niedere Thüre, wir treten ein und befinden uns auf einer breiten hölzernen Galerie und blicken hinunter in einen ziemlich großen, aber dürftig ausgestatteten Raum, eher Scheune als Gotteshaus. Ein paar Teppiche auf dem Boden, in der Wand eine kleine, halbkreisförmige Nische, einige Kerzen auf schmalen Altartischen, darüber links und rechts Koransprüche auf Tüchern eingestickt — das ist alles. Sind wir die alleinigen Zuschauer? Nein, auf drei Seiten zieht sich die hölzerne Galerie herum, und uns gegenüber ist sie mit Holzstäben dicht vergittert, wie die Haremfenster der türkischen Wohnhäuser, eifriges Flüstern tönt herüber, in der That, es ist eine eigne Abteilung für die Frauen, die sonst in den Moscheen keinen Zutritt haben. Die Derwische scheinen, wie bei uns die Mönche, bei der weiblichen Frömmigkeit einen besonderen Stein im Brette zu haben.

Wir sehen sie schon versammelt — vor der Nische, die die Richtung nach Mekka bezeichnet, steht eine Reihe Derwische, mit dem Turban, in der gewöhnlichen Kleidung der wohlhabenderen Türken, aber sie sieht so stark abgetragen aus, als ob sie aus zweiter Hand stammte. Ihnen gegenüber stehen einige jüngere Leute, mit dem Fes, einfach gekleidet, unverkennbar Novizen des Ordens, darunter ein Knabe von höchstens vierzehn Jahren. Und als ob sie gerade auf uns, die ersten europäischen Gäste, gewartet hätten, beginnt auch schon die Andacht. Der Alte, der unmittelbar vor der Nische steht, es ist der Scheich, durch einen grünen Turban ausgezeichnet, singt oder recitiert in dem seltsam näselnden Tone, der allen mohammedanischen Geistlichen, wie es scheint, als unerläßlich gilt, das Glaubensbekenntnis: Allah akbar! La Illahah il Allah ve Mohammed rassul il Allah. Gott ist der Höchste, es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Und dem folgt eine lange Reihe von Sprüchen aus dem Koran, in dem gleichen näselnden Tone. Nun wendet er sich der Nische zu und wirft sich wiederholt zu Boden, mit ihm die andern Derwische und Novizen, alle jedesmal mit der Stirne den Boden berührend — eine turnerische Leistung, die dem europäischen Beobachter Anerkennung abnötigt, die Sache ist nicht so leicht wie sie aussieht. Dann ruft wieder der Scheich Allah akbar, und ein andrer Derwisch recitiert wieder eine lange Reihe von Versen über die Eigenschaften Gottes — es sollen ihrer neunundneunzig sein — wozu bald der eine, bald der andre ein dumpfes Amîn (so ist es) murmelt. Bisher haben wir noch kaum etwas bemerken können, was sich sonderlich von dem gewöhnlichen Freitagsgottesdienst in jeder Moschee unterschiede — und die Andacht dauert doch schon eine halbe Stunde. Wir finden nur, daß sie durch ihre Einförmigkeit allmählich einen einschläfernden oder richtiger einen hypnotisierenden Eindruck hervorbringt.

Und diese Wirkung ist ohne Zweifel beabsichtigt. Plötzlich ertönt wie ein Kommando der Ruf des Scheich (haja al es-salaat! Auf zum Gebet!). Alle Derwische sitzen mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich, ihnen gegenüber die Novizen und sprechen langsam und feierlich den Satz la Illahah il Allah, trochäisch skandierend, dabei den Kopf im Takt nach links und rechts drehend und bei der Wendung nickend. Das ist der Beginn des Zikr, der Versenkung in den ausschließlichen Gedanken an Gott. Unzähligemal wiederholen die Derwische diesen Satz, und immer gellender klingt da und dort das il vor Allah. Jeder Turner kennt die eigentümliche Wirkung lange fortgesetzten Kopfdrehens. Der Rhythmus der so einfachen Uebung absorbiert mehr und mehr die Aufmerksamkeit, das Denken unterliegt und weicht einer Art hypnotischen Zustandes. Einen solchen Stillstand des Denkens

erzielt unzweifelhaft auch diese Uebung der Derwische, ebenso wie die Brahminen durch das ununterbrochene Anschauen des Nabels und Vorsichhinsagen des Wortes om. La Illahah il Allah — uns beginnt es schon vom Zusehen fast schwindlig zu werden. Da gellt ein Ruf des Scheichs, und eine kurze Pause tritt ein. Aber es geht gleich von neuem los, wieder und wieder stoßen die Derwische und die Novizen, diesmal stehend, die Silbe hêh stark betonend, den Satz la Illahêh il Allah aus, wobei das Kopfdrehen sich verstärkt zum Drehen des ganzen Rumpfes. Immer unheimlicher wird der Anblick. Ob die Derwische überhaupt noch das Täppen der jetzt massenhaft kommenden Gäste hören, unter deren Tritten die hölzernen Galerien krachen? Die Andachtsübung ist mittlerweile inbrünstiger geworden, das taktmäßige Atmen und der Ruf Allah akbar — Allahuh wird zum Keuchen. Zu den Derwischen hat sich ein baumlanger Mensch in einem schwarzen Ueberwurf gesellt, einen hohen Fes auf dem Kopfe, jetzt wirft er das schwarze Gewand ab, unter dem er ganz weiß gekleidet ist, tritt in die Mitte des Kreises und dreht sich mit ausgebreiteten Armen und den Blick nach oben gerichtet in zunehmender Geschwindigkeit um sich selbst, wobei sein weißer Rock wie bei einer Balletttänzerin wagerecht und steif absteht, in drei gleichmäßigen Dreiecken sich darstellend. Die andern fahren in ihrem Rumpfbeugen rechts und links fort, das huh wird ein dumpfes besinnungsloses Röcheln und Stöhnen, von den Novizen schwankt und taumelt schon der eine oder der andre, daß ihm der Fes vom Kopf fliegt. Immer noch dreht sich der tanzende Derwisch wie ein Kreisel — plötzlich ertönt der Ruf des Scheichs, und alle halten inne und beruhigen sich. Er spricht oder singt noch ein Schlußgebet, die Lichter werden ausgelöscht, und still entfernt sich einer nach dem andern.

Es war ein befremdendes Schauspiel, aber wer ihm aufmerksam gefolgt, konnte sich eines tiefen Eindrucks kaum erwehren. Das trifft freilich nicht zu bei denen, die, wie die meisten Fremden, erst in der Mitte der Andachtsübungen eintreffen, ihnen entgeht die allmähliche Steigerung der religiösen Ekstase und damit der Schlüssel des Verständnisses; sie glauben schließlich sogar, daß das Ganze nichts weiter sei als eine Vorstellung von Gauklern, gegen die Bezahlung des Eintrittsgeldes von fünfzig Kreuzern. Das ist freilich erst seit kurzem vom Magistrat von Serajewo so eingeführt, früher erwartete der Pförtner nur eine milde Gabe zur Unterstützung des Klosters. Nicht unmöglich, ja fast vorauszusetzen ist, daß der wachsende Zulauf fremder Neugier den Keim der Ausartung in die Sache hineingetragen hat, daß die Derwische jetzt dem Einflusse eigennütziger Berechnung sich nicht verschließen. Von glaubwürdiger Seite wurde mir versichert, daß der tanzende Derwisch eine Honorar von drei Gulden für seine Leistung erhalte, während früher stets Freiwillige da waren. Bei den bosnischen Mohammedanern sollen die heulenden Derwische nicht sonderlich angesehen sein; wir bemerkten thatsächlich unter den Zuschauern keinen Eingeborenen, abgesehen von den Frauen in ihrer Gitterloge. Was man sonst in Bosnien vom Islam beobachtet, das macht bei aller äußerlichen Frömmigkeit, der gewissenhaften Befolgung der Vorschriften über religiöse Waschungen, Gebete und dergleichen den Eindruck, als ob der Islam durchaus rationalistisch sei, eher nüchtern als schwärmerisch auf das moralische und bürgerliche Leben gerichtet sei. Thatsächlich ist ja auch das asketisch-mystische Wesen der Derwische dem Islam ursprünglich fremd und stammt aus einer ganz andern Kulturwelt, unverkennbar haben Einflüsse des Buddhismus den Anstoß gegeben. Das Wort Derwisch wird als persisch betrachtet, der Gründer des Ordens der „heulenden" Derwische soll ein Perser gewesen sein, Achmed Said Rifaî, nach dem sie sich selbst Rifaî nennen. Die Würde des Scheichs in jeder Tekkieh oder Tekija ist erblich; dementsprechend scheinen die Andachtsübungen in den Konventen der heulenden Derwische je nach den Ländern sich zu beträchtlicher Verschiedenheit ausgebildet zu haben, denn Schilderungen aus Konstantinopel und Kairo stellen sie vielfach abweichend von dem dar, was wir in Serajewo beobachtet haben. So sind die tanzenden Derwische dort ein eigner Orden — es soll im ganzen zwölf Hauptorden von Derwischen geben — das Auftreten eines Tänzers oder Drehers bei den „Heulenden" in Serajewo wäre also eine eigenartige Verquickung zweier Arten des Zikr, die sonst als Anrufung und stille Ver-

senkung geschiedene Orden bezeichnen. So abstoßend ihre Andachtsübungen dem flüchtigen Reisenden europäischer Erziehung erscheinen müssen, der vorurteilslose Beobachter wird auch in diesem Heulen und Drehen einen tieferen Sinn ahnen, das mystische Bestreben, über die Schranken der geistigen Individualität hinaus sich als Teil eines höheren, umfassenden Lebens zu fühlen — es ist der Pantheismus im Islam.

*

Ein andres Bild!

Im Sonnenglanz liegt die weite Ebene, die sich nördlich von Banjaluka ausdehnt: rechts bemerken wir als Begrenzung sanft ansteigende Höhen, links vorn, in mäßiger Entfernung voneinander, zwei große Klöster, das eine ist ein Frauenkloster mit Erziehungsanstalt für Mädchen, das andre ein Franziskanerkloster, der Sitz des Bischofs von Banjaluka. Wir biegen rechts von der Landstraße ab und fahren einem Feldweg entlang, dann eine Bodenschwellung hinauf und gewahren plötzlich jenseits des Flusses einen mauerumschlossenen langgestreckten Gebäudekomplex. Ist das Maria-Stern, das Trappistenkloster? Ja, und unser Kutscher bedeutet uns auszusteigen, er werde hier bei dem kleinen Wirtshaus auf unsre Rückkehr warten. Aber keine Brücke führt hinüber, nur eine breite Plätte an einem Drahtseil. Sie ist schon zur Ueberfahrt bereit, die Fergen, in weißgewesenem Linnengewand, laden uns ein. Auch ein Trupp Zigeuner unverfälschter Rasse drängt sich auf das Fahrzeug, bronzene Gesichter im struppigen, blauschwarzen Haarwald, funkelnde Augen; das jüngste der Weiber wäre schön zu nennen, ohne die qualmende Tabakspfeife im Munde und bei zielbewußter Anwendung von Wasser und Seife. Die geforderte Zahlung von zwei Kreuzern lehnt sie entschieden ab, die Trappisten, denen die Plätte gehört, sind ja reich genug, Zigeunergrundsatz ist's, nie zu zahlen, nur zu nehmen. Die selbst wild genug aussehenden Fergen sind dagegen machtlos. Bei uns hat das Zahlen keine Eile, wir müssen ja wieder zurückfahren, und dann ergeben sich mindestens fünf Kreuzer, gegen Gospode (Herren, die Signori des Italieners) ist solche Höflichkeit selbstverständlich. Schon sind wir am andern Ufer, rechts hinauf zieht sich längs der Klostermauer die Straße, verschiedene Neubauten sind im Werke, alles den Trappisten gehörig. Neben der hohen, jetzt verschlossenen Einfahrt in den Klosterhof zeigt ein schmaler Thorbogen die Pforte zum Konvent, im kleinen Vorraum sehen wir links das Fensterchen des Pförtners, rechts eine Bank zum Warten, vor uns die Thüre, darüber steht „Clausura, Frauen ist der Zutritt unbedingt verboten," auf deutsch und slawisch. Wir klopfen an, der Bruder Pförtner, ein bleiches Gesicht mit blondem Bart, öffnet sein Fenster, wir fragen, ob der Zutritt gestattet sei. Allzu oft scheinen die Trappisten nicht besucht zu werden — ist es ein leises Mißtrauen oder mangelhafte Beherrschung des Deutschen oder Entwöhnung, mit gebildeten Fremden zu verkehren, gleichviel, er fragt wiederholt, was wir eigentlich sehen wollten, ob uns ein bestimmtes Interesse leite und endlich, woher wir kämen. Die Vorzeigung unsrer Legitimationen erfüllt ihren Zweck, Besucher aus Pest und Stuttgart erregen kein Bedenken. Er thut ein übriges und fragt, welche Sprache wir sprächen. Da auch der Eisenbahnoberinspektor aus Pest, ein geborener Magyar, aber deutschfreundlich und dem Chauvinismus abgeneigt, sich zu deutscher Umgangssprache bekennt, so will der Bruder Pförtner Sorge tragen, daß uns ein der deutschen Sprache völlig mächtiger Trappist durchs Kloster führt. Die Vermittlung nimmt Zeit in Anspruch. Wir müssen wohl dem Prior angemeldet, ein deutscher Mönch gewählt und ihm die Erlaubnis zum Sprechen gegeben werden. Endlich ertönt ein Glockenzeichen, die Thüre öffnet sich, und ein Trappist in weißer Kutte empfängt uns. Ein offenes Gesicht, unverkennbar ein Deutsch-Tiroler oder Steirer, bleich wie der Pförtner, einen vergeistigten Ausdruck in den männlichen Zügen, aber nichts Verkniffenes oder Verbittertes. Er erklärt sich bereit, alle gewünschten Auskünfte zu geben, aber in Kürze, wegen der Ordensregel, die das Sprechen nur in Ausnahmefällen gestatte. An seiner Ausdrucksweise merkte man nichts davon, daß die Enthaltung vom Sprechen die Fähigkeit beeinträchtigt hätte.

Enge Korridore, schmale hölzerne Stiegen, eine Kirche ohne allen Pomp und Prunk — das ist der erste Eindruck vom Trappistenkloster Maria-Stern. Von Wohlleben ist hier keine Spur. Auffällig ist die demütige Form des Grußes der Mönche unter sich. Es ist eine deutsche Kolonie, wie uns der Bruder Wilhelm nicht ohne Stolz sagt. Im Jahre 1868 vom Rhein vertrieben, fand der damalige Prior nach vergeblichen Bemühungen, in Italien, in Oesterreich, in Ungarn Erlaubnis zur Niederlassung zu erlangen, auf türkischem Boden gastliche Aufnahme, und das Kloster Maria-Stern ist inmitten orientalischer Trägheit durch die Arbeitsamkeit und Umsicht der Brüder ein Mittelpunkt der Kultur geworden. Segensreich wirkt es durch die Erziehung von Waisenkindern aus Bosnien, aber auch von weiter her, die später meist Handwerker werden und gerne im Kloster weiter arbeiten. Die Unterrichtssprache ist kroatisch. Für die Kinder besteht zusammen mit den Arbeitern besondere Küche, während die Mönche Vegetarianer im strengsten Sinne des Wortes sind, Eier, Milch und Butter sind ihnen versagt. Im Speisesaal, dessen Wände mit Bibelsprüchen auf lateinisch, deutsch und kroatisch verziert waren, stand für die Abendmahlzeit schon das Geschirr, ein Krüglein für Bier, eines für Wasser, auf einem Teller eine Traube, dazu kam noch ein Teller mit Gemüse oder Hülsenfrüchten, in Wasser gekocht, und Brot. Wein erhalten nur die Kranken, und dann steht es schon schlimm um sie. Von diesen Mahlzeiten giebt es nur zwei, Mittag und Abend. Um sieben Uhr suchen die Brüder das Lager, um zwei Uhr beginnt ihr Tagewerk mit der ersten Andacht; alle Mönche, selbst der Prior, sind zu Handarbeit verpflichtet, die theologisch gebildeten, zu Priestern geweihten Brüder, die Professen, unterscheiden sich durch die weiße Kutte von den Laienbrüdern in brauner.

Der Speisesaal mit seinen hölzernen Tischen und schlichten Sitzen ohne Lehne ist eindrucksvoll genug. Aber dann das Dormitorium! Ein langer, niederer Raum, in dessen Mitte die Zellen nebeneinander eingebaut sind, etwa so wie die Kabinen eines Schwimmbades. Neben dem schmalen offenen Eingang hinter der Mauerwand ist das Lager, auf dem die Trappisten, und zwar in der Kutte, die Nachtruhe suchen. Eine Kaserne ist dagegen gehalten eine Stätte der Verweichlichung.

Aber nicht nur Asketen sind die Trappisten von Maria-Stern, sondern zugleich Industrielle, die mit den modernsten Maschinen eine Tuchfabrik innerhalb der Klostermauern betreiben, natürlich mit bezahlten Arbeitern, ein Bruder führt die Aufsicht, andre die kaufmännische Behandlung. Und daneben steht eine Bierbrauerei, deren Erzeugnis einen beträchtlichen Teil Bosniens versorgt. Und dann führt uns Bruder Wilhelm in den großen Kuhstall, ebenfalls innerhalb der Klostermauern, in dem eine Menge ausgesuchten Viehs musterhaft gehalten wird. Der in Bosnien beliebte Trappistenkäse aber, so sagte der Führer, wird nicht im Kloster bereitet, sondern in der einige Stunden entfernten deutschen Ansiedlung Windthorst, wo zwei Brüder damit beauftragt sind; die Milch kaufen sie von den Kolonisten. Außerdem betreiben die Trappisten noch den Landbau und die Waldwirtschaft nach modernen Grundsätzen. Sie erzeugen nicht nur alle ihre Bedürfnisse selbst, sie arbeiten auch für den Massenverkauf. Wie könnte es da anders sein, als daß sie jährlich wachsende Ueberschüsse erzielen! In Bosnien will man wissen, daß sie diese an das Mutterkloster La Trappe in Frankreich (Normandie) abliefern, ja sogar, daß um der Kontrolle bei der österreichischen Postbehörde zu entgehen, von Zeit zu Zeit zwei Brüder außer Landes reisen, nach Agram, Fiume, Karlstadt, und dort das Geld aufgeben.

Von den Arbeitsstätten führte uns der Bruder noch zum Schluß auf den Friedhof. Ein großes Kruzifix bildet den einzigen künstlerischen Schmuck; die Gräber sind mit kleinen Holztafeln bezeichnet, auf denen der Klostername des Gestorbenen, mit der Beifügung professus, wenn sie priesterliche Brüder gewesen sind, das Datum der Geburt und des Todes steht. Sie werden in der Kutte begraben, ohne Sarg. Wer von den Trappisten zum erstenmal dem Begräbnis eines Bruders beiwohnt, ist so erschüttert, daß ihm die Thränen unaufhaltsam aus den Augen rollen — so sagte unser Führer. Und wer könnte dieser Stimmung nicht nachfühlen? Uebrigens, fügte er hinzu, sterben wir Trappisten leicht, mit

dem Leben haben wir längst abgeschlossen und sind der Belohnung im Jenseits sicher. Wer sich nicht stark genug fühlt, unsre strenge Regel auf sich zu nehmen, der macht nur selten den Versuch. Novizen, die sich melden, müssen zuerst nachweisen, daß ihre Papiere in Ordnung sind, daß sie sich keiner Pflicht in der Welt entziehen wollen, die Papiere gehen zur Prüfung an die Landesregierung. Dann kann der Novize zuerst zwei Monate als Gast im Klosterhof leben, als bloßer Zuschauer mit Beibehaltung weltlicher Kleidung, und selbst nachdem er eingekleidet worden ist, behält er noch zwei Jahre das Recht des vorwurfslosen Austritts. Das ist Zeit genug für den Novizen, sich zu prüfen, und für den Konvent, sich über seine Tauglichkeit ein Urteil zu bilden. Aber kein Bruder darf ihn fragen, woher er kommt und was ihn ins Kloster treibt. Mit der Aufnahme als Bruder hat er der Welt entsagt; sollten noch Briefe seiner Angehörigen oder über deren Schicksale eintreffen, so öffnet sie der Prior und liest sie im Konvent öffentlich vor; den sie angehen, der wird sie verstehen, der Prior nennt den Namen des Adressaten nicht.

In voller Ruhe des Gemüts hatte uns der Bruder dies alles mitgeteilt, ohne den leisesten Anflug von geistlichem Hochmut oder von Selbstgefälligkeit, mit derselben freundlichen Gelassenheit bot er uns den Abschiedsgruß. Niemand wird ohne stille Bewunderung für solche Kraft der Entsagung das Trappistenkloster verlassen. Nur eine Frage hat uns noch beschäftigt, welche Leute sich entschließen können, diese furchtbar strenge Regel auf sich zu nehmen? Auch darüber wird, wie sich von selbst versteht, in den Kreisen der eingewanderten Oesterreicher, der Beamten und Offiziere manches gesprochen; das Thema ist ja anziehend genug. Am nächsten Tage erfuhren wir, der frühere Prior, noch vor der Occupation, sei vorher österreichischer Husarenoberleutnant gewesen, damals hätte nur der Prior sich um die Personalien der Novizen bekümmert. Seitdem wußte man mit Bestimmtheit von einigen Trappisten, was sie vorher gewesen, so seien ein Rechnungsrat der Landesregierung in Serajewo, ein dortiger Pharmaceut, ein Militärkaplan eingetreten. Das mag romantisch klingen, aber sicher hat jeder Trappist einen Lebensroman hinter sich, und die regste Phantasie muß sich ermüden in der Ausmalung der äußeren und inneren Erlebnisse, die einen Menschen dahin bringen können, den inneren Frieden durch den unwiderruflichen Verzicht auf alle Reize des Lebens bis zum freien Gebrauch der Rede zu erstreben.

Fr. Guntram Schultheiß.

Litterarische Berichte.

König Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Von Louise v. Kobell. Mit einem Titelbild in Photogravüre, vierzig Kunstbeilagen, sechs doppelseitigen Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen. München 1898, Kunstverlag von Jos. Albert.

Zwei Sonderabdrücke aus diesem Werke, enthaltend die Beschreibung der Schlösser Linderhof und Herrenchiemsee, sind im Juli-Heft von 1899 besprochen. Das ganze Werk enthält außerdem eine, wenn auch kurze Geschichte des Lebens und der geistigen Entwicklung des unglücklichen Königs und die Beschreibung der Schlösser Hohenschwangau, Neuschwanstein, Berg, ferner von Geschenkwerken, Albums und Gegenständen der religiösen Kunst. Was den Inhalt betrifft, so ist ein auffallender Unterschied zwischen den zuerst geschilderten Schlössern und dem ganzen übrigen Wirken König Ludwigs zu bemerken, denn während dort zu beklagen war, daß keine neue Gedanken und Ideen der Kunst verwirklicht, sondern nur Vorhandenes und Gegebenes in abhängiger Weise nachgeahmt und nachempfunden ist, so zeigt sich hier der König in mannigfacher Weise als eifriger Förderer selbständiger nationaler Kunst, vielfach selbst anregend und in jedem Falle das Neue und Gute königlich belohnend. In Bezug auf das Schloß Berg erscheint er als pietätvoller Bewahrer des Alten. Wie weit

hier eine Entwicklung und Veränderung des Geschmackes zu erkennen ist, und durch welche Ursachen diese herbeigeführt ist, hat die Verfasserin leider nicht geprüft, wie denn überhaupt den Einzelheiten mehr Interesse geschenkt ist als dem Zusammenhange des Ganzen. Andrerseits bekommt das Buch durch die Fülle von interessanten Einzelheiten und durch die große Zahl von schönen und bedeutenden Abbildungen, unter denen sich eine Reihe von Vollbildern befindet, einen hochbedeutenden Wert. K. F.

Salve Regina. Lyrischer Cyklus von Michael Georg Conrad. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, 1899.

Unter der Aegide der „Himmelskönigin" bietet hier Conrad eine weitere Sammlung Gedichte. Neben einzelnen freundlichen Bildern finden sich darunter viele harte, durch ihren Inhalt abstoßende Poesien. Die reine Sinnlichkeit wird besonders verherrlicht; die sozialen Zustände unsrer Zeit werden scharf gegeißelt, freilich ist ihre Schilderung häufig übertrieben oder unwahr. Dem „Proletarier" wird die „Gewalt" geradezu empfohlen. Die Form ist gewandt, trotz mancher sprachlicher und metrischer Härten. tm.

Gedichte. Von Mathilde Gräfin Stubenberg. Dresden, E. Pierson.

Die Zahl der Bücher, nach denen wir in trüben Stunden immer wieder greifen, obgleich wir ihren Inhalt fast ebenso genau kennen, als hätten wir sie selbst geschrieben, ist nicht groß. Wir können von Glück sagen, wenn wir dieser ausgewählten Bibliothek alle zwei oder drei Jahre eine neue Nummer hinzufügen dürfen. Ein solches Buch geschrieben zu haben, ist das Verdienst der Gräfin Mathilde Stubenberg. Ihre „Gedichte" — ein dünnes Bändchen von kaum zweihundert Seiten — wußten sich in der gewaltigen Flut litterarischer Neuigkeiten energisch Geltung zu verschaffen. Die düstere Schwermut, die aus diesen Liedern spricht, wirkt um so ergreifender, da sie in viel zu einfache Worte gekleidet ist, um nicht wirklich empfunden zu sein. Der Name Stubenberg war in litterarischen Kreisen bisher ziemlich unbekannt. Es ist aber alle Aussicht vorhanden, daß er in absehbarer Zeit zu den geläufigsten zählen wird. F. W.

Anarchismus und Strafrecht. Von Dr. Hermann Seuffert, Professor des Strafrechts in Bonn. Berlin, O. Liebmann. 1899. 219 Seiten. Preis geheftet M. 4.50.

Den Anlaß zu diesem Buche gab die ruchlose That des Anarchisten Luccheni in Genf. Der Verfasser erörtert unter Benutzung eines umfangreichen Quellenmaterials das Wesen des Anarchismus, um sodann das Hauptthema seiner Schrift, die Stellung des Strafrechts zum Anarchismus, höchst genau und gründlich zu behandeln. Seine wertvollen Anregungen zu strafpolitischen Erwägungen, die zugleich eine Abmahnung vor strafpolitischem Uebereifer enthalten — er verwirft zum Beispiel durchaus die Wiedereinführung der Prügelstrafe —, werden zum Schluß in einem Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Gewaltthaten des Anarchismus zusammengefaßt. Br.

Das deutsche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900. 314 Seiten. M. 3.—

Der Verfasser hat, wenn Referent recht gezählt hat, nicht weniger als 218 Lieder besprochen. Bei allen bietet er die sicheren Resultate der wissenschaftlichen Forschung. Das reiche, hier verarbeitete Material, das auch die neueste Zeit umfaßt, wird sicher weite Kreise interessieren, zumal bei der hohen Bedeutung des Liedes für unser Volkstum. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adler, Friedrich, Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in drei Akten frei nach Calderon. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Biese, Prof. Dr. Alfred, Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge zur 150. Geburtstagsfeier. Neuwied, Heusers Verlag. M. 1.—

Blumenthal, Oscar, Verbotene Stücke. Berlin, Hugo Steinitz Verlag.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 9, Juni 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Goethejahr, Aus dem, Goethes Anschauung der Natur. Von Dr. Friedr. Braß. — Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge. Von Dr. Paul Lorentz. — Goethe und das klassische Altertum. Von Oberlehrer P. Meyer. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Grünwedel, Dr. Albert, Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Führer durch die Lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij. Mit 188 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 8.—

Haacke, Wilhelm und **Kuhnert, Wilhelm,** Das Tierleben der Erde. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Lieferung 3. Vollständig in 40 Lieferungen (8 Bände) zu je M. 1.— pro Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. 3. Band 1. Hälfte: Westasien. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—.) Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Herzog, Rudolf, Das goldene Zeitalter. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Hornstein, Ferd. v., Don Juans Höllenqualen. Phantastisches Drama in zwei Teilen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 1. Jahrgang Nr. 8; III. Quartal, Mai 1900. Vierteljährlich M. 9.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Josephi, Guido, Der Gesellschafts-Ausbau. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Kolonial Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 12—14. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Lisco, Dr. H., Das Bild Christi. Die Lehre von Christus, dem Sohn des Menschen, im Grundriß dargestellt. Berlin, F. Schneider & Co

Maeterlinck, Maurice, Prinzeß Maleen. Ins Deutsche übertragen von George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. M. 2.—

Marcks, Dr. Friedrich, Das Rote Kreuz. Seine Entstehung und Entwicklung und seine Bethätigung in Deutschland. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 1.50.

Mellin, Gg. Samuel Albert, Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift „Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft" versehen von Dr. L. Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. M. 6.—

Misch, Robert, Der tote Musikant. Humoristischer Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag. M. 3.—

Open Court, The, A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 6) June 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually £ 1.—

Open Door, The, A monthly Journal of the Occult. Vol. I. Nr. 1. August 1900. New York, James Campbell Robinson. In Europe £ 1.50 a Year.

Ott, Adolf, Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Richard Taendlers Verlag. M. 3.—

Protzen, Otto, Eine Studienfahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern. Reich illustriert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden mit Goldschnitt M. 10.—

Rassegna Internationale, La, della letteratura contemporanea. Anno I. Fasc. III. 15 Giugno 1900. Firenze, Libreria Fratelli Bocca. Un anno L. 20.—

Rethwisch, Ernst. Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Gravitation und Analyse der Achsendrehung. Dritte, erweiterte Auflage. Berlin. F. Schneider & Co. M. 4.—

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 11, 1er Juin, Nr. 12, 15 Juin 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Halbmonatsschrift. II. Jahrgang Nr. 34—36. München, Verlag der Revue franco-allemande. Vierteljährlich M. 3.—

Rohde, Erwin, Der griechische Roman und seine Vorläufer. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 14.—

Schultz, Karl Alfred. Der Menschenfischer. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann.

Schwering, Dr. Jul., Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benützung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 2. und 3. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften. Preis pro Heft M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Stratz, Dr. C. H., Die Frauenkleidung. Mit 102 zum Teil farbigen Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 7.60.

Thelen, Fritz v., Coriandoli. Heitere Vortragsgedichte. Wien, A. Hartlebens Verlag. M. 1.80.

Weck, Prof. Dr. Gustav, Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen. Der vaterländischen Schriften und Dichtungen vierter Teil. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—

Wernekinck, A., Das Buch vom allzeit gesunden Menschen. Leipzig, Rukin & Albrecht. M. 1.50.

Zapp, Arthur, Die Klugen und die Schlauen. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 4.—

Zobeltitz, Hanns v., Lichterfelderstraße Nr. 1. — Eine Berliner Zigeunergeschichte. Berlin, Schuster & Loeffler.

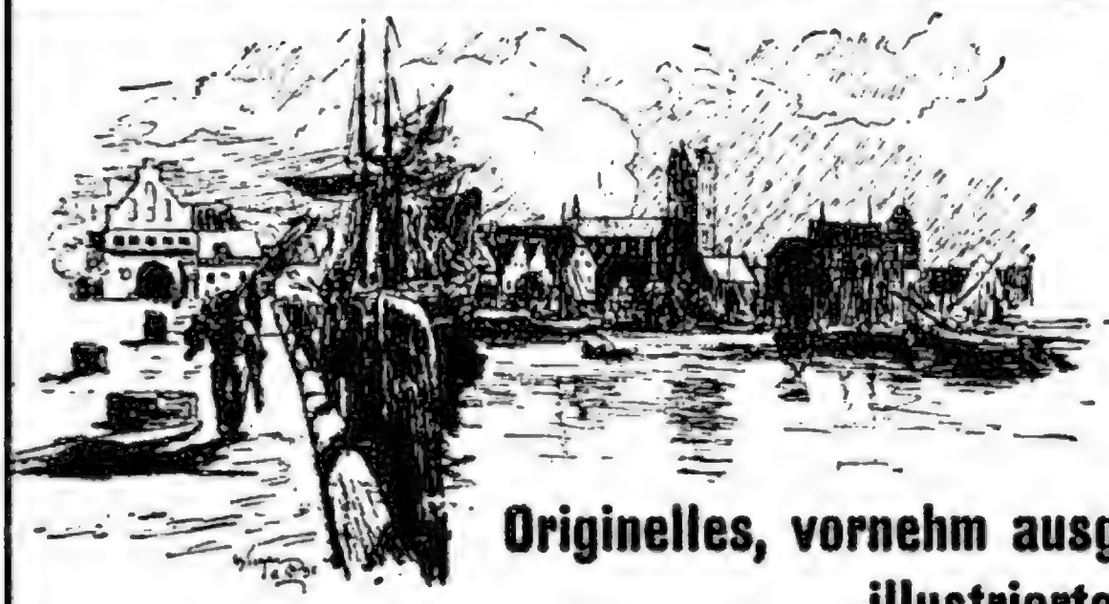
Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Deutsche
Verlags-Anstalt
in Stuttgart.

Neu!

Soeben erschienen:

Originelles, vornehm ausgestattetes illustriertes Reisewerk!

Eine Studien-Fahrt.

Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern

von **Otto Protzen.**

Mit zahlreichen Textillustrationen und Separatbildern.

Elegant in Leinen gebunden mit Goldschnitt M. 10.—

Der Verfasser, ein als Sportsman und Maler gleich wohlbekannter und geschätzter Künstler, erzählt in diesem reich illustrierten Werke in anregendem Plauderton die Erlebnisse einer von ihm unternommenen abenteuerlichen Fahrt von seinem Wohnort Stralau aus, die Spree, Havel, Elbe abwärts durch den damals noch nicht offiziell eröffneten Nord-Ostsee-Kanal. In seinem nach eigenen Angaben erbauten Reiseboot kleinster Dimension war er überall zugegen, wo es Interessantes bei den nun folgenden Festlichkeiten der Kanaleröffnung zu sehen gab. Eine an die Forschungsreisen in unentdeckten Ländern erinnernde Fahrt brachte den beharrlichen Naturschwärmer in die prächtigen Buchenwälder Ostholsteins. Wagemutig bezwang er mit seinem zierlichen Fahrzeug die Fluten der Ostsee und besuchte die Städte Lübeck, Ratzeburg und Wismar. Eine abwechslungsreiche Reise durch Mecklenburgs liebliche Flüsse und Seen leitete den wetterharten Wanderer sodann zurück an die heimatlichen Gestade.

Den verehrlichen Mitgliedern der Ruder- und Seglervereine,

überhaupt allen Anhängern und Freunden des Wassersports,

nicht minder aber auch allen Naturfreunden, die sich für die intimen Reize der norddeutschen Landschaften begeistern,

sei dieses amüsant geschriebene, flott illustrierte und originell gebundene Buch auf das angelegentlichste empfohlen.

ndlungen zu beziehen.

32 Erste Auszeichnungen

Ueberall käuflich

Elftausendzweiundsiebzigster Jahrgang. September 1909. Preis vierteljährlich 4 Mark.

Gelesen SEP 01 1909

Eine Monatschrift

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aus den Lehrbriefen Otto v. Bismarck-Neudings. Auf Grund hinterlassener Papiere deutlich geschildert. V.	241
Alte Freunde. Die Not wie verloren. Skizze (Schluß)	256
Prof. Dr. Edwardschlitzer in Wien: Ueber die Bedeutung methodischer Uebungen für Schwerhörige	266
Bernhard Rüdy: Gedichte mit Horn v. Stromeyer	279
Prof. Dr. Adolf Kamphausen: Ueber die Aegypter und das Alte Testament (Schluß)	287
Karl Bleibtreu: Eine Darstellung unserer Tage vom Weltall dem Schmied	308
Dipl.-Ingenieur a. D. Wenzer: Der elektrische Betrieb	317
J. Lengen in Rom: Die vormaligen und die gegenwärtigen Jesuiten	326
Geh. Oberbaurat Prof. Dr. Hermann Schiller: Einige Gedanken über die Bodenerhaltung bei den Ackerbauern	330
Berichte aus allen Wissenschaften	341
Dichterstimmen: Angelus von Silesius: Ein Rhein-Cherubinischer Wandersmann.	
Altenrheinische Berichte	344
Eingesandte Neuschriften des Büchermarktes	347

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Leipzig.

1909.

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. ½ L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein) Dr. Carbach & Cie.

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt von M. Grf. Witzleben. (Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.),

verbess. II. Auflage (Preis 3 ℳ). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und feiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Zehn Farben-

Hyazinthen

(echte Haarlemer) als 2 weisse, 2 rote, 2 blaue, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1.50 für Töpfe, zu Mk. 2.— für Gläser. — Ganz besonders empfehle meine berühmten **Namen-Hyazinthen,** also 10 St. in 10 Prachtsorten für Töpfe zu 3 Mark, für Gläser zu 4 Mark. **Namen- oder Sorten-Hyazinthen sind die besten!** — Meine, mit prächtig bunter Farbentafel geschmückte **Hyazinthen-Broschüre** lege Ordres **gratis** bei, sonst gegen Einsendung von **30 Pf.**

Friedr. Huck in **Erfurt.** 7 U.

Telegr.-Adr.: **Hyazinthenhuck.**

Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien und Leipzig.
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Kurze Erklärung
der
Ethik von Spinoza
und
Darstellung der definitiven Philosophie.
Von
Dr. Richard Wahle,
k. k. o. ö. Professor d. Philosophie an der Universität Czernowitz.
gr. 8°. 211 S. Preis 3 ℳ, elegant gebunden 4 ℳ.
Siehe Besprechung im vorliegenden Hefte dieser Zeitschrift!
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

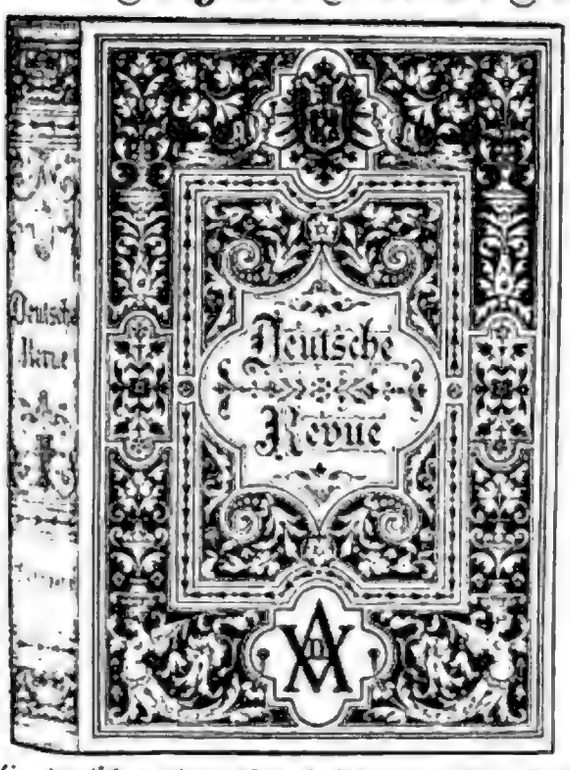
Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gerne zur Ansicht ins Haus.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt Lauterberg (Harz)

für Nerven-, Frauen-, chronische innere Krankheiten. Entziehungskuren. Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue".



Den geehrten Abonnenten auf die **„Deutsche Revue"** empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel u. Rücken. **Preis pro Decke 1 Mark.**

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1900 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1899 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln die **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unser Journal bezogen wird.

Die verehrl. **Postabonnenten** belieben sich an die **nächstgelegene Buchhandlung** zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Auf Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) die Decken auch **direkt.**

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 21 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

V.

Wenig mehr als ein Vierteljahr vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges wurde Graf Bray als Nachfolger des Fürsten Hohenlohe an die Spitze des Ministeriums des Auswärtigen wie des gesamten Staatsministeriums berufen (7. März 1870), nachdem sich König Ludwig lange dagegen gesträubt hatte, den wegen seiner norddeutschen Sympathien und seiner liberalen Gesinnung bei der ultramontanen Majorität des Landtages mißliebigen heutigen Reichskanzler zu entlassen. Graf Bray betrachtete, wie er in einer längeren Rede Ende März der Kammer darlegte, seine Mission als eine solche der Versöhnung und erklärte, außerhalb der Parteien stehen zu wollen. Für seine auswärtige Politik stellte er sich mit Entschiedenheit auf den Boden der Verträge, an deren Abschluß er, wie wir gesehen haben, unmittelbar nach dem Ende des Krieges von 1866 in Berlin selbst beteiligt gewesen war. Seinem Naturell entsprechend ließ der neue Ministerpräsident in seiner Programmrede nirgends einen Zug des Enthusiasmus hervortreten, sondern unter dem Gesichtspunkte der Vorteile für Bayerns Sicherheit und Selbständigkeit trat er für die nahen Beziehungen zum Norddbunde mit Festigkeit, aber kühl und nüchtern ein. Daß in der Auslegung des casus foederis weder der König noch sein Ministerpräsident die kleinliche und engherzige Anschauung der „Patrioten", wie sich die Ultramontanen und Partikularisten nannten, gelten ließen, war schon damals kein Geheimnis. Kurz darauf sollte sich die Gesinnung des Königs und seiner Berater vor Deutschland und Europa, sehr zur Enttäuschung Frankreichs, in schönster Weise offenbaren.

An demselben Tage, der in Ems dem greisen König Wilhelm I. das brutale Ansinnen eines Entschuldigungsbriefes brachte, begann die zweite Kammer des bayrischen Landtages die Beratung des Militärbudgets. Die Haltung der Majorität war nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Der ultramontane Jörg

sprach sich gegen jede Verpflichtung der süddeutschen Staaten aus, an einem etwa entstehenden Kriege teilzunehmen. Während sich sein wunderlicher Gesinnungsgenosse, der noch heute als hochbetagter, aber rüstiger Greis in München lebende Professor Sepp ähnlich äußerte und besonders die dem Lande zugemuteten Militärlasten als ungeheuerlich und unerträglich bezeichnete, trat der Liberale Völk, der schon im Zollparlament das ewig denkwürdige Wort gesprochen hatte: „Ja, es ist Frühling geworden in deutschen Landen", energisch und begeistert für den casus foederis ein. König und Minister dachten wie er, und sie befanden sich in schönster Harmonie mit der populären Stimmung.

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Daten in das Gedächtnis zurückzurufen, durch welche Bayerns Eintritt in die militärische Aktion bezeichnet wird. Aber im Hinblick auf die Haltung zu der bald nachher auf die Tagesordnung gebrachten Einigungsfrage war es von hoher Bedeutung, daß der Mobilisierungsbefehl einen Sturm der Begeisterung im ganzen Lande entfesselte, der auch den Widerstand der Kammer brach und eine stattliche Mehrzahl für die Bewilligung der für den Krieg geforderten Kredite zur Folge hatte. Wo auch immer sich der König zeigte, war er der Gegenstand enthusiastischer Huldigungen. König Wilhelm konnte mit Recht an ihn telegraphieren: „Ihre echt deutsche Haltung elektrisierte auch Ihr Volk." In die Kundgebungen, die dem Ausbruche des Krieges galten, mischte sich auch in Bayern sehr bald der Gedanke an die zu erstrebende Einigung. Schon am 27. Juli brachte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einen Artikel über „Die nationale Bewegung in Bayern". Eine Adresse, mit der der Münchener Magistrat am 19. August auf die Begrüßungsdepesche der Königsberger Kaufmannschaft antwortete, enthielt den Satz: „Möge im Frieden das Band befestigt werden, das der Krieg um die deutschen Stämme geschlungen. Deutschland wird einig und mächtig aus dem glorreichen Kampf hervorgehen." Am 30. August heißt es in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung": „Straßburg und Metz her! Die Mainlinie weg!" Und in denselben Tagen wird das Gerücht verzeichnet, daß zwischen norddeutschen und bayrischen Abgeordneten über die „deutsche Frage" korrespondiert werde. Am 1. September telegraphieren Münchens Bürgermeister an König Ludwig, er möge „der deutschen Nation zu einer gemeinsamen, ihrer würdigen Gesamtvertretung . . . verhelfen". Der König antwortet, den Wunsch in etwas allgemeinerer Fassung erwidernd, er hege „die feste Zuversicht, daß aus diesem Riesenkampf Bayern und Deutschland eine glückliche Zukunft erblühen werde". In den nächsten Wochen mehren sich die Kundgebungen, in denen wie nach einem vereinbarten Schema neben dem Verlangen nach der Annektierung von Elsaß-Lothringen und leidenschaftlichem Protest gegen die Interventionsabsichten fremder Mächte die Forderung der deutschen Einheit zum Ausdruck gebracht wird. Der Sieg von Sedan und die Verleihung des Eisernen Kreuzes an die bayrischen Truppen erhöhten den Enthusiasmus. Am 19. September beschloß Münchens Stadtvertretung eine Adresse, die den Wunsch nach Herbeiführung eines allgemeinen deutschen Bundes, ähnlich dem Nordbunde, aussprach. Aus allen größeren Städten Bayerns kamen ähnliche

Adressen, die „Allgemeine Zeitung" brachte gar schon ein bis ins einzelne ausgearbeitetes Bundesprogramm. Nachdem inzwischen Lasker und Forckenbeck in München geweilt hatten, wo sie mit ihren Gesinnungsfreunden die nationale Frage besprachen, und mehrfach Mitteilungen über Beratungen des Ministeriums, die sich auf denselben Gegenstand bezogen haben sollten, in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, erfuhr man am 18. September, Minister Delbrück werde seinen Rückweg aus dem Hauptquartier König Wilhelms nach Berlin über München nehmen. Gleichzeitig mit dem württembergischen Minister v. Mittnacht traf er am 20. September dort ein.

Graf Brays Thätigkeit war von den ersten Tagen der Kriegsbewegung an äußerst lebhaft geworden, so daß schon am 19. Juli die nichtpolitischen Geschäfte seines Ressorts zu seiner Entlastung dem Staatsrat v. Daxenberger übertragen wurden. Es lag in der Natur der politischen Ereignisse, daß sein Versuch, durch den Münchener englischen Gesandten Sir Henry Howard in London eine Vermittlung anzubahnen, erfolglos verlief. Sehr bald begann der Ministerpräsident, wohl weniger aus stürmischer Neigung seines Herzens, als in kluger Erkenntnis der Zeitströmung, seine Aufmerksamkeit der deutschen Frage zuzuwenden. Hatte doch Kronprinz Friedrich Wilhelm, als er Ende Juli in München zur Uebernahme des Kommandos der bayrischen Truppen weilte, zum Grafen Bray gesagt: „Da wir nun beisammen sind, müssen wir auch beisammen bleiben." Unter dem Drucke der geschilderten populären Bewegung entschlossen sich die Minister, wie uns Graf Bray in kurzen Aufzeichnungen über jene Zeit mitteilt, die Genehmigung des Königs zur Einleitung von Beratungen mit einem Vertreter des Norddeutschen Bundes zu veranlassen. Der nachfolgende, von Graf Bray mit nachträglicher Zustimmung der übrigen Minister entworfene Antrag vom 12. September wurde Seiner Majestät unterbreitet:

> Der im Jahre 1866 geschaffene Zustand war ein provisorischer. Er verdankte seine Entstehung einer doppelten Einwirkung: den preußischen Siegen und dem im Prager Frieden ausgesprochenen Widerwillen Frankreichs und Oesterreichs gegen die Ausdehnung der schon so erweiterten preußischen Machtsphäre über Süddeutschland. So entstand — mit mehr politischer als geographischer Bedeutung — die Mainlinie. Eine Folge hiervon war die Begründung und Ausbildung des „Deutschen Nordbundes" in einer zum Einheitsstaat führenden Richtung.
>
> Eine weitere Folge war die Abneigung der süddeutschen Regierungen und Bevölkerungen, in diesen Bund zu treten, sowie die politische Bedenklichkeit eines solchen Eintritts, welcher der Herbeiführung einer Kriegserklärung Frankreichs gleichgeachtet werden mußte.
>
> Dieses letztere Bedenken ist infolge der ruhmreichen und welthistorischen Ereignisse der letzten Zeit verschwunden.
>
> Dennoch ist die Ablehnung des Eintritts von Bayern in den Norddeutschen Bund auch jetzt noch die einzig richtige Politik, da es in der That mehr als auffallend wäre, wenn der Lohn Bayerns für

seine Vertragstreue, für seine wertvolle moralische und materielle Hilfe in nichts anderm bestünde als in dem Beitritt zu einem von ihm früher mit Recht zurückgewiesenen Bunde.

Aber nicht so richtig wäre es, sich überhaupt ablehnend gegenüber einer Neugestaltung Deutschlands auch jetzt noch zu verhalten. Wenn es wahr ist, daß Bayerns tausendjährige Geschichte stets auf eine Verbindung mit Deutschland hinweist, daß ferner in der jetzigen Zeit für isolierte Staaten, wenn sie im Widerspruche mit dem mächtig wirkenden Nationalitätsprinzipe stehen, im europäischen Staatensystem kein Raum ist, so wird selbst der Zwang zur Eingehung eines nationalen Bündnisses für Bayern nicht ausbleiben, sei es, daß er von außen komme, sei es, daß man dem inneren Drängen nachzugeben genötigt werde.

In diese Zwangslage darf sich die Regierung nicht drängen lassen; und es empfiehlt sich vielmehr im jetzigen Augenblicke, wo das Gefühl der großen von Bayern, von seinem Könige und seinem Heere der nationalen Sache geleisteten Dienste das öffentliche Bewußtsein beherrscht, die Bedingungen zu präzisieren, unter welchen Bayern geneigt wäre, der nationalen Einigung beizutreten. Die zu machenden Zugeständnisse und die anzustrebende Stellung sind verschieden, je nachdem Preußen den jetzt bestehenden „Nordbund" fortbestehen läßt und etwa im Sinne des Einheitsstaates noch weiter ausbildet, oder an eine einheitliche, gleichmäßige Neugestaltung ganz Deutschlands zu schreiten sich geneigt zeigt.

In ersterem Falle wäre, wie bereits oben bemerkt, ein Eintritt jetzt so wenig zu empfehlen wie vor dem Kriege. Aber da das früher in der französischen Auffassung des Prager Vertrages liegende Hindernis nicht mehr besteht, könnte und müßte an die Stelle des bisherigen völkerrechtlichen Bandes, das ist an die Stelle der Schutz- und Trutzbündnisse, eine staatsrechtliche und organische Verbindung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde gesetzt werden.

Anders verhält es sich, wenn Preußen zu dem Entschlusse gelangt, den seit vier Jahren bestehenden Nordbund fallen zu lassen, um ihn durch einen neuen, auf veränderten Grundlagen zu errichtenden allgemeinen deutschen Bund zu ersetzen. Im letzteren Falle würde es sich um den Beitritt Bayerns zu dem neuen Bunde handeln. Aber auch dann müßten die Bedingungen reiflich erwogen werden, unter welchen der Beitritt zuzugestehen wäre, und es würde von der Konstituierung des Bundes abhängen, ob und in welchem Maße für den nächst Preußen größten deutschen Staat eine Sonder- und Ausnahmestellung zu vindizieren wäre.

Nachdem die obenerwähnte alternative Entscheidung der preußischen Regierung als Vorfrage sich darstellt, hat der treugehorsamst mitunterzeichnete Staatsminister des Aeußern bereits Anstalt getroffen,

damit von preußischer Seite hierüber Aufschluß erteilt werde. Mit dieser Interpellation ist der Königlich preußischen Regierung die sichere Andeutung bereits erteilt, daß Euer Königlichen Majestät Regierung sich mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigt, und daß bei derselben die Geneigtheit besteht, sowohl selbst mit Vorschlägen hervorzutreten als Anträge, die an sie gebracht werden, ernster Erwägung zu unterziehen. Eine Verbindlichkeit wurde dadurch in keiner Weise und nach keiner Richtung übernommen. Da mit Sicherheit anzunehmen ist, daß jede in diesem Sinne zwischen Preußen und Bayern angeknüpfte Unterhandlung in kürzester Zeit bekannt und in der Presse erwähnt werden wird, ist schon auf diesem Wege dafür gesorgt, daß der in der erregten öffentlichen Meinung sich kundgebenden Ungeduld in billigem Maße entsprochen und Beruhigung herbeigeführt werde. Dem Drängen der Heißsporne durch Ueberstürzung zu genügen, kann weder Pflicht noch Absicht der Regierung sein.

Als ein äußeres Zeichen der Thätigkeit der Regierungen dürfte übrigens in nicht ferner Zeit das Eintreffen des Ministers Delbrück in München oder die Einladung bayrischer Bevollmächtigter in das Hauptquartier König Wilhelms zu gewärtigen sein. Um auf letztere Eventualität gefaßt zu sein, dürften schon im voraus sowohl die einer Umgestaltung Deutschlands zu machenden Zugeständnisse als die im Interesse der bayrischen Selbständigkeit und Souveränität zu nehmenden Kron- und Landesrechte genau zu präzisieren und darüber Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Beschlußnahmen einzuholen sein.

Zu dem ersteren müßten nach des Mitunterzeichneten unmaßgeblicher Ansicht gehören:

1. eine allgemeine deutsche Volksvertretung, deutsches Parlament mit genauer Kompetenzbegrenzung;
2. eine nach gleichen Grundsätzen organisierte, im Kriege als einheitliches Ganzes sich darstellende und wirkende deutsche Heeresmacht.

Als Merkmale und Bedingungen der eignen Souveränität wären vorzubehalten:

1. das Recht der Vertretung nach außen mit Einschluß des Rechtes Verträge zu schließen, soweit solche dem Zwecke und den Interessen des Bundes nicht widersprechen;
2. die militärische Oberherrlichkeit im Frieden über die, einen für sich abgeschlossenen Körper bildende Armee;
3. eigne Gesetzgebung, Verwaltung und Finanzen, insoweit solche nicht durch spezielle Bestimmungen des Bundesvertrages der Kompetenz des Bundes unterliegen;
4. die selbständige Leitung des Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesens.

Bei obigen Voraussetzungen wird von der Annahme einer gründlichen Umgestaltung des Nordbundes ausgegangen.

Trifft diese Annahme nicht zu und wird von seiten Preußens an der bestehenden und seinen Sonderinteressen wohl zusagenden Schöpfung festgehalten, so würde sich für Bayern zwar ein organischer Anschluß an den Nordbund — mit Festhalten obiger Richtpunkte, ein Eintritt aber nicht — als thunlich und empfehlenswert darstellen.

Die treugehorsamst Unterzeichneten beehren sich, die obigen allgemeinen Grundzüge Euer Königlichen Majestät Allerhöchster Würdigung und Beschlußnahme zu unterstellen, wonach sich die Grenzen der zu machenden Zugeständnisse und Vorbehalte bei den einzelnen Punkten ergeben werden, deren definitive Formulierung gleichfalls Allerhöchster Genehmigung vorbehalten bleibt.

Die Besprechungen mit dem Staatsminister und Präsidenten des Bundeskanzleramtes des Norddeutschen Bundes Delbrück füllten die Tage vom 22. bis 26. September 1870 aus. Minister v. Mittnacht nahm an ihnen für Württemberg teil, während Bayern durch sein gesamtes Staatsministerium (Graf Bray, v. Pfretzschner, v. Schlör, v. Pranckh, v. Lutz und v. Braun) vertreten war. Gegenstand der Verhandlung waren „Vorbesprechungen über die Bildung eines die sämtlichen deutschen Staaten in sich begreifenden Verfassungsbündnisses". Einem amtlichen, dem Ausschuß der zweiten Kammer später bekannt gegebenen Protokoll zufolge gab Delbrück die Erklärung ab, „daß er nicht beauftragt sei, im Namen der preußischen Regierung oder des Norddeutschen Bundes Vorschläge zu machen, sondern den Propositionen der süddeutschen Regierungen entgegensehe. Zugleich bemerkte er auf eine ihm gegebene Veranlassung, daß Preußen noch keinen Grund gefunden habe, die Frage einer näheren Erwägung zu unterwerfen, ob mit der Gründung eines allgemeinen deutschen Bundes eine Aenderung des zwischen den Staaten des Norddeutschen Bundes bestehenden Verfassungsverhältnisses zu verbinden sei, und daß er daher eine solche Aenderung nicht vorauszusetzen habe." Als Leitfaden der Besprechungen diente die Verfassung des Norddeutschen Bundes, die artikelweise durchgegangen wurde. Diese Besprechungen bilden die Grundlage, auf welcher später die sogenannten „Versailler Verträge" abgeschlossen worden sind, wenngleich in diesen die bayrische Regierung über die Linie hinausgegangen ist, in der sich noch im September ihre Konzessionen hielten. Zu lebhafteren Diskussionen mit Delbrück gab Anlaß Artikel 4 (Beaufsichtigung seitens des Bundes). „Anlangend die einzelnen Ziffern dieses Artikels, so proponierte die bayrische Regierung in Anbetracht, daß ihr zwar ernstlich und aufrichtig darum zu thun sei, in dem neuen deutschen Bunde ein lebensfähiges Verfassungsgebilde zu schaffen, und daß sie deshalb der Gemeinschaft alle unentbehrlichen Opfer zu bringen bereit sei, daß ihr aber ebenso dringlich die Erhaltung der Selbständigkeit der einzelnen Staaten am Herzen liege und deshalb von ihr alle entbehrlichen Abtretungen von Regierungsrechten und so weiter abgelehnt werden müßten, zu Ziffer 1 zwar

die Gesetzgebung über Freizügigkeit, Paßwesen und Fremdenpolizei, das Versicherungswesen — abgesehen vom Immobiliarversicherungswesen —, über Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Landen der Bundeskompetenz zu überweisen, dagegen die Gesetzgebung über die Heimats- und Niederlassungsverhältnisse (im Hinblick auf den einschneidenden Eingriff in die neue bayrische Sozialgesetzgebung), über Staatsbürgerrecht und den Gewerbebetrieb (ersteres in Anbetracht des engen Zusammenhanges der betreffenden Bestimmungen mit dem bayrischen Staatsverfassungsrechte, letzteren wegen Mangels einer absoluten Notwendigkeit gemeinsamer Gesetzgebungen) den Einzelnsouveränitäten vorzubehalten. Demgegenüber sprach sich Seine Excellenz Herr Staatsminister Delbrück mit besonderem Nachdrucke für die Notwendigkeit der Gemeinsamkeit der Gewerbegesetzgebung und dafür aus, daß statt der Kompetenz über das ‚Staatsbürgerrecht' dem Bunde die Kompetenz der Gesetzgebung über ‚Bundes- und Staatsangehörigkeit' eingeräumt werden möge, da im Hinblick auf die Handhabung der Bestimmungen über diese Materie durch die deutschen Gesandten und Konsuln eine Einfachheit und Gemeinschaftlichkeit derselben unentbehrlich sei." Ohne Aenderung wurden von bayrischer Seite acceptiert die Ziffern 2 bis 6 des Artikels 4, während zu Ziffer 7 (Konsulatswesen) von der bayrischen Regierung der Vorbehalt gemacht wurde, „daß ihr namentlich im Hinblick auf diejenigen Orte, an welchen lediglich die bayrische Industrie ein Interesse an Aufstellung eines Konsuls haben werde, das Recht verbleibe, bayrische Konsuln im Auslande aufzustellen und ausländische Konsuln in Bayern zu empfangen und mit dem Exequatur zu versehen". Delbrück erwiderte hierauf, „daß zwar der Empfang auswärtiger Konsuln von seiten der bayrischen Regierung in Anbetracht der Beschränkung des Wirkungskreises solcher Konsuln auf bayrisches Gebiet keinem Anstande begegnen werde, die Abordnung bayrischer Konsuln nach dem Auslande dagegen nicht als zulässig erscheine, aber auch nicht erforderlich sei, da gerade darin eine der segensreichsten und imponierendsten Wirkungen des Norddeutschen Verfassungsbündnisses gelegen gewesen, daß das vielköpfige deutsche Konsulatswesen sein Ende gefunden habe und an dessen Stelle überall ein ‚deutscher Konsul' getreten sei, und im übrigen bereitwilligst auch da deutsche Konsuln aufgestellt werden würden, wo auch nur ein einzelner Bundesstaat ein Interesse daran habe".

„Als gänzlich unannehmbar abgelehnt" wurden die Bestimmungen über Post- und Telegraphenwesen, das sich Bayern bekanntlich bis auf den heutigen Tag vorbehalten hat. Für den Bundesrat verlangte Bayern acht, statt nur sechs Stimmen, was aber schon damals sowohl von Delbrück wie von Mittnacht als undurchführbar bezeichnet wurde. Bezüglich der Bestimmungen über das Bundespräsidium und insbesondere des Artikels 11 „war allseitiges Einverständnis darüber vorhanden, daß auch an der Spitze des neu zu begründenden deutschen Bundes ein Bundespräsidium stehen solle, das selbstverständlich Seine Majestät der König von Preußen zu führen haben werde. In Ansehung des dem Bundespräsidium in Artikel 11 zugewiesenen Rechtes, den

Bund völkerrechtlich zu vertreten und im Namen des Bundes Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen, machte Seine Excellenz der Herr Staatsminister Graf Bray in der Erwägung, daß eines der wesentlichsten Kriterien der Selbständigkeit eines Staates in dem Rechte der gesandtschaftlichen Vertretung liege, in dem Uebergang dieses Rechtes an eine andre Macht also auch die folgenschwerste Beeinträchtigung dieser Selbständigkeit der einzelnen Staaten liege, namens der bayrischen Regierung den Vorschlag, es im wesentlichen bei dem dermaligen Zustande zu belassen, wonach jede einzelne deutsche Regierung ihrerseits für ihre diplomatische Vertretung zu sorgen habe, und zwar nicht allein in denjenigen Angelegenheiten, die den betreffenden Staat allein angehen, sondern auch in denjenigen Angelegenheiten, welche den im Bunde begriffenen Staaten gemeinschaftlich seien, während nichts dagegen zu erinnern sein werde, wenn der Bund auswärtige Gesandte bei sich empfange und dem Bundespräsidium nach wie vor die diplomatische Vertretung des gesamten Nordbundes zukomme. Diesem Vorschlage gegenüber entspann sich eine einläßlichere Diskussion der Materie von der völkerrechtlichen Vertretung des Bundes, in welcher sich namentlich Seine Excellenz Herr Staatsminister Delbrück gegen den Vorschlag des Herrn Grafen v. Bray aussprach, indem er zunächst darauf hinwies, daß der deutsche Bund ein ganz neues Staatengebilde sein werde, und daß, wenn dem Bundespräsidium die völkerrechtliche Vertretung dieser neuen Schöpfung übertragen werde, von einem Uebergange bisheriger Souveränitätsrechte Bayerns an den Bund um so weniger die Rede sein könne, als man den süddeutschen Staaten keineswegs das Recht verkümmern werde, neben den Gesandten des deutschen Bundes ihre eignen Gesandten für ihre besonderen Angelegenheiten zu haben und Gesandte auswärtiger Staaten bei sich zu empfangen. Außerdem wurde in der stattgehabten Diskussion die Frage der praktischen Durchführbarkeit des bayrischen Vorschlags einer eingehenden Beleuchtung unterzogen. Was das Recht der Kriegserklärung betrifft, so proponierte Seine Excellenz Graf Bray, anzuerkennen, daß das Bundespräsidium das Recht haben müsse, den Krieg sofort zu erklären, wenn deutsches Gebiet angegriffen werde, dagegen im Rückblick auf die von Preußen bei Auflösung des vormaligen deutschen Bundes gemachten Vorschläge auszusprechen, daß das Bundespräsidium in allen andern Fällen vor Abgabe der Kriegserklärung der Zustimmung des Bundesrats sich zu versichern verpflichtet sei, endlich daß, um dem Bundesrate ein Urteil über die Sachlage und sonach ein Votum möglich zu machen, das Bundespräsidium die Zusage zu geben hätte, es werde den Bundesrat von dem Verlaufe und dem Inhalte der einschlägigen Verhandlungen, die zur Abwendung einer Kriegsgefahr geführt werden, stets erschöpfend verständigen. Bezüglich des Friedensschlusses endlich erhob Bayern den Anspruch, daß zu den Friedensverhandlungen jeweils ein bayrischer Bevollmächtigter zugezogen und dieser Anspruch in der Verfassung anerkannt werden solle. Hinsichtlich des Abschlusses von Staatsverträgen wurde auf Verlangen der Vertreter der bayrischen Regierung ausgesprochen, daß den einzelnen Staaten das Recht, Staatsverträge über Angelegenheiten zu schließen, welche

nicht in den Kreis der Bundesangelegenheiten gehören, nicht zu beanstanden sein werde."

Zu den Artikeln 53 bis 55 wurde von seiten der bayrischen Regierung hervorgehoben, durch Aufnahme der Bestimmungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes über Marine und Schiffahrt in die Verfassung des deutschen Bundes „werde die Finanzlast der süddeutschen Staaten um ein Erhebliches vermehrt. Wenn man nun erwäge, daß gerade die Höhe der Ausgaben, namentlich für militärische Zwecke, schon in ihrem dermaligen Bestande im Süden Deutschlands schwer empfunden werden und ein sehr bedeutender Grund für die inneren Schwierigkeiten gewesen sei, die in jüngster Zeit in den süddeutschen Staaten den Regierungen entgegengetreten sind, so werde die Behauptung gerechtfertigt sein, daß an der Vermehrung dieser Last sehr leicht die Annahme der neuen Bundesverfassung in den süddeutschen Ländern scheitern könnte, und erscheine somit ebensowohl für die Regierungen dieser Länder wie für Preußen und den Norddeutschen Bund, denen ja allen in gleichem Grade an dem Zustandekommen einer Rekonstituierung Deutschlands gelegen sein müsse, ein ernster Anlaß gegeben, in Betracht zu ziehen, ob nicht für den deutschen Bund von einer Gemeinschaftlichkeit der Marine und der hierfür erforderlichen finanziellen Lasten Abstand zu nehmen sei, zumal hierfür auch der Umstand spreche, daß die norddeutschen Staaten, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend bei dem Bestande einer Marine beteiligt seien."[1])

Staatsminister Delbrück hielt dieser Auffassung entgegen die Ansicht fest, „daß vorbehaltlich der Frage, wie es mit der Beitragspflicht für die Kosten der Kriegshäfen zu halten sei, die in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen über die Landfestungen zu entscheiden sein werde, keinem Mitgliede die Beitragspflicht für die Marine werde nachgesehen werden können, nachdem die Flotte sowohl was den Schutz des deutschen Gebietes im Kriegsfalle als was den Schutz des deutschen Handels im Frieden auf allen Meeren der Erde angehe, allen deutschen Staaten in gleichem Maße zu gute komme". Für den Fall, daß Bayern sich der Beitragspflicht zur Marine unterziehen würde, erkannten hierauf die Vertreter der bayrischen Regierung an, „daß die Art. 53 bis 55 ihre Stelle auch in der Verfassung des neuen deutschen Bundes zu finden hätten," und hoben nur noch hervor, „daß alsdann im Hinblick auf den Umfang des Bundesgebietes und in Berücksichtigung weit verbreiteter Gefühle die Flagge aus den Farben Schwarz, Gold und Rot zu bestehen haben oder eine andre Flagge zu wählen sein dürfte, wodurch die Gesamtheit des neuen Bundes repräsentiert würde". Ausführliche Einwendungen wurden von bayrischer Seite auch auf dem Gebiete des Heerwesens erhoben; dieselben bewegten sich jedoch nicht wesentlich außerhalb des Kreises derjenigen Vereinbarungen, die später in Versailles getroffen

[1]) Einen Rest dieser amtlich nicht aufrechterhaltenen Anschauung finden wir in der Ende Mai dieses Jahres in Straubing gehaltenen Rede des Prinzen Ludwig von Bayern. Anmerkung des Herausgebers.

wurden. Alles in allem konnte man den Verlauf der Münchener Besprechungen als günstig bezeichnen. Auch in die weitere Oeffentlichkeit drang das Gefühl eines wesentlichen Fortschrittes auf dem Wege zur Einheit durch. Nach einer enthusiastischen Volksversammlung begaben sich große Scharen vor das Gasthaus, in welchem Delbrück abgestiegen war, um ihm eine freudige Ovation darzubringen.

Mit den Münchener Verhandlungen kam die Frage der Einheit in raschen Fluß. Von preußischer Seite wurde der Wunsch geäußert, König Ludwig möge in Fontainebleau mit König Wilhelm zusammenkommen, um sich über die deutsche Frage mit ihm zu verständigen, ehe die offiziellen Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten begannen. Der preußische Wunsch wurde in einem, vom König, wie Graf Bray in einer kurzen Aufzeichnung klagt, leider nicht genehmigten Antrage des Gesamtstaatsministeriums vom 13. Oktober 1870 befürwortet. In der Eingabe der Minister hieß es:

> Euer Königlichen Majestät ist sowohl durch mündliche Eröffnung des preußischen Staatsministers Delbrück als durch ein Allerhöchstderselben unterbreitetes Berichtschreiben des Grafen Taufkirchen vom 24. vorigen Monats die Absicht des Königs von Preußen bekannt geworden, an Allerhöchstdieselben eine Einladung zu einer Zusammenkunft in Frankreich gelangen zu lassen, wenn von seiten Euer Königlichen Majestät die Annahme einer solchen Einladung zu gewärtigen ist. Die Einladung sollte in diesem Falle durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs Wilhelm erfolgen, und als Ort der Zusammenkunft war das Schloß Fontainebleau in Aussicht genommen.
>
> Als Zweck der Zusammenkunft wird von seiten Preußens eine freundschaftliche Besprechung über das Ob und Wie der Gründung eines Deutschen Reiches mit vollständiger Wahrung und Aufrechthaltung der Rechte Bayerns bezeichnet.
>
> Die maßgebenden Beschlüsse der zwei mächtigsten deutschen Fürsten sollen alsdann einer später zu berufenden und bereits endgültig beschlossenen Versammlung der übrigen deutschen Fürsten und der Vertreter der Freien Städte zur Annahme vorzulegen sein. Es liegt am Tage, daß durch diesen Antrag Euer Königlichen Majestät und Bayern eine ganz hervorragende, beider Machtstellung volle Rechnung tragende Rolle angeboten wird.
>
> Es ist dadurch zugleich eine wohl nicht wiederkehrende Gelegenheit gegeben, für Bayern jene besonderen Rechte und Bevorzugungen in Anspruch zu nehmen, welche ihm gebühren und die, einmal durch Preußen zugestanden, gesichert sind, während in einer allgemeinen Versammlung von Bevollmächtigten das Geltendmachen solcher Ansprüche vielfachem Widerspruche und unendlicher Schwierigkeit begegnen würde. — — —
>
> Einen empfehlenden Grund für eine jetzt zu unternehmende Reise Euer Königlichen Majestät nach Frankreich erblicken die treugehorsamst

Unterzeichneten auch in dem dadurch ermöglichten Besuche und der Besichtigung Allerhöchst Ihres tapferen Heeres. Gerade jetzt, wo nach einem durch unerhörte Erfolge und durch die glänzendsten Siege gekrönten Feldzuge die Armee die Beschwerden einer langwierigen Belagerung und beim Herannahen des Winters vielfache Mühen und Entbehrungen zu tragen hat, würde das Erscheinen des eignen geliebten Königs und Kriegsherrn in alle Herzen Trost, Freude und Dank verbreiten und Treue und Liebe zum angestammten Herrscher neu entflammen.

Die treugehorsamst Unterzeichneten begreifen sehr wohl, daß eine solche unter den jetzigen Umständen und Verhältnissen anzutretende Reise für Eure Königliche Majestät manches Peinliche und Unwillkommene mit sich bringt. Sie wissen aber auch, daß Allerhöchstderselben das Wohl Bayerns mehr gilt als jede andre Rücksicht, und sie stellen deshalb aus voller Ueberzeugung die allerunterthänigste und dringendste Bitte, Eure Königliche Majestät wollen geruhen, die Annahme der beabsichtigten Einladung auszusprechen und die sofortige Kundgabe derselben in das Königlich preußische Hauptquartier allergnädigst zu genehmigen.

König Ludwig II. hat damals wie auch in den späteren Jahren seiner Regierung sich nicht entschließen können, in den wichtigsten Beziehungen Bayerns zum Reiche und dessen Oberhaupte durch persönliches Erscheinen mitzuwirken. Diese Abneigung, hervorzutreten, ist in erster Linie auf die mit den Jahren immer mehr verschärfte Menschenscheu des Monarchen zurückzuführen. Er fühlte sich unbehaglich, so oft er aus dem allmählich immer enger gezogenen Kreise seiner nächsten Umgebung in die Oeffentlichkeit einen Schritt thun sollte. An seiner allgemeinen Begeisterung für die deutsche Sache zu zweifeln, wäre ein Unrecht gegen den Absender des Kaiserbriefes, den glühenden Verehrer Richard Wagners und dessen großer Tonschöpfungen, deren Beziehungen zu dem deutsch-nationalen Empfinden auf der Hand liegen. Auch zum Fürsten Bismarck hat es den König dank seiner Begeisterungsfähigkeit für großartige Persönlichkeiten bis in die letzten unglücklichen Tage seines Lebens immer wieder hingezogen. Wie damals in Preußen und dem Norddeutschen Bunde die Regierungsverhältnisse lagen, konnte für die eigentlichen Verhandlungen nur das Hauptquartier in Versailles in Betracht kommen. Dort befanden sich vor allem König Wilhelm und Bismarck. Dessen Vertreter Staatssekretär v. Thile und der Berliner bayrische Gesandte Baron Perglas waren in keiner Beziehung die Personen, durch deren Besprechungen die nationale Frage hätte gewinnen können. Thile wußte, wie es scheint, von Bismarcks Absichten so gut wie nichts, trotz der volltönenden Phrasen, in denen er sich dem bayrischen Gesandten gegenüber erging, der auch seinerseits von den Münchener und Versailler Vorgängen wenig erfahren haben wird, wie folgende Excerpte aus seinen Berliner Berichten vermuten lassen:

Berlin, den 6. August 1870.

Der Staatssekretär sagte mir, er habe auf dem Herzen, sich gegen mich offen und ganz bestimmt auszusprechen. Er habe zwar dafür nicht den direkten Auftrag des Grafen Bismarck erhalten, aber er sei überzeugt, daß er sich ganz in seinem Sinne und nach seiner Absicht erkläre und sich daher gegen mich im Namen des Königs, seines Herrn und des Kanzlers geäußert haben wolle. Wenn dem Grafen Bismarck der Anlaß zu seiner heutigen Erklärung bekannt gewesen sein würde, hätte er ihn bestimmt beauftragt, sich also zu erklären, auch werde er nicht verfehlen, ihm unverzüglich Bericht von seiner Mitteilung an mich zu erstatten.

Herr v. Thile bemerkte mir nun, daß leider mit Unrecht in Bayern ein gewisses Mißtrauen besteht, oder falls dieser Ausdruck nicht der richtige sei, doch eine Befürchtung oder Besorgnis, daß nach einem siegreichen Kriege Preußens und seiner Verbündeten von Preußen einer Politik würde Folge gegeben werden, welche die Selbständigkeit Bayerns und Süddeutschlands schwächen und schädigen würde. Er (Thile) wolle mir nun die „feierliche und heilige Versicherung" im Namen Preußens erteilen, daß Preußen solche Absicht fern liege. Treue um Treue. Nie und niemals werde Preußen vergessen, was Eure Königliche Majestät gethan, wie Eure Majestät die Treue gehalten haben, einem so „herrlichen Bundesgenossen" werde Preußen ewige Dankbarkeit bewahren. Keine Forderungen werden an Bayern gestellt werden, kein Ansinnen, nicht einmal Wünsche, um Preußen etwa politische Vorteile auf Bayerns Unkosten zu verschaffen; nicht berührt und geschmälert in seiner Souveränität dürfe der treue Bundesgenosse werden; die preußische Regierung selbst würde dafür einstehen und etwaige Anforderungen in diesem Sinne von andrer Seite abweisen, sie werde niemals anders als *mit* der bayrischen Regierung das vereinbaren, was etwa im gemeinsamen Interesse wünschenswert sein werde; mit vollem Vertrauen dürfe sich die bayrische Regierung an Preußen hingeben und jedes Mißtrauen und alle Besorgnis fallen lassen.

Graf Bismarck habe mit Entrüstung gehört, daß die preußische Presse neuerdings von einem deutschen Kaisertitel für den König Wilhelm spreche; er habe Auftrag gegeben, solche Aeußerungen zu unterdrücken. Die Selbständigkeit Bayerns habe ihre Weihe durch die Vertragstreue Eurer Königlichen Majestät erhalten, ihren festen Kitt durch das vergossene Blut der Bayern, man brauche die Einheit Deutschlands nicht zu suchen und zu machen — sie sei schon da. —

. . . . . .

Ich habe Grund, zu vermuten, daß Fürst Gortschakoff sich hier auch mit Interesse für die Selbständigkeit der süddeutschen Staaten ausgesprochen hat. Dabei hat er vielleicht nicht verhehlt, daß die bisherige

übergreifende Einheitspolitik des Grafen Bismarck gerechten Anlaß zu Besorgnis in Stuttgart und München geben konnte.

*

Berlin, den 7. August 1870.

Zuerst sagte mir der Staatssekretär, zurückkommend auf unsre gestrige Unterredung, daß der Anlaß zu derselben ein Gespräch gewesen sei, welches er mit dem russischen Reichskanzler Fürst Gortschakoff in Beziehung von Süddeutschland gehabt habe. Ueber den Inhalt dieses Gespräches aber äußerte sich Herr v. Thile nicht näher und eingehend . . . . . .

Ich habe Gelegenheit gehabt, zu konstatieren, daß die Berichterstattung des Herrn Staatssekretärs übereinstimmt mit der meinigen an Eure Königliche Majestät. Vielleicht äußert sich Herr v. Thile in derselben noch entschiedener und protestiert noch bestimmter gegen die Möglichkeit einer Politik Preußens nach dem Siege, welche nicht die volle Achtung für Bayern, seine souveräne Freiheit und Selbständigkeit in sich begriffe.

Nur einen Punkt seiner Berichterstattung korrigierte auf meinen Wunsch der Staatssekretär, und dieses war zur Bekräftigung der Bayern gesicherten Unterstützung von seiten der „preußischen Regierung" gegen etwaige „Strömungen" in Deutschland (und etwa auch in Bayern), welche gerade diese Selbständigkeit zu untergraben beabsichtigen möchten. Endlich gab mir der Staatssekretär von freien Stücken die Versicherung, daß Herr v. Werthern sehr bestimmte Instruktionen erhalten werde, seine Haltung in Einklang zu setzen mit dieser Richtung der preußischen Politik.

*

Berlin, den 8. August 1870.

Nicht die Königin allein und die leitenden Staatsmänner und offiziellen Persönlichkeiten empfinden, was Preußen und Deutschland Euer Majestät schuldet, sondern davon ist, in einem Grad und Umfange, der eine unverkennbare politische Bedeutung hat, die ganze öffentliche Meinung ergriffen und der Dankbarkeit und Anerkennung sich bewußt . . . . . .

Die Enthüllungen, die Graf Bismarck selbst über sein Verfahren seit den letzten Jahren veranlaßt hat, tragen eben nicht bei, Vertrauen in seine Person zu erwecken, aber ich will durch diese Bemerkung durchaus nicht den Wert der an Bayern gemachten Eröffnung abschwächen, im Gegenteil halte ich dieselbe für eine wahre, aufrichtige Basis künftiger politischer Organisation in Deutschland und als eine Garantie der Erhaltung Bayerns respektive der Befestigung und etwa Ausdehnung seiner Selbständigkeit und Territorialmacht; denn nicht Phrasen werden hier gemacht, sondern es ist der Ausdruck einer Ueberzeugung erfolgt, die

nicht bloß Berlin, sondern ganz Deutschland selbst über seine Grenzen hinaus erfaßt hat, daß Süddeutschland, Bayern voran und hauptsächlich, frei und energisch, mit nicht zu unterschätzenden eignen Kräften und Mitteln Deutschland und Preußen gerettet, jedenfalls verhindert habe, daß der Feind sich deutschen Bodens bemächtigen konnte.

*

Berlin, den 15. August 1870.

Es wäre verfrüht, wenn ich versuchte, über diese Zukunft die Auffassung des preußischen Kabinetts zu erholen, und ohnedies schwierig, da Graf Bismarck abwesend ist. Der Grundsatz aber steht im Auswärtigen Amte fest und ist mir geäußert und betont worden, daß Deutschland aus dem Kriege nicht weniger stark und nicht weniger gesichert hervorgehen dürfe als vorher, im Gegenteil kräftiger und mehr gesichert, denn nicht den Vorwurf der Völker in Deutschland dürfen die Regierungen auf sich laden, daß Gut und Blut geopfert wurde ohne Entgelt und ohne Resultat. „Süddeutschland würde dann nicht wieder mit diesem Patriotismus mitgehen."

*

Berlin, den 21. August 1870.

Selbst auf neutraler Seite, ich höre es, kann man noch nicht fassen, daß nach dem Siege Preußen nach Hause gehen soll, indem es seine frühere Politik abdanke, die der Absorption von Süddeutschland und in mehr bestimmter Form dessen Selbständigkeit verbriefe, ohne für sich reelle Vorteile zu erwerben! Dies erscheint eine politische Unmöglichkeit, wenn auch alle Mäßigung und Weisheit des Siegers obwalten sollte.

Ob nun Bayern bei voller Uneigennützigkeit für sich besser zu verfahren vermeint, als indem es sich bei den durch die Verhältnisse gebotenen Territorialerwerbungen beteiligt, ist mir nicht gestattet zu entscheiden. Immerhin wird von der bayrischen Regierung die Strömung in Deutschland zu erwägen sein, die auch jetzt noch eine politische Einigung zwischen dem Süden und Norden anstrebt, unter einer starken (preußischen) Zentralgewalt, welche eine „Selbständigkeit Bayerns" thatsächlich nicht zulassen möchte.

Die Aufgabe Bayerns wird erheischen, dieser Strömung zu widerstehen, und ich meine, daß man Preußen ermöglichen und erleichtern müsse, sich als Frucht des Krieges und der Siege deutscher Waffen die Stellung endgültig zu erringen, mit welcher es die Existenz eines selbständigen Süddeutschlands vereinigen könne. Es wird hierbei für Bayern ein Hauptpunkt in Erwägung kommen, den ich von meinem Standpunkte zu bezeichnen etwa berechtigt bin, nämlich daß, für den Fall Graf Bismarck auf eine gewisse Territorialabtretung Frankreichs nicht verzichten will und kann, das Großherzogtum Baden willfährig

die Stellung nehmen müßte, die man hier vermeint an Bayern verleihen zu sollen.

Aus der Umgebung und im Auftrage des Prinzen Luitpold, des heutigen Prinz-Regenten von Bayern, der sich bekanntlich im Hauptquartier des Königs Wilhelm befand, berichtete Ministerialsekretär Graf Berchem:

Bar-le-Duc, den 24. August 1870.

Ich habe im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold weiter zu berichten, daß Graf Bismarck sich dahin äußerte, Preußen und der Nordbund würden bereitwilligst diejenigen Vorschläge acceptieren, welche Seine Majestät der König von Bayern nach Allerhöchst seiner Bequemlichkeit im Interesse einer engeren nationalen Einigung zu machen sich etwa veranlaßt sehen würden. Preußen und der Norddeutsche Bund verzichteten aber darauf, auf diese Entschlüsse irgend welche Pression zu üben, indem ein für Norddeutschland günstig gestimmtes Bayern der nationalen Sache mehr nütze als ein widerwillig in nähere Beziehung gebrachtes Land.

*

Bar-le-Duc, den 24. August 1870.

Aus einem Gespräche mit dem bei Seiner Majestät dem König von Preußen sehr einflußreichen Treskow entnehme ich, daß man allerdings eine größere militärische Einigung unter den deutschen Staaten wünschen würde, daß man aber auf die politische Annäherung — innerhalb der Militärpartei — um so weniger Wert legt, als man nicht hofft, dieselbe aus den konservativen Kreisen angeboten zu erhalten. Die radikalen Elemente will man aber um keinen Preis vermehren.

Wie wenig klar, ja oft widerspruchsvoll diese Aeußerungen von Personen, die in die wirklichen Vorgänge nicht eingeweiht wurden! Bismarck selbst telegraphierte an den norddeutschen Gesandten in München:

Versailles, den 14. Oktober 1870.

Teilen Sie dem Grafen Bray vorläufig mit, daß ich von Mittnacht und Suckow das Anerbieten, behufs weiterer Besprechungen hierher zu kommen, erhalten und angenommen habe und Bayern anheimstelle, entweder auch hier zu unterhandeln oder Staatsminister Delbrücks Rückkehr nach München abzuwarten.

Näheres schriftlich durch Feldjäger.

Bismarck.

(Fortsetzung folgt.)

Die sich nie verstehen.

Skizze

von

Ilse Frapan.

(Schluß.)

Lulu lag im Bett, ohne zu schlafen. Es war auch Mondschein, bei dem sie nie ruhig schlief. Sie pflegte als kleines Kind mit geschlossenen Augen aus dem Bett zu steigen und auf die Fensterbank zu klettern, um sich in ihrem Nachtkleid, zusammengeduckt wie ein weißes kleines Gespenst, im Mondschein zu baden. Ihre Mutter kam dann oft herein, hob sie, schlafend und widerstandslos, wie sie war, in ihren Armen von der gefährlichen Stelle herunter und trug sie in ihr Bett zurück. Dann ward das Fenster verbarrikadiert und verhüllt, und sie verschlief den Morgen, wenn sie nicht geweckt wurde.

Sie hatte diese Geschichte eben auf der Straße dem Doktor erzählt, als er sie nach Hause begleitete. Sie hatte ihm sehr vieles erzählt. Sie fühlte ihm gegenüber einen sonderbaren Drang zu Enthüllungen; — sogar Dinge, die sie fast sich selber kaum bis jetzt eingestanden, ihre Gedanken, ihre Gefühle hatte sie ihm mitgeteilt. Es war das erste Mal, daß sie solch eine unbezwingliche Lust empfand, von sich selber zu sprechen. Es mußte kommen, weil er Klotildens Bruder war. Er hatte auch eine Art, zuzuhören, vorauszuahnen, hervorzulocken und zu verstehen, die ihr nie vorgekommen war. Sie fühlte sich von ihm gestreichelt mit den zartesten Fingern. Noch nie hatte sie so den Genuß ihrer eignen Persönlichkeit durch einen andern Menschen gehabt; noch nie war ihr ein Mann so nahe getreten, noch nie hatte ein Mann in dieser eigentümlich vielsagenden Sprache mit ihr verkehrt, in der auch das Geringfügigste Bedeutung gewinnt. Er war ihre erste Eroberung. Denn daß sie ihn erobert hatte, zuerst durch ihre Gedichte und dann durch ihr „Wesen", das hatte er ihr in sehr verschiedenen, bald scherzhaften, bald ernsten Wendungen mitgeteilt. Sie fühlte sich beobachtet, bewundert, zu der Würde einer voll Mitgezählten erhoben.

Ganz still, ohne eine Bewegung, lag sie auf dem Rücken in ihrem vom Mondschein überflimmerten Bett, und ihre Augen blickten groß und weit offen. Eine köstliche Beruhigung war über sie gekommen. Alle Verwirrung war fort. Es war wie ein seliger Anfang von etwas unerhört Schönem, das in der Zukunft auf sie wartete. Irgendwo, aus einer Falte der Zukunft, strahlten sie goldne verheißende Augen an. Sie blickte lächelnd, zuversichtlich hinein.

Der Heimweg war unsagbar schön gewesen. Die Außenalster mit ihrer Lichterstickerei von Silber- und Goldfäden ringsum unter einem blauen, mondhellen Himmel. Der Weg vor ihnen weiß, nur hie und da der schon lichtgewordene Schatten der sterbenden Blätter an einem jungen Alleebaum. Auf der

Lombardsbrücke hatten sie stillgestanden, und auch die Unterhaltung war stiller und einsilbiger geworden. Leise ruderten die Schwäne an ihnen vorüber.

„Schlafen sie nicht?“ hatte sie gefragt.

„Nein, die sind wie die kleinen Elfen, die auch nicht schlafen, sondern im Mondlicht baden.“ Dazu ein langer, freundlicher Blick.

Ein wenig beklemmend, aber doch reizend war es gewesen.

„Nun wollen wir aber gehen,“ hatte sie schnell gesagt.

Da hatte er geseufzt.

„Denken Sie an Ihre Frau?“ hatte sie mit stockendem Atem herausgebracht.

„Ja,“ hatte er ruhig geantwortet. Es hatte ihr wieder einen kleinen Stoß gegeben, aber dann hatte es sie ganz sicher und behaglich ihm gegenüber gemacht.

„Ich möchte sie kennen lernen!“ hatte sie gerufen.

„Warum denn nicht? Natürlich lernen Sie Mieze kennen.“ —

„Mieze!“ Sie verzog ein wenig verächtlich den Mund, während sie jetzt an sie dachte. Der Doktor liebte sie wohl sehr, diese Mieze, die sich in jedem neuen Kleide photographieren läßt! Solch ein eitler Affe! Eitel und kokett sah auch ihr Bild vom Frühstückstisch aus. Solch eine Manier, sich mit Kaffeetassen und Butterglocken photographieren zu lassen. Aber seine Liebe zu der Mieze gefiel ihr, gefiel ihr ganz entschieden.

Es war hübsch von ihm, daß er seine Frau liebte, da er doch nun einmal verheiratet war. ‚Wenn ich ihn jetzt auch wirklich gern mag, was ist dann dabei? Gar nichts. Einen verheirateten Mann, der seine Frau liebt, kann man jedenfalls in aller Sicherheit gern mögen. Man kann es ihn zur Not sogar ein bißchen merken lassen, wenn er zugleich Klotildens Bruder ist.‘

„Nie und nimmer kann sich der etwas einbilden,“ sagte Lulu ganz laut und fröhlich vor sich hin.

„Noch dazu weiß er, was er von mir zu erwarten gehabt hätte, selbst wenn er mich früher kennen gelernt hätte! Vor seiner Mieze! Pah, Mieze! Es ist ein Katzenname, und eine Katze wird sie wohl auch sein. Aber er merkt das natürlich nicht. Er denkt fortwährend an sie und kauft ihr noch mehr Kleider, damit sie sich noch mehr photographieren lassen kann. — Ach! — Na, von mir wenigstens kann er so etwas nicht denken, wie, daß ich ihn genommen hätte, wenn — — Ich habe ihm das gleich gut gegeben. Jedes Mädchen ist nicht zu heiraten, aha! Sie lachte und triumphierte und gefiel sich selber sehr gut. „Mieze wird meine Schwester sein,“ sagte sie plötzlich, und die Rührung stieg ihr in die Augen. Einen Moment sah sie nicht deutlich, das Zimmer schwamm in einem weißen Nebel. „Vielleicht kann ich sie auch von dem ewigen Photographierenlassen abbringen, das ist ja abgeschmackt. Hat er Elfe gesagt oder Fee? Nein, nein, es ist sogar famos, daß er verheiratet ist, ganz famos, ganz famos!“ Sie griff nach einem ovalen Handspiegel auf ihrem Nachttisch und besah sich darin. Im Mondlicht erschien sie sich bleich, die Locken um die Stirn fast schwarz gegen den Hintergrund von weißen Kissen. „Elfe oder Fee? Wie sagte er?“ Sie lächelte sich zu, sie gefiel sich zum erstenmal. „Aber die Nase ist zu klein.“ Sie legte den

Spiegel fort und zog an der kurzen Nase. „Wenn ich sie jeden Tag ordentlich recke, vielleicht hilft es.“

Plötzlich durchzuckte es sie mit einem ganz neuen freudigen Schrecken: morgen wieder! An der Hausthür war er noch lange mit ihr stehen geblieben, erstlich, um ein Gespräch über die „Versunkene Glocke“ zu beenden, von der sie beide entzückt waren.

„Aber warum wird Rautendelein ein Mensch voll Liebesgram?“ hatte sie gefragt.

„Weil er ihr eine Seele gegeben hat durch seine Liebe, Rautendelein!“

War es eine Anrede gewesen? Es war zu süß gewesen, es so zu nehmen! —

Sie griff wieder nach dem Spiegel, riß fragend die Augen auf und murmelte: „Rautendelein?“

Aber jetzt hatte sie doch ganz andre Gedanken über den leichten Elfengeist. Es waren noch nicht klare Gedanken, aber sie gärten schon. Nein, Rautendelein hätte sie anders gezeichnet. Sie mußte die körperlose, schmerzenlose Elfe bleiben, ein Stückchen Ewigkeit. Und an diesem Stückchen Ewigkeit mußte Heinrich, der sterbliche Mensch, zerschellen. So wäre es schöner gewesen und ganz rund. Ihr Herz begann heftig zu klopfen, ihr Kopf brauste. „Sie fliegt ja über ihn fort wie ein buntflügeliger Vogel! Nun lockt sie einen andern! Wußte er denn das nicht?“ murmelte sie erregt. Vor ihren Augen erstand das Bild: wieder liegt Heinrich am Boden; er hat die Menschen verstoßen, den Uebermenschlichen hat er sich gesellt; nun wirft ihn ihr neckendes Koboldlachen ins Bodenlose; „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ Ist nicht das das eigentliche Ende? —

„Aus ihrem Demantauge starrt
Die Ewigkeit —“

Von Bildern umtanzt, von Versen umklungen, sank sie endlich in Schlaf.

*

Ein wenig befangen erschien Lulu am zweiten Abend bei Klotilde. Sie kam nicht so häufig sonst. Aber Klotilde freute sich um so lebhafter, obgleich sie sie sofort mit Max zu necken begann.

„Du, Kleines, er schwärmt von dir den ganzen Tag! Und du — na, na, sag nur nichts! Zum Glück ist es ja ungefährlich! Da liegt schon wieder ein Brief von Mieze, eben gekommen.“

„Schreiben sich wohl jeden Tag?“ fragte Lulu neugierig.

„Max, glaub' ich, zweimal, Mieze einmal täglich. Eben bringt er seinen auf die Post, er war etwas zu spät damit. Sonst ängstigt sich die Gute!“

„Lieber Gott!“ lispelte Lulu, die Hände faltend. Dann hob sie die Augen: „Wie ist Mieze?“

„Mieze? O, reizend! Du kennst doch die meisten Bilder. Groß, blond, voll, mit einer Taille wie eine Wienerin. Sehr fesch und lieb.“

„Nein, ich meine innerlich!?“

Klotilde musterte sie etwas verwundert.

„Mieze ist sehr gebildet, sogar sehr! Spricht mehrere Sprachen, malt allerliebst und ist eine prachtvolle Hausfrau, wie Max sagt."

„Ja, aber —"

Klotilde nahm sie in den Arm.

„Nach allem Weiteren mußt du Max fragen. Er ist schrecklich verliebt. Er ist ja auch erst vier Monate verheiratet. Mieze ist der Ausbund aller Vollkommenheit für ihn." Sie seufzte.

„Ich fürchte, zwischen uns, ihm und mir, wird es auch nicht so bleiben. Wenn die Brüder heiraten — — Sie sagt selbst, daß sie ihn um den kleinen Finger wickeln kann."

„Das glaub' ich wohl," nickte Lulu.

„Was glaubst du?"

„Daß man ihn leicht wickeln kann —"

Unter dem Gelächter der Freundinnen trat der Doktor ein.

Mit leuchtendem Gesicht schwenkte er Lulu ein paar herrliche Rosen entgegen, die sie freudig errötend in Empfang nahm.

„Aha!" sagte Klotilde resigniert, „meine Zeit ist in jeder Hinsicht vorbei."

„Du zwei, ich zwei!" Lulu hielt ihr schnell eine dunkelrote und eine gelbe hin, aber Klotilde wehrte ab.

„Behalt sie nur! Wenn Max galant sein will gegen dich, Kleines, darf er's gern sein, dagegen hab' ich gewiß nichts! Ich scherzte nur."

„Selbstverständlich!" der Doktor hängte sich seiner Schwester in den Arm. Sie spazierten ein paarmal auf und ab. Max war sehr liebenswürdig.

„Weißt noch, Klotilde, wie wir das nannten? ‚Im kleinen Jungfernstieg' sagten wir, wenn wir in Großmutters Saal auf und nieder gingen!"

Klotilde seufzte.

„Ich hoffe, Mieze kratzte mir nicht die Augen aus, wenn sie 's sähe."

„Mieze? Aber wie denn?"

„Na ja! Ihr erstes Gebot heißt doch: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir.'"

Er lachte. „Sehr vernünftig von einer Frau. Laß sie nur immer fordern."

„Kriegen kriegt sie's doch nicht, meinst du?"

„O — das — Aber Fräulein Lulu, warum so still?"

„Ja, ich verstehe doch nichts von den verheirateten Sachen."

„Na, wenn Sie das verheiratete Sachen nennen!" —

„Aber junge Mädchen denken doch, wie man weiß, gern an ihren künftigen Beruf," sagte Klotilde spottend.

Lulu wurde rot.

„Was ist mein künftiger Beruf?" schrie sie zornig, „du weißt ja doch, Klotilde —"

„Dummes Kleines!"

Der Doktor kam Lulu zu Hilfe.

„Nein, dies Kind ist klüger als wir beide! Es will nur den Rahm abschöpfen!“

„Ja, das will ich!“ rief siegesgewiß das junge Mädchen. „Den Schaum vom Champagner!“

Max fixierte sie eindringlich.

„So wunderbar klug,“ sagte er nachdenklich. „Aber was ist es nur? Ist das Natur oder Angelesenes?“

„Natur!“ zürnte Lulu mit blitzenden Augen. „Immer hab' ich so gedacht.“

„Aber nein! Wozu, sagen Sie mal ernsthaft, hat man die Frauen?“

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Zum Kochen, denk' ich.“

Max und Klotilde sahen sich an und brachen in Lachen aus.

„Zu weiter nichts?“ fragte Max eindringlich, „na, denken Sie mal nach!“

„N—n—ein!“

Lulu hielt sich die Ohren zu.

„Sie wollen nicht nachdenken?“

„N—n—n—ein! Was geht mich das an?“

Sie wandte sich auf einmal wie ein kleiner, zorniger Rattenfänger gegen ihre beiden großen Quälgeister.

„Ueberhaupt — warum soll ich nicht ein Mensch für mich sein? Immer quält man mich mit scheußlichen Geschichten. Das mag ich nicht und mag ich nicht! Ich bin, wie ich bin. Ich quäle ja auch niemand!“

„O doch, Sie quälen mich,“ sagte Max halblaut.

„Ich? Womit?“

„Mit Ihrem ganzen Wesen! Weil Sie ein Rätsel sind!“

Lulu lächelte geschmeichelt.

„Inwiefern?“

„So klug und so dumm, so reif und so kindisch zugleich!“ sagte Klotilde.

„Ach so.“ Nun ließ sie die Lippe hängen. Dann sah sie bittend Max an.

„Nein, Sie sind nicht dumm, nicht kindisch, Sie sind eine kleine kluge Fee,“ sagte er mit einem Seufzer. „Klotilde bemuttert Sie, weil sie Sie lieb hat, und ich bewundere Sie. Und ich bewundere auch Klotilde, daß sie den Mut hat, Sie zu bemuttern.“

„Komm, Max, verdirb sie mir nicht!“

„Sie schöpfen den Rahm ab!“ sagte er, Lulu betrachtend, „Sie sind weise mit blonden Haaren. Ihr Haar ist ja wohl blond. Beiläufig mir vollständig einerlei! Haben Sie schon einmal — abgeschöpft?“

„Wahrscheinlich,“ sagte Lulu mechanisch. Sie war wieder im Rausch, eingehüllt in die sonderbare Atmosphäre dieses Mannes. Es war fast schmerzhaft süß, seine Blicke zu fühlen, die sich an ihr festsogen. Gewaltsam den Bann abschüttelnd, in dem er sie hielt, sprang sie, wie gepackt von wilder Lustigkeit, ans Klavier:

„Singen! Klotilde, singen!“

„Na, wenn du ſo kräftig begleiten willſt, dring' ich nicht durch!"

Klotilde ſang mit geſchulter Stimme, aber Max drängte ſie bald weg.

„Na, laß mal mich! Hier: ‚Könnt ich als Sonne hoch am Himmel ſchweben', können Sie mich begleiten?"

„Wenn Sie als Sonne ſchweben können, ja!" Ihre lachenden Augen tauchten ineinander.

„Alſo vorwärts!"

Max ſang mit Feuer und lockender Zärtlichkeit „nur um dein kleines Fenſter — nur um dein kleines Fenſter —" Lulu begleitete mit verſtändnisvollem Eingehen auf allerlei Willkürlichkeiten, die er ſich mit der ſüßen Melodie erlaubte. Sie ſchwebte ſelber mit „hoch am Himmel". Ihre Seele bebte in Entzücken. So ſchön war das Leben? ſo ſchön? ſo ſchön?

„Und nun das Lied der Lieder! Begleiten Sie auch das? ‚Reich mir die Hand mein Leben —'" ſang er triumphierend, jeder Ton blitzte von Uebermut und Verlangen. Lulu begleitete auch das. Ihr Herz that große Freudenſprünge dabei, ſie wußte nicht mehr recht, wo ſie war, noch was ſie that, ihre Backen glühten, die Finger gehorchten ihr, ohne daß ſie wußte, wie; zuweilen kam es ihr vor, als packe ſie ein flügelſchwingender Greif mit ſeinen Krallen — ſie wühlten in ihrem Fleiſch, aber es that nicht weh — als trüge er ſie, Siegeslieder ſingend, in ſeinen hohen Felſenhorſt über den Wolken.

„Bravo, Max!" rief Klotilde, „ich bin hingeriſſen," und ſie umarmte ihren Bruder. Der wiſchte ſich die Stirn:

„Wenn's mal mit der Juriſterei nicht mehr geht, werd' ich Sänger. Jawohl." Er reichte Lulu die Hand. „Danke! das war fein. Na, was für ein erſchrockenes Geſicht? Daß die Roſe abgeblättert iſt? Ach, Kindchen, davon giebt's jeden Tag friſche!"

Es war ſpät geworden, als Lulu endlich aufbrach. Sie hatte Zeit und Stunde vergeſſen, es war ihr ganz gleichgültig, was man zu Hauſe ſagen würde. Und wenn ſie ja einmal vom Fortgehen geſprochen, hatte auch Klotilde ſogleich gewehrt: „Max begleitet dich ja, Kleines! Das Wetter iſt prachtvoll. Wenn mir nicht mein Fuß weh thäte, ginge ich auch noch mit, nachher."

Nun ſtanden ſie auf der Straße, die weiß und menſchenleer ihnen entgegenblinkte. Der Doktor zeigte nach dem Sternenhimmel, der jetzt, da der Mond ſich ſchon neigte, in hellerer Pracht aufzuſtrahlen begann.

„In ſolcher Nacht! — In ſolcher Nacht" — und er fing an zu recitieren. Seine Stimme war voller Klang.

Lulu lauſchte ſtumm. Die Schönheit, die ſie um ſich empfand, nahm ihr die Sprache. Nur manchmal ſtreifte ſie ihren Begleiter mit einem freudig dankbaren Blick.

Endlich fing er ſolch einen Blick auf, ſtockte und ergriff ihren Arm, um ihn durch den ſeinigen zu ziehen.

„Was iſt Ihnen, kleines Fräulein?"

„Ich habe Sie ſo furchtbar lieb," ſagte Lulu mühſam, „wirklich ganz furchtbar."

Er blieb stehen und sah sie an. Sie schlug die Augen nicht nieder, sie errötete nur, verwirrt und treuherzig.

Er lachte gezwungen.

„So wie Ihren Papa?"

„O nein, ganz anders. Nicht wie Papa!"

„Wie Ihren Großpapa?"

„Ach!" Sie warf die Lippe auf.

„Wie Ihre Brüder?"

Sie schüttelte den Kopf, auch ganz nachdenklich.

„Wie dann?" Sein Arm zitterte.

„Wie einen guten alten Freund vielleicht," sagte Lulu hastig.

„Halten Sie mich für alt?"

Sie lachte in sich hinein.

„Ach, nicht doch."

Sie gingen ein paar hastige Schritte. Er atmete heftig.

„Wir können ja langsamer gehen," sagte Lulu, es bemerkend.

„Warum?"

„Weil Sie außer Atem sind."

„Außer Atem? Wieso? Ach, richtig, Sie finden mich ja dick."

„Nein, Sie sind nicht dick!"

„Wie schmelzend sie das sagt! „Nein, Sie sind nicht dick!" Er ahmte ihre Stimme nach, „wunderliches Kind!"

„Bin ich wunderlich?"

„Sehr!" Er seufzte und drückte ihren Arm, „kleine Freundin!"

„Ja," lispelte sie, „das macht mich glücklich."

„Macht es Sie glücklich? Ach, Kind!"

„Gehen wir noch zu schnell, Herr Doktor?"

„Sagen Sie wenigstens Herr Max!"

„Nein, das kann ich nicht."

„Warum nicht?"

„Wenn das Mieze hörte!"

„Sie hört es ja nicht." Er lachte leichtsinnig, fügte dann aber schnell hinzu: „Sie halten Mieze wohl für so eine Art Oger?"

„Ach nein."

„Uebrigens — Geständnis gegen Geständnis, ich habe Sie auch furchtbar lieb bekommen!"

„Ja, wirklich?"

„Wirklich! Schnürt Ihnen das die Kehle zu?"

„Ein bißchen."

„Süßes, aufrichtiges Kind!" Er verstummte, um ihren Arm zu drücken. Lulu geriet in eine unsägliche Aufregung. Sie wollte gern ihren Arm da herausziehen, aber wie ging denn das? Ihn beleidigen? Schrecklicher Gedanke! Es war ja auch nicht unangenehm, den Druck da zu spüren, gar nicht unangenehm, im Gegen-

teil – aber trotzdem schlug ihr Herz so schrecklich, und dann wieder setzte es ganz aus. Sie kamen an ein erleuchtetes Haus, der Doktor blieb stehen.

„Möchten Sie nicht noch etwas trinken? Kaffee — Melange? Ich habe Durst zum Ersticken“ — er holte tief Atem und sah sie an, „und Sie wahrscheinlich auch?“ Er sprach hastig.

Der Anblick der hellen Fenster, durch die runde Marmortischchen und vergoldete Stuhllehnen schimmerten, verlockte sie gleich. ‚Und wir werden so viel länger noch zusammen sein‘, dachte sie, ‚und diese Beklommenheit wird man dann auch los werden‘.

„Ja, ich habe auch Durst,“ sagte sie lächelnd. „Ha, hier ist's elegant!“

Sie ließen sich los. Er ging voran durch die von dicken Kaffee- und Zigarettendämpfen beschwerte Luft des großen Saals zu ebner Erde. Lulu sah blasse, merkwürdige Gesichter hinter Zeitungsblättern oder aus dem Nebel auftauchen, Frauengesichter mit schwarzen Ringen um die Augen, wie Puppen, unnatürlich und unheimlich. Sonderbare Kleider, sonderbare Hüte, sonderbare schwere Parfüms, die ihr zu Kopf stiegen.

‚Was für ein Abenteuer!‘ dachte sie, ‚so spät in einem Café zu sein.‘ Aber die Blicke, die ihr folgten, drückten, wie es ihr vorkam, starke Mißbilligung darüber aus, daß sie diese Fremden so anstarrte, und sie ging nun gesenkten Kopfes weiter. ‚Das sind natürlich lauter Reisende‘, dachte sie, ‚aber sonderbar, daß man sie bei Tage niemals auf der Straße sieht, ich muß mal den Doktor danach fragen.‘

Eben wandte er sich, an der hinteren Saalthür, zu ihr zurück.

„Hier bleiben wir nicht. Hier ist es zu voll.“

„Ja,“ sagte Lulu, und sie gingen weiter.

Auf dem Vorplatz, den sie jetzt beschritten, brannte nur dürftig Licht. Es war kalt und feucht dort, Lulu schauerte.

„Die Treppe hinauf!“

Max ging wieder voran, eine ziemlich lange, dunkle Treppe.

„Warten Sie einen Augenblick hier.“

Er war fort.

Lulu schauerte noch. Sie fürchtete sich fast, hier allein zu stehen. Die Leute dort unten im Saal hatten ihr nicht gefallen, sie hätte nicht gemocht, daß einer von ihnen heraufkäme und sie hier fände.

Da klappte die Thür, und der Doktor trat eilig wieder heraus, gefolgt von einem Kellner, der eine Lampe und einen Schlüssel trug.

Max ergriff ihren Arm.

„So, da werden wir wenigstens allein sein,“ sagte er, als der Mann vor ihnen eine andre, plötzlich aus der Dunkelheit hervortauchende Thür geöffnet hatte.

Lulu sah in ein Zimmer mit einem runden Tisch vor einem roten Plüschsofa. Der Doktor schob ihr einen breiten, tiefen Lehnstuhl hin, in den sie versank. Er begleitete den Aufwärter bis an die Thür, Lulu hörte, wie er Melange und Wein bestellte.

Der Kellner ging, der Doktor warf sich ins Sofa, reckte die Arme über den Tisch.

„So!“

Lulu musterte unbefangen das helle Zimmer mit dem französischen Kamin und der nichtgehenden Uhr darauf zwischen den zwei Armleuchtern. Die Luft war bedrückend, voll Parfüm.

Es klopfte, der Aufwärter kam und stellte zwei Gläser Melange hin. Es war ein älterer Mann mit einem schafsartigen Profil.

„Trinken Sie!“ rief ihr der Doktor zu. Er ging mit dem Kellner hinaus.

Lulu trank, aber ohne Vergnügen. Sie hatte sich das Abenteuer ganz anders gedacht. Sie hatte gehofft, man würde sich gemütlich gegenübersitzen und so weiter plaudern wie bei Klotilde. Max würde ihr Süßes sagen, und sie würde es erwidern, und vielleicht sogar würden sie sich ewige Freundschaft und Liebe schwören, da sie sich ja doch nicht heiraten konnten. ‚Er kennt ja meine Grundsätze, ganz abgesehen davon, daß er schon eine Frau hat‘, dachte sie beruhigt.

Da trat Max wieder herein.

Sie hörte einen dumpfen, halberstickten Ton, der sie auffahren und erschrocken sich umschauen machte.

„Lulu,“ klang es, aber so fremdartig, so hervorgestoßen — eine ganz unbekannte Stimme.

Sie sah ihn und prallte zurück.

Sein Gesicht war gerötet, die Augen starr, um den Mund spielte ein Zucken, das ihn grausam entstellte.

Er breitete die Arme aus:

„Komm! Komm!“

Lulus Stuhl fiel krachend hinter ihr zu Boden. Max hatte ihre Schulter berührt und ihr etwas zugeflüstert.

Mit vorgestreckten Händen, in Todesschrecken und Todesangst, wich sie rückwärts.

„O Gott, o Gott, o Gott!“

Das war ja nicht mehr Max, das war ein ganz fremder — entsetzlicher — Sie schloß die Augen, taumelnd, betäubt; sie faltete die Hände und schluchzte:

„Mama, Mama!“

Vor ihrem Ohr seufzte es, wieder hörte sie geflüsterte, unbegreifliche Worte. Sie riß sich mit Gewalt auf. Ihre Kraft kehrte zurück, der Ekel gab ihr sogar die Sprache wieder.

„Pfui, wie dumm! Wie dumm! Schämen Sie sich doch lieber!“ rief sie mit flammenden Backen, „was wollen Sie von mir? Was soll ich überhaupt hier? Wozu bin ich mitgegangen? Hier ist es ja abscheulich! Lassen Sie mich auf der Stelle! Ich will weg! Ich will nach Hause!“

Er starrte nur. Zu echt war ihr Entsetzen, zu deutlich der Ekel auf den erblaßten Lippen. Er wurde auf der Stelle stumm, ernüchtert, beschämt. Mit einer

Gebärde, als ob er vor sich selbst errötete, als ob er über den verschmähten dummen Kerl erröte, zog er sich in eine Ecke zurück.

Lulu klapperte an der Thür. Sie war verschlossen.

„Erlauben Sie," sagte er kleinlaut, mit einem Versuch, zu lächeln, der kläglich mißglückte, und herantretend schob er den Riegel zurück.

Sie sah ihn nicht an. Mit finster gefalteter Stirn, über alle Maßen enttäuscht und beschämt, stürmte sie die Treppe hinunter.

Als sie auf der Straße war, überlegend, wohin sie weiter laufen solle, sah sie ihn im Hut aus der Hausthür treten. Sie schrak zusammen und lief ein paar Schritte.

„Die andre Richtung, Sie gehen verkehrt!" rief er ihr nach. Aber sie mochte nicht hören, sie mochte nicht gehorchen. Die dunkle Straße erschien ihr wie ein sicheres Asyl jenem abschreckenden Zimmer gegenüber.

Bald hörte sie, daß ihr jemand folgte.

„Fürchten Sie nichts!" rief es hinter ihr, „ich gehe auf der andern Seite, so kommen Sie wenigstens nach Hause."

Sie konnte es nicht hindern, sie konnte nicht sprechen, sie konnte nichts denken. Endlos dehnten sich die Straßen, sein Schritt ging taktmäßig mit dem ihren, er wagte sich nicht zu ihr herüber.

Nur als sie vor ihrem Elternhause stand, trat er plötzlich hinter sie und sagte mit dumpf grollender Stimme:

„Und das nennen Sie den Rahm abschöpfen?"

Als keine Antwort kam, schrie er trotzig:

„Gute Nacht!"

Sie dachte nicht einmal daran, zu antworten.

*

Vierzehn Tage später kam Klotilde zu Lulu, die sie blaß und matt empfing.

„Wo bleibst du, Kleines? Max ist erst vorgestern abgereist. Wir hofften jeden Tag, dich zu sehen, besonders Max!"

„Es war mir nicht recht wohl," entschuldigte sich Lulu.

„Er läßt dich noch vielmal grüßen. Hoffentlich hast du dich nicht in ihn verliebt? Ach, weißt du, er ist ein lieber Mensch, aber seine Frau möchte ich trotzdem nicht sein."

Lulu lächelte spöttisch:

„Doch nicht?"

„Nein — es sind da so gewisse Sachen — na, das verstehst du noch nicht, Kleines."

Lulu sah vor sich nieder. Sie schwieg und fuhr sich mit der Hand über die zusammengezogene Stirn.

„Wie zerstreut du heute bist," sagte Klotilde, „du hast noch Kopfweh, Armes!"

„Ja."

Klotilde umschlang sie tröstend.

„Uebrigens — Mieze hat auch schon geschrieben, seit Max zurück ist; sie kennt dich auch schon sehr gut; Max hab' ihr immer vorgeschwärmt; du mußt sie in Berlin besuchen. Unbedingt. Sie rechnet darauf."

„Von mir geschwärmt —" murmelte Lulu ungläubig.

Klotilde drückte sie an sich.

„Na, du kennst doch Max!" lachte sie; „bei mir nannte er dich nur ‚die kleine Fee' oder —"

Lulu zitterte ein wenig, sie rümpfte die Lippe. „Bah, laß doch!"

Beleidigt gab Klotilde sie frei.

„Na, nimm es nur nicht übel! Uebrigens — gewöhnlich nannte er dich ‚die kleine Kokette' und manchmal auch ‚der freche Backfisch'. Jetzt kannst du dir aussuchen!" —

Ueber die Bedeutung methodischer Hörübungen für Schwerhörige.

Von

Prof. Dr. Urbantschitsch in Wien.

Im Märzheft 1899 dieser Zeitschrift habe ich die Wichtigkeit der Hörübungen mit besonderer Berücksichtigung der Taubstummheit besprochen und bei der Schilderung der Methode nicht verhehlt, daß ein Hörunterricht von Taubstummen oft ganz besondere Schwierigkeiten bereitet, da es dabei nicht nur auf die Eignung des Schülers, sondern auch auf die des Lehrers ankommt. Doch zeigt die Erfahrung, was ein zielbewußtes Vorgehen und eine unermüdliche Ausdauer zu leisten vermögen, und wie anfänglich sogar hoffnungslos erscheinende Fälle schließlich doch in ihrer Hörthätigkeit bedeutend gefördert werden können. Es war von vornherein als sehr wahrscheinlich anzunehmen, daß eine Methode, die bei den akustisch ungünstigsten Fällen Erfolge aufzuweisen vermag, in den bei weitem günstigeren, wo keine Taubstummheit, sondern nur eine mehr oder minder hochgradige Schwerhörigkeit vorliegt, noch mehr zu leisten im stande sein wird. Es kommt dabei der günstige Umstand in Betracht, daß Personen, die erst im späteren Lebensalter schwerhörig oder sprachtaub geworden sind, durch Hörübungen viel rascher und leichter in ihrem Gehör gefördert werden können als solche, die von Geburt und frühester Kindheit an taub oder hochgradig schwerhörig sind. Personen, die früher einmal ein Sprachgehör besessen haben, verfügen zumeist noch über ein mehr oder minder deutliches Erinnerungsvermögen der den einzelnen Worten zukommenden Hörbilder, so daß diese durch Hörübungen

nicht wie bei Taubstummen erst entwickelt, sondern nur wieder aufgefrischt werden müssen. In der weitaus größeren Anzahl von Fällen ist die Schwerhörigkeit des späteren Lebensalters nicht zur vollständigen Sprachtaubheit vorgeschritten, sondern besteht in einem verschieden großen Mangel des deutlichen Hörens und Verstehens der das Ohr treffenden Schalleinwirkungen, wobei aber das Verstehen überhaupt vom Ohr aus noch möglich ist. Es leuchtet ein, daß damit eine der größten Schwierigkeiten für die Hörübungen entfällt und diese unvergleichlich einfacher macht, als dies bei Taubstummen der Fall ist, so daß, wie ich im Verlauf der letzten Jahre in vielen Fällen ersehen habe, eine kurze Anweisung jedermann in den Stand setzt, solche Hörübungen vornehmen zu können. Ich bin im nachfolgenden bestrebt, eine leichtfaßliche Besprechung der Hörübungen zu geben, und hoffe damit für weitere Kreise solche Uebungen anzuregen, deren hoher Wert gewöhnlich bald hervortritt. Mögen diese Hörübungen recht vielen Schwerhörigen zum Nutzen gereichen!

Schwerhörigkeit ist keine Krankheit, sie ist nur die Folge einer Krankheit; in diesem Moment liegt eigentlich der Richtspruch über die Frage, wann Hörübungen vorzunehmen sind. Will man Symptome verscheuchen, so hat man vor allem den Kampf gegen die Ursachen derselben zu führen — wenn man es kann. In dem Fall haben die Uebungen nur die Bedeutung einer besseren Verwertung des vorhandenen Hörvermögens. Wo eine grobe anatomische Veränderung vorliegt, gilt es selbstverständlich in erster Linie, diese zu beheben; mit ihrer Beseitigung wird wohl meistens das normale Hörvermögen zurückkehren, und Hörübungen allein wären nicht im stande gewesen, die Schwerhörigkeit zu beheben. Etwas andres ist es, wenn die ärztliche Kunst eine Beseitigung der vorhandenen anatomischen Veränderung gar nicht oder nur teilweise herbeizuführen vermag; hier ist der Wirkungskreis der Hörübungen ein unumschränkter.

Daß bei so vielen Schwerhörigen, deren Leiden aus vielleicht ebenso vielen Ursachen entsprossen ist, der Erfolg nicht überall der gleiche sein kann, ist doch leicht einsehbar. Vor allem ist ein gewisses Vertrauen zu den Uebungen eine notwendige Forderung; wo dieses fehlt, wo die Uebungen nur deshalb gemacht werden, weil irgend ein Zwang ausgeübt wird, dort verfehlen die Uebungen ihren Zweck meist vollständig. Doch liegt es dann nicht an den Uebungen, sondern an dem Widerwillen gegen dieselben. Daß ihnen bisweilen ein solches Geschick widerfährt, erklären die unendliche Geduld und Zeit, die sie beanspruchen, hie und da auch mangelndes Verständnis für dieselben, manchmal auch das besonders anfangs nur langsame Ansteigen der Hörthätigkeit.

Auszuschließen ist von den methodischen Hörübungen von vornherein kein Schwerhöriger, welchen Grades er auch sei; wer auszuschließen ist, das ist einzig und allein der Taube, also derjenige, welcher auch nicht eine Spur von Schallempfindung aufweist. Aber auch da sei man mit der Konstatierung „Taubheit" äußerst vorsichtig. Sehr viele, die als taub erklärt werden, sind gar nicht taub, sondern nur in sehr hohem Maße schwerhörig. Wenn man sich nur die Mühe nimmt, mit peinlichster Sorgfalt und Genauigkeit zu prüfen, wird sich vielleicht

doch eine Hörspur nachweisen lassen — und denen kann geholfen werden, wenn auch wohl nicht immer zu einem feinen Gehör. Aber jede Steigerung, auch die geringste, bedeutet für diese eine beträchtliche Abnahme ihres Unglückes.

Da aber die Fälle von Schwerhörigkeit eine Kette bilden, deren Anfangsglied an Taubheit, deren Endglied an Normalhörigkeit grenzt, läßt sich bei den Hörübungen keine Schablone aufstellen; keine Schablone, aber Methode!

Daß bei den allerschwersten Fällen ein ähnlicher Weg eingeschlagen werden muß wie bei Taubstummen, ist wohl einleuchtend. Vor allem präge man sich aber nur ja das Grundgesetz der Hörübungen ein: allen Schalleindrücken die möglichste Aufmerksamkeit zuzuwenden!

Ist jemand, was wohl glücklicherweise selten vorkommt, nicht im stande, einzelne Wörter zu verstehen, so beginne man mit der Einübung von Buchstaben. Das Leichte geht selbstverständlich dem Schwierigeren voran; also zuerst wohl die Vokale, als die klangreichen Laute. Wenn nur diese einmal deutlich unterschieden werden, ist schon vieles gewonnen; aber es erfordert viel Zeit sowohl als Geduld, vielleicht zwanzigmal, nicht ununterbrochen hintereinander natürlich, o neben a in der erforderlichen Tonstärke und lang ausgehalten zu sagen, und dasselbe dann mit u von neuem zu beginnen. O-a und o-u werden anfangs besonders leicht verwechselt, was — zumal letzteres — um so auffallender erscheint, da doch o zu den klangreichsten Vokalen gehört, während u „der dumpfeste, klangloseste der menschlichen Vokale“ ist, wie sich Helmholtz ausdrückt. Ebenso ist es oft kein kleines, den Unterschied zwischen e und i klar zu machen. Daß die Unterscheidung von i und ü, ei und eu noch viel größere Schwierigkeiten bereitet, ist wohl klar. Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, daß beim Vorsagen nicht stets dieselbe Reihenfolge der Buchstaben eingehalten werden darf.

Uebrigens ist es angeraten, wenn es nur halbwegs möglich ist, bald auch zu den Konsonanten überzugehen, da sich die Uebungen sonst allzu eintönig und daher auch langweilig gestalten, und mit dem Verluste der Freude oder doch des Interesses an den Uebungen meistens der Verlust eines wesentlichen Erfolges Hand in Hand geht. Nicht daß die Konsonanten als solche ein Leben in die Hörübungen brächten, aber mit ihrer Hilfe kommen leicht Wörter zu stande, und dadurch gewinnen die Uebungen eine ganz andre Gestalt.

Natürlich wird man auch hier ein System befolgen; zuerst also vielleicht die sogenannten „stummen Laute“. Am besten in der Reihenfolge, daß man sich zuerst mit den Zahnlauten (d, t), mit den Lippenlauten (b, p) und erst hernach mit den Kehllauten (g, k) beschäftigt, da die letzteren in der Regel viel schwerer als die ersteren vernommen werden. Erst wenn die einzelnen Lautgruppen unterschieden werden, kann man daran gehen, die einzelnen Buchstaben in ihnen auseinander zu halten, also d von t, b von p, g von k.

Es ist dies keine geringe Arbeit, eine genaue Unterscheidung wachzurufen. T kann schon lange gehört werden, und das Verständnis für d läßt noch immer auf sich warten. Meist, wenn auch keineswegs ausschließlich, werden die Buch-

staben in Verbindung mit einem Vokal viel besser gehört, also ba besser als b, ge besser als g; und doch sind mir auch Fälle bekannt, wo g bedeutend leichter als ge vernommen wurde.

Dann könnte man Uebungen mit den flüssigen Lauten anstellen, also mit l, m, n, r. Daß besonders das Geschwisterpaar m und n gern verwechselt wird, liegt auf der Hand. Ganz anders verhalten sich die beiden andern Buchstaben; r wird fast nie verwechselt, wenn es nur überhaupt gehört wird. Meistens r oder nichts. Selbstredend gilt dies für die deutliche Aussprache und für den Buchstaben als solchen; denn „r" wird viel bestimmter gehört als zum Beispiel „er". Das begründet die Aussprache; da man sich doch bei „er" meist nicht die Mühe nimmt, ein wirkliches r auszusprechen, sondern e und r in einen Mischlaut zusammenschmilzt.

Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt der Buchstabe s ein. Er ist zumeist der größte Feind der Schwerhörigen im ganzen Heere der Konsonanten. Er wäre es aber wahrscheinlich nicht, wenn nicht in der Sprache auch die Buchstaben f und ch vorhanden wären. Nämlich nicht s an und für sich bereitet diese oft geradezu ungeheuern Schwierigkeiten, als vielmehr die Unterscheidung zwischen s, f und ch. So verschieden anscheinend diese drei Buchstaben sind, so leicht begreiflich ist die Verwechslung derselben vom physiologischen Standpunkt aus. Denn sie gehören alle mitsammen in die Gruppe der „Reibegeräusche", indem sie dadurch zu stande kommen, daß der Luftstrom sich an der Begrenzung der Spalte reibt, welche durch die an den Gaumen angelegte, oder besser gesagt genäherte Zunge entsteht. Die Zungengaumenenge braucht nur etwas nach rückwärts zu rücken, um aus einem f ein s, aus einem s ein ch herzustellen. Insbesondere im Anlaut bietet das ch die allergrößten Schwierigkeiten. Doch lasse man sich die Mühe nicht verdrießen, trotzdem ch auch im Anfang von Wörtern zu üben. Viele werden vielleicht entgegenhalten, daß es hier doch nicht vorkomme — aber es kommt vor, wenn auch nicht allzu häufig —, doch darf man andrerseits nicht vergessen, daß man ja darauf auszugehen hat, das Gehör zu verfeinern, zu verbessern, und daß dazu kein Mittel als zu gering zu achten ist. Nicht das Hören der Buchstaben ist eigentlich von Belang, sondern die einzelnen Buchstaben voneinander unterscheiden zu können. Es scheint auf dasselbe hinauszukommen; aber es scheint nur. Man kann sich ganz zufrieden geben, wenn der Schwerhörige bloß angiebt, der eben gesprochene Laut sei ein andrer Buchstabe als sagen wir beispielsweise: f und s. Braucht er denselben, so wird er sich die Empfindung, die ihm derselbe hervorruft, schon auf irgend eine Weise merken. So geschah es mir, daß ein Herr ein mit voller Stimme gesprochenes e nicht als e vernahm. „Wie ein leises o," gab er an. Nun machte ich ihm verständlich, daß ich abwechselnd e und o wiederholt vorsagen werde, wobei ich mit e beginnen wollte. Das geschah — und nach ungefähr zehn Minuten gab er mir jedes e und o, in welcher Reihenfolge ich es auch sprach, ganz richtig an.

Und doch hörte er es, wie er mir sagte, im Grunde genommen nicht. Jedoch habe er bei e eine „stumpfe Empfindung", welche es ihm — wie er bei dem

Vorsagen des e, besonders neben o, sowie auch neben den übrigen Vokalen herausgefunden habe — von sämtlichen andern Vokalen unterscheiden läßt, obwohl er es nicht als e vernimmt. Nun, schließlich ist es, glaube ich, alles eins, wie man sich etwas merkt, wenn man es nur überhaupt kann.

Noch einige Worte über die restlichen Buchstaben, über j, v, q, x und z! Da j und v Halbvokale sind und als solche das i respektive das u in Beziehung zu den Konsonanten bringen, wird es erklärlich, daß dieselben auch oft mit diesen verwechselt werden. Hinsichtlich der andern Konsonanten ist darauf hinzuweisen, daß sie eigentlich keine einfachen, sondern Doppelkonsonanten sind, und daß die Verwechslungen auf ihre Elemente, aus denen sie bestehen, zurückzuführen sind: so kann q (kw) teils als k, teils als w gehört werden, x (ks) als k oder s und z als t oder s. Der Umstand, daß bei x und z der Ton auf dem zweiten Elementarbestandteil, also auf s liegt, macht es verständlich, warum dieselben mit s um so häufiger verwechselt werden als mit den stummen Lauten.

Wenn h nicht ausführlicher besprochen wird, so geschieht es nur aus dem Grund, weil dasselbe eigentlich kein Buchstabe ist, sondern nur ein Exspirationsgeräusch. Wenn man es schon als wirklichen Buchstaben auffassen will, so kommt ihm entschieden die allergeringste Tonstärke zu. Was ihm den meisten Schwerhörigen vermittelt, ist das Gefühl. Eine Verwechslung des h mit andern Buchstaben wird man in den seltensten Fällen finden. Er ist eben meist zu schwach, um zur Wahrnehmung zu gelangen.

Ich spreche da selbstverständlich von dem h als solchen, also ohne Verbindung mit einem Vokal. Verbindet es sich hingegen mit einem solchen, so können es Schwerhörige darum leichter wahrnehmen, weil es den Vokal modifiziert. Doch wird eben dann die Modifikation und nicht so sehr das h wahrgenommen; und man kann dann diese Wahrnehmung mehr als einen Schluß denn als ein wirkliches Hören des h auffassen.

Stets muß aber das, was vorgesagt wird, auch nachgesagt werden, weil sich der Schwerhörige oft einbildet, das Richtige zu hören, während in der That etwas ganz andres das Richtige ist. Darum begnüge man sich nur ja nicht mit der Angabe des Geübten, er habe verstanden, sondern nötige ihn, das Vorgesagte stets zu wiederholen.

Noch eine Bemerkung betreffs des Hörens der einzelnen Laute! Bei einzelnen Buchstaben kann es vorkommen, daß sie richtig nachgesagt werden, ohne wirklich gehört worden zu sein, und dies besonders bei sehr Schwerhörigen. Denn bei diesen muß man in großer Nähe vom Ohr sprechen, und dann fühlen sie den Hauch, die Art des Hauches, welche für gewisse Buchstaben geradezu charakteristisch ist, so für den Vokal u. Um sich nun zu überzeugen, ob etwas thatsächlich gehört, oder bloß vermittels des Luftstromes gefühlt wurde, ist es angezeigt, in zweifelhaften Fällen zwischen den Mund des Sprechers und das zu übende Ohr ein Blatt Papier zu halten, wodurch der Hauch abgehalten wird, während die Schallwellen weiterschreiten können.

Zur Uebung eines einzelnen Ohres, falls also die Schwerhörigkeit nur

einerseits oder auf dem einen Ohr doch viel ausgeprägter ist als auf dem andern, ist es wichtig, das besser hörende Ohr zu verschließen, da dieses sonst, selbst wenn es abgewendet ist, den größeren Teil der Arbeit bewältigt, und man dann einerseits in den Irrtum einer Ueberschätzung des schlechteren Ohres verfallen könnte, andrerseits aber vor allem dasselbe allzusehr entlastet und infolgedessen auch seine Besserung verhindern kann. Nun kommt es aber häufig vor, daß man dieses nicht so fest verschließt, daß es als vom Hören ausgeschaltet betrachtbar ist; zur diesbezüglichen Prüfung hat Demmert ein wirksames Mittel empfohlen, indem er anrät, während der Prüfung das untersuchte Ohr von Zeit zu Zeit abwechselnd zu schließen und zu öffnen; sollte nun bei Verschluß des geprüften Ohres dennoch kein merklicher Hörunterschied eintreten, so spricht dies dafür, daß das Hören trotz des Verschlusses des besseren Ohres doch vorzüglich mit diesem erfolgt, oder eigentlich, daß der Verschluß des besseren Ohres kein vollständiger ist.

Während das bisher Gesagte ausschließlich für die Schwerhörigen hohen Grades gilt, glücklicherweise also nicht allzu häufig in Anwendung kommen wird, kommen jetzt die Fälle zur Besprechung, welchen hauptsächlich das feinere Verständnis für gewisse Unterschiede bestimmter Konsonanten abgeht.

Bei diesen ist nun die Uebung mit Wörtern und Sätzen am Platze. Aber nicht etwa mit Wörtern und Sätzen, wie wir uns ihrer im Leben bedienen, denen also allen ein Sinn zukommt, sondern solche, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht. Man nehme zum Beispiel irgend einen im Zimmer befindlichen Gegenstand und lasse von dem Worte einen Buchstaben oder mehrere aus, sei es im Anfang, in der Mitte oder am Ende. Man mache aus einem „Schreibtisch“: Reibtisch, Schreitisch, Schreibti, Schreibisch, Reibti; aus einem „Nachtkastl“: Achtkastl, Nachkasl, Nachastl; aus einem „Bettgestell“: Ettgestell, Bettgeste, Begestell. Man kann sich auch durch Umdrehung der Silben neue Wörter schaffen: so „Tischschreib“ aus Schreibtisch, „Tenkas“ aus Kasten, „Zeugtinten“ aus Tintenzeug und so weiter. Sogar falsche Betonung macht oft ein Wort unkenntlich. Das Wort „Kasern“ mit der Betonung auf dem a wird vielen ganz unverständlich sein.

So kann man ja aus einem Wort vielleicht sechs Wörter und noch mehr machen — und wenn man sich nur im Zimmer etwas umsieht, so kann einem der Stoff für diese Uebungen wohl kaum ausgehen. Allenfalls nehme man sich eine Fibel oder sonst ein Buch zur Hand und sage nun Wort für Wort in irgend einer vorgenommenen Aenderung vor.

Es handelt sich nämlich darum, daß der zu Uebende aus den einzelnen Buchstaben nicht am Ende ein Wort kombiniere, das dem vorgesagten identisch sein kann, wobei man dann in den Irrtum verfallen könnte, der betreffende habe das Wort thatsächlich gehört, während er es sich in Wirklichkeit bloß so zusammengelegt hat. Denn wenn man weiß, das Wort soll einen Sinn haben, und man hört, sagen wir: „Schreitisch“: was liegt näher, als daß man „Schreibtisch“ angiebt, wenn man auch das b gar nicht vernommen hat? Somit verfiele

jede Kontrolle; denn der Schwerhörige bildet sich schließlich auch selbst ein, daß er das b gehört habe.

Auf diese Art muß aber der Geübte auf jeden Buchstaben genau acht geben und übt seine Aufmerksamkeit in der förderndsten Weise. Ich bin überzeugt, daß viele nur deswegen als schwerhörig gelten, weil sie verlernt haben, aufzumerken. Die Hebung der Aufmerksamkeit wird oft den größten Schritt zur Verbesserung des Gehörs beitragen. Wenn einer auch behauptet, „er passe ja so gut auf, als er nur kann," so kann man es ihm ruhig glauben. Jetzt kann er eben nicht besser aufpassen, weil er seine Aufmerksamkeit nie geübt hat. Falls jemand, nachdem er neun Monate in der Stadt zugebracht hat, bei seinem ersten Ausflug im Sommer einen für ihn zu anstrengenden Berg besteigen will, so wird er nach einer gewissen Zeit auch nicht weiterkommen, und er strengt sich doch an, so gut er eben kann.

Verwechselt jemand gewisse Laute auffallend oft, so erschwere man ihm die Uebung dadurch, daß man in Worten, denen ein Sinn zukommt, die Buchstaben austauscht, welche er so schlecht auseinanderhalten kann. Nehmen wir das häufigste Vorkommnis: der Schwerhörige kennt noch den Unterschied von f, s, ch oder m, w nicht genau. So sage man beispielsweise anstatt „sieben": fieben; oder statt „Kelch": Kelf; statt „Wissenschaft": Missenschaft oder Wissenschaft oder Missenschaft; statt „Mutter": Wutter. Noch mehr wird natürlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, wenn er sich ein bestimmtes Wort erwartet, das man dann in der Weise ändert. Sagt man ihm zum Beispiel „vier, fünf, sechs —", so wird er sich nun bestimmt „sieben" erwarten. Anstatt dessen lasse man aber nunmehr fieben oder chieben folgen. Oder hinwiederum: man sage statt „der Kelch des Leidens": der Kelf des Leidens; und dergleichen.

Es ist selbstverständlich, daß es — sowie es viel leichter ist, Sätze zu hören, denen ein Sinn zukommt, als einzelne Silben und Buchstaben, weil man sich im Satz eben die nichtgehörten Elemente durch Kombination leicht richtig ergänzen kann —, es ist nun selbstverständlich, sage ich, daß es ebensoviel schwieriger ist, Sätze richtig zu hören, in denen Veränderungen vorgenommen wurden, als ein einzelnes Wort, das geändert wurde. Aus leicht begreiflichen Gründen; weil man da eben den Fehler, oder besser gesagt die Aenderung, aus einem Wust von Wörtern heraussuchen muß.

Die vorgenommene Aenderung kann sich dabei auf Wörter erstrecken in der Weise, daß dann in dem Satz die einzelnen Wörter zwar einen Sinn haben, während jedoch ihre Zusammenstellung unsinnig erscheint; der Gedankengang des Schwerhörigen wird dann nämlich so beeinflußt, daß er dieses oder jenes Wort vermutet, während statt dessen ein ganz andres gesagt wird, welches in den Zusammenhang gar nicht paßt. So wird man sich bei den Worten, die mit „Das Wasser" beginnen, gewiß alles eher als das Zeitwort „blüht" erwarten. In der That wird der einfache Satz „Das Wasser blüht", selten so gehört. Da bekommt man „Das Wasser kühlt" zu hören oder „Das Wasser brüht" oder noch andres. Dies zeigt nur, welchen Wert es hat, keine Gelegenheit zu

Kombinationen zu geben; man sage also zum Beispiel lieber „Die Amsel kräht", „Die Rose ist heiser", „Morgenstund' hat Hohn im Mund" als: „Der Hahn kräht", „Die Rose ist weiß", „Morgenstund' hat Gold im Mund"; und man wird staunen, was alles gehört wird. Schwieriger fast ist es aber noch, falls man die Aenderung nur buchstabenweise vornimmt. Darum sage man im Anfang hauptsächlich kurze Sätze vor, um den zu Uebenden auf die längeren erst gleichsam zu trainieren. So zum Beispiel: „Heute ist es schön", „Es wuß so sein", „Wie befinden Sie sich?". Erst später etwas längere Sätze, etwa in ähnlicher Weise geänderte Citate: „Ihr naht euf wieder, schwankende Gestalten", „Schnell fertig ist die Gugend mit dem Ort", „Wer sagt es, Littersmann oder Knab'?".

Im Notfalle kann der Schwerhörige Uebender und Geübter in einer Person sein; bei vorgeschrittener Schwerhörigkeit in der Weise, daß er sich selbst in einen Trichter spricht, an dem ein Kautschukschlauch angebracht ist, dessen Ende er in seinen äußeren Gehörgang steckt. Nur muß man dann bestrebt sein, möglichst objektiv zu sein und sich nicht durch das Gesprochene, das man ja schon vorher weiß, so beeinflussen lassen, daß man es auch zu hören glaubt. Doch ist eine Selbstübung immerhin viel besser als nichts und jedenfalls besonders in Kombination mit Uebungen durch andre Personen behufs Entlastung dieser sehr zu empfehlen. Dagegen ist ein Hörrohr, in das von andern hineingesprochen wird, sehr schädlich, was häufig zu einer Ueberreizung der Hörnerven führt (analog der Ueberblendung des Sehnerven); und übrigens erleidet auch der Ton im Schallrohr eine Modifikation, welche der menschlichen Stimme fremd ist.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist die Frage, wie man sich zu verhalten hat, wenn etwas falsch nachgesagt wird. Soll man das Wort wiederholen? Soll man den Fehler angeben?

Ich pflege da immer zuerst dem Schwerhörigen nur wissen zu lassen, daß das nachgesagte Wort unrichtig ist, und wiederhole dann dieses neben dem vorgesagten. Wenn es nämlich nur halbwegs möglich ist, so ist es stets am besten, wenn der Geübte selbst auf den Fehler kommt, was wohl am leichtesten stattfindet, falls er neben dem mißverstandenen das richtige Wort hört. Durch Vergleich lernt man auch bei den Hörübungen am meisten; nichts festigt ja im Leben Normales so sehr wie Abnormales!

Angenommen nun, selbst durch Parallelstellung der beiden Wörter kommt der Schwerhörige nicht auf seinen Fehler. Da heißt es noch immer nicht, gleich mit der Sprache herauszurücken; man gebe ihm vorerst an, wo der Fehler steckt, im Anfang des Wortes, in der Mitte oder am Ende — und nun wiederhole man die beiden Wörter wieder. Allenfalls kann man auch angeben, der wievielte Buchstabe falsch ist. Sollte nun auch dadurch noch keine Klarheit verschafft werden, dann kann man den Geübten über den Unterschied aufklären, doch vergesse man nie, hernach die beiden Wörter in unbestimmter Reihenfolge so lange nebeneinander zu wiederholen, bis sie deutlich voneinander unterschieden werden.

Selbst die Reihenfolge, ob das ursprüngliche Wort zuerst oder zu zweit

wiederholt wird, ist nicht immer ganz gleichgültig. Man wird nämlich finden, daß der Schwerhörige, wenn er einmal auf den Fehler gekommen zu sein glaubt, auf das andre Wort gar nicht mehr acht giebt, indem er als selbstverständlich voraussetzt, daß das folgende so lauten wird, wie er es letzthin verstanden; und dadurch geht ihm nun das feinere Unterschiedsverständnis verloren, da er es unterläßt, zu vergleichen. Es ist darum ratsamer, zuerst das falsch nachgesagte Wort und dann erst sein eignes zu sagen, weil sich in diesem Fall der Geübte zu einem Vergleich gleichsam gezwungen sieht.

Um sich davon zu überzeugen, versuche man nur von Zeit zu Zeit, dasselbe Wort ungeändert zweimal hintereinander zu sagen, und man wird sehen, wie oft zwei ganz verschiedene Wörter daraus gemacht werden. Wurde zum Beispiel früher öfters „Filber“ und „Silber“ verwechselt, so kann man bei manchen fast sicher sein, daß beim Vorsagen von „Filber, Filber“: „Filber, Silber“ angegeben wird. Sie nehmen es oft eben als zu selbstverständlich an, daß das zweite Wort anders lauten muß als das erste, und da sie meist wissen, worauf es ankommt, sagen sie denn das folgende Wort in der eingebildeten Veränderung.

Es kommt bei den methodischen Hörübungen überhaupt viel auf scheinbare Kleinigkeiten an. Wie es ja auch nicht ganz gleichgültig ist, wie der Uebende zum Geübten steht; seitlich, vorn oder hinten — und dann erst wieder in welcher Entfernung. Anfangs ist es wohl am angezeigtesten, dem Kranken zur Seite zu stehen, weil er ja am deutlichsten hören wird, wenn die Schallwellen sein Ohr direkt treffen. Doch versäume man es ja nicht, auch von vorn zu üben wie von hinten, jedoch vergesse man in ersterem Fall niemals, dafür zu sorgen, daß der Geübte nicht vom Munde abliest. Er soll sich auf seine Ohren — nicht auf seine Augen verlassen! Darum lasse ich bei der Uebung von vorn die Augen des Betreffenden meist schließen, außer wenn ich die Ueberzeugung habe, daß ein Ablesen ausgeschlossen sei.

Hier möchte ich auf eine Gewohnheit vieler Schwerhörigen aufmerksam machen, nämlich das schwächere Ohr zu entlasten. Wenn man zu ihnen von vorn spricht, so drehen sie den Kopf in einer Weise, daß das schlechtere Ohr ganz oder doch zum guten Teil abgewendet ist, während sie vorzüglich mit dem besseren zu hören trachten. Gewiß ist dies die Schuld, daß das Gehör des einen Ohres so zurückgegangen ist. Ein circulus vitiosus! Weil man anfangs infolge einer zufälligen Ursache auf dem einen Ohr nicht so gut hört, wie auf dem andern, sucht man es zu entlasten, und weil man ihm so wenig Gelegenheit zur Uebung giebt, wird es immer schlechter; und nun gebraucht man es infolgedessen noch weniger, und so geht es weiter. Geradeso wie mit den Händen! Anfangs gebraucht man die rechte Hand mehr als die linke, darum bleibt diese in der Beweglichkeit zurück, und weil sie in der Beweglichkeit zurückgeblieben ist, benutzt man sie nur noch weniger.

Der schönste Beweis, daß eine Schwerhörigkeit oft ihren Hauptgrund in Uebungsmangel hat, sind die Fälle, in welchen das scheinbar schlechtere Ohr durch Uebung manchmal besser wird als das ursprünglich bessere Ohr. Hier

konnte doch keine anatomische Veränderung, sondern bloß die Nichtbenützung die Ursache der Schwerhörigkeit gewesen sein.

Ich kehre zurück, wovon ich ausgegangen bin; man erlaube es also ja nie, durch Drehen des Kopfes dem besseren Ohr eine größere Schallstärke zu kommen zu lassen. Wie es auch meist unstatthaft ist, daß sich der Geübte durch Anlegen der Hand an das Ohr einen Schallauffangapparat konstruiere. Wenn eine künstliche Vergrößerung der Ohrmuschel unbedingt nötig ist, so hat dies nur durch den Uebenden zu geschehen; und von dem nur, wie gesagt, wenn es unbedingt notwendig ist. Falls Buchstaben auf gewöhnliche Weise absolut nicht verstanden werden können, darf man wohl durch Anlegen der beiden Hände oder auch nur einer Hand an das Ohr den Schall verstärken; aber hierauf, wenn nämlich dann so ein deutliches Hören erzielt ist, versäume man es nur ja nicht, auch ohne Handanlegen den Laut klar zu machen. Sollte es also nicht anders gehen, so gebrauche man zeitweise immerhin die Hand zur Schallverstärkung; keinesfalls lasse man sich aber verleiten, seine Zuflucht zu einem Hörrohr zu nehmen.

Was die Entfernung betrifft, in der man sich von der zu übenden Person halten soll, so gilt als Regel: an der Grenze des deutlichen Hörens. Innerhalb derselben zu üben, wäre ja sinnlos; was man kann, braucht man nicht erst zu üben. Und außerhalb von ihr, das hieße fast, Unmögliches fordern. Zur Bestimmung derselben spreche man dem Schwerhörigen einen in gewöhnlicher Konversationsstärke gesprochenen Satz ruhig und deutlich aus einer Entfernung vor, von der man annimmt, daß aus ihr der zu Uebende denselben nicht richtig hören wird, und nun gehe man allmählich immer näher, bis er richtig nachgesagt wird. Doch beeile man sich mit der Annäherung nicht allzusehr, sondern spreche den Satz lieber noch einmal, ehe man die Entfernung der Grenze verkleinert.

Daß dabei, wie überhaupt bei den Uebungen, in der Regel der gewöhnliche Konversationston zu gebrauchen ist, wurde eben erwähnt. Vor allem nehme man sich aber in acht, zu laut zu sprechen! Es ist ein verbreiteter, wenn auch verzeihlicher Fehler, daß mit zu großem Stimmmaterial gearbeitet wird. Doch schädigt manchmal ein Gehörorgan nichts so sehr, als wenn es zu roh behandelt wird; zu roh, was Stimmstärke anbelangt. Dadurch können oft Feinheiten der Aussprache ganz verloren gehen. Ein Ohr, welches viel dem Kanonendonner ausgesetzt ist, wird oft das leise Ticktacken einer Taschenuhr nicht vernehmen. Man irrt übrigens, wenn man denkt, die Quantität könne hier die Qualität vollständig ersetzen. Kommt es doch vor, daß Taubstumme, welche nicht einmal einen Vokal sicher auszunehmen im stande sind, wie schmerzhaft zusammenzucken, wenn man ihnen mit nur mittelstarker Stimme ins Ohr ruft.

Es ist im allgemeinen aber sehr empfehlenswert, nicht immer allzu rasch zu sprechen, da rasch Gesprochenes meist viel leichter vernommen wird als gedehnt Gesagtes. Man übe also auch in der Weise, daß man jeden Buchstaben eines Wortes möglichst in die Länge zieht, zum Beispiel „Wwwwaaaaffffeeee“,

nicht wie es gewöhnlich geschieht, die Dehnung bloß einzelnen Buchstaben zu gute kommen läßt, also nicht etwa: „Waffe“ oder „Wwwaaafe“.

Da ein intensives Aufmerken, worauf es bei den Störungen doch hauptsächlich ankommt, leicht ermüdend wirkt, hat man bedacht zu sein, bei dem ersten Anzeichen einer Ermüdung eine Pause eintreten zu lassen. Eine genaue Zeitdauer kann man freilich nicht leicht angeben, sie ist eben fast bei jedem Menschen verschieden; ich habe es schon erlebt, daß eine Dame nach einer ungefähr fünfminutlichen Uebung einen förmlichen Weinkrampf bekam. So etwas geschieht bei ein und derselben Person freilich höchstens einmal; das nächste Mal wird man eben bei der Uebung einer derartigen Nervosität Rechnung tragen; andrerseits ist es mir schon vorgekommen, daß ich durch drei Viertelstunden fast ununterbrochen geübt habe und am Ende der Uebung die Bemerkung erhielt, ich könnte noch einmal so lange üben, ohne die geringste Ermüdung hervorzurufen.

Zu Hause bei den Schwerhörigen, wo ich über die Ermüdung keine Kontrolle führen kann, lasse ich für gewöhnlich in einer Sitzung durchschnittlich fünf bis zehn Minuten üben, damit nur ja keine Uebermüdung eintritt; dafür mehrmals des Tages, etwa viermal. Das strengt meist den Schwerhörigen nicht allzu sehr an, noch auch den Uebenden, auf den man nicht minder Rücksicht nehmen muß. Doch ist gegen eine Verlängerung der Uebungen nicht das Geringste einzuwenden, sofern nur der Geübte nicht die kleinste Ermüdung fühlt, noch auch der Sprechende; jedoch soll man es aber auch, wenn möglich, nie so weit kommen lassen. Sollte der zu Uebende noch ganz frisch sein und zur Fortsetzung der Hörübungen Lust haben, so könnte ja eventuell eine andre Person die Rolle des Uebenden übernehmen. Ein solcher Rollenwechsel ist nicht nur möglich, sondern sogar von großem Vorteil, da sich der Schwerhörige dann gleichzeitig an verschiedene Organe gewöhnt, was doch im Verkehr von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Weil ich hier schon das Wort „Verkehr“ erwähnt habe, möchte ich da gleich eine diesbezügliche Bemerkung einschalten. Im öffentlichen Verkehr pflegt es gewöhnlich nicht so still ringsum zu sein, wie es bei den Hörübungen in der Regel der Fall sein wird. Und doch legt man natürlich auch darauf Gewicht, zu hören, wenngleich andre daneben miteinander sprechen. Deshalb ist es, besonders in den nicht allzu schweren Fällen, ratsam, Sprecher um sich her wenigstens zu markieren. Es findet sich wohl leicht jemand, welcher während der Uebung etwa laut aus einem Buche vorliest, worauf der zu Uebende selbstverständlich nicht acht haben darf; es gilt ja nur, die Ruhe zu stören. Oder vielleicht befinden sich Kinder im Hause, die man in der Uebungszeit um sich sprechen lassen könnte; auch Straßenlärm, Maschinengeräusche, Wasserrauschen kann mit Vorteil zu einer solchen Ruhestörung verwendet werden. Es handelt sich dabei um die Uebung, sich durch Geräusche und, was sonst der Umgebung die Stille nimmt, nicht ablenken zu lassen.

Ich muß immer und immer wieder auf die Schärfung der Aufmerksamkeit zurückkommen; denn die Aufmerksamkeit spielt bei den methodischen Hörübungen

die größte Rolle. Nicht nur wenn man sich ganz formell mit den Hörübungen befaßt, sondern zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit; das Horchen auf den Hufschlag der Pferde, das Gerassel der Wagen, die Rufe der Kutscher, auf das Tramwaygeklingel, alles, auch das Unscheinbarste, nützt. Tritt man in ein Zimmer ein, worin eine Uhr hängt, so suche man ihren Pendelschlag zu erhorchen; geht man bei einer eben benutzten Kegelbahn vorbei, so verfolge man, wenn möglich, das Rollen der Kugel; hört man ein Lied singen, so verfolge man seine Melodie, in einem Orchester ein bestimmtes Instrument.

Viele merken nur deshalb nicht auf, weil sie sich selbst einreden, daß sie nicht aufmerken können. Mit der Unaufmerksamkeit steht es eben wie mit deren Schwester, der Vergeßlichkeit. Wie zahlreiche Menschen entschuldigen sich nicht, falls sie etwas vergessen haben, damit, daß sie nun einmal schon so vergeßlich sind. Und da sie sich nun einbilden, sie seien einmal so beschaffen, so bemühen sie sich auch gar nicht besonders, daß dies anders werde. Wenn jemand solchem aber an der Erinnerung an etwas außerordentlich viel läge, würde seine Vergeßlichkeit gewiß bald auf ein Minimum beschränkt sein. In gleicher Weise redet man sich nun ein, man sei nicht im stande, so genau auf etwas aufzupassen, bis man es sich selbst glaubt, zumal es auch viel bequemer ist. Selbstverständlich wird jemand, der sich angewöhnt hat, unaufmerksam zu sein, nicht mit einem Schlage seine Aufmerksamkeit wiedererlangen. Auch hier bedarf es, wie überall, der Uebung. Wie notwendig dieselbe ist, erzählt uns oft die Sommerruhe; wenn ein Schwerhöriger die sommerlichen Monate fern dem Stadtgetümmel, fern jeder gesellschaftlichen Anregung zugebracht hat, hört er in den ersten Tagen, nachdem er in die Stadt zurückgekehrt ist, meist viel schlechter als bevor er dieselbe verlassen.

Wie oben erwähnt wurde, ist es also sehr vorteilhaft, sich von Personen üben zu lassen, welche verschiedene Stimmorgane besitzen. Denn, was hat es schließlich für einen so allgemeinen Wert, wenn jemand eine Person, die immer um ihn ist, und mit der er auch die Uebungen macht, noch so gut versteht — aber sonst keinen Menschen, wie dies oft zur Beobachtung kommt. So einer ist für die Welt doch im höchsten Grade schwerhörig und wird sich auch so fühlen.

Der Zweck der Hörübungen ist ja, nicht nur zu bewirken, daß ein Schwerhöriger das hören kann, was der eine oder der andre zu ihm spricht, sondern auch seine Wiedereinführung in die Gesellschaft. Von dieser fühlt er sich ausgestoßen, solange sein Gehörorgan so darniederliegt; es ist ja wahr, es ist lästig, immer und immer wieder zu fragen, was jemand gesagt hat; aber andrerseits darf man nicht vergessen, daß Nichtverstehen noch lange keine Schwäche ist, deren man sich zu schämen hat, wofür es von vielen eigentlich gehalten wird. Diese irrige Auffassung gereicht aber ebensovielen zum Hindernis der Erlangung eines besseren Gehörs. „Man geniert sich, noch einmal zu fragen;" was man hört, hört man höchstens ganz oberflächlich, meistens falsch. Würden die Fehler gleich richtiggestellt, so dürften sie ein andermal vielleicht vermieden werden;

aber nein, lieber noch schwerhöriger werden als für schwerhörig zu gelten. Man vermeidet also das gesellschaftliche Leben, alle öffentlichen Vergnügungen, man besucht natürlich auch keine Theater mehr. Man versteht ja nicht alles. Nicht alles! Daß aber das, was man hört, die Quelle sein kann, einstens wieder alles zu hören, daran denkt man nicht.

Man darf das Theater in dem Fall eben nicht als einen Vergnügungsort, sondern bloß als einen Hörübungsort auffassen. Versteht man anfangs nicht, so kann man doch später etwas verstehen, wenn sich das Ohr an die Akustik des Hauses angepaßt hat; geschieht es doch selbst zuweilen Normalhörigen, daß sie in den ersten Scenen nur wenig vernehmen, was auf der Bühne gesprochen wird, um wie leichter Schwerhörigen, die eine Anregung ihrer Hörthätigkeit meist erst durch die ersten Auftritte bekommen müssen! Sollte, nachdem man schon einige Zeit den Worten hat folgen können, wieder eine Ermüdung in dem Hörvermögen eintreten, so lasse man einfach die Aufmerksamkeit etwas ausruhen; eine Ermüdung ist im Theater für Schwerhörige ebenso selbstverständlich wie bei den Hörübungen und darum keineswegs entmutigend.

Jede Uebung fördert doch; ein schlaffer Muskel wird durch Thätigkeit kräftig. Unter den Sinnesorganen, welche uns in dem Fall viel näher liegen, findet sich auch nicht eines, welches nicht durch Uebung gefördert werden könnte. Nehmen wir gleich das roheste, den Geschmack; die durch Uebung gewonnene Erfahrung des Weinkenners oder Theekosters in der Unterscheidung der einzelnen Sorten vermittels des Gaumen ist bekanntlichermaßen eine geradezu staunenerregende. Ein viel versierter Raucher wird viele Zigarren an dem bloßen Geruch des Rauches erkennen, bei dem ein Laie auch mit bestem Willen keinen sonderlichen Unterschied herausfinden kann. Und hinwiederum finden sich Aerzte, die bei der Berührung der Hand mit der Haut des Patienten manchmal bis auf Zehntel von Graden genau die Hauttemperatur anzugeben vermögen; wogegen ein Ungeübter es nicht auf Grade zu bestimmen im stande ist. Dasselbe gilt im Bereich des Gesichtes bezüglich der Bestimmung der Nähe und Ferne und besonders der Farbennuancen.

Warum soll das Ohr allein der Uebung entbehren müssen? Man wird mir vielleicht entgegenhalten, es entbehre derselben nicht, man kann ja lernen, Tonhöhen voneinander zu unterscheiden. Nun, dann kann das Organ sich ebensogut einüben, Sprachlaute auseinanderzuhalten, wenn es auch schwerer gehen sollte. Sie enthalten ja schließlich auch gewisse Tonhöhen als charakteristisches Merkmal (was zuerst O. Wolf hervorgehoben hat), wenn dieselben auch nicht so genau musikalisch bestimmbar sind. Man versuche nur, nacheinander die Buchstaben p, t, k, t, s auszusprechen, um zu konstatieren, daß eine geradezu auffallende Ansteigung der Tonhöhe stattfindet. Daß diese nicht den Buchstaben ausmacht, ist klar; daß aber das, was noch hinzukommt, nicht solche unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, daß man ihretwegen von einer Uebung absehen muß, ist, glaube ich, gerade so klar.

Auf ein Vorkommnis möchte ich aber besonders aufmerksam machen, und

das sind die Hörschwankungen. Schon bei den Ganznormalen vorhanden, finden sich dieselben natürlich auch bei Schwerhörigen, wo sie nur mehr und leichter wahrgenommen werden. So vieles wirkt ja auf uns und auf unsre Sinne im besonderen ein: unser physischer Zustand, Gemütsstimmung, Temperatur, Elektricitätspannung der Luft und vieles andre noch. Sollte sich also an gewissen Tagen eine Verschlimmerung der Hörthätigkeit einstellen, so ist dies keineswegs ein Grund zur Entmutigung, sondern es ist eine fast regelmäßige Erscheinung, die, wie gesagt, bei Schwerhörigen nur deutlicher zu fühlen ist.

Es ist ja nicht die Rede, daß ein schlechtes Gehör durch Uebung unbedingt zu einem guten gehoben werden muß. Keinesfalls; es kann, aber muß nicht sein. Jedoch ist es denn nicht schon ein Segen, wenn das Gehör überhaupt bedeutend gebessert wird? Weil man nicht alles haben kann, soll man gar nichts thun? Das Vernehmen eines Glockenschlages, eines Warnungsrufes kann oft ein schweres Unglück verhüten. Das Hören des Fabriklärmes kann die Aufnahme in die Fabrik ermöglichen und so eine Existenz gründen, während doch Leute, die denselben nicht aufnehmen können, keine Aufnahme finden, da ihnen sonst leicht ein Unglück zustoßen könnte. Es giebt ja so vieles noch, dessen Wahrnehmung nicht bloß eine Annehmlichkeit, sondern fast ein Lebenserfordernis ist.

Freilich gilt, wenn irgendwo, hier Goethes Wort:

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein!“

Gespräche mit Herrn v. Stremayr.

Von

Bernhard Münz.

Ein neuerer deutscher Philosoph spricht sich einmal über den Kultusminister im modernen Staate folgendermaßen aus: „Er muß vor allem ein Kulturminister sein, das heißt für Erziehung und Bildung des Volkes ein lebendiges Interesse und ein hohes Verständnis haben und nicht minder Einsicht besitzen in die Bedeutung der Religion, ihr Wesen, ihre geschichtliche Entwicklung in der Menschheit und ihr Verhältnis zur eigentlichen Kultur derselben. Mit den Gesetzesparagraphen und deren Anwendung auf gegebene Verhältnisse ist es nicht gethan. Außerdem, wer wirklich an der Spitze des geistigen Lebens eines Volkes stehen und diese Stellung verdienen und zum Besten des Volkes und der Mensch-

heit verwenden will, muß auch eine starke Gesinnung haben und von Idealen bestimmt werden. Mit bloßem Verwalten oder Beherrschen oder mit Beherrschtwerden von Furcht und Interessen, von Partei- oder Zeitströmung läßt sich die Wissenschaft nicht fördern und das Volk nicht bilden. Allerdings kann heutzutage weniger als je gefordert werden, daß er alle Gebiete des Unterrichts und alle Wissenschaften selbst im Detail kenne, aber von der allgemeinen wissenschaftlichen Situation der Zeit, von dem herrschenden Geist, wie er Vergangenheit und Gegenwart bestimmt, muß er Kenntnis haben. Dazu ist Kenntnis der allgemeinen Wissenschaften notwendig. Diese Kenntnis ist für einen Leiter des geistigen Lebens eines Volkes oder Reiches in der Gegenwart um so nötiger, als gerade jetzt der sogenannte platte Positivismus, das bloß empirische, ideenlose Wissen und das mechanische, geistlose Fachlernen sich immer mehr geltend zu machen sucht und die Wissenschaft selbst zu bloßem Mittel praktischer Thätigkeit und selbstsüchtiger Plusmacherei herabgewürdigt zu werden droht. Wenn irgendwo nach platonischer Forderung der, welcher an der Spitze steht, philosophisch gebildet sein soll, so muß dies bei dem obersten Leiter der Bildung des Volkes und dem maßgebenden Förderer der wissenschaftlichen Forschung der Fall sein." Den Anforderungen, welche Frohschammer hier an den Unterrichtsminister stellt, hat der ehemalige Privatdozent an der Grazer juridischen Fakultät, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen prangt, vollauf genügt. Seine Thätigkeit als Minister, welche mit kleinen Unterbrechungen zehn Jahre währte, hat dies gezeigt, und die Gespräche, deren er mich in den jüngsten Tagen würdigte, haben mich in dieser Ueberzeugung nur noch bestärkt.

Von Stremayr gilt nicht das Wort, daß sein Bild von der Parteien Gunst und Haß entstellt in der Geschichte schwebt. Er erfreut sich nicht der Gunst irgend einer Partei. Es liegt dies zum Teile in der Natur des Parteilebens als solchen. Dieses bringt es leider nicht selten mit sich, daß gar oft nicht das Wohl des Staates, sondern leidiges Parteiinteresse die Haltung der Abgeordneten im Parlamente bestimmt. Ein zielbewußter, seine Aufgabe klar überschauender Minister aber kann und darf nie und nimmer einer Partei auf diesem Wege folgen. Er muß auch seinen Gesinnungsgenossen gegenüber seine volle Unabhängigkeit, die Freiheit seiner Ueberzeugung wahren, und diese wird nicht selten in seinem Verhältnis zur Krone durch Gründe bestimmt, die er auch seinen Freunden nicht offenbaren kann. So kam es im Jahre 1870, daß Stremayr als Mitglied des Ministeriums Potocki von liberalen Blättern der Gesinnungslosigkeit und des Renegatentums geziehen wurde, während er im Ministerrate nicht müde wurde, die Gegner zu bekämpfen, und mit Erfolg jeden Versuch, die Verfassung durch föderalistische Experimente zu gefährden, im Keime erstickte. Obgleich er in seinem Wahlbezirke der Landgemeinden Leibnitz (Steiermark) gegen den klerikalen Kandidaten unterlegen war und erst von der Wählergruppe der Städte und Märkte dieses Wahlbezirkes in den Landtag gesendet wurde, konnte die liberale Presse nicht umhin, ihn als klerikalen Streber und als Freund der Jesuiten zu brandmarken. Gerade diese Angriffe schienen indes seine Stellung gegenüber der

Krone zu festigen, und er vermochte damals für die ihm ans Herz gewachsene Sache des Fortschritts in seinem Ressort manches mit weniger Schwierigkeit durchzusetzen als später in dem Ministerium der Verfassungspartei.

Doch wir wollen hier nicht von Herrn v. Stremayr reden, sondern ihn selbst reden lassen. Es fiel mir, offen gesagt, durchaus nicht leicht, den überaus liebenswürdigen Greis zum Sprechen zu bringen. Bescheidenheit und ein gewiß nicht ganz ungerechtfertigtes sachliches Mißtrauen mochten ihm eine starke Reserve auferlegen. Er fürchtete, daß er bei der Schilderung seiner Wirksamkeit es kaum vermeiden würde, sich als Verdienst anzurechnen, was doch nur als reife Frucht vorausgegangener Mühen ihm in den Schoß gefallen war, und das Mißlingen gutgemeinter Entwürfe auf fremde Schultern zu wälzen. Es bangte ihm wohl auch davor, daß seine Worte in meinem Munde den Charakter einer Apologie oder Selbstverteidigung annehmen könnten. Ein allgemein geführtes Gespräch über moderne Erscheinungen der Wissenschaft scheint jedoch seine etwaigen Bedenken zerstreut zu haben.

So erfuhr ich denn manches von ihm, was des allgemeinen Interesses wert und würdig ist. Er erblickt die Aufgabe eines Ministers darin, schöpferische Ideen zu erfassen und im großen zu gestalten, um sie trotz aller Hindernisse mit Energie und Beharrlichkeit zur Ausführung zu bringen. Dazu bedarf er tüchtiger Hilfskräfte, denen er die Detailarbeit überlassen muß, wenn er nicht die eigne Kraft in ermüdender Zersplitterung vorzeitig verbrauchen soll. Stremayr war es geglückt, im Laufe seiner ministeriellen Wirksamkeit solche Hilfskräfte zu gewinnen und zu erhalten. Er nannte allen voran „den unermüdlichen, durch reiches Wissen, seltene Produktivität und stilistische Gewandtheit ausgezeichneten Karl v. Lemayer, der in zehn Jahren vom Konzipisten zum Sektionschef aufstieg, den rastlos, oft in stürmischem Eifer thätigen Kunstgelehrten v. Eitelberger, den ihn selbstlos beratenden vortrefflichen Prager Professor Hering, den ihm treu ergebenen, vorsichtig klugen Weihbischof Kutschker", nachmaligen Kardinal und Fürsterzbischof von Wien, den gewiegten Forscher Rokitansky und seinen Jugendfreund Peter Harum, Professor des Zivilrechtes an der Wiener Universität.

Als das sogenannte Bürgerministerium, welches in sich nicht homogen, sondern in eine Majorität und eine Minorität gespalten war, demissionierte und der gewesene Unterrichtsminister Leopold v. Hasner mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut ward, bot er unserm Gewährsmann, der damals Rat im Ministerium des Innern war, die Stelle des Ministers für Kultus und Unterricht an. „Ich hatte den Mut, die Stelle anzunehmen, und sah mich durch die Gnade des Kaisers, dem ich bis dahin ein einziges Mal vor Augen getreten war, in den Rat der Krone berufen, ehe ich noch zum vollen Bewußtsein der übernommenen Verantwortlichkeit gelangt war. Jetzt, nach Decennien, wundere ich mich über die Kühnheit meines damaligen Schrittes. Doch wahrlich, nicht Ehrgeiz und Strebertum bestimmten mich dazu; aber eine gewisse Harmlosigkeit der Lebensanschauung, das Gefühl ungebrochener Arbeitskraft und der Wille, auch da nach Kräften meine Pflicht zu thun, endlich das Vertrauen auf die mir in Aussicht gestellte

Unterstützung Glasers, der schon an Hasners Seite rühmlich gewirkt hatte und auch mir als Sektionschef zur Seite bleiben sollte, ließen mich das Wagnis unternehmen."

Schon am 12. April 1870 erfolgte die Entlassung des Ministeriums Hasner. Unser Staatsmann macht kein Hehl daraus, daß ihm das Scheiden nicht leicht war. „Genügte doch die kurze Zeit, um mir die Aussicht in ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit zu eröffnen, meinen Blick auf hohe Ziele bewußten Wirkens zu lenken und vielfache Pläne anzuregen, auf deren Verwirklichung ich ungern verzichtete. Die nach außen hin anscheinend glänzende Stellung eines Ministers hatte dagegen für mich nie etwas Verlockendes; die damit verbundenen Ehren gewähren keine Befriedigung und machen sich nur zu oft als empfindliche Last fühlbar." Dazu kam die schwierige Lage des Ministers im Verhältnis zu seinen politischen Freunden, die wir schon gestreift haben.

Graf Potocki war zur Bildung des neuen Ministeriums berufen worden. Seine wiederholte Aufforderung zum Wiedereintritte lehnte Stremayr ab, solange er in Ungewißheit über die Pläne des Grafen blieb, die zunächst nur darauf gerichtet schienen, die widerstrebenden Elemente zur Teilnahme an der Reichsvertretung heranzuziehen. „Moritz v. Kaiserfeld hatte als Präsident des Abgeordnetenhauses in seiner Abschiedsrede vor nebelhaften Ausgleichsversuchen gewarnt und seinen Eintritt in das Ministerium abgelehnt. Demungeachtet ließ ich mich durch Potockis Versicherung, die Verfassung nicht anzutasten und mir in den Fragen meines Ressorts freie Hand zu lassen, endlich doch bestimmen, Bedingungen für meinen Eintritt zu stellen. Der Graf lehnte diese nicht ab, die Verhandlung zog sich aber wochenlang hin, bis das persönliche Eingreifen des Monarchen meine letzten Bedenken überwand. So wurde ich am 30. Juni 1870 neuerdings zum Minister für Kultus und Unterricht ernannt in einem Ministerium, das sich nach seiner Zusammensetzung als ein Koalitionsministerium darstellte und das, von dem zwar schwachen, aber grundehrlichen und gewissenhaften Grafen Potocki geleitet, unter schweren Kämpfen in seinem Schoße wie im Parlamente sich nicht ein volles Jahr zu halten vermochte."

Stremayr betrat damit einen Leidensweg, aber er hatte die Genugthuung, daß es ihm auf demselben gelang, das mit dem päpstlichen Stuhle im Jahre 1855 abgeschlossene Konkordat, welches das Werk des unsterblichen Kaisers Joseph II. mit einem Federstriche vernichtet und der österreichischen Monarchie vor ganz Europa das Brandmal finsterster Reaktion auf die Stirn gedrückt hatte, zu den Toten zu werfen. „Das römische Konzil, in dem die hervorragendsten Bischöfe der Monarchie in der Minorität geblieben waren, und die gegen ihr Votum erfolgte Annahme des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit bot die geeignete Handhabe, das Konkordat nunmehr durch die wesentlich geänderte Natur der päpstlichen Gewalt als des einen der Kompaciscenten für unwirksam zu erklären; dasselbe war durch die neueste Erklärung des päpstlichen Stuhles über die Machtvollkommenheit des Oberhauptes der katholischen Kirche hinfällig geworden. Darauf gestützt konnte die österreichische Regierung das

Konkordat für aufgehoben erklären, ohne daß es des gehässigen Schrittes einer förmlichen Kündigung dieses Staatsvertrages bedurfte." In diesem Sinne hielt Stremayr im Angesicht eines großen Kronrates, welchem der Reichskanzler Graf Beust, der Botschafter am päpstlichen Stuhle und die ungarischen Minister Graf Andrassy und Baron Eötvös zugezogen waren, dem Kaiser einen anderthalbstündigen Vortrag. Derselbe fand eine günstige Aufnahme, und als der Kaiser sich seine Entschließung vorbehielt und die formelle Behandlung des Antrags an den österreichischen Ministerrat verwies, beglückwünschten die Mitglieder des Kronrates den Minister zu dem errungenen Erfolge. Da trat bei der Beratung im Ministerrate ein unerwartetes Hindernis ein, das alles in Frage stellte. Graf Potocki, dessen fromme Gemahlin eben in jenen Tagen aus Paris zurückgekommen war, überraschte uns durch die Erklärung, daß er als Glied einer der katholischen Kirche stets treu ergebenen Familie seinen Namen nicht unter den dem Papste und der Kirche feindseligen Akt der Aufhebung des Konkordats setzen könne. Graf Taaffe war sofort bereit, dies zu thun und die Verordnung des Gesamtministeriums als Stellvertreter des Ministerpräsidenten zu unterzeichnen, während Potocki einen kurzen Urlaub nehmen sollte. Darauf ging aber dieser als auf ein unwürdiges Spiel mit Formen nicht ein und bot dagegen seine Entlassung an, auf welche wir wieder nicht eingehen konnten. So kam es zu dem den Fernerstehenden unerklärlichen Auskunftsmittel eines Allerhöchsten Handschreibens, das nur mit der Gegenzeichnung des Kultusministers versehen war, und zur auszugsweisen Veröffentlichung meines allerunterthänigsten Vortrages hierüber. Damit war nach mannigfachen Fährlichkeiten der entscheidende Schritt zur Beseitigung des verhängnisvollen Konkordats geschehen und die Bahn zur staatlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wieder eröffnet."

Als nach dem kurzlebigen Ministerium Hohenwart Fürst Adolf Auersperg, der Bruder des bedeutenderen Führers der Verfassungspartei im Herrenhause, ein Kabinett bildete, übernahm Stremayr am 25. November 1871 zum drittenmal das Ministerium für Kultus und Unterricht und behielt es bis zum 16. Februar 1880. Er hatte nun Gelegenheit, sich bis zu einem gewissen Grade auszuleben. Die Universitäten, vor allen jene zu Wien und Prag, entfalteten sich unter ihm zu schöner Blüte. Ihm schwebte der treffliche Gedanke vor, daß der Ausbau der akademischen Einrichtungen ein gesteigertes und bereichertes inneres Leben nicht zu erzielen vermag, wenn nicht auf eine mit der Entwicklung der Wissenschaften und der rasch um sich greifenden Teilung der gelehrten Arbeit gleichen Schritt haltende Ausgestaltung der Hochschulen, also die Errichtung neuer Lehrstühle und die Gewinnung ausgezeichneter Lehrkräfte Bedacht genommen wird. „Die Universitäten sind eben das, wozu sie die akademischen Lehrer machen; von diesen strahlt der Glanz der Institutionen aus. Bei ganz gleichen akademischen Einrichtungen kann eine Universität viel oder wenig leisten, je nachdem sie gute oder minder gute Lehrer hat. Das Wesen von so vornehmen Kulturschöpfungen, wie die Universitäten es sind, liegt nicht sowohl im

Mechanischen von Organisationen, als im Lebendigen der geistigen Individualitäten." Diese können sich aber nur dann sattsam entwickeln, wenn mit der Freiheit der Wissenschaft voller Ernst gemacht wird. Von solchen Gedanken getragen, vollendete Stremayr das von dem Grafen Leo Thun begonnene Werk, indem er es auf vollständig moderne Grundlagen stellte. Beharrlich, wenn auch mühselig, entwand er den kirchlichen Faktoren, welche die reformfeindliche Reaktion vertraten, ihren überwiegenden Einfluß auf die akademischen Angelegenheiten, machte die Fähigkeit zur Bekleidung akademischer Würden einzig und allein von Verdiensten um die Wissenschaft abhängig und erweiterte damit den Umkreis der Wahl für Berufungen von Lehrkräften. Der verjüngte Geist der Zeit offenbart sich, um nur wenige Beispiele anzuführen, darin, daß der jüngst verstorbene Kanonist Maaßen, der sich gegen die Unfehlbarkeit ausgesprochen hatte, nach Wien gezogen wurde. Wer hätte freilich damals ahnen können, daß aus dem Saulus ein Paulus werden würde? Die seit Lotts Abgang verwaiste Lehrkanzel der Philosophie wurde mit Franz Brentano besetzt, der, 1864 zum Priester geweiht, 1872 zum Professor in Würzburg ernannt wurde, aber schon im nächsten Jahre als Gegner des Infallibilitätsdogmas seine Professur freiwillig niederlegte.

Eine der wichtigsten Maßregeln des Ministers war die Errichtung der rechts- und staatswissenschaftlichen Seminare. Sie ist um so höher anzuschlagen, als sie „gegen den energischen und nahezu einstimmigen Widerspruch der Wiener Fachkreise" durchgesetzt werden mußte. Nach der Auffassung des Ministers sollen zwar die Lern- und Lehrfreiheit als unantastbare Heiligtümer betrachtet werden, aber nicht zur vollständigen Isolierung von Lehrer und Schüler führen; um diese zu verhüten, sollen sie ihre Ergänzung in Einrichtungen finden, durch welche es den Hörern ermöglicht wird, unter Anleitung der Lehrer den in den Vorlesungen überlieferten Stoff zu verarbeiten und auf der hierdurch gewonnenen Grundlage sich selbst wissenschaftlich zu bethätigen. „Die Juristen bedürfen der Seminare viel mehr als die Studierenden der andern Fakultäten, weil es ihnen gewöhnlich an innerem Eifer für das gewählte Studium gebricht. Die Mehrzahl derselben wendet sich der Jurisprudenz zu, weil ihr ausgesprochene Vorliebe für eine andre Disciplin fehlt und weil das juristische Studium eben als das Brotstudium par excellence gilt. Diese Thatsache ist füglich auch ganz erklärlich: Die Studierenden der Theologie, der Medizin, der philosophischen Fakultät waren mehr oder weniger schon am Gymnasium in der Lage, ihre Neigungen und Fähigkeiten für den später gewählten Beruf kennen zu lernen und zu erproben; anders der Jurist, für dessen Disciplin es am Gymnasium keine unmittelbare Vorbereitung giebt. Hier hat nun offenbar das akademische Studium die Aufgabe, dem Studierenden nicht bloß ein gewisses Maß von Kenntnissen, sondern vor allem Liebe, Eifer, Begeisterung für die erwählte Disciplin beizubringen; dafür aber wirkt das Seminar ungleich kräftiger als die Frequenz der Kollegien. Ohne eine solche Einwirkung wird das juristische Studium in den meisten Fällen nicht nur nicht in der entsprechenden Weise be-

trieben werden, sondern auch nicht die erforderliche Wirkung hinterlassen. Das erlangte Absolutorium gilt alsdann als Absolution vom Studium; von da ab folgt der freigesprochene Jünger der Wissenschaft nur noch praktischen Gesichtspunkten, es handelt sich ihm nur noch um möglichst gutes ‚Fortkommen'. Ein juristisches Buch wird nur zur Hand genommen, wenn es sich darum handelt, die Bekanntschaft eines neuen Gesetzes zu machen, oder etwa die Spruchpraxis kennen zu lernen. Ein solches Ergebnis ist aber das gerade Gegenteil der der Schöpfung der Universitäten zu Grunde liegenden Idee." Wenn dies das angestrebte Ziel wäre, dann brauchte man überhaupt keine Universitäten, dann würde die Drillung in Fachschulen oder gar, wie zum Beispiel in England, in den Advokatenstuben vollauf genügen. Der Universitätsunterricht verfolgt den Zweck, Theorie und Anwendung zu gemeinsamen Resultaten zu verbinden, durch die Schule auf das Leben und durch das Leben auf die Schule zu wirken. Hier nun liegt der hauptsächliche Nutzen der juristischen Seminare: indem die erste eigne Thätigkeit des Studierenden, der erste Gebrauch der erlangten juristischen Fähigkeiten noch in die Schule versetzt wird, noch unter der Leitung des Lehrers vor sich geht, wird nicht nur der Uebergang von der Theorie zur Praxis überhaupt erleichtert, sondern auch bewirkt, daß er sich unter wissenschaftlichen Auspizien vollzieht, welche dann fortwirken und Geist und Richtung der späteren selbständigen Praxis dauernd bestimmen.

Herrn v. Stremayr verdankt die Czernowitzer Universität ihre Entstehung. Sie war dazu ausersehen, ein „Vorposten deutscher Kultur im fernsten Osten der Monarchie" zu sein. Dagegen sprach er sich gegen die Errichtung einer Universität in Mähren aus. Charakteristisch für den ihn beseelenden Geist war das Bedenken, daß sich keine der um die mährische Universität konkurrierenden Städte vollkommen zum Sitze derselben eigne. In Olmütz würde sie sich der Beeinflussung durch den erzbischöflichen Stuhl kaum zu entziehen vermögen. In Brünn pulsiere zwar modernes Leben, aber nach einer Richtung, welche dem akademischen Leben durchwegs antipathisch sei; denn hier dominieren überall materielle Interessen. Er sträubte sich auch gegen die Auflösung der altehrwürdigen Universität zu Prag in eine deutsche und in eine czechische, erfüllt von der allzu gerechtfertigten Besorgnis, daß dadurch eine Pflanzschule nationaler Eiferer geschaffen und in unvermeidlicher Folge der österreichische Staat selbst in seinen historischen Grundfesten erschüttert würde. „Ich förderte nach Kräften und in voller Unparteilichkeit die Entwicklung aller Nationalitäten im Staate, ihrer Sprache und Kultur mit gleicher Liebe, aber ich verdammte jeden Schritt, welcher das Band lockern und endlich auflösen mußte, das allein nach meiner tiefinnersten Ueberzeugung die vielsprachigen Volksstämme des Reiches zu einem blühenden Staatswesen unter Habsburgs Zepter dauernd vereinen konnte."

„Die Volksschule blieb der Schauplatz nie ruhenden Streites, doch ward ihr Bestand und ihre Ausgestaltung auf der gewonnenen gesetzlichen Grundlage gesichert und dem Leben des Volkes in Stadt und Land näher gebracht. Unbesonnene Uebergriffe der Lehrer gaben den Gegnern des Reichsvolksschulgesetzes

stets neuen Stoff zu Klagen und Beschwerden, und diese fanden, vermittelt durch angesehene Vertreter der Kirche, bisweilen an höchster Stelle geneigtes Gehör."

„An der Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf der durch die Aufhebung des Konkordats geschaffenen neuen Grundlage wurde mit allen Kräften gearbeitet. Unter steten Kämpfen nicht bloß mit den Vertretern kirchlicher Uebermacht, sondern auch mit der eignen Partei kam die weitere Ausgestaltung der interkonfessionellen Gesetzgebung, leider nur bruchstückweise, zu stande. Der Kulturkampf in Deutschland, der übrigens dort ein frühes Ende nahm, ließ die österreichischen Liberalen nicht ruhen, und während wir ihre Ansprüche nimmer zu befriedigen vermochten, begegnete die Krone den Anträgen des Ministers mit immer wachsendem Mißtrauen. Gleichwohl wurde mancher entscheidende Schritt nach vorwärts gethan, und es wäre im liberalen Interesse noch mehr erreicht worden, wenn nicht unsre eigne Partei, wie im Klostergesetze, dessen Zustandekommen sie durch unerfüllbare Wünsche verhinderte, das angestrebte Gute wohl für Generationen hinaus abgelehnt hätte."

„Es waren oft harte Kämpfe, welche ich mit dem gnädigsten Monarchen bei der mündlichen Erörterung meiner Entwürfe durchzumachen hatte. Doch gelang es mir nicht selten, meiner Ansicht Geltung zu verschaffen. Freilich durfte ich mich dabei nicht an mein Portefeuille klammern und mußte stets bereit sein, es in die Hände desjenigen zurückzulegen, der es mir anvertraut hatte. Zur Illustration diene ein Beispiel für viele. Als einmal die Allerhöchste Ernennung eines andern als des von mir vorgeschlagenen kirchlichen Würdenträgers zum Bischof erfolgt war, legte ich die kaiserliche Entschließung sofort ohne meine Gegenzeichnung zurück und überreichte zugleich mein Entlassungsgesuch. Der Kaiser hatte die Gnade, nach längerer Zeit von jener Ernennung Abstand zu nehmen und mich zu einem andern Vorschlag aufzufordern, dem auch alsbald Folge gegeben wurde. Damit war auch mein Entlassungsgesuch stillschweigend erledigt."

Am 29. Juni 1880 wurde Herr v. Stremayr zum zweiten Präsidenten des obersten Gerichts- und Kassationshofes ernannt. Der Empfang, der ihm hier zu teil wurde, war von seiten des Gremiums der herzlichste, seitens des ersten Präsidenten, v. Schmerling, möglichst frostig und fast abstoßend. Es mag dies auf den ersten Blick recht sonderbar erscheinen, da Stremayr als junger Abgeordneter zu Frankfurt in dem Hause Schmerlings ein gern gesehener Gast war. Mit wohlwollender Geduld nahm er daselbst oft die Aeußerungen seines Idealismus auf, dessen Hoffnungen er nur mit zu viel Grund belächeln konnte. Der Grund des überraschenden Empfangs lag darin, daß Graf Taaffe es versäumt hatte, vor dem Vollzuge der Ernennung Stremayrs „den über seine Stellung eifersüchtig wachenden alten Herrn" formell um seine Zustimmung anzugehen. „Auch mochte Schmerling in mir den künftigen Nachfolger und damit eine Mahnung an das Ende seines verdienstvollen Wirkens erblicken. Es währte jedoch nicht lange, bis er in dem ihm an die Seite gestellten zweiten Präsidenten eine bescheidene und willige Hilfskraft im Amte erkannte, welche ihm seine Auf-

gabe zu erleichtern bemüht war. Schon nach einem Jahre bot er mir das brüderliche „Du“ an und bewies mir durch häufige Umarmungen seine innige Zuneigung. Leider traten bei Schmerling die Anzeichen schwindender Geisteskraft immer mehr zu Tage. Ein schweres, langsam vorschreitendes Gehirnleiden hemmte endlich die Sprache und Denkkraft des Greises, und der bis in sein hohes Alter kräftige, stramme Mann bot ein trauriges Bild des unaufhaltsamen Verfalles irdischer Größe. Nachdem er Jahr für Jahr an den Amtsgeschäften immer geringeren Anteil genommen hatte und durch mehr als ein Jahr zu deren Erledigung ganz unfähig geworden war, trat er unter wärmster Anerkennung seiner dem Staate mehr als sechzig Jahre geleisteten Dienste in den Ruhestand.“

Stremayr rückte darauf am 19. November 1891 zum ersten Präsidenten vor, auf welchem Posten er acht Jahre verblieb. Sein altes gichtisches Leiden hatte größere Dimensionen angenommen und zwang ihn zur Demission. Er schied in sehr gedrückter Stimmung aus dem Amte. Die politischen Vorgänge des letzten Jahres hatten seine Stellung dem Justizministerium gegenüber in unangenehmer Weise berührt, und er war im tiefsten Innern erschüttert durch die trostlosen staatlichen Verhältnisse, denen er machtlos gegenüberstand.

Mit banger Sorge sieht der glühende Patriot und treue Diener seines kaiserlichen Herrn in die Zukunft des schwer geprüften Vaterlandes, und er flüchtet sich vor ihr zu seinen Studien, denen er mit dem gleichen Eifer wie in den Jahren der Jugend und mit noch größerem Genusse obliegt. Es ist ein rührendes und zugleich erhebendes Schauspiel, wie der sieche Greis an seiner idealen Vervollkommnung arbeitet.

Ueber die Angriffe auf das Alte Testament.

Von

Prof. Dr. Adolf Kamphausen.

(Schluß.)

Es liegt auf der Hand, daß jede klare Nachweisung unchristlicher Stellen im Alten Testament für die dasselbe überschätzende Orthodoxie ein Aergernis sein mußte. So wollte man von sogenannten Rachepsalmen nichts wissen und wenigstens in der Theorie nicht eingestehen, daß solche Lieder in den Mund der christlichen Gemeinde (vergl. Luk. 9, 55) keineswegs passen, mochte auch erfahrungsmäßig feststehen, daß man sie trotz aller sonstigen Hochschätzung des Psalters für den Kirchengesang ungeeignet fand, ähnlich wie zum Beispiel G. Spieker in seinen „Evangelischen Andachten nach den Psalmen für Schule und Haus“

(Hannover 1888) mit Recht die Psalmen 69 und 137 ausgelassen hat. Ein Schüler des Berliner Professors Hengstenberg, des um die Mitte unsers Jahrhunderts so einflußreichen Führers der orthodox-pietistischen Partei, hatte in einem Kommentar über das fünfte Buch des Pentateuchs seine mosaische Abfassung verteidigt und erklärt, man dürfe dem Verfasser des Deuteronomiums keine Büberei zutrauen. Aber durch weiteres Studium gelangte der 1888 als Professor der Theologie zu Breslau gestorbene D. F. W. Schultz zu der richtigen Erkenntnis, daß der im Namen des Moses redende Deuteronomiker, ohne daß man ihm einen Vorwurf machen dürfte, sich nur derselben schriftstellerischen Einkleidungsform bedient, von welcher der als Salomo auftretende Verfasser des kanonischen Predigerbuchs Gebrauch macht. Glücklicherweise hat sich die deutsche protestantische Theologie, was die alttestamentliche Forschung betrifft, längst von der schroffen Einseitigkeit des Hengstenbergschen Standpunktes losgesagt und verwirft den magischen oder mechanischen Inspirationsbegriff ebenso entschieden, als sie den einzigartigen Wert der Bibel als Urkunde der göttlichen Offenbarung festhält. So findet der Ausleger des Deuteronomiums im Strack-Zöcklerschen Bibelwerk nicht nur, daß eine ganze Reihe pentateuchischer Schriftsteller an der Entstehung des Buches beteiligt ist, sondern er erklärt auch mit vollem Recht (München 1893, S. 18), daß „wir die Alternative, vor welche neuere Apologeten oder radikale Kritiker uns einmütig stellen wollen: das Deuteronomium sei entweder von Anfang bis Ende das Werk Moses oder eine grobe Fälschung, für baren Unverstand halten" müssen. Dieser Ausleger des Deuteronomiums, der jetzt als Professor der Theologie in Greifswald wirkende D. Oettli, weiß gleich den radikalsten Kritikern, daß ein alttestamentlicher Schriftsteller den andern gröblich mißverstehen konnte, vergl. zum Beispiel 2. Chron. 8, 2; 9, 21 mit 1. Kön. 9, 11 f.; 10, 22.

Von sachkundigen Gelehrten der verschiedensten Richtungen wird jetzt als sicheres Ergebnis der Wissenschaft anerkannt, daß die priesterliche Gesetzgebung, wie sie in den mittleren Büchern des Pentateuchs vorliegt, namentlich im ganzen Leviticus, erst viele Jahrhunderte nach Moses entstanden ist und zwar unter Benutzung der in Deut. 12—26 enthaltenen Gesetze, die ihrerseits wieder von der in Exod. 20—23. 34 erhaltenen ältesten Schicht abhängig sind. Indem ich solche Leser, die eingehendere Belehrung wünschen, auf die Schrift von Frants Buhl (Die sozialen Verhältnisse der Israeliten. Berlin 1899) verweise, möchte ich auch den kurzen Artikel, den Oettli in Schäfers Evangelischem Volkslexikon (1900, S. 753—759) über die sozialen Grundsätze und Einrichtungen Israels nach dem Alten Testament veröffentlicht hat, als lehrreichen Ueberblick empfehlen. Der Greifswalder Theologe „kann dem israelitischen Familienrecht keine besonders hohe Stufe zuerkennen. Der Dekalog erwähnt die Ehefrau als ein edleres Stück Eigentum unter dem Sammelnamen Haus neben Sklaven und Haustieren. Während die Frau schlechthin an den Mann gebunden ist, steht ihm der geschlechtliche Umgang außerhalb der Ehe von Gesetzes wegen frei, sofern er nicht ein fremdes Eherecht verletzt; er kann nur eine fremde Ehe, nicht die seinige

brechen. Er darf auch nach freiem Ermessen seine Frau unter Ausstellung und Einhändigung eines Scheidebriefs entlassen, sobald er etwas Ungehöriges an ihr findet." Weiter bemerkt Oettli von Exod. 21, 20 f. im Unterschiede von Lev. 25, 39 f. richtig: „Das Priestergesetz mildert den Begriff der Sklaverei oder Leibeigenschaft zu einer Art von Klientel; aber auch die ältere Gesetzgebung will den Herrn bestraft wissen, der seinen Sklaven so hart mißhandelt, daß er tot auf dem Platze bleibt; straflos geht er freilich aus, wenn der Mißhandelte erst nach ein paar Tagen stirbt; es ist ja sein Geld, das heißt, er hat sich durch den Verlust einer Arbeitskraft genügend selbst bestraft." Dieser Vers Exod. 21, 21 wurde für Colenso, den bekannten englischen Bischof in Südafrika, bei der Uebersetzung in die Zulusprache der Ausgangspunkt zu einer freieren Richtung. Als nämlich der ihm bei der Arbeit helfende Eingeborene zweifelnd fragte, ob Gott das wirklich gesagt habe, schlug dem ehrlichen Manne das Herz, und er hat dann die knechtische Bibelverehrung aufgegeben und bis zu seinem 1883 geschehenen Ableben trotz heftiger Anfechtung durch die Orthodoxen, die ihn absetzen und in den Bann thun wollten, seine Stellung als Bischof von Natal tapfer und erfolgreich behauptet. Natürlich, nicht zur Herabsetzung des Alten Testaments weise ich hier auf die Schattenseite desselben hin, sondern nur, um seiner ebenfalls sehr schädlich wirkenden Ueberschätzung zu wehren.

Ich kann hier nur andeuten, daß das Alte Testament nichts dadurch verliert, wenn uns seine Schwächen durch die nach der Reformation zuletzt unvermeidlich gewordene wissenschaftliche Kritik aufgedeckt werden. Wir können unbedenklich zum Beispiel naturwissenschaftliche Irrtümer zugeben, da die alten Hebräer vom äußeren Schöpfungshergang nicht mehr gewußt haben als andre Völker des Altertums, so daß sie zum Beispiel die Sterne neben den beiden großen Lichtern (Gen. 1, 16) für kleine halten mußten. Wir wollen ja aus der Bibel keine Naturgeschichte lernen, sondern uns beim Lesen des ersten Kapitels allein der aus der göttlichen Offenbarung stammenden, ewig gültigen religiösen Wahrheiten erfreuen, die in Gen. 1 f. zum Ausdruck kommen. Auch dürfen wir bei der Auslegung des Alten Testaments nur ganz dieselben wissenschaftlichen Gesetze zur Anwendung bringen, die für alle übrigen alten Bücher gelten. Wollten wir uns für die biblische Exegese eine besondere Hermeneutik zurechtmachen, so würde sie aus dem Rahmen der übrigen menschlichen Wissenschaften heraustreten, und die Theologie müßte aufhören, eine Wissenschaft zu sein. Leider ist die alttestamentliche Exegese oft genug in den Dienst der Dogmatik gestellt worden. So meinte man, die in der ersten Schöpfungsgeschichte erwähnten sechs Tage, die jeder unbefangene Leser als gewöhnliche Tage auffaßt, für sehr lange Perioden halten zu müssen. Offenbar ist dies Verlangen nach Verlängerung der Schöpfungstage nicht aus der exegetischen Betrachtung des Textes selber hervorgegangen, sondern stammte von außen her, von der Geologie, mit deren Ergebnissen man die biblische Aussage in Einklang setzen wollte. Daß sich die Sache also verhielt, das wird durch die Geschichte der Auslegung (vergl. Dieftel in den Theol. Stud. und Krit. 1866, S. 483 ff.) deutlich erwiesen. Sobald nämlich die Deutung

von langen Perioden sich schüchtern hervorwagte, wurde sie als falsche Auslegung einiger Philosophen von der kirchlich-orthodoxen Theologie entschieden verworfen. Erst später gewöhnte man sich daran, die anfänglich mit Recht abgelehnte künstliche Erklärung für die richtige zu halten, und noch in unserm Jahrhundert konnte der hitzige Apologet Ebrard das Festhalten von Exegeten an der in Gen. 1 vorliegenden kindlichen Anschauung geradezu als Philisterei bezeichnen. Je besser wir das Alte Testament mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft verstehen lernen, desto höher werden wir seinen religiösen Wert schätzen und können Gottes Wirken in der Geschichte des Alten Bundes um so deutlicher erkennen. Wir dürfen mit Riehm (a. a. O. S. IV) die Ueberzeugung hegen, „daß, wenn man mit den Grundsätzen der grammatisch-historischen Exegese vollen Ernst gemacht und alle hinreichend begründeten Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung über die alttestamentlichen Schriften und die alttestamentliche Geschichte anerkannt hat, die auf Christum und sein Reich vorbereitenden Gottesoffenbarungen und Gottesthaten des Alten Bundes nicht verdunkelt, sondern in hellerem Glanze zu sehen sind, weil sie uns in greifbarerer historischer Realität vor die Augen treten". Wenn aber zuweilen jüngere Gelehrte, die den heutigen Stand der alttestamentlichen Wissenschaft mit dem zu Luthers Zeit gegebenen vergleichen, in hohen Tönen rühmen, wie herrlich weit wir's jetzt gebracht, so ist doch nicht zu vergessen, daß die Lösung der Aufgabe, die der alttestamentlichen Wissenschaft gestellt ist, wie viel auch schon erreicht sein mag, sich noch in den Anfängen befindet; vergl. mein Dekanatsprogramm über „Das Verhältnis des Menschenopfers zur israelitischen Religion". Bonn 1896, S. 30. Gewiß behauptet W. Köhler (Die christliche Welt 1899, Sp. 1029) mit Recht, daß Luther nicht Historiker im modernen Sinne gewesen sei, da zu seiner Zeit die Geschichte noch im Banne der Dogmatik, die Vernunft im Banne der einseitig supranaturalen Offenbarung gelegen habe und erst durch die Aufklärung diese Fesseln gesprengt worden seien. Noch viele Generationen werden an der Lösung der vorhin genannten, unendlich schwierigen Aufgabe der Wissenschaft zu arbeiten haben, mag auch die christliche Kirche schon lange vor dem Aufkommen echt historischer Kritik etwas vom Veralten des Alten Bundes gewußt und als von Gott bestellte Erbin der alttestamentlichen Verheißungen mit sicherem Takt die Reichsherrlichkeit der jüdischen Rasse abgelehnt haben.

Obschon man mit einem gewissen Recht jede Verkennung der alttestamentlichen Schriften als einen Angriff auf das Alte Testament bezeichnen kann, verdienen doch seine Ueberschätzungen in geringerem Grade diesen Namen als seine Unterschätzungen. Es sei mir gestattet, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, ehe ich zu den in Unterschätzung bestehenden eigentlichen Angriffen auf das Alte Testament übergehe. Wir halten es für natürlich, wenn der Anspruch des Christentums, eine in der Religion Israels wurzelnde und doch neue, ja die absolute Religion zu sein, bei den heutigen Juden keine Billigung findet. Sie erkennen ja nicht an, daß die christliche Religion die Verklärung und Vollendung der israelitischen sei, sondern überschätzen das Alte Testament, indem sie alles, was

das Christentum Anerkennenswertes biete, schon in der israelitischen Religion zu haben meinen und geradezu in der christlichen einen Abfall vom Monotheismus, jedenfalls einen Rückschritt erblicken, mögen sie nun als orthodoxe Juden möglichst streng an den Gesetzen des Pentateuchs festhalten und noch auf den Messias warten oder als mehr oder weniger vom Alten Testament losgelöste Reformjuden mit oder ohne Beibehaltung der Beschneidung sich eine über das alte Judentum und Christentum erhabene neue Religion zurecht machen oder gar religionslos sein wollen. Ich kann mich hier nicht auf eine Verteidigung des Christentums einlassen, auf richtige Würdigung der einzigartigen Person Jesu Christi, der weder ein verkörperter Gott noch ein gewöhnlicher Mensch war, sondern die vollkommene Offenbarung des himmlischen Vaters, der Sohn Gottes, wie er nach einem im Alten Testament wurzelnden Bilde heißt, der nach Gal. 4, 4 (vergl. Harnack in Rades Christlicher Welt 1899, Nr. 51; 1900, Nr. 2) erschien, als die Zeit erfüllet ward. Noch weniger ist hier eine Betrachtung des Wertes und Einflusses möglich, der für die Entwicklung der Religion nicht nur der jüdischen Rasse zukommt, sondern auch der griechischen, römischen und germanischen. Der Ruhm, daß Jesus ein geborener Jude war, wird den Juden wohl niemals mit Erfolg streitig gemacht werden. Daran ändert der Versuch nichts, den kürzlich der als Botaniker und Wagner-Schriftsteller bekannte H. St. Chamberlain in dem Buche „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (vergl. die Besprechung von A. Drews in „Gegenwart" 1899, Nr. 32) unternommen hat, indem er unter Berufung auf die gemischte Bevölkerung Galiläas, woselbst auch Griechen sich niedergelassen hätten, frischweg behauptete, Jesus von Nazareth sei nur der Religion und Erziehung nach Jude gewesen, nicht aber der Rasse nach, da er keinen Tropfen echt jüdischen Bluts in den Adern gehabt habe. Dieser Einfall ist etwa dem Versuche eines deutschen Rabbiners zu vergleichen, der alles Ernstes beweisen wollte, nicht die Juden hätten Jesus ans Kreuz gebracht, sondern die Römer. Die Matth. 27, 25 stehende schreckliche Selbstverfluchung ist ja an den Juden in schauerlicher Weise erfüllt worden, obgleich der Gekreuzigte selber für seine Feinde (vergl. Luk. 23, 34) gebetet hat. Oder ich vergleiche den dilettantischen Versuch Chamberlains mit der wunderlichen Antwort, die L. Reinhardt in der vor kurzem zu München erschienenen Schrift „Kennt die Bibel das Jenseits?" auf diese Frage mit der Behauptung gegeben hat, daß das Urchristentum von Unsterblichkeit der Seele nichts gewußt, sondern die Auferstehung des Fleisches zum zukünftigen Messiasreich auf Erden erwartet habe. Nur dies ist richtig, daß das Alte Testament nichts von einer allgemeinen Auferweckung der Toten wußte und einen Himmel mit seligen Menschen noch nicht kannte. Ebenso gewiß aber ist andrerseits, daß Israels Erwählung Deut. 7, 6 ff.; 10, 15 auf seines Gottes Liebe und Gnade, nicht auf des Volkes eignes Verdienst zurückgeführt wird.

Die zahlreichen, mit der Ueberschätzung des Alten Testaments zusammenhangenden Irrtümer der jüdischen und christlichen Theologie, zum Beispiel die mosaische Abfassung des Pentateuchs, lasse ich auf sich beruhen, um noch einmal

nachdrücklich hervorzuheben, wie nahe den heutigen Juden bei der hergebrachten Ueberschätzung des Alten Testaments insofern die Gefahr einer geringschätzigen Beurteilung des Christentums liegt, als sie das Gute desselben diesem absprechen, um es aus ihrer eignen Religion abzuleiten.[1]) Da mich die Besprechung von Einzelheiten zu weit führen würde, so verweise ich hinsichtlich der unhaltbaren Meinung, das „Unser Vater" sei einfach aus alttestamentlichen und altsynagogalen Formeln zusammengefügt, auf meine Schrift über „Das Gebet des Herrn" (Elberfeld 1866, S. 47 f.) und beschränke mich auf kurze Erwähnung der ähnlichen Gefahr, der die Waldenser und die Anhänger der an die sogenannte natürliche Religion erinnernden „ethischen Kultur" erlegen sind. Aus dem Lehrbuch der Kirchengeschichte von Moeller-Kawerau (Bd. 3, S. 411 f.) ersehen wir, daß die nach dem Lyoner Bürger Petrus Waldus benannte, im zwölften Jahrhundert entstandene religiöse Gemeinschaft, die gewöhnlich zu den Vorläufern der Reformation gerechnet wird, ursprünglich weniger dogmatisch als hinsichtlich der Verfassung von der katholischen Kirche abwich und von dieser erst unter dem Einfluß der Reformation ganz sich trennte. Nachdem aber die Waldenser die bisher festgehaltenen mittelalterlichen Dogmen aufgegeben und sich wesentlich dem reformierten Glaubensbekenntnis angeschlossen hatten, namentlich seit dem endgültigen Siege der Reformation, den in Piemont 1571 die Union des vallées bezeichnet, „beginnt unter ihnen das häßliche Streben, ihre eigne Geschichte in der doppelten Tendenz umzudichten, einmal, daß sie ihren Ursprung schließlich bis auf die Apostel zurückführten, andrerseits, daß sie ihre jetzige evangelische Lehrweise in ihre mittelalterlichen Dokumente einschmuggelten, bis erst in unsern Tagen deutsche Forschungen diese Geschichtsfälschungen aufgedeckt und dann auch allmählich im Kreise der Waldenser selbst, wenn auch unter heftigem Sträuben, diese Legenden diskreditiert haben". Bekanntlich begegnen wir solcher Legendenbildung, ohne daß an bewußte Fälschung zu denken wäre, schon im Alten Testament (vergl. 1. Chron. 22—29 mit den älteren Geschichtsbüchern oder 2. Chron. 20 mit 2. Kön. 3). So wird's auch den gebildeten Juden der Gegenwart recht schwer, zu jener Verehrung der Person Jesu zu gelangen, welche, daß ich mich der Worte von Dr. Karl Sell[2]) bediene, der weder rechtgläubige noch kirchliche Dichtergreis am Ende seines Lebens in der Erkenntnis gewonnen hatte, daß

---

[1]) J. Wellhausen (Israelitische und jüdische Geschichte. Berlin 1894, S. 317) bemerkt treffend: „Die jüdischen Gelehrten meinen, alles, was Jesus gesagt habe, stehe auch im Talmud. Ja, alles und *noch viel mehr*. Wie hat er es nur angefangen, das Wahre und Ewige aus diesem Wust der Gesetzesgelehrsamkeit herauszufinden? Warum hat es niemand anders gethan? Und ist es sicher, wenn ein Ausspruch Jesu im Talmud dem Rabbi Hillel zugeschrieben wird, daß dann der Talmud recht hat? Kann nichts aus dem Evangelium in den Talmud geraten sein und dort unter falscher Flagge segeln? Daß der Talmud rein auf mündlicher Ueberlieferung beruhe, ist ein bloßer Aberglaube: er fußt vielfach auf Litteratur und nimmt Bezug auf Litteratur.

[2]) Vergl. außer der am 10. November 1899 in Hamburg über „Goethe und die deutsche Nation" gehaltenen Festrede (S. 15) auch desselben Verfassers Schrift: „Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Freiburg i. B. 1899."

e Aufgabe der menschlichen Persönlichkeit ist, das Wesen des göttlichen Geistes hzubilden, insbesondere im Gebiet humaner Sittlichkeit, wofür das chste Vorbild die höchste Offenbarung menschlicher Sittlichkeit, sus Christus, ist". So begreift sich's, daß ein durchaus nicht fanatischer itarbeiter von Rades Christlicher Welt (1899, Sp. 429) angesichts der Thatche, daß 19,75% aller Anwärter im höheren Schulwesen Juden sind, über die Oktober 1899 von dem zu Barmen tagenden XI. deutsch-evangelischen hultongreß einstimmig angenommene Resolution sich nicht wundern konnte; sie tet: „Jüdische Lehrer sind, abgesehen vom jüdischen Religionslehrer, der aber r Religionslehrer sein darf, an den deutschen öffentlichen Erziehungsschulen er Art, den höheren wie den Volksschulen, unzulässig." Was aber die „ethische ultur" betrifft, so ist sie gleich der sogenannten natürlichen Religion, die nie stiert hat, eine leere Abstraktion. Wie man sich früher auf einseitig supranaturalem Standpunkte einbildete, die Dogmen rührten zum Teil aus der äußerlichen Mitteilung der übernatürlichen Offenbarung her, zum Teil aber entstammten der natürlichen Vernunft, also einen unhaltbaren Gegensatz zwischen Offenbarung und Vernunft behauptete und der letzteren Erkenntnisse zuschrieb, die achweisbar erst durch das Christentum möglich geworden sind: ebenso geschichtswidrig verfahren die Anhänger der „ethischen Kultur". Arnold Berger hat in em belangreichen Vortrage, den er vor der Generalversammlung des Evangelischen undes in Nürnberg hielt (Leipzig 1899, S. 32 ff.), bei Beantwortung der rage, ob Humanismus und Protestantismus Gegensätze seien, trefflich den Irrtum rückgewiesen, daß an die Stelle der trennenden Religion die einigende Moral eten müsse, weil es ein Menschlich-Gutes gebe, welches wir durch unsre Vernunft zu erkennen und durch unsern Willen zu verwirklichen im stande seien. Zu Recht sagt Berger von dieser zurzeit in Deutschland weitverbreiteten ethischen ewegung, daß sie vergeblich die durch die Reformation wieder auf den Leuchter gestellte Forderung der sittlichen Selbstbesinnung und Umkehr von den Merkmalen rer christlichen Herkunft zu befreien suche, und daß sie bei dem Anspruch, als eligion respektiert zu werden, so selbstherrlich mit dem ererbten sittlichen Kapital s Christentums schalte, als wenn es von ihr selber zusammengebracht wäre.

Gehen wir nun zu den sehr verschiedenartigen Unterschätzungen des lten Testaments über, so werden wir finden, daß es an einer Menge wirklicher ngriffe auf das Alte Testament nicht fehlt. Viele derselben sind geradezu gefliſſige, verhältnismäßig wenige lassen sich als unbewußte bezeichnen. Namentlich ei den von der neueren Wissenschaft ausgehenden Unterschätzungen, die von eiten Kreisen als Angriffe empfunden werden, ist die Zuweisung zu einer der eiden Klassen oft recht schwierig, und nicht selten werden in streitigen Fragen ngebliche Unterschätzungen von urteilsfähigen Gelehrten nicht als wirkliche anlamm. So bin ich für mein Teil mit Wellhausen und vielen andern Forschern berzeugt, daß die gewöhnliche Auslegung von 2. Sam. 12, 31, die dem Könige David eine ganz unerhört grausame Behandlung der Ammoniter zuschreibt, auf Irrtum beruht; aber noch in letzter Zeit haben namhafte Gelehrte, wie Bertholet,

Kittel, R. Smend, sich gegen die mildernde Deutung ausgesprochen und den bei dieser Deutung vorausgesetzten Textfehler nicht zugeben wollen. Jeder Bibelleser weiß, daß das Samuelbuch, wie es die edeln Züge im Bilde Davids hervorhebt, so auch schlimme Verfehlungen des großen Königs offen und ehrlich erzählt. Daher können nicht nur gelehrte Forscher bei dem Versuche geschichtlicher Würdigung dieses nationalen Helden irren, sondern es liegt auch für Dilettanten, die den Juden unfreundlich gesinnt sind, die Versuchung nahe, daß sie sich mit Vorliebe sogar dann für die ungünstige Auffassung entscheiden, wenn sie damit den Ergebnissen ernster Wissenschaft widersprechen. Mir wird's wenigstens schwer, den Gedanken an Gehässigkeit fernzuhalten, wenn ich in Schaelskys Uebersetzung von E. Renans Geschichte des Volkes Israel (II, S. 91) lese: „Die ganze Perfidie seiner heuchlerischen Seele offenbarte sich in den Ratschlägen, die der Sterbende dem Sohn bezüglich Joabs und Simeis gab." Kittel (Geschichte der Hebräer II, S. 156), der meines Erachtens mit Unrecht gegen Wellhausen, Stade und andre, die in 2. Kön. 2, 5—9 einen deuteronomistischen Einschub erblicken, für die Ursprünglichkeit und den geschichtlichen Charakter der genannten Verse eintritt, urteilt doch viel glimpflicher über Davids letzten Willen. Dagegen verwirft Kittel (S. 106 f.) mit mir aus guten Gründen die weitverbreitete Ansicht, daß David sich mit Samuel und der Priesterpartei gegen den König Saul verschworen hätte. Ebenso faßt Guthe (Geschichte des Volkes Israel, 1899, S. 87) das Wort des Simei in 2. Sam. 16, 8 richtig auf, und stark verstoßen diejenigen gegen die beglaubigte Geschichte, welche dem David die Ermordung von Abner und Isboseth, sowie die von den Gibeonitern verlangte Ausrottung des Hauses Saul in die Schuhe schieben.

Weniger glimpflich als die zum Teil unbewußten Angriffe von seiten der irrenden Wissenschaft sind die von judenfeindlichen Kreisen ausgehenden Unterschätzungen des Alten Testaments zu beurteilen, obgleich sie sich gerne in das Gewand der Wissenschaft hüllen. Sehen wir von den bereits erwähnten Bestrebungen Marcions und der Verfechter der Ritualmorde ab, so bleibt uns noch eine große Menge von Angriffen auf das Alte Testament übrig, deren sich Antisemiten verschiedener Art schuldig machen. Bei uns in Deutschland bietet nicht bloß der Antisemitenbund das Bild klaffender Gegensätze dar; seit 1894 werden die Judenfeinde als politische Partei durch die deutsch-soziale Reformpartei vertreten, die im September des vorigen Jahres zu Hamburg ihren letzten Parteitag abhielt. Konservative und radikale Elemente fanden sich hier zusammen, und nach dem Bericht in Luthardts Allgemeiner Evangelisch-Lutherischer Kirchenzeitung (1899, Sp. 934 ff.) „bildete die Judenfrage das Band, das alle die verschiedenen Brüder noch einmütig umschlingt". Weiter erzählt dieser Berichterstatter, ein Schriftsteller Dr. Giese habe seinem Vortrag unter andern Leitsätzen den folgenden zu Grunde gelegt: „Zur Befreiung des deutschen christlichen Geisteslebens vom jüdischen Einfluß fordern wir in Uebereinstimmung mit ernstdenkenden Theologen die Ausscheidung des Alten Testaments aus dem christlichen Religionsunterricht. Was im Alten Testament von Wert für die Bildung religiöser Anschauungen und

sittlicher Begriffe ist, läßt sich auf andre Weise in den Religionsunterricht verweben. Die Schicksale des Judenvolkes, seiner Patriarchen, Könige und Propheten gehören in den Geschichtsunterricht, hier werden sie bei unparteiischer Darstellung ein wichtiges Hilfsmittel zur Erkenntnis der jüdischen Volksart abgeben." Ich weiß, daß auch von einzelnen Theologen die Entfernung des Alten Testaments aus dem Religionsunterricht verlangt worden ist, und welche Verkehrtheit gäbe es denn wohl, die nicht auch von theologischer Seite Fürsprache gefunden hätte? Aber unter der großen Schar der ordinierten und nichtordinierten Religionslehrer aller Richtungen machen Gieses „ernstdenkende Theologen" ein so winziges Häuflein aus, daß sie unmöglich als rechtmäßige Vertretung der Gesamtheit gelten können. Da sich das in betreff der mehr zur sogenannten rechten Seite gehörigen Theologen von selbst versteht, so genügt hier die Anführung eines Gewährsmannes aus dem Lager der sogenannten liberalen[1]) Theologie. Aus den „Protestantischen Monatsheften" (Berlin 1899, S. 454) ergiebt sich, daß Dr. H. Meltzer, ein mit der Geschichte Israels auf Grund der Ergebnisse der neueren alttestamentlichen Forschungen wohlbekannter Gelehrter, in seiner Schrift „Das Alte Testament im christlichen Religionsunterricht, Gotha 1899" zwar eine gründliche Umgestaltung des alttestamentlichen Unterrichts anstrebe, aber auch den Nachweis führe, „daß die Patriarchengeschichte den Anforderungen entspricht, die an eine echte Jugenderzählung zu stellen sind: diese soll wahrhaft kindlich, sittlich bildend, lehrreich, von bleibendem Werte und einheitlich sein". Wenn Dr. Meltzer in dieser Weise über die besonders angefochtenen Erzählungen der Genesis urteilt, so denkt er an Ausweisung des Alten Testaments aus dem Religionsunterrichte sicherlich nicht. Unsre theologisch gebildeten Religionslehrer sind auch zu gute Pädagogen, als daß sie Luthers bekanntes Wort von den Windeln des Alten Testaments, darinnen Christus liege, nicht beherzigen sollten.

Glaubte Dr. Giese dem Alten Testament noch wertvolle Bestandteile zugestehen zu müssen, so ging sein Korreferent Bindewald schon deutlicher zum Angriff vor und meinte, er wolle dem Christentum nicht zu nahe treten, müsse aber doch bedauern, daß Luther einst das Alte Testament nicht beseitigt habe. So könne dieses bis heute noch dazu beitragen, die Verjudung in unser Volk zu tragen, vor allem durch die Meinung, daß die Juden das auserwählte Volk seien. Noch schärfer ging dann ein Hamburger Parteigenosse ins Zeug, der überhaupt nicht begreifen konnte, wie Leute noch das Alte Testament als göttliche Offenbarung ansehen möchten; werde doch darin unter anderm erzählt, wie Abraham seine Frau als Schwester an Pharao verkuppelt habe; er danke für solche Offenbarung. Für die wissenschaftliche Quellenkunde ist die in der Genesis an drei Stellen (Kap. 12, 20, 26) bald von Abrahams, bald von Isaaks Weibe berichtete Erzählung wertvoll, und es begreift sich, daß die Bewahrung der Patriarchenfrau oder Stammmutter den alttestamentlichen Erzählern wichtig war. Aber der hitzige Judenfeind, der hier von Verkuppeln spricht, hat von den drei

[1]) Vergl. auch Gustav Voltmar, Jesus Nazarenus. Zürich 1882, S. 5.

verschiedenen Darstellungen derselben Sage, in welcher der Mann das Weib für seine Schwester ausgiebt, keine einzige ordentlich gelesen; sonst müßte er wissen, daß sie von göttlicher Errettung der Patriarchenfrau aus der ihr und ihrem Manne drohenden Gefahr handeln, und zwar in echt orientalischer Weise. Zudem weiß er nicht, daß seine Ansicht vom Verhältnis der Offenbarung zum Alten Testament auf der von der Wissenschaft längst widerlegten Annahme der Verbalinspiration ruht, während sich mit offener Verwerfung der dem christlichen Gefühl anstößigen Stellen die freudigste Anerkennung der im Alten Testament enthaltenen göttlichen Offenbarung sehr gut verträgt. Natürlich gehört die erwähnte Sage nicht in den Jugendunterricht hinein; für Kinder ist die Bibel ebensowenig geschrieben, als man in ihr ein Lehrbuch für Geologie und andre Wissenschaften besitzt. Der Name Schulbibel (vergleiche Evers, Die Schulbibelfrage. Berlin 1895, sowie die guten Bemerkungen von Bahnsen in den „Protestantischen Monatsheften“ 1899, S. 461—478) hat auf die Orthodoxie gewirkt wie ein rotes Tuch auf den Stier. Hätten die Freunde der Schule von einem für die Volksschule ausreichenden Bibelauszuge gesprochen, so wäre man schwerlich so leicht auf den Verdacht gekommen, daß die Vollbibel, die den studierenden Jünglingen wie den Erwachsenen in die Hand zu geben ist, durch eine Schulbibel verdrängt werden sollte.

Auf dem Hamburger Parteitage fehlte es jedoch nicht an Männern, welche die Angriffe auf das Alte Testament bedauerten, und der Giesesche Antrag wurde aus taktischen Gründen wirklich zurückgezogen, wie der Berichterstatter von Luthardts „Kirchenzeitung“ meldet. Wenn indes dieser lutherische Theologe sich keinen größeren Widerspruch denken kann als den, daß man ein und dasselbe Buch zu den schnödesten Verunglimpfungen Israels und seiner Väter benutzt und es zugleich als gefährliches Verjudungsmittel brandmarkt, so könnte ich ihm nicht nur teilweise, sondern vollständig zustimmen, wollte er sich im Gegensatze zu vielen Mitgliedern der deutsch-sozialen Reformpartei auf den streng geschichtlichen Standpunkt stellen. Allein das thut er nicht; vielmehr macht er völlig in der Weise Hengstenbergs die moderne Theologie für den Gebrauch und allen Mißbrauch ihrer Ergebnisse verantwortlich, als lieferte sie den Antisemiten die Waffen zur Verunglimpfung des Alten Testaments. Bei der Geschäftigkeit der Presse und der Leichtigkeit des Verkehrs in der Gegenwart, dringen die Ergebnisse der neueren Forschung, mögen sie nun haltbar oder falsch sein, unaufhaltsam in die weitesten Schichten der Bevölkerung ein, und ich leugne nicht, daß schlimme Mißgriffe auch auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft vorgekommen sind, zum Beispiel der Wahn, daß gewisse Tiere von den Vorfahren der Hebräer als Stammesgenossen angesehen und göttlich verehrt worden seien. Niemals aber fehlt solchen seltsamen Verirrungen die Bekämpfung durch angesehene Forscher. Jedenfalls verhält sich's mit der biblischen Wissenschaft nicht anders als mit allen übrigen menschlichen Wissenschaften, daß nicht durch Machtsprüche, sondern einzig und allein durch gute Gründe die Wahrheit, wenn auch langsam, den Sieg über allen Irrtum davon-

trägt. Das Verheimlichen oder Beschönigen der unchristlichen Züge, die dem Alten Testament naturnotwendig anhaften, richtet nur Schaden an, wie wohlmeinend die Anhänger des mechanischen Inspirationsbegriffs auch sein mögen. Nicht minder schädlich aber wirkt der leider an maßgebenden Stellen noch immer tief eingewurzelte Wahn, daß die wissenschaftliche Wahrheit der Unterstützung durch äußere Machtmittel bedürfe. Die Bibel hat die schärfste wissenschaftliche Untersuchung durchaus nicht zu scheuen; wer mit unbestechlichem Wahrheitssinn an sie herantritt, der wird vielleicht manche vorgefaßte und liebgewonnene Meinung aufzugeben haben, zugleich aber finden, daß der einzigartige Wert der Heiligen Schrift, in der wirklich das Wehen des göttlichen Geistes zu spüren ist, sich allen Anfechtungen gegenüber behauptet. Wer dagegen die nach orthodoxer Meinung vom heiligen Geist wörtlich diktierte Bibel als ein absolut unfehlbares Buch betrachtet und seine Augen gegen die Wahrnehmung ihrer menschlichen Schwächen ängstlich verschließt, der läuft bekanntlich Gefahr, sobald sich ihm auch nur ein einziger in der Bibel enthaltener Fehler unwiderstehlich aufdrängt, mit seinem unhaltbaren bisherigen Bibelglauben, wie man das nicht nur bei gebildeten Katholiken so häufig beobachten kann, zugleich die Religion selber über Bord zu werfen.

Weil die geschichtswidrige und doch als gläubige von der Orthodoxie gepriesene Ansicht Hengstenbergs vom Alten Testament schon längst unsäglichen Schaden angerichtet und unbewußt eine Hauptstütze vieler unberechtigter, ja gehässiger Angriffe auf dasselbe ist, so darf ich wohl noch einiges zur Sache bemerken. Auf keiner deutschen Universität befindet sich jetzt ein Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft, der als ein Schüler Hengstenbergs gelten könnte oder gelten wollte; aber vielfach besitzt unter den übrigen Theologen und bei zahllosen Laien jener wissenschaftlich überwundene Standpunkt leider noch heute warme Anhänger, und zwar meist darum, weil sie das Alte Testament nicht gründlich genug kennen gelernt haben. Ein angesehener lutherischer Theologe, Professor Volck in Greifswald, gewiß ein Gelehrter von kirchlich-konservativer Richtung, der aber das Alte Testament als Fachmann kennt, hat in seinem Buche „Heilige Schrift und Kritik. Erlangen und Leipzig 1897“ dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß man über Schädigung des christlichen Glaubens und Abfall vom Bekenntnis Klage führe, wo es sich nur um Berichtigung irriger exegetischer Tradition handle. Er bedauert (S. 83), daß „die sogenannte spezielle Einleitung in das Alte Testament von der positiven Theologie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden ist“, und bekennt von Hengstenbergs getreuem Schüler Keil und seinem Lehrbuch, das für viele Pastoren lange der Führer in der überaus wichtigen Frage nach der Entstehung der einzelnen Bücher des Alten Testaments war, „daß sein Verfasser kein Gefühl gehabt hat für kritische Probleme und Schwierigkeiten. Anstatt die einzelnen Schriften wirklich zu untersuchen und auf ihre Authentie hin zu prüfen, setzt er letztere voraus und nimmt sie gegen die Angriffe, welche man auf sie gemacht hat, in Schutz.“ Trotz der eifernden Pastoren Rupprecht und Ad. Zahn, der fanatischen Gegner aller

Quellenscheidung auf dem Gebiete des Pentateuchs (S. 209), weiß Volck gleich Wellhausen, daß der Pentateuch (oder richtiger: Hexateuch) lange nach Moses aus verschiedenen Quellenschriften zusammengearbeitet ist, und daß die Behauptung dieser Thatsache, gegen welche man sich vergeblich auf Aussprüche Christi und seiner Apostel berufe, keineswegs ein grundstürzender Irrtum heißen darf, vielmehr das Repristinieren von Hengstenbergs Standpunkt rein unmöglich ist.

Fahren wir jetzt fort in der Betrachtung der von judenfeindlichen Kreisen ausgehenden Unterschätzungen des Alten Testaments, so wundert sich vielleicht jemand, daß ich auch die im modernen Judentum ebenfalls vorhandenen religionslosen Spötter und jüdischen Sozialdemokraten zu den Judenfeinden rechne. Mir scheint aber, daß das heutige Judentum keine schlimmeren Feinde hat, als die seiner Rasse angehörigen Religionsspötter, die sich zum Teil für seine Freunde halten. Diese sind in der That seine Schreckenskinder, gerade wie den Verächtern des Alten Testaments von den dasselbe thöricht überschätzenden orthodoxen Fanatikern Wasser auf die Mühle geleitet wird. Ein einziges Beispiel frechen Spottes, dessen kürzlich ein Glied der jüdischen Rasse sich schuldig gemacht hat, wird hier genügen; vergleiche Luthardts „Kirchenzeitung", 1899, Sp. 1092. Mit vollem Recht beklagte es in der Brandenburgischen Provinzialsynode Minister v. Wedell, daß P. Gerhardts schönes Lied „Befiehl du deine Wege u. s. w." und der schöne Spruch Hiob 1, 21: „Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei gelobt!", die beide unzähligen Christen in schwerer Stunde zum Trost gereicht haben, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung gemißbraucht worden sind zu ebenso schlechten als geschmacklosen Witzen. Natürlich haben die anständigen und gebildeten Juden dies rohe Gebaren entschieden verurteilt. Sie halten es lieber mit dem jüdischen Brillenschleifer, dem berühmten Philosophen Baruch Spinoza, der (vergl. D. F. Strauß, Das Leben Jesu ²II, S. 726) behauptete, „den historischen Christus zu kennen, sei zur Seligkeit nicht notwendig, wohl aber den idealen, die ewige Weisheit Gottes nämlich, welche sich in allen Dingen, im besonderen im menschlichen Gemüt, und allerdings in ausgezeichnetem Grad in Jesu Christo geoffenbart habe, und welche allein den Menschen belehre, was wahr und falsch, gut und böse sei". Wenn aber jüdische Zeitungsschreiber über Dinge witzeln, die jedem religiösen Menschen heilig sind, so ahnen sie schwerlich, wie teuer die mutwillig eingeworfenen Fensterscheiben ihren Volksgenossen zu stehen kommen. Viel größer als die Zahl der jüdischen Spötter ist die Menge der religionslosen, durch äußere Bildung und gesellschaftliche Stellung hervorragenden Namenchristen, die es nicht bei der Gleichgültigkeit bewenden lassen, mit der sie ihrer Kirche gegenüberstehen, die vielmehr zu wohlfeilem Spott über die in der Kultur zurückgebliebenen Freunde der Bibel um so lieber bereit sind, je unwissender sie sich in Sachen des Alten oder Neuen Testaments erweisen. Mancher hochgebildete Deutsche unterscheidet sich von vielen auf gleicher Stufe stehenden Engländern und Nordamerikanern durch einen erstaunlichen Mangel an Bibel-

kenntnis, als ob ein gewisser Grad von Bibelkunde nicht ebensogut zur allgemeinen Bildung gehörte als Bekanntschaft mit den übrigen Meisterwerken der Weltlitteratur. Sogar auf solche Gebildete, die sich des erwähnten Mangels nicht gerade rühmen, finden nicht selten die trefflichen Worte Anwendung, die Arnold Berger gegen die Ueberschätzung der Naturwissenschaft gerichtet hat. Wir lesen a. a. O., S. 27: „Wer glaubt, auf naturwissenschaftlichem Wege zu einem philosophischen Weltverständnis gelangen zu können, der ist in wissenschaftlichem Aberglauben befangen. Und die Ironie der Geschichte will es, daß die Fanatiker der mechanischen Welterklärung im eignen Hause alle die bösen Uebel haben, die sie der leidenschaftlich befehdeten Kirche nachsagen: sie haben ein starres, tyrannisches Dogma der Naturlehre, ein hochmütiges, intolerantes Pfaffentum, das die wissenschaftliche Wahrheit endgültig gepachtet zu haben glaubt, und eine rücksichtslose Verketzerung aller Andersgläubigen, in denen sie entweder Dummköpfe oder listige Streber zu wittern pflegen. Uns aber kann die höchste Achtung und Bewunderung vor den Leistungen der modernen Naturwissenschaft nicht über ihre unverrückbaren Schranken täuschen, und unter den Naturforschern sind gerade die größten dieser Schranken immer eingedenk geblieben."

Endlich kommen wir zu der wohl zahlreichsten Klasse der heute auf das Alte Testament gerichteten Angriffe; ich meine die, welche von Sozialdemokraten ausgehen, mögen diese nun dem jüdischen oder dem christlichen Lager angehören. Beiden Lagern wird wegen der meist geringeren äußeren Bildung der sogenannten Arbeiter die vorhin gerügte Unkenntnis der Bibel gewiß nicht zur Rechtfertigung, aber doch mehr zur Entschuldigung dienen, als den im ganzen gebildeteren Kreisen, die viele Bücher in verschiedenen Sprachen lesen können. Aus dem oben schon erwähnten Schriftchen, das außer zweimaligem „Gratis!" den Titel führt: „Die Bibel in der Westentasche. Ein kleines, aber gewichtiges Hilfsbüchlein, die Anmaßungen und Irrlehren der p. t. Geistlichkeit zurückzuweisen. Berlin, Verlag von O. Harnisch", muß ich nun einige Proben mitteilen. Glauben wir im Alten und Neuen Testament von frommen Menschen geschriebene Bezeugungen der göttlichen Offenbarung zu besitzen, so lesen wir dagegen hier (S. 3): „Die Bibel ist durchaus Menschenwerk, ist mehr als irgend ein andres Buch der Welt voller Fehler und Unrichtigkeiten. Diese sind auch nicht bloße Versehen, im Gegenteile sind es meist mit Absicht und oft zu recht schlechten Zwecken ersonnene sogenannte fromme Lügen. Die Priester haben zum größten Teile die Bibel geschrieben und haben sie dazu benutzt, für sich Vorteil herauszuschlagen, ihre Feinde aber nach Möglichkeit zu verleumden." Das von Unwissenheit und Frivolität strotzende Gerede geht so bis Seite 10 weiter; die folgenden fünf Seiten empfehlen von Harnisch verlegte Bücher, zum Beispiel „Die Geschichte und Erklärung der Bibel von Balduin Säuberlich" (Bruno Sommer), und die letzte oder 16. Seite macht die Hausfrauen zur Einmachezeit auf eine Saccharinfabrik aufmerksam. Ich will jetzt ohne weitere Bemerkungen noch eine Anzahl von Aussagen dieser giftigen

Westentaschenbibel erwähnen und dann auch aus dem als Gegengift sehr empfehlenswerten Büchlein von H. Meinhof einige Proben anführen. Auf Seite 4 ff. steht zu lesen: „Die Weltschöpfung ist ein Naturvorgang, von dem kein Mensch, am allerwenigsten die ungebildeten Juden, etwas wissen konnten. Das angebliche Paradies ist ein Abklatsch der Parks persischer Großen, diese wurden von den dummen Juden als etwas Uebernatürliches angestaunt. Adam ist ein in Palästina wohnendes Volk der Adamiten. Von den Patriarchen weiß man gar nichts, als daß die von ihnen erzählten Geschichten nicht bloß unwahrscheinlich, sondern erzdämlich sind. Abram, gefälschterweise Abraham genannt, ist eine mythische Gestalt, der verehrte Ahnengeist eines später untergegangenen Volkes. Jakob ist nach der Bibel ein Erzspitzbube, der Jüd, wie er im Buche steht. Er betrügt seinen Vater, seinen Bruder, seinen Schwiegervater, und als er sich mit einem Gotte balgt, stellt er auch dem ein Bein und siegt. Dieses Ehrenmannes zwölf Söhne sind vom nämlichen Kaliber. Den Jüngsten verkauften diese netten Brüder in die Sklaverei. Natürlich ist Joseph kein Haar besser, denn in Aegypten beutet er das arme Volk zu Gunsten seines königlichen Herrn schamlos aus. Die sämtlichen (zwölf) Söhne sind Namen von Völkern, die nie in Aegypten gewesen sind. Moses kann keine historische Figur sein; mit diesem Namen, der ‚Herr' bedeutet, bezeichnete man überhaupt Stammesführer. Also rührt auch die Gesetzgebung nicht von Moses her. Sie ist vielmehr tausend Jahre jünger. Josua, der nach Moses Israel, eine der Beschreibung nach schrecklich bösartige Horde, regierte, sowie die meisten Richter haben niemals existiert. Geschichtlich ist erst König Saul. Einer der wenigen anständigen Menschen, die im Alten Testament vorkommen, geht es ihm auch am schlechtesten. Sein und seiner Familie Untergang wird herbeigeführt durch den schönen David, einen Strauchdieb und Wegelagerer, der sich zum Häuptling des Räuberstammes Juda, schließlich zum König von ganz Israel aufschwingt, wo er seinem Hange zur Tyrannei, Meineid, Ehebruch, Meuchelmord und andern Schand- und Blutthaten freien Lauf lassen kann. Darum ist er der Liebling aller Frommen. Sein Sohn Salomo ist ein ähnliches Subjekt, der durch Haremsintriguen, Leibwache und Brudermord emporkommt. Die Berichte von Salomos Tempel, Frömmigkeit und Weisheit sind frecher Schwindel. Seine Nachkommen, die Könige von Juda, sind meist Trottel auf dem Throne, die von den Tempelpriestern an der langen Nase herumgezogen, dann und wann auch mal abgemurkst wurden. Die Könige von Israel repräsentieren dagegen in ihrer Mehrzahl das gekrönte Strolchtum, und es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie diese Individuen sich gegenseitig abschlachten. Die Gefangenschaft, die nur der Adelskaste widerfuhr, gefiel ihr schlecht. Da sie arbeiten mußten, ersehnten sie den Messias, einen weltlichen Fürsten und Helden, der sie in die verlorenen fetten Pfründen zurückführen sollte. Auf die Ermahnungen ihrer Propheten, alter wie neuer, die moralische Besserung von ihnen verlangten, hörte diese verkommene Sippe nicht. Die Rückkehr wurde ihnen von Cyrus endlich gestattet. Die weltliche Partei wählte sich einen

Messias, der aber von der geistlichen Partei um die Ecke gebracht wurde. Letztere richtete nun eine reine Priesterherrschaft in Palästina auf, die, wie überall, Unheil zur Folge hatte, so daß das jüdische Volk den Römern eine leichte Beute wurde."

Im Verlage des christlichen Zeitschriftenvereins erschien zu Berlin SW. 13, in demselben Format von 70 zu 53 Millimetern, ein für fünf Pfennig käufliches Schriftchen unter dem Titel: „Die Bibel in der Westentasche. Ein kleines, aber gewichtiges Hilfsbüchlein, die Angriffe auf die Bibel zurückzuweisen", das außer dem Titel neun Seiten mit Text und sechs Seiten mit Bildern enthält. Sind schon nicht alle Bildchen, zum Beispiel das zu Matth. 9, 20 f., glücklich gewählt, so läßt der gewiß gut gemeinte Text noch mehr zu wünschen übrig, wenn er zum Beispiel sogleich zu Anfang „die Bibel mehr als 3000 Jahre alt" sein läßt. Ich glaube kaum, daß dieses Gegenschriftchen dem elenden sozialdemokratischen Machwerk vielen Abbruch thun konnte. Um so erfreulicher ist daher das Erscheinen der gekrönten Preisschrift des Stettiner Pfarrers Hans Meinhof im sächsischen Volksschriftenverlag (Leipzig 1897. 100 Seiten, kl. 8. Preis fünfzig Pfennig), dessen Titel lautet: „Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein. Die Wahrheit der Bibel dargelegt gegen die Angriffe der Sozialdemokraten und Freireligiösen." Das schon in vielen tausend Exemplaren verbreitete, in seiner Art vortreffliche Büchlein Meinhofs ist in edler und dem gemeinen Manne verständlicher Sprache geschrieben und könnte doch auch von den meisten Gebildeten gerne und mit Nutzen gelesen werden. Obgleich ich nicht in allen Einzelheiten dem wissenschaftlich tüchtigen, auf dem theologischen Standpunkte etwa von Ed. Riehm stehenden Verfasser beistimmen kann, hat es mir viele Freude gemacht, auf den ersten vierundvierzig Seiten, die besonders dem Alten Testament gewidmet sind, eine so verständige Widerlegung der auf dasselbe gemachten Angriffe zu lesen. So heißt es Seite 7 von der Gottesstimme in der Bibel, daß jeder ungelehrte Mann sie ebenso unmittelbar und ebenso klar vernehmen könne wie der gelehrteste Professor der Welt, so gewiß jeder Mensch Herz und Gewissen habe. Gegen Bebels Versicherung: „Sittlichkeit und Moral haben mit der Religion nichts zu thun. Das Gegenteil behaupten Einfältige oder Heuchler", beruft sich Meinhof (Seite 21; vergleiche Seite 27) auf die Thatsache, daß bei dem Volk Israel von Anfang an der Gedanke anklinge: „Wahrhaftiger Gottesdienst muß immer mit Sittlichkeit gepaart sein." Wenn Säuberlich in der Geschichte des Volkes Israel „Entwicklung, also Menschenwerk" erblickt, so lesen wir Seite 24, er habe „die Gleichnisse Jesu vom Senfkorn und Sauerteig, Matth. 13, 31—33, offenbar nie verstanden, auch nie beobachtet, daß Gottes Werke immer durch Entwicklung reifen. Oder kommt der Mensch als ausgewachsener Mann auf die Welt?" Müssen selbst die Sozialdemokraten mit Anerkennung von dem Wirken eines Jesaja, Deuterojesaja und Jeremia sprechen, so betont unser Verfasser die hohe Bedeutung dieser Propheten, deren Gottesglaube die Offenbarungsreligion des Alten Testaments sei, stellt das Zugeständnis der Gegner fest, daß sie gegen die

geschichtliche Glaubwürdigkeit der hauptsächlichsten alttestamentlichen Bücher nichts haben vorbringen können, und bezeichnet (Seite 28) das Vorhandensein dieser unbestreitbar im jüdischen Volke entstandenen Prophetenschriften mit ihrem erhabenen, wahrlich nicht von den götzendienerischen Babyloniern oder den Persern herrührenden Gottesglauben, mit ihrem heiligen sittlichen Ernst, mit ihrer unbestechlichen Liebe für die Rettung des Volks als ein Wunder, das niemand zu erklären vermöge, der nicht an eine Offenbarung Gottes glaube.

Der im Neuen Testament als Christus oder als König, Hohepriester und Prophet bezeichnete Jesus wurde von der Priesterpartei, wie das vorhin erwähnte Schandblättchen sich ausdrückte, „um die Ecke gebracht"; man möchte zuweilen aus dem Freunde der Armen, Mühseligen und Beladenen (Matth. 11, 28) einen Proletarier oder Sozialdemokraten machen. Wie man aber den Priestern kein Zurückschrecken vor irgend einem Verbrechen zutraut, wo sich's um ihren Vorteil handelt, so haben viele Sozialdemokraten sich einreden lassen, daß das Alte Testament von den auf die Stärkung ihrer Herrschaft bedachten Priestern gefälscht worden sei. Darum weist Meinhof (Seite 33) gut auf die offene Feindseligkeit hin, mit der die Priesterschaft den Propheten Jeremia verfolgte, und sagt mit Recht, es gebe „kein vernichtenderes Urteil über ein erstarrtes, faules, eigennütziges, schlechtes Priestertum", als es in den alttestamentlichen Prophetenbüchern stehe; vergleiche zum Beispiel Jes. 28, 7; Jer. 1, 18; 20, 1 ff.; 26, 11; Hos. 4, 8; 6, 9; Mich. 3, 11. Im Anschluß an Professor Stade mußte sogar ein Säuberlich bekennen, daß Jeremia, der wie Jesaja (Kap. 1, 11 ff.) statt des prunkenden Opferkults Besserung des ganzen Lebens und Wesens (vergleiche Jer. 6 und 7) forderte, infolge seiner furchtlosen Bemühungen um eine innerliche, moralische Wiederaufrichtung des Volkes in die Gefangenschaft der Priester geriet und kaum dem Tode entging, der ihn mehrmals nahe bedrohte. Dieses Lob der Propheten kann solchen Sozialdemokraten gegenüber, die in ihrem Priesterhasse das Alte Testament für pfäffischen Plunder erklären, als Ausgangspunkt zur Gewinnung eines besseren Urteils über die Schriften des Alten Testaments dienen. Auch die im Alten Testament unleugbar vorhandenen unchristlichen Stellen (zum Beispiel Psalm 137, 7—9) lassen sich ähnlich als Anknüpfungspunkte verwerten. Indem Meinhof (Seite 41) in denselben eine niedre Stufe der göttlichen Offenbarung offen anerkennt, entwindet er dem Gegner diese nur für die Orthodoxie gefährlichen Waffen und kann um so erfolgreicher andere Stellen geltend machen, in welchen das Alte Testament über jene (vergleiche Exod. 23, 4 f.; Lev. 19, 18; Ezech. 18, 33; Hiob 31, 1 ff.; Jona 4, 11), ja über sich selber (vergleiche Jer. 31, 31—34; Matth. 5, 44) hinausweist. Ich schließe meine Anführungen aus Meinhofs Biblischem Schutz- und Trutzbüchlein mit seinen Worten über Israels fleischliche Messiashoffnung (Seite 43): „Dieser Wahnglaube an vollkommene irdische Glückseligkeit ohne sittliche Umkehr beherrscht die Obersten und das Volk und führt dazu, daß der von der Schrift verheißene Messias Gottes, als er kommt, verworfen wird und Israel dem Gericht verfällt."

Wir haben es hier nicht mit den Sozialdemokraten als solchen zu thun,

sondern mit den Angriffen auf das Alte Testament, als dessen Feinde nicht alle gelten dürfen, die sich zur sozialdemokratischen Partei halten. Gäbe es unter diesen nicht zahlreiche Gemüter von idealer Gesinnung, die weit davon entfernt sind, Bibel und Christentum um der materiellen Güter willen, die man ihnen vorgaukelt, über Bord zu werfen, so wäre niemals das taktische Schlagwort, daß die Religion Privatsache sei, ausgegeben worden. Bei der engen Zusammengehörigkeit beider Testamente geht es durchaus nicht an, daß man das Alte Testament als ein unnützes Buch verwirft, um das Neue Testament desto höher zu schätzen. Ohne Berücksichtigung seiner geschichtlichen Vorbereitung kann das Neue Testament ja nicht einmal gründlich verstanden werden. Wer mit schlichtem Sinn die Gestalten zum Beispiel eines Jesaja und Jeremia auf sich wirken läßt, wie sie uns in den nach ihnen genannten Büchern entgegentreten, dem kann es nicht entgehen, daß diese Gottesmänner felsenfest überzeugt waren, als Boten ihres Gottes zum Volke zu reden, nicht aber die Eingebungen ihres eignen Herzens vorzutragen. Freilich widerstanden den Propheten oft genug nicht nur die Großen des Volkes und die Priester, sondern auch Propheten, die sich ebenfalls auf Jahwe beriefen (vergleiche Jer. 28 und 29). Mit Recht bezeichnen wir die letztern im Unterschiede von den wahren Propheten als falsche, ohne daß wir sie alle für bewußte Heuchler halten dürften. Es giebt keine Erscheinung im ganzen Altertum, die für die Entwicklung der wahren Religion so große Bedeutung hätte, wie das in seiner Art einzige, durch viele Generationen sich erstreckende Auftreten der alttestamentlichen Propheten, die als wirkliche Träger göttlicher Offenbarung durch den ihre Verkündigung bestätigenden Verlauf der Geschichte erwiesen sind. Je deutlicher wir dies erkennen, desto leichter können wir die Angriffe auf das Alte Testament ertragen, zumal da sehr viele derselben nicht aus bösem Herzen, sondern aus dem allerdings mehr oder weniger verschuldeten Mangel an Kenntnis und Verständnis entspringen.

Für die Abwehr der von sehr verschiedenen Seiten her auf das Alte Testament gerichteten Angriffe wird es also wichtig sein, daß wir die richtige Würdigung des so viel verkannten Buches für uns selber erstreben und sie auch unsern Volksgenossen zugänglich zu machen suchen. Wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun ist, zeigt schon der noch immer weitverbreitete Irrtum, daß Israels Religion von Anfang an der Monotheismus gewesen sei; vergleiche die in meinem Dekanatsprogramm (Seite 33) angegebenen Ausführungen von Baudissin, Ed. König und Sellin. Dürfen wir auch sagen, daß prinzipiell durch Moses Israel und der Welt der geistig sittliche Monotheismus geschenkt worden ist, so steht doch die Thatsache fest, daß die ältere Religion Israels mit dem Gebote, Jahwe allein zu dienen, das Dasein andrer Götter (vergleiche Exod. 15, 11) noch nicht ausschloß, und es bleibt dabei, daß wir bei Moses noch nicht den absoluten oder numerischen Monotheismus, sondern nur den ideellen Monotheismus oder den Glauben an Jahwes Einzigartigkeit und Ueberlegenheit über alle andern Götter voraussetzen dürfen, der erst durch die Propheten, vollends den Deuteronomiker und Jeremia, zum numerischen Monotheismus ver-

tieft wurde. Wir dürfen nicht verkennen, daß die israelitische Religion, wie Baudissin sagt, wenn auch in der Kraft eines neuen, ihr allein eignen Prinzips, aus den gemeinsamen Anschauungen des Semitismus herausgewachsen ist, und müssen uns durch die Vermischung des sinnlich Heiligen mit dem sittlich Heiligen (vergleiche Lev. 8, 15; 14, 49 ff.) und durch die unverkennbar im Alten Testament (zum Beispiel Gen. 6, 1—4) noch vorhandenen Spuren des semitischen Heidentums den Glauben an den Offenbarungscharakter des Alten Bundes nicht erschüttern lassen; vergleiche die alttestamentliche Theologie von Hermann Schultz (Göttingen 1889, 5. Auflage 1896) und die von Aug. Dillmann (Leipzig 1895). Mit Rücksicht auf Exod. 35, 3 und Apstlg. 1, 12 hat M. Kähler (Jesus und das Alte Testament, Leipzig 1896, Seite 32) gegen solche, die sich für gute Christen halten und doch in alttestamentlicher Weise für den Sabbat eifern, treffend bemerkt: „Wo in unserm Klima scheut man sich, am Sonntage zu heizen und zu kochen? Auch den Sabbatweg messen die bibelfestesten Spaziergänger nicht ab. Wenn sie trotzdem meinen, den Buchstaben des dritten oder vierten Gebots geltend machen zu dürfen, so ist das eben auch ein Aberglaube an das Alte Testament, den Paulus und alle Reformatoren zu verwerfen von Jesu und seinem Parakleten gelernt haben."

Ueber das Verhältnis des christlichen Glaubens zur Heiligen Schrift, insbesondere zur wissenschaftlichen Kritik des Alten Testaments habe ich in Schenkels Allgemeiner kirchlicher Zeitschrift (1860, Heft 5, Seite 9—39) eingehend mich geäußert. Ich schrieb damals in der Zusammenfassung meiner Ausführungen: „Die orthodoxe Inspirationslehre nimmt fälschlich für die Zeit der Abfassung der biblischen Bücher eine besondere Einwirkung des heiligen Geistes auf die Schriftsteller an; der einzigartige Wert der Heiligen Schrift beruht vielmehr zuvörderst auf derselben Erleuchtung durch den Geist Gottes, deren diese Schriftsteller auch während ihres sonstigen Wirkens im Dienste ihres Herrn gewürdigt wurden, zum Beispiel bei der mündlichen Predigt, dann aber auf dem Umstande, daß die Verfasser der biblischen Bücher durch ihre geschichtliche Stellung als Träger der göttlichen Offenbarung oder durch ihre geschichtlichen Hilfsmittel befähigt waren, ein im wesentlichen durchaus treues Bild der Offenbarungen Gottes im menschlichen Geschlechte der Nachwelt zu überliefern." Leider ist mein Wunsch, daß man mit dem Abthun der falschen Inspirationslehre endlich einmal gründlich Ernst mache, sehr unvollkommen in Erfüllung gegangen, wie das oben erwähnte Buch von Volck zeigt. Ich kann daher meinem Freunde Rothstein in Halle, der seit dem Januar 1900 in der „Erlanger Reformierten Kirchenzeitung" wissenschaftliche Bilder aus der Geschichte des Alten Bundes erscheinen läßt, nur besseren Erfolg seiner gemeinverständlichen Darstellungen wünschen, durch welche er die Leser von Recht und Pflicht der Kritik in ihrem Einklang mit dem Glauben an göttliche Offenbarung zu überzeugen sucht.

Vortrefflich führt Volck (a. a. O., Seite 41) aus, daß durch Diktat des heiligen Geistes nur der Urtext entstanden sein könnte, so daß für die Uebersetzung keine unbedingte Irrtumslosigkeit gewährleistet wäre, und sagt dann:

„Die strengste Inspirationslehre würde also dem Bedürfnisse nach unbedingter formaler Garantie der geoffenbarten Wahrheit nicht entsprechen. Wir Lutheraner sollten des eingedenk sein, daß dieses Bedürfnis in der römisch-katholischen Kirche konsequenterweise zur Unfehlbarkeitserklärung des Papstes geführt hat! Wir sind Christen, nicht weil wir an die Bibel, sondern an Christum glauben." Da die Bibel nur zu häufig in buchstäbelnder Weise als Richtschnur für Glauben und Leben aufgefaßt wird, so darf vielleicht mit einigen Sätzen aus einem Aufsatze J. Gottschicks (Rades Christliche Welt 1899, Sp. 1086—1089) darauf hingewiesen werden, daß diese Auffassung nicht einmal beim Neuen Testament uneingeschränkt anwendbar ist; dem Alten Testament gegenüber nimmt man ja leicht eine gewisse Freiheit vom Gesetze für sich in Anspruch. Gottschick führt eine Bemerkung des seinerseits auf Schleiermacher sich berufenden Göttinger Theologen an. Hermann Schultz bemerke, daß die Aussagen des Neuen Testaments über weite Lebensgebiete (Staat, Familie, Recht, Eid, Besitz, Ehe, Sklaverei und so weiter) nur Beschreibungen der christlichen Aufgabe und Gesinnung in Verhältnissen sind, die sich für uns längst anders gestaltet haben. Aeußerliches Zurückgehen auf Schriftworte oder juristische Anwendung derselben müßte in vielen Fällen ein Verkennen der ihnen zu Grunde liegenden Gesinnung zur Folge haben, auf die es der Ethik allein ankommen könne, denn Schleiermacher (Christliche Sitte, S. 95) behaupte mit Recht: „Was bei uns als Vorschrift für das christliche Leben aufgestellt werden soll, muß durchaus von Christo und aus dem göttlichen Worte abgeleitet sein und kann uns nur verbinden, sofern wir überzeugt sind, daß die Ableitung richtig ist. Bedenken wir aber, wie seit den neutestamentlichen Zeiten die allgemeinen weltbürgerlichen Verhältnisse der christlichen Kirche ganz andre geworden sind, so ist offenbar, daß wir von manchen Vorschriften des Neuen Testaments nicht mehr denselben Gebrauch machen können." Auf die Frage nach neuen Propheten antwortet Gottschick, daß die christliche Frömmigkeit mit ihrem bereits vorhandenen Besitz an sittlichen Erkenntniskräften die durch die modernen Verhältnisse aufgedrängten Aufgaben lösen könne und keiner stets fließenden Quelle neuer Offenbarung bedürfe, wie die römische Kirche bei ihrem gesetzlichen Standpunkte sie im unfehlbaren Papst zu besitzen glaube, und giebt dann (Sp. 1088) die wohl manchem christlichen Leser wertvolle Erklärung ab: „Für die christliche Sittlichkeit, wie Luther im Einklange mit Christi Verfahren und Paulus' Lehre uns ihr Verständnis erschlossen hat, ist eins ihrer charakteristischen Merkmale die Selbständigkeit des Gewissens oder des sittlichen Urteils, die Freiheit von allem Gesetz. So wertvoll es auch für den evangelischen Christen ist, wenn ihm allgemeine sittliche Belehrung und individuelle Beratung zu teil wird, sie darf ihm doch nur ein Mittel zur Bildung des eignen sittlichen Urteils sein. Er muß selbst erkennen, was in bestimmten Verhältnissen und in seiner individuellen Lage für die christlich-sittliche Gesinnung, für die Liebe die entsprechende Bethätigung ist." Jedenfalls geraten die Evangelischen, die aus der Bibel einen papierenen Papst machen möchten, wie wir es wieder bei der

Behandlung des Osnabrücker Predigers Weingart in Hannover erleben mußten, auch ohne es zu wissen, in das katholische Fahrwasser hinein.

Sollte mir jemand den Vorwurf machen, daß ich in meinen Ausführungen, wenn auch unwissentlich, das Alte Testament nicht gebührend gewürdigt, vielmehr zum Teil selber angegriffen hätte, so würde ich ihm mit W. Bahnsen (a. a. O., S. 461) zur Antwort geben: „Es gilt, den reichen göttlichen Inhalt der Bibel nach Kräften aufzuschließen, aber auch zu zeigen, wie das göttliche Wort hier in menschlichen Gefäßen dargeboten wird. Gerade je weniger Menschliches vergöttert wird, wird auch das Göttliche in seinem vollen Glanze erscheinen. Die Abneigung, ja der geradezu dämonische Haß, der in weiten Kreisen gegen die Bibel vorhanden ist, ist meist der Rückschlag gegen einen gerade hier liegenden Fehler." Ich kann mir daher unmöglich den beabsichtigten Erfolg versprechen von der orthodoxen Tendenz zum Beispiel der Schrift des nordamerikanischen Professors W. H. Green über die höhere Kritik des Pentateuchs oder des Buches des Amsterdamer Predigers Hoedemaker über die moderne Schriftkritik des Alten Testaments, die beide in deutscher Uebersetzung 1897 zu Gütersloh erschienen sind und tief unter der Höhe der heutigen deutschen Wissenschaft stehen: vergl. Luthardts Kirchenzeitung 1898, Sp. 444; Deutsche Litteraturzeitung 1898, Sp. 257—262; Theologische Litteraturzeitung 1899, Nr. 21. Dagegen bin ich mit Baudissin (Theologische Litteraturzeitung 1881, Nr. 10) überzeugt, daß im alten Israel die moralische und religiöse Entwicklung überall gleichen Schritt *einen* Weg gehen, wobei von einer allmählichen Vervollkommnung des volkstümlichen Bewußtseins aus sich selbst heraus nicht die Rede sein könne, vielmehr jeder neue Ansatz hervorgetrieben werde durch die Wirksamkeit eines prophetischen Mannes. So zeigt Giesebrecht an den Nasiräern (vergl. Num. 6; 1. Sam. 1, 11) und Rechabitern (vergl. 2. Kön. 10, 15. 23; Jer. 35), daß die Reaktion gegen die kanaanitische Sitte, Kultur und Gottesverehrung nicht erst durch die schriftstellerischen Propheten erweckt worden sei, sondern im Volke Israel selbst wurzele und weit über das achte Jahrhundert v. Chr. hinaufreiche, und rühmt die auf sittlich-religiösen Motiven beruhende Milde des alten Israel gegen Fremde und seine Tierfreundlichkeit, die im Gegensatz zu dem sonst grausamen semitischen Naturell bezeuge, daß im Werke des Moses ein Faktor gegeben war, der über die heidnische Sittlichkeit hinausführte (vergl. Gött. gel. Anz. 1897, S. 588, 591). Ich könnte noch eine Menge schöner Stellen aus den Schriften zum Beispiel der noch nicht erwähnten deutschen Kollegen Budde, Cornill, Duhm, H. Holtzmann, Klostermann, Marti, Schürer, der Engländer Cheyne und Driver, der Holländer Valeton und Wildeboer und so weiter anführen, obgleich die Ansichten dieser Gelehrten zum Teil weit auseinandergehen; aber der hier verstattete Raum drängt zum Schluß. Wie ich mit Absicht für Leser, die sich weiter unterrichten wollen, zahlreiche Litteraturnachweise gegeben habe, so seien mir jetzt nur noch wenige Mitteilungen aus drei empfehlenswerten Vorträgen gestattet.

Zunächst erwähne ich die Rede von Fried. Sieffert über das Recht im Neuen Testament (Göttingen 1900, S. 4 f., 12 f.), wonach die Verschmelzung

des religiös-sittlichen Gebiets mit dem rechtlich nationalen im Volke Israel um so inniger sich gestaltete, „je größer die sittliche Reinheit und die Lebenskraft war, mit welcher, gestützt auf die Erfahrung geschichtlicher göttlicher Heilsoffenbarung und getragen von gottbegeisterten Männern, der Gottesglaube dort sich entwickelte". Mit Recht rühmt der Bonner Rektor den außerordentlichen sittlichen Ernst, der dem israelitischen Volke im Verhältnis zu allen übrigen Völkern des vorchristlichen geschichtlichen Altertums eigen war, die Erkenntnis Gottes als des Hüters der sittlichen Weltordnung und das sichere Bewußtsein unbedingter sittlicher Verpflichtung, und treffend bespricht er, wie durch Jesus, in welchem die christliche Kirche die höchste Selbstoffenbarung Gottes sieht, die Verschmelzung von Religion und Recht grundsätzlich aufgelöst worden sei, mit den Worten: „Indem Jesus seine Jünger in das Kindesverhältnis zu Gott zu führen sucht, entzündet er in ihnen eine Liebe zu Gott, welche sich in der Liebe zu den Menschen zu bewähren hat. Auf diese Liebe führt er die Erfüllung des ganzen Gesetzes zurück. Und damit wird an die Stelle der rechtlichen Auffassung der Religion und Sittlichkeit eine sich individuell gestaltende Gesinnung und Lebensrichtung gesetzt."

Aus dem noch immer Beherzigenswerten, das der Vortrag von Ed. Riehm über die besondere Bedeutung des Alten Testaments für die religiöse Erkenntnis und das religiöse Leben der christlichen Gemeinde (Halle 1864) enthält, hebe ich nur hervor (vergl. S. 9 ff.), wie dieser fromme Schüler Hupfelds die auf dem Barmer Kirchentage im Jahre 1860 geäußerte Behauptung zurückweist, daß die neuere historisch-kritische Schule ihre Anhänger zu rechter Würdigung des Alten Testaments unfähig mache. Indem Riehm die schädliche Wirkung des Mißbrauchs der Kritik keineswegs in Abrede stellt, spricht er als seine Meinung aus, „daß diejenige Behandlung des Alten Testaments, welche als die rechtgläubige gilt, mindestens ebensoviel Schuld an der weitverbreiteten Geringachtung desselben trägt. Im übrigen aber," so fährt Riehm fort, „bin ich der Ueberzeugung, daß *einmal* die strengste historisch-kritische Betrachtung des Alten Testaments als einer Sammlung von in ganz menschlicher Weise entstandenen Schriften den Glauben an eine thatsächlich vorhandene, auf Christum und sein Reich vorbereitende Offenbarung Gottes im Alten Bund nicht ausschließt. Und *sodann* bin ich der Ueberzeugung, daß die aus bloßen Menschengedanken gewobene glänzende Hülle, mit welcher man sich selbst und andern die wahre Beschaffenheit des Alten Testaments verdecken zu müssen glaubt, der Erkenntnis und allgemeineren Anerkennung der großen Bedeutung und Herrlichkeit, welche der Heiligen Schrift Alten Testamentes wirklich eigen ist, nicht förderlich, sondern hinderlich ist. Um mit gutem Gewissen und in recht fruchtbarer Weise über das Alte Testament predigen und in das Verständnis desselben einführen zu können, dazu ist nach meiner Ueberzeugung nicht das Fürwahrhalten von allerlei historischen, litterargeschichtlichen und exegetischen Ueberlieferungen, sondern vor allem *der* Glaube erforderlich, der auch in betreff der Heiligen Schrift an dem unscheinbaren irdenen Gefäß, in welchem uns die göttliche Heilswahrheit dargeboten ist, sich

nicht ärgert, sondern durch Anerkennung des menschlich Beschränkten und Mangelhaften an der Schrift ihren göttlichen Gehalt nicht zu verlieren gewiß ist."

Endlich hat auf der theologischen Konferenz zu Gießen im Juni 1884 der jetzt auf den Lehrstuhl Hengstenbergs berufene Professor D. W. Graf von Baudissin, den ich gerne als meinen Nachfolger in Bonn gesehen hätte, seinen Vortrag „Ueber den heutigen Stand der alttestamentlichen Wissenschaft" mit folgenden, noch immer gültigen Worten geschlossen: „Manche Partien des Alten Testaments lassen sich auf dem christlichen Standpunkte nicht mehr direkt verwerten, und wenn man es dennoch gethan hat, sind sie verwertet worden zum Schaden christlicher Moral und Religiosität. Wollten wir das nicht zugeben, so müßten wir konsequent überhaupt den Unterschied zwischen Altem Testament und Neuem Testament aufgeben. Aber diese Schriften der vorchristlichen Gemeinde Gottes haben als Ganzes und auch in vielen Einzelheiten nun diese achtzehn Jahrhunderte hindurch immer aufs neue ihre erwärmende und belebende Kraft auch auf christlichem Boden bewährt. Sie haben es gethan trotz mancher Angriffsstürme, die bereits vor Zeiten über sie dahingegangen sind. Es wäre nicht das erste Mal, wenn man jetzt das Alte Testament als ein nicht Zugehöriges vom Neuen Testament trennen wollte. Es wird auch jetzt gehen wie vormals, und dessen dürfen wir sicher sein, daß keine Wandlung der Anschauungen über die äußere Entstehung des Alten Testaments seinen erhabenen Prophetenworten, seinen innigen Psalmen, seinen poetisch-schönen Erzählungen den praktisch-erbaulichen Wert zu nehmen vermag, welchen dieselben bis dahin behalten haben für die christliche Kirche."

Eine Verteidigung unsrer Sage von Wieland dem Schmied.

Von

Karl Blind.

Dies ist unser; so laßt uns sagen und so es behaupten!

I.

Umfassende Gelehrsamkeit oder Belesenheit ist leider manchmal nicht mit dem Sinn für die Erkenntnis der einfachsten Wahrheit verbunden. Hat sich einer, der in der Studierstube dem gesunden Menschenverstande weltfremd geworden, einmal eine gußeiserne Lehrmeinung zurechtgesetzt, so wird er die klarsten, ihr entgegenstehenden Thatsachen in sie hineinzuzwängen suchen oder auch kurzweg unterdrücken, obwohl ihm bei letzterem Verfahren, eben seiner Belesenheit halber, die Rüge nicht ausbleiben kann.

Profeſſor Sophus Bugge in Chriſtiania, bekannt durch ſeine auffälligen Anſichten über die nordiſche Götterlehre, hat unlängſt eine Abhandlung zur Vorleſung nach London geſandt, in der er den in Dichtung und Sage gefeierten Schmied Wieland zu einem Finnen zu machen ſucht. Auch den Schwanjungfrauen oder Walküren, die von Süden her zu dem, nach dem eddiſchen Liede („Völundarkvidha"), als Gefangener im Norden befindlichen, berühmten Waffen- und Goldſchmiede und ſeinen Brüdern kommen, will Profeſſor Bugge jedenfalls teilweiſe den germaniſchen Urſprung abſprechen. Er macht nämlich eine dieſer Schwanenjungfrauen zur Irländerin. Gleichzeitig bemüht er ſich, nachzuweiſen, daß die Wieland-Sage nicht aus Deutſchland, ſondern aus England nach Norden gekommen ſei. Die Angelſachſen ſcheidet er dabei ganz unnatürlich von den Deutſchen ab.

Die Finnen ſind gewiß ein höchſt achtungswertes Völklein — doppelt ſo, ſeitdem ſie der Gegenſtand der eigentümlichen Fürſorge eines angeblich friedliebenden Zaren geworden. Wer aber das alte, wahrſcheinlich auf das zehnte Jahrhundert zurückgehende Lied der Edda mit geſundem Sinne lieſt, der wird ſofort ſehen, daß der darin beſchriebene Völundr oder Wieland ein Rheinländer, ein Deutſcher, und nicht ein Finne iſt. Völundr ſelbſt ſagt es nämlich. Man darf es ihm alſo wohl glauben.

Wie nämlich der Nordlandskönig, der ihn in Feſſeln gelegt hat, ihn fragt: wo er ſeine Schätze erworben? — da antwortet der Gefangene, nach Simrocks Ueberſetzung:

Hier war kein Gold wie auf Grani's Wege;
Fern iſt dies Land den Felſen des Rheins.[1])
Mehr der Kleinode mochten wir haben,
Da wir heil daheim in der Heimat ſaßen.

Ein Rheinländer war alſo der Wieland der Edda. „Grani's Weg" iſt eine Umſchreibung für die Pfade, auf denen Sigurds oder Siegfrieds Roß Grani zu traben gewohnt iſt. Welche Maſſe edeln Erzes ſeit alter Zeit einſt aus dem Sande des Rheins durch Goldwäſchen gewonnen wurde, iſt allbekannt.

Sigurd ſelbſt iſt bekanntlich auch in der Edda durchaus kein ſkandinaviſcher, ſondern ein deutſcher Held. Ich ſage: bekanntlich; doch viele ſcheinen es nicht zu wiſſen oder nicht wiſſen zu wollen. Am Niederrhein iſt Sigurds, wie im Nibelungenliede Siegfrieds, Heimat. Sigurd iſt ein „ſüdlicher", ein „huniſcher" Fürſt. Beides iſt ein nordiſcher Ausdruck für deutſche Völker.[2]) Die Skandinaven nannten uns das „Südervolk", ebenſo wie heute noch der Schotte den Engländer einen Südlichen (Southron) heißt.

---

[1]) In der isländiſchen Urſchrift:

Gull var thar eigi à Grana leidhu;
Fjarri hugdha ek várt land,
Fjöllum Rínar.

[2]) Siehe die eddiſche „Sage von Atli", dem Fürſten am Niederrhein.

Die Hunen der Edda sind keine mongolischen Hunnen, sondern Bewohner von Nordwestdeutschland, wo der Hunsrück und manche andre Ortsnamen auf diesen uns zugehörigen Stamm weisen. In unsrer Heldensage sind Namen wie Hunolt, Hunbrecht, Hunferd häufig genug. Infolge der alles durcheinanderwerfenden Völkerwanderung traten erst die Hunnen Attilas durch Mißverständnis an die Stelle der deutschen Hunen und des in der Sigurd-Sage genannten, am Niederrhein herrschenden Atli, der noch in englischen Ortsnamen, wie Attleborough und Attlebridge, fortlebt. Denn auch nach England kamen Hunen, zusammen mit Friesen, Angelsachsen und andern deutschen Kriegerstämmen, wie der englische Mönch Bäda in seiner „Kirchengeschichte" bezeugt. Angelsächsische Eigennamen sind mit „Hun" zusammengesetzt. Eine Menge Ortsnamen, von Südengland bis nach Shetland hinauf, erinnert noch heute an diese herübergekommenen deutschen Hunen. Hunnen aus Attilas Heer waren es gewiß nicht.

Im Rhein prüft der hunische Sigurd, der Sohn eines Königs in Frankenland, das von Regin ihm geschaffene Schwert, indem er eine Wollflocke den Strom hinabtreiben läßt; da zerschnitt das Schwert die Flocke, wie das Wasser. Rheinaufwärts fährt der Held zur Gnitaheide, um den gleißenden Wurm zu erlegen. Die Gnitaheide befand sich, nordischem Zeugnisse zufolge, zwischen Mainz und Paderborn. Wir hören in den auf Sigurd bezüglichen eddischen Liedern von Burgundern und andern deutschen Stämmen, vom Rheingebirge und den „heiligen Bergen". Unter letzteren ist wohl das durch eine heilige Zahl bezeichnete Siebengebirge zu verstehen. Weiter südwärts hinauf reitet Sigurd nach Frankenland, wo er Brünnhild erweckt. Von Högni (Hagen) erschlagen, sinkt Sigurd südlich am Rhein nieder. In dem betreffenden Liede („Bruchstück eines Brünnhilden-Liedes") wird am Schlusse in einer Anmerkung auf deutsche Mämer (thydhverskir menn) Bezug genommen, die erzählten: Sigurd sei draußen im Walde erschlagen worden.

Das alles sei nur erwähnt, weil es geeignet ist, auch Licht auf die Verpflanzung der Wieland-Mär nach Skandinavien und Island zu werfen. In Professor Bugges Abhandlung ist solcher Hinweis freilich vermieden.

Nordmänner hatten die Siegfried-, die Wieland- und sonstige Sagen in Deutschland gehört, sie nach dem Norden gebracht, dort umgedichtet, ihren deutschen Ursprung aber offen anerkannt. Männer in Soest, Bremen und Münster, und Bewohner von Burgen in Niedersachsen werden als Quellen für solche Sagen ausdrücklich in den altskandinavischen Schriften angeführt. (Siehe Grimms „Deutsche Heldensage" und Simrocks „Deutsche Mythologie".) Zweimal kam auf diese Weise die Wieland-Sage nach Norden. In dem betreffenden Völundr-Liede nennt daher der kunstreiche, zauberkundige Schmied selbst die Rheinlande als seine Heimat. In der Wilkina-Sage werden die erwähnten deutschen Quellen ausdrücklich angeführt. Was könnte schlagender sein?

Nun ist aber dem eddischen Liede, das offenbar nur bruchstückweise erhalten ist, eine spätere Vorbemerkung in ungebundener Rede angeheftet. Darin sind Völundr und seine Brüder Slagfidr (Schwungfeder) und Egil als Söhne des

Finnenkönigs (synir Finna konungs) bezeichnet. Darauf stützt sich Professor Bugge. Ueber Völundrs eigne Aeußerung von seiner rheinischen Abkunft gleitet er so rasch wie möglich hinweg. Den augenscheinlich aus späterer Zeit stammenden, teilweise die Lücken im Liede ergänzen sollenden Prosazusatz über den „Finnenkönig" bearbeitet er dagegen ausführlich mit den sonderbarsten Gründen.

Beiläufig gesagt, könnte man Wieland, wie zu einem Finnen, ja eigentlich auch zu einem Asiaten oder Afrikaner machen. In einem altfranzösischen Gedichte schmiedet Galans (Wieland) nämlich ein Schwert in Damaskus und in Persien, das einen Teil des Schatzes des Pharao bildet! Vielleicht ist Pharao hier an die Stelle eines fränkischen Pharamund oder Faramund getreten. Das konnte dann noch weiter phantastisch nach Osten leiten. Durch die Franken aber wird die Wieland-Sage wohl nach Gallien gebracht worden sein, wo sie das nach ihnen benannte Reich gründeten.

In seiner Uebersetzung des Völundr-Liedes stellt Simrock mit Fug ein Fragezeichen hinter das Wort „Finnenkönig". Jakob Grimm machte schon die beachtenswerte Andeutung, ob es sich hier nicht um Finn, den Sohn Godwulfs oder Volkwalts (Folcvaldan-sunn) handle, der in den angelsächsischen und nordischen Stammtafeln fürstlicher Geschlechter als Vorfahr eines Woden (Odin) erscheint. Dieser Finn war selbstverständlich ein Germane.

Man hätte erwarten dürfen, daß Professor Bugge, der seine umfassende Belesenheit durch zahlreiche Anführungen auch aus deutschen Schriftstellen kundgiebt, dieser Vermutung Grimms doch gedacht hätte. Sie bleibt aber in seiner Abhandlung fein verschwiegen. Das ist gewiß nicht die Art, wie man in wissenschaftlichen Fragen verfährt.

Grimm hätte noch mehr sagen können. Finn ist bis zur Stunde ein in Deutschland, Skandinavien und Irland vorkommender Familienname. Nach Irland wurde er augenscheinlich durch die Finnier, Fenier oder Fianna gebracht, jenes sagenhafte, blondhaarige, blauäugige, kriegerische und becherfrohe Nordlandsvolk, das über Meer aus Lochland, das ist Norwegen, nach Irland gekommen war und die Herrschaft über die kelt-iberischen Einwohner errang. Diese Finnier oder Fenier stellen das erste Hereinfluten der geschichtlich bekannten norwegischen und dänischen Eroberer dar, die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert über Irland herrschten. Eine irische Sage läßt solche Fenier aus Skandinavien und aus Deutschland kommen. Hier will ich nur noch darauf aufmerksam machen, daß das Eiland Fühnen einst Fiona hieß.

Auf diesseitigem englischem Boden haben sich ebenfalls Ortsnamen, wie Finningham, Finningley, Finney, Findern erhalten. Die angelsächsische Sage kennt einen Finn in Kämpfen, in denen ein Hengest auftritt. So wenig wie die mongolischen Hunnen sind aber die Finnen des Suomalainenlandes nach England gekommen.

Die wirklichen Finnen nennen sich eigentlich „Suomalainen", Sumpfbewohner. Aus dem germanischen Finnier-, Fenier- oder Fiona-Namen kann nun leicht ein Mißverständnis hervorgegangen sein, das sich in der Prosa-Einleitung

zu dem eddischen Liede widerspiegelt. Ja, möglich ist sogar, wie Grimm vermutet, daß der Verfasser jenes Zusatzes keineswegs an die Finnen dachte, sondern den germanischen Namen Finn im Sinne hatte. Gleichviel, wie es sich damit verhalten mag: selbst angenommen, der Verfasser der Vorbemerkung habe den Schauplatz der kunstreichen Wirksamkeit Völundrs nach Finnmarken hin verörtlichen wollen — in dem Gedichte selbst tritt der berühmte Schmied als unser rheinischer Landsmann auf. Das genügt.

Die Namen in dem eddischen Gedichte sind zumeist klar als germanische erkennbar. Finnisch sind sie nicht. Wie schwach es aber mit den Beweisgründen steht, nach denen Professor Bugge hascht, mag aus folgendem entnommen werden.

Die Finnen, als Ugrier den Mongolen verwandt, sind nicht durch weiße Haut ausgezeichnet, sondern gelblich. In dem eddischen Liede jedoch ist des rheinländischen Schmiedes „weißer Hals" besonders hervorgehoben. Auch als Lichtelfe erscheint er. Solche Schilderungen in alter Dichtung werden immer mit Absicht gegeben.

Da sagt nun Professor Bugge, um sich aus dieser Schwierigkeit herauszuhelfen: „es sei ja nicht nötig, daß Völundr, als Königssohn, von reinem Finnenblut gewesen." Ein andrer Beweisgrund ist noch merkwürdiger. Völundr bereitet sich am Feuer einen Bärenbraten mit Föhrenholz. Das mag in eine nordische Dichtung ganz gut passen; allein Professor Bugge schließt daraus, dies müsse doch in Finnmarken geschehen sein, weil es dort Bären und Wälder von Föhren und Birken gebe!

Aber gab es nicht einst Bären im ganzen Norden, ja auch in Deutschland, wohin sich sogar jetzt noch manchmal ein solches Tier verläuft? Und sind die Föhren und Birken nur in Finnmarken, nicht auch in Schweden und Norwegen, selbst in Deutschland, zahlreich in Wäldern zu finden?

An unterdrückten, gegen seine eigne Darstellung sprechenden Zeugnissen fehlt es in Professor Bugges Abhandlung auch sonst nicht. Er weiß sich viel mit der Herkunft der nordischen Wieland- oder Völundr-Sage aus England, nur um Deutschland nicht die Ehre zu gönnen. Im Grunde könnte die Herleitung von den nach Britannien gekommenen Angeln und Sachsen gleichgültig sein. Sie waren ja auch Deutsche. Aber daß selbst Gottfried von Monmouth (zwölftes Jahrhundert) des berühmten Schmiedes Heimat nach dem Siegener Land verlegt: davon wird wiederum sorgsam geschwiegen. Und doch heißt es bei jenem Schriftsteller:

„. . . aurum, gemmasque micantes,
pocula, quae sculpsit Guielandus in urbe Sigeni."

„Das Sigener Land," sagt Simrock, „noch jetzt durch Bergbau berühmt, war schon im frühen Mittelalter wegen kunstreicher Erzarbeiten weithin bekannt." Warum unterließ es Professor Bugge, den englischen Hörern seiner Abhandlung die Stelle aus Gottfried von Monmouth und Simrocks Hinweis auf Deutschland zu erwähnen?

In seinen Bemerkungen über Wielands Bruder Egil, den Schützen, schreibt Professor Bugge: „Die Stadt Aylesbury in England trage von alters her seinen Namen; aber kein deutscher Sagenheld des Namens Egil sei bekannt." Sollte er nicht wissen, was bei Simrock und Grimm zu lesen, daß Völundrs Bruder Egil in der deutschen Sage als Eigel der Schütze bekannt und als solcher fast ebenso berühmt ist wie Wieland der Schmied; daß ferner eine deutsche Sage von König Eigel von Trier vorhanden ist; daß es in der Rhein- und Moselgegend die seltsamen Eigelsteine giebt; und daß der Eigenname Schützeichel (Eigel der Schütze) noch heute am Niederrhein vorkommt? Diese Dinge müssen Professor Bugge doch bekannt sein. Warum solche Thatsachen also unterdrücken? Oder sollte er das alles wirklich nicht wissen?

Auch daß auf deutschem Boden Wielands Name in zahlreichen Ortsnamen von alters her bezeugt ist (Welantes-Gruoba; Wielantes-Heim; Wielantis-Dorf; Wielantes-Tanna; Wielandes-Brunne), ist in des Verfassers Abhandlung verschwiegen. Wohl sieht er sich veranlaßt, zu erwähnen, daß das älteste Zeugnis über Wieland in unserm lateinischen Walthari-Liede (etwa aus dem Jahre 930) enthalten ist, und daß in dem deutschen Gedichte „Friedrich von Schwaben" sowohl Wieland, als auch die zauberhaften Mädchen im Fluggewande erscheinen. Ihre Gestalt taucht bekanntlich auch im Nibelungen-Liede auf, wo Hagen ihnen an der Donau die Gewänder wegnimmt, um sie zur Weissagung zu zwingen.

Sie heißen da „Meerweiber", obwohl sie an einem Strome, an der Donau, gleich Vögeln an der Flut auf und nieder schweben. Diese Bezeichnung als Meerweiber ist, wie mir dünkt, ein weiterer Beweis, daß unsre alten, uns verloren gegangenen, in der Edda aber glücklich erhaltenen und als von deutschem Ursprung zeugenden Siegfrieds-Lieder auf den Nordwesten unsers Vaterlandes als auf den Schauplatz der Sage weisen. Obwohl später durch Mißverständnis vom Rhein an die Donau versetzt, blieb an den weissagenden Frauen im Federhemde doch der Name Meerweiber haften.

Daß unsre besten Kenner überzeugt sind, ein altes deutsches Lied habe dem eddischen zu Grunde gelegen, davon spricht Professor Bugge nicht, so hoch auch wissenschaftlich die Männer stehen, die sich darüber äußern. Was in unserm „Heldenbuche" sich über Wieland erhalten hat, wird ebenfalls nicht erwähnt. Der norwegische Schriftsteller versteift sich darauf, die Wieland-Mär sei nicht aus Deutschland, sondern aus England nach Norden gekommen. Da muß eben gar manches mit Schweigen übergangen werden, was zu erwähnen unbequem wäre.

Nun, die Sage von dem „unsichtbaren Schmiede Wayland", dessen Höhle noch heute in der englischen Grafschaft Berkshire gezeigt wird, kam ja ohne Zweifel durch die Angelsachsen und andre deutsche Stämme nach Britannien; ebenso durch die Franken nach Gallien; desgleichen wohl auch später wieder dorthin durch die Nordmänner. Auf französischem Boden ist Wieland, mit der bekannten Umwandlung des W in G, zum Galans geworden. Ob nun das älteste, auf uns gekommene, nordische Wielands-Lied aus altenglischer oder aus

festländisch deutscher Quelle herrührt: was läge daran? In beiden Fällen war es eine deutsche Quelle. Die Angelsachsen, die Britannien in ein England umschufen, waren dem Stamm und der Zunge nach ebenso gut Deutsche, wie die nach Amerika eingewanderten Engländer — von denen der nordöstliche Teil der Vereinigten Staaten noch den Namen „Neu-England" trägt — dem Blut und der Sprache nach Engländer waren.

II.

Durch Myrkwidr, den dunklen Forst oder Schwarzwald, fliegen im eddischen Wielands-Liede von Süden her die drei zauberkundigen Weiber im Schwanenkleid. Ihre Namen sind grundgermanisch. Sie heißen Hladgud Schwanenweiß, Herwör Allweise (oder vielleicht Allweiß?) und Aelrun. Zwei von ihnen sind Töchter des Königs Lödwer, dessen Name, wie auch Professor Bugge zugiebt, gleichbedeutend ist mit dem deutschen Namen Ludwig. Aelrun wird eine Tochter Kiars von Walland, von Welschland, genannt.

Im Liede selbst kommt das Wort „Walland" nicht vor; nur in der späteren Prosavorbemerkung dazu. Welches Land damit gemeint sein soll — ob Gallien, wohin Franken, oder Britannien, wohin andre Deutsche gedrungen waren, von denen die Eingeborenen „Walas", das heißt Welsche, genannt wurden, was auch auf die Eingeborenen Italiens paßt, wohin Longobarden und Goten als Eroberer kamen: das ist aus dem eddischen Liede oder vielmehr aus der ihm angehefteten Prosa-Einleitung nicht zu ermitteln. Der Dichter des Liedes ist dafür ebensowenig, wie für den als Vater Wielands genannten „Finnenkönig" oder Finnkönig verantwortlich. Vielmehr heißt es in dem Liede: es habe die drei Schwanjungfrauen, nachdem sie sieben Winter lang die Gattinnen der drei Brüder gewesen, nach Myrkwidr, dem dunkeln Forste oder Schwarzwalde, verlangt, woher sie einst von Süden geflogen kamen.

Diese Weiber heißen in dem Liede „südliche Frauen". Das kennzeichnet sie, wie schon bemerkt, als Deutsche. Es sind Walküren, wie aus dem ersten Verse ersichtlich, wo von Herwör Allweisen, oder Allweiß, der jungen, insbesondere gesagt ist, daß sie nach Norden gekommen, um Kampf oder Schicksal (Urlog) zu entscheiden. Am Strande der See ruhen die drei und spinnen schönes Linnen. Das ist eine verdunkelte Andeutung des Schicksalswebens, wie es den Nornen eigen ist, die in die Walküren oft übergehen, von deren grausem Schicksalsweben ja ebenfalls berichtet wird. Auch die Walküren, die Totenwählerinnen, heißen in der Edda südliche Frauen oder Halbgöttinnen (disir sudhroenar). So im ersten Liede von Helgi dem Hundingstöter.

Mit Recht können wir daher die Walküren, gleich den drei Nornen — von denen ja ein merkwürdiges Steinbild bei einem an altheidnischer Tempelstätte errichteten Kloster in Bayern gefunden worden ist — in unsre durch pfäffische Vernichtungswut fast zerstörte Götterlehre einreihen, zu deren wenigstens teilweiser Ergänzung das im Norden glücklich Erhaltene oft dienen kann.

Aus Kiars Name will nun Professor Bugge folgern, daß die dritte Schwan-

jungfrau eigentlich eine Irländerin sei. Sein Herumraten über den Zusammenhang des Wortes Kiar mit keltischen Namen ist jedoch ganz unsicher. Sicher dagegen ist, daß auch Kiars Tochter einen germanischen Namen trägt. Ja, sie wird geradezu als den andern Schwanjungfrauen verwandt (kunn var Ölrún Kjars dóttir) bezeichnet.

Um jedoch zu seinem Schlusse auf keltischen, irischen Ursprung zu gelangen, meint Professor Bugge: man könnte im isländischen Texte, wo gesagt wird, Egil habe sich die schöne Maid Oelrun am lichten Busen gehegt (fögr maer fira) eigentlich besser setzen: fögr maer Ira, das heißt das irische Mädchen! Das ist eine bequeme Art, sich Beweisgründe für beliebige Aufstellungen zu verschaffen.

Bei dieser Gelegenheit äußert der Verfasser der Abhandlung, es seien bemerkenswerte Aehnlichkeiten zwischen dem Geiste irischer und norwegischer Dichtung vorhanden. Das ist richtig. Es gilt zum Beispiel für die in irischer, keltischer Sprache auf uns gekommenen Gedichte über die nach Irland als Eroberer gedrungenen germanischen Finnier oder Fenier. Aber diese Fenier waren, wie schon gesagt, keine Kelten oder Iberier, wie die Stock-Iren, sondern eben Nordmänner; und daraus erklärt sich sehr einfach der in den betreffenden Dichtungen wehende nordische Geist. Damit ist also gerade das Gegenteil dessen bewiesen, was Professor Bugge mit den unglaublichsten Gründen wahrscheinlich zu machen sucht.

Nahezu richtig ist seine Bemerkung, daß dem eddischen Liede von Völundr die künstlichen dichterischen Umschreibungen (die sogenannten „Kenningar" des Nordens) durchaus fehlen. Wenigstens zwei solcher Umschreibungen sind indessen doch darin enthalten. Die eine ist die Schilderung der Heimat Wielands als „Grani's Pfad". Gerade das fast gänzliche Fehlen solcher künstlichen Umschreibungen in dem isländischen Texte deutet jedoch auf alten, engen Zusammenhang mit deutscher Dichtung, die bekanntlich einfacher ist. Sie weist solchen, dem Sinne nach oft schwer verständlichen, künstlich verschnörkelten Zierrat kaum je auf.

Auch aus diesem, meines Wissens bisher nicht hervorgehobenen Grunde kann man mit Simrock sagen, daß das eddische Lied von Wieland dem Schmiede aus deutschen Quellen geflossen ist, und ein betreffendes Lied noch spät in Deutschland bekannt gewesen sein muß.

Wir haben es, gleich den alten, auf Karls des Großen Befehl gesammelten Heldenliedern, leider nicht mehr. Dem germanischen Norden gebührt das Verdienst, manches von diesen „antiquissima barbara carmina" in seiner eignen dichterischen Form gerettet zu haben. Jakob Grimm erinnert daran, daß noch im Mittelalter Wielands Andenken unter den deutschen Schmieden dauerte, deren Werkstätten „Wielands-Häuser" hießen. Vielleicht, meint der Altmeister germanistischer Kunde, war Wielands Bild vor den Schmieden aufgestellt oder angemalt.

Professor Bugge hat in seiner Abhandlung nur mit ein paar Worten des

Zusammenhanges der Wieland-Sage mit der griechischen Daidalos-Mär gedacht. Auch darüber hat schon Grimm wesentlich das gesagt, was gesagt werden kann. Er glaubt, der Name Wielands müsse aus einem die Kunstfertigkeit bedeutenden germanischen Zeitwort entstanden sein und fährt dann fort:

„Die Entwicklung einer inneren Bedeutsamkeit des Heldennamens empfängt aber überraschenden Halt durch eine unverkennbare Analogie der griechischen Fabeln von Hephästus, Erichthonius und Dädalus. Wie Veland der Beadohild (Völundr der Böðhvildr) Gewalt anthut, stellt Hephäst der Athene nach, als sie bei ihm Waffen machen lassen will. Beide, Hephäst und Völundr, werden zur Strafe gelähmt, und auch Erichthonius ist lahm, der darum das Wagenviergespann, wie Völundr Boot und Flügel erfindet. Mit Erichthonius fällt der spätere Erechtheus und dessen Nachkomme Dädalus zusammen, der vielfache Künste, einen Reigen und Bauwerke, ausersann, mit dessen Flügeln sein Sohn aus den Wolken niederstürzte." Und so weiter.

Ob die Wieland- und die griechische Sage etwa aus einer gemeinsamen Ursage geflossen sein mögen, und wie weit die deutsche Mär später wieder durch die hellenische beeinflußt wurde, läßt sich nicht mehr ergründen. In Osteuropa und in Kleinasien, in Griechenland selbst, ist der den Nordgermanen und den Deutschen eng verwandte Thraker-Stamm in vor- und nachhellenischer Zeit weithin ansässig gewesen.

Wie vieles aber die Hellenen von den Thrakern auf dem Gebiete der Götterlehre und der Heldensage, der Weltanschauung und der religiösen Gebräuche, der Musik und der damit verbundenen Dichtkunst entlehnt haben, das ist von den griechischen Schriftstellern selbst bezeugt und klar nachweisbar.

Niemand wird bestreiten können, daß aufeinander folgende Götterlehren, Religionen, stets einander beeinflußt haben, daß von einem neuen Glauben oft viel aus dem alten, überwundenen, aufgenommen worden ist. Das kann man aus dem indischen Pantheon erkennen, in welches auch Gestalten aus der Glaubenslehre der unterjochten drawidischen Völker übergegangen sind. Das Gleiche gilt von der griechischen Mythologie, in welcher thrakische und andre nordische, phönikische und ägyptische Bestandteile durchschimmern. Ebenso gilt es von der Religion der alten Römer. Nicht minder von der katholischen Religion, die manche altheidnische Mären, teils südlicher und östlicher, teils germanischer und keltischer Herkunft in sich birgt.

In weit geringerem Grade aber kann Aehnliches von der skandinavischen Götterlehre gesagt werden. Einige christliche Einschiebsel finden sich da freilich; zum Beispiel in der Jüngeren Edda über Weltschöpfung. Sie sind hineingefälscht worden und stehen in krassem Widerspruche mit andern Stellen. So wurde ja auch bekanntlich in Josephus' Werk über das jüdische Altertum von Mönchshand eine Stelle über das Christentum eingeschoben, die heute sogar von gläubigen Bibelgelehrten als unecht aufgegeben ist.

Es ist hier nicht die Stelle, näher zu zeigen, welche Uebertreibungen in Professor Bugges früheren Ausführungen über das Vorhandensein fremder

teils römischer, teils christlicher Bestandteile in der nordischen Götterlehre enthalten sind. Nur das sei noch gesagt, daß sich in neuerer Zeit bei einigen Ueberfrommen, denen der klare Nachweis von dem Ursprunge gewisser Lehren und Gebräuche des „Neuen Glaubens“ aus älteren heidnischen Religionen unbequem geworden ist, der Wunsch herausgebildet hat, den Spieß sozusagen umzudrehen. So wurde ja in England, um nur eines anzuführen, durch Gladstone die schöne Behauptung aufgestellt: die Lehre von der Dreieinigkeit, von der sich bekanntlich in vielen alten Religionen Beispiele finden, sei durch die Vorsehung in die letzteren zwar dunkel, aber absichtlich hineingelegt worden, um spätere Geschlechter für den neuen Glauben vorzubereiten!

Gehen wir an derlei Thorheiten ruhig vorüber. Das schöne Erbteil aber, das den nordgermanischen Völkern in ihren Götter- und Heldenliedern geworden ist, kann durch übertriebene Anfechtungen nicht geschmälert werden. Und was den uns Deutschen gebührenden Teil anlangt, so halten wir es mit Goethes Spruch, den Simrock seinem Werke: „Die deutsche Mythologie, mit Einschluß der nordischen“, vorangestellt hat:

Dies ist unser; so laßt uns sagen und so es behaupten!

Der chinesische Krieg.

Von

Vize-Admiral a. D. **Werner.**

In wenigen Wochen und zum großen Teile schon jetzt wird in den chinesischen Gewässern eine deutsche Seemacht versammelt sein, wie sie das Ausland noch nicht gesehen hat. Wenn unsre entsandten Kriegsschiffe dort sämtlich eingetroffen sind, wird unsre Flotte bestehen aus 4 Panzerschiffen erster Klasse, 4 großen Kreuzern, unter ihnen auch der außen gepanzerte „Fürst Bismarck“, aus 11 kleinen Kreuzern, 4 Kanonenbooten und fünf großen Torpedobooten. Dieselben haben eine Besatzungsstärke von 7250 Mann, einen Gesamtgehalt von 100000 Tonnen und eine artilleristische Bewaffnung von 32 schweren, 174 mittleren und 262 leichteren Geschützen. Von diesen sind mit Ausnahme der 28 Centimeter-Geschütze, von denen jedes Linienschiff sechs in drei Panzertürmen führt, alle übrigen Schnellfeuerkanonen. Von letzteren befinden sich auf dem „Fürst Bismarck“ vier 24 Centimeter-, auf den großen Kreuzern „Hansa“ und „Hertha“ je zwei 21 Centimeter-Kanonen, wie sie keine andre Nation besitzt, während die kleineren Kaliber an Tragweite, Treffsicherheit und Durchschlagskraft nirgends übertroffen werden.

Zu ihnen werden sich 15000 Mann ausgesuchte Landtruppen gesellen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Zusammenwirken mit den andern westlichen Mächten und Japan eine entsprechende Sühne für das geschaffen werden wird, was die Chinesen gegen das Völkerrecht verbrochen haben.

Von deutscher Seite haben die Besatzung des kleinen Kreuzers „Iltis", sowie diejenigen unsrer Mannschaften, die unter den Admiralen Seymour und Alexejew kämpften, gezeigt, aus welchem Holze sie geschnitzt sind, und daß die gelben Mordgesellen ihre Strafe erhalten werden.

Man hat von verschiedenen Seiten hervorzuheben gemeint, daß der Kampf mit einem Reiche von 400 Millionen Einwohnern ein großes Wagestück sei. Unter der Voraussetzung, daß wenigstens unter dem größeren Teile der Mächte, unter dem ich Rußland, Frankreich, Deutschland und Japan verstehe, Einigkeit erhalten bleibt, bin ich jedoch andrer Ansicht, und zwar auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen über Land und Leute, die ich ein Jahr lang im Norden, Osten und Süden von China und zwar gerade während eines Krieges mit England und Frankreich gemacht habe.

Ich befehligte damals ein Schiff der preußischen Expedition nach Japan, Siam und China zum Abschlusse von Handelsverträgen durch Graf Eulenburg und war monatelang im Golf von Petschili, vor Tientsin und Tschifu, in Shanghai und Hongkong, respektive Kanton. Während dieser Zeit habe ich mir große Mühe gegeben, mir ein möglichst objektives Urteil über die Chinesen und ihren Charakter zu verschaffen. Wenngleich dies ohne Verständnis ihrer Sprache keine leichte Aufgabe ist, wurde ich erstens durch die seit längeren Jahren in den genannten Orten ansässigen Deutschen und Ausländer wesentlich unterstützt, sodann aber auch durch einige fünfzig gebildete Männer, die als Offiziere, Aerzte und Regierungskommissare dem Geschwader angehörten. Wir tauschten die von uns gemachten Beobachtungen aus und vermieden dadurch Einseitigkeit.

Das ist nun freilich schon vierzig Jahre her, aber ich bin der Meinung, daß ein Volk, welches seit vielen Jahrhunderten, ja man darf wohl sagen seit Jahrtausenden in seinem früheren Kulturzustande erstarrt ist, sich in seinem Hochmute als den Mittelpunkt der Welt betrachtet und verachtungsvoll und haßerfüllt auf alle Ausländer und deren geistige Errungenschaften herabsieht, obwohl es von den „Fremden Teufeln" schon verschiedene Male in neuerer Zeit empfindlich dafür gezüchtigt ist, in wenigen Jahrzehnten nicht seinen Charakter so wandeln kann, wie vielfach angenommen wird.

Im Jahre 1861, während meiner Anwesenheit vor Tschifu, wurde der Süden von China durch die Taiping-Revolution und der Norden durch die Schantung-Rebellen heimgesucht. Letztere marschierten in Stärke von etwa 15000 Mann auf der längs des Petschili-Golfs führenden Heerstraße auf Tschifu los, während Mord und Brand und unerhörte Greuel ihren Weg kennzeichneten. Letztere Stadt war noch von einigen Hundert Franzosen bis zur Zahlung der Kriegskosten besetzt, und ebenso lagen einige französische Transportschiffe, ein französisches und ein englisches Kanonenboot dort. Sowohl dieses, wie ich mit

meinem Schiffe stellten uns unter die Befehle des französischen Admirals Protet, verankerten unsre Schiffe hintereinander nahe dem Ufer, brachten unsre sämtlichen mit Kartätschen geladenen Geschütze nach der dem Lande zugekehrten Seite und erwarteten die Feinde, deren Nahen wir schon einige Tage an dem nächtlichen Feuerschein der von ihnen verbrannten Dörfer beobachtet hatten. Um nach Tschifu zu gelangen, mußten sie auf 5 bis 600 Schritte an unsern Schiffen vorbei, und wir gedachten, ihnen einen warmen Empfang zu bereiten.

Bald erschien ihr aus 6 bis 800 Mann bestehender Vortrab, sämtlich beritten und unter Führung einer Unzahl von bunten Fahnen, die nach chinesischen Begriffen die Feinde schrecken sollen, um eine kurze Zeit auf einem Plateau zu verweilen, von dem das etwa eine halbe Stunde entfernte, thalwärts liegende Tschifu übersehen werden konnte. Sehr bald wurde die Truppe jedoch in einer höchst unangenehmen Weise in ihren siegesfreudigen Betrachtungen gestört. Das ihr zunächst gelegene englische Kanonenboot „Insoland" feuerte mit Präzision eine achtundsechzigpfündige Bombe mitten in den dichtesten Haufen mit einer geradezu furchtbaren Wirkung, und die ganze Masse wurde dadurch von einem so panischen Schrecken erfaßt, daß sie mit Hinterlassung von einigen Dutzend getöteten oder verwundeten Pferden und Mannschaften sich so schleunigst zur Flucht wendete, daß die zweite Bombe der Engländer (die andern Schiffe lagen zu weit rückwärts, um feuern zu können) sie gar nicht mehr erreichte. Tschifu war von der Mordbande gerettet, das ganze Heer machte eine Rechtsschwenkung und zog hinter dem die Stadt und Umgegend umgebenden Gebirgszuge südwärts, was wir an dem Feuerschein der brennenden Dörfer sahen.

Dies mag als Beweis für die damalige Feigheit der Chinesen dienen, und der vor drei Jahren so schnell beendete Krieg mit Japan, sowie kürzlich die Erstürmung der Takuforts, die gänzliche Niederlage der aus Boxern und regulären Truppen bestehenden 75000 Mann, welche Tientsin verteidigten und die Eroberung von hundert Geschützen durch eine fünfmal geringere Zahl Ausländer, sowie endlich die Einnahme von Peitsang und Yangtsun in letzter Zeit lassen den Schluß zu, daß seit damals ihr Mut nicht sehr gewachsen sein kann, trotz der modernen Waffen, die sie führen und trotz der militärischen Ausbildung, die sie in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren durch europäische Instruktoren erhalten haben.

Ebenso zeigen die feigen Mordthaten und Scheußlichkeiten, die sie in neuester Zeit verüben, daß die letzten vier Jahrzehnte ihre Bestialität nicht verringert haben. Nach jenem mißlungenen Angriffe auf Tschifu entsandte Admiral Protet eine Rekognoscierungstruppe von 400 Mann nach der von den Rebellen kürzlich heimgesuchten Gegend aus, aber die Schreckensthaten, denen man begegnete, überstiegen alle Begriffe. Den Frauen hatte man die Brüste, den Kindern die Hälse abgeschnitten und in Teiche geworfen, die Männer mit hinter dem Rücken zusammengebundenen Daumen an Dachbalken aufgehängt und Feuer unter ihnen angemacht, um sie bei lebendigem Leibe zu braten.

Was wir bis jetzt von den schändlichen Morden an Europäern und chinesischen

Christen gehört, wird in Wirklichkeit in ähnlicher Weise wie 1861 ausgeführt sein, und solchen Bestien in Menschengestalt Schonung angedeihen zu lassen, die von ihnen nur als Schwäche ausgelegt wird, dürfte das Verkehrteste sein, was man thun kann. Es würde nur dazu führen, daß sich die Sache in kurzer Zeit wiederholte. Im Gegenteil müssen sie so gestraft werden, daß sie es in hundert Jahren nicht vergessen.

Bis jetzt haben wir ja weniger von ihnen zu fürchten, aber wenn wir ihnen keine Daumschrauben aufsetzen, ihnen fortgesetzt moderne Waffen und Schiffe liefern, ihnen dauernd militärische Instruktoren geben und ihnen gestatten, bei ihrem gewaltigen Menschenvorrat europäisch geschulte Heere von Millionen auszubilden — nun dann mag Europa auf der Hut vor der mongolischen Rasse sein.

In diesem Augenblick freilich die Parole „Tod den Fremden!“ auszugeben, war eine Dummheit von ihnen. Hätten sie damit noch fünfzig Jahre gewartet und sich wie bisher militärisch weiter vorbereitet, dann wäre die Sache schlimm für Europa gewesen, aber jetzt ist es viel zu früh, und sie werden es bitter zu büßen haben.

Die Zeitungen sprechen von einem Heere von 900000 Mann, das bereit sei, den Ausländern entgegenzutreten. Ich möchte wohl wissen, woher die kommen, oder, wenn sie vorhanden wären, wie sie einheitlich geleitet werden sollten, während die Vizekönige der vielen Provinzen so gut wie selbständig sind und jeder von ihnen eigne Truppen hält und allein über sie verfügt. Wie sollte es auch möglich sein, solche gewaltigen Massen ohne Eisenbahnen, ohne irgendwie geregelte Verpflegung, bei dem großen Mangel an Heerstraßen auf viele Hunderte Meilen in dem großen Reiche zu konzentrieren und zu erhalten? Und dann wie steht es mit den Offizieren, die ohne jede Kenntnis moderner Kriegsführung nicht befähigt sind, sie zu befehligen, oder wie mit der Bewaffnung und allem dem, was europäischen Truppen gegenüber zum Kämpfen gehört?

Wenn die westlichen Instrukteure auch in den letzten zwei Jahrzehnten 20—25000 Soldaten äußerlich gedrillt, ihnen das ungefähre Umgehen mit modernen Waffen einigermaßen beigebracht und einige Hundert junge Offiziere notdürftig ausgebildet haben sollten, militärischen Geist, Ehrgefühl und dergleichen, was dem Soldaten innewohnen muß, haben sie ihnen schwerlich einimpfen können.

Während meines Aufenthaltes in Shanghai, das von den Engländern, wie Tschifu von den Franzosen, besetzt war, kam ein hoher Militärmandarin mit vierzig bis fünfzig Mann Bedeckung durch die Stadt, um sich zum Vizekönig zu begeben. Der edle Herr General ließ sich in einer Sänfte tragen, statt einer Waffe führte er, wie damals alle Offiziere, einen Fächer, und seine Begleitmannschaften sahen in Bekleidung und Bewaffnung eher einer Schar Strolche als Soldaten ähnlich. Den Zug eröffneten sechs Mann, mit den unvermeidlichen Furcht einflößenden Fahnen, die übrigen folgten paarweise. Einer trug eine Luntenflinte, der zweite ein kurzes Schwert in Holzscheide, der dritte eine Bambus-

lanze, der vierte nur ein mit einem Drachen bemaltes hölzernes Schild u. s. w. Zwei englische Soldaten, unbewaffnet, aber anscheinend etwas angetrunken, standen in meiner Nähe und schauten ebenfalls dem Zuge zu. Sie machten sich dabei das Vergnügen, mit ihren Spazierstöcken jedem vorbeimarschierenden Soldaten den Bambushut vom Kopfe zu schlagen. Weder der Mandarin noch seine Begleiter sagten ein Wort dazu, sondern letztere hoben nur die Hüte wieder auf und gingen weiter.

Nun, kann man wohl ein deutlicheres Beispiel von persönlicher Feigheit und Mangel an Ehrgefühl erleben als dieses, und wo soll es auch wohl herkommen, wenn, wie damals, selbst ein General nicht davor sicher war, öffentlich vor seinen Truppen mit Bambushieben ausgehauen zu werden, wenn er einen Fehler gemacht hatte? Bei den von Europäern gedrillten Truppen mag das inzwischen sich geändert haben, aber bei den übrigen gewiß nicht, ebensowenig wie Bewaffnung und Disciplin.

Es steht ja fest, daß die Chinesen eine große Menge moderner Waffen eingeführt und einen Teil der Truppen damit ausgerüstet haben, während von einer wirklichen Ausbildung nur für einen kleineren Teil die Rede sein kann. Diese Waffen erfordern, wenn sie gebrauchsfähig bleiben sollen, eine sorgsame Behandlung, und bei dem Fehlen dieser werden sie bald unbrauchbar werden. Die Chinesen niederer Klasse, aus denen sich die verachteten Soldaten rekrutieren, sind aber das schmutzigste Volk der Welt; jene nötige Sorgfalt geht ihnen gänzlich ab, und namentlich bei der jetzt eintretenden Regenzeit werden die Waffen bald verrosten und versagen.

Im Jahre 1860 wurde Peking durch englisch-französische Truppen in Stärke von 6000 Mann Infanterie, 600 Mann Kavallerie, welche die entgegenstehenden vierfach überlegenen Chinesen, die außerdem 100 Geschütze führten, in zwei Schlachten mit nur einem Gesamtverluste von 17 Toten und 110 Verwundeten gründlich schlugen, erobert und auf Befehl des Lord Elgin der geplünderte Sommerpalast des Kaisers niedergebrannt.

Daß diesmal die beabsichtigte Eroberung mit einer ähnlich geringen Truppenzahl ausgeführt werden könnte, daran war bei den veränderten Verhältnissen natürlich nicht zu denken, und die Verbündeten thaten sehr wohl daran, es nicht zu versuchen, aber die doppelte Zahl hat jetzt doch hingereicht, Peking zu nehmen und die weit überlegenen und verschanzten chinesischen Streitkräfte zu schlagen, die sich dem Vormarsche entgegenstellten. Die Kaiserin ist geflohen, ein Beweis, daß sie und der Hof die treibenden Kräfte des Krieges waren, und deshalb ist nur zu wünschen, daß man sich nicht mit der Zerstörung des wieder aufgebauten Sommerpalastes Yün-Men-Yün begnügt, sondern, wie es von russischer Seite bereits in Anregung gebracht ist, den ganzen kaiserlichen Teil der Stadt der Erde gleich macht, um einen nachhaltigen Denkzettel zu hinterlassen. Daß nach der Demütigung des stolzen Reichs der Mitte ihm eine Kriegskostenentschädigung auferlegt werden wird, die seine Finanzen auf eine lange Reihe von Jahren so

schwächt, um jeden Gedanken eines neuen Krieges auf ebensolange nicht wieder aufkommen zu lassen, dürfte wohl selbstverständlich sein.

Der vielgenannte Li-Hung-Tschang scheint zwar vorbauen zu wollen, indem er erklärt, China könne keine Kriegskosten zahlen, aber dafür stehen den Verbündeten Zwangsmittel genug zu Gebote, wenn sie sich deren nur bedienen wollen. Die vereinigten Flotten und selbst nur ein Teil derselben haben es in der Hand, sich der gesamten chinesischen Seemacht als Pfandobjekt zu bemächtigen. An einen Widerstand derselben ist kaum zu denken, und er würde auch vergeblich sein. So weit haben es die Chinesen doch noch nicht gebracht, um die Stellen der Maschineningenieure und Maschinisten durch eigne Leute zu besetzen. Dies sind fast alles Ausländer, und wenn sie nicht schon jetzt ihre Stellungen aufgegeben haben, werden sie sich in Anbetracht der ihnen drohenden Folgen schwer hüten, im Kriege von ihren Landsleuten gefangen genommen und gehängt oder erschossen zu werden. Deswegen hört man bis jetzt auch nichts von einer Thätigkeit der Flotte, die unter den obwaltenden Umständen gezwungen ist, ruhig vor Anker zu bleiben.

Ferner sind aber auch alle großen Hafenstädte, Kanton, Swatau, Amoy, Futschau, Ningpo, Shanghai und Tschifu von den Chinesen nicht zu verteidigen, sondern den Kanonen der fremden Kriegsschiffe, der Eroberung und Besetzung preisgegeben, und die Zollgefälle können mit Beschlag belegt werden.

Der Yangtsekiang ist dreihundert Meilen weit schiffbar. Die zum Schutz seiner Ufer angelegten Befestigungen werden ebensowenig wie die Takuforts die verbündeten Schiffe abhalten, um die an dem Strome liegenden großen Handelsstädte bis Hankau hinauf in ihre Gewalt zu bringen und sie, was noch viel wichtiger ist, in den Stand zu setzen, sowohl den Kaiserkanal, wie die von Kanton über Hankau nach Peking führende Eisenbahn abzusperren und der Hauptstadt wie dem ganzen Norden des Reichs die Zufuhr an Reis abzuschneiden.

Dieses Hauptnahrungsmittel des Volkes liefern hauptsächlich die Südprovinzen, zum geringeren Teil Siam und Cochinchina. Wenn sich aber Kaiserkanal, Eisenbahn, Tschifu und Tientsin in den Händen der Verbündeten befinden, dann versiegt nicht nur die Hauptquelle der Einnahmen des kaiserlichen Hofes aus den Abgaben für den Reistransport, sondern der Hunger der Nordprovinzen würde sehr bald die Deckung der Kriegskosten veranlassen.

Endlich aber sind es die Vizekönige und hohen Beamten, welche auf jede Weise das Volk ausquetschen, die hauptsächlich dafür heranzuziehen sind.

Bis jetzt scheinen sich die Südprovinzen ja noch ziemlich ruhig zu verhalten und ihre Vizekönige eine Ahnung davon zu haben, welches Unheil sie bei einer Teilnahme am Kriege für sich heraufbeschwören würden, aber wer kann bei dem von den Mandarinen geschürten Fremdenhasse und Fanatismus dafür stehen, daß auch hier nicht das Morden beginnt. Nun dann Auge um Auge und keine unangebrachte Milde und Schonung gegen eine solche Bande. Je schneller und gründlicher sie gezüchtigt wird, desto besser ist es für alle Beteiligten, und wie gesagt würde es dann nur von dem Willen der Verbündeten abhängen, den Krieg

schnell zu beenden und den Frieden zu erzwingen. Die Mittel dazu haben sie in ihren Flotten und Truppen in der Hand, und wenn sie nur einig bleiben, dann kann die Sache in kurzer Zeit vorbei sein. England und Nordamerika scheinen zwar eine eigentümliche Rolle zu spielen, aber im Interesse der Zivilisation ist zu hoffen, daß der Schein nicht zur Wirklichkeit wird, und die Wahl des Feldmarschalls Graf Waldersee zum Oberbefehlshaber läßt hoffen, daß die Einigkeit bis auf weiteres gewährleistet ist. Freilich wird der Friede eine geraume Zeit nur ein bewaffneter sein können, das heißt eine Reihe wichtiger Punkte muß von den Ausländern besetzt bleiben, bis China den auferlegten Bedingungen voll nachgekommen ist, denn ihm und seinen maßgebenden Persönlichkeiten ist nicht über den Weg zu trauen. In ihren Augen sind alle Weißen „Fangquei" — fremde Teufel — und dieser Ausdruck kennzeichnet genau die Stellung, die sie jenen gegenüber einnehmen. Teufeln braucht man weder Treue noch Glauben zu halten, darf sie auf jede Weise betrügen, belügen und übervorteilen, ohne das geringste Unrecht zu begehen. Das Brechen von Verträgen und so weiter, wie es sich im letzten Jahrhundert mehrfach gezeigt, ist nur eine Folge der geringen Meinung, die sie von den Ausländern haben. Allerdings darf man an ein Volk, das ohne eigentliche Religion lebt und dessen geistige Interessen auf so niedriger Stufe stehen, nicht den Maßstab einer geläuterten christlichen Sittenlehre und Weltanschauung legen. Es ist den Chinesen vieles erlaubt und makellos, was unsre Moral als unsittlich und verbrecherisch verurteilt, aber man muß das in Betracht ziehen und sich zu schützen suchen. Nicht leicht kann es eine Nation geben, die weniger von der Wahrheit hält, als die Chinesen. Eine Lüge zu sagen, ist ihnen nichts weniger als ehrenrührig. Im allgemeinen darf man annehmen, daß der Chinese, besonders Fremden gegenüber, nie die Wahrheit redet, sobald er dadurch den geringsten Nachteil für sich befürchtet oder auch nur mutmaßt. Er hält dies nur für sehr natürlich, und wir dürfen uns deshalb nicht wundern, von ihm nie die Wahrheit zu hören, mögen unsre Fragen noch so gleichgültiger Natur sein. Alles, was wir dabei thun können, ist, ihm zu zeigen, daß wir seine Worte bezweifeln, weil er sich sonst noch auf unsre Kosten lustig macht.

Wie in den Kriegen und Verhandlungen von 1840 und 1860 mit europäischen Mächten, haben die gegenwärtigen Verhältnisse zur Genüge dargethan, daß Unwahrheit und Hinterhaltigkeit nicht nur im Volke, sondern wo möglich in noch höherem Grade in Regierungskreisen Regel sind, und diejenigen Mächte, welche den letzteren und ihren Versicherungen Glauben und Vertrauen schenken, würden es bald zu bereuen haben.

Von der Korruption der höheren Beamten, ihrer skrupellosen Geldgier, mit der sie die Untergebenen aussaugen, war auch die oben erwähnte Shantung-Revolution ein schlagender Beweis. Ihre Ursache war ein großartiger Betrug der Regierungsbehörden, den sie an einem hochangesehenen und reichen Kaufmann verübten. Er hatte ihnen zum Bau der Takuforts eine hohe Summe vorgestreckt, die er mit den Zinsen unter Regierungsverschluß und Staatssiegel

zurückerhielt, aber wegen der kriegerischen Zeitläufte uneröffnet in seinen Kassengewölben aufbewahrte. Nach kurzer Zeit wurde er abermals um ein größeres Darlehen ersucht, das er auch bereitwillig von den bisher nicht angerührten Stücken hergab. Was geschah aber nun? Andern Tages wurde er verhaftet, eingekerkert und nach 24 Stunden wegen Falschmünzerei enthauptet.

Alles zurückgesandte Geld war falsch, und er mußte das von der Behörde begangene Verbrechen mit dem Tode büßen. Diese zum Himmel schreiende That entfesselte die Empörung. Die hochangesehene, weitverzweigte und sehr reiche Familie des so schändlich Gemordeten erhob sich wie ein Mann, warb eine Truppe und verlangte die Auslieferung der schuldigen Beamten, die jedoch von der oberen Behörde in Schutz genommen wurden und entkamen. Die Revolution breitete sich jetzt schnell aus, die Führer verloren die Leitung, und die Provinz wurde jahrelang mit Feuer und Schwert verheert, wobei Hunderttausende auf grausame Weise ihr Leben verloren.

Unter solchen Verhältnissen ist es erklärlich, daß die Höherstehenden in China das weitere Eindringen westlicher Kulturideen mit großer Besorgnis betrachten, weil sie mit Recht befürchten, daß das geknechtete Volk sich dann gegen sie selbst wenden werde. In ihrer Kurzsichtigkeit glauben sie, daß sie ihre Willkürherrschaft nur dadurch aufrecht erhalten können, wenn sie alle Ausländer töten oder aus dem Lande fernhalten, aber sie vergessen dabei, daß der Kampf der Barbarei gegen die Zivilisation überall auf der Erde ein aussichtsloser ist und letztere, wenn auch leider unter vielen blutigen Opfern, Siegerin bleiben wird und muß, wenn die Welt ihren vom Schöpfer bestimmten Weg zur Vervollkommnung weiterführen soll.

Dies einzusehen, dazu müssen sie gezwungen werden, und es wird dies um so sicherer geschehen, je energischer man gegen sie vorgeht. Nächstenliebe und Humanität sind schöne Attribute des Christentums, und seine Bekenner sollen sie nach Kräften üben, aber in dem gegenwärtigen Kampfe gegen entmenschte Mörder sind sie ebensowenig angebracht, wie wir sie gegen gleiche Verbrecher üben, und erst nach völliger Niederwerfung Chinas sind sie anwendbar. Diese kann aber nur von nachhaltiger Wirkung sein, wenn das Unheil und die Schrecken des Krieges den Chinesen so zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie in absehbarer Zeit nicht daran denken, sich einer abermaligen Züchtigung durch die europäischen Mächte auszusetzen.

In den bevorstehenden Kämpfen Gefangene zu machen, ist mit Ausnahme der Offiziere nicht angängig. Wo sollte man auch mit den Massen hin? Es ist aber auch gar nicht wünschenswert. Was nicht fällt, lasse man ruhig fliehen. Die Entkommenen werden nur dazu beitragen, den Schrecken von den Fremden in der Bevölkerung zu verbreiten, und zum zweiten Male werden sie sich dem Sieger nicht entgegenstellen, dafür bürgt ihre Feigheit.

Es ist schwer, im chinesischen Charakter eine Seite zu entdecken, die uns sympathisch ist. Fast überall finden wir in Moral, Sitte und Anschauung Gegensätze zu uns, und selbst der einzige Zug, der uns wohlthuend berühren

könnte, die Ehrfurcht vor den Eltern und Vorfahren, quillt nicht aus Liebe und Herzenswärme hervor, sondern ist in den meisten Fällen nur das Ergebnis der Gesetzgebung und der Bedrohung mit grausamen Strafen, wenn dagegen gefehlt wird. Der Vater behält bis zu seinem Tode unbedingte Autorität über seine Söhne, sie sind verpflichtet, für ihn zu sorgen, er nimmt teil an allen Ehren, die sie sich erwerben, ist freilich auch verantwortlich für das, was sie sich zu schulden kommen lassen, und wenn er gestorben, tritt die Mutter an seine Stelle. Bei meinem Aufenthalte in Kanton war ich mit unserm Konsul, Herrn v. Carlowitz, zu einem der angesehensten Kaufleute zu Tisch geladen. Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, verheiratet und Vater von drei Söhnen, die er uns stolz zeigte, da Mädchen in China wenig gelten, und wenn man fragt, wieviel Kinder jemand habe, nur die Zahl der Söhne angegeben wird. Die hübsche Frau und noch sehr ansehnliche verwitwete Mutter saßen nicht mit am Tische, sondern unterhielten sich an der Thür stehend mit uns. Nach Tisch wurden Zigarren herumgereicht, doch unser Wirt nahm keine. Auf die Frage des Konsuls, ob er nicht rauche, antwortete er sehr unbefangen: „Nein, ich danke, meine Mutter hat es mir verboten."

Wie aber Vergehen der Kinder gegen den Vater bestraft werden, davon erlebten wir in Shanghai ein Beispiel. Bei Besichtigung des Gefängnisses wurde uns ein junger Mann gezeigt, der seit fünfzehn Jahren an diesem schrecklichen Orte eingekerkert war, weil er als achtjähriger Knabe seinen Vater in den Daumen gebissen hatte.

Unter solchen Verhältnissen ist die Gewalt der Eltern über ihre Kinder erklärlich.

In den nächsten Monaten wird die Truppenzahl der Verbündeten bis über 100 000 Mann und bis zum Schlusse des Jahres auf die doppelte Zahl angewachsen sein. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß der Krieg so lange dauert. Peking ist gefallen und damit ein großer Erfolg erzielt. An einen größeren Widerstand im Norden ist kaum noch zu denken, und sollte der Süden Miene machen, sich gegen die Verbündeten zu erheben, so würde er es bald zu büßen haben. Wie Taku, Tientsin, Peitsang, Jangthau und Peking gezeigt, sind die chinesischen Befestigungen den Angriffen der Fremden nicht gewachsen, und im offenen Felde ist es gegen die Natur der Chinesen, vor Bajonetten standzuhalten, ebensowenig wie vor kaltem Wasser. Wäre es möglich, ihnen mit Feuerspritzen auf den Leib zu rücken, so würden nur unblutige Siege der Verbündeten zu verzeichnen sein.

Die vormaligen und die gegenwärtigen Jesuiten.

Von

J. Langen in Bonn.

Der bekannte Ausspruch des Jesuitengenerals: „Sint ut sunt, aut non sint“ ist mehr großsprecherisch als wahr. Wäre er wahr, so hieße er so viel als: „Unsre Gesellschaft hat keine Geschichte; denn wo Geschichte ist, da ist Veränderung. Unveränderlich ist aber nichts als die Gottheit selbst.“

Sehen wir von untergeordneten Dingen ab, so springt jedem Kenner der Geschichte der gewaltige Unterschied in die Augen, der zwischen der vormaligen und der gegenwärtigen Gesellschaft Jesu besteht. Wollten die Jesuiten heutzutage auftreten wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, so würde die Welt sie verlachen, und von einer Wirksamkeit derselben wäre keine Rede. Und umgekehrt. Hätten Ignatius, Franziskus Xaverius und so weiter sich unter ihren Zeitgenossen einführen wollen nach moderner Weise, so hätten sie damit keinen Anklang gefunden. Obgleich sie also eine verhältnismäßige Stabilität bewahrt haben, mußten sie sich doch, vielleicht unbewußt und unwillkürlich, dem Gesetze der Veränderlichkeit alles Irdischen unterwerfen.

Die Ursache hiervon lag weniger in ihnen als in den menschlichen, speziell kirchlichen Verhältnissen. Als der Jesuitenorden entstand, war er eine ganz neue, unerwartete Erscheinung. Aeußerlich, in ihrer Kleidung und Lebensweise traten die Jesuiten als gewöhnliche Geistliche auf. Aber den Geist, der sie belebte, hatte man noch nirgendwo wahrgenommen. Eine solche Enthaltsamkeit, Reinheit der Sitten, wissenschaftliche Bildung, Frömmigkeit und Fleiß war man weder an den damaligen Mönchen noch an der Weltgeistlichkeit gewöhnt. Die Bischöfe waren meist fürstliche oder adelige Herren, kaum des Lesens und Schreibens kundig; in der großen geistigen Bewegung der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts wurden ihre Namen kaum genannt. Ihr weltlicher Prunk, ihre fürstliche Machtstellung war ihnen lieber als die glänzendsten Siege auf dem kirchlichen Gebiete. Die Orden waren durchweg verkommen oder wenigstens roh und in Unwissenheit versunken. Der niedere Seelsorgsklerus rekrutierte sich aus den ungebildetsten Ständen und genoß einen durchaus unzulänglichen Unterricht. Er zeichnete sich meist nur durch eines aus, durch Mangel an Enthaltsamkeit nach jeder Richtung hin, was er seinen Gemeinden gegenüber verband mit Trägheit in allen kirchlichen Verrichtungen. Nun traten auf einmal Priester auf, die an die ersten Zeiten der christlichen Kirche erinnerten. Sie schienen wenigstens eine Selbstlosigkeit und Aufopferung zu besitzen, welche sie eher mit Engeln als mit Menschen vergleichen ließ. Das war eine ganz neue Erscheinung. Namentlich die fromme Frauenwelt fand sich hingerissen zu einer Art religiösen Verehrung.

Heutzutage ist wenigstens in Deutschland der sittliche und wissenschaftliche Zustand des Klerus so beschaffen, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den übrigen Geistlichen und den Jesuiten in dieser Hinsicht nicht besteht, daß es vielmehr Bischöfe und Priester giebt, die an Talent und Fleiß, an Tüchtigkeit der Leistungen auf allen Gebieten die Jesuiten überragen. Nur das Bestreben, nicht zurückzubleiben, ist es, was den heutigen Vertretern des Ordens eine gewisse Spannkraft verleiht, ohne welche sie auf das niedrigste Niveau zurücksinken würden. Schon nach der päpstlichen Aufhebung des Ordens (1773) beurteilt ein hervorragender Jesuit die Zustände in demselben nicht auf die günstigste Weise. Der berühmte und im Orden alt gewordene Cordara beklagt den Ungehorsam der Jesuiten gegen den Papst, indem sie ihre Ordensfunktionen fortsetzten, angeblich aus Nächstenliebe, in Wahrheit aber aus Ehrgeiz. In menschlicher Weise seien von Jesuiten viele Verbrechen (crimina) begangen worden; aber die schwersten Anklagen auf Königsmord und ähnliches beruhten doch auf Unwahrheit. Einigen Grund besäßen die Vorwürfe wegen des überseeischen Handels und der Beobachtung abergläubischer Bräuche in China. Auch hätten Jesuiten zu laxe Moralgrundsätze aufgestellt. Im allgemeinen seien sie eifrig und uneigennützig, aber doch nicht mehr so wie in den zwei ersten Jahrhunderten. Manche meinten etwas gethan zu haben, wenn sie den ganzen Morgen bigotten Frauenspersonen Beichte hörten. Andre hielten jede Woche eine Predigt, tränken morgens ihre Schokolade, schliefen nach Tisch eine Stunde und unterhielten sich sonst. Der Orden sei für heiliger gehalten worden, als er gewesen. Die Jesuiten legten alles Gewicht auf die Keuschheit, um sich in guten Ruf zu setzen, während sie Verletzungen der Nächstenliebe, wie Verleumdung, Haß und so weiter, milder beurteilten. Besonders aber sei ihr Hochmut schuld an ihrem Untergang. Schon den Novizen würde die Herrlichkeit des Ordens eingeprägt. Nur Jesuiten würden ihnen gepriesen und zum Studium empfohlen, alle andre Litteratur verachtet. Stolz seien sie auf die Pracht ihrer Kirchen, auf ihre Verbindung mit Fürsten; sie überhöben sich über Weltgeistliche und andre Ordensleute, geschweige denn über die Laien, während sie manchen von diesen das Wasser nicht reichen könnten.

Zahlreiche Kundgebungen derart aus späterer Zeit könnten beigebracht werden, aber dem Zeugnis dieses alten, ehrwürdigen Jesuiten gaben wir den Vorzug als einem möglichst milden und unverdächtigen. Was er schildert, ist die Uebergangsperiode von dem alten Jesuitismus zu dem modernen. Wie wir bereits bemerkten, kam in der neueren Zeit nur als das die vollständige Fäulnis verhütende Ferment die Eifersucht hinzu, hinter der Weltgeistlichkeit und den andern Orden nicht zurückzubleiben.

In alter Zeit verlegten sich die Jesuiten viel auf das, was man im gewöhnlichen Leben Schwindel nennt. Sie glaubten für das Volk der Wunder zu bedürfen, und da sie keine fanden, erdichteten sie solche. Charakteristisch ist, um nur ein Beispiel anzuführen, daß die älteste Biographie des Franziskus Xaverius treu und nüchtern gehalten ist. Aber bald wurde das Fehlende ergänzt. Das Leben des Apostels der Indier mußte von Wundern wimmeln. Die

Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit, mit der er seine vorgeblichen Bekehrungen bewirkt, mußten durch die abenteuerlichsten Wundererzählungen ersetzt werden. Er hatte Tote erweckt, er war an mehreren Orten zu gleicher Zeit erschienen, um zu predigen, redete, daß man gleichzeitig ihn in den verschiedensten Sprachen hörte, und was der sonstige Humbug für Namen hatte.

Ein Missionar, der heutzutage mit solchen Märchen Propaganda machen wollte, würde ins Irrenhaus gebracht. Die moderne Solidität giebt dem heutigen Jesuitismus eine ganz andre Gestalt, als er ehemals besaß.

Zwei Hebel sind es namentlich, durch welche der alte Jesuitismus um seine Kraft und Wirksamkeit gebracht wird: die historische Kritik, welche der Menschheit über die wirklichen Geschehnisse die Augen öffnet, statt sie mit unwahren Phantasien zu erfüllen, und die Naturwissenschaft, welche an die Stelle des Aberglaubens die Erkenntnis gesetzt hat, daß im gewöhnlichen Laufe der Dinge Ursache und Wirkung natürlich miteinander verkettet sind.

Zur Charakteristik der alten Jesuiten wollen wir die amtliche Jubiläumsschrift benutzen, welche der Orden selbst nach Ablauf seines ersten Jahrhunderts veröffentlicht hat unter dem Titel: „Imago primi saeculi S. J“. Antwerpen 1640. Diese Schilderung beginnt gründlich genug mit der Vorherverkündigung des Ordens schon im Alten Testament. Bei dem Propheten Jesaias, heißt es, sei der Orden schon vorausgesagt, und ebenso in der Apokalypse. Desgleichen habe der Apostel Thomas geweissagt, daß nach ihm und seinen Gefährten Missionare kommen würden mit Kruzifixen in den Händen; und da die Heiden das bei den Jesuiten gesehen, hätten sie solches für die Erfüllung der apostolischen Weissagung gehalten. Die Gesellschaft sei keine menschliche Stiftung, sondern von Christus und den Aposteln eingeführt worden. Die Jesuiten dürften also nicht als ein neuer Orden angesehen werden, sondern nur als die Wiederherstellung des von Jesus selbst gegründeten. Auch die Päpste, in solchen Dingen unfehlbar, hätten ihren Orden für ein Werk des heiligen Geistes erklärt. Der zweite Gründer der Gesellschaft sei Maria, die in einer Vision dem Ignatius erschienen. Seine Exercitien und Konstitutionen habe Ignatius von Maria diktiert erhalten. Das Haus von Loretto, die Geburtsstätte Jesu und Mariä, sei der Gesellschaft geschenkt worden, weil Ignatius dort seine ersten Funktionen übte, die Gesellschaft also von dort ausging. Sie habe Maria auch immer sehr verehrt. Rodriguez (einer der ersten Jesuiten) habe erzählt, ihm sei die Offenbarung geworden, daß der Orden auch zur Verteidigung der unbefleckten Empfängnis eingesetzt sei.

Am meisten hat der Orden gelitten durch die politische Entwicklung. Zur Entfaltung seines ganzen Wesens, namentlich seiner geheimen und bedeutendsten Thätigkeit bedurfte er der absoluten Monarchie. In alter Zeit schlichen die Jesuiten am liebsten an den Höfen herum. Hatten sie den Fürsten für irgend etwas, besonders für eine Konversion gewonnen, so war das Ziel erreicht, welches sie mit dem ganzen Lande oder Volke beabsichtigten. Sie begannen stets von oben, indem dann die Wirkung nach unten sich von selbst ergab. Nötigenfalls

wurde Zwang angewandt, dem der Orden niemals feindlich gegenüberstand. Der Presse, sofern es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine gab, war jede freiheitliche Regung fremd. Das waren die paradiesischen Zustände für den Orden. Hatte er sich eines Mannes bemächtigt, so hatte er alles unfehlbar in Händen.

Als die neue Zeit der konstitutionellen Monarchie oder gar der Republik anbrach, war auch die Macht der Jesuiten gebrochen. Nicht einer war mehr der Herr über alle, sondern diese selbst waren die Herren oder hatten wenigstens mit zu befehlen. Diese Entwicklung ist darum auch der päpstlichen Kurie und dem Jesuitenorden so außerordentlich verhaßt. Beide erblicken darin eine Zerstörung der auf göttlicher Anordnung beruhenden Autorität. Bereits hat sich die Wirkung dieser Umwälzung auch auf kirchlichem Gebiet recht sichtbar gezeigt. Mehrere deutsche Staaten, wie Baden und Württemberg, hatten nach altgewohnter Weise mit der Kurie 1861 Konkordate abgeschlossen, allein sie machten die Rechnung ohne den Wirt. Die Kammern verwarfen die Abmachungen, die Regierungen mußten die kirchlichen Verhältnisse ihrer Länder in viel freiheitlicherem Sinne ordnen, und die Kurie hatte das Zusehen. An solchen Vorgängen erkannten die Jesuiten deutlich, daß auch für sie die Welt des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr war, was sie im sechzehnten oder siebzehnten gewesen. Die Herrschaft war ihren Händen entwunden, und kein Fürst war fähig, sie ihnen wieder zurückzugeben. Sie haben sich seitdem mit Schriftstellerei, Unterricht, Seelsorge begnügen müssen, und das war für einen Orden mit solcher Vergangenheit eine gar zu schlichte, harmlose Thätigkeit. Die Gesellschaft fühlte sich wie gelähmt, und wie die Kräfte wachsen durch den Gebrauch, so ermatten sie auch durch Unthätigkeit. Außerdem mag mancher bedeutende Mann durch diese Wahrnehmung abgehalten werden, einem Orden beizutreten, dessen Zeiten eigentlich für immer vorüber sind. Wenn damals der General gesagt hat: „Aut sint ut sunt, aut non sint“, so hat er dem eignen Orden das Todesurteil gesprochen, welches sich anders freilich vollzieht als durch die damalige Aufhebung, langsam, allmählich, vermöge einer durchgreifenden Veränderung, welche mit Notwendigkeit der Aenderung der Zeiten folgt. Wie keinem Naturgesetz, können die Jesuiten sich auch diesem nicht entziehen: Tempora mutantur, et nos mutamur in illis. Männer, die sich Jesuiten nennen, mag es immer geben, aber echte Ignatiusjünger sind es nicht mehr und können es nicht sein.

Einige Gedanken über die Volkserziehung des 20. Jahrhunderts.

Von

Herman Schiller.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren einmal einer Prüfung in einer Kreiswaisenanstalt anwohnte, die die Aufgabe hatte, arme Waisen vom Lande für ihre künftige Bestimmung als Dienstboten auf dem Lande vorzubereiten, da erlebte ich etwas so Sonderbares, daß ich auf den Gedanken kam, Pestalozzi habe gar nie existiert, sondern sei bloß eine Phantasie idealistischer Schulmeister. Es wurde nämlich Geschichte geprüft, und was mußten die Waisenkinder wissen? Die Namen der sieben römischen Könige; daß sie Lehrer und Schüler falsch aussprachen, war nebensächlich. Erstaunlicherweise fanden alle Anwesenden, auch der Kreisschulinspektor, diesen merkwürdigen Bildungsstand ganz natürlich, ein Beweis, welchen Wert oft unsre Schulprüfungen, und welches Sachverständnis bisweilen unsre Schulaufsichtsbeamten haben. Die Prüfung erhielt noch obendrein, wie ich auf Befragen hörte, die Note eins. Man wird sagen, das war vor fünfundzwanzig Jahren so, und vielleicht war das eben ein verkommenes Land, in dem das Schulwesen auf niedriger Stufe stand. Leider nicht, sondern es war in einem Schulmusterlande, und es ist heute auch nicht viel anders. Vermutlich stehen heute die sieben römischen Könige nicht mehr im Lehrplane oder im Lesebuche; ob sie damals darin standen, ist mir sehr zweifelhaft. Indessen ist es noch kein Vierteljahr her, daß mir ein verständiger Schulaufsichtsbeamter etwas mitteilte, was fast noch schlimmer ist. Er fand in einer Bürgerschule einer großen Musterstadt, die mit Recht auf ihre Schulen und Lehrer stolz ist, daß der Lehrer die gleichen und ähnliche wertvolle Kenntnisse, die weder im Lesebuch noch im Lehrplane gefordert wurden, diktierte und zum pädagogischen Unverstande auch noch die Zeitverschwendung des Diktats hinzufügte; und welcher Unsinn unter den Händen der Schüler noch aus dem Diktate wurde!

Natürlich kommt es auf die sieben römischen Könige bei unsrer Frage nicht an; die jüdischen können es ebensogut sein, meinetwegen auch die deutschen Dynastien des Mittelalters, die „am Schnürchen heruntergesagt“ werden. Aber das Verfahren ist typisch. Künftige Bauernknechte und -mägde erlernen diese Namen, weil sie in andern Schulen auch gelernt werden. Der Lehrer wähnt sich selbst zu erhöhen, wenn er seine Waisenkinder auch auf das Niveau der gehobenen Stadtschule erhebt; freilich sollten auch hier die römischen und jüdischen Könige nicht in dem Lehrplan stehen. Und was noch mehr in Betracht kommt, der unverständigen Demokratisierung und Nivellierung unsrer Zeit wird dabei die nötige Verbeugung gemacht. Ist das wirklich die Volksschule Pestalozzis? Der edle

Schwärmer für die Armen und Elenden, der großherzige Dulder für ihre Bildung und Erziehung würde von dieser Entwicklung seiner Ideale wenig erbaut sein. Aber auch darüber würde und müßte man heute sich hinwegsetzen, wie über vieles, was in Pestalozzis Entwürfen und Gedanken verfehlt war, wenn eine verständige Erwägung dies als notwendig ergäbe. Wir können einmal nicht auf dem Standpunkte Pestalozzis stehen bleiben, hier so wenig wie in andern Fragen.

Aber ist denn die Ansicht Pestalozzis über die Aufgaben der Volksschule so falsch? Es sei vorausgeschickt, daß er ein freisinniger Mann war, der sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, die Rechtswissenschaft zu studieren, um als Anwalt für das rechtlose Volk seiner Vaterstadt aufzutreten und für es den Kampf gegen das regierende Patriziat seiner Vaterstadt Zürich aufzunehmen. Und daß es ihm an Liebe und Verständnis für die unteren Schichten der Bevölkerung gefehlt habe, wird gewiß niemand behaupten, der überhaupt von dem Manne ein wenig mehr als den Namen gehört hat. War er es doch, der sich zuerst der armen und verwahrlosten Kinder des Volks annahm, und der die allgemeine Volksschule an die Stelle der Armenschule setzte, die der aufgeklärte Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts geschaffen hatte. Die Aufgabe der neuen Volksschule sollte die „allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit auch der niedersten Menschen sein". Also: Pestalozzi darf wohl als Demokrat gelten, und da er auch in eminentem Maße sozialistisch thätig war, so konnten ihn auch die Sozialdemokraten für sich in Anspruch nehmen; von dieser Seite ist er unverdächtig. Und doch würde er nicht auf der Seite der unverständigen Nivelliererei und Demokratisiererei unsrer Zeit zu finden sein. Ihm ist es eine unumstößliche Erkenntnis, daß die Volksschule auf den örtlichen Verhältnissen und Besonderheiten aufgebaut werden müsse, und wenn er auch bei allen Kindern die gleichen inneren Kräfte anerkennt, so täuscht er sich doch darüber nicht, daß die äußeren Verhältnisse sich sehr verschieden verhalten. Ueber diese einfache Wahrheit, der natürlich auch unsre Schulgesetzgebung Rechnung trägt, werden wir so lange nicht hinwegkommen, als der sozialdemokratische Zukunftsstaat noch nicht verwirklicht ist, der für alle seine Angehörigen die gleichen äußeren Bedingungen herzustellen beansprucht. Gelänge ihm dies, so würde, die rücksichtsloseste Tyrannei vorausgesetzt — und die Rücksichtslosigkeit der „Idee" ist bekanntlich die schrecklichste —, dadurch natürlich die innere Ungleichheit nicht beseitigt werden, außer wenn ein längerer Bestand dieser Ordnung einen vollständig gleichen — Stumpfsinn herbeiführen könnte; dies würde aber selbst der größten Tyrannei weder möglich noch wünschenswert sein. Zerbrechen wir uns indessen nicht den Kopf über den „großen Kladderadatsch", sondern nehmen wir an, daß die Zustände des neuen Jahrhunderts sich nicht allzusehr von denen am Ausgange des neunzehnten unterscheiden werden.

Pestalozzi ging aus von einer Standesschule, er wollte ursprünglich den Kindern der Armen helfen, und in diesem Sinne begründete er seine Armen-

erziehungsanstalt auf dem Neuhof. Hier sollten arme Kinder für die Landwirtschaft als ihren Beruf erzogen werden. Sie wurden deshalb im Sommer zur Feldarbeit aller Art herangezogen, während sie im Winter spinnen und weben mußten. Der Unterricht sollte in den Freistunden und bei der Arbeit erteilt werden. Nicht auf viel und vielerlei kam es dabei an, sondern weniges sollte gründlich gelernt werden, wobei eine der Entwicklung des kindlichen Seelenlebens abgelauschte Methode die Erhebung der Anschauung zum Begriffe herbeiführen und zugleich die ganze Gestaltung der verschiedenen Seelenthätigkeiten beeinflußen sollte; aber dabei sollte die Individualität sorgfältig geschont, ihr vom Lehrer keinerlei Zwang auferlegt werden. In Burgdorf unter Niederers Einfluß wurde der enge Begriff der Standesschule in der Konstruktion des Systems aufgegeben zu Gunsten der allgemeinen Volksschule und der allgemeinen Menschenbildung. Aber Pestalozzi hielt vor wie nach an dem Ausgangspunkte der lokalen Verhältnisse fest.

Wie richtig diese Ansicht war, zeigt eine einfache Erwägung. Die Schule, beziehungsweise der Unterricht kann nur an das anknüpfen, was die Kinder aus dem Umgange mit Menschen (Eltern, Verwandten, Gespielen, Knechten, Mägden und so weiter) und aus ihrer Erfahrung, das heißt aus ihrem Leben mit und in der Natur in die Schule mitbringen; das lernt heute jeder Schulamtskandidat. Dieses Mitbringen kann unmöglich an allen Orten gleich sein, sondern der enge Kreis des Dorfes und der weite der Großstadt sind Extreme, die sich nur an wenigen Stellen berühren. Was würde also alles Nivellieren in der Schulgesetzgebung helfen, wenn die Natur und die Kultur selbst so große Klüfte geschaffen haben? Und diese beiden Grundlagen des Unterrichts wirken nicht nur bis zum Eintritt in die Schule, sondern sie üben durch das ganze Schulleben ihren fortdauernden Einfluß in stets steigendem Maße aus, und der Gedankenkreis einer vierzehnjährigen Dörflerin und einer vierzehnjährigen Großstädterin werden noch weit größere Unterschiede aufweisen, als es bei dem Anfange des Schulunterrichts der Fall war. Diese Thatsachen des wirklichen Lebens sind unerbittlich, und sie sind nicht durch die herkömmliche Phraseologie unsrer offiziellen und mehr noch unsrer nichtoffiziellen Pädagogik aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist auch hier das Leben mächtiger als der grüne Tisch und die Beschlüsse von Versammlungen und korrigiert mannigfach die Fehler, die dort gemacht werden. Aber nicht bloß zwischen Stadt und Land existieren diese Klüfte, sondern, nur manchmal, aber durchaus nicht überall, weniger tief, auch innerhalb der Städte selbst. Am wenigsten natürlich in den kleinen Städten, weil hier sich das Milieu der Lebenshaltung und der Gesichtskreis nur wenig unterscheiden. Aber schon in den mittleren Städten vertieft sich die Kluft, weil die Unterschiede im Milieu der aus Umgang und Erfahrung erworbenen Unterlagen sich schon bedeutend stärker geltend machen. Diese Thatsache und die Einsicht in dieses Verhältnis bilden die tieferen Gründe für die Entstehung der Vorschulen der höheren Schulen; daß es auch weniger tiefe und weniger zu billigende Ursachen für deren Entstehung giebt, wie ein thörichtes Standesgefühl,

ſoll nicht beſtritten werden, und es iſt ſicherlich in dieſer Hinſicht nicht Zufall, daß der demokratiſchere Süden Vorſchulen faſt in demſelben Maße nicht kennt, wie ſie der konſervativere Norden beſitzt. Wo indeſſen dieſe Vorſchulen nicht vorhanden ſind, blüht in der Regel die Privatvorbereitung, die man vielleicht erſchweren, aber nie völlig beſeitigen kann, ſolange der ſozialiſtiſche Zukunftsſtaat nicht auch hier alles über einen Kamm ſcheren und wie die zukünftigen Berufe, ſo auch die einzelnen Schulen für die einzuſchulenden Kinder feſtſetzen wird. Wie wenig natürlich aber ein ſolcher Prozeß zurzeit ſein würde, zeigen die Schulverhältniſſe mancher unſrer Großſtädte. Hier iſt teilweiſe die Idee der allgemeinen Volksſchule verwirklicht, aber natürlich mußten für weitergehende Bedürfniſſe gehobene Schulen errichtet werden. Und nun ſteht die Sache thatſächlich ſo, daß die eigentliche Volksſchule bis zur vierten und fünften Klaſſe zwar die allgemeine Vorbildung giebt, hier aber ein größerer Teil in andre Schulkategorien übertritt, als in der Volksſchule zurückbleibt. Daß daneben Privatſchulen in großer Zahl, namentlich für die weibliche Jugend, vorhanden ſind, verſteht ſich bereits ganz von ſelbſt. Alſo die allgemeine Volksſchule beſteht hier in der Theorie und teilweiſe auch in der Wirklichkeit für die erſten vier Jahre des Schulunterrichts; nachher iſt ſie zu Ende. Dieſe Thatſache und den darin ſich kundgebenden Sondergeiſt laſſen die Beſchlüſſe der Lehrerverſammlungen unbeachtet, die den Zwangsbeſuch der allgemeinen Volksſchule am liebſten empföhlen.

Man verſteht es, daß die Lehrer der Volksſchule die Idee der allgemeinen Volksſchule vertreten. Sie halten an der Erbſchaft Peſtalozzis feſt, teils aus Tradition, teils aus wirklicher Pietät, und ſie vertreten ihr und der Schule Intereſſe; denn die Vermehrung der Vorſchulen und der Privatſchulen bringt in den Mittel- und Großſtädten die Volksſchule in Gefahr, zu einer Proletarierſchule herabzuſinken — zu dem, was ſie vor Peſtalozzi war. Aber es iſt unrichtig, dieſe Schulgattungen zu bekämpfen, ſolange die jetzige Organiſation erhalten bleibt, deren größter Fehler die zu großen Schulorganismen und Klaſſen ſind. In kleineren Klaſſen, worin die verſchiedenen Elemente der Bevölkerungsſchichten verſtändig gemiſcht ſind, laſſen ſich die Schwierigkeiten, die aus der verſchiedenen Mitgift aus Umgang und Erfahrung entſpringen, eher überwinden, und wenn noch für die ſchwachbegabten Kinder beſondere Vereinigungen geſchaffen werden, wenn die Verhältniſſe der körperlichen Geſundheit und Reinlichkeit noch zweckmäßiger und wirkungskräftiger geordnet ſind, wenn namentlich die Geſundheitskommiſſionen der Renitenz thörichter Eltern gegenüber ein Zwangsrecht erhalten, das ſie heute noch nicht beſitzen, ſo läßt ſich erwarten, daß der Zug zur Errichtung von beſonderen öffentlichen oder Privatſchulen, in denen das Standesbewußtſein Ausdruck ſucht und findet, allmählich verſchwindet, wenigſtens erheblich eingedämmt werden wird. Dieſer Weg allein kann allmählich zum Ziele führen. Von Lehrerverſammlungen und ihren Beſchlüſſen allein, namentlich wenn ſie ebenfalls das Standesbewußtſein beeinflußt, wird keine Abhilfe zu erwarten ſein, ſo wenig hier wie auf manchen andern Gebieten.

Unter diesen andern Gebieten steht in vorderster Linie die Lehrerbildungsfrage. Der Volksschullehrerstand steht, was Strebsamkeit, Selbstthätigkeit und Weiterbildung anbetrifft, so hoch wie kaum ein andrer Stand. Aber diesen Eigenschaften und seiner Bedeutung für das Volkswohl entsprechen weder die äußere Schätzung noch die Stellung im Organismus der öffentlichen Beamtenschaft. Daß er auch diese äußere Anerkennung erringen will, ist ihm so wenig zu verdenken wie allen übrigen Beamtenkategorien. Nun wird bei allen diesen Agitationen in der Regel der Nachdruck gelegt auf den Aufwand für die Vorbildung, und dieser Umstand hat dazu geführt, daß auch der Volksschullehrerstand in dieser Frage gleiche Verhältnisse mit andern Beamtenkategorien herbeizuführen sucht. Dies mußte zum Kampfe gegen die Vorbildung in den Lehrerseminarien und Präparandenschulen führen. Gewiß haben diese, wie alle menschlichen Einrichtungen, manche, vielleicht sogar viele und schwere Mängel, aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man eine Einrichtung beseitigen, die für die pädagogische Vorbildung der Lehrer Vortreffliches geleistet hat und auch heute noch leisten kann, wenn sie richtig organisiert und möglichst mit den richtigen Kräften ausgestattet wird, wenn vor allem wieder Pestalozzischer Geist in diesen Anstalten zur Herrschaft gelangt, und wenn nicht wertloser Gedächtniskram in endlosen Wiederholungen im Vordergrunde steht, sondern die Selbstthätigkeit der Zöglinge fordernde und fördernde Unterrichtsweise. Auch der Stoff kann einerseits erheblich gekürzt, andrerseits, namentlich bezüglich der pädagogischen Psychologie, erheblich vermehrt werden, und man könnte auch durch die ganze Art des Lehrverfahrens und der Behandlung der jungen Leute mehr, als es geschieht, anerkennen, daß man keine kleine Jungen vor sich hat, die man gängelt und auf Schritt und Tritt kontrolliert. Mit einem Worte, die Atmosphäre dürfte geistig feiner und reiner werden. An vielen Orten wurden den Seminarien die schwersten Nachteile dadurch zugefügt, daß man ihnen Lehrer und Direktoren aus dem höheren Lehrerstande gab, die von Pädagogik und pädagogischen Bedürfnissen dieser Anstalten keinen Schimmer hatten und im Besitze ihrer noch dazu oft recht mäßigen und beschränkten fachwissenschaftlichen Bildung es für völlig überflüssig hielten, sich jene Kenntnisse zu erwerben; der Uneingeweihte kann sich nur schwer von den Mißgriffen eine Vorstellung machen, die in dieser Beziehung gemacht worden sind. Man muß dies aber wissen, um die erbitterte Stimmung der Volksschulkreise in der Seminarfrage zu verstehen; sie haben am eignen Fleische die Folgen zu tragen gehabt. Diese, den Kreisen der akademisch gebildeten Lehrer entstammenden Männer sind es auch nicht selten gewesen, die der Volksschule nach der ihnen geläufigen Schablone der höheren Schule in Seminarien und Lehrplänen Forderungen einimpften, die mit deren Zwecken und Aufgaben nichts zu thun haben.

Was in aller Welt soll zum Beispiel in den Lehrerseminarien eigentlich die lateinische Sprache? Thatsächlich gewinnen die jungen Lehrer nichts daraus als die sogenannte formale Bildung und die sogenannte wissenschaftliche Terminologie in Deklination, Konjugation und sonstigen grammatischen Beziehungen, was

ſie für ihre Bedürfniſſe an einer modernen Fremdſprache durchaus ausreichend erwerben können. Auch der Stundenzahl nach iſt es — ganz abgeſehen von der der Natur der Sache nach rein nebenſächlichen Stellung im Lehrplan — etwa ein Drittel der lateiniſchen Bildung, die an den Gymnaſien erlangt wird. Was könnte nicht viel Nützlicheres in dieſen wertloſen und verlorenen Stunden und in der dafür erforderlichen Vorbereitungszeit geſchaffen werden! Aber, merkwürdig, die Lehrer treten ſelbſt dafür ein. Nicht als ob ſie von deren Wert überzeugt wären, ſondern lediglich aus Standesrückſichten. Sie glauben infolge dieſer lateiniſchen Teilbildung den lateiniſch gebildeten Beamtenklaſſen nähergerückt zu ſein und eines ihrer Ideale, das Studium an der Univerſität, eher erreichen, beziehungsweiſe wo ſie es erreicht haben, nur durch Beibehaltung dieſer wertloſen Lateinbildung in den Seminarien behaupten zu können. Da wäre es nun an den Univerſitäten, rechtzeitig Hand anzulegen an die Löſung einer wichtigen ſozialen Frage. Zurzeit können an der Univerſität Leipzig — aber nur an ihr — gewiſſe Kategorien der Volksſchullehrer, die im Examen beſtimmte Noten erhalten haben, man kann ſagen die wiſſenſchaftliche Elite der Seminarabiturienten, als ſogenannte Pädagogen ſtudieren und auch promovieren. Es iſt dies eine an und für ſich vortreffliche Einrichtung des mannigfach vortrefflichen ſächſiſchen Schulweſens, und ſie verdiente überall Nachahmung. Bei dieſem Zugeſtändnis ſpielt aber die Beibehaltung des Lateiniſchen in den Seminarien eine wichtige Rolle, ja es iſt wahrſcheinlich, daß ohne dieſes Latein trotz all ſeiner Wertloſigkeit, die Univerſität ſich minder freundlich zu dieſem Studium der Pädagogen geſtellt haben würde. Die Staatsregierung wird ſich kaum auf den Lateinunterricht der Lehrerſeminarien verſteifen. Wenn alſo die philoſophiſche Fakultät dieſe Wertloſigkeit erſt einmal anerkennt und Latein nicht mehr ſozuſagen zur conditio sine qua non ihrer Zuſtimmung zu dieſem pädagogiſchen Studium macht, dann wird dieſes auch raſch aus den Seminarien verſchwinden. Und ſollte die Univerſität nicht eine tüchtige Vorbildung im Engliſchen oder im Franzöſiſchen als Erſatz erachten für dieſe lateiniſche, die weder nach rückwärts noch nach vorwärts mit dem Volksſchullehrerberufe Zuſammenhang hat? Sollte ſie ſich nicht dazu entſchließen können, ſo werden wahrſcheinlich die Techniſchen Hochſchulen es thun, die ſeit zwanzig Jahren ſchon eine Reihe von früher den Univerſitäten vorbehaltenen Ausbildungszweigen ſich angeeignet haben — man denke an die Zeichenlehrer, an einige Zweige des höheren Lehramts, an die Vorbereitung und Prüfung der Pharmaceuten — und die nicht an der lateiniſchen Bildung feſtzuhalten brauchen, im Gegenteil offen erklären, daß dieſe ihren Zwecken nicht förderlich iſt. Die Lehrer werden dann ihre nicht zu unterſchätzende Agitationskraft, die von feſtgeſchloſſenen Vereinen geleitet wird, nach dieſer Seite richten. Und dieſer Weg iſt ſogar natürlich, da die Techniſche Hochſchule dem Lehrerberufe der Volksſchule ebenſoviele Anknüpfungen bietet als die Univerſität. Aber es iſt nicht etwa eine bloß theoretiſche Erwägung, ſondern eine eminent praktiſche und ſoziale Rückſicht, die zur Beſeitigung des Lateins aus der Seminarbildung rät, und damit kommen wir wieder zu Peſtalozzi zurück.

Er meinte bezüglich des Lehrstoffes: wenig aber gründlich, das heißt, es kam ihm nicht auf die Menge des Lehr- und Lernstoffes an, sondern auf die Art, wie dieser von den Schülern angeeignet wurde. Von der Anschauung sollte überall ausgegangen und von zahlreichen Einzelanschauungen allmählich zur Bildung des Begriffs vorgegangen werden; mit der Sache wurde die sprachliche Bezeichnung gelernt. Daß man bezüglich des Umfanges des Lehrstoffs nicht auf Pestalozzis anfänglichem Standpunkt stehen bleiben konnte, versteht sich zu sehr von selbst, als daß man darüber ein Wort zu verlieren braucht; im Laufe eines Jahrhunderts, und vollends eines solchen wie das neunzehnte, war der wissenschaftliche Zuwachs zu gewaltig, als daß nicht auch der Lehrstoff der Volksschule davon hätte berührt werden sollen.

Die sogenannten Realien, Geographie, Geschichte, die Naturwissenschaften, traten eigentlich jetzt erst in die Volksschule ein, in der Muttersprache forderte man jetzt viel weitergehende Leistungen nicht bloß auf sprachlichem, sondern auch auf stofflichem Gebiete; namentlich trat die Pflege des Patriotismus in den Vordergrund. Auch die Forderungen der Religionslehre an gedächtnismäßigem Wissen wurden erheblich gesteigert; man denke an die biblische Geschichte, an die Kernsprüche und Kernlieder, deren Zahl beständig stieg, bis sie in den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte. Freilich war all dies nur dadurch möglich, daß der Volksschullehrerstand bei diesen Maßregeln und Bestimmungen meist nicht zum Worte kam. Man ordnete nach dem Vorgange der doch auch an schweren Schäden leidenden höheren Schule die Vermehrung des Lehrstoffes an, ohne sich zu fragen, wie dieser in Pestalozzischer Weise, das heißt durch Selbstthätigkeit und kraftbildende Arbeit der Schüler angeeignet werden könne; Auswendiglernen wurde die Losung, wie man ja in den höheren Schulen es auch machte. So ist heute in der Volksschule der Lehrstoff in einer Weise gesteigert, daß den Lehrern, namentlich bei der Bedeutung bureaukratisch abgehaltener Prüfungen, bei denen in manchen Staaten nicht selten der juristische Vorsitzende auch die entscheidenden Fragen stellt, zum Unterrichten im Pestalozzischen Sinne nur wenig Raum und geringe Möglichkeit bleibt. Namentlich spielt aber die Systematik eine geradezu gefährliche Rolle, denn hier besonders tritt das ein, wovor Pestalozzi so eindringlich warnte, daß sich das Kind mit leeren Worten bläht, für die ihm in seiner Erfahrung jede Unterlage mangelt. Den Löwenanteil hat auch jetzt noch der religiöse Gedächtnisstoff. Man kann durchaus für Pflege der Religion in der Volksschule sein und doch gerade hier dieses gedächtnismäßige Lernen bekämpfen; die amtlichen Lehrpläne thun dies auch; sie haben auch da und dort eine Beschneidung des religiösen Lernstoffes vorgenommen. Aber die Wirklichkeit ist doch etwas anders. Die Zahl der Kernsprüche und Lieder muß noch weiter vermindert werden, wenn das Verständnis der im Lehrplan bleibenden wirklich — nicht bloß auf dem Papier — gesteigert werden soll. Besonders aber muß der alttestamentliche Lernstoff noch weit mehr beschnitten werden, obgleich auch hier schon manches gebessert worden ist. Es wird keinem Sachverständigen einfallen, die erbaulichen Geschichten der Patriarchen-

zeit der Jugend entziehen zu wollen; auch einzelnes aus der hebräischen Poesie mag einen Platz im Unterrichte behalten; aber die gesamte Richter- und Königsgeschichte und die noch spätere Zeit hat — ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Seite — für christliche Schulen nicht nur keinen erziehlichen Wert, sondern ihre Beibehaltung ist geradezu sittlich bedenklich; denn wozu soll die deutsche Jugend semitische Staatsgrundsätze in ihrer praktischen Verwirklichung sich für ihre Bildungszwecke aneignen? Wozu orientalische Haremsgeschichten kennen lernen, wozu die Unmoral semitischer Regierungsweise und semitischer Gottesverehrung (Jephtahs Tochteropfer)? Hier wie in allen Fächern muß wieder der nach dem Vorgange der höheren Schulen in den Hintergrund getretene Hauptgrundsatz Wahrheit werden, daß die Schule nicht für die Fachlehrer und für die Fachwissenschaften vorhanden ist, sondern daß es sich, und auf je breiterer Grundlage sie stehen, in desto höherem Maße, nur darum handeln kann, die Elemente der Wissenschaften zum Verständnis der Schüler zu bringen und durch Erweckung ihrer Selbstthätigkeit zu ihrem Besitze zu machen. Die Volksschule soll weder in Geschichte noch in Geographie, noch in den Naturwissenschaften sich die höheren Schulen zum Vorbilde nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil auch dort die gesteckten Ziele teils nur auf dem Papier, teils in Form wertlosen, gedächtnismäßigen Notizenkrams erreicht werden, sondern sie soll die Elemente aller dieser Fächer nach dem Kriterium wählen, inwieweit durch sie die Selbstthätigkeit der Schüler und zu dem Kennen auch das Können geschaffen werden kann, sodann aber, inwieweit das Gelernte thatsächlich im Leben einen Nutzen bereitet. Wozu brauchen die Schüler der Volksschule Einzelheiten der außereuropäischen Erdteile und der meisten europäischen Länder zu kennen? Dazu reicht weder die Zeit noch die Kraft. Begnüge man sich mit einem ganz allgemeinen Ueberblicke über diese Gebiete und ziehe man Deutschland, Oesterreich, Frankreich, die Schweiz, Italien und England ausführlicher heran. Was soll die Geschichte des Altertums, die man der jüdischen Geschichte zuliebe lehrt, was die des Mittelalters, da sie weder verstanden noch fruchtbar werden können, wie man auch auf den höheren Schulen, trotz größerer Gunst der Verhältnisse, leider in recht großer Ausdehnung wahrnehmen kann? Wozu ein System in der Naturwissenschaft? Man führe an einzelnen typischen Vertretern das Wesen der pflanzlichen, der tierischen Funktionen vor, bringe es so oft, daß es wirkliche Erkenntnis wird, und überlasse die Kenntnis von so und so vielen Vertretern und des Systems denen, die dafür Bedürfnis und Verwendung haben. Die verständigen Bestimmungen vieler Lehrpläne lassen immer noch zu viele Ritzen, durch die die prinzipiell abgewiesene Systematisierung stets wieder eindringt. Wenn dann nur überall dieser Stoff dazu benutzt wird, um die Schüler anschaulich alles selbst finden und allmählich zu Begriffen erheben zu lassen, so wird die Zeit besser ausgefüllt werden als jetzt mit dem Notizenkram.

Aber ist es denn im mindesten wahrscheinlich, daß das neue Jahrhundert keine neuen Anforderungen stellen wird? Die Grundlagen dafür sind teilweise schon im alten gelegt. Schon Pestalozzi hat auf die Verbindung von Handfertigkeit

und Unterricht den größten erziehlichen Wert gelegt. Es dauerte aber mehr als ein Halbjahrhundert, bis man sich wieder in weiteren Kreisen auf das besann, was dieser geniale Mann fast instinktiv bereits gefunden und entwickelt hatte. Es war nicht zu ändern, daß man den sogenannten Handfertigkeitsunterricht nun methodisch ausgestaltete und sich mehr und mehr bemühte, eine alleinseligmachende Methode zu finden; die Ansichten gingen und gehen jedoch über diese weit auseinander. Bekanntlich ging aber der Anstoß dazu nicht von uns, sondern, wie auf manchen andern Gebieten, von den skandinavischen Brüdern aus, deren bäuerliche Verhältnisse die Hausarbeit forderten und förderten; die Verdienste des dänischen Rittmeisters Clauson-Kaas sind bekannt genug, und doch war er nichts weniger als ein Anhänger der „Methode". Die deutsche Zuthat war hauptsächlich die Ausbildung der Methode. Wenn man aber den bisherigen Erfolg der Bewegung betrachtet, so kann man diesen nicht für genügend und deshalb nicht für befriedigend erachten. Nicht bezüglich seiner methodischen Entwicklung, denn diese hat sogar viel Verdienst, und es wäre sehr wertvoll, wenn sie allgemein durchgeführt werden könnte, sondern bezüglich seiner Ausdehnung. Bei unsern nordischen Stammverwandten liegt dieser Handfertigkeitsunterricht in seiner eigentlichen Grundlage in den breiten Schichten der bäuerlichen Bevölkerung, da er ein Teil des Schulunterrichts ist. Bei uns ist diese so gut wie gar nicht daran beteiligt, sondern bezeichnenderweise sind unsre Großstädte, vor allem Leipzig, und unsre Mittelstädte die Hauptstätten der Bewegung. Und hier werden nun die vortreffliche Methode und die Betonung des erziehlichen Moments zum Unsegen. Man will den Unterricht nur durch methodisch vorgebildete Lehrer und als Massenunterricht erteilen lassen, das erziehliche Moment tritt in den Vordergrund; deshalb bleiben die breiten Schichten der Bevölkerung davon ausgeschlossen, weil es an den dazu erforderlichen Lehrern, Veranstaltungen und Mitteln fehlt. Und doch wäre dies viel wichtiger, als daß eine Anzahl Gymnasiasten, Real- und städtische Volksschüler in der Handfertigkeit ausgebildet werden, obgleich ja dies recht wertvoll ist. Wir müssen in dem neuen Jahrhundert danach streben, daß auch das ärmste Kind in einem Handwerk oder in der Landwirtschaft Bescheid weiß. Die Wege, die dazu führen, können verschieden sein. Man kann mit den Volksschulen Handwerker-, Ackerbau-, Gewerbe- und dergleichen Lehrgänge in organische Beziehung bringen. Wir waren in diesem Punkte vor hundert und selbst noch vor fünfzig bis sechzig Jahren auf besserem Wege als heute; man denke nur an die segensreichen Wehrli-Schulen der Schweiz, an die oldenburgischen Einrichtungen am Anfange unsers Jahrhunderts, an die sächsische Einrichtung der zwanziger Jahre und vor allem an unsre meisten Waisenanstalten, namentlich nach dem Vorgange Wicherns im Rauhen Hause. Aber diese versprechenden Anfänge wurden nicht weiterentwickelt, weil auch hier theoretische Verstiegenheit siegte, die einem künstlich konstruierten Ideale nachjagt, statt das Praktische und Ausführbare ins Auge zu fassen. Natürlich fehlte es für die Entwicklung dieser Idealschulen an Mitteln, an Lehrern und an Schülern. Heute wird von der Hygiene überall die Abwechslung von Gehirnarbeit im engeren Sinne

und Handfertigkeit als der Erhaltung des gesundheitlichen Gleichgewichtes vorteilhaft verlangt. Und seitdem Reuleaux seine bekannten Briefe aus Philadelphia geschrieben hat, sind eine Menge von Arbeitsschulen, Werkstätten für Lehrzwecke, Fachschulen errichtet worden, aber meist für schulentlassene junge Leute. Gewiß ist dies ein vortreffliches Mittel, den Handwerkerstand zu heben, aber was not thut, ist die allgemeine Vorbildung für eine handwerkliche oder gewerbliche Thätigkeit *schon während der Schulzeit*. Und da dies mit der Einführung des Handfertigkeitsunterrichts so wenig wie mit der Angliederung von Handwerker-, Ackerbau- ꝛc. Schulen an die Volksschule in absehbarer Zeit zu erreichen sein wird, muß man einen andern Weg einschlagen. Man kann das Ziel überall erreichen, wenn man nur nicht die alleinseligmachende Methode dieser oder jener Schule zu allgemeiner Aus- und Einführung bringen will. Jedes Handwerk, jedes Gewerbe besitzt *seine* Methode, die das Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung ist, und die, weil sie natürlich erwuchs, ebenfalls ihre Berechtigung hat; sie wird mit allen im Laufe der Zeit gefundenen Verbesserungen vom Meister auf den Gesellen und Lehrling fortgepflanzt, und sie enthält deshalb auch einen reichen pädagogischen Erfahrungsschatz, wenn er auch nicht in methodische Regeln gefaßt ist, und darum wirkt sie auch erziehlich. Nun giebt es im kleinsten Dorfe tüchtige Handwerker, Ackerbauer, Gewerbetreibende, die, wenn man ihnen ihre bewährte Methode läßt, leicht für eine solche Unterweisung gewonnen werden können, ohne daß große Mittel dafür erforderlich sind, wie das bei besonders ausgebildeten Lehrern und schulmäßigem Betriebe stets der Fall sein wird. Und daß diese Ausbildung sich nicht dem Leben entfremdet, wie dies nicht selten bei der schulmäßigen geschieht, dafür wird das Leben selbst schon sorgen. Auch für die Mädchen müßte die Unterweisung in Handfertigkeit zu weit größerer *praktischer* Fertigkeit gelangen, als dies noch recht vielfach der Fall ist. Daß man dies auch einsieht, beweisen die sogenannten „Hausfleißbestrebungen" in Schlesien, Sachsen und andern Ländern, wo man wesentlich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten die vorhandene Hausindustrie teilweise durch vollständig neue Zweige ergänzt hat. Wohl giebt es auch einige Länder, voran das Großherzogtum Baden, wo durch die hochverdienstliche Teilnahme der Landesfürstin auch der Arbeitsunterricht wirklich zu praktisch wertvollen Ergebnissen gelangt; dazu haben die Frauenvereine wohl wesentlich beigetragen, die eine ständige Aufsicht übernahmen. Aber leider beschränkte sich auch dies lange auf die Städte, während das flache Land, wo es am nötigsten gewesen wäre, dieses Vorteils entbehren mußte. Erst als man eine weibliche Inspektion einführte, wurde gründlich geholfen, nur müßte sie viel mehr ausgedehnt werden, um alle Vorteile zu schaffen, die sie zu bringen vermag. Man sehe sich aber in den meisten Ländern die selbständige Fähigkeit der Mädchen aus den unteren Schichten näher darauf an, wie weit sie im stande sind, einer einfachen Ausbesserungs- oder gar Gestaltungsthätigkeit zu entsprechen, und man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß es hier nicht so bestellt ist, wie es sein müßte. Man legt auf einzelne Paradestücke für die Prüfungen ein zu großes Gewicht und

läßt diese meist durch männliches Personal vornehmen, das von diesen Dingen meist nicht das geringste versteht. Man übt deshalb wohl die schematische Thätigkeit, aber zum eignen Nachdenken, wenn auch an noch so kleinen Aufgaben, bleibt im Unterricht viel zu wenig Raum.

Und zweifellos wird das neue Jahrhundert vor allem an die Stadtschulen noch eine weitere Aufgabe stellen. Es wird noch in höherem Maße als das letzte Viertel des neunzehnten unter der Signatur des Weltverkehrs stehen. Ein weit größerer Teil unsers Volkes wird bei der fortdauernden Zunahme der Volkszahl auf die Beteiligung daran und auf die Niederlassung in fremden Ländern angewiesen sein. Die unerläßliche Voraussetzung dazu ist aber die Kenntnis der Verkehrssprachen dieser Länder. Nun ist es unmöglich, in unsern Schulen Japanisch, Chinesisch, Malaiisch und so weiter zu lehren, es ist aber zum Glück auch gar nicht notwendig. Zwar erhebt ja Volapük Anspruch darauf, die Weltsprache abzugeben, aber bis diese Utopie einmal Wirklichkeit wird, wollen wir uns lieber an die Thatsache halten, daß das Englische bis jetzt und in absehbarer Zeit die Eigenschaften einer Weltsprache am meisten besitzt. Es ist am verbreitetsten, man kann wirklich damit durch die Welt kommen, in den Ländern, die für den Welthandel am meisten in Betracht kommen, ist es bereits die internationale Verkehrssprache, und seine Erlernung macht die geringsten Schwierigkeiten. Also die gegenwärtigen Verhältnisse — und ein Realpolitiker kann nur mit solchen rechnen — machen den Besitz der englischen Sprache für unsre handel- und gewerbetreibende Bevölkerung mindestens sehr wertvoll; man wird aber nicht übertreiben, wenn man sagt, von ihrem Besitze wird unser Welthandel und das Gedeihen unsrer Kolonien sowie unsre Auswanderung zum Teil bedingt sein. Bis jetzt ruht dieser Besitz auf zu schmaler Basis. Und die Aufgabe zunächst der gehobenen Volksschule in den Städten im neuen Jahrhundert wird es sein müssen, das Englische zum Eigentum der Schüler zu machen. Nicht auf grammatischem Wege, sondern nach der sogenannten natürlichen Methode, die heute eine Menge von Verbesserungen erfahren hat und sie täglich erfährt, ohne daß man jedesmal in der Litteratur darüber aufgeklärt wird. Man frage namentlich bei manchen Taubstummenlehrern nach, und man wird hier Bereicherungen finden, die von hohem Werte sind. Nur nebenbei sei bemerkt, daß dieser fremdsprachliche Unterricht den muttersprachlichen ganz unwillkürlich fördern wird, wenn nur überall das vergleichende Moment zu seinem Rechte gelangt. Man wird nun verstehen, warum oben die Entfernung des Lateinunterrichtes aus den Lehrerseminarien gefordert wurde: sie ist unumgänglich, wenn die Lehrer der Volksschule für den englischen Unterricht vorbereitet sein sollen. Die Einführung des Französischen, an der man ebenfalls traditionsmäßig festhält, trotzdem die Weltverhältnisse sich völlig geändert haben, würde ein bedauerlicher Mißgriff sein, da diese rein praktische Frage nur nach praktischen Gesichtspunkten entschieden werden kann.

Es sind nur wenige Punkte unter den zahllosen im Programme der Volksschule des zwanzigsten Jahrhunderts, die hier erörtert werden konnten. Lehrer-

bildung und -Fortbildung, Verhältnis von Kirche und Schule, die prinzipielle Begründung der Unterrichtslehre, die Unterrichtsmethode und die Methodik der Unterrichtsfächer, die Gestaltung der Schulverwaltung und Schulleitung, die Frage der Schulaufsicht in den verschiedenen Instanzen, die grundsätzliche Regelung der Disciplin — alle diese Fragen verlangen teils eine völlig neue, teils eine bessernde Behandlung, und die Lösung der hier gestellten Aufgaben wird dem neuen Jahrhundert in gewissem Sinne sein Gepräge geben. Das neunzehnte Jahrhundert führte die Massen zur Teilnahme an der Bildung und Aufklärung; das zwanzigste wird dafür zu sorgen haben, daß diese Aufklärung bis zu Ende gedacht und aufgewiesen wird, welche Grenzen menschlichem Können und Wissen gesteckt sind. Die richtige Erkenntnis in diesem Punkte wird eine der größten Kulturthaten des zwanzigsten Jahrhunderts werden.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Verkehrswesen.

Ein Rhein-Emskanal als deutsche Rheinmündung.

Der Jahresbericht der Handelskammer von Altona für 1899 enthält eine Studie zur Kanalfrage, die dieselbe auf einem neuen, den deutschen Seehäfen besonders förderlichen Wege zu lösen vorschlägt und daher Beachtung in weiteren Kreisen beanspruchen darf.

Gegen das Projekt des Mittellandkanals hatte die Handelskammer von Altona in Gemeinschaft mit der von Harburg bereits zu Anfang des Vorjahres beim Staatsministerium, den betreffenden Ressortministern und dem Abgeordnetenhause in einer besonderen Eingabe vom 27. Februar Vorstellungen erhoben. In ihnen und den später in die Oeffentlichkeit gelangten wurde besonders nachdrücklich betont, daß der geplante Kanal unsre vaterländischen Seeinteressen bedrohe zu Gunsten der holländischen und belgischen Häfen, da eine durch das Herz des rheinisch-westfälischen Industriegebiets gelegte Wasserstraße nach dem Rhein dieses reiche Gebiet, ungeachtet des in Aussicht genommenen Differentialtarifs, noch viel mehr als bisher sowohl für seinen Absatz als auch für seinen Bezug auf die Vermittlung der ausländischen Rheinhäfen verweise, die dadurch auch nach andrer Richtung hin gestärkt und in die Lage versetzt würden, in weiten Teilen Mitteldeutschlands den deutschen Seehäfen das Gebiet streitig zu machen.

Als Ziel und Richtung einer nationalen Kolonialpolitik wurde in den erwähnten Vorstellungen möglichste Hebung des deutschen und Verhinderung der Erstarkung des ausländischen Seeverkehrs auf Kosten des deutschen bezeichnet.

In weiterer Verfolgung und Vertretung der unterelbischen sowie der vaterländischen Seeinteressen gelangte der Autor jener Studie, Viktor Kreuzkam-Altona, zu der Beobachtung, daß über die zu befolgende nationale Kanalpolitik in weiten Kreisen unklare Anschauungen herrschen, insofern vielfach angenommen werde, daß die Verbindung des Rheins mit der Emsmündung durch den Dortmund-Rheinkanal und den Dortmund-Emskanal eine Ueber-

führung des Rheinverkehrs und des westlichen Massenverkehrs nach der Emsmündung zu leiten im stande wäre, und daß wir auf diese Weise in den Besitz einer deutschen Rheinmündung gelangen würden. Diese ganze Kanalanlage, vor allem der Dortmund-Rheinkanal, könne jedoch nach Ansicht des Autors nur die Leistung eines neuen Nebenflusses des Rheins ausüben, indem sie den bei weitem überwiegenden Teil ihres Verkehrs dem Rheine zuführen müsse und niemals auch nur einen kleinen Teil des Rheinverkehrs durch den Dortmund-Rheinkanal und die weiteren Kanalwege nach der Emsmündung leiten werde.

Die vornehmste Aufgabe nationaler Kanalpolitik, *die Schaffung einer deutschen Rheinmündung*, respektive die Hinleitung des Rheinverkehrs nach deutschen Seehäfen wird nach Ansicht des Autors durch die vorliegenden Kanalprojekte nicht nur nicht gefördert, sondern völlig in den Hintergrund gedrängt.

Eine *deutsche Rheinmündung müßte* nach seiner Ansicht *mindestens ebenso leistungsfähig sein wie die holländische Rheinmündung*, da sie nur dann mit ihr in Wettbewerb treten und ihr wo möglich Abbruch thun könnte. Zurzeit verkehren auf dem Rhein Schleppkähne bis zu 2000 Tonnen, auf dem Dortmund-Emskanal nur solche bis 600 Tonnen, derselbe steht daher an Leistungsfähigkeit sehr gegen den Rhein zurück und vermag auch mit dem Dortmund-Rheinkanal nie den Rheinverkehr an sich zu ziehen. Eine Erweiterung des Dortmund-Emskanals bis zur Leistungsfähigkeit des Rheins ist aber aus Mangel an Speisewasser und aus andern technischen Gründen ausgeschlossen; denn der Kanal liegt auf einer wasserarmen Hochebene, führt auf Brücken über die Flußläufe und wird auf seiner ganzen Länge durch Pumpwerke künstlich gespeist. Dasselbe gilt für die Speisungsverhältnisse beim Dortmund-Rheinkanal und beim Mittellandkanal von Bevergern bis zur Elbe, denn auch ihm fehlen alle natürlichen Zuflüsse. Die Zugänglichmachung des Dortmund-Rhein- und Dortmund-Emskanals für die großen Rheinkähne ist daher ausgeschlossen und somit der Ausbau der Emsmündung mittels dieser Wasserstraßen zu einer den holländischen Häfen gegenüber konkurrenzfähigen deutschen Rheinmündung.

Der Hafenverkehr Rotterdams hat sich in neuester Zeit in höherem Grade gehoben, wie der der deutschen Nordseehäfen, und zwar wesentlich infolge des holländischen Seeverkehrs mit dem deutschen Hinterlande, der von der Gesamteinfuhr Hollands inklusive Transitverkehr mit einem Drittel auf den Anteil Deutschlands und von der Ausfuhr sogar mit etwa zweiundsechzig Prozent auf diesen Anteil entfällt. Es liegt daher hinreichende Veranlassung vor, *diesen großen, von Deutschland ausgehenden Verkehr möglichst dem deutschen Seehandel und der deutschen Reederei zuzuführen*.

Dies Ziel vermag jedoch durch den Dortmund-Ems- und namentlich den Dortmund-Rheinkanal nicht erreicht zu werden. Wenn der Dortmund-Rheinkanal gebaut werden sollte, so würde vielmehr der Kanalverkehr Westfalens anstatt nach der Emsmündung über den Dortmund-Rheinkanal und den Rhein nach Rotterdam gehen und die Emsmündung wieder so verödet sein wie vor Erbauung des Dortmund-Emskanals. Denn der Verkehr von Rotterdam, der sechzig- bis achtzigmal größer ist als der von Emden, bietet fortwährend Schiffsgelegenheit nach allen größeren Häfen der Welt. In Rotterdam und Amsterdam sind die großen Märkte für Metalle, Kaffee, Reis, Gewürze, Häute, Tabak, Wolle und andres mehr, denen nach dem auch im Wirtschaftsleben geltenden Gesetz der Anziehungskraft der großen Massen der Verkehr des rheinisch-westfälischen Industriegebiets zufallen würde. Auch die in der Kanalvorlage in Aussicht genommenen Differentialtarife würden die Ueberleitung des westfälischen Kanalverkehrs nach dem Auslande nicht verhindern können. Einen Beweis dafür bietet der Autor durch eingehende Untersuchungen des Kanalverkehrs für den Hafen von Münster, der von allen größeren westfälischen Binnenhafenplätzen für die Emsmündung am günstigsten liegt. Auf Grund derselben ergiebt sich, daß die Kanalabgabe in der Richtung auf Emden durchschnittlich ein Drittel höher ist als nach Rotterdam. Der Hafenverkehr Münsters kann sich daher nur nach Rotterdam wenden, das überdies die Vorzüge des Welthandelsplatzes und der billigeren Seefrachten Emden gegenüber besitzt. Die Frachtraten für

Getreide, Schmalz und ähnliche Waren von transatlantischen Häfen stellen sich über Rotterdam zwei Mark per Tonne niedriger als nach Hamburg und Bremen und würden sich für Emden, das noch keinen transatlantischen Verkehr hat, noch ungünstiger wie für diese alten Hafenplätze stellen. Auch Bremen würde in Anbetracht der größeren Entfernung — 304 Kilometer Tarifläge gegenüber 211,5 Kilometer — mit Rotterdam für den Hafenverkehr von Münster nicht konkurrieren können, da Schiffsfracht und Kanalabgabe für Bremen höher wie für Rotterdam sein müssen. Dazu kommen die erwähnten übrigen Vorteile Rotterdams, so daß Bremen keine Aussicht hat, einen Teil des westfälischen Verkehrs an sich zu ziehen. Wenn aber Bremen es nicht auf Verkehrserweiterung nach Westen, sondern nur auf Wasserverbindung nach dem Osten und der Elbe absehen sollte, um einen Teil des Elbverkehrs dorthin zu lenken, so hieße das: einen deutschen Hafen auf Kosten andrer deutscher Häfen heben wollen, was mit vaterländischer Kanalpolitik nicht vereinbar wäre. Weit verhängnisvoller aber ist es, dem Autor zufolge, daß nach Vollendung des Dortmund-Rhein- und des Mittellandkanals der Massenverkehr Westfalens und weiter Gebiete Mitteldeutschlands in noch höherem Grade als jetzt den Weg zur See über Rotterdam nehmen und den deutschen Nordseehäfen entzogen würde. Damit würde das Ziel bei Erbauung des Nord-Emskanals und der nationale Gesichtspunkt verlassen werden.

Nach der Denkschrift über die geschäftliche Lage der preußischen Kanalprojekte vom 30. Januar 1882 wollte man nicht allein dem Schiffahrtsverkehr aus dem westfälischen Kohlenrevier, sondern ganz allgemein aus dem Wassergebiet des Rheins nach dem Meere hin die dringend wünschenswerte volle Unabhängigkeit vom Auslande gewähren und sollte „die fast absolute Abhängigkeit der westfälischen Industrie von fremden Häfen den ersten kräftigen Stoß erleiden durch den Ausbau des Kanals Dortmund-Emden".

Zu diesem nationalen Ziele wünscht der Autor die Rückkehr und schlägt, da er nachwies, daß die vorhandenen und projektierten Kanalverbindungen dasselbe nicht erreichen können, eine zweckentsprechende Kanallinie und zwar einen direkten Rhein-Emskanal vor, der im stande ist, den Großverkehr des Rheins aufzunehmen. Derselbe wird in der Linie Ruhrort-Bocholt-Gronau-Bentheim, an der holländischen Grenze weiter nach Norden bis Hanekenfähr an der Ems und der Mündung des Dortmund-Emskanals geplant. Der Wasserspiegel liegt hier auf 21,1 Meter Höhe, der Rheinspiegel bei Ruhrort auf 23 Meter Höhe. Der Kanal würde daher in Höhe von 23 Meter über dem Meere geführt und vom Rhein gespeist und bei dessen Ueberfluß an Speisewasser (Rheintiefe schon bei Düsseldorf 16 Meter) in den größten Dimensionen, denen entsprechend die Strecke Hanekenfähr-Emden vertieft, ausführbar sein. Von Ruhrort bis Bocholt führt die erwähnte Trace 50 Kilometer in ebenem, wenig Erdarbeiten erforderndem Terrain. Zwischen Bocholt und Gronau sind dagegen erheblichere Erdarbeiten zu überwinden, da ein streckenweise 25 Meter tiefer Einschnitt hergestellt werden müßte. Von Gronau über Bentheim nach Hanekenfähr ist nur ein geringer Einschnitt erforderlich. Die Erdbewegung wäre im ganzen recht bedeutend, jedoch mit den neuesten maschinellen Einrichtungen ohne erhebliche Schwierigkeit zu überwinden. Der Kanal würde 140 Kilometer lang, gänzlich schleusenfrei und durch ziemlich wertloses Gebiet geführt, ohne erhebliche Kosten für Kunstbauten und Landerwerb auszuführen sein. Seine Gesamtkosten veranschlagt der Autor einschließlich der Erweiterungsbauten von Hanekenfähr bis zur Emsmündung auf etwa 100 Millionen Mark.

Um den Rhein-Emskanal jedoch mit den holländischen Rheinhäfen konkurrenzfähig zu machen, erscheint sein Bau um 1 Meter tiefer wie die holländische Rheinmündung geboten, da sich dann erst von Ruhrort aus eine bedeutende Seeschiffahrt vermittelst Seeleichter und tiefgehender Seedampfer entwickeln würde, da dann die Rhein-Seeschiffe erheblich größer gebaut werden könnten, als gegenwärtig möglich ist. Bei erheblicher Ausdehnung der Schiffsgrößen wäre jedoch der direkte Seeverkehr von Ruhrort über die Emsmündung so bedeutend im Vorteil, daß er sich sofort und vollständig nach dem Rhein-Emskanal ziehen würde. Ebenso verhielte es sich mit dem in kräftiger Entwicklung begriffenen Seeleichterverkehr, seine

Löschungsfähigkeit würde noch gesteigert und derselbe einem deutschen Wasserwege zugeleitet werden können. Die direkte Seeschiffahrt würde durch den Rhein-Emskanal bedeutend gefördert und gesteigert werden können, namentlich bei gleichzeitiger Vertiefung des Rheins von Ruhrort bis Köln auf die Tiefe des Rhein-Emskanals. Namentlich würden Massengüter, wie Kohlen und Coaks, mittels großer Seeleichter sehr billig von Ruhrort nach Nord- und Ostsee befördert, sowie der schwedische und andrer Erzimport sehr billig bewerkstelligt werden können, so daß der rheinisch-westfälischen Montanindustrie durch erübrigtes Umladen vom Seeschiff auf das Flußschiff für Import und Export größere Vorteile durch den Rhein-Emskanal erwachsen würden. Der direkte Seeverkehr würde jedoch noch mehr gesteigert, wenn der Kanal mehr wie 1 Meter tiefer wie die holländische Rheinmündung würde.

Nicht so günstig wie für die direkte Fluß- und Seeschiffahrt gestaltet sich die vorgeschlagene deutsche Rheinmündung für den Flußschiffverkehr vom Oberrhein nach Emden zum Umladen in Seeschiffe nach und von transatlantischen Plätzen. Wenngleich die größten Rheinkähne durch den Rhein-Emskanal nach Emden gelangen könnten, so würde Emden gegenüber Rotterdam für diesen Verkehr keine Vorteile bieten, zum Beispiel nicht für den Transport von amerikanischem Getreide und von Provisionen nach Mannheim. Allein auch nach dieser Richtung ließe sich eine Konkurrenz Emdens gegen Rotterdam wohl ermöglichen durch Errichtung eines Freihafens an der Emsmündung, Ermäßigung der Kanalabgaben und sonstiger staatlicher Beihilfe.

Für eine aufstrebende Handelsmacht wie Deutschland, die sich auf dem Wasser Geltung verschaffen will, darf dem Autor zufolge kein Opfer zu groß sein, wenn es sich darum handelt, den Seehandel von fremden Häfen nach einheimischen hinzulenken. Durch Ausführung des Rhein-Emskanals würde das Ziel: „Unabhängigkeit von den Auslandshäfen“ erreicht werden. Rogalla v. Bieberstein.

Litterarische Berichte.

Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie. Von Dr. Richard Wahle, k. k. o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Czernowitz. Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1899.

Gegenüber den kursierenden unrichtigen Auffassungen von Spinozas Ethik will Wahle Laien und Gelehrten eine kurze Interpretation des berühmten Werkes unterbreiten, in der er den nackten Naturalismus und Positivismus Spinozas nachzuweisen sucht. Was Spinoza lehren wollte, war — nach Wahle — die Welt ohne die frühere Theologie und Psychologie rein positiv aufzufassen. Er vermag keinen Gott zu erblicken, vielmehr nur das All; er vermag nicht separate Seelensubstanzen zu erblicken, vielmehr nur das Psychische im All. Er sieht nirgends Freiheit, sondern die Allnotwendigkeit. Er glaubt nicht an Hoffnungen, sondern will nur das eine einsehen, daß sich unser Glück ausschließlich auf Lebensfreude und wissensfroher Ergebung in das Unabänderliche gründen läßt. Die Erklärungen, mit denen der Verfasser den Leser durch die Lektüre von Spinozas Ethik begleitet, sind durch Gründlichkeit und Klarheit ausgezeichnet. Skeptischer wird man dem zweiten Teil der Arbeit gegenüberstehen, in dem Wahle — nach seinen eignen Worten — „die richtige Metaphysik“ giebt. „Die Erkenntnis unsrer absoluten Unwissenheit“, die er als das Ende der Philosophie hinstellt, hindert ihn nicht, sehr bestimmte Behauptungen über das Wesen der Welt aufzustellen, ohne daß ihre Begründung als ausreichend erachtet werden dürfte. Der am meisten charakteristische Satz seiner Philosophie ist der, daß die Scheidung von Subjekt und Objekt falsch sei. Was wir gegenständliches Ding nennen und was wir Vorstellung nennen, soll nur eins sein. Zu

dieser rein phänomenalistischen Theorie gesellt sich die Behauptung, daß die Einheit des Ich, des Einzelsubjekts eine Fiktion sei. Aber wenn Wahle zu sagen verbietet, daß „verschiedene geistige Subjekte" bestehen, so will er doch „verschiedene Bewußtseinssphären" gelten lassen. Ist das wirklich mehr als ein andres Wort für dieselbe Sache? Sonstige Widersprüche und Irrtümer — oder wenigstens recht anzuzweifelnde Ausführungen — könnten leicht hinzugefügt werden. Trotzdem wird das in flottem Stil geschriebene Buch seine Wirkung auf den Leser nicht verfehlen und verdient besonders seines ersten Teiles wegen Empfehlung. Br.

Heinrich Heines Lieder und Gedichte. Selected and arranged by C. A. Buchheim, London, Macmillan & Co. 1897. Geb. 2 sh 6 d.

Professor Buchheim, einer der unermüdlichen Interpreten deutscher Litteratur in England, giebt hier eine Auswahl Heinescher Lyrik, die alles irgendwie Anstößige ausschließt. Vorausgeschickt hat er eine kurze Charakteristik Heines als Lyriker, die freilich etwas einseitig scheint. Zu den Gedichten selbst giebt er in einem Anhang sprachliche und sachliche Erläuterungen. Auch ein Register dazu fehlt nicht. Die Ausgabe reiht sich würdig an die übrigen Veröffentlichungen Buchheims und wird, wie wir überzeugt sind, ihren Zweck wohl erfüllen. E. M.

Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eignen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Von Dr. Hermann Geist. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 1899. M. 6.—

Der Verfasser macht den gewiß zeitgemäßen Versuch, einmal ganz streng im Sinne Goethes sein Faustproblem nach dessen wesentlichen Richtungen und die vollkommene Einheitlichkeit der Durchführung desselben darzulegen. Als Beweis führt er Goethes Aeußerungen über die Einheitlichkeit seiner Faustdichtung und den „Urfaust" an, der schon die Grundlagen der vollendeten Dichtung enthalte. Sodann erörtert er die Einheitlichkeit der Dichtung in beiden Teilen des Fausts nach der Entwicklung der Handlung. Geists Buch bedeutet für die Goetheforschung einen wichtigen Fortschritt. tm.

Im Strom der Zeit. Roman von Marie Bernhard. Dresden, E. Piersons Verlag, 1899.

Die seit Jahren auf dem Gebiet der unterhaltenden Litteratur thätige Verfasserin giebt hier einen neuen Beweis ihrer Schaffensfreudigkeit und sicheren Auffassungsgabe. Sensationell sind ihre Werke nicht, auch nicht phantasievoll oder poesiedurchweht; aber sie sind gediegen und wahr. So fesseln im vorliegenden Roman die Schicksale des jungen, warmblütigen Menschenkindes, das mit dem bureaukratisch-engherzigen Wernecke im Joch einer unhaltbaren Ehe zusammenlebt, des Lesers Aufmerksamkeit, und der hereinspielende soziale Kampf der Gegenwart, der frei von Uebertreibung und Parteilichkeit geschildert wird, macht die Lektüre hochinteressant. Ein Buch, in dem sich die Tragik und die Poesie des Lebens so getreu spiegeln, ist immer ein gutes Buch und nie zu viel. —ck.

Schiller. Von Otto Harnack. Mit zwei Bildnissen. Berlin 1898. Ernst Hofmann & Co. (Geisteshelden, Biographien 28.—29. Band). M. 4.80.

Unter den neueren Schillerbiographien zeichnet sich Harnacks Buch durch Selbständigkeit der Forschung und des Urteils und kunstvolle Darstellung aus. Das Werk des durch „Die klassische Aesthetik der Deutschen" verdienten Gelehrten ist um so lebhafter zu begrüßen, als die Schillerlitteratur zwar größere wissenschaftliche Biographien von Bedeutung aufzuweisen hat, aber leider sind diese erst angefangen und noch lange nicht abgeschlossen. Harnacks Buch hält die Mitte zwischen diesen größeren Werken von Weltrich, Minor und Brahm und den populäreren Darstellungen eines Palleske, Wychgram (in drei Jahren drei starke Auflagen!) und andrer. Es füllt also eine leere Stelle aus und zwar in trefflicher Weise. Mit dieser kurzen Anzeige muß ich mich hier des Raumes halber begnügen; eine ausführlichere Besprechung werde ich in einer Fachzeitschrift, nämlich in den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte", Abschnitt Schiller, für das Jahr 1898, folgen lassen. E. M.

Giordano Brunos Eroici furori oder **Zwiegespräche vom Helden und Schwärmer.** Uebersetzt und erläutert von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Giordano Bruno, der bedeutendste Philosoph der italienischen Renaissance, teilt das Schicksal einer großen Zahl andrer Denker: viel genannt, auch wohl oft gelobt, aber wenig gelesen zu sein. Es ist daher sehr willkommen zu heißen, wenn Kuhlenbeck eins seiner Hauptwerke — vom Uebersetzer als „ein klassisches Erbauungsbuch für Denkende" bezeichnet — in recht fließender deutscher Uebertragung neu erscheinen läßt. Die beigegebenen Erklärungen sind zum großen Teil wohl geeignet, Schwierigkeiten des Werkes zu heben; immerhin werden aber manche Leser wünschen, daß der Herausgeber in seinen Ausführungen — besonders in der Einleitung — etwas weniger Mystik getrieben und dafür etwas mehr klare Anschaulichkeit angestrebt hätte. Der Satz, daß

„die hervorragendsten griechischen Philosophen von Heraklit bis Plotin sämtlich Mystiker gewesen sind," darf jedenfalls angezweifelt werden. Wenigstens Aristoteles — falls er nicht etwa von den „hervorragendsten" ausgeschlossen werden soll — würde eine bemerkenswerte und dabei keineswegs die einzige Ausnahme bilden. Br.

Der Friesenpastor. Kriminalroman von Dietrich Theden. Stuttgart 1898. Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein „guter" Roman in jeder Beziehung, der weit über dem Durchschnittsniveau gewöhnlicher Kriminalgeschichten steht. Trotz der Breite in einzelnen Partien, besonders der fast zu ausführlich gegebenen Gerichtsscene, fesselt er das Interesse von der ersten bis zur letzten Seite. Die liebevolle Vertiefung des Verfassers in die bäuerlichen Verhältnisse des Friesenlandes berührt wohlthuend, die feine Charakterschilderung des dörflichen Seelenhirten darf künstlerischen Wert beanspruchen, und wenn es auch keine „hochbedeutsame Erscheinung der neueren Litteratur' genannt werden kann, so macht doch ein Hauch von Einfachheit, aller Sensation feind, gepaart mit tiefem Empfinden, das Buch lesenswert und empfehlenswert.
— ck.

Lessing. Von Karl Borinski. Mit zwei Bildnissen. Zwei Bände à M. 2. 40. Berlin. E. Hofmann & Co. 1900. (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. 34.—35. Band.)

Das Werk des Münchener Privatdozenten Dr. Borinski zerfällt in die vier Abschnitte: Der Litterat, Der Dramatiker und Dramaturg, Kunst und Altertum, Der Theolog. Es ist eine umfassende wissenschaftliche Darstellung des ganzen Lebens und Wirkens Lessings. In frischer, lebendiger Sprache schildert der Verfasser das Werden und Wachsen des großen Mannes, den er mit Carlyle eine der „Feuersäulen auf der dunkeln Pilgerfahrt der Menschheit" nennt. In einer begeisterten, freilich nicht immer ganz klaren Einleitung hat er sich als Ziel gesetzt, das Ideal, das sich Lessing aufgestellt, zu erweisen. Die Ausführung zeigt einen besonnenen, durchaus nicht einseitig für Lessing schwärmenden Verfasser. Er ist bei allem Enthusiasmus für Lessing nicht blind gegen dessen Schwächen. Sein Buch reiht sich würdig den übrigen Biographien der Sammlung „Geisteshelden" an. E. M.

Die Spiele der Menschen. Von Karl Groos. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1899.

Die psychologische Bedeutung des Spieles hat schon früher die Aufmerksamkeit von Philosophen und Kulturhistorikern erregt, aber eine so eingehende Betrachtung, wie sie ihr der Baseler Professor der Philosophie widmet, ist doch erst auf Grund der exakten Forschungen Wundts auf dem Gebiete der Psychologie möglich geworden. Vor einigen Jahren hat Groos über die Spiele der Tiere gehandelt, das vorliegende Buch ist die anthropologische Ergänzung dazu. Vor allem verneint Groos die Annahme eines besonderen „Spieltriebs", der ja in Wirklichkeit an Stelle einer Erklärung nur die Umschreibung der Thatsache setzt. Für ihn setzt sich der Spieltrieb vielmehr aus drei einfachen Bethätigungen zusammen, aus der Aufmerksamkeit, dem Kausalitätsbedürfnis und der Phantasie; die Spiele zerfallen demnach in solche, die auf die Beherrschung des eignen Wesens durch den Willen ausgehen, und in solche, die sich auf andre Wesen beziehen. Das kindliche Spiel mit den eignen Gliedmaßen, mit den Tönen und so weiter bietet dem Verfasser den Schlüssel des Verständnisses für Thätigkeiten Erwachsener, die scheinbar weit davon abliegen, zum Beispiel für das Tragen von Spazierstöcken, für den Refrain in der Dichtkunst und so weiter. In die zweite Kategorie der Spiele fallen für Groos sowohl die Kartenspiele als die spanischen Stiergefechte; auch die Kunst hat nach ihm ihre Wurzeln im Spiel, nicht, wie Darwin vertrat, im Geschlechtstrieb. So führt Groos den Leser in die tiefsten Probleme der menschlichen Kulturentwicklung und bietet vielseitige Anregungen.
—h—

Geschichte der deutschen Polenlitteratur. Von Dr. Robert F. Arnold. Erster Band. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1900. (Geschichte der deutschen Polenlitteratur von den Anfängen bis 1800.)

Es ist ein zwar eng begrenztes, aber doch sehr anziehendes Stück Litteratur- und Kulturgeschichte, das der Verfasser in seinem neuen Werke bietet. Wie er vor einigen Jahren den deutschen Philhellenismus zum Gegenstand einer gründlichen Arbeit gemacht hat, so unternimmt er es hier, den Spuren nachzugehen, die der Verzweiflungskampf der Polen in der gleichzeitigen deutschen Litteratur hinterlassen hat. Wenn auch die eigentliche „Polenlitteratur" erst dem neunzehnten Jahrhundert angehört, so ist doch die litterarische Verbindung zwischen Polen und Deutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert ziemlich rege. Besonders Schlesien kommt mit seinen piastischen Fürstentümern dabei in Betracht. Zur Zeit der sächsischen Fürsten erhielt die litterarische Beschäftigung mit den Verhältnissen des polnischen Volkes neue Nahrung, bis sie infolge der Teilungen und des endgültigen Unterganges der Nation beinahe lawinengleich anschwoll. Es ist zwar meist Spreu, die heute zum größten Teil voll-

ständig vom Winde verweht ist, aber um so mehr ist die unendliche Mühe anzuerkennen, mit welcher Arnold sein Material zusammengebracht und gesichtet hat. Es gehörte in der That große Selbstüberwindung dazu, sich durch diesen Wust meistens sinn- und geschmackloser Reimereien durchzuarbeiten, aber das Gesamtbild, das er danach entwirft, ist, wie erwähnt, sehr fesselnd. An der Frage der polnischen Teilungen und der gleichzeitigen französischen Revolution lernte der Deutsche zuerst politisches Denken.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Durch Frost und Gluten. Gedichte von Heinrich Bulthaupt. Dritte, vermehrte Auflage. 1900. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 4 Mark.

Die Gedichte des bekannten Bremer Litterarhistorikers sind wie alle echte Lyrik zumeist Gelegenheitsgedichte. Das zeigen im allgemeinen schon die Ueberschriften der einzelnen Abteilungen: Aus Rußland, Konstantinopel, Griechenland, Italien, Deutschland. Reiseschilderungen wechseln darin ab mit lyrischen Ergüssen einer starken männlichen Persönlichkeit voll Selbstbewußtseins. Einer besonderen Empfehlung bedürfen die Gedichte nicht, die schon in dritter Auflage vorliegen.

E. M.

Am blauen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart und Leipzig, 1899. Deutsche Verlags-Anstalt. 233 Seiten.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", sagt Claudius — aber auf das Wie kommt es an. Zwei Eigenschaften verlangt das lesende Publikum billig von jedem, der sich berufen fühlt, Reiseskizzen zu schreiben: daß er treu sei in der Wiedergabe des Gesehenen, ohne falsche Linien und unwahre Töne, nicht minder, daß er zu interessieren wisse durch anmutig fesselnden Plauderton oder kunstvollendete, farbensatte Sprache. Ueber das erste gestatten wir uns einem Manne gegenüber, der zum drittenmal die Riviera aufgesucht hatte, kein Urteil. Das andre aber loben wir gerne an ihm, die Fähigkeit, seine Eindrücke in einer Sprache wiederzugeben, welche der Poesie jenes paradiesischen Landes gerecht wird. Dem schließt sich ein dritter Vorzug an, den wir nicht weniger hochstellen, daß ihm trotz der Liebe zum sonnigen Süden die nordische Heimat wert geblieben, daß aus diesen Blättern über ein bezauberndes fremdes Land ein Deutscher redet.

— ck.

Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—1898 von Richard Schaukal. Leipzig, C. F. Tiefenbach, 1898.

Vorliegende Gedichtsammlung „stiller Leiden" enthält zwar einzelne schwungvolle und gedankenreiche Gedichte, aber manche andre wären wohl besser erst gedruckt worden, wenn sie noch eine letzte Feile erhalten hätten. Sprachliche und metrische Härten und versifizierte Prosa finden sich da und dort. Wir raten daher dem Verfasser in aller Treue, seine geplanten „großen Lieder" (S. 72) vor dem Druck recht ausreifen zu lassen.

tm.

Josef Lauff. Ein litterarisches Zeitbild von Dr. Adalbert Schröter, Bibliothekar. Wiesbaden, R. Bechtold & Comp., 1899.

Der Dichter des „Burggraf", der im Jahr 1898 als Dramaturg nach Wiesbaden berufen wurde, hat in Schröter seinen ersten Biographen gefunden. Sein Büchlein bietet alles Wissenswerte über Leben und Dichtungen des rasch berühmt gewordenen Dichters. Der Verfasser hat von Lauffs Dichterkraft einen hohen Begriff, erwartet er doch von ihm eine moderne Messiade. Uebrigens ist er gegen dessen Schwächen nicht blind, und so mag seine Darstellung ihren Zweck wohl erfüllen.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 16. Bändchen: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Bojanowski, P. v., Francke, O., Kehrbach, K. &c. Freundesgaben für Karl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstag (6. Juli 1900). Weimar, H. Böhlaus Nachf. M. 5.—

Cabriñana, Lances entre Caballeros. Este libro contiene una reseña histórica del duelo y un

proyecto de bases para la redacción de un codigo del honor en España. Madrid, Sucesores de Rivadeneyra. 16 Pesetas.

Cassini, G. M., Famiglia Polaniesky di Enrico Sienkievicz. Impressioni e note. Genova, Stabilimento Fratelli Pagano.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 10, Juli 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Fraas, Prof. Dr. E., Die Triaszeit in Schwaben. Ein Blick in die Urgeschichte an der Hand von R. Blezingers geologischer Pyramide. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.20.

Frantz, Constantin, und **Schuchardt, Ottomar.** Die deutsche Politik der Zukunft. 2 Bände. Celle, Verlag der Schulbuchhandlung.

Fuchs, Hermann, Das Elend. Eine soziale Tragödie. Weinheim (Baden), Fr. Ackermann. M. 1.40.

Gutenbergs Geburtsfeier, Rede zur fünfhundertjährigen. Gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900 von Albert Köster. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Hempel, Prof. Dr. Walther, Gasanalytische Methoden. 3. Auflage. Mit 127 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. M. 11.—

Holzhausen, Paul, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Ein Beitrag zur litterarischen Würdigung des Konsulats. Bonn, Selbstverlag des Verfassers.

Hübner, A. E., Funken und Flammen. Gedichte. Dresden. E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Journal of Political Economy, the. Published quaterly, in December, March, June and September, of each year, by the University of Chicago. $ 3.00 a Year; 75 Cents a Copy.

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang Nr. 15 und 16. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Kresse, Oskar, Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Not. 5. Auflage. Berlin, John Schwerins Verlag A.-G. 50 Pf.

Marcks, Erich, Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 1.—

Maupassant, Guy de, Die Millionenerbschaft. Deutsch von L. Wechsler. Band XXX von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Meinhold, Elfried, Judas. Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung 17. Vollständig in 24 Lieferungen à M. 1.50. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Preser, Karl, Der Soldatenhandel in Hessen. Versuch einer Abrechnung. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—

Quiñones, Ubaldo Romero, La formula resolutiva del Socialismo racional. Madrid, Imprenta Moderna, á cargo de J. Estévez. Dos pesetas.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 14, 15 Juillet 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Revue franco-allemande. Deutsch-französische Rundschau. Halbmonatsschrift. II. Jahrgang Nr. 37. München, Verlag der Revue franco-allemande. Vierteljährlich M. 3.—

Schlicht, Freiherr v., Alarm und andre Militärhumoresken. Band XXVIII von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Schultze, Dr. Ernst, Freie öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen). Stettin, Dannenberg & Co.

Schupp, Ambros, S. J., Die Mucker, Erzählung aus dem Leben der deutschen Kolonien Brasiliens in der Gegenwart. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. M. 2.—

Simmern, Heinrich Freiherr Langwerth v., England in Südafrika und die großen germanischen Weltinteressen. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröding. 60 Pf.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. III. Teil: G. Bauch, Die Anfänge der Universität Frankfurt a. O. Berlin, J. Harrwitz Nachf. M. 2.50.

Tschechow, Anton, Der Taugenichts. Erzählung eines Provinzialen. Ins Deutsche übertragen von F. und G. Bernhard. Band XXIX von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Volkmann, Prof. Dr. P., Einführung in das Studium der theoretischen Physik, insbesondere in das der analytischen Mechanik. Mit einer Einleitung in die Theorie der physikalischen Erkenntnis. Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 14.—

Xenologie. Wissenschaftliche Zeitschrift zur exakten Erforschung der sogenannten occulten Thatsachen und der zurzeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Herausgegeben von Dr. med. Ferd. Maack. Heft 5 und 6, Juni 1900. Jährlich sechsmal; Jahresabonnement M. 6.—. Hamburg, im Verlag des Herausgebers.

Zehnder, Prof. Dr. Ludwig, Die Entstehung des Lebens. Aus mechanischen Grundlagen entwickelt. Zweiter Teil: Zellenstaaten. Pflanzen und Tiere. Mit 66 Abbildungen im Text. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 6.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von C. Sturzenegger, Bern und Leipzig (L. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.
Von Professor Dr. R. Reichesberg.
Preis ℳ 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.
Preis: ℳ 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.
II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.
Preis: ℳ 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.
Preis: ℳ 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Oberammergauer Passionsspiele 1900.

Offizielle Photographien u. Ansichtspostkarten.

Unsere dem Juni-Heft der „Deutschen Revue" beigelegte Ankündigung „Oberammergauer Passionsspiele 1900" enthält den Passus:

Alle Photographien und danach hergestellten Ansichtspostkarten vom Oberammergauer Passionsspiel, die diese Bezeichnungen nicht tragen, sind

völlig veraltet und auf Täuschung des Publikums berechnet,

denn diese Aufnahmen können nur von den Passionsspielen aus den Jahren 1871, 1880 und 1890 herrühren. Das Publikum sei im eigenen Interesse nachdrücklich vor dem Ankauf solcher veralteten Erzeugnisse, deren Angebot als Betrugsversuch gerichtlich verfolgt wird, gewarnt.

Da mit dieser Ankündigung selbstverständlich solche Darstellungen nicht getroffen werden können und sollen, die ausdrücklich **als aus den Vorjahren stammend bezeichnet** und angepriesen werden, ändern wir den Passus wie folgt ab:

„Alle Photographien und danach hergestellten Ansichtspostkarten vom Oberammergauer Passionsspiel, **die diese Bezeichnungen nicht tragen,** können nur aus den Jahren 1871, 1880 und 1890 herrühren und sind

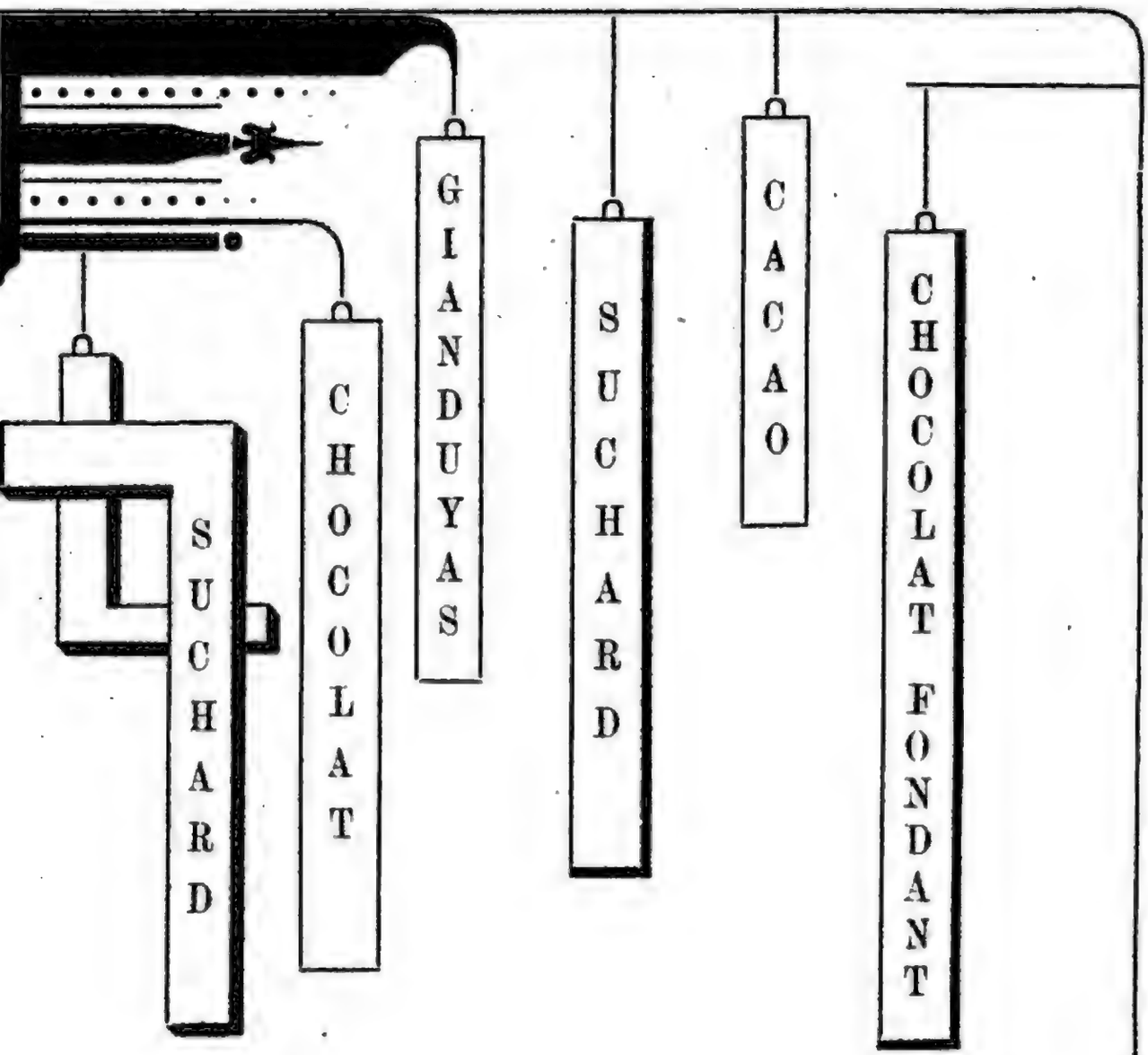
völlig veraltet,

da sowohl am Festspielhaus selbst als auch unter den Darstellern, in der Ausstattung, Gruppierung etc. wesentliche Veränderungen stattgefunden haben;

ihr Angebot als Darstellungen vom Passionsspiel 1900 geht auf eine Täuschung des Publikums

ird gerichtlich verfolgt werden.

Nr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten

reine

Suchard's Schweizer Alpen Milchchocolade

Chocolat Fondant

Gianduyas — Noisettes — Pralinés

Cacao — Cacao

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Nöll in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Optischen Anstalt C. P. Goerz beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. — Vierter Band.
(Oktober bis Dezember 1900.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXV

(Oktober bis Dezember 1900).

Seite

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. VI. VII. VIII. 1. 129. 273

Gertrud Franke-Schievelbein: „Zu Muttern!" Erzählung 13

Otto Wiener: Die Erweiterung unsrer Sinne. Akademische Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Leipzig am 19. Mai 1900 25

Dr. Wilhelm Kienzl: Erinnerungen an Robert Hamerling und andre Poeten 42

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin): Makrokosmos und Mikrokosmos . 56

Conte di Ronzaglie: Erinnerungen an König Humbert I. 62

Ludwig Barnay: Die Lokalgröße 75

M. v. Brandt: Zur Missionarfrage in China 79

Friedrich Graf v. Schönborn: Begegnungen 89

Oberstleutnant W. v. Bremen: Neues und Altes vom Feldmarschall Grafen Waldersee 102

Közös: Das Jubiläum der St. Stephanskrone. Ein politisches Stimmungsbild aus Ungarn 112

Anton Andrea: Il Gobbo. (Der Bucklige.) Eine römische Geschichte 144. 285

Prof. Dr. G. M. Fiamingo (Rom): Der Kampf zwischen Vatikan und Quirinal 155

Heinrich Ulmann: Zur Würdigung der Napoleonischen Frage . . . 161

Karl v. Stremayr: Die Aufhebung des Konkordats und meine Demission 172

Prof. Dr. med. Hermann Eichhorst in Zürich: Humanität am Krankenbette 179

Lord Newton: Englands Unbeliebtheit 186

H. Bassermann: Wohin treiben wir mit dem Dogmatismus? . . . 190

Heinrich v. Poschinger: Einige ungedruckte Briefe des Ministers v. Carisch 197

B. v. Seidlitz: Die Pflege der künstlerischen Bildung 206

Christian Schefer: Karl XV., König von Schweden und Norwegen . 215

Groß, Hauptmann der Luftschifferabteilung: Die Ballon-Brieftaubenpost während der Belagerung von Paris 1870/71 226

Seite

M. v. Brandt: Zur Charakteriſtik der chineſiſchen Friedensunterhändler 238
Max Jähns letzte Arbeit über den Grafen Moltke 243
Friedrich Nippold: Aus dem Leben der Kaiſerin Friedrich. Zum 21. November 1900 257
Graf v. Rouzaglie: Politiſche Beredſamkeit und politiſche Redner in Italien 294
Dr. Fried. Noack, Rom: Thorwaldſens Geliebte 307
Heinrich v. Poſchinger: Begegnungen Bismarcks mit dem früheren Kultusminiſter Grafen Zedlitz-Trützſchler 314
Heinrich v. Poſchinger: Der Miniſter für Landwirtſchaft Dr. Lucius 317
Scipio Sighele: Die Kunſt und die Maſſe 320
Sir Cyprian Bridge, K. C. B. Vize-Admiral: Die friedliche Miſſion der Flotten 332
H. Gelzer: Ungedrucktes von Biſchof v. Hefele 341
Adhémard Leclère, franzöſiſcher Reſident in Kambodſcha: Die Dynaſtie der Könige v. Kambodſcha und die letzten Leichenverbrennungen von Phnom-Pénh 352
Bernhard Stern: Erzählungen des Großweſirs Dſchewad Paſcha aus ſeinem Leben 361

Berichte aus allen Wiſſenſchaften.

Arbeiter-Verſicherungsweſen.

Dr. T. Bödiker, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat: Die deutſche Arbeiterverſicherung am Ende des 19. Jahrhunderts 115

Therapie.

Dr. Butterſack: Pſyche und Therapie 121

Aſtronomie.

C. de Freycinet: Ueber die teleſkopiſchen Planeten 245

Geſchichte.

Albrecht Weber: Aus der Franzoſenzeit 367

Kleine Revuen.

Litterariſche Berichte 126. 250. 375
Eingeſandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 256. 379

Fünfundzwanzigster Jahrgang **Oktober 1900** Preis viertelj. 6 Mark

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 12 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis. Seite

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. VI. 1
Gertrud Franke-Schievelbein: „Zu Muttern!" Erzählung 13
Otto Wiener: Die Erweiterung unsrer Sinne 25
Dr. Wilhelm Kienzl: Erinnerungen an Robert Hamerling und andre Poeten . 42
Prof. Wilhelm Foerster (Berlin): Makrokosmos und Mikrokosmos 56
Conte di Ronzaglie: Erinnerungen an König Humbert I. 62
Ludwig Barnay: Die Lokalgröße 75
A. v. Brandt: Zur Missionarfrage in China 79
Friedrich Graf v. Schönborn: Begegnungen 89
Oberstleutnant **W. v. Bremen:** Neues und Altes vom Feldmarschall Grafen Waldersee 102
Közös: Das Jubiläum der St. Stephanskrone 112
Berichte aus allen Wissenschaften 115
Arbeiter-Versicherungswesen: **Dr. T. Bödiker,** Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat: Die deutsche Arbeiterversicherung am Ende des 19. Jahrhunderts.
Therapie: **Dr. Buttersack:** Psyche und Therapie.
Litterarische Berichte 126
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1900

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. 3/4 L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein) Dr. Carbach & Cie.

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt von M. Grf. Witzleben. (Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.), verbess. II. Auflage (Preis 3 M.). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und feiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Verlag von C. Sturzenegger, Bern und Leipzig (R. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.
Von Professor Dr. R. Reichesberg.
Preis M. 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.
Preis: M. 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.
II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.
Preis: M. 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.
Preis: M. 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE

ET

24 Numéros par an *Richement Illustrés*

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Peu de mots, beaucoup d'idées. *Peu de mots, beaucoup d'idées.*

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par la poste *20 marks*), on a un abonnement d'*un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTREE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes (FRANCISQUE SARCEY); « rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); « elle a conquis une situation brillante et prépondérant parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*); « la *Revue* publie des *études magistrales* » *(Figaro);* etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers.*

La **Revue** publie également les analyses des meilleurs articles parus dans les périodiques **du monde entier,** *caricatures politiques*, des *romans* et *nouvelles*, dernières inventions et découvertes, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de 4 gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Tous les abonnés pour 1900 recevront *gratuitement* la **Grande Revue de l'Exposition de 1900,** *richement illustrée*, et autres *primes* de valeurs. *(Consulter nos prospectus.)*

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez t cipaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

Rédaction et Administration: 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PA

OCT 13 19

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

VI.

Aus Berlin berichtete am 20. Oktober Baron Perglas:

Der hessische Gesandte, Herr Hofmann, hat mir gesprächsweise mitgeteilt, daß er im Auftrage seiner Regierung vor einigen Tagen dem Präsidium des Norddeutschen Bundes die Bereitwilligkeit der Großherzoglich hessischen Regierung eröffnet habe, an den Verhandlungen teilzunehmen, welche auf Grund der Besprechungen in München den Eintritt der süddeutschen Staaten und Südhessens in einen weiteren Bund des Norddeutschen Bundes zum Zwecke haben.

Als dieser Bericht in München eintraf, war Graf Bray bereits auf dem Wege nach Versailles. Am 20. Oktober war er mit dem Kriegsminister Freiherrn v. Prankh und dem Justizminister v. Lutz im Auftrage des Königs dorthin abgereist.

Ueber seine persönlichen Erlebnisse berichtete er an seine Gemahlin (beziehungsweise seine Tochter) in folgenden Briefen:

Versailles, den 23. Oktober 1870.

Mein erster Tag in Versailles soll nicht vorüber gehen, ohne daß ich an Dich einige Zeilen herzlichen Andenkens richte. So sind wir denn an das Ziel dieser Reise durch Feindesland gelangt, und ich kann Dir nicht sagen, wie sehr und wie lebhaft die beständigen Gegensätze, welche sich meinem Auge darbieten, auf mich einwirken. Ueberall der Krieg mit seinem Gerüste und gleichzeitig in den Häusern, deren erzwungene Gäste wir sind, die friedlichste, wenn nicht freudige Aufnahme. Auf den Bahnhöfen in Nancy, in Epernay prachtvolle Mahlzeiten von den Gemeinden uns dargeboten. In dem kleinen Orte Nanteuil, welcher als jetziger Endpunkt der Eisenbahn Bedeutung gewonnen hat, Empfang durch den einzigen auf seinem Besitztum verbliebenen Grund-

besitzer Herrn Cappelin, der uns schließlich in freundlichster Weise in seinem Hause bewirtet, nicht ohne zu klagen, daß ihn der Krieg zu Grunde richte. Von dort an betraten wir unsre Etappenstraße, und ein ziemlich starkes Geleite von Cheveaulegers wurde uns bis Corbeil zugeteilt, da häufige Angriffe von Franctireurs, den italienischen Briganti sehr ähnlich, auf dieser Wegstrecke vorkommen. Nach einer im Hause eines reichen Herrn d'Arbley recht angenehm verbrachten Nacht wurde die Reise fortgesetzt. Der Hausherr, von welchem wir auf das freundlichste schieden, hatte uns seinen Wagen und seine Pferde bis Versailles zur Verfügung gestellt, und so erfolgte nach kurzer Fahrt unser Einzug in die Residenz Ludwigs XIV. Erst vorgestern hatte ein heftiger Ausfall der Pariser Besatzung stattgefunden, welche bis ganz nahe an Versailles vorgedrungen war, dann aber, wie alle früheren Angriffe dieser Art, von den Belagerern mit Erfolg zurückgewiesen worden war. Heute ist alles still, und die Kunde von der Besetzung von Chartres und Chateaudun durch unsre Truppen, mehr aber noch die Hoffnung einer baldigen Uebergabe von Metz verbreiten in der Armee eine gehobene, freudige Stimmung. Ich hoffe, auch für unsre Angelegenheiten aus diesen günstigen Umständen Vorteil zu ziehen und habe jedenfalls keine Zeit verloren. Beim Prinzen Luitpold und beim Kronprinzen von Preußen habe ich mich gemeldet, und von beiden wurde ich sofort in längerer Audienz empfangen. Auch beim König erfolgte meine Vorstellung, und endlich jetzt, abends sechs Uhr, komme ich von einer zweistündigen Besprechung mit dem Grafen Bismarck zurück. Sein Empfang war der liebenswürdigste. Wie es aber mit den Geschäften gehen wird, ist noch abzuwarten. Ich bin mit Hugo Lerchenfeld und Sekretär Graf in einem Hause untergebracht, dessen einziger Bewohner der Hausbesitzer ist. Die mir zugewiesene Wohnung gehört einem Herrn Petipa, ehemaligem Balletttänzer und Tanzlehrer. Wir befinden uns darin sehr wohl, dank der Fürsorge von Max Berchem, der alles aufs beste für uns eingerichtet hat. Auf unsrer ganzen Fahrt sind wir bayrischen Truppen begegnet, oft auch guten Bekannten: Butler, dem Freiherrn v. Feilitzsch, der Präfekt in Corbeil ist, ferner Taxis, dem ich einen Brief seiner Frau behändigte. Er war recht leidend und würde wohl thun, nach Ungarn zurückzukehren. Hier macht Frankreich den Eindruck eines von den Bayern eroberten Landes, so zahlreich begegnen wir denselben.

Lebe wohl. Klaras lieber Brief hat mich auf der Reise durch Frankreich begleitet wie ein werter Gefährte.

*

Versailles, den 24. Oktober 1870.

So bin ich denn wieder dabei, Dir zu schreiben!

Nachdem ich gestern einen Brief und ein Telegramm an Dich abgesendet, wäre wohl der heutige Tag ohne Meldung aus Versailles

vergangen, wenn nicht die Absendung von Berichten an die Regierung mir Gelegenheit geboten hätte, diese Zeilen anzufügen.

Hier ist alles beim alten. Der Donner der Pariser Geschütze hat sich nicht vernehmen lassen, und Metz hat nicht kapituliert, trotz der Hungersnot, welche dort herrschen soll. Im allgemeinen finde ich nirgends ein übermäßiges Vertrauen in einen baldigen Erfolg unsrer Waffen. Die Höchstgestellten im Heere, der König selbst und die Generale Roon und Moltke sprechen sich ganz im Gegenteil mit einer merkwürdigen Mäßigung und Bescheidenheit aus und äußern sich anerkennend über die energische Gegenwehr der Franzosen. König Wilhelm sagte mir heute vor der Tafel, zu der wir alle geladen waren, daß an eine Uebergabe von Paris vor sechs Wochen nicht zu denken sei. Das reicht bis in den Dezember, und unsre Truppen werden also noch schwere Prüfungen zu bestehen haben. Heute früh war mir die Freude beschieden, den lieben Ernst Rechberg bei mir eintreten zu sehen. Er ist bei bester Gesundheit, sieht wohl aus und trägt einen großen, ihm wohl stehenden Bart. Nach gemeinsamem Frühstück verließ uns Ernst, um sich auf seine Station Châtenay zu begeben, wo ich ihn übermorgen mit Hugo Lerchenfeld besuchen will. Letzterem geht es ganz wohl, und mir ist er ein wertvoller Gefährte. Wir wohnen Thür an Thür und haben, so gut es ging, unsre kleine Wirtschaft geordnet. Mit der Frau des Hausmeisters hatten wir unsern Frühkaffee sichergestellt und von einem Bauern die Lieferung von Milch und Rahm, die hier schwer zu haben sind, zugesagt erhalten, als die Schreckenskunde eintraf: in Versailles sei kein Zucker mehr zu haben! Wir werden somit versuchen müssen, unsern Kaffee mit Honig zu versüßen!

Heute früh habe ich der Marquise Duprat, geborene Gramont, den mir anvertrauten Brief ihrer Schwägerin, der Frau des in München kriegsgefangenen Grafen Gramont überreicht. Die Marquise ist eine liebenswürdige Frau, die ihr Leben in ihrem Wohlthätigkeitsverein zur Pflege von Kranken und mit Arbeiten für dieselben zubringt. Morgen sollen wir alle beim liebenswürdigen Kronprinzen speisen. Graf Bismarck hatte uns zu einem Diner in St. Germain im Pavillon Henri IV. eingeladen . . . . . .

*

Versailles, den 26. Oktober 1870.

Ich nehme nach zweitägiger Unterbrechung meine Berichterstattung wieder auf. Fahrten und Besuche ohne Ende hatten mir das Schreiben unmöglich gemacht; habe ich Dir gesagt, daß wir zum 24. zu König Wilhelm zur Tafel geladen waren? Württemberg und Baden waren ebenfalls vertreten, und ehe man sich zu Tische setzte, richtete Seine Majestät an uns eine schöne kleine Ansprache, worin die wunderbaren Fügungen und Ereignisse des Krieges, die glorreiche Beteiligung unsrer Truppen

an demselben, der sichtbare göttliche Schutz über unsrer Kriegsführung hervorgehoben waren. Ich erwiderte in kurzer Rede durch Ausdruck des Dankes, welchen das Vaterland dem Heere und dessen durchlauchtigstem obersten Führer, dem Könige, schuldet und durch den Ausdruck der Hoffnung neuer Erfolge. Diese Hoffnung ging kürzlich in Erfüllung durch die erfolgreiche Unternehmung gegen Besançon. Die Uebergabe von Metz läßt leider noch auf sich warten. Aber man kündigt uns das Eintreffen des Herrn Thiers als Unterhändler an, und ein baldiger Friedensschluß wäre wohl sicher der schönste der Erfolge. Ich wäre glücklich darüber unsern braven Truppen zulieb und auch aus Rücksicht für dies arme Land, auf welchem der Druck des Krieges schwer lastet.

Es macht einen sonderbaren Eindruck, Frankreich zu durchreisen, fast ohne ein Wort französisch reden zu hören. Versailles bildet hierin eine Ausnahme. Viele seiner Einwohner, der aristokratische Teil derselben, sind fortgezogen. Aber es blieben deren genug zurück, so zwar, daß, die Besatzung mitgerechnet, die Bewohnerzahl kaum verringert erscheint.

Gestern, 25. Oktober, um 1 Uhr Mittagstafel beim Kronprinzen, der mich bei Tisch an seine Seite nahm und liebenswürdiger war als je zuvor. Er sprach mir viel von Dir, von Eurem frohen Lachen im großen Salon Radziwill, welches bewirkte, daß alle andern mitlachten, ohne recht zu wissen warum. Eulenburg versieht vortrefflich sein Amt als Hofmarschall. Eben jetzt hat er die Nachricht der Geburt seines dritten Kindes erhalten. Heute endlich bin ich dazu gelangt, mit Hugo L. nach Châtenay zu fahren, um Ernst Rechberg zu besuchen, den wir mit dem ganzen Generalstab unsers II. Armeecorps bei Tisch fanden. General Hartmann empfing uns aufs freundlichste. Wir sprachen von der schwierigen und gefahrvollen, aber eben deshalb ruhmvollen Position seiner Truppen, welche Paris am nächsten stehen, stets im Bereich des Feuers der Forts sind. Während wir sprachen, überbrachte man mir ein Schreiben. Dasselbe kam von Seiner Majestät dem Könige und kündigte die Verleihung des Großkreuzes unsers Militärordens an General Hartmann in Anerkennung der von ihm und seinem ganzen Armeecorps geleisteten rühmlichen Dienste. Du kannst Dir denken, wie erfreut der General war und mit welchen Zurufen und Toasten diese ganze Versammlung tapferer Offiziere ihn begrüßte. Der König würde sich freuen, inmitten seiner Armee zu sein, wenn er Zeuge des heutigen festlichen Vorgangs gewesen wäre. Aus Châtenay bringe ich Dir ein mächtiges Stück einer Bombe mit, welche am 23. Oktober aus den Pariser Forts dahin geschleudert wurde.

Nach unsrer Rückkehr nach Hause waren Hugo und ich wie gestern gegen elf Uhr abends noch im Gespräch beisammen, als man mir den

Grafen Bismarck ankündigte. Du kennst seine späten Besuchsstunden. Er sprach über Interessantes aller Art, und erst nach zwölf Uhr konnte ich in mein Schlafgemach gelangen.

Heute erschien Berchem bei uns vor Freude strahlend mit der glorreichen Nachricht der Kapitulation von Metz und der Gefangennahme des Marschalls Bazaine mit seinem ganzen, 100000 Mann übersteigenden Heere. Der Fall von Metz wurde erwartet, aber dessenungeachtet hat dieser neue kolossale Kriegserfolg einen tiefen Eindruck hervorgebracht.

Hugo hat für unser Mittagsmahl Champagner herbeigeschafft, diesem Siege zu Ehren, durch welchen eine Armee von 180000 Mann, die bisher vor Metz zurückgehalten, verfügbar wird. Möge dadurch der für alle so wohlthätige Friedensschluß beschleunigt werden. Heute hat mir Berchem seine Pferde geliehen, und ich habe sie zu einem herrlichen Ritt durch den Versailler Park in der Richtung nach Trianon und zu den großen Teichen benutzt. Später besuchte ich Kutusow in seinem geistlichen Asyl. Max Lerchenfelds bevorstehende Ankunft beschäftigt uns lebhaft. Lagny ist so weit von hier, daß wir uns wohl nur selten besuchen können. Gestern erschien hier ein Geistlicher, der Konrad Preysing als Sekretär zugeteilt ist. Der Zweck seines Kommens war die Erkundigung nach L. Aretin, welcher krank in einem Hospital liegen soll. Bis jetzt war die Nachforschung vergeblich. Den guten geistlichen Herrn haben wir bei uns untergebracht. — Laß unsre Geldern wissen, daß, ihrem Wunsche entsprechend, der bis jetzt in Stuttgart weilende junge Geldern nach Reims berufen und Taufkirchen zugeteilt wurde.

*

Versailles, den 31. Oktober 1870.

Meine Klara, ich will Dir gleich für Deine lieben Zeilen vom 26. danken, die mir gestern über Berlin zugekommen sind. Mama in Köfering zu wissen, ist mir um so erwünschter, als unser hiesiger Aufenthalt sich zu verlängern scheint. Es hat den Anschein, daß man beabsichtigt, die Verhandlungen mit den übrigen deutschen Einheitskandidaten zum Abschluß zu bringen, uns aber als besten Brocken bis zuletzt aufzuheben. Dann ist Herr Thiers gestern auf dem Weg nach Paris durch Versailles gekommen, um mit den an ersterem Orte weilenden Regierungsmitgliedern zu konferieren. Er hat nur ganz kurz mit dem Grafen Bismarck, ohne die Geschäftsfragen zu berühren, gesprochen, hat ihm aber zugesagt, zum Verhandeln hierher zurückzukehren, vorausgesetzt, daß man ihn in Paris nicht festhalte. Mit seiner zugesagten Rückkehr in Aussicht, haben wir allen Grund, den Sitz der Unterhandlung nicht zu verlassen, ehe ein Ergebnis — ob günstig oder ungünstig — erreicht werde. Ihr begreift also, daß in der großen Zahl der zweifelhaften Dinge nichts

unsicherer ist, als der Tag unsrer Rückkehr nach München; hier leben wir aber, allen Aufregungen des Krieges zum Trotz, ziemlich ruhig und einförmig. Liegt keine Einladung vor, so speist alles, was zur fremden Besitznahme von Versailles gehört, im „Hotel des Réservoirs". Dort wohnen auch zahlreiche deutsche Fürsten, die als „Amateurs" die Armee begleiten. Es sind dies: der Herzog von Koburg, die Prinzen von Augustenburg, Meiningen, Mecklenburg, Weimar, der Prinz von Hohenzollern, der frühere spanische Kronprätendent, der allgemeine Liebling, den man den „Kriegskarnickel" genannt hat; dann auch noch andre prinzliche Lustreisende. Es wurde dort eine Art Klub gegründet mit aufliegenden Zeitungen und mit Whistpartien, welche jedem Teilnehmer Gelegenheit bieten, sein Geld in guter und vornehmer Gesellschaft angenehm zu verlieren, was mir bereits passierte.

Es regnet fast beständig, und ich konnte nur einmal Berchems Pferde benutzen. Es bleibt nichts übrig, als mit offenem Regenschirm zu gehen oder die schönen Galerien des Museums zu besuchen. Von meinen Berliner Bekannten habe ich hier viele wiedergefunden: Putbus, Schulenburg, Dönhoff, den dicken Maltzahn. Letzterer, welcher unter der Oberleitung des Fürsten Pleß an der Spitze des hiesigen Sanitätsdienstes steht, hatte die Gefälligkeit, auf meine Verwendung Konrad Preysing nach Versailles zu berufen. Dieser ist auch schon angekommen und wohnt bei uns. Es ist ihm nicht unlieb, auf einige Zeit dem traurigen, von der Mehrzahl seiner Bewohner verlassenen Lagny zu entkommen. Es ist ihm aber dort gelungen, fast ohne fremde Hilfe ein Spital zu stande zu bringen, das für neue Kranke und Verwundete, an denen leider kein Mangel ist, verfügbar bleibt. Konrad sieht sehr wohl aus. Gottes Schutz war sichtlich mit ihm, denn er war einen ganzen Monat hindurch in Nancy mitten unter Typhus- und Ruhrkranken der Ansteckung ausgesetzt. In Lagny herrschen solche Krankheiten nicht, worüber ich für den dort weilenden Max Lerchenfeld glücklich bin.

Gestern speisten Prinz Luitpold, General Hartmann und wir alle beim Kronprinzen, wo man immer so gut aufgenommen ist. Es wurde auf das Wohl des neuen Feldmarschalls getrunken, denn tags zuvor war diese Würde vom König dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl verliehen worden, letzterem aus Anlaß der Einnahme von Metz.

Ich komme eben zurück von einer langen Wanderung durch die schönen Galerien des Versailler Schlosses, wohl das Beste, was man beim heutigen strömenden Regen thun konnte. Fast überall sind Kranke untergebracht, welche dort in bester Luft und ohne allen üblen Geruch sich sehr wohl befinden, fast ebenso wohl wie in Gebelkofen. Den

kleineren Räumen, in welchen die schönen Gemälde und historischen Porträts enthalten sind, wurde ihre ursprüngliche Bestimmung gewahrt, und ebenso den Sälen, worin die Schlachtenbilder von Horace Vernet sich befinden. Letztere sind dem Publikum geöffnet, welches gegenwärtig aus Tausenden von preußischen Soldaten besteht, die jene Darstellungen französischer Krieger der Gloire de la France, wie die Aufschrift lautet, zu bewundern kommen.

In einem der den Kranken vorbehaltenen Säle fand ich einen Irlbacher, Baumann, Sohn der berühmten Jäger-Marie, welchem ich, wie Du wohl glaubst, einigen Trost brachte. Seine Wunde ist übrigens keine besonders glorreiche. Bei dem großen Ausfall der Pariser Besatzung ist er gefallen und hat sich schwer am Knie verletzt. Ich fürchte sehr, daß dies bei eiligem Rückzug sich zugetragen hat, und wenn dem so ist, wird er singen können: „Auf der großen Retirade, wo ich dieses Bein verlor!" — Seinem Bein geht es übrigens schon besser.

Konrad Preysing hat gestern beim Kronprinzen gefrühstückt und wurde also aller Ehren teilhaftig. Eben hat er einen Wagen bestiegen, um nach Lagny zurückzukehren, wo Max Lerchenfeld ihn erwartet.

Herr Thiers ist gestern aus Paris zurückgekehrt. Er ist sehr gealtert und sah gebeugt aus.

Prinz Otto reist heute nach München zurück, vom König wegen wichtiger Geschäfte berufen. Was mag er ihm zu eröffnen haben? — Der Prinz sieht ziemlich wohl aus, aber der Krieg scheint nicht gerade seine Sache zu sein.

*

Versailles, den 4. November 1870.

Mein letzter Brief hat Euch Nachrichten von mir und von Hugo bis zum Schlusse der vorigen Woche erteilt. Seitdem war ich so vielfach und verschiedenartig beschäftigt, daß ich mich nicht erinnere, ob ich von einer frohen Mahlzeit Erwähnung gethan habe, zu welcher alle unsre Freunde sich in jenem Pavillon Henri IV. zu St. Germain vereinigt hatten, an welchen so schöne Erinnerungen sich für mich knüpfen. Auf unsrer Rückfahrt nach Versailles gelang es uns nur mit Hilfe unsrer militärischen Begleiter und nicht ohne Mühe, an den zahlreichen Wachtposten unsrer Avantgarde vorüberzukommen, so verdächtig erscheint hier ein Zivilrock inmitten der zahlreichen militärischen Uniformen.

Das Eintreffen von Thiers im Hauptquartier war das große Ereignis der ganzen Woche. Aber ähnlich der Taube aus der Arche Noah scheint sein erstes Erscheinen den ersehnten Frieden noch nicht herbeiführen zu sollen. Die Pariser zeigen sich mehr als je unversöhnlich, während die in Tours tagende Regierung einem zu treffenden Abkommen zugängiger erscheint. Die Franzosen verlangen zur Vornahme von

Wahlen für die Nationalversammlung einen Waffenstillstand von fünfundzwanzig Tagen mit Gestattung der Verproviantierung von Paris, ohne irgendwelche Sicherheit oder Garantie zu gewähren. Nach Ablauf der Waffenruhe könnte also der Krieg wieder beginnen unter viel schlimmeren Umständen für den Belagerer. Herr Thiers scheint selbst sehr entmutigt. Er ist gealtert und stärker geworden. Aber die Lebhaftigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft sind ihm eigen geblieben. Ich habe ihn besucht und ihm auch Max Arco empfohlen, der durch Francstireurs gefangen genommen wurde. Sein Bruder Louis ist hierher gekommen und fürchtete ihn tot oder verwundet zu finden. Er ist jetzt ziemlich beruhigt, seit er ihn in Tours der Sorge des Bischofs Dupanloup anvertraut weiß. Und jetzt ist ihm der mächtige Schutz von Thiers gleichfalls gesichert. Louis Arco wohnt bei uns, und so bin ich im Besitz meiner beiden diplomatischen Adjutanten. Da heute prachtvolles Wetter ist, habe ich mich mit Hugo Lerchenfeld aufgemacht, um die erste Division unsers II. Armeecorps und deren Befehlshaber, meinen alten Studiengenossen Fritz Bothmer, zu besuchen. Bei ihm und seinen Offizieren fanden wir den herzlichsten Empfang. Sie sind der langen und ermüdenden Belagerung gründlich überdrüssig, welche gerade unserm zweiten Corps, welches Paris am nächsten steht, durch das Feuer der Forts zahlreiche Verluste bereitet. Letztere feuern mehr als je, seit Unterhandlungen eröffnet sind, und auch gerade jetzt läßt der Mont Valérien den tiefen Baß seiner Riesengeschosse ertönen. Zwei Luftballons sind gleichfalls in Paris aufgestiegen und über uns majestätisch dahingefahren, den schönen und windstillen Tag benutzend, der uns endlich beschieden ist. Die Luftreisenden werden somit wohl eine ungestörte Fahrt gehabt haben.

Die deutschen Verhandlungen werden uns, wie ich glaube, hier nicht mehr lange zurückhalten. Sobald uns die preußischen Anträge, sei es in einem oder in anderm Sinne, übergeben sein werden, stimme ich für die Abreise, da die Endbeschlüsse doch in München zu fassen sind. Nächste Woche werden wir also mit Gottes Hilfe nach dem Promenadeplatz [1]) zurückkehren können. Sobald eine Entscheidung getroffen sein wird, telegraphiere ich. Ernst Rechberg hat mich besucht, und ich habe ihm zu seinem Orden, dem Eisernen Kreuze, gratuliert. Er ist mit Recht hocherfreut darüber. Es ist dies eine Ausnahmsauszeichnung, die mit dem Schlusse dieses Krieges niemand mehr erteilt wird. Berchem und Taxis ist das Eiserne Kreuz gleichfalls erteilt worden. Lebe wohl. Ich gehe zu Graf Bismarck, um das Endergebnis der Unterhandlung mit Thiers zu erfahren.

*

[1]) Münchener Dienstwohnung des Ministers.

Verſailles, den 9. November 1870.

Unſer Briefwechſel verlängert ſich und ebenſo meine Abweſenheit, ohne daß es mir möglich wäre, die Dauer der letzteren genau zu bemeſſen. Ich habe nach München telegraphiert, daß wir kaum vor dem 16. dort eintreffen könnten. Aber auch letzteres Datum hat nur Wahrſcheinlichkeitsgründe für ſich. Da wir aber heute eine Konferenz haben und ich darauf beim König ſpeiſe, wird es mir vielleicht möglich ſein, dieſem erſt morgen abzuſendenden Briefe Beſtimmteres beizufügen. Ein Grund, dem zuliebe ich gern länger hier geblieben wäre, beſteht nicht mehr infolge des Abbruchs der Unterhandlung mit Herrn Thiers. Die Forderungen der Pariſer, welche fünfundzwanzig Tage Waffenſtillſtand und vollſtändige Approviſionierung der belagerten Stadt verlangten, waren unannehmbar, denn ſie hatten keinen andern Zweck, als Verlängerung des Widerſtandes und alſo des Krieges. Sie mußten abgelehnt werden, im eignen Intereſſe des Friedens. Thiers ſelbſt, mit welchem ich wiederholt geſprochen habe, zeigte ſich wohlgeſinnt und zum Friedensſchluſſe entſchieden. In Frankreich iſt aber jeder durch ſeine eigne Leidenſchaft beherrſcht oder durch Furcht vor den Terroriſten, welche keine Wahlen zur Bildung einer Nationalverſammlung wollen, die allein zur Gründung einer loyalen Regierung befähigt iſt. So geſchieht es, daß der Krieg fortdauert, ungeachtet des Friedenswunſches aller vernünftigen Leute.

Inzwiſchen rücken unſre Armeen vor, und die Beſchießung der Forts von Paris, nicht der Stadt ſelbſt, wird unverzüglich beginnen. Weniger Fortſchritte als die Kriegsführung machen unſre Verhandlungen mit Preußen, welche heute endlich nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen werden ſollen.

Eben kehre ich vom Hofdiner beim König zurück, das recht gut, und, wie ein militäriſches Mahl es geſtattet, zwanglos und ohne Etikette war. Mein Tiſchnachbar war der alte Oberſthofmarſchall Graf Pückler, und nach Tiſch geſellte ſich Prinz Karl zu mir und Kutuſow, um von alten Zeiten und alten frohen Späßen zu ſprechen. Der König war ſehr gnädig, von Geſchäften war aber wenig die Rede. Neue kriegeriſche Unternehmungen ſtehen bevor: Das Vorrücken des Prinzen Friedrich Karl nach Troyes und dem Zentrum Frankreichs, das des Großherzogs von Mecklenburg im Verein mit unſerm von der Tannſchen Corps, welches vielleicht genötigt ſein wird, Orleans zu räumen gegen die franzöſiſche Loire-Armee. Von beiden Seiten beſteht die Abſicht, noch durch einen zu erringenden Erfolg zu einer mehr ausgeſprochenen gegenſeitigen Stellung zu gelangen. Von dieſem Standpunkt aus können die zu gewärtigenden neuen Kämpfe zur Beſchleunigung des Friedens beitragen. Bis zum heutigen Tage wird das Feuer der franzöſiſchen Feſtungen weder von unſern Batterien noch von den Vorpoſten er-

widert, was die Franzosen so sicher macht, daß von Paris aus wirkliche Lustpartien nach den Forts unternommen werden. Unsre Vorposten sehen die französischen Soldaten mit Damen am Arm einhergehen, und mit Ferngläsern unterscheidet man Pariser Herren und Damen, die in zahlreicher Gesellschaft ankommen und von Offizieren empfangen werden, welche zu deren Unterhaltung — oft durch die Damen selbst — Geschütze auf unsre Vorposten abfeuern lassen. Solche nette Späße verdienen wohl die zu gewärtigende gute Lehre, die ihnen durch die bevorstehende Beschießung erteilt werden wird.

Fritz Bothmer und seine Offiziere haben uns heute unsern neulichen Besuch erwidert, und wir haben sie mit einem bescheidenen Frühstück empfangen können, worauf ein gemeinsamer Besuch der beiden „Trianon" unternommen wurde. Durch die lange Dauer der Belagerung gestaltet sich das hiesige Leben ziemlich einförmig. Man erwartet aber einen größeren Ausfall der Besatzung, der sich vielleicht bis Versailles ausdehnen, aber zurückgeworfen werden wird.

Wir leben hier wie in einer Garnisonsstadt, ohne andre Gesellschaft als die Offiziere. Es ist aber doch eine Dame inmitten so vieler Männer. Ihr Name ist angeblich der einer Gräfin La Torre. Sie ist eine mit einem Italiener verheiratete Engländerin oder auch Witwe, noch ziemlich jung und hübsch und dem Anschein nach wohlhabend. Sie besucht die Spitäler und speist mit Offizieren. Hugo hat ihre Bekanntschaft gemacht — das versteht sich —, und seitdem beehrt sie auch mich mit einem gnädigen Gruß, wenn ich ihr begegne. Der berühmte Home, der Spiritist, ist gleichfalls hier und soll nächstens eine Vorstellung veranstalten. Unsre hiesige Lage ist durch das neuerliche Projekt einer Berufung deutscher Landesherren zum Versailler Friedensschlusse, eines Fürstenkongresses, erschwert und verwickelter geworden. Es ist davon die Rede, den Prinzen Adalbert von Preußen nach München zu senden zur Uebergabe eines Schreibens des Königs Wilhelm an seinen Neffen, den König Ludwig. Bei dem bekannten Widerwillen Seiner Majestät für Reisen dieser Art, bereitet obiges Vorhaben neue Anstände.

*

Versailles, den 12. November 1870.

Wir sind nicht ohne ernste Sorge für unser I. Armeecorps unter dem Befehle von der Tanns. Es ist demselben der Befehl zugegangen, Orleans zu räumen und die neue französische Loire-Armee nach sich zu ziehen. Das Gefecht, welches dieses Corps vor drei Tagen bei Ormes gegen die genannte Armee bestanden hat, ist eines der rühmlichsten, besonders aber der verdienstlichsten des ganzen Feldzuges, denn es hat einen ganzen Tag hindurch alle Angriffe des mehr als doppelt stärkeren Feindes, freilich bei großen Verlusten, aber ohne zu weichen,

zurückgewiesen. Selbst die französischen Zeitungen in Tours erkennen dies an — aber noch *mehr* — die preußische Armee thut desgleichen.

Auf diese Armee der Loire gründen sich die Entsatzhoffnungen der Pariser. Aber von der Tann, nunmehr vereinigt mit dem Großherzog von Mecklenburg, ist stark genug, um ihr Widerstand zu leisten, und auch der Prinz Friedrich Karl ist im Anmarsch. Von dieser Seite haben wir mithin einen Ueberfall nicht zu besorgen, während das in Paris eingeschlossene französische Heer zweifellos einen großen Ausfall, einen „effort suprême", nach Ausdruck der republikanischen Journale, zu versuchen entschlossen ist. Unter allen unsern kriegerischen Unternehmungen ist in der That die Belagerung von Paris die bis jetzt am wenigsten erfolgreiche, und wenn in Paris nicht Mangel an Lebensmitteln eintritt, ist ein Ende noch nicht abzusehen.

Wie ich es vermutet, wird es uns nicht möglich sein, am 16. November in München einzutreffen. Nächsten Montag aber werden Württemberg, Baden, Hessen zum Abschluß ihrer Geschäfte gelangen, und dann werden wir wohl auch vorwärts gelangen, so daß ich hoffen kann, mich diesmal nicht zu irren, wenn ich den Schluß der nächsten Woche oder den Beginn der darauffolgenden als den Zeitpunkt des Abschlusses unsrer Arbeit und meiner Heimkehr bezeichne. Es erscheint hier eine im allgemeinen sehr wenig interessante amtliche Zeitung. Ich sende Euch eine Nummer derselben, welche anziehender ist als sonst, weil sie Artikel von Pariser Blättern bringt, worin die Lage sich abspiegelt. — Hugo und ich sind wohl, was wir wohl unsern täglich unternommenen Ritten zu danken haben. Von Louis Arco, der nach Orleans gefahren war, um als Vorstand der Spitäler Deroy zu ersetzen, haben wir keine Nachricht. Er langte dort an, als eben die Franzosen in der von uns geräumten Stadt einrückten, und wahrscheinlich ist er in Erfüllung seiner Aufgabe daselbst verblieben.

*

Versailles, den 17. November 1870.

Wir haben versucht, wie Moses auf das gelobte Land, einen Blick auf Paris zu werfen. Unter der Leitung einiger unsrer Offiziere ist uns dies gelungen, vielleicht nicht ganz ohne Ueberschreitung der gestatteten Grenzen. Der gewählte Punkt liegt in der Nähe des Dorfes Vaucresson, und wir gelangten in ein an den Park von St.-Cloud stoßendes Gehölz. Wir verfolgten einen Weg, der den Namen „Kaiserstraße" führt und am Carrefour (Kreuzweg der Kaiserin) endet. Plötzlich hatten wir den vollen Ausblick auf Paris vor uns. Von der Sonne beschienen, glänzte der Dom der Invaliden, auf der entgegengesetzten Seite sahen wir den Triumphbogen, Arc de l'Etoile genannt, gerade vor uns, den Palast der Tuilerien, die Neue Oper, die Magda-

lenen-Kirche. Von Zeit zu Zeit ertönen Kanonenschüsse aus den schweren Geschützen der Forts und näher von uns Gewehrschüsse, welche die Vorposten wechseln. Unmittelbar bei unserm Standpunkt hatte eine Granate ein tiefes Loch in den Erdboden geschlagen. Wir fanden dann noch ein Fragment des Riesengeschosses, welches — wie wir hoffen — niemand verletzt hat, gleich der großen Mehrzahl der uns bestimmten Wurfgeschosse. Das tiefe Schweigen und die Verlassenheit dieser früher so belebten Orte war von düsterer Traurigkeit, und wir alle waren davon tief ergriffen.

Um sechs Uhr speisten wir abermals bei König Wilhelm, diesmal aber in Uniform zur Feier des Geburtstages der Königin-Witwe, auf deren Gesundheit der König sein Glas erhob.

Sonst nichts Neues, es sei denn ein neuer Zuwachs von regierenden Herren, durch das Eintreffen der Großherzoge von Baden und Oldenburg.

Heute stattete ich dem Fürsten Johann Gagarin einen Besuch ab, der mich lebhaft interessierte. Derselbe ist gegenwärtig als Jesuitenpater im hiesigen Hause dieses Ordens. Vor Zeiten hatte ich ihn in Rußland als jungen Lebemann und Bewunderer schöner Damen gekannt. Hier fand ich ihn in einem häßlichen, schlecht gehaltenen Zimmer, dick und alt geworden. Aber er spricht mit Heiterkeit von seiner Vergangenheit und scheint den gefaßten Entschluß durchaus nicht zu bereuen. Nur sind ihm, wie allen Jesuiten, die Angelegenheiten seines Ordens wichtiger als alles übrige. Mit vielem Dank sprach er von einem Besuche der Gräfin Mama Lerchenfeld und von einer Besprechung mit dieser liebenswürdigen Frau.

Unsre Unterhandlung stockt noch immer. Der preußische Kriegsminister General v. Roon ist unwohl, Graf Bismarck auch leidend. Delbrück spricht davon, nach Berlin abzureisen. Wir sind nach dem Abgang der Vertreter der übrigen deutschen Regierungen allein noch hier und müssen also trachten, an einem der nächsten Tage auf unsre Bedingungen ein Ja oder Nein zu erlangen. Wenn eine Verständigung nicht gelingt, so wird nicht die Frage der äußeren Vertretung und der Diplomatie das Hindernis bilden, denn darüber sind wir so gut wie im reinen, wohl aber wird dies die militärische Frage, und wenn ich nicht sehr irre, kommt hier der Widerspruch nicht vom Grafen Bismarck. Er war gestern bei mir, wir haben uns aber leider verfehlt.

Ich komme eben aus dem Versailler Schloß, in welches Hugo und ich oft und gern zurückkehren. Heute galt unser Besuch dem Privatgemach der Könige und Königinnen von Frankreich. Wie reich ist der Ort an Erinnerungen, an begangenen Fehlern, und welche Buße! Ganz nahe am berühmten Oeil de beouf, dem Versammlungsort der Höflinge, ist ein enger Gang, durch welchen Marie Antoinette, aus ihren Ge-

mächern durch das Pariſer Volk vertrieben, ſich im Oktober 1789 in das Zimmer Ludwigs XVI. flüchtete. Dieſe ganze verblichene Pracht von Verſailles iſt tiefernſt und traurig und ſtimmt auch uns ſo in dieſem Augenblicke, wo die ſchönſte Frucht unſrer Siege, der Friede, den wir geſichert glaubten, in neue Ferne rückt. (Fortſetzung folgt.)

„Zu Muttern!“

Erzählung

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Die Scheidung war erfolgt — „auf Grund böswilligen Verlaſſens“ — und der zwölfjährige Junge wurde dem Vater zugeſprochen.

Zwar war die Frau mit ihrem Jungen bloß davongelaufen, weil ſie die harte Behandlung des ſchmächtigen Burſchen nicht länger hatte mitanſehen können. Was für ſie ſelber abgefallen war, wenn der Schuſter eins über den Durſt getrunken, hatte ſie nicht groß gekümmert, wenn's ihr nur gelang, ihm das Kind aus den Augen zu bringen.

Seit aber Karl aus der Schule und zum Vater in die Lehre gekommen war, konnte ſie's nicht mehr verhindern, daß die väterlichen Zärtlichkeiten aus erſter Hand auf den Jungen herabregneten. Und das hatte die ſtille, niedergedrückte, energieloſe Frau eines Tages zu dem verzweifelten Schritt getrieben, ohne daß ihr das volle Bewußtſein ſeiner Tragweite aufgegangen wäre.

Sie hielt ſich bei einer Freundin verſteckt und ging von dort aus ihrer Beſchäftigung, dem Weißnähen, nach. Die paar Groſchen, die ſie brauchte, verdiente ſie, und ſie war glücklich wie nie zuvor in ihrem Leben in dem friedlichen Beiſammenſein mit ihrem Jungen.

Auch das Kind lebte zuſehends auf, es atmete freier, ſah friſcher und mutiger aus und ſchoß plötzlich in die Höhe, als habe der Druck der väterlichen Härte es ſo lange daniedergehalten.

Aber die Freude war von kurzer Dauer. Der Schuſter Bölſche machte den Aufenthalt der Frau ausfindig, jagte ihr den Jungen ab und ſchickte das Weib zum Teufel.

Vergebens bat und flehte ſie bei der Gerichtsverhandlung, man ſolle ihr das Kind laſſen. Sie wollte verzichten auf ihr bißchen Eingebrachtes, ihre Möbel und Wäſche. Nackt und bloß wollte ſie aus dem Hauſe gehen, in dem ſie keine

goldenen Tage gehabt — aber ohne den Jungen könne sie nicht leben — und er nicht ohne seine Mutter.

Es half alles nichts. Ihre Klagen, ihre Thränen prallten an der unerbittlichen Härte des Buchstabens ab wie an einer ehernen Mauer.

Da ging sie, um ihre gelähmte alte Mutter zu pflegen, zurück nach ihrem Geburtsort, dem kleinen, alten, engen Hussitenstädtchen Bernau.

Dem Jungen aber „versalzte" der Schuster noch nachträglich das Durchbrennen so gründlich, daß an dem mageren, armseligen Körper kaum eine Stelle blieb, die nicht weh that.

Stumm und verbissen, mit der Gleichgültigkeit hoffnungsloser Verzweiflung trug Karl sein Schicksal. Was thaten ihm Hiebe und Püffe? Nichts gegen den rasenden Sehnsuchtsschmerz, den er um seine Mutter litt.

Die und er waren von einer Art, weich und fein, zäh im Dulden, stark im stillen Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit.

Mit der Vervollkommnung im edeln Schusterhandwerk sah's schlecht aus. Bölsche war selber ein lodderiger Arbeiter, der nur das Gröbste verstand. Er benutzte den Jungen als Hausmagd, ließ ihn fegen, scheuern, kochen und auf einen Pfiff des Vaters herbeispringen, um ihn zu bedienen. Bei jedem Fehler, jeder kleinen Ungeschicklichkeit regnete es Flüche und Schläge auf den zitternden Sünder herab.

Sein Vater wurde ihm ein Gegenstand des Entsetzens, wie ihn die Phantasie furchtbarer nicht erfinden kann. Und die arme, vereinsamte Kindesseele flüchtete sich in immer brennenderer Liebe zur fernen Mutter.

Er lag die Nächte wach und verzehrte sich in dem Gedanken: zu ihr! Und eines Tages wurde es stärker als er.

Der Schuster war erst in der Morgendämmerung nach Hause getaumelt. Beim Erblicken des Jungen erinnerte er sich dumpf seiner Erzieherpflichten und hieb mit dem Knieriemen blindlings auf das Kind ein. Dann erst überließ er sich der wohlverdienten Ruhe.

Der Bursche aber — wie er ging und stand, ohne Besinnen, ohne Mundvorrat, ohne einen Zehrpfennig — riß seine Mütze vom Nagel und — brannte durch!

Zu Muttern! Das trieb ihn unwiderstehlich vorwärts, wie der Dampf die Lokomotive vorwärts treibt auf den glatten Schienen der vorgezeichneten Bahn. Da gab's kein Halten.

Er hatte, nach der Schilderung der Mutter, eine dunkle Vorstellung, wohinaus der Weg nach Bernau führte. Ueber Niederschönhausen, Französisch Buchholz, Buch — durch Felder, Heide, Sandstrecken, lange, einförmige Landstraßen — viele, viele Meilen weit. Spät am Abend, ja, wenn er sich nicht tummelte, erst mitten in der Nacht, konnte er am Ziel sein.

Es war ein Maimorgen. Die Welt so schön, so taufrisch. Die Sonne stieg klar empor über den jungbelaubten Linden der Schönhauser Allee.

Die Vögel sangen, in den Gärten blühten überall die Obstbäume, wie über-

schneit mit weißen und rosigen Flocken, und im Gras leuchteten die kleinen bunten Blumen.

Erst draußen, ein Stück hinter Schönhausen, auf der Buchholzer Landstraße, wagte der Ausreißer um sich zu blicken. Die Angst vor der Verfolgung hatte sein armes Gehirn fast um alle Besinnung gebracht. Nun kam er sacht zu sich.

Es wurde ihm sonderbar gut. Nie war er draußen in der reinen, unverfälschten Natur gewesen. Die Brust wurde ihm weit, er konnte ganz tief atmen. Und mit jedem Atemzuge stahl sich eine unsägliche Wonne in das zusammengeschnürte Herz, ein Mut, eine Kraft, daß er glaubte, er müsse fliegen können.

Wenn er erlahmen wollte, sagte er sich bloß: „Zu Muttern!“ Und das war dann jedesmal, als wenn die kleine menschliche Lokomotive frische Feuerung bekommen hätte. Es ging wieder mit vollem Dampf weiter.

Das Nagen in der Magengegend, das sich längst gemeldet hatte und stärker und stärker wurde, hatte er im Anfang nicht beachten wollen. Aber auf einmal überfiel es ihn wie ein wütender Schmerz. Kalter Schweiß brach ihm aus. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, die Füße drohten unter ihm zusammenzubrechen, und mühsam schleppte er sich bis zu einem Fichtengehölz, dessen Rand mit hellleuchtenden Birken bestanden war.

Es war Mittag geworden, und die Sonnte brannte auf dem weißen, lockeren Sand der Landstraße, als wolle sie den Jungen blind machen.

Unter den Bäumen sank er ins Moos und fühlte nur noch, wie wohl ihm der Schatten that und der kräftige Fichtennadelgeruch und das leise, sanfte Wehen der maigrünen Birkenzweige über seinem Kopf. Dann verdämmerte ihm das Bewußtsein, und er schlief so köstlich, erquickend und fest, wie noch nie in seinem Leben.

Endlich begann er auch zu träumen. Er konnte fliegen wie ein Vogel und flog zur Mutter, über die Gipfel der Bäume, über die großen, langsam segelnden weißen Wolken, schneller als alles, so schnell wie die Sehnsucht fliegt — und dann stand er vor dem kleinen Haus, vor der Thür, aus der sie heraustreten mußte. Und er wartete auf sie, mit der seligen Gewißheit, daß sie kommen müsse im nächsten Augenblick. Schon glaubte er ihren leisen Schritt zu hören. Das war, wie wenn sie früher, als er klein war, in der Weihnachtsstube herumging und ihm das Bäumchen anzündete. So selig-bang war ihm zu Mute.

Da wurde er plötzlich am Arm geschüttelt.

Der Vater! dämmerte es ihm. Er stöhnte, suchte sich zu ermuntern. Der bleierne Schlaf wich langsam von ihm. Er schlug die Augen auf.

Ein fremder Mann. Gottlob! Nicht das Furchtbarste!

Mühsam sammelte er seine Gedanken. Was wollte der Mann von ihm? Drohte ihm Gefahr?

Protzig und breitbeinig, das derbe Gesicht in strenge Amtsfalten gelegt, stand der Fremde vor ihm. Die kleinen, scharfen Augen blickten aus dicken Wulsten mißtrauisch auf den verwirrten Jungen.

Karl war aufgesprungen, drehte die Mütze krampfhaft zwischen den Fingern und sah wie das böse Gewissen aus.

Was vielleicht ursprünglich von Selbstbewußtsein, Keckheit und Mut in ihm gesteckt haben mochte, hatte des Schusters radikale Erziehungsmethode mit Stumpf und Stiel aus ihm herausgeprügelt. Er war von jeher nichts weniger als ein Held gewesen. Jetzt aber, da er sich auf verbotenem Wege wußte, gab er sich von Anfang an verloren.

Der Herr Amtsvorsteher stellte ein scharfes Verhör mit ihm an. Er war, besonders seit in letzter Zeit die Gegend durch Diebstähle unsicher gemacht worden war, ein erbitterter Verfolger aller Bettler und Landstreicher. Die in tödlicher Angst hervorgestammelten Angaben Karls, daß er zu seiner Mutter nach Bernau marschieren wolle, die Unsicherheit, die Widersprüche seiner Aussagen verstärkten den Verdacht des gestrengen Herrn. Er befahl dem entsetzten Jungen, ihm nach Buch zu folgen, und übergab ihn dort dem Gendarmen. Wenn auf telegraphische Anfrage in Berlin sich die Richtigkeit seiner Aussagen ergäbe, dürfe er seinen Weg fortsetzen — im andern Falle aber —

Der andre Fall trat naturgemäß ein.

Am nächsten Morgen wurde Karl Bölsche von dem Gendarmen nach Hause expediert.

Was danach folgte, war nicht dazu angethan, ihm sein Vaterhaus lieber zu machen und die Sehnsucht nach der Mutter einzuschläfern.

Ein paar Tage schlich der Junge umher wie einer, der die Folter überstanden hat. Er konnte kein Glied rühren ohne die heftigsten Schmerzen. Trotzdem wurde er von früh bis spät gehetzt und gejagt. Die Arbeitslast, die einen Erwachsenen niedergedrückt hätte, wurde auf seine elenden, knochigen Schultern gepackt. Zu essen bekam er nur gerade so viel, um nicht zu verhungern, und die unaufhörliche Angst saß ihm wie ein Vampir am Herzen und sog und sog ihm das bißchen Jugendblut, Kraft und Lebensfreude aus.

So kümmerlich und bejammernswert sah er aus, daß mitleidige Nachbarsleute ihm ab und zu heimlich ein paar Bissen zusteckten oder im Vorübergehen ein freundliches Wort an ihn richteten. Aber um Gottes willen, daß der Schuster nichts merkte! Den gewaltthätigen Menschen durfte man sich nicht zum Feinde machen!

Karl Bölsche aber hatte nicht ungestraft einen halben Tag lang die göttliche Freiheit, jedes Menschen heiligstes Naturrecht, ausgekostet. Die Erinnerung an die Seligkeit, die ihn draußen zwischen den Feldern durchdrungen hatte, verließ ihn nicht mehr im Wachen und im Traum. Die unbefriedigte Sehnsucht nach der Mutter, der er schon so viel näher gewesen, fraß an ihm wie der Adler des Zeus an dem gefesselten Prometheus.

Und allmählich wuchs in der dumpfen, gefesselten Knabenseele auch eine Art prometheischen Trotzes auf. Er empfand das himmelschreiende Unrecht der Vergewaltigung von Tag zu Tag brennender. Sein Unglück reifte ihn. Er dachte, während er sonst stumpf wie ein Tier vegetiert und gelitten hatte.

War's denn Sünde, daß er seine Mutter liebte?

Nun, mit welchem Recht hatten sie ihn von ihr losgerissen? Von ihr, zu der ihn jede Faser seines Wesens trieb. Seine Mutter, die sich die Bissen vom Munde abgespart, die Finger wund, die Augen halb blind gestichelt hatte, um ihm kräftigere Nahrung, anständige Kleidung zu verschaffen. Seine Mutter, die ihn beten gelehrt, von der er nur Gutes erfahren hatte.

Wer gab ihnen das Recht, ihn seinem Vater zu überantworten, ihn zum Sklaven des grausamen Peinigers zu machen, dessen bloße Nähe ihm das Blut vor Entsetzen, Angst und Abscheu erstarren ließ?

Nein, es war keine Sünde, was so laut, so unablässig in ihm schrie: Zu Muttern! Sein Bestes, sein Reinstes, sein Göttliches war's, das ihn wie mit Ketten zu ihr zog.

Und eines Tages war er wieder auf dem Wege nach Bernau, dahingetrieben von der Sehnsucht nach Licht und Wärme, derselben Naturkraft, die die Vögel nach dem Süden treibt, wenn in ihre Heimat die Nordstürme kommen und die finsteren Tage.

Und wieder wurde er aufgegriffen. Der Schuster Bölsche, der nun schon wußte, in welcher Gegend er seinen Ausreißer zu suchen habe, that sofort die nötigen Schritte, um seiner wieder habhaft zu werden.

Aber der Gendarm Küppert, dem er übergeben wurde, brachte es nicht übers Herz, ihn seinem Vater ohne weiteres auszuliefern.

Dieser martialisch aussehende Riese mit dem gewaltigen Schnurrbart und den dräuenden Blicken war im Grunde seines Herzens weich wie ein Kind. Während des ersten Rücktransportes war ihm sein Amt schon schwer genug geworden. Der Junge hatte ihm gut gefallen, seine Höllenangst vor dem Vater hatte tiefstes Mitleid in dem gutmütigen Menschen erweckt.

Er konnte sich's ausmalen, daß diesmal ein noch härteres Strafgericht hereinbrechen würde.

Es hieß zwar, der Junge solle in eine Zwangserziehungsanstalt, der Vater wolle sich mit dem ungeratenen Bengel nicht länger ärgern. Aber die Sache war noch ungewiß.

Doch glaubte der brave Küppert es verantworten zu können, bis zur Entscheidung der Sache die Auslieferung seines Arrestanten hinauszuschieben.

Er behielt ihn also in seinem Hause, behandelte ihn gut, gewann das scheue, fleißige, dankbare Kind immer lieber und erfüllte erst mit schwerem Herzen seine amtliche Pflicht, nachdem eine zweite, strenge Aufforderung gekommen war.

Der Schuster Bölsche hatte sich inzwischen anders besonnen. Eine so billige Arbeitskraft bekam er nicht wieder. Karl wurde also nach Verbüßung einer Strafe, die ihm fast ans Leben ging und nach der er eine Stunde lang in totenähnlicher Ohnmacht lag, wieder als Hausssklave angestellt.

Jetzt endlich schien er von seinen Freiheitsgelüsten geheilt. Er fegte, scheuerte, kochte, holte Schnaps, ließ sich treten, knuffen, schlagen, ohne den Versuch der Gegenwehr, ohne eine Bitte um Gnade.

Die Kraft zum Widerstande war ihm ausgegangen. Die schlechte Kost, die Arbeit, die Angst hatten seinen Geist fast stumpfsinnig, seinen Körper schlaff und welk gemacht.

So vegetierte er bis zum Herbste hin. Selbst die Sehnsucht nach der Mutter erstarb so sacht in der halbtierischen Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben ihm brachte.

Der Schuster hatte sich inzwischen immer mehr dem Schnapsteufel verschrieben. Er lieferte so schlechte Arbeit, daß die Kunden fortblieben. Und da er nichts zu thun hatte, trank er von früh bis spät und schlief dann oft tagelang seinen Rausch aus.

Er wurde so schwach, daß er sich kaum noch auf den Füßen halten konnte und bei den Züchtigungen, die er seinem Sohne zugedacht hatte, manchmal selber zu Boden stürzte. Karl hatte in mancher Hinsicht jetzt bessere Tage. Desto schlimmer aber quälte ihn der Hunger, obgleich die Nachbarn ihn mit durchfütterten, so gut sie konnten.

Eines Tages im Oktober steckte seine alte Freundin, die Waschfrau Röhrbeck, ihm auf der Treppe einen Brief zu, der unter ihrer Adresse für Karl geschickt worden war.

Einen Brief? An ihn? Karl konnte das Wunder gar nicht fassen. Eine ganze Weile stand er mit offenem Munde und starrte auf die ungelenke Schrift und zergrübelte sich den Kopf, wer an ihn geschrieben haben könne.

Auf einmal aber — wie ein Blitz: die Mutter!

Da war's ihm, als schlüge ihm eine Faust auf die Brust, mitten aufs Herz, daß es aufzuckte in schneidendem Weh und dann plötzlich stillzustehen schien.

Es war etwas geschehen! Sie war krank, seine Mutter!

Er stürmte die Treppen hinauf mit keuchenden Lungen, bis oben ans oberste Flurfenster. Da war noch Licht genug, die undeutlichen Buchstaben zu entziffern — matte, hinfällige, kraftlose Buchstaben wie von einer kranken Hand.

Er hatte recht vermutet.

Schon lange hatte sich die Mutter nicht wohl gefühlt. Vor einigen Tagen hätte sie sich aber erkältet und hustete sehr schlimm, und der Doktor hätte gemeint, es sei eine Lungenentzündung. Sie glaube aber bestimmt, daß ihr nichts weiter fehle als ihr Junge, und daß sie ganz gesund würde, wenn sie ihn nur ein einziges Mal sehen dürfe. Ob er's denn nicht vom Vater erbitten könne, sie auf kurze Zeit zu besuchen?

Ach, sie wußte ja nichts davon, wie es plötzlich bergab gegangen war mit dem Vater! Sie dachte wohl, daß die beiden sich leidlich zusammen eingelebt hätten. Daß er allen Halt verloren hatte, seit die Frau aus dem Hause war und ihr Fleiß, ihr stilles, häusliches Walten, der heimliche Respekt, den er vor ihr empfand, seine bösen Leidenschaften nicht mehr in Schach hielten, das konnte sie ja nicht ahnen!

Trotzdem — keinen Augenblick bedachte sich Karl — er mußte hin! Wenn sein Vater fest schlief, gegen Morgen, konnte er aufbrechen. Dann — es half

nichts — mußte er die paar Groschen, die er zur Eisenbahnfahrt brauchte, dem Vater aus der Tasche nehmen. Die Mutter erstattete sie ihm schon wieder — es war keine Sünde, konnte keine Sünde sein, daß er sich's heimlich und gegen seinen Willen von dem Besitzer entlieh. Es galt ja doch, einer Kranken Trost und Gesundheit zu bringen, die vielleicht — wenn er nicht kam — sterben würde!

Er legte sich also zum Scheine schlafen und wartete auf den Vater. Die Stunden wurden ihm zu Ewigkeiten, wenn er bedachte, was er vielleicht versäumte! Siedendheiß und eiseskalt lief's ihm unaufhörlich über den elenden, ausgemergelten Körper. Trotz der fieberhaften Erregung fühlte er eine jammervolle Schwäche, die Folge unausreichender Ernährung bei einem mitten im Wachstum stehenden Menschen.

Nein — das ging nicht — zu Fuß konnte er den Weg nicht wagen. Er würde elend liegen bleiben — seine Mutter würde vergebens warten.

Endlich, gegen vier Uhr, kam der Alte angetaumelt. Die stieren Augen quollen ihm fast aus den Höhlen. Sein Atem verpestete die Luft mit einem betäubenden Fuselgestank. Schwer warf er sich auf das in allen Fugen krachende Bett und war in wenigen Minuten eingeschlafen.

Mit zitternden Gliedern, klopfendem Herzen erhob sich der Junge, als die rasselnden Atemzüge des Säufers gleichmäßig geworden waren.

Er schlich sich auf den Zehen zu dem Schlafenden, und in unsäglichem Grausen tastete er an dem Körper entlang nach der Tasche, in der die Börse stecken mußte. Nach einer qualvollen Viertelstunde — immer wieder verzagend an dem übermenschlichen Wagestück und sich immer wieder Mut einflößend mit dem Gedanken: die Mutter stirbt, wenn du nicht kommst! — hatte er glücklich die Geldtasche herausgefischt.

Aber — Entsetzen! — sie war leer. Nicht einmal die elendeste Kupfermünze war dem Geschick entronnen, in die Kasse des Schenkwirts überzufließen.

Im ersten Augenblick wollte den Jungen die Verzweiflung übermannen. Alles umsonst! Die Qualen dieser Nacht, seine ihm selber unbegreifliche Heldenthat — die Hoffnung zu schanden — und — die Mutter wartete vergebens!

Nein! Und auf einmal hat er Kräfte wie ein Riese. Er kann den Weg zu Fuß machen. Er kann es, weil er muß.

Leise drückte er die Thürklinke nieder, schlich aus dem Hause und stand auf der dunkeln Straße.

Noch volle Nacht. Alles totöde und leer. Ein paar Laternen brannten, und ihr Licht kämpfte gegen den weißen Nebel an, der die Luft mit feuchter Kälte erfüllte. Durch seine dünnen Lumpen drang ihm die Nässe bis auf die Haut, und Frostschauer schüttelten ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

Nun aber setzte er sich in Trab, und bald wußte er nichts mehr von Kälte. Er rannte und rannte wie gejagt. Seine eiligen Schritte hallten unheimlich laut hinter ihm drein, als wär' eine Rotte von Verfolgern ihm schon auf den Fersen.

Nach einer Stunde kam er auf weichen Boden und schien sich geborgen.

Das erste Leben regte sich, sacht begann der Tag zu grauen. Er hatte den rechten Weg trotz der Dunkelheit gefunden — nun galt's nur tapfer vorwärts marschieren und nicht zu früh bankerott zu sein mit den Kräften.

Das aber — ja, das war's! Von Stunde zu Stunde fühlte er, wie sie ihn mehr im Stiche ließen. Wie ein Held überwand er Schwere und Mattigkeit der Glieder, das Bellen des leeren Magens, den Schwindel, die heiße, verzehrende Angst, die ihn öfter und öfter ganz plötzlich überfiel.

Wie, am Wege liegen bleiben? Aufgegriffen, zum Vater zurückgeschleppt werden?

Wie der Peitschenschlag den sterbenden Gaul, trieb der Gedanke ihn immer wieder auf die Füße und ein Stückchen vorwärts. Schon hatte er Buch erreicht. Nun aber war's zu Ende. Weiter kam er nicht.

Rasten! Betteln um ein Stück Brot! Warum nicht auch einmal betteln, seiner Mutter zuliebe? Seiner kranken Mutter, die aus Sehnsucht nach ihm starb?

Und er schlich sich durch den kleinen freundlichen Ort, dessen alte, prachtvolle Kastanienalleen im Herbstgolde standen und ihre blanken braunen Früchte in großen Mengen verstreuten. Er erreichte die Bahnstation und dachte, wie schnell er in Bernau sein könne, wenn er Geld hätte, sich ein Billet zu lösen.

Fahren! In einer Viertelstunde bei seiner Mutter sein! Sich unterwegs so recht ausruhen, die Füße von sich strecken, den schmerzenden Rücken anlehnen, sich forttragen lassen wie von einem Zaubermantel — und da sein wie im Märchen an dem ersehnten Ort!

Das wurde er nicht wieder los. Er mußte das Geld haben! Und sollte er sich's erbetteln, ja, sollte er's — nehmen!

Er dachte an seinen guten Freund, den Gendarmen Küppert. Der gäbe es ihm, wenn er darum bäte. — Aber nein, das ging ja nicht.

So lieb der Küppert ihn hat — er ist ja die Polizei. Er weiß ja, daß Karl Bölsche ein Durchbrenner ist, ein unverbesserlicher. Und so leid es dem Küppert auch thäte, er müßte den Ausreißer festnehmen — heimschicken!

Alles Entsetzen überkommt ihn wieder bei dem Gedanken.

Nein, zeigen darf er sich nicht. Aber heimlich das Geld entleihen — es dem guten Küppert wiedergeben, wenn er bei der Mutter ist, das darf er.

Und er besinnt sich ganz genau, wo Küppert seine bescheidenen Schätze aufbewahrt. In dem Schlafkämmerchen im untersten Kommodenschub. Die Wohnung liegt zu ebener Erde, das Fenster so niedrig, daß man einsteigen kann.

Ja. Er wird also aufpassen, und wenn ihn niemand sieht, durchs Fenster klettern, ein paar Groschen nehmen — nur leihen, ganz gewiß! — und dann mit dem nächsten Zug nach Bernau fahren.

Und Karl Bölsche schleicht sich wie ein Dieb auf heimlichen Wegen bis an den Garten seines Freundes Küppert und versteckt sich dort hinter dem noch ziemlich dichten Fliedergebüsch.

Er ist sich nicht bewußt, ein Unrecht zu thun, aber trotzdem schlägt sein Herz, als wolle es ihn totschlagen.

Er erinnert sich der guten Stunden, die er in diesem Hause erlebt hat. Wenn Küppert ihm zutrauen würde, daß er ihn habe bestehlen wollen! Welche Schande! Welche unerträgliche Schmach!

Aber nein, Küppert kennt ihn. Der weiß, daß er kein undankbarer Lump ist.

Und bei günstiger Gelegenheit — Hof und Haus ist wie ausgestorben — steigt er in die Kammer, zieht das Schubfach auf, wühlt in der Sparbüchse herum und nimmt die kleinste Münze, die vorhanden ist, ein Dreimarkstück.

Es brennt ihm in der Hand. So viel! Ein paar Groschen wären auch genug, aber was hilft's? —

Als er mit seinem Raube, geduckt wie eine Katze, der Gartenhecke entlang schlich, erblickte er auf einmal die Magd des Nachbarhofes. Sie kannte ihn, rief ihm ein „Guten Morgen!“ und eine verwunderte Frage zu, wie er denn schon wieder nach Buch käme, und ging dann ihrer Arbeit im Kuhstall nach.

Im nächsten Augenblick war er über die Hecke geturnt, lief wie ein Toller nach der Station und löste dort ein Billet.

Und nun kam die Fahrt! Ein Wunder, dies Fliegen durch die Welt, dies Vorüberjausen an Feldern, Wäldern, Gehöften und Dörfern. Er hatte nur immer die Augen aufzureißen und zu staunen über all dies Neue, Unbegreifliche. Und ehe er noch recht zur Besinnung gekommen war, hatte der Zug das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Da stand es in Wirklichkeit, was er immer nur mit geistigen Augen geschaut: mit großen Lettern stand da das Zauberwort „Bernau“. Er war in einem Ort, atmete dieselbe Luft mit seiner Mutter.

Eine Viertelstunde später lag er an ihrer Brust.

Aber die beiden konnten es noch lange nachher nicht fassen, daß sie sich wieder hatten. Immer wieder, wie fest sie sich auch bei den Händen hielten, wie heiß sie sich auch küßten, die Fragen: Ja, bist du's denn wirklich? Ist's denn möglich? Ist's nicht nur ein schöner Traum?

Ach — sie sahen's einander an, daß sie Schweres erlebt hatten während der Trennung.

Der Mutter waren so viele Falten ins Gesicht gekommen, die Backen waren so hohl, und ihr blondes Haar schimmerte grau. Das Schlimmste aber war der furchtbare Husten, der sie ganz erschöpfte, das Keuchen und Röcheln der eingesunkenen Brust, die Fieberröte auf den Wangen.

Sie konnte nur mühsam sprechen, abgebrochen, rauh. Aber ihre Augen, die unabläßig an dem Jungen hingen, mit jenem tiefen, grabenden, sich ansaugenden Blick Schwerkranker, baten und fragten und erzählten und trösteten — und klagten, wie sie ihr armes Kind verhunzt hatten.

Zum Erbarmen sah es aus! Und als die erste Freude vorüber war, kam die schwere, schleichende, überwältigende Müdigkeit. Er suchte vergebens sich wach zu erhalten. Mitten im Gespräch senkte er den Kopf auf die Brust, schlief ein und fiel schwer wie ein Toter vornübergeneigt auf ihr Bett.

So blieb er den Tag und die ganze Nacht hindurch. Er hatte viel nachzuholen. Niemals hatte er beim Vater sich so recht herzhaft ausschlafen dürfen.

Wenn's der Alte selbst nicht war, der ihn herausschüttelte aus dem leichten Schlummer, so war's die immer wache, immer lauernde Angst, die ihn plötzlich auffahren ließ und aus dem Bette trieb.

In der Nähe der Mutter aber — dieser elenden, todkranken, machtlosen Frau —, am Ziel seiner heißesten Wünsche, überkam ihn wieder das langentbehrte Gefühl der Geborgenheit, das den süßesten, köstlichsten, stärkendsten Schlaf giebt.

Desto weniger schlief die kranke Frau. Die Erregung hatte das Fieber gesteigert und damit ihre Leiden. Sie suchte den Husten zu unterdrücken, um den Jungen nicht zu wecken. Sie gab der quälenden Unruhe nicht nach, die sie zwang, sich von einer Seite auf die andre zu werfen, und biß die Zähne zusammen, um nicht laut zu stöhnen.

In aller Leibespein aber war doch ihre Seele ruhig und beglückt. Die schwere Last des Jungen auf ihren Füßen, die Wärme seines Körpers empfand sie als etwas Wohlthuendes. Immer wieder vergewisserte es sie im Dunkel der Nacht seiner Gegenwart, flößte ihr Ruhe und Kraft ein.

Als es Tag wurde und die Sonne einen feinen Strahl dem Jungen gerade auf die Augen warf, fuhr er auf, stieß einen schrillen Angstschrei aus, schlug mit den geballten Fäusten um sich wie ein Toller und blickte aus weitaufgerissenen Augen entsetzt um sich.

„Karl! Karl!" rief die Mutter erschrocken.

Da schien ihm die Besinnung zu kommen, ganz langsam. Er schien zu begreifen, wo er war, erkannte die Stimme, das Gesicht der Mutter, das ihn angstvoll anstarrte.

„Geträumt," sagte er mit blödem Lächeln. Und er dehnte und reckte die starr gewordenen, abgestorbenen Glieder.

Sie fragte, so schwer ihr das Sprechen auch wurde. Sie erwartete nun, daß er heut aus sich herausgehen, ihr sein Herz ausschütten würde bis aufs letzte, verborgenste Winkelchen. Noch war er ihr den Bericht seines Lebens seit der Trennung schuldig geblieben. Nichts hatte er gesagt, nichts auf ihre anklopfenden Fragen, erst recht nichts aus freien Stücken.

Das war die Müdigkeit gewesen. Denn sonst — was sollte er ihr zu verschweigen haben, seiner Mutter?

Und nun wartete sie, daß er sich alles von der Seele reden solle.

Das Frühstück, das die alte, lahme, taube Großmutter ihm gebracht, hatte er heißhungrig, gierig in sich hineingeschlungen. Nun saß er da und wußte nicht, was anfangen.

Blöde, scheu, bedrückt saß er am Bett der Mutter. Manchmal, wie von Unruhe getrieben, stand er auf, lief ans Fenster und spähte hinaus, als ob er jemand erwarte. Bei jedem ungewöhnlichen Geräusch auf der Straße und im Hause zuckte er zusammen, blickte wirr um sich und dann der Mutter mit einem flehenden, unerklärlichen Ausdruck ins Gesicht.

Sie wurde nicht klug aus ihm. Aber ihr Leiden machte ihr so viel zu schaffen

nach der schlechten Nacht, daß sie's nicht einmal zu einem lebhaften Anteil an ihrem Jungen brachte.

In halber Bewußtlosigkeit dämmerte sie so hin, mit müdem Blick und schwachem Lächeln dann und wann dem schweigenden Knaben zunickend.

Die Großmutter humpelte im Kämmerchen herum und lamentierte halblaut über das Unglück, daß sie mit ihren alten, lahmen Knochen nun auch noch ein Krankes versorgen und die ganze Wirtschaft schaffen müsse. Sie setzte das Mittagbrot auf den Tisch und nötigte den stummen Enkel, zuzulangen.

Aber Karl brachte kaum ein paar Bissen über die Lippen.

„Iß doch, Karl,“ hauchte die leise Stimme der Mutter.

Da warf er den Löffel hin, und ein unterdrücktes, zitterndes Schluchzen stieg ihm aus der Brust. Röte und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Eine verzehrende Unruhe schien ihm im Blut zu liegen.

Als die Großmutter zum Spülen hinaus war, schien Karl einen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat dicht an das Bett der Kranken und beugte sich tief über sie hinab. Seine mageren, eiskalten Finger umklammerten die fieberglühenden Hände der Frau.

„Mutter!“ murmelte er mit einem herzzerreißenden Ausdruck. „Mutter! Liebe, liebe Mutter!“

Sie hob müde und schwer die Lider und lächelte ihn an. Wie gut that es ihr, daß der Junge sich so um sie grämte!

„Es ist schon besser,“ flüsterte sie abgebrochen. „Seit du da bist, ist's schon viel besser. Hab nur Geduld —“

Da ließ er ihre Hände los und trat vom Bett zurück. Nein, er konnte ihr's nicht sagen. Solange sie so krank war nicht. Morgen, vielleicht übermorgen —

Aber er wußte nicht, wie er das ertragen sollte! Diese Last auf dem Gewissen! Diese Angst! Diese Erwartung von Augenblick zu Augenblick: Jetzt, jetzt kommt's!

Gestern, da war er ja nicht bei klarer Besinnung gewesen. Der Hunger, die Müdigkeit, die Angst um die Mutter hatten ihm den Verstand verwirrt. Seit er aber heut früh mit hellem, klarem Kopf erwacht war, wußte er, daß er eine Handlung begangen hatte, die das Gesetz mit harter Strafe ahndet.

Nun saß er bei seiner Mutter. Der heißeste Wunsch seines Lebens war erfüllt — aber um den Preis seines ruhigen Gewissens.

Gott! Gott! Wäre er doch lieber gestorben am Wege! Hätte er die Sünde, das Verbrechen nicht begangen!

Aber nun war's einmal geschehen. Nun mußte er die Folgen tragen, ja, schlimmer noch: *erwarten*, bis sie über ihn hereinbrachen!

Finden würden sie ihn ja, wie sie ihn immer gefunden hatten. Das war keine schwere Aufgabe.

Und gegen Abend kamen sie.

Als Karl das polternde Klopfen, die fremden, barschen Stimmen, das

Kreischen und Lamentieren der Großmutter draußen im Flur vernahm, wußte er Bescheid. Ja, er atmete fast auf, daß er nun Gewißheit hatte.

Die Mutter begriff es gar nicht, was die beiden Polizisten in ihrem Hause, von ihrem Jungen wollten. Gestohlen? Eingebrochen in das Haus eines Menschen, der ihm Gutes gethan hatte? Ihr Karl? Das mußte ein Irrtum sein! Eher fiel doch die Welt ein, ehe ihr Karl einem Menschen auch nur eine Stecknadel nahm!

Und draußen die Nachbarn! Das Gemurmel aufgeregter Stimmen im Flur, vor den Fenstern. Und wenn die Thür aufging, dicht aneinandergedrängt, Gesichter, lauter Gesichter!

Aber die Männer des Gesetzes bleiben dabei. Sie banden Karl, dem unverbesserlichen Ausreißer, die Hände. Er ließ es ruhig geschehen, ohne ein Wort zu seiner Entschuldigung zu finden, ohne den Versuch, den Verdacht von sich abzuwälzen.

Da begann eine furchtbare Gewißheit in der unglücklichen Frau zu dämmern. Das Unausdenkbare, das Unfaßbare — Wahrheit? Ihr Sohn, ihr Einziger, ihr gutes, frommes Kind — ein Dieb? —

„Karl!“ schrie sie, die Hände ringend, „Karl, ist's denn wahr?“

Und in ihren fast aus den Höhlen quellenden Augen lauerte die Todesangst, ein Ja zu hören.

Er nickte. Und zum erstenmal lösten sich seine verschlossenen Lippen. „Mutter, ich mußte ja zu dir. Du solltest doch gesund werden. Und ich konnte nicht weiter. Da that ich's. Ich wollte es dem Küppert wiedergeben —“

Er deutete mit den gefesselten Händen auf seine Brusttasche. „Es ist noch alles da. Bloß das Geld für das Billet fehlt. Zwanzig Pfennige —“

„Marsch!“ brummte der Polizist rauh. Es ging ihm nah, der sterbenden Frau ihren Jungen zu entführen. Aber er durfte nicht lange fackeln. Unnütze Quälerei!

Merkwürdig. Der Bengel heulte nicht mal, als er seine Mutter zum Abschied küßte. Und die Frau wußte nichts von sich. Die lag ganz still und blaß in ihren Kissen.

Karl Bölsche erhielt drei Wochen Gefängnis.

Als er herauskam, war seine Mutter gestorben, der Vater in einer Irrenanstalt.

Er mußte sich nun allein durchs Leben schlagen; aber das Brandmal „vorbestraft“ verschloß ihm alle Thüren.

Nun, es gab ja auch noch andre als die sogenannten „bürgerlichen Berufe“. Im Gefängnis hatte er allerlei nützliche Dinge erfahren, die er ohne große Skrupel zu seinem Fortkommen benutzte.

In seinen Begriffen von Recht und Unrecht war eine merkwürdige Verwirrung entstanden, seit ihm das Beste seiner Seele, die Liebe zu seiner Mutter, zu einer entehrenden Strafe verholfen hatte.

Am Ende hatten die gewiegten Kumpane doch recht, die da behaupteten,

das Leben sei ein Kampf aller gegen alle, die Gesellschaft die erbittertste Feindin des einzelnen, des Armen, des Schutzlosen. Und Pflicht der Selbsterhaltung, Ehre und Verdienst sei es, den Machthabern ein Schnippchen zu schlagen, den Besitzenden zu rauben, was sie freiwillig dem armen Bruder nicht gaben.

Nach diesen Grundsätzen hat Karl Bölsche denn auch gelebt, und im Zuchthaus ist er gestorben.

Die Erweiterung unsrer Sinne.[1]

Von

Otto Wiener.

Akademische Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Leipzig am 19. Mai 1900.

Es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß jede physikalische Beobachtung von zweierlei abhängt, von der Natur außer uns und von unsrer eignen Natur, insbesondere der Natur unsrer Sinne. Die subjektiven Kontrasterscheinungen und das Verschwimmen des Bildes eines rasch bewegten Körpers sind sinnenfällige Beispiele dafür.

Aber die Natur unsrer Sinne hat einen noch viel tiefer greifenden Einfluß. Die Lehre vom Schall und vom Licht, zwei große Gebiete der Physik, beziehen sich unmittelbar auf zwei unsrer wichtigsten Sinne. Und doch könnte man kaum eine Wissenschaft weniger logisch einteilen, als das noch heute mit der Physik geschieht. Denn neben Schall und Licht stehen friedlich Magnetismus und Elektricität, zwei Gebiete, die sich im Anschluß an Beobachtungen von Anziehungen und Abstoßungen gewisser Körper entwickelt haben.

Indes will ich — beiläufig bemerkt — keineswegs behaupten, daß man diese Einteilung deshalb aufgeben soll. Die Physik, insbesondere die Experimentalphysik, ist eben eine Erfahrungswissenschaft. Nach dem biogenetischen Grundgesetz macht jedes Lebewesen in abgekürzter Folge die Entwicklung seines ganzen Stammes durch. Es ist also auch durchaus naturgemäß, wenn im grundlegenden Unterricht der Experimentalphysik im allgemeinen die Erscheinungen in abgekürzter Weise in der Folge vorgeführt werden, wie sie die Wissenschaft der Reihe nach errungen hat, wobei die Abkürzung selbstverständlich vielfache Abweichungen vom geschichtlichen Gange bedingt.

[1] In dem hier folgenden Abdruck sind einige Stellen mehr örtlicher Bezugnahme weggelassen und andre wieder eingefügt, die der Kürze der Zeit halber bei dem Vortrag wegfielen. Litteraturnachweise und Zusätze sind dem Abdruck der Rede beigegeben, der demnächst als besondere Schrift im Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig erscheinen wird.

Wie ist es aber möglich, daß wir von einem Zustand oder Vorgang, wie dem Magnetismus, Kenntnis erlangen, ohne daß er im geringsten auf einen unsrer Sinne unmittelbar einwirkt? Die Antwort lautet natürlich sehr einfach, aber es ist wichtig, sich des Grundsatzes des hier angewandten Verfahrens bewußt zu werden:

Magnetisches Eisen führt unter bestimmten Umständen, zum Beispiel in der Nähe eines beliebigen zweiten Stückes Eisen, andre Bewegungen aus als unmagnetisches Eisen. Diese Bewegungen erkennen wir durch den Tastsinn oder das Auge. Würden wir an irgend einer Stelle unsers Körpers genügend nervenumgebene Zellen mit hinreichend stark magnetischen Stoffen beherbergen, so würden wir ohne die Hilfe eines Gestirnes an unbekannter Stelle der Erde Nord und Süd ebenso sicher unterscheiden wie oben und unten. Die Bussole, das ist eine über einer Winkelteilung horizontal drehbar aufgehängte Magnetnadel, ersetzt uns also in gewisser Weise einen besonderen magnetischen Sinn. Sie vermag dies durch ihre Bewegung, die wir durch das Auge erkennen. Ein beliebig gearteter Naturvorgang also, der *unmittelbar nicht* auf unsre Sinne wirkt, vermag trotzdem *mittelbar* zu wirken, wenn er zugleich andre Veränderungen bedingt, die ihrerseits unsre Sinne erregen.

Man nennt die Bussole ein künstliches Hilfsmittel im Vergleich zu den natürlichen Hilfsmitteln unsrer Sinneswerkzeuge.

Aber diese Unterscheidung ist auch nur künstlich, das heißt durch den Menschen gemacht. Thatsächlich steht der Mensch mitten in der Natur, und der gesetzmäßige Fluß der Veränderungen geht durch ihn ebenso hindurch wie durch irgend einen andern Teil der Natur. Vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus sind die Handlungen eines Pavian, der auf seine Verfolger Steine wälzt, und eines Kriegers, der den Feind mit Kugeln beschießt, und in ähnlicher Weise die eines Hundes, der die schlaff herabhängenden Ohren, um besser hören zu können, in die Höhe steift, und die eines Menschen, der die Hand ans Ohr legt oder ein Hörrohr benutzt, jeweils gleichartige Vorgänge und nur dem Grade nach verschieden.

So stellt sich denn jedes neue Instrument oder jede Zusammenstellung bekannter Instrumente zu neuem Zweck vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus dar als eine *naturgemäße Fortentwicklung und Erweiterung unsrer Sinne*, als ein Fortschritt in der Anpassung an unsre Umgebung und ein Vorteil im Kampf ums Dasein.

Als ich den Plan faßte, diesen Gedanken zum Gegenstand meiner heutigen Ausführungen zu machen, erwartete ich kaum, damit etwas Neues gedacht zu haben. In der That fand ich bald darauf in einer der schönen Reden von *Tyndall* einen Hinweis auf *Herbert Spencer*, der diesen Gedanken bereits vor fünfundvierzig Jahren in der vielseitigsten und ausführlichsten Weise entwickelte in seinen Prinzipien der Psychologie. Ich will Ihnen einen besonders bezeichnenden Satz aus seinem Werke anführen:

„Jedes Beobachtungsinstrument," sagte er, „jedes Gewicht, Maß, Wage,

Mikrometer, Nonius, Mikroskop, Thermometer und so weiter ist nur eine künstliche Erweiterung der Sinne, während alle Hebel, Schrauben, Hämmer, Keile, Räder, Drehbänke und so weiter künstliche Ausdehnungen der Gliedmaßen darstellen."

Obgleich also dieser Gedanke schon vor langer Zeit klar ausgesprochen wurde, obgleich er auf der Hand liegt und sicher seitdem oft unabhängig davon gedacht und ausgesprochen worden ist, habe ich mich trotzdem entschlossen, ihn als Ausgangspunkt meiner Darlegungen beizubehalten. Zunächst ist begreiflich, daß Spencer sich nicht zu sehr in physikalische Einzelheiten verlieren konnte. Es liegen aber gerade hier eine Menge reizvoller Thatsachen vor, die noch wenig in weiteren Kreisen bekannt geworden sind und zum Teil auch vor fünfundvierzig Jahren noch gar nicht gefunden waren. Sodann aber gewährt auch der dabei eingenommene entwicklungsgeschichtliche Standpunkt einen außerordentlich weiten Blick und eine vortreffliche Einsicht in die Stellung der Physik zu Wissenschaft und Leben.

Indem ich solchen Ausblick bis zuletzt aufspare, will ich damit beginnen, der Frage im einzelnen näher zu treten, inwieweit die Physik uns eine Erweiterung der Sinne verschafft hat. Dabei kann ich aber bei der Kürze der Zeit weder vollständig sein, noch zu genau mich an eine bestimmte Reihenfolge binden.

*

Beginnen wir mit einem mechanischen Sinn. Wir haben die natürliche Fähigkeit, in gewisser Weise die Größe des Gewichtes zu beurteilen, das wir in der Hand halten oder auf irgend einen Körperteil gelegt haben. Die Leistung dieser Fähigkeit können wir im wesentlichen nach drei Richtungen hin beurteilen. Zunächst nach dem kleinsten Gewicht, dessen Druck überhaupt eine Empfindung in uns auszulösen vermag — man bezeichnet dies nach Fechner als die Reizschwelle der Druckempfindung, sodann nach dem verhältnismäßigen Unterschied zweier Gewichte, die wir eben noch als verschieden zu beurteilen vermögen — man bezeichnet dies nach Fechner als die Verhältnisschwelle der Druckempfindung, und endlich nach dem größten Gewichte, das wir eben noch unmittelbar zu beurteilen vermögen, zum Beispiel indem wir es eben noch aufheben können — man bezeichnet es nach Wundt als die Reizhöhe.

Was von den Druckempfindungen oder dem Drucksinne gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für die andern Sinne und auch für die Apparate. Wir können stets von Reizschwelle, Verhältnisschwelle und Reizhöhe reden.

Von der Reizhöhe will ich nur kurz sagen, daß sie, wenn auch für den einzelnen Apparat, so doch meist nicht für eine ganze Klasse von Apparaten besteht, noch weniger, wenn man verschiedene Klassen von Apparaten heranzieht, die zu ähnlichen Zwecken dienen; so sind wir im stande, die ganze Erde zu wiegen, wenn auch nur in gewissem übertragenen Sinne.

Bezüglich der Verhältnisschwelle stellte Ernst Heinrich Weber fest, daß sie bei den verschiedensten Sinnen in gewissen Grenzen ziemlich unabhängig ist

von der Größe des jeweiligen Reizes. Haben wir zum Beispiel 100 Gramm auf der Hand liegen, so fühlen wir eine Erleichterung bei Wegnahme von etwa 30 Gramm; lagen aber 1000 Gramm darauf, so müssen schon 300 Gramm weggenommen werden, wenn wir die Erleichterung spüren sollen. Stets tritt also die gleiche verhältnismäße Erleichterung über die Schwelle der Empfindung. Es ist dies eine der Thatsachen, die dem Weber-Fechnerschen psychophysischen Grundgesetz zu Grunde liegen.

Aehnliches gilt auch für Apparate, wenigstens wenn wir wieder nicht den einzelnen, sondern eine ganze Klasse von solchen zum Vergleich heranziehen. Dann wird auch hier in gewissen Grenzen stets dieselbe verhältnismäßige Genauigkeit der Messung zu erreichen sein.

Treten wir einem zahlenmäßigen Vergleich der Genauigkeitsleistung unsers Drucksinnes und dem entsprechenden Instrumente, der Wage, näher.

Die Gewichtsabschätzung mit der Hand reicht nur auf 30 Prozent, sie läßt sich zwar noch etwas verfeinern, wenn wir uns nicht darauf beschränken, nur die Druckempfindung zu beurteilen, sondern das abzuschätzende Gewicht mehrmals in die Höhe heben, das heißt auch noch das Muskelgefühl bei der dazu nötigen Arbeit in Anspruch nehmen. Die Fehler sinken dann aber immer noch nur bis zu 10 Prozent, die Verhältnisschwelle beträgt also ein Zehntel.

Vergleichen wir damit unsre besten Präzisionswagen; sie vermögen bei einer beiderseitigen Belastung von einem Kilogramm noch den zweihundertsten Teil eines Milligramms anzuzeigen, ihre Verhältnisschwelle liegt daher bei ein Zweihundertmillionteel; sie sind also gegen Druckunterschiede zwanzigmillionmal so empfindlich als unser Körper. Man erkennt daraus die außerordentliche Bedeutung dieses bezüglich seiner Verhältnisschwelle empfindlichsten Präzisionsinstrumentes. Seine Benutzung erhob die Chemie zu einer Wissenschaft ersten Ranges, die nicht bloß im Kampf, sondern auch im Genuß unsers Daseins eine wichtige Rolle spielt.

Würden wir gegen Belastungen so empfindlich sein wie solche Wage, so würden wir die Abnahme der Schwerkraft mit der Höhe empfinden können, schon wenn wir eine Hand nur um zwei Centimeter in die Höhe heben würden, geradeso wie solche Wage, wenn ihre Wagschalen um zwei Centimeter verschieden hoch hängen. Eine Goldkugel von fünfunddreißig Centimeter Radius, die ein Meter unter dem Boden liegt, würde dann vermöge ihrer stärkeren Massenanziehung sich durch eine scheinbar vergrößerte Schwere unsers Körpers bemerklich machen, wenn wir über ihre Lagerstätte hinwegschritten.

Die Reizschwelle der Druckempfindung liegt für verschiedene Stellen des Körpers zwischen einem Gramm bis rund einem Milligramm, das heißt geringere Drucke werden nicht mehr empfunden. Dagegen sprechen unsre leichtest gebauten und absolut empfindlichsten Wagen bereits auf ein zehntausendstel Milligramm an, sie sind also zehntausendmal so empfindlich als unsre empfindlichste Körperstelle. Sie schlagen schon aus, wenn sich auf der einen Wagschale ein Stäubchen von etwa $^1/_{16}$ Millimeter Durchmesser niederläßt. Man muß sie

daher zur Beobachtung unter die Luftpumpenglocke ſtellen — auch in andern Städten als Leipzig.

Mit einer Wage ähnlicher Empfindlichkeit war es Warburg und Ihmori möglich, die unſichtbare dünne Waſſerhaut nachzuweiſen, mit denen Gläſer in auch nur mäßig feuchter Luft überzogen ſein können. Dieſe Waſſerhaut war nachweisbar, ſelbſt wenn ihre Dicke nur den fünften Teil eines milliontel Millimeters betragen hätte.

Einen allſeitigen Druck wie den Luftdruck können wir überhaupt nicht unmittelbar wahrnehmen. Es iſt bekannt, welch gewaltigen Fortſchritt in der Kenntnis der atmoſphäriſchen Erſcheinungen es bedeutete, als Torricelli das Queckſilberbarometer erfand. Und doch iſt dies Inſtrument noch verhältnismäßig roher Natur. Friedrich Kohlrauſch und Auguſt Töpler haben Inſtrumente angegeben, welche fortwährende kleinſte Luftdruckſchwankungen anzeigen, die das Queckſilberbarometer nicht empfindet. Die Töplerſche Libellenwage benutzt ſtatt Queckſilber das ſpezifiſch etwa ſechzehnmal ſo leichte Xylol; die Barometerröhre ſteht nicht ſenkrecht, ſondern ſchwach gegen den Horizont geneigt. Mit dieſem Inſtrumente können Druckunterſchiede wahrgenommen werden, die nur den hundertſten Teil einer milliontel Atmoſphäre betragen. Es empfindet ſelbſt im verſchloſſenen Zimmer Druckſchwankungen, wenn eine weit entfernte Thür geöffnet wird oder auch nur eine offene Thür von einer Perſon durchſchritten wird. Max Töpler zeigte, daß das Inſtrument ſchon den Druck einer Gasſäule anzeigte, die nur ein tauſendſtel Milligramm wiegt.

Wie erſtaunlich die Leiſtungen von Perſonen ſind, deren Sinne durch Anlage oder Uebung an Empfindlichkeit den Sinnen eines Durchſchnittsmenſchen überlegen ſind, das beweiſen die Verſuche der Gedankenleſer. Der Gedankenleſer empfindet die kleinſten Druckſchwankungen der unwillkürlichen und unbewußten Zuckungen der führenden Hand derjenigen Perſon, die an ein Wort, einen Gegenſtand, eine Handlung geſammelt und kräftig denkt. Die Leiſtungen des beſten Gedankenleſers werden aber übertroffen durch einen Apparat, den der Pſychiater Sommer in Gießen gebaut hat, und welcher geſtattet, die unwillkürlichen Bewegungen eines Fußes, einer Hand und insbeſondere eines Fingers aufzuzeichnen. Dabei werden die Bewegungen durch geeignete Hebelanordnungen zerlegt, in die drei Grundrichtungen vorn hinten, rechts links, oben unten; jede dieſer Teilbewegungen wird durch je eine Feder auf eine ſich drehende Trommel aufgeſchrieben, ſo daß alſo zugleich drei Kurven entſtehen. Dieſe Kurven zeigen plötzliche Schwankungen, wenn zum Beiſpiel das aus einer Anzahl Wahlworte gedachte Wort ausgeſprochen wird, und verraten dieſes dadurch. Der Apparat dient in erſter Linie der Aufgabe, die feinen Unterſchiede verſchiedener Nervenkrankheiten zu erkennen. So ſind die Kurven der Zitterbewegungen des Alkoholikers andre als die des Paralytikers.

So gut wie die kleinſten Zitterbewegungen des menſchlichen Körpers können wir auch die geringſten Schwankungen des Erdbodens mit geeigneten Inſtrumenten erkennen. Dazu dient unter anderm ein in nahezu horizontaler Ebene ſchwingendes

Pendel, ein Horizontalpendel; es trägt an seiner Achse einen Spiegel, der das Bild einer punktförmigen Lichtquelle auf eine mit lichtempfindlichem Papier versehene, durch Uhrwerk angetriebene Trommel wirft. Diese selbstthätige Aufzeichnung der veränderlichen Stellung eines Lichtzeigers kann bei allen Instrumenten angewandt werden, bei denen kleine Winkel gemessen werden sollen. Ein durch v. Rebeur-Paschwitz vervollkommnetes Horizontalpendel erzeugt auf der Trommel Kurven mit zum Teil gänzlich unerwarteten Perioden, deren Aufklärung uns die Kenntnis wichtiger Zusammenhänge verspricht. Vor allem zeichnet es Erschütterungen auf, die auch von weit abliegenden Erdbeben herrühren. So machten sich selbst in Japan stattfindende Erdbeben an dem in Straßburg aufgestellten Instrumente bemerklich.

Eine verwickeltere Thätigkeit unsers Tastsinnes ist die Wahrnehmung der räumlichen Trennung zweier gereizten Hautstellen. Ihre Empfindlichkeit wird gemessen durch den Abstand zweier berührenden Zirkelspitzen, die eben noch als getrennt empfunden werden können. Nach Weber beträgt dieser kleinste Abstand an der hierin empfindlichsten Hautstelle, der Zunge, ungefähr einen Millimeter. Viel weiter reicht hier das Ausdehnungsmaß eines andern Sinnes, das Augenmaß. Das Auge vermag in der größtmöglichen Nähe von etwa 10 Centimeter zwei Striche von etwa $^1/_{40}$ Millimeter Abstand noch zu unterscheiden.

Gerade beim Auge wird es besonders deutlich, daß unsre Instrumente die naturgemäßen Erweiterungen unsrer Sinneswerkzeuge bilden. Die Linse ist der wesentliche bilderzeugende Teil unsers Auges; mußte sie aus irgend einem Grunde entfernt werden, so können wir sie ersetzen durch eine vor das Auge gebrachte Glaslinse. Es macht aber grundsätzlich wenig Unterschied, ob wir noch ein paar Linsen mehr dazu nehmen. So entsteht eines unsrer wichtigsten Instrumente, das Mikroskop. Die besten Mikroskope vermögen zwei feine Striche von etwa dem siebenten Teil eines tausendstel Millimeters noch getrennt erscheinen zu lassen. Sie leisten also etwa zweihundertmal so viel als das Auge.

Was diese Erweiterung unsrer Sinne bedeutet im Kampf ums Dasein und in der Anpassung an unsre Umgebung, wird klar, wenn man bedenkt, daß das Mikroskop das Instrument war, mit Hilfe dessen wir die größten Feinde des Menschengeschlechtes, die Bakterien und Pilze, erkennen und bekämpfen lernten. Der Schutz gegen Infektionskrankheiten der verschiedensten Art durch hygienische Vorkehrungen im kleinen wie im großen, insbesondere die hygienischen Einrichtungen unsrer Städte bedingten eine Verminderung der Sterblichkeit und dadurch eine Vermehrung des Menschengeschlechtes mit einer Geschwindigkeit, die man früher nicht kannte. Und doch ist dieser Kampf ums Dasein der zarteste, den man sich denken kann. Denn selbst der größte Humanitätsvorkämpfer und empfindsamste Tierschutzvereinler wird schwerlich etwas dagegen einzuwenden haben, daß man Bakterien durch Reinlichkeit verhungern läßt oder gar durch Karbol tötet.

Trotz dieser großen Leistungen unsrer heutigen Mikroskope ist die Anatomie und die Biologie kleinster Zellen und Lebewesen auf Schwierigkeiten gestoßen,

die durch die Möglichkeit der erfolgreichen Anwendung noch stärkerer Vergrößerungen wahrscheinlich zu einem guten Teil gehoben werden könnten. Nun werden manche von Ihnen denken, was hindert es, noch mehr und noch stärkere Linsen anzuwenden? Es waren Abbe und Helmholtz, welche nachwiesen, wann und warum derartige Mittel versagen müssen. Es würde mich zu weit führen, dies hier genauer auseinander zu setzen. Ich kann nur so viel sagen, daß der Grund in dem Wesen des Lichtes selbst liegt, das in einer zarten Wellenbewegung besteht. Die Wellenlänge, das ist der Abstand zweier höchsten Wellenerhebungen, beträgt für die äußersten bequem sichtbaren violetten Strahlen rund vierhundert milliontel Millimeter. Werden die Abmessungen der untersuchten Körper vergleichbar mit dieser Größe, so wird das Licht zerstreut oder gebeugt, so daß bei etwas weiter abnehmenden Körpergrößen ein Bild nicht mehr zu stande kommen kann.

Es hat nun Czapski darauf hingewiesen, daß der zurzeit einzig aussichtsreiche Weg zur Vervollkommnung des Mikroskops in der Nutzbarmachung kleinerer Wellenlängen besteht; solche kommt den ultravioletten Strahlen des Spektrums zu, die zwar auf das Auge schwer oder gar nicht wirken, wohl aber auf die photographische Platte, die in vieler Hinsicht eine wesentliche Erweiterung unsers Sehsinnes bildet. Herrn Dr. Schumann in Leipzig verdanken wir den Nachweis von ultravioletten Strahlen von einer nur hundert milliontel Millimeter betragenden Wellenlänge. Theoretisch liegt damit die Möglichkeit der Konstruktion von Mikroskopen vor, die etwa viermal so leistungsfähig als unsre jetzigen wären; praktisch stehen dem Schwierigkeiten im Wege in der starken Absorption dieser Strahlen durch die meisten sonst durchsichtigen Körper; schon eine Luftschicht von wenigen Centimetern Dicke verschluckt sie fast vollständig.

Wir können aber noch viel kleinere Abstände als mit dem Mikroskop messen, wenn sie sich beziehen auf die Dickenerstreckung von flächenhaft ausgedehnten Körpern. Unser Maßstab dazu ist die Wellenlänge des Lichtes. Legt man zwei Glasplatten aufeinander und betrachtet die dabei entstehende dünne Luftschicht in einfarbiger Beleuchtung, zum Beispiel derjenigen einer gelben Natriumflamme, so erblickt man eine Folge abwechselnd heller und dunkler Streifen, sogenannter Interferenzstreifen, die durch gegenseitige Verstärkung oder Vernichtung der von den beiden Seiten zurückgeworfenen Wellenzüge entstehen. Die Lage der Streifen hängt ab von der Dicke der Luftschicht; hat das Glas an einer Stelle eine kleine Vertiefung, so tritt eine sprungweise Verschiebung der Streifen an dieser Stelle ein. Die Größe dieser Verschiebung in Einheiten des Abstandes zweier benachbarter Streifen giebt die Größe der Vertiefung in Einheiten der halben Wellenlänge des Natriumlichtes an, das heißt in Bruchteilen von rund 0,3 tausendstel Millimeter.

Durch eine ähnliche Methode konnte zum Beispiel die Frage beantwortet werden, welches die kleinste Dicke einer auf Glas niedergeschlagenen Silberschicht ist, damit sie sich vermöge ihres stärkeren Reflexionsvermögens eben noch neben der unbelegten Glasfläche bemerklich macht. Die Antwort lautet: etwa der siebente Teil eines milliontel Millimeters.

Damit sind wir aber noch lange nicht an der Grenze meßbarer Längenunterschiede angelangt. Wir bedürfen indes dazu noch einer weiteren Ergänzung unsers Sehsinnes. Während wir zwar aus einem Tongemisch die einzelnen Töne heraushören können, vermögen wir nicht in einem Farbengemisch die einzelnen Farbenbestandteile zu erkennen. Diese Aufgabe löst der von Kirchhoff und Bunsen konstruierte Spektralapparat. Welche Erweiterung unsers Gesichtskreises die Spektralanalyse gebracht hat, ist zu bekannt, als daß ich darauf genauer einzugehen brauchte. Nur über die Empfindlichkeit der Methode ein Wort. Um Natrium durch Flammenfärbung nachzuweisen, braucht man davon nicht ganz ein milliontel Milligramm. Die Methode ist daher dem gewöhnlichen chemischen analytischen Verfahren weit an Empfindlichkeit überlegen. Und doch geht der Geruchsinn, der eine unsrer natürlichen chemischen Sinne, der in vielen Fällen uns allerdings ganz im Stich läßt, in andern noch darüber hinaus. Nach Versuchen von Emil Fischer und Penzoldt vermag das Merkaptan unsre Geruchsnerven zu erregen in einer Menge, die nur den zweihundertfünfzigsten Teil jener Natriummenge beträgt, das ist der vierhundertsechzigste Teil eines milliontel Milligramms. Denkt man sich diese Empfindlichkeit noch auf eine größere Anzahl von Stoffen ausgedehnt, so versteht man die Leistungen des Geruchsinnes der Hunde. Daß auch die Zunge des Weinkenners bisher jeder chemischen Methode spottet, ist allgemein bekannt. Es wird der physikalischen Chemie, die jetzt schon reich ist an empfindlichen Methoden, vorbehalten sein, die merkwürdigsten Leistungen unsrer chemischen Sinne einzuholen.

Kehren wir zu den Leistungen des Spektralapparates zurück. Er vermag die Farben, denen verschiedene Wellenlänge des Lichtes zukommt, und die im weißen Lichte zusammenfallen, auseinander zu legen. Die Aufgabe der Messung kleinster Längenunterschiede läßt sich damit zurückführen auf die Unterscheidung zweier Farben von geringstem Wellenlängenunterschied. In dieser Hinsicht wird der Spektralapparat übertroffen durch ein andres Instrument, das Beugungsgitter, das auf denselben Beugungserscheinungen beruht, die dem Mikroskope so nachteilig sind. Es ist Rowland gelungen, durch automatische Maschinen auf Metallspiegeln so viele, enge und gleichmäßig abstehende Linien ziehen zu lassen, daß sie Beugungsspektren von zwei Meter Länge und außerordentlicher Schärfe hervorbringen. Während das menschliche Auge in einem noch so ausgedehnten Spektrum nur etwa 500 verschiedene Farben erkennen kann, vermag die Messung im sichtbaren Farbenbereich deren 20 000 bis 40 000 zu unterscheiden. Der geringste Wellenlängenunterschied der dabei zu trennenden Farben beträgt den fünfzigsten bis hundertsten Teil eines milliontel Millimeters.

Noch weiter reicht das Interferometer von Michelson, ein Apparat, der die Interferenz des Lichtes bei sehr großen Gangunterschieden untersucht. Das gelbe Natriumlicht, das dem besten Beugungsgitter nur aus zwei Farben zu bestehen scheint, wird mit diesem Apparat in acht verschiedene Farben oder Spektrallinien aufgelöst. Der geringste Wellenlängenunterschied beträgt dabei nur den tausendsten Teil eines milliontel Millimeters. In Wirklichkeit be-

steht jede jener Linien wieder aus einem Farbengemisch, und zwar einem stetigen von enger Begrenzung, ein Umstand, der durch die großen und verschiedenartigen Geschwindigkeiten der leuchtenden Gasteilchen bedingt ist. Aber auch die Messung jener kleinen Größe würde, da man sie sich noch beliebig weiter geteilt denken kann, nicht viel bedeuten, wenn wir damit nicht bereits bedeutend über jene Grenze hinausgekommen wären, welche der Physiker aus vielen Gründen annähernd dem Durchmesser einer Molekel zuschreibt, nämlich über etwa ein zehnmilliontel Millimeter.

Ein andrer Sinn, der sich auf eine Ausdehnungsgröße bezieht, ist der Zeitsinn. Ich will nur kurz erwähnen, daß wir nach Exner im günstigsten Falle noch Zeitunterschiede von $^1/_{500}$ Sekunde wahrzunehmen vermögen, und zwar an zwei aufeinander folgenden elektrischen Funken. Der Apparat von Dr. Feddersen in Leipzig mit rotierendem Spiegel ist auf eine Empfindlichkeit gebracht worden, die den hundertsten Teil einer milliontel Sekunde noch zu messen gestattet.

Wir haben bisher neben der Reizempfindlichkeit gegen Drucke noch keinen andern Sinn betrachtet, der auf Stärkegrade der Reize antwortet. Wenn wir jetzt die Empfindlichkeit des Ohres und des Auges auf Schall- beziehungsweise Lichtstärken untersuchen wollen, so fragt es sich zunächst, womit messen wir diese. Zwar könnten wir von irgendwelchen Einheiten der Schall- und Lichtstärke ausgehen, doch würden wir damit auf die Vergleichung der Empfindlichkeit verschiedener Sinne verzichten müssen. Die einzige Größe, welche die Leistungsfähigkeit eines Zustandes oder Vorganges auf den verschiedensten Gebieten der Physik mit gleichem Maß zu messen gestattet, ist die Energie oder Arbeitsfähigkeit desselben, oder auch die auf die Zeiteinheit bezogene Arbeitsfähigkeit, das ist die Leistung im engeren Sinne. Daß unsre Sinne auf Energieunterschiede zwischen ihnen und der Umgebung antworten, ist neuerdings von Ostwald besonders hervorgehoben worden. Und wenn auch das Umgekehrte nicht allgemein zutrifft, indem zum Beispiel die ruhende belastete Hand auf Druck antwortet, ebenso wie eine belastete Federwage das Gewicht anzeigt, so ist doch der Uebergang aus dem unbelasteten in den belasteten Zustand mit Arbeitsleistung verbunden; daher können wir auch in diesen Fällen die Empfindlichkeit oder Reizschwelle in Arbeitsmaß ausdrücken.

Wir brauchen für unsre Zwecke eine sehr kleine Arbeitseinheit, und dazu eignet sich das in der Physik gebräuchliche Erg, das ist ungefähr die Arbeit, die man leisten muß, um ein Milligrammgewicht einen Centimeter in die Höhe zu heben. Ein einziger Augenaufschlag braucht wohl mehr als hundertmal so viel als diese kleine Arbeitseinheit.

Wir können jetzt die Empfindlichkeit der Sinne und Instrumente einheitlich beurteilen nach der Energieschwelle, das ist der geringste Energiebetrag, der erforderlich ist, um sie vom ungereizten in den eben merklich gereizten Zustand zu versetzen. Die Energieschwelle unsers Sinnes für Druckempfindung zum Beispiel ist im Gesicht, wo wir am empfindlichsten sind, auf etwa ein zehn-

tausendstel Erg einzuschätzen; die Energieschwelle der empfindlichsten Wage beträgt ungefähr nur ein hundertmilliontel Erg. Das Ohr ist nach Max Wien etwa ebenso empfindlich; es giebt kein unmittelbar auf Schall ansprechendes Instrument von größerer Empfindlichkeit. Die Energieschwelle für das Auge hat ungefähr die gleiche Größe, also etwa ein hundertmilliontel Erg. Es ist gewiß hundertmal so empfindlich als die empfindlichste photographische Platte.

Gleichwohl können unsre schall- und lichtempfindlichen Apparate die Leistungen des unbewaffneten Ohres und Auges in mancher Hinsicht weit übertreffen.

Das Geheimnis der Leistung einer Telephonanlage besteht darin, daß die in elektrische Energie umgesetzte Schallenergie durch den Leitungsdraht zusammengehalten wird, dasjenige der mit Mikrophon versehenen Anlage zudem, daß sie die verfügbare Schallenergie einen größeren Vorrat elektrischer Energie auslösen läßt, wodurch die Möglichkeit der Schallübertragung auf Hunderte von Kilometern gegeben ist.

Auch die photographische Platte kann bei stetigen Lichteindrücken dem Auge überlegen werden, wenn sie viele Stunden lang exponiert wird, während dem Auge ein Lichteindruck, der nicht nach wenigen Sekunden empfunden wird, auch bei noch so langer Dauer entgeht.

Von den mannigfachen Leistungen der photographischen Platte, womit sie unsern Lichtsinn ergänzt, sei nur noch eine erwähnt. Es lassen sich so feine und durchsichtige Platten herstellen, daß sie ein durchsichtiges Auge darstellen, das zugleich nach beiden Seiten sieht und manche Erscheinungen beobachtet, die dem menschlichen Auge an sich stets verborgen bleiben würden.

Nur gewisse elektrische Instrumente sind dem Auge und Ohr an Energieempfindlichkeit weit überlegen. Zum Beispiel das Spiegelgalvanometer, mit dem man Elektricitätsmengen oder elektrische Ströme mißt. Bekanntlich empfindet unser Körper einen elektrischen Strom, wenn er nicht in beträchtlicher Stärke ihn durchfließt, überhaupt nicht, Stromänderungen vermögen wir aber immerhin wahrzunehmen; aber es ist zur elektrischen Reizung zwischen zwei wenig entfernten Körperteilen, wie zwischen den Fingerspitzen des Daumens und Zeigefingers, schon eine Energie von etwa zwanzig Erg erforderlich.

Um so wertvoller ist ein gegen elektrische Vorgänge so empfindliches Instrument. Es ersetzt uns samt andern elektrischen Apparaten einen elektrischen Sinn; und man merkt es unsrer heutigen Elektricitätslehre kaum an, daß uns hier der unmittelbare Sinn so gut wie fehlt.

Das empfindlichste bisher gebaute Galvanometer ist wohl das von Paschen. Seine Reizschwelle liegt etwa bei ein billiontel Erg; es ist also zehntausendmal so empfindlich als Auge und Ohr. Die Arbeit eines einzigen Augenaufschlages würde ausreichen für hundert Billionen kleinste Ausschläge des Instrumentes. Seine Pole brauchen wir nur mit zwei verschiedenartigen Stellen unsers Körpers in Berührung zu bringen, um schon recht beträchtliche Ausschläge zu erzielen. Auch der gutmütigste Mensch erweist sich so elektrisch geladen. Daß hier in der That der Gemütszustand des Menschen eine Rolle spielt, beweisen Versuche von

Tarchanoff und Sticker. Verbindet man die beiden Pole des Galvanometers in geeigneter Weise mit Rücken- und Hohlseite der nämlichen Hand, so empfängt dies einen Strom, der sich ändert, wenn man die Versuchsperson leise kitzelt, einem Riechstoff aussetzt oder durch Licht oder Schall plötzlich erregt, ohne daß dabei indes ein sichtbares Zucken der Hand stattfände. Ja der Galvanometerausschlag zeigt den Grad des Interesses an, welches die Versuchsperson an dem Träger ausgerufener Namen nimmt, sei es in Zu- oder Abneigung.

Solche Spiegelgalvanometer sind wegen ihrer großen Empfindlichkeit ein außerordentlich häufig benutztes Werkzeug in unsern physikalischen Laboratorien. Es giebt kaum eine Erscheinung, die man nicht mit ihnen verfolgen könnte; man braucht dazu nur die zur Untersuchung stehende Energieart in elektrische umzusetzen oder solche auslösen zu lassen.

So kann man Schallstärken durch die von ihnen im Telephon erzeugten elektrischen Ströme messen. Das Galvanometer bedarf dazu nur einer gewissen Abänderung.

Oder man kann Lichtstärken messen, indem man feine Drähte durch das Licht erwärmen läßt und die dadurch bedingte Aenderung ihres elektrischen Leitungswiderstandes mißt. Auf diese Art ist es Langley und Paschen gelungen, außerordentlich kleine Temperaturschwankungen im Drahte nachzuweisen, dem letzteren sogar von weniger als ein millionstel Grad Celsius. Unsre Unterschiedsschwelle für Temperaturen liegt beiläufig etwa bei $^1/_5$ Grad Celsius.

Das Galvanometer ersetzt uns daher auch ein Auge für die langwelligen ultraroten Strahlen, die auf unser Auge nicht wirken. Während das Auge einen Umfang von Farbentönen empfindet, der akustisch gesprochen noch nicht eine Oktave beträgt, wurden durch das Galvanometer und die photographische Platte, dank der Bemühungen von Rubens beziehungsweise Schumann, über neun Oktaven zugänglich, und es fehlt nicht mehr viel bis zu den noch längeren Aetherwellen, die nach Hertz als elektromagnetische Wellen auf elektrischem Wege erzeugt und beobachtet werden.

Damit sind wir wieder an dem Punkte angelangt, von dem wir ausgegangen waren, von der Möglichkeit der Wahrnehmung von Naturvorgängen, für die wir unmittelbar kein Sinneswerkzeug besitzen. Gerade auf jenem magnetischen Gebiete hat unser künstlicher Sinn, der Magnetspiegel, recht merkwürdige Thatsachen ans Licht gezogen. Derselbe ist oft lebhaften Schwankungen ausgesetzt, die man als magnetische Gewitter bezeichnet und deren Häufigkeit in auffallender Weise mit den Nordlichtern und der Häufigkeit der Sonnenflecken parallel laufen.

In keinem Falle ist aber in jüngster Zeit die Fähigkeit der Physik, neue Sinne zu schaffen, so schlagend hervorgetreten als durch Röntgens große Entdeckung. Die Röntgenstrahlen werden unsern Sinnen vermittelt durch den Bariumplatincyanürschirm, der ihre Energie in Lichtenergie umsetzt, oder auch auf weiteren Umwegen durch die photographische Platte. Wie diese in wörtlichem Sinne Vertiefung unsers Blickes eine weitere Anpassung an unsre Um-

gebung bedeutet, dazu brauche ich kaum auf ihren Nutzen in der Chirurgie hinzuweisen.

Dieses Verfahren, einen Zustand oder Vorgang zu untersuchen, der unmittelbar gar nicht oder nicht ausreichend unsern Sinnen zugänglich ist, wird tausendfältig in der Physik benutzt. Ich will dafür nur noch ein Beispiel anführen. Daß Wasser verunreinigt ist durch darin aufgelöste feste Stoffe, können wir durch seinen Rückstand beim Verdampfen erkennen. Das Verfahren versagt, wenn das Wasser zu rein ist. Das reinste Wasser, was wohl je vorhanden war, hat Friedrich Kohlrausch zusammen mit Heydweiller hergestellt. Daß in fünfzehn Kubikcentimeter solchen Wassers nur einige hunderttausendstel Milligramm fester Stoffe gelöst waren, das hörte Kohlrausch mit dem Telephon vermöge der elektrischen Leitfähigkeit, die sie dem Wasser erteilten.

Diese Beispiele mögen genügen.

*

Was bedeutet nun diese Art der Sinneserweiterung für unsre Erkenntnis? Doch erst die Vorfrage: Vermittelt ein Sinn an sich schon Erkenntnis? Der Sinn vermittelt zunächst nur eine Empfindung; sie ist nichts weiter als ein Zeichen für einen äußeren Reiz; was das Zeichen bedeutet, das sagt erst die Wahrnehmung, welche die Beziehung zwischen einem inneren und einem äußeren Vorgang herstellt.

Etwas Aehnliches geschieht, wenn wir die Zeichen deuten, welche die Instrumente uns geben. Ein neues Zeichen erregt nur die Empfindung: da ist was los. Als Kirchhoff zwischen dem Sonnenbilde des Heliostaten und dem Spalte des Spektralapparates eine Natriumflamme zwischenschaltete und statt der erwarteten Aufhellung eine Verdunkelung der Fraunhoferschen D-Linie des Sonnenspektrums erblickte, verließ er das Zimmer mit den Worten: „Das scheint mir eine fundamentale Geschichte.“ Am andern Tage hatte er das Zeichen gedeutet. Er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß in der Sonnenatmosphäre Natriumdämpfe vorhanden seien, er hatte zwischen diesen und der Fraunhoferschen D-Linie die Beziehung hergestellt.

Das war allerdings nicht so ganz einfach. Dazu gehörte neben Scharfsinn auch eine reiche Erfahrung, und zwar Erfahrung in zusammengedrängter Form, das heißt Theorie.

Unsre physikalischen Theorien sind, vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, die Anweisungen zu innerlichen Anpassungsvorgängen an äußere Vorgänge. Unsre Umgebung erzeugt sie in uns ähnlich wie das Licht in den Lebewesen das Auge, wie der Schall das Ohr geprägt hat. In ähnlicher Weise erzeugt auch der fallende Körper in unserm Innern eine Art kinematographisches Abbild, derart, daß auf den Eindruck des losgelassenen Körpers unwillkürlich der Gedanke an den fallenden in uns auftaucht, wobei unter Umständen verhütende Reflexbewegungen zu stande kommen.

Nur ist bei den physikalischen Theorien der Kinematograph verwickelterer

Natur. Hertz sagt treffend in seiner hinterlassenen Mechanik: „Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denknotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände." Unser Kinematograph muß also vermöge seines Mechanismus aus dem Anfangsbild ein Endbild hervorgehen lassen, das den Endzustand des äußeren Vorgangs genau so gut abbildet, wie jenes Anfangsbild den Anfangszustand.

Was dürfen wir nun von der fortgesetzten Erweiterung unsrer Sinne und der Vervollkommnung unsrer theoretischen Kinematographen erwarten?

Philosophen haben oft behauptet, das Ding an sich werde stets unerkennbar bleiben. Der Physiker dürfte darauf antworten, daß allerdings nur die Beziehungen der Dinge zu ihm selbst und untereinander Gegenstand seiner Untersuchungen seien. Dinge, welche weder auf seine Sinne noch auf andre Dinge einwirken, die unmittelbar oder wieder mittelbar auf ihn einwirken, können gewiß nicht von ihm erkannt werden. Er wird die Ursache dafür aber nicht in der Mangelhaftigkeit seiner Methoden erblicken, sondern in der Begriffsbestimmung des Dinges an sich selbst. Die Behauptung, das Ding an sich sei unerkennbar, kommt auf dasselbe hinaus wie diejenige, ein beziehungsloses Ding habe keine Beziehungen, oder auch ein nicht vorhandenes Ding könne nie gefunden werden. Es wird das gewiß niemand bedauern.

Wohl aber hat die Frage einen Sinn, ob wir fähig sind oder werden können, unsre Vorstellungen über die in der Außenwelt gegebenen Beziehungen in gewisser Weise unabhängig zu machen von der besonderen Natur unsrer Sinne, das heißt unabhängig von den besonderen Zuthaten der einzelnen Sinne. Und diese Frage kann gewiß nicht ohne weiteres verneint werden.

Die Thatsache einer umfangreichen Lehre des Magnetismus und der Elektricität erweist die Möglichkeit der Auffindung von Zusammenhängen ohne das Vorhandensein eines für diese besonders geeigneten Sinnes. Nach den Beispielen, die ich mitteilte, dürfte es Ihnen klar sein, daß wir Lichterscheinungen ebensogut, wenn auch wohl nicht so bequem, mit dem Ohre wie Schallerscheinungen mit dem Auge untersuchen können.

Dabei wäre es grundsätzlich nicht schwer, den ganzen Bestand unsrer physikalischen Kenntnisse mit Hilfe von selbstaufzeichnenden Apparaten und sonstigen automatischen Vorrichtungen in Form eines physikalischen Automatenmuseums sachlich niederzulegen. In der That besitzen wir schon etwas derart in der Urania in Berlin, wo man nur auf einen Knopf zu drücken braucht, damit das Experiment sich selbstthätig abspielt. Ein mit andern Sinnen begabtes Wesen von ausreichend entwickelten physikalischen Kenntnissen und Fähigkeiten würde sich in solchem Museum von dem Stande unsrer Kenntnisse unterrichten können. Der Sommersche Apparat zur Bewegungsanalyse mit den drei Kurvenzeichnern würde es unter anderm belehren, daß wir wissen, daß die Bewegung von einer Anfangslage aus durch drei Angaben bestimmt wird, das heißt, daß der Raum von drei Dimensionen ist. — Ich stehe hier ganz auf dem Standpunkte,

den Herr Hölder vor kurzem so schön an dieser Stelle entwickelte, und halte gleich ihm die Kantsche Annahme von der Apriorität[1]) der Raum- und Zeitanschauung für unnötig.

Umgekehrt könnten wir uns ebenso in dem Laboratorium eines mit andern Sinnen begabten Wesens zurechtfinden. Angenommen, es wäre gegen Lichtstrahlen nicht empfindlich, wohl aber gegen ultrarote Wärmestrahlen. Die Fenster des Laboratoriums eines solchen Wesens könnten dann aus dünnen, für uns undurchsichtigen Hartgummiplatten bestehen, seine Fernröhren Hartgummilinsen enthalten. Die Ermittelung der Zwecke seiner Apparate würde — ausreichende physikalische Kenntnisse auf unsrer Seite vorausgesetzt — weniger Scharfsinn erfordern, als die Entzifferung der Keilschrift erforderte.

Wir vermögen also bereits jetzt in gewissem Maße uns unabhängig zu machen von der besonderen Natur unsrer Sinne, ja in gewisser Weise uns auszumalen, welches unsre Eindrücke sein müßten, wenn wir andre Sinne hätten.

Daß unsre derzeitigen Kenntnisse von den physikalischen Zusammenhängen noch sehr unvollständig sind, bedarf keines Wortes. Diese Unvollständigkeit äußert sich im wesentlichen in zweierlei. Erstens darin, daß noch — man könnte fast sagen täglich — neuartige Zusammenhänge gefunden werden, und zweitens darin, daß viele Zeichen, die unsre Sinne und Apparate geben, noch zu keinen Wahrnehmungen geführt haben, das heißt, daß unsre Theorie noch unzureichend und auch noch wenig einheitlich ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß mit der Vollständigkeit unsrer Kenntnisse von gewissen Erscheinungsgruppen die Einheitlichkeit ihrer Theorie zunimmt.

Aber die Methode unsrer Sinneserweiterung läßt sich beliebig fortsetzen. Wirkt irgend ein Vorgang weder unmittelbar auf unsre natürlichen Sinne noch auf deren Erweiterungen, unsre heutigen Apparate, so muß er doch, sofern er nicht als beziehungslos, das heißt für uns nicht vorhanden angenommen wird, irgendwie mittelbar mit andern Vorgängen zusammenhängen, die auf unsre Apparate wirken. Er wird also früher oder später uns bemerklich werden können, und zwar um so leichter, je einheitlicher die Theorie wird; denn dann sieht sie, wie das schon jetzt vielfach der Fall ist, Zusammenhänge voraus, die noch nicht unmittelbar beobachtet sind, deren Bestätigung aber die gleiche Wahrscheinlichkeit hat wie die Auffindung des Neptun nach den Berechnungen von Leverrier.

Wie wäre wohl das Endziel derartiger Entwicklung? Wie müßte die Theorie beschaffen sein, die zugleich einheitlich und umfassend und möglichst unabhängig wäre von der besonderen Natur unsrer Sinne? Was wäre dafür der kleinste Konstruktionsbestandteil unsers theoretischen Kinematographen?

Vielleicht eignet sich dazu die Energie, welche zugleich alle unsre Sinne zu erregen vermag. Aber sie ist vorerst nicht einheitlich, wir unterscheiden unter anderm mechanische, Wärme-, Lichtenergien, und die Fragestellung nach der Erklärung der Gleichartigkeit und Umwandlungsfähigkeit verschiedener Energieformen

---

[1]) Das heißt Gegebensein vor und unabhängig von Erfahrung.

ineinander wird gerade von denen für unfruchtbar erklärt, welche mit unserm Kollegen Ostwald die Energie in ihren wissenschaftlichen Familiennamen[1]) aufgenommen haben.

Es giebt aber noch eine andre Erscheinungsform, auf die gleicherweise alle Sinne antworten. Es ist die Bewegung oder Ortsveränderung. Kein Sinn kann vom Ruhezustand in den gereizten übergehen, ohne daß eine Annäherung von Reizquelle und Sinn stattfindet. Es hat sich zugleich als eine der allgemeinsten Erfahrungen der Physik herausgestellt, daß an einem beliebigen Orte nichts wirkt als der jeweilige Zustand an diesem Orte selbst, ein Ergebnis, das vielleicht jeder Unbefangene auf Grund alltäglicher Erfahrung ohne weiteres als selbstverständlich ansehen möchte, von dem aber gerade die Physik lange Zeit hindurch das gerade Gegenteil angenommen hat. Steht es doch bis heute für die Schwerkraft noch nicht fest. Aber auch sie macht sich, wie Hertz treffend sagte, durch das Gesetz, nach welchem sie wirkt, verdächtig, ein Ausbreitungsvorgang zu sein.

Den Versuch zu solcher Theorie, die alle physikalische Erscheinungen auf Bewegungen gleichartigen Stoffes zurückführen will, hat uns Hertz in seiner Mechanik hinterlassen. Danach setzen sich die vorhandenen Bewegungen in bestimmter, gesetzmäßiger Weise fort, derart, daß zugleich ihre Energie erhalten bleibt. Damit werden alle Energieformen als in letzter Hinsicht gleichartig angenommen. Diese Hertzsche Mechanik beansprucht aber noch nicht die Zurückführung der physikalischen Erscheinungen auf Bewegungen schon jetzt im einzelnen zu geben, sie will vielmehr die Möglichkeit und innere Widerspruchslosigkeit derartiger Zurückführung erweisen. Sie stellt damit zugleich der theoretischen Physik und der Experimentalphysik eine Fülle aussichtsreicher Aufgaben.

Ein Ergebnis dieser Theorie dürfte allgemeinster Aufmerksamkeit gewiß sein. Sie bahnt die Möglichkeit an, die Fernekräfte, ja die Kräfte der alten Physik überhaupt zu entbehren. Die Kraft spielt in ihr nur die Rolle einer mathematisch streng bestimmten Hilfsgröße.

Wie steht es aber dann mit dem ewigen Welträtsel von der Kraft, wenn es eine Kraft im Sinne dieses Rätsels überhaupt nicht giebt?

Es ist das eine ernste Warnung für solche, die ewige Rätsel verkündigen möchten. Solche Verkündigung ist nicht mal eine That der Bescheidenheit. Denn indem wir fernen Geschlechtern die Bescheidenheit der Unwissenheit zulegen, erscheint unsre eigne Unwissenheit um so entschuldbarer.

Es ist einleuchtend: es bedarf nur ausreichend unklarer oder widerspruchsvoller oder gegenstandsloser Begriffe oder auch der Vorschrift des Weges zur Lösung einer Aufgabe, der dazu nicht taugt, und das ewige Welträtsel ist fertig.

*

Gestatten Sie mir zum Schlusse nur noch einen kurzen Ausblick auf Technik und Leben von dem heute eingenommenen Standpunkt aus.

---

[1]) „Energetiker".

Wenn ein Physiker eine neue Untersuchung anstellen will, so baut er sich seinen Apparat meist selbst zusammen und nimmt ihn nach Beendigung der Arbeit wieder auseinander. Es ist das begreiflich. Denn damit der Apparat verdiente festgehalten zu werden, bedürfte er einer gewissen Vollendung und besonderer Eigenschaften, die seine technische Anfertigung in größerer Anzahl und gleichbleibender Vollkommenheit ermöglichen. Das ist aber meist eine recht mühsame Arbeit. Besonderer Dank gebührt daher den Männern, die solche Arbeit nicht scheuen zum Nutzen der Allgemeinheit, welche damit jeweils einen neuen Sinn beschert erhält.

Außerordentliche Leistungen sehen wir da entstehen, wo sich wissenschaftliche Einsicht mit technischer Kunst vereinigt. Ich erinnere nur an die gemeinschaftliche Arbeit des Physikers Werner Siemens mit dem Feinmechaniker Johann Halske auf elektrischem Gebiete, auf optischem Gebiete an diejenige des Physikers Ernst Abbe mit dem Optiker und Feinmechaniker Carl Zeiß, woraus nach Zeiß' Tode Abbes selbstlose Schöpfung, die Carl Zeiß-Stiftung hervorging, eine wissenschaftlich-technische Einrichtung ersten Ranges, bedeutungsvoll nicht bloß für den wissenschaftlichen Fortschritt, sondern auch für die Entwicklung der Grundsätze echten Gemeinsinnes.

Solche Förderungsstätten der Erweiterung unsrer Sinne sind nicht minder unsre naturwissenschaftlichen Institute, an der Spitze die physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg, gegründet unter wesentlicher Anregung und Beihilfe von Werner Siemens, geleitet zuerst von Helmholtz und jetzt von Friedrich Kohlrausch.

Aber freilich diese Institute bedürfen großer Mittel, diese künstlichen feinen Sinne sind kostspielig, und sie beanspruchen Raum zu zweckmäßiger Verwendung. Wir können daher den Regierungen und Ständen nicht dankbar genug sein, wenn sie mit weitem Blick keine Mittel scheuen, dieselben stets von neuem den Fortschritten von Unterricht und Wissenschaft anzupassen.

Um so mehr wird uns Lehrern und unsern Studenten die Pflicht auferlegt, daß das mit dem Schweiße des Volkes aufgebrachte Kapital nutzbringend angelegt werde, daß wir alle unsre Kräfte einsetzen in begeisterter Arbeit der Wissenschaft und unserm Volke zu dienen.

Mit den letzten Betrachtungen bin ich schon eingegangen auf die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Technik, zwischen den erweiterten Sinneswerkzeugen und den erweiterten Gliedmaßen. Der Fortschritt auf beiden Gebieten bedingt sich gegenseitig, wie das schon Herbert Spencer ausgeführt hat.

Wir haben es jüngst wieder in auffallender Weise nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen gesehen, wie der Fortschritt der Wissenschaft befruchtend auf die Technik einwirkte und wie die von ihr verbesserten Apparate wieder der Wissenschaft zu gute kamen.

Dabei drängt sich ein Gedanke unwillkürlich jedem auf, das ist die verhältnismäßig große Geschwindigkeit solcher Entwicklung. Sie gleicht einer chemischen Reaktion, die explosionsartig vor sich geht.

Der Vergleich ist in der That kein ganz oberflächlicher. Jede Reaktion geht um so rascher vor sich, je mehr von den Teilchen vorhanden sind, die sich verbinden können. Wird durch die Verbindung einiger ein Zustand geschaffen, der die Verbindung der andern beschleunigt, zum Beispiel eine starke Temperaturerhöhung, so wird die Reaktion zur Explosion.

Solange die Zahl der Forscher noch klein, die Methode der Naturwissenschaft noch unentwickelt war, schritt sie nur langsam voran. Heute ist die Zahl der Forscher eine große, sie sind über den ganzen Erdball zerstreut, und jede Entdeckung bedingt einen Zustand, der weitere Entdeckungen beschleunigen muß. Denn jede Entdeckung schafft neue Anknüpfungspunkte, sie schafft auch oft die Möglichkeit technischer Verwertung, und dann braucht die naturwissenschaftliche Technik, zum Beispiel die Elektrotechnik, die optische Feinmechanik, die Chemie neue wissenschaftliche Kräfte. Deren Leistungen ermöglichen aber wieder raschere Fortschritte der Wissenschaft, und die Bedingung zu einer im Vergleich mit geologischen Zeiträumen explosionsartig erscheinenden Entwicklung ist gegeben. Dazu kommt noch unter anderm, daß die Erschließung des Kapitals vergangener Jahrtausende, nämlich der Steinkohle, zurzeit eine außerordentliche Vervielfältigung unsrer Kräfte ermöglicht.

Wo wird das noch hinführen? Ich glaube, daß diese Entwicklung im biologischen Sinne eine wesentliche Veränderung unsrer Lebensbedingungen bedeutet. Die explosionsartige Natur der Entwicklung stellt außerordentliche Ansprüche an den Menschen, und besonders an sein Nervensystem.

Ich weiß nicht, ob man uns in späteren Jahrtausenden beneiden wird. Ich denke mir, daß es auch kein besonders behaglicher Zustand war, als gewisse Wassertiere durch das Austrocknen der Gewässer gezwungen waren, ihren Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen und durch Lungen statt durch Kiemen zu atmen.

Der neugeschaffene Zustand bedingt eine vermehrte Auslese der Nervenkräftigen, und wir kennen die Spuren dieser Auslese.

Darum möchte ich schließen mit einem Worte an unsre studentische Jugend, und als akademischer Lehrer bin ich dazu berechtigt:

Sparen Sie Ihre Nervenkraft in naturgemäßem Leben für eine ersprießliche Arbeit; hüten sie dieselbe vor den Schäden der Genußsucht; kein Genuß kommt dem gleich, der gefunden wird in schöpferischer Thätigkeit des Berufes!

Erinnerungen an Robert Hamerling und andre Poeten.

Von

Dr. Wilhelm Kienzl.

In jeder tiefer angelegten Natur regt sich manchmal das Bedürfnis, in das Meer der Erinnerung hinabzutauchen und vor dem geistigen Auge die Bilder bedeutender Menschen aufleben zu lassen, von welchen man durch das Glück persönlichen Umganges Anregungen nicht gewöhnlicher Art empfangen hat.

Zu diesen gehört für mich der tiefgründige Dichter des „Ahasver in Rom", des „König von Sion" und des „Homunkulus" — Robert Hamerling, der viele Jahre hindurch in meiner Vaterstadt Graz in größter Zurückgezogenheit lebte, litt und dichtete.

Er war eine jener tragischen Erscheinungen, die sich ihr inneres Glück durch unzählige von Leiden erringen mußten. Das Leben bot ihm nur Bitteres. Sein Glück lag lediglich im künstlerischen Schaffen. Zur großen Welt trat er nie in ein Verhältnis. Er, der Apostel der Schönheitsidee, die ihm alles andre an Wesenswert zu übertreffen schien, fühlte seine mimosenhaft zarte und empfindsame Natur allüberall und immerfort von den Gemeinheiten und Härten der Welt zurückgestoßen; und so zog er es — überdies durch ein lebenslängliches schweres körperliches Leiden dazu gezwungen — vor, sich völlig in sich selbst zurückzuziehen, was ihm allerdings den Ruf des Sonderlings verschaffte. In Wahrheit aber war er keiner; oder nur in dem Sinne, als jeder Große es der Allgemeinheit gegenüber ist, auf deren ausgetretenen Pfaden er naturgemäß nicht wandeln kann, so daß er sich also von der großen Welt absondert. Und doch, was für ein Menschenfreund war Hamerling! Wurde er doch nicht müde, Talente zu fördern. Mit welch bewunderungswürdiger Güte und Ausdauer las er die unzähligen ihm zur Beurteilung zugeschickten Produkte von jungen Dichtern und Dichterlingen! Er las sie wirklich, und keiner von ihnen blieb unbelehrt, ungefördert oder im schlimmsten Falle ungetröstet. Diese Herzensgüte, vereint mit einer Art höheren Pflichtgefühles, das den Mächtigen dazu verbindet, den Schwachen zu stützen und zu ermutigen, erinnert vielfach an Franz Liszt. So wie dieser wurde auch Hamerling mißbraucht, von dem man schließlich all das verlangen zu dürfen glaubte, was zu gewähren nur der Ausdruck besonderer Gunst und Gnade sein kann. Wie viel Zeit knappte er sich von seinem eignen Schaffen dadurch ab, daß er jedem antwortete, der sich brieflich mit einem Anliegen an ihn wandte! Und wie liebevoll wußte er aus jedem ihm zugesandten dichterischen Versuche das Gute herauszulösen und anzuerkennen, ohne etwa in gewissenloser Weise die ihm aufstoßenden Mängel ungetadelt zu lassen. Man kann das teilweise aus den bisher bei Daberkow in Wien von

Josef Böck-Gnadenau veröffentlichten drei Bändchen Hamerlingscher Briefe ersehen.

Jetzt erst vermag ich es ganz zu schätzen, wie liebenswürdig und gütig es von dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden, fast fünfzigjährigen gefeierten Dichter war, mit mir damals erst zwanzigjährigem Jünglinge in brieflichen Verkehr zu treten und mich auch seines persönlichen Umganges zu würdigen. Ich bin so glücklich, eine ganze Reihe wertvoller Briefe Hamerlings zu besitzen, die sich größtenteils mit meinen musikalischen und schriftstellerischen Arbeiten eingehend befassen. Hamerling war nämlich sehr musikalisch oder besser: musikliebend. Sein Klavierspiel war mangelhaft, und er wäre nie zu bewegen gewesen, etwas vorzuspielen. Aber aus seinen Gesprächen konnte man sein tief inniges Verständnis für die Werke der Tonkunst erkennen. Seine Lieblingsmeister waren Beethoven und Chopin. Er interessierte sich aber auch lebhaft für alle musikalischen Neuerscheinungen, besonders auf dem Felde der Klaviermusik. Schon vor fast einem Vierteljahrhundert kannte er die Klavierstücke von Paul Geisler und Felix Weingartner, welch letzterer jahrelang als Jüngling im gleichen Hause wie der große Epiker wohnte (Realschulgasse 6, jetzt Hamerlinggasse genannt). Außerdem sammelte er auch alle einstimmigen Gesänge, die auf seine Texte komponiert worden waren. So kam es, daß er sich auch um meine Klavierstücke, die er mit sichtlicher Vorliebe spielte, und Lieder kümmerte. Dies verschaffte mir das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft, wie ich weiter unten erzählen will. Richard Wagners epochemachendem Schaffen, mit dessen Farbenglut die seiner Epen in einer geschmacklosen Broschüre, „Hamerling, Wagner, Makart," noch zu Lebzeiten aller drei Meister in Vergleich gezogen worden war, stand er deshalb ziemlich fremd gegenüber, weil er der eigentlichen Stätte der Wagnerschen Kunst, dem Theater, infolge seiner Kränklichkeit durch viele Jahre ganz und gar fernbleiben mußte und er wohl einsah, daß dieser lebendigen Kunst mit dem bloßen Durchspielen von Klavierauszügen nicht nahezukommen sei.

Hamerling hatte einen selten fesselnden Dichterkopf, im Gegensatze zu den meisten seiner Kollegen, deren Anblick wohl gar manches junge Mädchen schon enttäuscht haben mag, die sich nach der Lesung von Dichterwerken ein ideales Bild vom Aussehen ihrer Schöpfer gemacht hatte. Bei Hamerling konnte das kaum vorkommen. Seine Figur war allerdings unscheinbar, und er hob ihren Eindruck sicherlich nicht durch die geradezu philiströse Art seiner Kleidung. Aber der Kopf entschädigte dafür reichlich. Die hohe Stirne, die kühn geschwungene Nase, die auffallend tiefliegenden, mit seltsamer Glut leuchtenden Augen, der feingeschnittene Mund, das bis auf die Schultern herabfallende schlichte weiße Haar (ähnlich, wie es Liszt getragen), die sehr eingefallenen Wangen und die Blässe des Antlitzes hinterließen einen ehrfurchterweckenden, fast Scheu erregenden Eindruck, der etwas Geisterhaftes an sich hatte. Ich erinnere mich an eine sonderbare Geschichte, die sich in Hamburg mit einem Bildnisse des Dichters zugetragen hat. Ich hatte einer in Uhlenhorst bei Hamburg lebenden jungen Dame, in deren Elternhaus ich viel verkehrte, auf ihre dringende Bitte hin ein photo-

graphisches Konterfei des Dichters, dessen Werke sie glühend verehrte, durch einen Brief an diesen verschafft. Es war in starkem Helldunkel gehalten, was den unheimlichen Eindruck noch erhöhte. Die Dame stellte es auf das Gesimse eines offenen Kamins. Durch einige Tage fand sie jeden Morgen das Bild verkehrt — mit dem Gesichte gegen die Wand — stehen, so daß sie schon beinahe an ein spiritistisches Phänomen dachte. Da kam sie eines Tages hinter das Geheimnis: Nicht ein Wesen der vierten Dimension, sondern ihr ganz normaldimensionales Stubenmädchen hatte die Stellung des Bildchens beim Aufräumen jedesmal so verändert, da sie sich, wie sie gestand, vor dem Gespenst fürchtete. Ich hielt diese Thatsache nicht für zu geringfügig, um sie hier vorzubringen, da sie für das Aussehen Hamerlings wirklich charakteristisch ist.[1])

Einen eigentümlichen Gegensatz zu Hamerlings transcendentalem Aussehen bildete es, wenn er den Mund zum leisen Sprechen öffnete.[2]) Da klang's so einfach, treuherzig und schlicht von seinen Lippen, daß einem ganz heimlich dabei zu Mute wurde. Und wie herzlich konnte der meist so ernste Mann lachen, wenn sein im tiefsten Innern schlummernder echt deutscher Humor durch ein witziges Wort oder einen heiteren Vorgang zum Durchbruche gelangte, was allerdings selten geschah. Ich erinnere mich an eine solche ergiebige Lachmuskelreizung bei Hamerling, als es einer Dame, die ihm eine indische Sage erzählte, geschah, daß sie den Himalaja mit dem Chimborasso verwechselte.

Lächeln hingegen sah ich ihn oft. Da ging es wie der Ausdruck des Abschiednehmens über sein Antlitz, so elegisch und doch freundlich, etwa wie wenn die Mittagsonne durch weißes Gewölk nicht ganz hindurchleuchten kann. So war es beispielsweise, wenn er sich über eine ihm gewordene Anerkennung freute; einmal, als er mir gelegentlich eines Besuches, den ich ihm machte, eine holländische Uebersetzung — noch dazu eine unbefugte — seiner „Aspasia" mit Befriedigung zeigte, ein andermal, als ich ihm (1877) erzählen konnte, daß Franz Liszt sich mir als warmer Verehrer seiner Schöpfungen zu erkennen gegeben habe. Seine Freude hatte bei solchen Anlässen etwas wahrhaft Naives, Kindliches. Anerkennung und Bewunderung mußte er ja doch gewöhnt sein. Ueberempfindlich war sein fein organisiertes Wesen jedoch gegen boshafte oder auch nur gegnerische Kritik seiner Werke. Solche verstimmte ihn im hohen Grade. Man kann dies auch aus den Vorworten von späteren Auflagen einiger seiner Bücher entnehmen. Gegen jede mißverständliche Auffassung seiner persönlichen oder dichterischen Absichten war er ebenso empfindsam, und er bot alles auf, um sie

---

[1]) Hamerlings Züge hat Professor Hans Brandstetter in Graz mit sprechender Aehnlichkeit in einem Standbilde und drei Büsten, die er modelliert hat, wiedergegeben. Die ersten beiden stehen in des Dichters Heimat, dem „Waldviertel" in Niederösterreich, eine Büste in Krems, die letzte ist für das neue Grabdenkmal bestimmt, das dem Dichter am St. Leonharder Friedhofe bei Graz errichtet wird.

[2]) Einen ähnlichen verblüffenden Gegensatz zur dichterischen Persönlichkeit Hamerlings scheinen seine zierlichen, frauenhaften Schriftzüge zu bilden, die bei einem Schöpfer so grandioser Würfe geradezu verblüffen.

abzuwenden oder aufzuklären. So ließ beispielsweise irgend einer irgendwo die irrtümliche Meinung fallen, Hamerling habe seine Dichtung „Amor und Psyche", die von Anfang an mit Illustrationen von Paul Thumann im Buchhandel erschien, zu den Bildern dieses Künstlers geschrieben. Das kam ihm zu Ohren. Da auch ich in der Gesellschaft mich befunden hatte, wo Obiges gesagt worden war, so schrieb er mir einen äußerst umständlichen Brief, der die Bitte enthielt, nachdrücklichst und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln diese Aeußerung in allen Kreisen, in denen ich verkehre, widerlegen und für falsch erklären zu wollen, wozu er mir die gründlichsten Beweise an die Hand gab. Er hielt überhaupt ungeheuer viel darauf, daß man von der Reinheit seines Charakters die richtige Ansicht habe. Wie mußte es ihn also erbittern, daß die Fama ihn, der ein geradezu keusches Einsiedlerdasein lebte und dessen ganze Lebensführung — seinen bescheidenen Mitteln entsprechend — eine äußerst schlichte und genügsame war, als einen Wollüstling bezeichnete, der auf seidenen Lotterbetten ein sardanapalisches, durch die raffiniertesten Reize aufgestacheltes Leben führe. Das konstruierte man sich einfach aus den von ihm mit großartiger Phantasie und Sprachkunst entworfenen üppigen und farbentrunkenen Weltbildern aus dem „Ahasver" und „König von Sion". Ein Durchschnittsmensch, der eben nicht weiter blicken kann, als seine höchsteigne Nase reicht, und nur das wahrnimmt, was er gerade betastet oder verschlingt, kann es sich nicht vorstellen, daß es Naturen giebt, die sich vermöge ihrer Phantasie aus ihrer Umgebung hinaus in die fernsten Reiche und Zeiten zu versetzen vermögen. Und eine solche Natur war unser Hamerling, dessen dichterische Einbildungskraft eines Fluges fähig war wie die nur weniger andrer. Hamerling lebte nur in seiner überreichen Phantasie. Als leiblicher Mensch hat er eigentlich das Leben versäumt. Nicht einmal eine Lebensgefährtin hat er gefunden. Daß er dies mitunter schmerzlich gefühlt, bezeugte mir eine Aeußerung, die der über seine Empfindungen sonst so verschwiegene Mann etwa 1882 zu mir machte, „er könnte und könne kein Weib finden, das ihn so liebe, daß sie ihn durchs Leben begleiten wolle". So lebte er denn mit seinen greisen Eltern, die er ganz erhielt. Sein Vater, ein sehr einfacher Mann, starb 1879. Seine Mutter, eine lebhaft empfindende, energische Frau, überlebte ihn um ein paar Jahre. Seine Wohnung, sowohl die in der Stadt als die auf dem Lande (im „Stiftinghaus", in der unmittelbaren Umgebung von Graz, das er mit seinen mäßigen Ersparnissen erstanden hatte) war von auffallender Einfachheit, aber stets im Zustande größter Ordnung und Nettigkeit.[1]) Sie machte einen altväterischen Eindruck. Das Auge konnte darin kaum etwas fesseln. Sie enthielt nur die nötigsten Einrichtungsgegenstände, ferner ein altes Klavier, viele Bücher und einige Bilder,[2])

[1]) Die Ordnungsliebe Hamerlings war überhaupt einer seiner charakteristischen Züge; sie grenzte fast an Pedanterie. Er hatte zum Beispiel alle Photographien, die er von sich ausgab, mit fortlaufenden Nummern versehen, wobei auch seine Aengstlichkeit im Spiele war, die einen Mißbrauch der Bilder fürchtete.

[2]) Bei der nach Hamerlings Tode stattgehabten Versteigerung seiner Hinterlassenschaft, die sich für Graz geradezu beschämend gestaltete, mußten zwei kleine Stahlstiche, Danton und

meist Stoffe aus seinem geliebten Griechenland darstellend, das er so genau kannte, obwohl er es nie besucht hatte. In den letzten Jahren steigerte sich sein schweres Darmleiden, das ihm mehr als die Hälfte seines Lebens vergällt hatte, so sehr, daß er nur äußerst selten mehr auszugehen wagte, ja sogar den größten Teil des Tages im Bette verbrachte. So sah das „üppige Wohlleben" dieses Märtyrers aus! Von einem Arzte wollte er bis zu seinem Tode nichts wissen. Durch Einhaltung strengster Diät gelang es ihm, sein Leben um Jahre zu verlängern. Dieser vermeintliche Epikureer genoß also nicht einmal die Freuden des Gaumens, weil er sein geistiges Wirken nur durch das Opfer leiblicher Enthaltsamkeit auf längere Zeit hinaus ermöglichen konnte. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß mir einmal Peter Rosegger, den Hamerling einst in die Litteratur eingeführt hatte und mit dem er einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, erzählte, Hamerlings ästhetisches Empfinden sei so hoch entwickelt gewesen, daß er nie vor andern — gegessen habe. Die Befriedigung dieses leiblichen Bedürfnisses in Gegenwart andrer verletzte offenbar sein Gefühl. Das mag wohl auch die Ursache sein, daß man ihn nie laut sprechen oder gar lachen hörte. In dem Munde eines solchen Priesters des Schönen, das für ihn hoch über dem Guten stand und dessen Aussterben er so wundervoll in seiner Jugenddichtung „Venus im Exil" beklagte, konnte auch der folgende für ihn bezeichnende Spruch, den er ans Ende seiner „Aspasia" setzte, nicht als Phrase erscheinen:

„Menschlich und edel ist das Gute —
Göttlich und unsterblich aber das Schöne."

Den freundlichen Leser dürfte es vielleicht interessieren, einiges aus meinem Verkehre mit dem nun gerade vor elf Jahren verstorbenen Dichterphilosophen zu erfahren. Da ich seit beinahe dreißig Jahren ein Tagebuch führe, an dem ich jeden Abend schreibe, so bin ich in der Lage, die kurzgefaßten Aufzeichnungen über Hamerling daraus zu excerpieren und hierherzusetzen. Ich thue dies sogar auf die Gefahr hin, von Uebelwollenden falsch beurteilt zu werden; weil ich finde, daß eine lebensfrischere und wahrhaftigere Darstellung als die unter dem unmittelbaren Eindrucke des gerade erst Erlebten niedergeschriebene nicht leicht denkbar ist.

Der Leser möge also entschuldigen, wenn meine Person dabei mehr als erwünscht in den Vordergrund tritt.

1877.

(In meinem zwanzigsten Lebensjahre.)

21. März. Es sprach mich Robert Hamerling auf der Straße an und bedankte sich für mein ihm zugeschicktes, über sein Gedicht „Lebewohl!" komponiertes Lied (Op. 8, Nr. 3). Er machte mir zumal über „Skizzen" und „Kahnscene" große Elogen.

Robespierre darstellend, samt Glas und Rahmen um den Preis von zwanzig Hellern (!) verschleudert werden.

15. April. Morgens besuchte mich der große Dichter Robert Hamerling, dem ich einige über seine Gedichte komponierte Lieder von Van Bruyck[1]) und Wöckl[2]) (die er selbst mitbrachte) vorspielte, wie auch Kompositionen von Chopin.

17. April. Um halb zehn Uhr kam Robert Hamerling zu mir, dem ich wieder einige von ihm mitgebrachte Lieder von Wöckl vorspielte. Darauf spielte ich auf seine Aufforderung hin einige von meinen „Skizzen"; die „Kosenden Schmetterlinge" und die „Toccata" gefielen ihm außerordentlich, besonders aber die „Kahnscene". Ich sang ihm dann mein auf sein Gedicht komponiertes Lied „Lebewohl!" vor, von dem er hingerissen war; er versicherte mir, daß ich ganz seine Intentionen getroffen habe, und zwar mit den himmlischen Worten: „Das haben Sie mir aus der Seele geschrieben!"

22. April. Dann kam Robert Hamerling, dem ich Fragmente aus Richard Wagners „Walküre" vorspielte und sang, über die er entzückt war.

1878.

26. Oktober. Um neun Uhr kam nach Verabredung Robert Hamerling zu mir. Er blieb bis ungefähr elf Uhr. Ich spielte ihm viele Stücke aus Paul Geislers[3]) „Monologen", „Episoden" ꝛc. vor und sagte ihm sehr offen meine Meinung darüber. Dann spielte ich auf Hamerlings Verlangen einiges aus meinen „Bunten Tänzen" und sang ihm meinen ganzen „Liebesfrühling" vor. Er war entzückt davon. Er fand, daß ich so viel „Leidenschaft und Feuer" habe, was ich aber selbst nicht einmal von mir glaube. Ich begleitete Hamerling bis in die Gartengasse unter verschiedenen Gesprächen über Kunst und Verlagssachen.

12. November. Ich war mit Robert Hamerling im Konzert von Ignaz Brüll[4]) und Georg Henschel[5]) (Rittersaal), wozu er mich eingeladen hatte. Wir sprachen ziemlich viel miteinander. Am Schlusse des Konzertes, in dem Henschel unter anderm drei eigne auf Hamerlingsche Gedichte komponierte Lieder gesungen hatte, stellt mich Hamerling Herrn Henschel vor, der sehr liebenswürdig gegen mich war.

1879.

27. Mai. Ich ging mit Alfred Gödel[6]) zur Einsegnung der Leiche des achtzigjährigen Vaters unsers großen Hamerling zum „Stiftinghaus"[7]) hinaus.

---

[1]) Van Bruyck (Karl Debrois), geboren 1828 in Brünn, lebt in Waidhofen a. d. Ybbs.

[2]) Oesterreichischer Chor- und Liederkomponist.

[3]) Hervorragender Opern- und Instrumentalkomponist, geboren 1856 zu Stolp in Pommern; lebt in Berlin.

[4]) Der allbekannte Komponist der Oper „Das goldene Kreuz", geboren 1846 in Proßnitz; lebt in Wien; auch vorzüglicher Pianist.

[5]) Der in London lebende ausgezeichnete Konzertsänger, Komponist und Dirigent, geboren 1850 in Breslau.

[6]) Mein Freund, der nach meinem scenischen Plane für mich das Textbuch zu meiner Oper „Urvasi" schrieb.

[7]) Hamerlings Landhaus im Stiftingthale bei Graz.

Auch meine Eltern und meine Schwester waren draußen. Sonst verhältnismäßig wenig Leute! Da stand der große Mann mit weißem Haar und starrem Auge, seine greise Mutter stützend, am Sarge seines teuren Vaters; es war ergreifend. Im St. Leonharder Friedhofe wurde die Leiche versenkt.

16. Juni. Dann kam Robert Hamerling auf einen Besuch zu uns — ein wunderbarer Mann!

29. Juli. Ich besuchte Robert Hamerling im „Stiftinghaus", um ihn um Rat zu fragen über die dramatische Anlage meiner „Urvasi",[1]) speziell wegen Umänderung des Charakters der Ausinari im zweiten Akte, die zu sehr Mitleid erregt, wenn sie einfach vom Könige verlassen wird, die aber den König andrerseits wieder aller Schuld berauben würde, wenn sie als böse Zauberin (übrigens ein abgebrauchter, ganz undramatischer Witz) ihn so in ihrer Gewalt hätte, daß er ihr unterliegen muß. Hamerling, dem ich fast den ganzen zweiten Akt vorlas, gab mir einen herrlichen Rat: Ausinari soll nicht Mitleid, sondern nur Abscheu erregen, indem ihr Charakter deutlich gezeichnet werden muß, dessen Hauptzug der sei, daß sie den König nur sinnlich liebe und ihn zu beherrschen bestrebt sei; sie müsse sich also dem Könige gegenüber falsch klagend zeigen, so daß sie wohl sein, nicht aber des Zuschauers Mitleid erregt. Dadurch wird der König von keinem unerbittlich wirkenden Zauber berückt, so daß er also im vollen Sinne des Wortes schuldig wird. Ausinari — meinte er — könnte auch in ihrem vorhergehenden Monologe die bösen Geister (Ahriman) anrufen, um vor dem Zuschauer gleich als das dazustehen, was sie in der That ist. — Ich war glücklich über dieses bedeutenden Mannes gewiegte Ratschläge und verabschiedete mich dann von ihm. Er war sehr liebenswürdig, wünschte mir alles Glück auf die Reise und für meine Bestrebungen und begleitete mich bis in den Garten hinunter. Er sieht immer schlechter und eingefallener aus — ein Bild des Todes! Werde ich ihn wohl wiedersehen?

1880.

29. September. Zum „Stiftinghaus" gegangen, wo ich Hamerling besuchte, der aber leider unwohl, daher unzugänglich war.

5. Oktober. Robert Hamerling zu mir gekommen, um mir Adalbert v. Goldschmidts[2]) „Sieben Todsünden" (Klavierauszug) zur Durchsicht zu bringen.

14. Oktober. Ich las in der „Deutschen Revue" Hamerlings Novelle

---

[1]) Meine erste Oper (nach Kalidasas Schauspiel), zum ersten Male aufgeführt 1886 am Königlichen Hoftheater zu Dresden. (Siehe übrigens Anmerkung 6 auf der vorhergehenden Seite.)

[2]) Geboren zu Wien 1853, wo er noch lebt. Bekannt geworden ist er zuerst durch seine Kantate „Die sieben Todsünden", zu der ihm Hamerling den Text (später in Buchform erschienen) schrieb und das in Berlin, Wien, Paris aufgeführt wurde, sowie durch die Oper „Helianthus" (Leipzig 1884). Eben vollendet er Dichtung und Musik eines großangelegten musikalischen Dramas „Gäa".

(I. Teil) „Die Waldsängerin", wo er mich in der Figur des Othenio unverkennbar porträtierte. Darauf hatten mich schon mehrere, die sie gelesen, aufmerksam gemacht.

2. November. Um neun Uhr kam nach Verabredung Robert Hamerling zu mir, wo ich ihm den „Chor der Festgenossen" aus Hamerling-Goldschmidts „Sieben Todsünden" und Nr. 1 bis 10 meines Klavierzyklus „Aus meinem Tagebuche" auf sein Verlangen vorspielte. Die Stücke gefielen ihm sehr, und er versprach, morgen wieder zu kommen, indem er mich bat, daß ich ihm auch die andern „Tagebuch"-Stücke vorspielen möge. Ich begleitete Hamerling ein Stück Weges. Er sagte mir, daß er in seiner neuen Novelle „Die Waldsängerin" meinen Kopf zum Modell für den Komponisten Othenio genommen habe, durchaus aber nicht meinen Charakter mit den seltsamen letzten Kapiteln habe schildern wollen.

3. November. Um halb vier Uhr kam Robert Hamerling wieder zu mir, um den Rest meines „Tagebuches", die Nummern 11 bis 24, sich von mir vorspielen zu lassen. Er war hoch entzückt davon. Besonders gefielen ihm: „Zwischen Wellen und Sternen", „Erster Kuß", „Epilog an die Verlorene". Nach dem Vortrage des zuletzt genannten Stückes äußerte er: „Man kommt wahrhaftig in Versuchung, dazu ein Gedicht zu machen." Zwei Stunden ungefähr war er bei mir gewesen und hatte eifrig zugehört. Es war ein eigentümlicher Zauber, den großen Mann mit dem langen weißen Haare hinter sich sitzend und den Tönen lauschend zu wissen, die aus der eignen Seele entsprungen. Er dankte auf das herzlichste für den „Genuß" und versicherte mich wiederholt, daß er mein „Tagebuch" für ein bedeutendes, groß angelegtes Werk halte und daß er dies aufrichtig glaube. Ich begleitete ihn dann bis zur Gartengasse und versicherte ihn zum ersten Male meiner vollen Bewunderung für seine Werke, da mir heute gerade das Herz voll war.

1881.

19. September. Um halb sechs Uhr ging ich mit Brandstetter [1]) zu Robert Hamerling ins „Stiftinghaus". Wir wurden sehr freundlich aufgenommen. Ich stellte ihm Brandstetter vor, dem er über seine Bitte zusagte, ihm zu einer Büste zu sitzen. Ueber meine „Tanzweisen", die er zweimal durchgespielt hatte — wie er erzählte — äußerte er sich in hohem Grade entzückt. Er habe einen langen Brief darüber an mich geschrieben, den er jedoch wieder vernichtet habe, da er ihm noch zu wenig sagte, nachdem er mein Werk das zweite Mal durchgespielt hatte. Es seien durchaus ..... Improvisationen, von denen man sich kein Stück gestrichen denken könne. Das freute mich ungemein von diesem großen Manne.

22. September. Um neun Uhr ging ich zu einer Sitzung für meine Büste in Brandstetters Atelier. Diesmal kam auch Robert Hamerling hin, um die Arbeit zu besichtigen.

---

[1]) Der ausgezeichnete, in Graz lebende Bildhauer, Professor Hans Brandstetter, der viele hervorragende heimische Zeitgenossen mit Glück modelliert hat. Geboren 1854 in Petzendorf bei Graz.

1882.

3. November. Brief Hamerlings über sein neuerschienenes Epos „Amor und Psyche“ erhalten, mit der Bitte, gegen das Gerücht zu kämpfen, seine Dichtung sei zu den fertigen Bildern Thumanns gemacht worden. Es sei gerade umgekehrt. Ich antwortete ihm sogleich.

18. Dezember. Ich besuchte Robert Hamerling, der im Bette lag, wo er — wie er mir sagte — zum Schaffen sich am meisten inspiriert fühle („da besucht mich die Muse am liebsten“). Ich ersuchte ihn, ein Gedicht für ein von mir veranstaltetes Wohlthätigkeitskonzert zum Besten der Ueberschwemmten in Kärnten und Tirol, das am 31. Dezember stattfinden soll, zu schreiben. Er sagte mir, daß er — obwohl er alles Aehnliche abschlage — es mir zuliebe machen wolle. In acht Tagen werde er mir darüber Bescheid zukommen lassen.[1]) Zugleich teilte er mir mit, daß er an einem neuen Epos „Homunkulus“ arbeite, das den Umfang des „Ahasver in Rom“ haben werde.

1886.

5. Juli. Mein Vermählungstag. — Unter den massenhaften telegraphischen und brieflichen Glückwünschen empfing ich auch ein Gedicht von Robert Hamerling, das mir mehr Freude bereitete als alles andre:

Zum 5. Juli 1886.

Wie wünscht man Glück den Glücklichen?
Hat leeres Wort Gewicht,
Wo Lieb' und Treu' den schönsten Kranz
Um sel'ge Häupter flicht?

Wer, was er liebt, in Wahrheit liebt,
Der liebt unwandelbar;
Und wer in Wahrheit glücklich ist,
Der ist's auf immerdar.

1887.

26. April. Robert Hamerling besucht. Er sieht elend aus und klagte mir viel über ein entsetzlich quälendes Darmleiden, dessen Begleiterscheinungen er mit bitterem Lächeln als „tragi-komisches Dichterlos“ bezeichnete.

1889.

27. Juni. Ich ging ins „Stiftinghaus“, da mir Gustav Starcke[2]) tags vorher erzählte, der Dichter liege im Sterben und habe von ihm Abschied genommen,

---

[1]) Das Gedicht wurde von Hamerling rechtzeitig abgeliefert und in dem betreffenden Konzerte vom Schauspieler Gustav Starcke vorgetragen. Es betitelt sich „Drei Welten“ und erschien später in einer der letzten Gedichtesammlungen Hamerlings („Blätter im Winde“).

[2]) Schauspieler, früher am Grazer, später am Braunschweiger und Dresdener Hoftheater wirkend, jetzt Lehrer am Königlichen Konservatorium in Dresden; mit Hamerling befreundet.

ls er ihn besucht habe. Hamerling sehe grauenhaft aus, wie eine Leiche. — Hamerling ließ mich aber nicht mehr vor, weswegen er sich bei mir entschuldigen ließ. Ich sprach jedoch längere Zeit mit seiner greisen Mutter, die ganz verzweifelt ist bei dem Gedanken, daß sie ihren Sohn bald durch den Tod verlieren werde. Sie erzählte mir viel von seinem obstinaten und menschenscheuen Verhalten, von den furchtbaren Qualen, die er leide, von seiner Angst, sein vor dreißig (!) Jahren begonnenes, großes philosophisches Werk nicht mehr vollenden zu können, wozu er nur noch vierzehn Tage gebraucht haben würde,[1]) von seiner Ueberführung aufs Land, von dem Verfolgungswahne, der von ihm Besitz ergriffen, und so weiter. Die dreiundachtzigjährige liebe Frau dauerte mich von ganzem Herzen.

13. Juli. Durch einen Bekannten erfuhr ich, daß Robert Hamerling heute früh halb acht Uhr gestorben sei. Diese Nachricht erschütterte mich sehr. Wieder ein Großer dahin!! — Ich eilte zum „Stiftinghaus" hinaus, um noch einmal das edle, hehre Antlitz des großen Dichters zu sehen. Dort traf ich seine schwergebeugte Mutter, seine Jugendfreundin Frau Gstirner (seine „Minona"), seinen Rechtsfreund Dr. jur. Holzinger und den Redakteur Herrn Kleinert, der mich zum feierlich aufgebahrten Leichnam führte. Ganz abgemagert, fahl im ernstmilden Antlitz, das lange, weiße Dichterhaar zurückgestrichen, ein von seinem Vater geschnitztes dunkles Holzkreuz in den Händen haltend, so liegt der große, nun für ewig stumme Genius da. Noch einen Abschiedsgruß, und ich verließ die Stätte des Jammers. — Kleinert erzählte mir von Hamerlings wertvollem Nachlasse: vier Bände eines großen philosophischen Werkes, an dem er seit dreißig Jahren gearbeitet, ein Band Gedichte, viele Briefe, Tagebücher und andres. Hamerling starb an der Darmtuberkulose. In der letzten Zeit hatte er überschwengliche Briefe von Frauen erhalten, die ihm ihre Milch anboten!

15. Juli. Meine Frau wand einen Eichenkranz, zu dem ich mit ihr die Blätter im Walde gesammelt.[2]) Um ein Uhr ging ich mit dem Kranze in die Stadt und eilte von da zum Sterbehause ins „Stiftingthal", wo unzählige Menschen versammelt waren, um dem Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Es waren außer dem Bürgermeister von Graz, dem Statthalter von Steiermark, vielen Landtagsabgeordneten, Gemeinderäten, Universitätsprofessoren, Redakteuren, Schauspielern, Studenten, Vertretern des Schriftstellervereins „Konkordia", des Zweigvereines der „Schiller-Stiftung", einer Deputation aus Hamerlings Heimat, dem „Waldviertel" in Niederösterreich, folgende Schriftsteller und Künstler anwesend: Peter Rosegger, Karl Morre, Th. Schlegel, Wilh. Fischer, Schiffkorn, Gawalowski, v. Zwiedinek, Hans Brandstetter, Felix Weingartner, Richard Sahla, David Popper, Hofschauspieler Emil Siebert, das „Erste österreichische Damenquartett" und andre. — Als ich ins Sterbezimmer trat, um den teueren Toten

[1]) „Die Atomistik des Willens"; erschien nach Hamerlings Tode, nachdem es unmittelbar vorher vollendet worden war.

[2]) Wir wohnten auf dem Lande, eine Stunde außer Graz, zur Sommerfrische.

noch einmal zu sehen, war er bereits mit einem Schleier bedeckt und alle Lichter gelöscht, was einen schauerlichen, geisterhaften Eindruck machte, — ewige, verzweiflungsvolle Nacht! — Nach der Einsegnung, die im idyllischen Gärtchen vor sich ging, sang der deutsche Akademische Gesangverein einen Trauerchor. Dann setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Es ging zwischen grünen Wäldern und Matten dahin. Alle Vögel zwitscherten dem toten Sänger ihr Abschiedslied nach. Im St. Leonharder Friedhof wurde der Dichter bestattet. Unzählige Menschen umstanden das offene Grab, das mit Rosen ausgestreut war. Nach nochmaliger Einsegnung sprach der Führer der Waldviertler Deputation, Dr. Holland, ein großer schöner Mann mit herrlichem Organ, eine ergreifende Leichenrede, die viele zum Schluchzen brachte. Von ferne ertönte dann wunderbar weihevoll ein Trauerchor, vom Grazer Männergesangvereine vorgetragen. Nachdem noch ein Redner die nationale Bedeutung des Heimgegangenen gewürdigt, warf man Erdschollen auf den Sarg des Unsterblichen. Ich versenkte meinen Eichenkranz ins Grab. Es war eine einfache, ergreifende Leichenfeier gewesen, ohne jeden Prunk, wie er Hamerling wohl gebührt hätte. Die Stadt war diesmal ohne Trauerflaggen, ohne umflorte Gasflammen,[1]) und der Platzmusik hatte man es nicht verwehrt, im Stadtparke[2]) lustige Weisen aufzuspielen!

Dies ist alles, was mein Tagebuch von Erinnerungen an den edlen Dichter und Menschen enthält. — Im Hinblick auf die Thatsache, daß fast alles, was Hamerling gedichtet, entweder bei seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode veröffentlicht worden ist, muß es Interesse erwecken, im folgenden drei originelle, durch ihren seltsam bitteren Humor sich auszeichnende Gedichte von ihm kennen zu lernen, die ich kürzlich auffand und die ich hiermit zum ersten Male dem Druck übergebe.

I.

Ich stieg zum hohen Olymp hinauf
Und bat die Götter, das Weib,
Das so sehr mich quäle, zu züchtigen.
„Warum nicht gar?“ versetzten sie lachend;
„Ei, da hätten wir viel zu thun!
Hilf dir selbst, so werden dir helfen die Götter!“

Sagten's, und heiter klang ihr silbernes Lachen
Durch den Olymp hin. Ich stand noch eine Weile
Beschämt und verlegen und zögernd da,
Und wußte nicht recht, was ich denken sollte.
Venus schmunzelte, und der alte Vater Zeus
Nahm mich beiseit' und fragte mich
Augenzwinkernd: „Ist sie hübsch, deine Kleine?“
Das merkte die eifersüchtige Here
Und winkte dem geflügelten Hermes,

---

[1]) Wie dies bei Anastasius Grüns und Karl Rechbauers Leichenfeier der Fall gewesen.

[2]) In demselben Stadtparke, in dem die Stadt Graz dem Dichter ein Marmorstandbild (von Kundmann in Wien) zu errichten im Begriffe steht.

Mich hinauszubefördern. Der faßte mich
Am Arm und führte mich hinaus
Und klopfte mich auf die Schulter und ſagte:
„Sei kein Tropf, Freund! — Wie ſagt doch nur Sophokles?
Pflügbar iſt auch anderes Ackerland!
Und Goethe:
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der zweiten,
Wie kaum ſich die Lippe der erſten geküßt. —
Laß uns ungeſchoren ein andermal, Freund,
Mit ſterblichen Weibern! Wir haben genug zu thun,
Um fertig zu werden dahier mit den unſern."

II.

O goldne Zeit, wo du noch logſt,
Mit ſchönen Worten mit betrogſt,
Durch Thränen, Küſſe, Schwüre gleich
Gut machteſt jeden böſen Streich,
In einer Flut von Zärtlichkeit
Erſäufteſt manch gebrochnen Eid!
Wie floſſen da zu jeder Stund'
Die Worte dir beredt vom Mund,
Die Worte und die Thränen auch —
Ich war beglückt, ich armer Gauch!

Doch jetzt, ach jetzt, daß Gott erbarm,
Jetzt ſtehſt du da ſo nackt und arm,
So ſtumpf, ſo dumpf, ſo bankerott,
Verlaſſen von der Welt und Gott!
Wie lang ich ſprech' in dich hinein,
Du findeſt nicht ein Wörtelein,
Du ſchweigſt und machſt ein Trotzgeſicht,
Als wär' ich gar der ärgſte Wicht.
Blick nicht ſo ſtolz und albern drein!
Fällt dir denn nichts mehr, nichts mehr ein?
Bei Gott, das Dümmſte, was es giebt,
Iſt doch ein Weib, das — nicht mehr liebt!

III.

Betrachtend dieſen Stoß von Briefen,
Die ganz von heißer Liebe triefen,
Bewundr' ich ſolchen Schatz von Frauenhuld
Und — des Papieres himmliſche Geduld.

Was hat dies Weib mit Schwüren, dreiſt und dreiſter,
Zuſammen hier gekleckſt ſchier unerhört!
Da liegt es nun. Der Teufel hol den Meiſter
Der Schule, welcher ſchreiben ſie gelehrt!

Dem Mann der Börſe gleich, vom Glück verraten,
Blick' ich anjetzt, vor Aerger grün und krank,
Auf dieſen Hauf' wertloſer Aſſignaten
Von Amors trügeriſcher Schwindelbank.

Als kleinen Nachtrag zur obigen Hamerlingiade will ich für den freundlichen Leser noch einige wertvolle ungedruckte Verse hierhersetzen, die ich von drei andern bedeutenden Dichtern persönlich erhalten habe. Ein ganz hervorragend schönes Gedicht über das Wesen der Musik schrieb mir der im Alter von neunzig Jahren in Graz verstorbene deutsche Dichter-Nestor Karl Gottfried Ritter v. Leitner — damals fünfundsiebzig Jahre alt — in mein Jünglings-Stammbuch: Der „steierische Uhland", wie dieser vortreffliche Poet wegen seiner durch ihre lebendige Schilderung, Formvollendung und Sprachschönheit an Uhland erinnernden Balladen und Romanzen gerne genannt wurde und dessen Werke viel zu wenig im großen Publikum bekannt geworden sind, hat für sein langes Leben verhältnismäßig wenig geschrieben und noch weniger herausgegeben. Am bekanntesten wurde sein Name dadurch, daß der Liederkönig Franz Schubert neun seiner schönsten einstimmigen Lieder auf Leitnersche Gedichte komponiert hat, von denen besonders „Der Kreuzzug", „Drang in die Ferne" und „Winterabend" sich großer Beliebtheit und Verbreitung erfreuen.

Leitners achtzigster Geburtstag wurde in Graz mit einer großen Feier am 18. November 1880 begangen. Man veranstaltete im Theater eine musikalisch-deklamatorische Akademie, bei der auch ich die Ehre hatte, mitzuwirken, die Studentenschaft brachte ihm einen Fackelzug, die Universität machte ihn zum Ehrendoktor. Leitner erlebte aber auch die Feier seines neunzigsten Geburtstages in voller geistiger und körperlicher Frische, starb jedoch nach kurzer Krankheit im gleichen Jahre. Augenblicklich veranstaltet der Wiener Verlag Daberkow in seiner „Allgemeinen Nationalbibliothek" eine volkstümliche Gesamtausgabe von Leitners lyrischen, dramatischen und epischen Werken (darunter eine ausführliche Monographie über den deutschen Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich) zu äußerst billigem Preise anläßlich Leitners hundertjährigen Geburtstages, der auch durch die Einweihung eines Brandstetterschen Porträtreliefs im schönen Hofe des Grazer Landeshauses gefeiert werden soll.

Das erwähnte Gedicht lautet:

Wenn manchen Gelehrten du würdest fragen,
Was denn Musik sei, so würd' er dir sagen,
Sie sei ein Erzeugnis der Luft, die, erregt,
In tönenden Schwingungen Wellen schlägt.
Und wenn du bescheiden dann wendetest ein,
Sie müsse doch noch etwas anderes sein,
Du hättest gehört schon deutlich und klar
Im Herzen, im Kopfe, in Träumen sogar
Ein überirdisch harmonisches Klingen;
Ein feenhaftes melodisches Singen;
Ein mächtiges Brausen, ein hehres Gewittern,
Als sollte die alte Welt zersplittern;
Ein sanftes Säuseln, ein süßes Wehen,
Als solltest du schier vor Wonne vergehen;
Ein seliges Schwelgen im Ewig-Schönen
Aus Tönen —

Dann würde der Mann dir, wenn er nur ehrlich,
Gestehen, dies sei ihm ganz unerklärlich.
Dies Unerklärliche ist es eben,
Wovon dir die fiebernden Nerven beben;
Wovon dir die Stirne, die Wange glüht;
Was aus dem leuchtenden Auge dir sprüht,
Wenn dich der Drang des Schaffens belebt;
Was schon ob den Urgewässern geschwebt,
Als in das Dasein die Schöpfung gestrebt;
Dies ist der Geist,
Der waltend über der Stoffwelt kreist.
Ihm glaub, ihm vertrau in liebendem Hoffen,
Dann steht der Himmel der Kunst dir offen.

(Graz, am 16. September 1875.)

In Graz lebte auch durch viele Jahre Anton Alexander Graf v. Auersperg, genannt Anastasius Grün, der gefeierte Staatsmann und hervorragende freiheitliche Dichter (1806—1876). Auch ihn, dessen von Meister Kundmann wundervoll modelliertes Standbild sich nunmehr mit dem reinen Weiß seines Marmors vom saftigen Grün des Grazer Stadtparkes prächtig abhebt, hatte ich das Glück, persönlich zu kennen. Ich war Zeuge der großartigen Grazer Feier seines siebzigsten Geburtstages (1876), zu der auch ich einen bescheidenen Beitrag in Form zweier auf Grünsche Gedichte komponierter Lieder spendete, für deren Widmung der Dichter sich in einem äußerst liebenswürdigen Schreiben bedankte, und trug als Student eine lodernde Fackel zur Seite des Sarges, als der berühmte Mann wenige Monate danach gestorben war und zur letzten Ruhe geleitet wurde.

Die Verse, die ich aus seiner Hand besitze, sind diese:

Durch Dorn und Lorbeer welch ein Mühn und Ringen!
Welch weite Bahnen muß die Kunst durchwallen!
Ob sie am Arno siedl', ob an der Elbe,
In Farben dichte oder mal' in Tönen,
Ihr Geist bleibt einer doch, ihr Ziel dasselbe:
Rauheit zu sänft'gen, Schatten zu versöhnen,
Im holden Bann die Schönheit festzuhalten,
Ihr Sterbliches zu Ew'gem zu gestalten.

(Graz, den 21. Juli 1875.)

Zu guter Letzt noch ein Dichtersprüchlein Emanuel Geibels, das dieser mir widmete, als ich ihn in Lübeck 1882 besuchte, wo er einem Konzerte beiwohnte, in dem zwei von mir auf Geibelsche Gedichte komponierte Lieder gesungen und von mir begleitet wurden. Es lautet:

Polyhymnia wandelt verhüllt, doch unter dem Schleier
Glaubt jedweder den Reiz seiner Geliebten zu sehn.

(Lübeck, den 7. März 1882.)

Makrokosmos und Mikrokosmos.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

In der Philosophie haben die Begriffe und Wortbildungen „Makrokosmos“ und „Mikrokosmos“ eine bis in die neueste Zeit reichende Entwicklungsgeschichte. Auf diese Geschichte kann und soll hier nicht näher eingegangen werden. Dieselbe könnte den Gegenstand besonderer anziehender Darlegungen bilden.

Faust, als er beim Aufschlagen von Nostradamus' „geheimnisvollem Buche“ das „Zeichen des Makrokosmos“ erblickt, ruft, von Wonne erfaßt:

„Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.“

Vom Mikrokosmos spricht dagegen Mephistopheles in der bekannten Stelle, an der er Faust auffordert, sich doch mit einem Poeten zu associieren:

„Laßt den Herrn in Gedanken schweifen
Und alle edlen Qualitäten
Auf Euren Ehrenscheitel häufen .....
Laßt ihn auch das Geheimnis finden,
Großmut und Arglist zu verbinden,
Und Euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben!
Möchte selbst solch einen Herren kennen;
Würd' ihn Herrn Mikrokosmos nennen.“

Da wird „Mikrokosmos“ ein Spottname für einen wunderlichen, überhebungsvollen Menschen, und zwar ganz im Sinne einer andern Stelle im Faust, an welcher Mephistopheles sagt:

„Bescheidne Wahrheit sprach ich dir,
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält.“

Auch sonst wird neuerdings nicht selten, im Gegensatz zu den Erscheinungen und den Gesetzen der großen Natur, einschließlich der Gesamtheit der denkenden Wesen und ihres geschichtlichen Zusammenhanges, menschliches Gebaren als mikrokosmisch bezeichnet, wenn der einzelne dem umfassenden Ganzen die schnöde Teufelsfaust des engsten persönlichen Interesses entgegenhält oder sich überhaupt in der Beschränktheit der Eigenart und Eigensucht selbstgefällig steigert. Mikrokosmisch in diesem Sinne nennt man ein solches Auftreten von Menschenwesen auch dann noch, wenn dasselbe von einer ganzen, durch gleichartige Interessen und Einbildungen verbundenen Gruppe von Einzelwesen ausgeht, die sich durch solche engere Gemeinsamkeiten zur Auflehnung gegen reinere und tiefere

„makrokosmiſche“ Geſetze berauſchen laſſen, wie das zum Beiſpiel die Nationen, die Raſſen, die Parteien ſo vielfach zu thun belieben.

Aber die vorliegende Betrachtung wird ſich nicht nach dieſer Seite wenden. Ich will den an ſich auch nicht neuen, aber jetzt in beſtimmteren Linien als früher durchführbaren Verſuch machen, die beiden Wortgebilde zur Bezeichnung einer Gegenüberſtellung kosmiſcher Gebilde zu verwerten, zwiſchen denen der Menſch, nicht der einzelne, ſondern der Menſch als kosmiſche Erſcheinungsform, eine Stellung von ergreifender und erhebender Eigenart einnimmt.

Gegen eine ſolche Umdeutung von Worten ſind im allgemeinen ernſte Einwände geltend zu machen, um ſo ernſtere, je größer das Verbreitungsgebiet der bezüglichen Ausdrücke und je eingreifender ihre Anwendung in dem bisherigen Sinn geweſen iſt. In dieſer Hinſicht darf man aber von den beiden in Rede ſtehenden Bezeichnungen getroſt behaupten, daß man ſich eine gewiſſe Freiheit ihrer Deutung und Anwendung herausnehmen darf, ohne dadurch im allgemeinen Geiſtesleben irgend welche Beeinträchtigung und Verwirrung geltender Terminologie zu verurſachen.

Wir wollen im folgenden die Erſcheinungswelt der Himmelsräume, in ihren gewaltigen Dimenſionen und mit ihren großen Fernen in Raum und Zeit, als den Makrokosmos betrachten, dagegen als Mikrokosmos die Erſcheinungswelt derjenigen Geſtaltungen und Bewegungen, die ſich uns, umſchloſſen von dem Makrokosmos, in den kleinſten Räumen und Zeiten, das heißt in den ſchnellſten Bewegungspulſen, immer deutlicher offenbaren, alſo die Erſcheinungswelt der Atome und Moleküle einſchließlich der bis jetzt noch in ſo idealer Unbeſtimmtheit gedachten und doch mit ſo gewaltig realer Energie die ganze grobſtoffliche Welt durchdringenden Aetherwelt.

Während die Lebensſphäre des Menſchengeſchlechtes, in Raum und Zeit, ſehr, ſehr klein iſt im Vergleich zum Makrokosmos der Himmelswelt, iſt ſie ſelber ein Makrokosmos im Vergleich zu jenem Mikrokosmos der allerkleinſten Erſcheinungswelt, deren Geſtaltungen und Bewegungen den letzten und allgemeinſten Hintergrund unſrer Wahrnehmungen in der Nähe wie in der Ferne abgeben, während ſie zugleich die Träger dieſer Wahrnehmungen ſind und vielleicht auch den tiefſten Kern der Lebens- und Seelenerſcheinungen ſelber bilden.

Seit den großen Tagen von Bunſen und Kirchhoff iſt es immer deutlicher erkannt worden, daß eine ähnliche Art der Selbſtbehauptung beſtändiger Bewegungen, wie wir ſie ſeit langer Zeit ſchon in den Himmelsräumen kennen, auch in der kleinſten Erſcheinungswelt waltet.

Im Makrokosmos der Weltkörper und Weltſyſteme haben wir durch immer feinere Meſſungen, ſowie durch immer umfaſſendere und eindringendere Deutungen derſelben auf Grund mathematiſcher Denkgebilde einen ſehr hohen Beſtändigkeitsgrad von Drehungsbewegungen und von Umlaufsbewegungen gewiſſer Maſſengruppen um ihren gemeinſamen Schwerpunkt nachzuweiſen vermocht. Viele Jahrtauſende hindurch haben ſolche Bewegungen im Weltraum entweder

gar keine oder nur äußerst kleine und langsame, in sehr einfacher Gesetzmäßigkeit verlaufende Veränderungen erkennen lassen.

Für die menschliche Kulturentwicklung hat die Gleichmäßigkeit und Unwandelbarkeit dieser Bewegungserscheinungen, insbesondere des Abbildes der Drehung der Erde, nämlich der scheinbaren täglichen Drehung der mit Sternen besäten Himmelskugel, eine eminente Bedeutung gehabt.

Eine Zeitmessung von hoher Genauigkeit vermochte sich auf der Grundlage dieser letzteren, in idealster Regelmäßigkeit verlaufenden Bewegungserscheinung verhältnismäßig mühelos zu entwickeln. Und auch die Beständigkeit der mittleren Dauer der andern in sich wiederkehrenden Umlaufsbewegungen am Himmel gewährte dem Nachdenken und der mathematischen Nachgestaltung der Welterscheinung unschätzbare Anregungen durch frühzeitige Erfolge der Vorausbestimmungen.

Allerdings ist jene makrokosmische Beständigkeit und Selbstbehauptung der Gestaltungen und Bewegungen auch nichts Absolutes. Unter der erziehenden Wirkung jener himmlischen Gesetzmäßigkeit haben wir durch sorgfältige Maßbestimmungen und kritisches Denken allmählich auch in jenen Erscheinungen viele feinere Züge und Bedingtheiten kennen gelernt, welche zwar nicht die Stetigkeit, aber die einfache Beständigkeit des Verlaufes jener Bewegungen in Frage stellten, dafür aber neue Gebiete reichster Entdeckungen und Zusammenhänge eröffnen.

Immerhin bot uns jener makrokosmische Zustand in den erhabenen Grundzügen seiner Einfachheit und Stetigkeit einen unvergleichlichen Anhalt für unser gesamtes Denken und Forschen. Er ist auch die Quelle der Zuversicht, mit welcher wir die in jenem Gebiet erworbenen Grundanschauungen der Bewegungslehre auf die viel schwierigeren Probleme der uns in nächster Nähe rings umgebenden mikrokosmischen Bewegungswelt anwenden.

Die Beständigkeit und die Selbstbehauptung, die wir in dieser letzteren wahrzunehmen glauben, folgern wir hauptsächlich aus der Beharrlichkeit, mit welcher gewisse Elemente der Körperwelt bei der natürlichen Wiederkehr oder bei der künstlichen Wiederherbeiführung gewisser Bedingungen immer wieder dieselben charakteristischen Erscheinungen, zum Beispiel in dem eigenartigen Leuchten der glühenden Gase, unsern Sinnen darbieten. Und zwar tritt diese Unwandelbarkeit charakteristischer Eigentümlichkeit stets um so zweifelloser hervor, je vollständiger wir die Erscheinungen durch kunstreiche Verfeinerung unsrer Wahrnehmungen und durch entsprechende Verschärfung unsrer Maßbestimmungen in ihrer Eigenart ergründen.

Diese Unwandelbarkeit in den Elementen der Erscheinungen des Mikrokosmos hat aber einen wesentlich andern und viel reineren Charakter, als die makrokosmischen Bewegungen und Gestaltungen erkennen lassen.

Wenn in den Himmelsräumen zwei Weltkörper von ganz bestimmter Beschaffenheit nach Masse, Gestalt, Dichtigkeit und so weiter unter bestimmten Anfangsbedingungen der Bewegung, sowohl hinsichtlich der gegenseitigen Anziehung als auch hinsichtlich der Richtung und Größe der Anfangsgeschwindigkeiten, mit

welchen ſie in ihre gegenſeitige Wirkungsſphäre eintreten, Bewegungen um den gemeinſamen Schwerpunkt beſchreiben, ſo ſind ihre Bahnen nach Geſtalt, Lage, Größe und Umlaufszeit feſt beſtimmt.

Es iſt aber höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich eine beſtimmte Kombination aller dieſer Bedingungen in den Himmelsräumen auch nur ein einziges Mal wiederholt, weil alle dieſe Verhältniſſe bei dem Aufbau der Weltkörper aus dem Zuſammenwirken der verſchiedenſten Urſachen und Umſtände und ebenſo die für die Anfangsbedingungen der Bewegungen maßgebenden Einwirkungen der ganzen Umgebung kaum jemals auch nur in zwei Fällen zu identiſchen Reſultaten führen können.

Demzufolge ergiebt ſich in den Himmelsräumen eine unſägliche Vielartigkeit der Konfigurationen und des zeitlichen Verlaufes der Bewegungen. Nur gewiſſe allgemeine Charaktere der Bahnform finden ſich in relativer Häufigkeit in den verſchiedenſten Regionen des Weltraumes wieder, nämlich große Annäherungen an die einfache Bewegungsform in Ellipſen, da, wie es ſcheint, in dem Weltenbildungsprozeſſe die Fälle beſonders häufig ſind, in denen je zwei verhältnismäßig ſehr große Maſſen oder eine einzige, die andern Maſſenelemente eines Syſtems ſtark überwiegende Maſſe ſozuſagen den Kern der übrigen Bewegungen innerhalb der Syſteme von gegenſeitig ſich anziehenden Maſſenteilen bilden. Die Abweichungen von jenem Grundſchema der nahezu elliptiſchen Bewegungsformen um eine Sonne oder zweier Sonnen um den gemeinſamen Schwerpunkt ſind daher auch in ſehr vielen Fällen ſo gering, daß, in größerer Ferne oder für eine bloß näherungsweiſe Darſtellung der Erſcheinungen auch in geringerer Ferne, jene Bahnform eine gewiſſe, grundlegende Bedeutung hat. Sonſt aber beſteht in betreff der räumlichen und zeitlichen Verhältniſſe der verſchiedenen makrokosmiſchen Bewegungsſyſteme bei aller generellen Aehnlichkeit doch im einzelnen eine große Mannigfaltigkeit, die ſich natürlich auch in einer entſprechenden Vielartigkeit der für feinere Maßbeſtimmungen allmählich ſich offenbarenden Veränderungen aller dieſer Bewegungszuſtände ausſpricht. Im weſentlichen iſt es alſo nur die große räumliche Ferne in Verbindung mit der relativen Kürze der von der Menſchheit bisher wiſſenſchaftlich erfaßten Zeiträume jener makrokosmiſchen Geſtaltungs- und Bewegungsvorgänge, wodurch der ſo beruhigende und für die Zuverſicht des Menſchen ſo förderliche Eindruck der Beſtändigkeit dieſer Erſcheinungswelt hervorgebracht wird.

Ganz anders in den Bewegungsgebilden, mit welchen die mathematiſche Vorſtellungskraft unſrer Forſchung jetzt die Erſcheinungen des Mikrokosmos darzuſtellen und mit immer größerem Erfolge bereits der Vorausbeſtimmung, ſowie der techniſchen Handhabung und Verwertung zu unterwerfen beginnt. Hier exiſtiert wirklich jene typiſche Einfachheit und Selbſtbehauptung, welche in den makrokosmiſchen Erſcheinungen nur obzuwalten ſcheint, ſolange wir ſie unter den vereinfachenden Bedingungen der großen Ferne und der Langſamkeit des Verlaufes der Vorgänge im Vergleich mit den ſchnellen Pulſen des Erdenlebens betrachten.

Während die makrokosmischen Gebilde zwar auch aus einer begrenzten Zahl von Gestaltungs- und Bewegungselementen, aber in einer unendlich großen Zahl verschiedenartiger Kombinationen aufgebaut sind, deren Selbstbehauptungsbedingungen von Ort und Zeit stark abhängig sind, besteht der Aufbau der typischen Bewegungsgebilde der kleinsten Erscheinungswelt offenbar aus solchen Elementen oder Kombinationen von Elementen, deren Selbstbehauptung, viel unabhängiger von Ort und Zeit, durch innere Notwendigkeiten gesichert ist. Man kann sich dies etwa in solcher Weise vorstellen, daß diese nahezu letzten Gestaltungs- und Bewegungselemente, ähnlich wie die Elemente des idealen Aufbaues im Zahlen- und Formenreiche unsers mathematischen Vorstellungslebens, sich nach festen Gesetzen stets ineinanderfügen und bewegen müssen, sobald auch nur näherungsweise die Grundbedingungen hierfür sich erfüllen. Die Tendenz, gewisse Formen des Aufbaues und gewisse Rhythmen des Bewegens zu verwirklichen, muß in diesen mikrokosmischen Tiefen der Erscheinungswelt mit einer solchen Stärke und Dauer gegeben sein, daß sie auch entgegenstehende Wirkungen immer und immer wieder überwindet und sogar mitten in einer Art von Chaos von gegenseitigen Störungen noch gewisse einfache Zahlen- oder Formengesetze mittleren Verlaufes erfüllt und zur Erscheinung bringt.

So läßt sich die typische Eigenart eines Gases an der genauen Wiederholung der inneren Struktur seines Leuchtens in den verschiedensten Regionen des Weltraumes erkennen, und der strenge Zusammenhang zwischen diesem typischen Vorkommen einer und derselben Struktur der inneren Bewegungserscheinungen bei der Lichtstrahlung oder Lichtabsorption eines Gases und den sonstigen charakteristischen Einwirkungen desselben elementaren Gebildes auf die übrige Erscheinungswelt sowie auf unser verfeinertes Sinnes- und Vorstellungsleben läßt uns immer deutlicher die ergreifendsten Einblicke in die Gesetzmäßigkeit des Mikrokosmos thun.

Wahrscheinlich werden wir unter den einzelnen charakteristischen Elementen von Bewegungsformen und von charakteristischen Zusammensetzungen derselben im Mikrokosmos noch ganz andres finden, als was wir bisher in der großen Erscheinungswelt wahrgenommen oder auf Grund der Befruchtung dieser Wahrnehmungen durch mathematisches Bauen und Bilden in der kunstreichen Welt der Technik geschaffen haben.

Schwingungen und Wellenbewegungen, Drehungen und Umlaufsbewegungen nach Art derjenigen der Himmelskörper, gewisse Formen von Wirbelbewegungen, das sind im wesentlichen die mathematischen Typen, mit denen wir zunächst versuchen, auch die mikrokosmischen Erscheinungen gedanklich nachzubilden und danach technisch zu bemeistern, nachdem wir durch die makrokosmische Erscheinungswelt darauf hingeführt worden sind, welche eminenten Erfolge auf diesem methodischen Wege für die Menschenwelt zu erringen sind. In dem kleinen Aufsatze „Strenge Wissenschaft und freie Mitarbeit“ (Deutsche Revue, Oktober 1899) habe ich die wesentlichen Züge jenes Zusammenwirkens innerhalb der exakten Erkenntnisarbeit etwas näher geschildert, jenes unerläßlichen Zusammenwirkens zwischen schöpferischer

Denkthätigkeit und mathematiſch-rechneriſcher wie künſtleriſch-techniſcher Durchbildung und Darſtellung ihrer Idealſchöpfungen einerſeits und andrerſeits der immer höher verfeinerten und geordneten Wahrnehmung der natürlichen Vorgänge in der Außenwelt. Ich möchte hier nur in aller Kürze auf eine Verſchiedenheit der Auffaſſungen hinweiſen, welche unter den Fachmännern der exakten Naturforſchung hinſichtlich der Berechtigung und Förderlichkeit jener Mitwirkung der Einbildungskraft beſteht. Sicherlich kann das bloße Hypotheſenbilden im Anſchluß an erfolgreiche Darſtellungen gewiſſer Naturvorgänge und an typiſche Erſcheinungen, die uns die verfeinerte Wahrnehmung in der Natur ſelber vor die Augen bringt, leicht zu Phantasmen verleiten und dem unſchätzbar wertvollen und entſcheidenden Vorgang reiner, genauer und vollſtändiger Wahrnehmung und „Beſchreibung“ der Erſcheinungen mitunter durch voreiliges Beſſerwiſſen gefährlich werden. Aber es iſt eine unvollkommene und launiſche Auffaſſung des Weſens der Erkenntnistheorie, wenn man die Hypotheſen und Theorien, ohne welche es keine geordnete Darſtellung, keine Vorausbeſtimmung, keine Bemeiſterung der Erſcheinungen und auch keine genügende Kontrolle der Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit der Erfahrung und der „Beſchreibung“ des „Geſchehens in der Natur“ giebt, irgendwie über die Achſel anſieht.

Die Selbſtbehauptung gewiſſer charakteriſtiſcher Bewegungsformen, wie ſie ſeit Bunſen und Kirchhoff bei dem gasförmigen Zuſtande der Elemente immer allgemeiner und deutlicher erwieſen iſt, kann übrigens nur in dieſem Gebiete des Mikrokosmos als eine völlig neue Errungenſchaft wiſſenſchaftlicher Forſchung gelten. Uralt iſt ja ſchon die Wahrnehmung von der Beſtändigkeit der charakteriſtiſchen Formen des Aufbaus der kleinſten Teile der verſchiedenen Körper in ihren Kryſtallzuſtänden. Dieſe Beſtändigkeit hatte aber angeſichts der feſten Tektonik der Kryſtalle etwas viel Erklärlicheres als die Selbſtbehauptung der innerſten Bewegungsvorgänge gerade in den gasförmigen Zuſtänden der Erſcheinungswelt.

Es giebt aber auch noch andre längſt bekannte Typen der Selbſtbehauptung im Kosmos, nämlich in der ganzen Lebewelt. Alle die merkwürdigen Erſcheinungen der Erhaltung der Arten der Lebeweſen, der Vererbung und nun gar die pſychiſchen Vorgänge in ihrem grandioſen Erinnerungs- und Vorſtellungsleben ſind Zeugniſſe dafür, daß noch viel mannigfaltiger und mächtiger, als in den Kryſtallformen, gerade in denjenigen Tiefen der Welterſcheinung, in denen unabläſſige ſchnellſte Bewegungen und die ſtärkſten Energiequellen zu finden ſind, neben proteusartigen Verwandlungen der Energie und neben anſcheinender Vergänglichkeit der einzelnen zuſammengeſetzteren Gebilde hohe Unwandelbarkeit des Typus waltet. Und zwar erhebt ſich die Energie, mit welcher ſich dieſe Unwandelbarkeit behauptet, in den Lebeweſen offenbar zu um ſo größerer Stärke und Sicherheit, je mehr in den Gipfelpunkten ihrer Organiſation, nämlich in ihren pſychiſchen Zentralorganen, die Harmoniſierung der inneren Geſtaltungs- und Bewegungsformen mit den Geſetzen der umfaſſendſten kosmiſchen Vorgänge erreicht wird, mit andern Worten, je mehr ſich der Intellekt über das Einzelne und Vergängliche, indem er

von den veränderlicheren Energieformen unabhängiger und über den gesonderten Selbstbehauptungsdrang der elementaren Entwicklungstypen mächtiger wird.

Alles dies letztere ist schon früh in der Menschheitsgeschichte zur Entfaltung und zu dichterischem und philosophischem oder religiösem Ausdruck gediehen. Aber es ist von der höchsten Bedeutung, daß jene ahnungsvollen Empfindungen und jene Idealgedanken nun allmählich zur vollsten Harmonie auch mit den deutlicheren Formulierungen der Ergebnisse der physikalisch-mathematischen Erforschung des Mikrokosmos gelangen.

Die grundlegende Mechanik des Reiches der Gase und der Aether-Bewegungen und -Gestaltungen erlangt hierdurch eine unaussprechlich wichtige Bedeutung auch für das Verständnis und die Erhöhung der Lebenserscheinungen. Nicht diese werden hierdurch mechanisiert, sondern die Mechanik und Technik wird hierdurch emporgehoben in ein Reich höherer Zusammenhänge und umfassenderen Einklanges. Im Sinne Spinozas ist der Weltprozeß die verkörperte Methode der Mathematik; doch ist dies für die Erkenntnis der Welt sicherlich noch nicht das letzte Wort.

Erinnerungen an König Humbert I.

Von

Conte di Rouzaglie.

Die Gestalt des Königs, der durch die Hand eines elenden Mörders seinem Volke in so tragischer Weise entrissen worden, stellte sich schon bei seinen Lebzeiten in klaren Umrissen dar, so wie die Geschichte sie für die Nachwelt aufbewahren wird. Es bedarf keines Zeitabstandes, um sie ganz zu erfassen. Das, was man von Humbert I. inmitten der tiefen Bewegung sagt und schreibt, die unmittelbar auf seinen Tod folgt, das wird die Geschichte zu allen Zeiten von ihm sagen. Sie wird ihn einen der besten Könige nennen, deren Erinnerung die Menschheit bewahrt. Er war der erste Bürger, der erste Soldat und der erste Beamte des Staates, über welchen er zweiundzwanzig Jahre und sieben Monate geherrscht hat. Er hat in seinem öffentlichen sowohl wie in seinem Privatleben nie etwas andres gethan als Gutes. Weder sein Volk noch sein Gewissen konnten ihm den geringsten Vorwurf machen.

Es war eine schwere Aufgabe, Nachfolger Viktor Emanuels II. zu werden. Der Rè Galantuomo hatte das Glück, in der Heldenzeit Italiens zu leben. Er war der Feldherr, der Begründer des geeinigten Italien. Seinem Nachfolger schien lediglich eine unscheinbare Rolle zufallen zu sollen. Es gab keine

kriegerischen Lorbeeren mehr zu pflücken, keine Trophäen mehr heimzubringen und im Kapitol aufzuhängen. Aber obgleich Italien seit dem Tode Viktor Emanuels keinen andern Gebietszuwachs erfahren hat, als den unfruchtbarer afrikanischer Ebenen, die es in einen unglücklichen Krieg gestürzt haben, so kann man doch sagen, wenn auch die Regierungszeit Humberts I. keine große gewesen, so ist er doch ein großer König gewesen. Die Verhältnisse waren ihm ungünstig; keine genialen Ratgeber umgaben ihn. Aber er stand und steht auf gleicher Höhe mit seinem ruhmreichen Vater in Hinsicht auf seine persönlichen Eigenschaften. Als König, als Soldat, als Mensch verdient er die Achtung und die Bewunderung der Nachwelt.

Als piemontesischer Prinz war Humbert wenig gekannt und schlecht gekannt gewesen. Er strebte im übrigen gar nicht nach Popularität. Sein Benehmen war ernst und abweisend, fast konnte man sagen abstoßend, und er bemühte sich nicht, es liebenswürdiger zu gestalten, wenn er mit der Oeffentlichkeit in Berührung kam. Im Gegenteil. „Sie werden sehen, was ich für ein Gesicht machen werde," sagte er, als er im Begriffe war, eine Deputation zu empfangen. Als er König geworden und dadurch in engere Berührung mit der Nation gekommen war, lernte diese bald seinen Wert schätzen und ihn lieben. Der Prinz war auf den Anschein hin falsch beurteilt worden; der König wurde richtig beurteilt auf Grund von Thatsachen. Man sah ihn seine Regentenpflichten mit seltener Gewissenhaftigkeit erfüllen und mit einer bewunderungswürdigen Hingebung, an welche, sagen wir es nur, König Viktor Emanuel seine Minister nicht gewöhnt hatte, die häufig gezwungen gewesen waren, sich seine Unterschrift von den Gipfeln der Alpen herabzuholen. Niemals verließ König Humbert die Hauptstadt während der Dauer der Parlamentssession. Wenn diese sich über die Maßen hinauszog und die starke Hitze die Königin und den Kronprinzen zwang, sich vor Vertagung der Kammern nach Monza zu begeben, begleitete sie der König dahin und kehrte unverweilt auf seinen Posten zurück, wie irgend ein kleiner Beamter. Muster eines Beamten — Muster eines Soldaten, das war es, was er sein wollte. An jedem Sonntag- und Donnerstagmorgen empfing der König seine Minister, um Dekrete zu unterzeichnen und die laufenden Geschäfte zu besprechen; er hielt sie oft bis zu vorgerückter Stunde zurück, wollte von allem unterrichtet sein, in alles klaren Einblick erhalten. Die Armee, die Marine, die auswärtigen Angelegenheiten waren natürlich Gegenstände seiner besonderen Fürsorge. Er kannte in diesen Zweigen alle Persönlichkeiten, alle Stärken und alle Schwächen. Und wenn ihm gewisse Maßregeln, gewisse Ernennungen, gewisse Pensionierungen vorgeschlagen wurden, verstand er es, Einwendungen zu erheben und den Minister zu eingehender Erwägung zu zwingen. Als streng konstitutioneller Monarch jedoch, der die Ministerverantwortlichkeit respektiert, gab er schließlich nach, wenn seine Räte auf ihrer Ansicht bestanden und sie mit guten Gründen unterstützten.

Diese tadellose Korrektheit als konstitutioneller Herrscher hat zur Folge gehabt, daß man von ihm sagte, er teile den Grundsatz, daß „der König herrsche,

aber nicht regiere". Staatsmänner haben ihm wiederholt in ihren Schriften geraten, seinen persönlichen Willen stärker zu betonen. Er hat sich dadurch von seinem Wege nicht ablenken lassen. Von den beiden Gefahren: zu viel Bethätigung der königlichen Autorität oder zu wenig, wich er offenbar der ersten am sorgfältigsten aus. Gleichwohl herrschte er nicht bloß; er nahm auch teil am Regieren. Beweis dafür seine ununterbrochene Anwesenheit in Rom während der Dauer des Parlaments und sein intensives Arbeiten mit den Ministern. Während der Ferien wurden ihm die Berichte des Ministerpräsidenten nach Monza oder Valdieri nachgesandt. Er wollte von allem unterrichtet sein, wollte seine Bemerkungen machen, seinen Willen zum Ausdruck bringen können. Mit einem Wort, er herrschte, und er regierte; aber immer im Einklang mit der Majorität und mit der öffentlichen Meinung, auf die er zu horchen und denen er seine persönlichen Neigungen zu opfern verstand. Er wollte immer mit der Nation gehen und wollte haben, daß die Nation mit ihm gehe. Das sah man, wenn eine Ministerkrise eingetreten war, deutlich an der Art, wie er es sich angelegen sein ließ, sich zu unterrichten, wie er alle jene zu sich berief, die ihm Aufklärung bieten konnten, wie er sich von jenen Ministern zu trennen wußte, die ihm persönlich am sympathischesten waren, sobald er zur Einsicht kam, daß die Vertreter der Nation sie nicht mehr wollten. Alles, was man in diesem Betracht gegen König Humbert einwenden konnte, faßte sich in dem Vorwurfe zusammen, daß er zu peinlich konstitutionell war. Das ist ein schöner Vorwurf. Es ist möglich, daß der König nicht alle Rechte des Herrschers ausgeübt hat, aber er hat sicherlich alle seine Pflichten erfüllt.

*

Er war immer sehr ernst in allem, was er that. Ich habe einen und den andern der Lehrer gekannt, die die Prinzen Humbert und Amadeus, den Herzog von Aosta, unterrichtet hatten, als sie im Schlosse Moncalieri, unter der strengen Aufsicht des alten Generals Conte Rossi, erzogen wurden. Der Herzog von Aosta besaß mehr Grazie, der Prinz von Piemont mehr Ernst. Der Herzog unterhielt und zerstreute sich gern, seine Aufmerksamkeit war nicht sehr anhaltend, er nahm seine Lektionen, um sie zu nehmen; sein älterer Bruder war lernbegierig und fleißig; er nahm die Lektionen, um sich zu bilden.

Dieser Ernst in seinem Charakter war die Ursache einigen Zwiespalts zwischen dem Prinzen Humbert und dem König Viktor Emanuel, seinem Vater. Der Prinz wurde von den Geschäften ferngehalten, nicht aus vorbedachtem System, sondern weil der Gang der italienischen Regierungsmaschine das so mit sich brachte. Aber obgleich er keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte nahm, verlor er diese keinen Tag aus den Augen, und billigte häufig das nicht, was er sah. Es war ja zu allen Zeiten eine Eigenschaft der Thronfolger, zur Opposition hinzuneigen. Er machte, wenigstens bei einer Gelegenheit, Viktor Emanuel II. Vorwürfe über seine Sorglosigkeit in der Politik. Denn abgesehen von den Momenten großer Entschließungen, die der Rè Galantuomo gewöhnlich mit außer-

ordentlich sicherem Instinkt faßte,[1]) nahmen die Jagd, die Touristik, seine galanten Zerstreuungen seine Zeit beträchtlich mehr in Anspruch als die politischen Geschäfte. Bei derselben Gelegenheit wagte der, der damals nur Prinz Humbert war, es auch, seinem Vater gegenüber einen noch delikateren Punkt zu berühren. Es genügt, wenn ich sage, daß er der Furcht Ausdruck gab, das Prestige des Monarchismus könnte Schaden leiden durch gewisse Freiheiten, die der König, stark durch seine Vergangenheit und seines Volkes sicher, sich gestattete, und aus denen er kein Hehl machte. Es liegen mir die Darstellungen von Zeugen vor, die bei dieser Scene zwischen Vater und Sohn anwesend waren. Der König hörte seinen Sohn schweigend an und zeigte durch seine Haltung, daß er die Richtigkeit dessen fühlte, was Prinz Humbert ihm sagte. Einige Zeit danach begab sich ein Offizier des Königs nach Neapel, wo der Prinz sich eben aufhielt.

„Sie werden Umberto sprechen?"

„Ich werde Seiner Hoheit meine Ehrfurcht bezeugen."

„Sie wissen ja, daß er sehr aufgebracht gegen mich ist. Ich mache Sie darauf aufmerksam, damit Sie sich danach richten können."

Die Verstimmung dauerte einige Monate und endete mit einer herzlichen Versöhnung. Denn der König Viktor Emanuel liebte seinen Sohn mit einer so tiefen Liebe, als seine Natur sie zu empfinden fähig war. Diese väterliche Liebe war mit Hochachtung gemischt, denn der Prinz zeigte schon damals jene Eigenschaft der Selbstbeherrschung, die seinem Leben so viel Würde gab, das reife und gesunde Urteil, das alle seine Räte schätzen gelernt haben; denn er war der Erbe einer ruhmreichen Krone, der er sich würdig zu zeigen versprach; denn er war der Sohn einer Heiligen, der Sohn der Frau, die der König trotz aller seiner Ausschreitungen am aufrichtigsten geliebt hatte.

*

Jeder Prinz des Hauses Savoyen ist Staatsmann; aber jeder Prinz des Hauses Savoyen ist vor allem Soldat. Sein vornehmster Beruf ist das Waffenhandwerk. Prinz Humbert wurde zuerst Oberst der Nationalgarde (das war eine Konzession an den Zeitgeist) und durchlief dann die einzelnen Grade der regulären Armee, indem er verschiedene Kommandostellen bekleidete. In der militärischen Carriere, die sie gemeinschaftlich einschlugen, bestand zwischen ihm und seinem Bruder, dem Herzog von Aosta, eine Art von Wetteifer, fast eine Rivalität. Beide waren sie gleichmäßig durchdrungen von dem kriegerischen Instinkt ihrer Rasse. Als im Jahr 1866 in der Schlacht von Custozza der

[1]) Dieser Instinkt scheint, meines Wissens, nur einmal zu versagen, als Viktor Emanuel im August 1870 die Absicht hat, sich auf seiten seines Verbündeten von 1859 gegen den von 1866 zu stellen. Der ritterliche Sinn des Königs gewann bei dieser Gelegenheit über seinen politischen Sinn die Oberhand. Und bei alldem war das vielleicht nur eine Finesse; denn er wußte sehr gut, daß die Minister ihm hierin nicht Folge leisten würden; und wenn auch, so hätte wohl der zweite Schachzug den ersten paralysiert.

Prinz Amadeus das Glück hatte, verwundet zu werden, sagte er stolz, als man ihn zum Verbandplatz trug: „Um diese Wunde wird mich mein Bruder beneiden.“ Man weiß, welchen Mut und welche Kaltblütigkeit beide Brüder an diesem Tage bewiesen, wo die Truppen, die bei Villafranca um den Prinzen Humbert ein Karree bildeten, mehrere furchtbare Attacken der österreichischen Kavallerie auszuhalten hatten, und wo der Prinz, als er sich bei einem Rekognoscierungsritt mit mehreren Offizieren zu weit vorwagte, bei einem Haar von einem Trupp feindlicher Reiterei gefangen genommen worden wäre.

Dieser Wetteifer zwischen den beiden Brüdern verminderte ihre gegenseitige Zuneigung nicht, die, rührend und unwandelbar, bis zum Ende zwischen ihnen bestand. Der Tod seines Bruders war einer der am schwersten empfundenen Schicksalsschläge, die den König Humbert trafen. Und da der Herzog in seinem letzten Willen den Wunsch ausgesprochen hatte, daß nur sein königlicher Bruder und niemand sonst seine sterblichen Ueberreste berühren solle, nahm der König diese Aufgabe auf sich, und legte, getreu den Wünschen seines Bruders, dessen Leichnam mit eignen Händen in den Sarg.

*

Niemand kann seinen Freunden anhänglicher sein, als es der arme König war, der nun nicht mehr ist. Die hohen Würden seines Hofes blieben jenen Persönlichkeiten vorbehalten, mit denen ihn seit seiner Jugend Bande der Sympathie verknüpften. Mehrere von ihnen hatten, um in seiner Nähe bleiben zu können, ihren militärischen Ehrgeiz geopfert. Er wußte es ihnen Dank. Er besaß nicht nur im höchsten Grade die besondere Gabe der Fürsten: das Gedächtnis für Namen und Gesichter; er besaß auch vor allem die Dankbarkeit des Herzens. Einem Diplomaten, der sich nach Berlin begab, sagte er: „Sie werden mit meinem alten Freunde, dem General Lanza sprechen. Grüßen Sie ihn herzlich von mir. Ich habe ihn am Abend nach der Schlacht von Custozza in der Ambulanz kennen gelernt. Er war damals Hauptmann und war so schwer am Bein verwundet, daß man es ihm amputieren wollte. Aber er weigerte sich, seine Zustimmung zu geben, und wollte lieber sterben, als sich verstümmeln zu lassen und nicht mehr dienen zu können. Glücklicherweise unternahm es ein junger sardinischer Arzt, ihn ohne Amputation zu behandeln, und stellte ihn wieder her. Von diesem Tage datiert meine Achtung für ihn und unsre Freundschaft.“ Und er fügte noch manches schmeichelhafte Detail über seinen „Freund“ hinzu, der noch jetzt italienischer Botschafter beim Kaiser Wilhelm ist. Man hat dem König Viktor Emanuel II. eine gewisse Herzensunabhängigkeit gegen die Politiker vorgeworfen, die ihm Dienste geleistet hatten — gegen La Marmora zum Beispiel. Ich glaube nicht, daß König Humbert sich jemals, auch nur in einem einzigen Falle, einen solchen Vorwurf zugezogen hat.

*

Er war ein trefflicher Verwalter seines Privatvermögens, was bei einem Staatsmann eine Garantie für gute Verwaltung des öffentlichen Vermögens ist.

Aber man hat die Erfolge dieser seiner Fähigkeit beträchtlich übertrieben. So ist es die größte Albernheit, zu sagen, daß der König ein großes Vermögen aufgesammelt und bei der Bank von England verwahrt habe, und daß es sich auf die fabelhaften Summen belaufe, die man in aller Genauigkeit anzugeben wußte. Das Haus Savoyen ist der Liebe seines Volkes stets zu sicher gewesen, um derartige Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft zu treffen. Die italienische Zivilliste ist übrigens schwer belastet mit Ausgaben für die Instandhaltung zahlreicher Villen und Paläste, die die Krone von den depossedierten Herrschern geerbt hat, sie bezahlt sehr viele Ruhegehalte an alte Diener und so weiter, und da überdies der wohlthätige Sinn und die Munificenz des Königs Jahr um Jahr große Breschen in sein Einkommen rissen, so gestattete dieses keineswegs die großen Ersparnisse, von denen jene Ziffernangaben zu erzählen wissen. Dazu kommt noch eins: Viktor Emanuel II. hinterließ bei seinem Tode beträchtliche Schulden, welche die einen auf zwanzig, die andern auf dreißig Millionen Franken beziffern. Die Minister wollten der Kammer ein Gesetz vorlegen, das diese Schuldenlast auf den Staat überwälzt hätte. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieselbe Kammer, welche hundert Millionen für das Denkmal bewilligte, das sich langsam auf dem glorreichsten der sieben Hügel erhebt, einem solchen Gesetze ihre Zustimmung erteilt hätte. Aber König Humbert verweigerte die seinige und nahm in kindlicher Pietät für den Vater die ganze Last seiner Schulden auf sich, die er dann auf Grund eines geschickten Finanzplanes im Laufe einer Reihe von Jahren vollständig tilgte.

Das Gut Pollenzo, ein ausgedehnter Besitz im Piemontesischen, Privateigentum der Familie Savoyen, war der Gegenstand seiner eifrigen Fürsorge. Er besuchte es häufig, interessierte sich für die Art der Bebauung, für den Ernteertrag. Die Landwirtschaft zog ihn überhaupt an. Er hatte, wie man mir versichert (ich weiß es aus eigner Anschauung nicht), einen abgesonderten Garten im Quirinal, dessen Pflege er sich besonders angelegen sein ließ.

*

Er liebte das Land. Sehr oft ritt er des Morgens mit einigen seiner Offiziere zu seiner „Tenuta" Castelporziano hinaus und verbrachte da den Tag unter freiem Himmel auf der Jagd. Nicht weit davon befand sich ein Landgut, welches Arbeiter aus der Romagna, zu einer Genossenschaft vereinigt, bewirtschafteten. Diese unterstützte er in jeder Weise, besuchte sie häufig und ermutigte sie. Sie vergötterten ihn deshalb, und die Trauer dieser braven Leute, unter denen es im Anfang Radikale und Sozialisten gegeben hatte, ist eines der rührendsten Schauspiele in diesen traurigen Tagen. Humbert war ein Freund der Jagd: er war ein guter Schütze, und jedes Jahr begab er sich vom Thale von Aosta und von Santa Anna di Valdieri aus in die Berge, um auf Gemsen und Steinböcke zu jagen. Aber er war der Jagd nicht so leidenschaftlich ergeben wie sein Vater, und betrachtete sie mehr als eine angenehme Zerstreuung, eine gesunde Leibesübung, wie als eine Beschäftigung, der es sich lohne, viel Zeit zu widmen.

*

Er liebte besonders Monza — das Monza, wo ihn die Kugel des Mörders ereilen sollte. In der „Villa Reale" häufte er Schätze auf; der Bevölkerung erwies er Wohlthaten ohne Zahl. Er säte das Gute und erntete kaum andres als Undank.

Er war vornehm und freigebig. Der Stadt Turin gab er eine Million zur Errichtung eines Monuments für seinen Vater. Er verwendete sechs Millionen für die Herstellung eines Kunstwerks der Silberarbeit, das bestimmt war, Epoche in der Geschichte der Kunst zu machen. Er besuchte keine Ausstellung von Kunstgegenständen, ohne verständnisvolle Einkäufe zu machen. Er besaß die besten Bilder von Favretto. Er gab auf seine Kosten eine Luxusausgabe der Göttlichen Komödie mit einem alten Kommentar heraus, eine Biographie des Prinzen Eugen, eine Ikonographie der Turiner Waffensammlung und die Werke Galileo Galileis.

*

Bei alledem von großer persönlicher Einfachheit. Sehr einfach und sehr königlich dabei; sehr demokratisch und zugleich sehr würdevoll. Als im Jahre 1889 eine äthiopische Gesandtschaft nach Rom kam, an deren Spitze der Ras Makonnen, der Thronerbe des Königs Menelik, stand, wurde ihr ein feierlicher Empfang im Thronsaal des Quirinals bereitet, denn der Ras sollte, umgeben von den „Grasmatsch", „Degiasmatsch" und „Fitaurari" seines Gefolges dem Könige die Briefe seines Monarchen, sowie dessen Geschenke überreichen. Um der Zeremonie mehr Großartigkeit zu verleihen, und damit sie mehr derjenigen ähnele, mit der der Negus fremde Gesandtschaften zu begrüßen pflegte, war es geboten, daß der König die äthiopische Gesandtschaft auf dem Throne sitzend empfange. Aber es bedurfte einiger Mühe, um Humbert zu bestimmen, sich zu dieser Förmlichkeit herzugeben. Derlei theatralische Schaustellungen widerstrebten seinem Charakter, dessen Hauptzüge die Einfachheit und die Leutseligkeit waren.

*

König Humbert wurde beim Verlassen eines von Turnvereinen veranstalteten Festes ermordet.

In seiner Jugend war er selbst in allen Leibesübungen sehr gewandt gewesen. Auch in späteren Jahren, als er schon eine gewisse Korpulenz erreicht hatte, behielt er noch immer eine ganz jugendliche Beweglichkeit und Elasticität der Glieder bei. Von Kindheit auf hatte er gerade für das Turnen eine besondere Vorliebe gezeigt. Als er am 25. Juni 1882 an die Schützen der Farnesina die Preise verteilte, sagte er zum Maëstro Michelotto, Direktor der Palestra ginnastica, daß ihm einmal hauptsächlich die Uebungen mit der Keule, dem Stab, sowie am Reck Vergnügen gemacht hätten. Er war auch ein vorzüglicher Reiter und saß ungemein elegant zu Pferde. Gelegentlich seines Besuches bei Kaiser Franz Joseph in Wien geschah es, daß das Pferd, welches er eben besteigen wollte, um sich zur Revue zu begeben, vor dem im Winde flatternden

weißen Federbusch seines Helmes scheute und sich heftig bäumte. Unter andern Umständen hätte sich der König mit einem gewandten Sprunge in den Sattel geschwungen. Hier, in Gegenwart zahlreicher Zuschauer, zog er es vor, sich einer List zu bedienen. Er nahm den Helm ab und setzte ihn nicht eher wieder auf, als bis er im Sattel war. Am Hofe wurde damals die hübsche Bemerkung gemacht, daß der König bei diesem Vorfall ganz im Geiste des Hauses Savoyen gehandelt habe, dessen Politik, die ihm übrigens durch die geographische Lage seines Staates vorgeschrieben ist, stets darin bestanden hat, abwechselnd Geschicklichkeit und Kraft anzuwenden.

Er war ein großer Liebhaber von Pferden und besaß deren sehr schöne in beträchtlicher Anzahl, abgesehen von den Gestüten von San Rossore bei Pisa, wo eine edle Zucht Mecklenburger und englischen Halbbluts die königlichen Equipagen mit etwas schweren, aber schöngeformten und majestätisch trabenden Pferden versorgt. Seine Stallungen setzten ihn in die Lage, vermögenslosen Offizieren in zartfühlender Weise zu Hilfe zu kommen, oder irgend einen guten Dienst, eine schöne That zu belohnen. Wenn er hörte, daß ein Offizier ein kostbares, schwer zu ersetzendes Tier verloren hatte, so machte er ihm eines seiner Pferde zum Geschenke.

*

Es gab eine Zeit, wo König Humbert durchaus skeptisch dachte. Er hatte jemand, dem nachzugeraten. Ein indiskreter Offizier entdeckte während des Feldzuges 1859, daß auf der Klinge des Säbels, den Viktor Emanuel II. trug, eingraviert war: „Vive la République!“ Der Säbel hatte einst Masséna gehört. In seiner Jugend war Humbert also skeptisch. Er zweifelte nicht an allem, aber er glaubte nur gutem Zeugnis. Er soll von sich gesagt haben: „Mi son dato a fare il filosofo.“ Seine Philosophie war die Montaignes. Er war durch frühreife Menschenkenntnis auf sie hingelenkt worden. Seine Kindheit war in düsterer und trauriger Umgebung vergangen: seine Mutter, die Königin Marie Adelaide, siechte in langem Leiden dahin, und das unglückliche Jahr 1855 brachte Schlag auf Schlag Trauer über die Familie: den Tod des Herzogs von Genua, der Königinmutter und der Königin selbst. Darauf folgten die Jahre der Erziehung in einer Umgebung von Höflingen und Lakaien, an einem Hofe, welchem, da seine Schwestern noch zu jung waren, die Seele, der Duft, das Vornehmste fehlte: der Einfluß einer Frau, die dieses Namens würdig ist. Er lernte da zu sehen, zu betrachten, zu beobachten, nachzudenken. Das in einem Alter, in welchem andre nur ihrem Vergnügen leben. Dies ist vielleicht einer der Gründe, warum er so frühzeitig ernst wurde. Wo seine fromme Schwester, die Prinzessin Clotilde, sich im Glauben, ihrer Zuflucht, stärkte, lernte er den Zweifel, der lange Zeit seine Handlungen bestimmte. Sie sah das Leben als große Leere vor sich und kehrte sich in einer mystischen Aufwallung abstrakten, manchmal wohlthuenden Betrachtungen zu. Er, zu der schweren Verantwortlichkeit und den harten Prüfungen des Throns berufen, befaßte sich damit, jene genau ins Auge zu fassen, die ihm eines Tages gehorchen sollten, und beurteilte

vielleicht die Welt nach der heuchlerischen Dienstbeflissenheit und falschen Unterwürfigkeit einer Umgebung, die nicht wußte, daß sie so aufmerksam beobachtet wurde. Später in einen erweiterten Gesichtskreis getreten, sah er, daß es dennoch ehrliche Menschen auf der Welt giebt, aufrichtige Männer, die laut denken und offen sprechen, die mit einem Wort weder Höflinge noch Lakaien sind. Und sein Charakter veränderte sich in bemerkbarer Weise. Man kann von ihm sagen, daß er stets von Natur gut gewesen, daß das, was eine mangelhafte Seelenerziehung in seiner Jugend in ihm verdorben hatte, sich immer mehr milderte und endlich ganz verschwand, daß er mit jedem Tage ein besserer Mensch wurde.

*

In die Regierungszeit Humberts I. fallen zwei der wichtigsten Vorgänge in der Geschichte Italiens. In der inneren Politik die Ausdehnung des Wahlrechtes; in der auswärtigen Politik die Anlehnung an die europäischen Zentralmächte.

Die Ausdehnung des Parlaments- und Gemeindewahlrechts schien sich als eine Notwendigkeit aufzudrängen. Die Volksparteien verlangten sie, die Linke, die seit 1876 an der Macht war, hatte sich ihr immer geneigt erklärt. Die Konservativen setzten ihr nur schwachen Widerstand entgegen. Das erweiterte politische Wahlrecht wurde im Jahre 1882 zum erstenmal geübt; die Erweiterung des Gemeindewahlrechts folgte einige Jahre später.

Das Bündnis Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die Tripelallianz, hat lebhafte und leidenschaftliche Diskussionen hervorgerufen. Man kennt ihren Ursprung: er reicht bis auf die von Frankreich nach Vorgängen von mehr als zweifelhafter Loyalität bewerkstelligte Besitzergreifung Tunis' zurück. In Wirklichkeit kann man aber darin einen Triumph der Politik Bismarcks erblicken: denn indem der Fürst-Reichskanzler auf dem Berliner Kongreß den französischen Bevollmächtigten zu verstehen gab, daß er sich einer solchen Besitzergreifung nicht widersetzen würde, wußte er, daß er ein zweifaches Ergebnis erzielen würde: den Vergeltungsgelüsten der Franzosen einen neuen und ungefährlichen Ausweg eröffnet und den Apfel der Zwietracht zwischen Frankreich und Italien geworfen zu haben. In der tunesischen Frage von Frankreich getäuscht, von England verlassen, waren die italienischen Staatsmänner gezwungen, sich den Zentralmächten zuzuwenden. Das thaten sie denn auch.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die Tripelallianz für Italien vorteilhaft, nutzlos oder schädlich gewesen ist. Ich begnüge mich, festzustellen, daß sie so ziemlich unvermeidlich war; daß sie von Anfang an, was auch in Frankreich darüber gesagt werden möge, keinerlei offensiven Zweck verfolgte, wie die Thatsachen ja zum Ueberfluß bewiesen haben; daß die italienischen Politiker, die sie angegriffen haben, diese Allianz, wären sie damals an der Macht gewesen, selber hätten eingehen müssen; und daß man nicht sagen kann, daß sie die Ursache der ökonomischen und finanziellen Schwierigkeiten sei, die Italien durchzumachen hatte, weil die Rüstungen, die die Isolierung erfordert hätte,

ſicherlich nicht geringer geweſen wären als jene, die die Allianz dem Reiche auferlegte. Und um wieder auf den armen König zurückzukommen, ſetzen wir hinzu, daß er, wie man übrigens in Deutſchland weiß, der treueſte und ehrlichſte Verbündete war.

*

Dieſe von den Räten der Krone befürwortete Allianz mußte wohl eine um ſo freudigere Zuſtimmung von ſeiten des Königs finden, als ihn die Bande einer aufrichtigen Freundſchaft ſeit vielen Jahren mit dem Erben der preußiſchen Königs- und der deutſchen Kaiſerkrone, dem nachmaligen Kaiſer der hundert Tage, dem ritterlichen Prinzen Friedrich, verbanden. Er hatte ihn in guten und böſen Tagen an ſeiner Seite geſehen; ſo bei ſeiner Vermählung mit ſeiner liebreizenden Couſine Margarete von Savoyen; ſo anläßlich des Todes Viktor Emanuels. Eine gegenſeitige Sympathie hatte ſie zu einander hingezogen, gegenſeitige Achtung hatte ihre Freundſchaft befeſtigt. Als bei der erſterwähnten Gelegenheit der Sporn eines Offiziers ein Stückchen von der Schleppe der Prinzeſſin abtrennte, ließ ſich Prinz Friedrich auf ein Knie nieder, ſchnitt den Streifen ab und befeſtigte ihn in einem Knopfloch ſeiner Uniform. Dies geſchah mit ſolchem Takt, ſolcher Ritterlichkeit und Eleganz, daß alle, die es mit anſahen, die Erinnerung daran bewahrt haben. Und als bei der zweiten, traurigen Gelegenheit das junge Königspaar, von der römiſchen Bevölkerung acclamiert, auf dem Balkon des Quirinals erſchien, hob Prinz Friedrich den Prinzen von Neapel (damals kaum neun Jahre alt) in ſeinen Armen empor und zeigte ihn der Menge. Der künftige König von Italien, getragen von dem künftigen Kaiſer von Deutſchland (niemand konnte damals ahnen, daß ſeine Regentſchaft nur ſo kurze Zeit dauern ſollte), das war ein ſchönes und rührendes Schauſpiel. Manche wollten darin eine beabſichtigte ſymboliſche That mit politiſcher Bedeutung ſehen; andre beurteilten ſie mit mehr Recht lediglich als den rein menſchlichen, unvorbedachten Herzenszug eines trefflichen Familienvaters gegen das Kind ſeines beſten Freundes.

*

Humbert I. beſaß jede Art von Mut, den bürgerlichen Mut ſowohl als den militäriſchen. Man könnte ſagen, jede Art von Heroismus. Dieſelbe kaltblütige und furchtloſe Entſchloſſenheit, die er mit zweiundzwanzig Jahren auf dem Schlachtfelde von Cuſtozza im Karree von Villafranca bewieſen hatte, zeigte er auch in Caſamicciola auf den noch rauchenden Trümmern der zerſtörten Stadt, auf dem noch immer ſchwankenden Boden der vulkaniſchen Inſel; noch mehr aber in den Spitälern, in den armen Vierteln von Neapel, in den Hütten von Busca, als die Cholera dort die Bevölkerung hinwegraffte. Die Cholera wütete immer heftiger in Neapel, die Sterblichkeit erreichte die höchſten Ziffern: mehrere Tauſend Tote täglich. Um dieſe Zeit war der König eingeladen worden, einer Feſtlichkeit in Venedig beizuwohnen. Er erwiderte: „In Venedig werden Feſte gefeiert, in Neapel herrſcht der Tod. Ich gehe nach Neapel.“

Und er ging hin. Aber mit welchen Vorsichtsmaßregeln man auch den König umgeben mochte, diese Reise mitten in eine verpestete Umgebung konnte sehr ernste Folgen haben. Es mußte alles vorgesehen werden, selbst das größte Unglück und, in Anbetracht des Alters des Kronprinzen, die Möglichkeit einer Regentschaft. In solchem Falle wäre der Herzog von Aosta zur Regentschaft berufen gewesen, der sich eben in Turin aufhielt. Aber kaum hatte der Herzog von der Reise seines königlichen Bruders Kenntnis erhalten, als er, bloß seiner Bruderliebe und seinem Mut Gehör schenkend, sich sofort ebenfalls auf den Weg machte und sich dem König anschloß. Dieses Beispiel, und viele andre, welche der Raum mir nicht gestattet hier anzuführen, zeigt, aus welchem Holze die Prinzen von Savoyen sind.

Die Umgebung des Königs wurde einmal während dieses seines Aufenthalts in der verseuchten Stadt in großen Schrecken versetzt. Der König fühlte sich plötzlich unwohl, und es traten verdächtige Symptome bei ihm auf. Sofort verbreitete sich das Schreckenswort im Schlosse: „Der König hat die Cholera.“ Es war glücklicherweise nicht so. Eine schlechte Zigarre hatte Folgen hervorgerufen, die alsbald wieder verschwanden, ohne daß der König natürlicherweise irgend eine Aengstlichkeit um seine Person gezeigt hätte.

*

Er war Fatalist in seiner Art. Das Attentat Passanantes, dessen Zielpunkt er in Neapel gewesen war, als er im ersten Jahre seiner Regierung mit der Königin eine Triumphreise durch Italien unternahm, hatte ihm schon dargethan, daß sich unter der liebendsten und treuesten Bevölkerung ein elender, überspannter Mensch finden kann, der nach dem Leben eines von den besten Absichten beseelten Herrschers trachtet. Damals sagte die arme Königin Margarete in ihrer schmerzlichen Empörung über eine so ungerechtfertigte That: „Man hat den König ermorden wollen — die Poesie des Hauses Savoyen ist tot.“ In der That, welches regierende Haus war und ist populärer und mehr im Einklang der Gefühle und Gedanken mit seinem Volke? Wie hätte man sich da vorstellen sollen, daß sich in diesem Volke auch nur ein Mensch finden würde, der fähig wäre, die Hand gegen seinen Herrn zu erheben? — Die Warnung übte keine Wirkung aus. Der König gebrauchte nachher nicht mehr Vorsicht wie vorher, und so oft er inne wurde, daß seine Minister versuchten, für ihn vorsichtig zu sein, trachtete er, ihre Maßregeln zu durchkreuzen und sich ihnen zu entziehen. Jeden Tag sah man ihn in Rom in Zivilkleidern, entweder im offenen Wagen mit unscheinbar livrierten Dienern oder im Phaethon, das er selbst lenkte, den diensthuenden Adjutanten an der Seite; durch die belebtesten und volkreichsten Straßen fahren, sorgsam jeden Gruß erwidernd (was ihn zwang, den Hut oft minutenlang in der Hand zu halten), ob er von einer Herzogin oder einem Mann aus dem Volke kam. — In seiner Umgebung bemühte man sich, im voraus zu ersehen, welchen Weg die königliche Equipage nehmen würde, aber in den meisten Fällen ohne Erfolg. Niemand wagte es, den König selbst

zu fragen, von dem man wußte, daß er eine solche Ueberwachung nicht liebte. Man mußte seine Absichten erraten, um einige Carabinieri und einige Garden auf seinem Wege aufzustellen, und auch das nur in geringer Zahl, denn wenn er ein außergewöhnliches Aufgebot bemerkte, nahm er einen andern Weg. Ein Polizeiagent folgte ihm in einer „botte“ (kleiner römischer Mietwagen), aber in einiger Entfernung, damit ihn der König nicht sehe; und oft wurde die Entfernung eine große, denn die Pferde des Königs hatten einen andern Gang als das der „botte“, und Fußgänger und Wagen hemmten oft die letztere in ihrer Fahrt, während die königliche Kalesche oder das Phaethon sich immer weiter entfernte.

Das Attentat Acciaritos vor zwei Jahren, als der König zu den Rennen fuhr, gab eine neue Warnung, die aber nicht mehr beachtet wurde als die erste. Wenn dieser zweite Wahnsinnige die Landstraße zum Schauplatz seiner traurigen That wählte, so war es, weil er hoffte, sich querfeldein flüchten zu können, was ihm in den stets belebten Straßen Roms nicht möglich gewesen wäre. Ebenso hat Bresci, nach dem Vorbild Caserios, die Nachtzeit gewählt, um sein abscheuliches Verbrechen auszuführen, in der Hoffnung, daß die Verwirrung, die Dunkelheit der Umgebung, wohin das Licht der elektrischen Lampen nicht drang, die Hilfe eines Genossen, eine rasche Verkleidung (man hat eine Arbeiterbluse gefunden, deren Vorhandensein sich nicht anders erklären läßt) es ihm ermöglichen würden, sich der gerechten Wut des Volkes und den Händen der Polizei zu entziehen. Denn trotz aller ihrer Großsprecherei hängen diese anarchistischen Gesellen am Leben — was vielleicht das einzige menschliche Gefühl ist, das ihnen bleibt — und Luccheni wußte, als er die Kaiserin Elisabeth ermordete, sehr gut, daß in Genf die Todesstrafe nicht an ihm vollzogen werden konnte. Dadurch wird die Welt zu der Frage gedrängt, ob in den Ländern, wo, wie in Italien, ein doktrinärer Sentimentalismus die Aufhebung der Todesstrafe herbeigeführt hat, diese für so scheußliche Verbrechen, über deren Urheber kein Zweifel möglich ist, nicht wiederhergestellt werden sollte; oder aber, ob es sich, mangels einer gesetzlichen Todesstrafe, nicht empfehlen würde, um des Exempels willen das Volk jene elenden Mörder zerreißen zu lassen, anstatt sie seiner gerechten Rache zu entziehen — eine Ansicht, die ich von Männern habe aussprechen hören, die sonst keine Freunde des Richters Lynch und seiner Justiz sind.

Das Verbrechen Brescis läßt abermals den unerschütterlichen Mut des armen Königs erkennen, der den düsteren Vorhersagungen seiner Umgebung, selbst auch der Königin, kein Gehör schenken wollte; der sich in finsterer Nacht im offenen Wagen in eine dichte und aus gemischten Elementen bestehende Menge begab, und das eine Stunde von der Grenze der Schweiz entfernt, die ein Zufluchtsort der Bösewichte ist, im Herzen einer von den schlimmsten politischen Leidenschaften und antisozialen Theorien durchseuchten Provinz, deren Hauptstadt — unglaublich aber wahr! — erst acht Tage vorher die beispiellose Ungezogenheit begangen hatte, sich zu stellen, als wüßte sie nichts von seiner Durchfahrt. Er konnte nicht glauben, daß inmitten einer Bevölkerung, die er mehr als jede

andre mit Wohlthaten überhäuft hatte, in diesem Monza, wohin er seit mehr als dreißig Jahren alljährlich auf mehrere Monate kam, um sich zu erholen, sich ein Mörder finden sollte, der ihn überfiel. Er hielt übrigens an dem Glauben fest, daß, wenn eines Menschen Stunde geschlagen habe, nichts ihn vom Untergang abhalten könne; und daß, solange diese Stunde nicht gekommen sei, keine Unvorsichtigkeit sie beschleunigen könne.

Aber die Vorsicht, die der König außer acht ließ, die hätten die Behörden statt seiner üben sollen, und wenn es nötig war, trotz seiner. Eine genaue Untersuchung über das Verbrechen von Monza sollte die Verantwortlichkeit eines jeden klarstellen und über die Maßregeln belehren, die man in Zukunft treffen muß, um die Herrscher, die Prinzen und alle diejenigen Persönlichkeiten zu schützen, welche ihr hoher Rang, der sie auf einen weithin sichtbaren Platz stellt, auch zum Zielpunkt des blinden und sinnlosen Hasses der Anarchisten macht.

*

König Humbert sagte zuweilen: „Wer weiß, ob ich mich nicht mit den Sozialisten verstehen könnte.“ Sicherlich hätte er die, die es ehrlich meinen, leicht zur Achtung und Liebe für seine Person bekehren können, solchen Zauber besaß die männliche Offenheit seines Wesens und seiner Sprache. Und er hat auch solche Bekehrungen mehr als einmal durchgeführt. Was die sozialistischen Lehren betrifft, so ist es unleugbar, daß diejenigen ihrer Anhänger, die wirkliche und ernsthafte Reformen anstreben, schwer einen besseren Mitarbeiter hätten finden können als diesen gekrönten Ehrenmann. Aber die Mehrzahl der italienischen Sozialisten sind nur ganz gewöhnliche Streber, die, wenn sie sich gegen die Monarchie verschwören, nur beweisen, wie wenig sie begreifen, daß die monarchische Staatsform durch ihre Stabilität sich viel besser als jede andre zur Durchführung ernster und dauernder Reformen eignet, während diese Reformen gehemmt und auf lange Zeit hinaus unmöglich gemacht würden durch die politischen Kämpfe, die ihr Erfolg im Lande entfesseln würde, wenn sie zum Unheil Italiens eines Tages ihr Ziel erreichen sollten.

*

Aber dieser Tag wird nicht kommen. Ein Republikaner von gutem Gehalt, Bovio, hat den Ausspruch gethan, daß der elende Mörder dem König Humbert zwanzig Jahre seines Lebens genommen und der Dynastie Savoyen zweihundert Jahre festen Bestandes gegeben hat. Nichts ist wahrer als dies. Das edle Blut, das aus den drei tödlichen Wunden des Königs geflossen ist, hat abermals und für ewige Zeiten die Vereinigung des Hauses Savoyen und des italienischen Volkes festgekittet. Dieses wird auf immer in Dankbarkeit und Liebe des Königs gedenken, dessen edle Witwe in einem Gebet, das als ein unvergängliches Denkmal menschlichen Schmerzes dauern wird, mit so viel Wahrheit sagt: „Er hat das Gute gethan; er trug keinen Haß gegen irgend jemand; er hat denen verziehen, die ihm Uebles thaten; er war mildherzig gegen alle; er hat nichts ge-

wollt als Gerechtigkeit; er hat sein Volk geliebt; er hat sein Leben seiner Pflicht und dem Wohle des Vaterlandes geopfert; bis zu seinem letzten Atemzuge war er ein guter Mensch und hat sich bemüht, seine Aufgabe zu erfüllen." — Die Geschichte wird unschlüssig sein, welchen von zwei Namen sie Humbert I. geben soll: Der gute und ehrliche König, oder der Märtyrerkönig. Vielleicht wird sie ihm aber beide verleihen.

Die Lokalgröße.

Von

Ludwig Barnay.

Mein kleiner Aufsatz über „Bühnenvirtuosen", den ich vor einiger Zeit in diesen Blättern veröffentlichte, hat zwei Ergänzungen — ich kann nicht sagen Entgegnungen — zu Tage gefördert, deren jede voll und ganz berechtigt war und vor allen Dingen den Vorzug hatte, den Stempel der ehrlichen Ueberzeugung an der Stirne zu tragen; der Direktor des Hoftheaters in Karlsruhe, Herr Oswald Hancke, nahm Veranlassung, die „Gäste" vom Standpunkte des Regisseurs zu betrachten,[1]) während der Schauspieler Herr Borrée in Straßburg den Standpunkt der Mitwirkenden zum Gegenstande seiner Beobachtungen machte.

Beide Artikel enthalten viel Wahres und Lehrreiches, und ich darf mich freuen, den Gegenstand zur Sprache gebracht und dadurch ins Licht der öffentlichen Betrachtung gerückt zu haben. Von seiten der ästhetisierenden Preßstimmen aber — von denen ich eigentlich in erster Linie eine Verteidigung ihres alten Verdiktes der Bühnenvirtuosen erwarten durfte — hat bisher zu meinem Erstaunen keine ihre Stimme laut werden lassen.

Am Schlusse meines Aufsatzes hatte ich versprochen, den Schauspieler, der noch „niemals keine Reise that", in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen, und so will ich versuchen, dieses Versprechen heute einzulösen.

Der Theaterjargon — ein Thema, welches ein besonderes Kapitel verdienen würde — benennt den Schauspieler, der stets vor demselben Auditorium auftritt und nur bei diesem Erfolge erringt, mit dem Spitznamen „die Lokalgröße".

Die Lokalgröße nun ist zumeist ein Schauspieler, welcher vor vielen, vielen Jahren an die betreffende Bühne kam; Jugend, hübsches Aeußere, sprechendes Auge, schlanke, biegsame Figur, klangvolles Sprechorgan und dazu ein vielversprechendes Talent brachte er damals als höchst wertvolle Requisiten mit,

[1]) Märzheft 1900.

und freudig begrüßten Theaterleitung, Publikum und Presse den jungen Künstler, dessen Zukunft „zu den schönsten Hoffnungen berechtigte".

Es ist wahr — er ist noch linkisch, ungeschickt, oberflächlich und — nicht einmal sehr fleißig, aber er wird seine Fehler „unter unsrer sorgsamen Regie" schon ablegen — und der Fleiß? Du lieber Gott! man weiß ja, wie das bei so jungem Blute geht, und dann die Provinz!! (Jede Bühne nennt nämlich das kleinere Theater „Provinz".) Da hat ihm ja jede Anregung, jedes Beispiel gefehlt! Bei uns ist das doch etwas ganz andres! Geben Sie mal acht, wie sich dieses Talent „unter den Augen unsers kunstliebenden Publikums" entfalten wird! In kurzer Zeit wird er an die Burg oder nach Berlin berufen werden, und wenn er dermaleinst ein bewunderter Künstler ist, dann werden wir mit Stolz sagen können „er war unser".

Mittlerweile vergoldet die Jugend alle Fehler und Mängel des talentvollen Novizen, der sich von aller Welt umschmeichelt sieht — besonders von den Frauen und Mädchen.

Die offenkundige Gunst des Publikums veranlaßt die Direktion des Theaters, ihn zu „stellen", das heißt ihm möglichst viele und nur die dankbarsten Rollen zuzuteilen, der Regisseur wagt es bald nicht mehr, dem „Liebling des Publikums" ernstlich gegenüber zu treten, die Kritik hat gut reden, man glaubt ihr nicht, man hält sie für nergleriſch und ungerecht, und so tummelt sich das junge Füllen ohne Zaum und Peitsche lustig auf dem freien Felde, unter seinen Füßen den sicheren Boden der „dankbaren" Rollen, über seinem lockenumwallten Haupte die wärmende Sonne der allgemeinen Gunst.

Die zukünftige Größe des jungen Künstlers wird escomptiert, indem man sein Auftreten jedesmal mit lebhaftem Beifalle begleitet, der sich zu stürmischen Kundgebungen steigert, sobald einzelne allzu kritische Gemüter dagegen zu opponieren versuchen wollen; die jungen Mädchen sehen ihm bewundernd und verliebt nach, wenn er durch die Straßen schreitet, man schreibt ihm — meist anonym — begeisterte oder verliebte Briefe, man kauft seine Photographien in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, die Krawatten, die Blusen, die Hüte werden nach ihm benannt, bei Gastmählern figuriert der junge, interessante Mann als „künstlerischer Tafelaufsatz", und man bestreut seinen Bühnenweg mit Blumen und Lorbeeren in den abenteuerlichsten Formen und Größen. — „Blumen, nichts als Blumen," sagt er eines Tages zu seinem Direktor, und dieser beeilt sich, das Einkommen seines „Kassenmagneten" um ein Bedeutendes zu erhöhen, um den „Liebling des Publikums" in guter Laune zu erhalten.

Und was thut dagegen der junge Künstler? Er schaukelt sich angenehm und wohlig auf den Wellen der allgemeinen Gunst, lernt seine Rollen soso — lala, legt einzig Wert auf die Erstaufführung, weil darüber „geschrieben" wird, und auf die Aktschlüsse, welche dem Beifalle das Stichwort bringen, und sein schönes und kräftiges Sprechorgan besorgt ihm an jedem Abende neue lärmende Erfolge.

Das Publikum und auch die Kritik der betreffenden Stadt hat sich aber

mit der Zeit so an seine Fehler gewöhnt, daß es sie gar nicht mehr bemerkt, und so sehr in seine Vorzüge verliebt, daß es nur noch diese sieht, ja das Publikum gewöhnt sich endlich an seine eignen Beifallsspenden, indem es schon gewohnheitsgemäß applaudiert, wenn „unser X" eine Scene gespielt hat. Consuetudo quasi altera natura, sagt Cicero. Auf diese Weise wird dem „Liebling des Publikums" von allen Faktoren eine dominierende, unangreifbare Stellung bereitet, welche sich am sprechendsten charakterisiert durch die Worte, die sich die Schauspieler achselzuckend in den Kulissen zuflüstern: „Der kann eben machen, was er will."

Aelter und älter wird der Liebling, aber er bleibt für die betreffende Bühne das „vielversprechende Talent", und ich habe es erlebt, daß man mir Darsteller von vierzig und fünfzig Jahren als solche „vielversprechende Talente" gerühmt hatte. Hole sie der Henker, wenn sie ihre „vielen Versprechen" nicht endlich auch einmal zur Erfüllung bringen!

Eine solche „Lokalgröße" wird sich wohl hüten, ein Gastspieler, ein „Virtuose" zu werden; er ist meist klug genug, die Stärke seiner Wurzeln und die Schwäche seiner Kraft zu erkennen; warum sollte er den festen Besitz an Gunst und Erfolg an der heimischen Bühne aufs Spiel setzen für doch sehr fragliche Lorbeeren auf fremdem Boden? Ihm gelten die Worte Wallensteins als Evangelium:

Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Und so wird, wie Graf Taaffe sagt, „fortgewurstelt"; seine Fehler und Mängel hat er beibehalten, während seine äußeren Vorzüge sich mit den vorschreitenden Jahren mindern; sein Publikum aber sieht fort und fort nur mehr die ersteren und verliert aus Gewohnheit den Blick für die letzteren.

Wenn nun ein solcher Schauspieler nicht fortwährend vor demselben Publikum wirkte, wenn er Gelegenheit fände, in verschiedenen Städten vor wechselndem Publikum aufzutreten, einem ihm fremden Kritiker seine Kunstleistungen vorzuführen, dann erführe er sehr bald, was er noch zu lernen hat und was er schleunig zu vergessen suchen muß.

Im Bewußtsein der Unerschütterlichkeit des heimischen Ruhmes und des Beifalls, der seine Leistungen fortwährend begleitet, hat er wohl einmal vor Jahren die Flügel zu einem höheren Fluge versuchen wollen; an einer Hofbühne, in einer großen Stadt wurde ein Darsteller seines Faches verlangt, und er hatte sich dort versucht — aber merkwürdigerweise blieb der Erfolg aus; man fand ihn schwach, äußerlich, salopp, provinziell, manieriert und hatte ihn folglich nicht engagiert. — Warum? Ja! Die bösen Intriguen! — und die feindliche Presse! Er hatte ihr nicht genug hofiert! Und eine offenbar bezahlte oder voreingenommene Clique hatte ihn unmöglich gemacht, und da er doch ohne seine geliebte Stadt Z. nicht leben könne, so habe er ein Engagement an der „Hofbude" abgelehnt und sei freudig dorthin zurückgekehrt, wo man „ihn versteht!" Von seinem Stammpublikum mit Jubel begrüßt, plantscht er wieder vergnügt in

dem gewohnten Fahrwasser, und die sogenannten Habitués des Theaters sagen: Gott sei Dank! daß er sich doch noch besonnen hat und bei uns geblieben ist, warum sollte er auch anderwärts sich erst herumquälen? So gut wie bei uns findet er es doch nirgends mehr!

Die Wahrheit ist aber viel einfacher: Der betreffende Künstler hat eben einigemal Versuche gemacht, in andern Städten den gleichen Beifall zu erringen wie zu Hause, es ist ihm aber nicht gelungen — er ist einfach an diesen Bühnen durchgefallen, und deswegen kehrt er gerne an jene Stätte zurück, wo man alles an ihm gut und vortrefflich findet, wo man an seine sonst unerträgliche Manier gewöhnt ist.

So wird er älter und älter. Nach einer langen Reihe von Jahren „geht er in das ältere Fach über", das heißt so viel, daß er von den jugendlichen Liebhaberrollen die allerjugendlichsten nach und nach abgeben muß, um ein und die andre dankbare Rolle aus dem Fache der Väterrollen zu übernehmen. Niemand untersucht, ob er für diese neue künstlerische Sphäre irgend eine Befähigung mitbringt. Für die jugendlichen Rollen ist er eben nachgerade zu alt und zu behäbig geworden, und irgendwie muß man ihn doch nach langer „ruhmreicher und verdienstvoller Thätigkeit" an der betreffenden Bühne beschäftigen. Denn wehe der Theaterleitung, welche wagen wollte, den seit so vielen Jahren beliebten Darsteller zu entlassen oder zu pensionieren, um eine frische und talentvolle Kraft zu gewinnen. Man würde sie pietätlos und hartherzig nennen. So werden für eine lange Zeit zwei Faktoren der dramatischen Darstellung brachgelegt, denn „der Liebling" hält mit Zähigkeit fest an einer Reihe von Liebhaberrollen, für welche er sich noch lange nicht zu alt dünkt, und für die Väterrollen fehlt es ihm an jeder bedeutungsvollen Befähigung, auch hat er nicht mehr die Frische der Konzeption für die wichtigen und schweren Aufgaben in dem sogenannten Heldenväterfache; an Fleiß und sorgsame Gewissenhaftigkeit beim Studieren und Schaffen der Rollen ist er ohnedies schon seit langem nicht mehr gewöhnt, denn er verläßt sich auch in dem neuen künstlerischen Wirkungskreise auf die zuverlässige Wirkung seiner äußeren Mittel, und so tragiert er seinen König Lear, Wallenstein, Odoardo und Nathan der Weise wie ein alt gewordener Liebhaberspieler.

Das Publikum aber begleitet auch diese dünnen Kunstleistungen mit dem gewohnten Beifalle in dem nicht unedeln Empfinden der Dankbarkeit für genußreiche Stunden, die ihm der beliebte Darsteller in früheren Zeiten bereitet hat.

Auch hat er sich in den langen Jahren gesellschaftlich beliebt gemacht, er war immer, was man so nennt, „ein lieber Kerl", stets bereit, im Salon der Frau Gräfin oder der Frau Kommerzienrätin nach dem Dessert zu deklamieren oder im Rauchzimmer Anekdoten zu erzählen, und so hat sich ein Kreis persönlicher Verehrer und Freunde gebildet, welche ihm für das Manko auf der Bühne stets die Sympathie für seine Person ins Kredit buchen.

Besucht nun ein Fremder das Theater und sieht eine solche „Lokalgröße" spielen, so wird er jedesmal erstaunt um sich blicken, wenn das Publikum rasend

applaudiert oder sich vor Lachen schüttelt, wenn er im Foyer Ausrufungen des höchsten Entzückens über die „großartige" Leistung vernimmt — ihm fehlt eben jede Wertmessung für die Verdienste vergangener Jahre und für die lokalen Beziehungen in der Gegenwart, er sieht lediglich die schwache, unausgeglichene Kunstleistung des grau gewordenen Talentes vor sich, einen Schauspieler voll von Manier und Selbstbewußtsein, den er verwerfen muß, der aber für die Eingeborenen „der Liebling des Publikums" ist und bleibt.

Nun wird man fragen, was bezwecken diese Betrachtungen? Soll etwa damit bewiesen werden, daß das Heil der deutschen Schauspielkunst bei den Virtuosen zu suchen sei, und daß die stabilen dramatischen Künstler den Verfall derselben bedeuten? — Ich bin weit entfernt, solche Anschauungen zu vertreten: mir war es bei der kleinen Betrachtung lediglich darum zu thun, die „bestverleumdeten" Virtuosen dort zu verteidigen, wo sie der Verteidigung wert sind, und darzuthun, daß auch bei den „Erbeingesessenen" in der Schauspielkunst „manches faul ist"; ich wollte lediglich daran erinnern, daß man unrecht thut, die einen blind zu verdammen und die andern blind zu verehren.

Das Generalisieren ist fast immer vom Uebel; nicht jeder Bühnenvirtuose ist ein so böser und kunstschädlicher Geselle, wie er meist gerne geschildert wird, und nicht jedes Mitglied einer stabilen Bühne ist lediglich nur eine „Lokalgröße". Also lasse man sie alle gelten, sobald sie in der dramatischen Kunst Gutes und Wertvolles leisten — der Tempel der Kunst ist groß und weit und hat Raum für viele!

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci — und der alte Horaz hat recht. —

Zur Missionarfrage in China.

Von

M. v. Brandt.

Die von mir während der letzten Zeit wiederholt ausgesprochene Ansicht, daß auch dem Verhalten der Missionare in China ein erheblicher Anteil an der Schuld für den Ausbruch der Wirren in dem Reiche zuzuschreiben sei und daß in dieser Beziehung von den protestantischen Missionaren mehr gefehlt worden sei als von den katholischen, ist, wie sich dies erwarten ließ, der Gegenstand vielfacher Angriffe geworden, die aber, wie ich annehmen möchte, weniger von den ruhigen, wahren Freunden der Missionen herrühren als von denjenigen, denen jede Gelegenheit gut genug ist, ihren Eifer in das rechte Licht zu setzen.

Was mich anbetrifft, so möchte ich, ehe ich auf die Sache selbst eingehe,

meine persönliche Stellung zu der Frage mit einigen Worten klarlegen. Als ich China 1893 verließ, ist mir von den katholischen wie von den protestantischen Missionaren deutscher Zunge in warmen Worten für das Interesse gedankt worden, das ich ihren Bestrebungen entgegengebracht hätte, und ich habe auch seit meiner Rückkehr in das Vaterland nicht aufgehört, der Sache selbst große und wohlwollende Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn ich an zwei Festabenden des Frauenvereins des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu Berlin über die Aufgaben der Missionen in China zu den Ohren und ich hoffe zu den Herzen meiner Zuhörer gesprochen habe, so sollte das zum mindesten als Beweis dafür gelten, daß ich einer vernünftig, das heißt maßvoll betriebenen Thätigkeit der christlichen Missionen in China wenigstens nicht feindlich gegenüberstehe.

Endlich möchte ich noch bemerken, daß ich bei meinen Aeußerungen über die Thätigkeit der protestantischen Missionare in China mich hauptsächlich auf die englischen und amerikanischen Missionare bezogen habe, wie das auch zum Beispiel aus einem in der „Finanz-Chronik" vom 30. Juni dieses Jahres veröffentlichten Artikel hervorgeht, in dem ich mit Bezug auf die nach der Niederwerfung des Aufstandes in China zu treffenden Maßregeln gesagt habe, daß dazu vor allen Dingen gehören würde, den Eifer der Missionare, besonders der protestantischen englischen und amerikanischen, in etwas zu mäßigen und in für den Frieden der Welt weniger gefährliche Wege zu leiten. Der Unterschied, den ich dort machte, ist nicht etwa ein neuer, ich habe ihn vor Jahren hervorgehoben, als ich im Februar 1894 in einem in der „Deutschen Revue" unter dem Titel „China und seine Beziehungen zu Hinterindien und den Vertragsmächten" veröffentlichten Aufsatz ganz besonders betonte, daß die deutschen respektive deutsch-schweizerischen protestantischen Missionare in den beiden Kwangs niemals zu Klagen Veranlassung gegeben hätten. Dieser Aufsatz, sowie ein zweiter unter dem Titel „Ostasiatische Probleme", der in der „Deutschen Rundschau" 1894 veröffentlicht worden ist und in dem ich die Missionarfrage auf zwölf Seiten eingehender behandelt habe, sind in meinem Werk „Ostasiatische Fragen, China, Japan und Korea" (Gebrüder Paetel, Berlin 1897) wieder abgedruckt worden; die Herren, die sich heute über das, was ich nur wiederhole, entsetzen, hätten also vollständig Zeit und Gelegenheit gehabt, nicht allein meine Ansichten in betreff der Frage, über die sie sich ereifern, kennen zu lernen, sondern sie auch zu widerlegen. Das freilich scheint den Herren, die sich berufen fühlen, für die Sache der ausländischen protestantischen Missionen einzutreten, weniger zuzusagen, als ihr Anathema über diejenigen zu rufen, die den Mut haben, eine selbständige Ansicht zu besitzen und sie offen und ehrlich auszusprechen.

Als die Wirren in Samoa unser deutsches Vaterland vor eine Erniedrigung oder einen ernsthaften Konflikt zu stellen drohten, ist von mehr als einer kompetenten Seite hervorgehoben worden, daß die hauptsächlichste Ursache der unerquicklichen Zustände in den politischen Intriguen der auf den Inseln ansässigen englischen protestantischen Mission zu suchen sei, gerade wie mit Bezug auf unser

ostafrikanisches Schutzgebiet wiederholt auf die Gefahren hingewiesen worden ist, die demselben durch die Uebergriffe der englischen protestantischen Missionare drohen. Aber es giebt andre Beweise für die politische Thätigkeit fremdländischer protestantischer Missionare. In den „Foreign Relations of the United States 1895, Teil II", der amtlichen jährlichen Veröffentlichung der Regierung der Vereinigten Staaten über ihre Beziehungen zu andern Mächten, findet sich folgender Erlaß des Staatssekretärs Olney an den amerikanischen Ministerresidenten Sill in Söul, Korea, vom 11. Januar 1896 als Erwiderung auf Berichte des letzteren vom 2. und 3. Dezember 1895: „In Ihrem Bericht Nr. 177 lautet der Erlaß, führen Sie an, daß die augenblicklich in Korea residierenden Amerikaner großer Gefahr ausgesetzt seien, anscheinend aus Grund ihrer anti-japanischen Ansichten, denen sie offen Ausdruck gegeben hätten, sowie wegen ihrer indiskret ausgesprochenen Sympathie für die dem japanischen Einfluß feindliche Partei. Sie würden wohl thun, bei Empfang dieser Weisungen alle in Korea residierenden Amerikaner zu benachrichtigen, daß sie sich streng jeder Meinungsäußerung oder jedes Rats in Beziehung auf die innere Verwaltung des Landes, sowie jeder Einmischung in politische Fragen enthalten sollten; daß, wenn sie dies doch thäten, sie es auf ihr eignes Risiko und Gefahr thun würden, und daß weder Sie noch die Regierung der Vereinigten Staaten solches Verhalten billigen könnten oder vielleicht im stande sein würden, sie hinreichend zu schützen, falls sie diesen Rat mißachten sollten. Sie (die amerikanischen Residenten) sollten sich streng auf ihre Missionararbeit beschränken, ob dies nun der Unterricht in Schulen, die Predigt des Evangeliums oder die Pflege der Kranken sei, wozu sie in das Land geschickt worden seien. Gebrauchen Sie solche andre Argumente, die ihnen passend scheinen, um die Gewohnheit, die seit der Ankunft amerikanischer Bürger in Korea stetig zugenommen hat, einzuschränken oder ihr ein Ende zu machen, daß unverantwortliche Personen der Regierung des Landes Ratschläge erteilen oder versuchen, sie auf ungehörigem Wege zu kontrollieren." Der Erlaß gewinnt dadurch eine ganz besondere Bedeutung, daß es in Korea zur Zeit, als er geschrieben wurde, überhaupt keine andern amerikanischen Staatsangehörigen gab wie Missionare.

Kasuisten — und ich möchte annehmen, daß sich unter denen, die mich angreifen, recht viele solcher Herren befinden — könnten bemerken, daß der Erlaß des Staatssekretärs Olney sich auf Korea und nicht auf China beziehe; aber wenn es einerseits merkwürdig sein würde, wenn die kurze Strecke, die die beiden Länder trennt, eine solche Veränderung im Charakter der Missionare und ihrer Thätigkeit hervorgerufen haben sollte — wechselt der Panther doch nicht seine Flecken —, so liegen genug Beweise dafür vor, daß auch in China amerikanische und englische Missionare sich in durchaus ungehöriger und nicht nur ihrer legitimen Thätigkeit, sondern den Interessen aller Fremden schädlichen Weise in die inneren Angelegenheiten des Landes gemischt und einen politischen Einfluß auszuüben versucht

haben. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß zwei Missionare, die Herren G. Reid und T. Richards, bei dem mißglückten Reformversuch Kan-yu-weis in Peking 1848 eine Hauptrolle gespielt haben, wie daß überhaupt seit dem Taiping-Aufstande die protestantischen Missionare der chinesischen Regierung, und mit Recht, politisch verdächtig geworden sind. Es lohnt der Mühe, zu lesen, was ein ganz vortrefflicher Kenner der chinesischen Verhältnisse, der lange Jahre als Korrespondent der „Times“ und Redakteur der „Tientsin Times“ in China gelebt hat, in seinem 1892 erschienenen Werke „China and Christianity“, das ein Jahr nach seinem „Missionaries in China“ veröffentlicht wurde, über die Beteiligung protestantischer Missionare an diesem Aufstande sagt, der nach den verschiedenen Angaben zwanzig bis fünfzig Millionen Menschen hingerafft haben soll. „Die protestantischen, damals in China befindlichen Missionare fühlten sich durch den Ausbruch des großen Aufstandes erhoben, nicht weil sie der Regierung feindlich gesinnt waren, die, wie es schien, gestürzt werden sollte, sondern weil er den Beweis für den Erfolg ihrer Lehren gab. Es war nicht ihre Schuld, daß das Land verwüstet wurde, das war einer der Zufälle des Krieges, und die Kaiserlichen waren zum mindesten ebenso grausam wie die Rebellen, aber gewisse heilige Namen wurden in den Proklamationen der Rebellen, in ihren Büchern und Flugschriften herausgestrichen. So handelt Fanatismus. Mögen Himmel und Erde untergehen, wenn nur unsre Theologie triumphiert. Während acht Jahren und länger fuhren die protestantischen Missionare fort, die Parteigänger der Rebellen zu sein, und einer ihrer allererfahrensten, der sich im Hauptquartier des Führers derselben aufhielt, war voller Bewunderung für die Orthodoxie der jüngeren Führer, die er persönlich in Gegenwart andrer, auch des Schreibers dieser Zeilen (A. Michie), noch so spät als 1861 examinierte. Schließlich wendete sich die Flut, und mit Rücksicht auf die unzweifelhaft polygamen Gelüste des Wang (Kaisers) selbst wie auf einige ernste Abweichungen von der christlichen Lehre, zogen die Missionen allmählich ihre Sympathie zurück, sagten sich von diesen neuen Christen los — Dr. Williams nennt sie diese ‚irregeleiteten Männer‘ — und gingen auf die andre Seite über.“ Aber man kann das Zeugnis der Missionare selbst anrufen. In einem dreißig Jahre nach dem Ausbruch des Aufstandes (1884) in dritter Auflage erschienenen Werke: „Religion in China“, sagt Dr. Edkins von dem Aufstande: „Derselbe begann infolge starker religiöser Eindrücke, hervorgebracht durch das Lesen der Heiligen Schrift und der von protestantischen Missionaren veröffentlichten Flugschriften — wir sehen in dieser Bewegung die Wirkung der Verteilung von Bibeln und christlichen Traktaten — sie, das heißt die Taipings, fühlten die Macht der christlichen Wahrheit, aber sie waren ohne Anleitung, den Gebrauch des Alten Testaments in christlichen Zeiten zu verstehen.“ Dr. Edkins spricht fortwährend von „dem christlichen Aufstande“ und gesteht an einer andern Stelle, „daß die christlichen Aufständischen in China niemals das Vertrauen irgend eines Teils der Nation besessen hätten“. Und da wundert man sich, daß Regierung, Beamten und Volk sich mit aller Kraft gegen die Sendboten sträuben, deren Vorgänger durch ihre

Lehren den Taiping-Aufstand über China gebracht haben, von dessen Führer die Regierung sagte: „Worte können keinen Begriff von dem Elend und der Verwüstung geben, die er verursachte; das Maß seiner Verbrechen war voll, und die Götter und Menschen standen gegen ihn auf.“ Aber freilich, wenn man zu sagen wagt, daß die Missionare und besonders die protestantischen eine große Schuld an den jetzigen Wirren tragen, dann fehlt es nicht an Leuten, die „Kreuzige!“ rufen, obgleich sie es besser wissen sollten oder könnten. — Nur noch ein Wort zur Charakteristik der Art und Weise, wie der Engländer selbst die Thätigkeit seiner Missionare und der hervorragendsten unter ihnen beurteilt. In seinen „Problems of Greater Britain“ (London 1890) sagt Sir Charles Dilke: „Es würde schwierig sein, den Einfluß zu überschätzen, der mit Bezug auf britische Unternehmungen im Stillen Ozean und in Afrika durch die Missionen (missionary bodies) ausgeübt worden ist. Leute wie Mr. Chalmers von New Guinea sind nicht nur Religionslehrer, sondern Eroberer, die neue Welten für den britischen Einfluß gewinnen.“ Auch der englische Generalkonsul Byron Brenan schlägt in seinem 1895 erstatteten Bericht über den Handel in China vor, die britischen Missionare an der Ausdehnung des britischen Handels zu interessieren. Die Benutzung ihrer Missionare für solche Zwecke scheint Engländern selbst weniger unbekannt und unerwünscht zu sein als den Herren, welche die Lanze gegen mich einlegen.

Ich habe die politische Seite der Frage zuerst erörtert, weil sie die wichtigste ist und an der Hand historischer Vorgänge die Besorgnis und den Haß erklärt, der ganz China gegen die protestantischen Missionen erfüllt. — Während der Taiping-Rebellion und durch die direkte und indirekte Unterstützung, welche dieselbe bei protestantischen Missionaren fand, ist derselbe entstanden, die politische und litterarische Thätigkeit andrer Missionare hat ihn genährt, und die Beteiligung von Missionaren an der Reformbewegung Kan-yu-weis hat ihn zu neuen Flammen entfacht; das sind Thatsachen, mit denen die Welt sich heute und später abzufinden und darum zu befassen haben wird.

Was den andern Teil der Missionarfrage anbetrifft, den ich als den ethischen bezeichnen möchte, da er mit den ethischen Anschauungen und Auffassungen der Chinesen wie der in Ostasien ansässigen Fremden in Berührung kommt und dieselben teilweise verletzt, so kann ich darüber das Urteil eines Mannes anrufen, dem niemand die Berechtigung dazu absprechen dürfte, des jetzigen Vizekönigs von Britisch-Indien, Lord Curzon. In seinem 1894 erschienenen Werk „Problems of the Far East“ widmet er der Missionarfrage in China dreißig Seiten in dem Kapitel „China und die Mächte“. Lord Curzon führt als die Ursachen der Kritiken, die das Vorgehen der Missionare in China selbst finde und von denen Exeter Hall, die Citadelle der englischen Orthodoxie, wahrscheinlich keine Ahnung habe, die folgenden an: 1. Die unversöhnliche Feindschaft, welche die meisten Missionare jeder eingeborenen Religion und Ethik gegenüber zeigen, ohne sich um die guten Seiten derselben und den Halt zu kümmern, den dieselben auf das chinesische Volk besitzen, während sie, die Missionare, sich nicht einmal unter-

einander über den Gott im Chinesischen zu gebenden Namen haben einigen können und den Chinesen zumuten, sich unter einigen dreißig verschiedenen Sekten zurechtzufinden; 2. die schlechten Uebersetzungen der Bibel und namentlich des Alten Testaments, die zu Millionen gedruckt und ins Land geworfen werden. Es schiene den Missionsgesellschaften nie einzufallen, daß die Heilige Schrift, die für uns Erklärungen und Ausmerzungen bedürfe, deren noch viel mehr für den Chinesen benötige. Endlich die Thatsache, daß die Religion, von der solche Uebersetzungen handelten, in vielen Fällen durch eine Anzahl unverantwortlicher Wanderer verbreitet werde, von denen jeder sein eignes Gesetz sei, und von denen viele sich von jeder Gemeinschaft mit einer Kirche losgesagt hätten und deren ehrliche Begeisterung teuer mit der sich daraus ergebenden dogmatischen Konfusion bezahlt werde. — Wenn dies die Vorwürfe sind, die den Missionaren von dem ethisch-religiösen Standpunkt aus gemacht werden können, so kommen andre hinzu, die sich aus der Thatsache ergeben, daß die Zulassung der Missionare in China mit Waffengewalt erzwungen worden ist, wie aus der Art und Weise des Lebens und Vorgehens derselben selbst. Lord Curzon sagt über diese verschiedenen Punkte: „Der Chinese, der jeden Fremden haßt, betrachtet den Missionar mit ganz besonderer Abneigung, indem er ihn als den Agenten einer Politik ansieht, die ihm aufgezwungen worden ist gegen die Interessen der Regierung, die Gefühle der Litteraten und die Ueberzeugungen des Volks ... Und dieser Eindruck wird nicht durch die Haltung der Missionare vermindert, von denen viele, obgleich sie ihr Rüstzeug im Namen Christi anlegen, sich nur in Zeiten der Gefahr erinnern, daß sie Bürger dieses oder jenes Staats sind und nach einem Kanonenboot schreien, um Achtung für das Evangelium zu erzwingen ... In einigen Distrikten wird die Unpopularität der Missionare durch die besonderen Privilegien erhöht, die sie geneigt sind, für ihre eingeborenen Konvertiten in Anspruch zu nehmen, die in gerichtliche oder andre Streitigkeiten verwickelt sind ... Endlich sind die sich aus der Praxis ergebenden Einwendungen da, die gegen das Werk vorgebracht werden und sich teilweise aus dem eignen Verhalten der Missionare, teilweise aus dem groben Aberglauben des Volks ergeben. Zu den ersteren gehören die so häufig und nicht ohne anscheinend genügenden Grund vorgebrachten Behauptungen über das Personal und die Umgebungen der Missionen, besonders in den geöffneten Häfen, über den Mangel an persönlicher Befähigung, unzertrennlich von einer Laufbahn, die bereits in einzelnen Fällen, besonders in denen der amerikanischen Missionare, wie eine Profession angesehen wird, und über die gut eingerichteten Häuser, die bequeme Lebensweise, den sommerlichen Auszug in die Berge, die häuslichen Sorgen und zahlreichen Familien, die, es klingt merkwürdig, durch eine freigebige Unterstützung seitens der Muttergesellschaft für jeden in der Missionar-Kinderstube neu eintreffenden Bewohner ermutigt werden ... Eine andre Quelle der Mißverständnisse ist die stets zunehmende Beschäftigung von Frauen und besonders unverheirateten Frauen durch die Missionsgesellschaften. Ein Dampfer geht selten von Amerika nach Yokohama ohne eine Schar von jungen Mädchen, frisch aus der Schulstube oder dem

Seminar, die mit der impulsiven Unerfahrenheit der Jugend im Begriff stehen, ihre jungen Leben und Kräfte dem zu opfern, was sie für die edelste Aufgabe in China und Japan halten. Ein kaum geringerer Strom von weiblichen Rekruten kommt aus dem Vereinigten Königreich und Kanada (1890 waren von 1300 protestantischen Missionaren in China 700 Frauen und davon 316 unverheiratete). Nun will ich nicht für einen Augenblick die ehrliche Selbstaufopferung der That bezweifeln, aber ich sage, daß in einem Lande wie China — indem auf der einen Seite sehr verschiedene Ansichten von denen, an die wir gewohnt sind, über die Emanzipation der Frauen herrschen und auf der andern ein Element beinah brutaler Roheit einen großen Platz im Charakter der Eingeborenen einnimmt — die Einrichtung von schwesterlichen Genossenschaften neben solchen von Männern, sowie das Schauspiel von unverheirateten Personen beider Geschlechter, die zusammen wohnen und arbeiten, öffentlich und im Hause, und von Mädchen, die ohne verantwortliche Begleitung lange Reisen im Innern unternehmen, Quellen von Mißverständnissen sind, die die Reingesinnten verachten mögen, die aber in vielen Fällen mehr mit dem Anti-Missionargefühl in China zu thun haben, als selbst die größte nationale Feindseligkeit oder theologische Gegensätze. Erst im letzten Jahre begegnete ein Freund von mir in der weit im Inlande gelegenen Stadt Kwei-hwa-cheng einer Missionargemeinde, die aus einem Manne und zwanzig schwedischen Mädchen bestand. Die Art, wie die letzteren Propaganda machten, bestand darin, daß sie durch die Straße zogen und zum Schall ihrer Tamburine und Guitarren Hymnen sangen. Die Gesellschaft, die die Schändlichkeit begangen hat, diese unschuldigen Mädchen herauszusenden, gab jeder einzelnen derselben 550 Mark jährlich für Wohnung, Kleidung und Lebensunterhalt. Infolgedessen mußten sie die geringsten Bequemlichkeiten des Lebens entbehren und konnten nicht einmal ihre Toilette machen, ohne den unverschämten Blicken der Chinesen durch die Papierscheibethüren ausgesetzt zu sein. Kann man sich irgend etwas Unnützeres oder Tadelswerteres vorstellen?"

Haben die Herren, die sich über meine Aeußerungen ereifern, von solchen und ähnlichen Vorgängen in China wirklich nie etwas gehört gehabt?

Lord Curzon schließt seine Betrachtung über die Missionare in China mit folgenden Worten: „Das ist, kurz zusammengefaßt, die Aufzählung der Hindernisse und in einigen Fällen der Fehler, durch welche die protestantische Missionarbewegung in China zurückgehalten wird. Ich sehe davon ab, mich über eine persönliche Annahme der Wahrheit derselben auszusprechen, da gesagt werden könnte, daß die mir gebotenen Gelegenheiten, mir ein zuverlässiges Urteil zu bilden, nicht hinreichend gewesen seien, obgleich ich das Land zweimal besucht habe, aber ich habe sie angeführt, wie ich sie aus mündlichen Mitteilungen an Ort und Stelle anwesender Autoritäten, sowie aus dem Studium der in China veröffentlichten Zeitungen, aus amtlichen Berichten und aus den Schriften und Reden der Missionare selbst entnommen habe."

Die in dem Falle verständliche Zurückhaltung Lord Curzons fällt für jemand fort, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, achtzehn Jahre in China und

dreiunddreißig Jahre in Ostasien thätig gewesen ist, aber es ist nicht einmal nötig, andre Zeugen als solche aus Missionarkreisen selbst anzurufen, denn es hat nicht an ehrlichen und einsichtsvollen Missionaren gefehlt, die die Finger auf die Fehler des Systems gelegt haben, freilich ohne oder ebensowenig gehört zu werden wie andre Leute, die es wagen, mit der Selbstverherrlichung und Selbstberäucherung gewisser Kreise in Konflikt zu geraten. Der Rev. Dr. Graves sprach sich in der Juli-Nummer 1884 des „Chinese Recorder and Missionary Journal" dahin aus, „daß wir, das heißt die protestantischen Missionare, durch unsre Art zu leben und uns zu kleiden unsern Einfluß als Lehrer des Christentums schädigen können. Unsre einfachste Lebensweise scheint dem Chinesen eine luxuriöse, unsre niedrigsten Gehälter erscheinen den Armen um uns herum wie große Vermögen. Wie schwer ist es für uns, den Eindruck zu machen, daß wir der Weltlichkeit und der Genußsucht entsagt haben" — und er steht nicht an, zu erklären, daß die katholischen Missionare in dieser Beziehung weit über den protestantischen ständen. Rev. G. T. Candlin im „Manchester Guardian" vom 21. Dezember 1891, Rev. J. Roß im „Recorder" August 1892, Rev. R. H. Cobbold im „Messenger" April 1892 und viele andre haben ihre Stimmen mutvoll erhoben, aber sie sind ungehört verhallt in dem Lärm derjenigen, die behaupteten, daß alles gut sei und es nur noch einer einzigen Anstrengung, noch der Heraussendung von ein paar hundert Missionaren bedürfe, um den Sieg des Christentums in China zu sichern. Wie wenig diese Leiter der Bewegung, wie wenig die Missionare selbst die Lage in China zu beurteilen im stande gewesen sind, geht aus ihren eignen Aeußerungen hervor. Hofprediger a. D. Stöcker, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, beginnt eine am 8. Juli dieses Jahres gehaltene Predigt mit den Worten: „Als wir am Freitag vor vier Wochen in Herrnhut den großen Missionstag feierten, waren die Gesellschaften, die in China ihr Werk treiben, besonders freudig und hoffnungsreich. Eine nach der andern trat auf den Plan, Berlin, Barmen, Basel, und jeder ihrer Vertreter sagte: ‚China ist offen, die Zeit der Ernte ist gekommen.' So stand es damals. Gleich danach kamen die ersten Sturmzeichen, und heute ist China in weiten Landstrichen verschlossen wie kaum je und die Missionsarbeit an vielen Orten völlig zerstört." — Sollte die so nachgewiesene Unfähigkeit, die wirkliche Lage der Verhältnisse zu beurteilen, die Führer in der Missionsfrage nicht zurückhaltender in ihren Aeußerungen, nicht bescheidener in ihren Ansichten machen? Ich kann hier nur wiederholen, was ich an andrer Stelle schon gesagt, daß ich den kulturellen Wert des Christentums sehr hoch anschlage und einer maßvollen, verständigen Thätigkeit der Missionen durchaus sympathisch gegenüberstehe; was ich verurteile, ist das falsche System, das in der Vermehrung der Missionsstationen und der Missionare die Garantie des Erfolges sieht und auf die Quantität der Sendboten viel größeren Wert als auf ihre Qualität legt. Der vorhin angeführte Rev. Cobbold schrieb: „Wir haben einen Gesellschaftssekretär, der ad nauseam das Wort Millionen wiederholt, und der fortwährend nach Geld schreit. Wir hören diesen Schrei niemals von den Aposteln." Ich sage, das Beste ist gerade gut genug für die Wirksam-

keit als Missionar in China, aber ich weiß, was mir erwidert werden wird: Wählte Christus seine Jünger nicht aus den niedrigsten Ständen, und war Dr. Faber, dessen Thätigkeit niemand höher schätzt als ich, nicht ursprünglich ein Klempnergeselle? Als ob die Thatsache, daß der Feldmarschall Derfflinger ein Schneider und ein Mann, der die höchsten Stellen in der preußischen Armee erworben, ein Knopfmacher gewesen, als Grund dafür angeführt werden könnte, daß das Offiziercorps der Armee aus diesen Ständen rekrutiert werden müsse! Es giebt aber nach meiner Ansicht noch einen andern Punkt, der in viel mehr zum Herzen wie zum Verstande sprechender Weise die Fehlerhaftigkeit des befolgten Systems nachweist, das heißt die Thatsache, daß, sowie eine Christenverfolgung ausbricht, die Hirten sich genötigt sehen, ihre Herde zu verlassen. Ich freue mich gewiß über jeden Missionar, der seinen Verfolgern entronnen ist, aber ich kann mich mit einem System nicht befreunden, das solche Folgen zeitigt und zeitigen muß. Der Hirt soll bei seiner Herde bleiben und Gutes und Böses mit ihr teilen, aber damit dies geschehen kann, muß er seine Thätigkeit auf Orte beschränken, an denen ihm der erforderliche Schutz dauernd und leicht zu teil werden kann. Warum nicht die fremden Missionsanstalten auf die geöffneten Häfen und ihre nächste Umgebung beschränken und die Evangelisierung des übrigen Reichs Sendboten chinesischer Nationalität überlassen? Entweder ist es den fremden Missionen gelungen, innerhalb der sechzig Jahre ihrer Thätigkeit eine größere Reihe von Eingeborenen für solche Zwecke zu erziehen, oder, und das würde die schwerste Verurteilung ihrer Thätigkeit sein, sie haben kein derartiges Resultat erzielt, und die ungeheuren für das Missionswerk aufgewendeten Summen sind weggeworfen gewesen. Eine derartige weise und sachgemäße Beschränkung würde auch die fremden Mächte der Sorge und der Mühe überheben, in jedem Augenblick das weltliche Schwert für den Schutz geistlicher Interessen ziehen zu müssen, und damit eine die Beziehungen zu China wie den Frieden der Welt fortdauernd bedrohende Gefahr wegräumen. Wohl wird der Missionar mit dem Bibelwort „Darum gehet hin und lehret alle Völker“ (Matth. 28, 19) antworten, aber warum sollten ihm nicht die andern Bibelworte: „Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andre“ (Matth. 10, 23) und „Welche euch nicht aufnehmen, noch hören, da gehet von dannen heraus und schüttelt den Staub von euren Füßen zu einem Zeugnis über sie“ (Mark. 6, 11) entgegengehalten werden?

Ich möchte nur noch einen Punkt erwähnen. Die Angriffe gegen mich gipfeln meistens in solchen gegen die katholischen Missionare, denen mit großem Eifer nachzuweisen versucht wird, daß ihre Haltung und ihr Vorgehen und nicht das der protestantischen Missionare die Hauptschuld an den jüngsten Vorgängen in China trage. Selbstverständlich ist auch von katholischen Missionaren mancher Fehlgriff begangen worden, sie sind Menschen wie wir alle und darum nicht unfehlbar, wie die protestantischen Eiferer für sich und die Missionare ihrer Konfession beanspruchen zu wollen scheinen, aber ich kann nur bei der Behauptung stehen bleiben, daß die straffe Organisation der katholischen Missionen gerade solche Irrtümer

und Mißgriffe ausschließt, die bei den protestantischen am nachteiligsten gewirkt haben. Wo durch die Ueberhebung einzelner, besonders in den höheren Stellen, und durch die politische Thätigkeit und Propaganda gefehlt worden ist, wird man wohl thun, sich mehr an den Franzosen als an den Katholiken zu halten. Wie ich darüber denke, mag der, welcher sich dafür interessiert, in meinen früheren Arbeiten nachlesen.

Nicht um dogmatische Streitigkeiten und Zänkereien einzelner Mitglieder verschiedener Konfessionen über ihre größere oder geringere Findigkeit in Missionsfragen handelt es sich in diesem Augenblick, sondern um die Frage, ob die Missionsthätigkeit mit Feuer und Schwert in China wieder eingeführt und in Zukunft geschützt und das Kreuz auf den Ruinen verbrannter und geplünderter Städte aufgepflanzt werden solle, und darauf habe ich im Namen dessen, was wir unsre Bildung und Humanität nennen, nur eine Antwort, ein ganz entschiedenes „Nein!“

Weimar, den 5. September 1900.

*

P. S. Amerikanische Zeitungen, unter andern „The Boston Evening Transcript“, bringen die folgende Mitteilung:

Louisville, den 16. August. Bischof Henry C. Morrison von der Südlichen Methodistenkirche (Methodist Church South) hielt bei der Legung des Grundsteins für die neue Methodistenkapelle in der Vierten Avenue eine bemerkenswerte Rede. Er erklärte, daß die Methodisten verantwortlich wären für die gegenwärtigen Wirren in China. Er sagte:

„Gott sei Dank, daß Allen und Lambeth dort drüben und die Methodisten in diesem Lande für die gegenwärtigen Wirren in China verantwortlich sind. Mit gebeugtem Haupt danke ich Gott, daß ich in geringem Maße für die heutige Unruhe in China zu tadeln bin. Ich danke Gott, daß ich und jeder von euch und alle Methodisten dieses Landes zu tadeln sind. Es ist das der Weg des Methodismus.“

Der Bischof fuhr dann fort, daß es der vorwärts drängende Geist der Methodisten in China sei, der die Wirren veranlaßt habe. Die gegenwärtige Unruhe, sagte er, wäre ein Vorzeichen der Zeit, wenn China von Ende zu Ende durch die Armeen des Kreuzes durchschnitten werden würde. Er sprach dann von der weitgehenden Macht des Methodismus und sagte unter andern Dingen, daß der einzige Grund, warum der Nordpol noch nicht erreicht worden, der sei, daß noch keinem Methodistenmissionar befohlen worden sei, sich in die Gegend zu begeben und die Bewohner zu bekehren.

Diese Auslassungen bedürfen keines Kommentars, aber sie zeigen, wie notwendig eine Kontrolle über derartigen Fanatismus ist.

Weimar, den 15. September 1900. M. v. Brandt.

Begegnungen.

Von

Friedrich Graf v. Schönborn.

Es war mir vergönnt, sowohl im öffentlichen Leben als auch durch private Beziehungen vielen merkwürdigen und bedeutenden Männern näherzutreten. — So manches, was ich aus ihrem Munde gehört, was ich durch Beobachtung von ihnen erfahren, wäre wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Leider habe ich, mit Ausnahme kurzer Reisenotizen, kein Tagebuch geführt, und mein Gedächtnis ist nicht stark genug, alles zu bewahren, was des Aufbehaltens und des Weitererzählens würdig wäre. Und wie häufig sind es nicht gerade die interessantesten Dinge, welche durch ihre Natur oder die Umstände, unter denen sie uns mitgeteilt werden, uns zum Stillschweigen verpflichten! Immerhin bleibt selbst nach den angedeuteten Einschränkungen ein gewisser Rest, der mitgeteilt werden *darf*. Ob er mitgeteilt werden sollte? — Darüber können, im vorliegenden wie in jedem andern Falle, definitiv nur die Leser entscheiden. — Ich habe diese Zeilen „Begegnungen" überschrieben, weil sie mehr den Eindruck, den man bei einer solchen empfängt, als das Gesamtbild, das Um und Auf der begegneten Persönlichkeiten wiedergeben sollen.

I.

Als ich den Baron (später Grafen) *Josef Alexander v. Hübner* zum erstenmal sah, mochte er etwa sechzig Jahre alt sein. Ich weiß nur, daß wir in einem Wiener Salon zum erstenmal zusammenkamen, kann aber Ort und Datum nicht näher bezeichnen. Und wo überall haben wir einander seither wiedergefunden! Im Parlamente und im Eisenbahncoupé, in den Sälen der Hofburg und bei einsamen Spaziergängen im Wiener Walde, in der „großen Welt" und im engsten Freundeskreise, in Budapest und im Salzkammergut, in Rom und in Paris. Es ist ja natürlich, daß man demjenigen überall begegnet, der überall zu Hause ist. Niemand habe ich gekannt, auf den das Wort „Weltmann" so sehr paßte wie auf Hübner. Selten hat überhaupt ein einzelner Mann so viele Länder, Staaten, Völker, Individuen gekannt wie er. Und dies ist um so merkwürdiger, weil der Staatsdienst, dem er sich durch mehrere Jahrzehnte widmete, einen großen Teil seiner Zeit wegnahm, weil die Zahl der von ihm sorgfältig gepflegten geselligen Beziehungen sehr groß war, weil ferner seine litterarische Thätigkeit ihn an dem Schreibtische und im Archive festhielt. Es steckte eben ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb in ihm, in dessen Dienst er eine eiserne Willenskraft stellte: „Tenacem propositi" war nicht umsonst der von ihm gewählte Wahlspruch. Hübner machte keineswegs den Eindruck eines kräftigen Menschen. Das feine, stets glattrasierte Gesicht zeigte bereits tiefe Furchen, die mittelhohe, schmale Gestalt war bereits etwas vorgebeugt, die Stimme ziemlich leise und schwach, als er seine letzte Reise antrat, die ihn durch mehrere Welt-

teile führte und deren Erinnerungen in dem schönen Buche „A travers l'empire britannique“ niedergelegt sind. Allein die Willenskraft blieb ihm bis zuletzt treu, verbunden mit großer Mäßigkeit und kluger Hygiene, welche den zart angelegten, eigentlich zum Großstädter erzogenen Mann bei seinen vielen Reisen über Berg und Thal, in Hitze und Kälte, in der Syrischen Wüste wie im Teifun des Chinesischen Meeres aufrecht erhalten hatte. Daß ein Mann von der Einsicht und Erfahrung Hübners sehr wohl wußte, welchen Gefahren für Gesundheit und Leben er in seiner vielbewegten Reiseexistenz sich aussetze, ist selbstverständlich. Die Art, in der er darüber schrieb oder in der er sich bei mündlicher Unterhaltung darüber äußerte, ließ ihn keineswegs als einen jener Bravourprotzen erscheinen, welche zum Beispiel bei einer Bergtour einen ganz zwecklosen Umweg machen, nur weil man dort leichter den Hals brechen kann. Er suchte die Gefahr als solche nicht leicht auf, aber er nahm sie unbedenklich mit in den Kauf, wenn es zur Erreichung eines höheren Zweckes nötig war. Und war sie glücklich bestanden, dann erzählte er davon in einfachen Worten, ohne Ueberschwenglichkeit, bisweilen mit leichter Ironie. Interessante Schilderungen solcher gefährlicher Momente enthielt zum Beispiel die vor Jahren in der „Revue des deux Mondes“ abgedruckte Erzählung von einem Schiffbrande, welchen Hübner mitmachte, ferner die Geschichte seiner Gefangennahme und Gefangenhaltung durch italienische Rebellen, enthalten in dem die Revolutionszeit von 1848/49 behandelnden Buche „Une année de ma vie“. Seine Fähigkeit, plastisch und lebendig zu schildern, war überhaupt sehr groß; wer sich zum Beispiel der Beschreibung japanischer Landschaft, der Fahrt durch das Treibeis im Atlantischen Ozean, seiner Städtebilder aus China erinnert, wird mir kaum widersprechen.

Allein die große Darstellungsgabe Hübners zeigte sich nicht nur in den schriftlichen und mündlichen Erzählungen von seinen Reisen oder selbst von alltäglichen, bisweilen mit kaustischem Humor wiedergegebenen kleinen Erlebnissen. Auch der Historiker Hübner wußte in seinem berühmten Buche über den Papst Sixtus V. ein lebensvolles, höchst interessantes Bild nicht nur seines Helden, sondern auch der ganzen Zeit und ihres Kulturzustandes, der sich damals vollziehenden politischen und gesellschaftlichen Wandlungen zu geben. Geradeso wie dieses Buch, können die bereits erwähnten Werke Hübners (Promenade autour du monde, Une année de ma vie, A travers l'empire britannique) mit gutem Gewissen allen Gebildeten, welche entweder deutsch oder französisch lesen, wärmstens empfohlen werden. Ich bemerke hierbei, daß meines Wissens Hübner selbst alle diese Bücher in beiden genannten Sprachen geschrieben und herausgegeben hat; wenn ich nur die französischen Titel citiere, so geschieht es deshalb, weil ich zufällig nur die französischen Ausgaben gelesen habe. Irre ich nicht, so ging die französische Redaktion der deutschen stets voraus, sicher kann ich es aber nicht behaupten. Außer diesen beiden Sprachen beherrschte Hübner die englische, die italienische, ich glaube auch die spanische; die Zeit, in der er erzogen wurde, und der Ort, an dem er seine Gymnasialbildung erhielt (das im besten Rufe stehende Klinckowströmsche Institut in Wien), lassen als sicher an-

nehmen, daß er eine gründliche humaniſtiſche Ausbildung ſchon in der Jugend genoſſen und folglich gut Latein gelernt hatte. Daß er ſich jemals mit dem Erlernen ſlawiſcher oder orientaliſcher Sprachen — das letzte Wort in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung genommen — befaßt hätte, glaube ich nicht. Es war aber auch nicht ſeine Sache, während einer Reiſe oder eines zufälligen Aufenthaltes eine ihm noch fremde Sprache im Vorübergehen erlernen zu wollen; was er überhaupt erlernt hat, das hat er gründlich erlernt, Dilettantismus entſprach nicht ſeiner Art. Es iſt in dieſer Beziehung charakteriſtiſch, daß außer dem obligaten harmloſen Uniformdegen Hübner niemals eine Waffe tragen wollte. Tauſende von friedlichen Staatsbürgern können ſich heute ohne den Beſitz eines Revolvers nicht beruhigen, und lebten ſie auch unter Umſtänden, unter denen an einen feindlichen Angriff kaum zu denken iſt; im draſtiſchen Gegenſatze hierzu wollte der Mann, der ſich in verſchiedenen Teilen der Welt ſo oft der Begegnung mit räuberiſchem oder ſonſt gefährlichem Volke ausgeſetzt hat, niemals vom Tragen einer Waffe etwas hören. „Wenn es zum Kampfe kommt, ſo ſchießt der Räuber doch beſſer als ich," pflegte er zu ſagen. Und ſo hatte er beiſpielsweiſe in Rußland, in Bosnien Reiſen gemacht, ohne, ſoweit mir bekannt, die Landesſprachen auch nur teilweiſe zu erlernen. Von letzterer Reiſe, der bosniſchen, die er kurz vor dem Ausbruche des bosniſch-herzegowiniſchen Aufſtandes unternommen hatte, ſagte mir Hübner, ſie ſei die beſchwerlichſte geweſen, die er jemals gemacht. Eine ſich an dieſe Reiſe knüpfende Aeußerung leitet mich von dem Weltreiſenden zu dem Politiker hinüber; ich kann dieſe Zeilen nicht ſchließen, ohne wenigſtens einige Worte über den Staatsmann Hübner niederzuſchreiben; nicht in der Abſicht oder mit der Selbſttäuſchung, als könnte ich der politiſchen Wirkſamkeit des vielſeitigen, auch in der Politik vielſeitigen Mannes gerecht werden, wohl aber, um doch meine eignen Eindrücke von der politiſchen Perſönlichkeit Hübners einigermaßen wiederzugeben, wie es die ſelbſtgeſtellte Aufgabe dieſer „Begegnungen" iſt. — Hübner kam von ſeiner Reiſe mit dem Eindruck zurück, daß die Erſchütterung des Status quo in jenen Teilen der Balkanhalbinſel ſehr gefährlich ſei. Er konnte ſich auch nicht recht mit der Occupationspolitik des Grafen Andráſſy befreunden, zum Teil aus dem angeführten Grunde, zum Teil deshalb, weil er an der traditionellen Orientpolitik, die Fürſt Metternich ſo lange gemacht hatte, im weſentlichen feſthalten wollte. Seine politiſchen Anſchauungen, ob ſie nur äußere oder innere Angelegenheiten betrafen, waren entſchieden konſervative. „Oeſterreich ſei ſtets der Hort der Verträge geweſen und ſollte es bleiben" — dieſen Ausſpruch erinnere ich mich, anläßlich der Wirren auf der Balkanhalbinſel aus ſeinem Munde gehört zu haben. Ohne mich darauf einzulaſſen, inwiefern dieſer Ausſpruch in Bezug auf die Occupation Bosniens und der Herzegowina Geltung habe, glaube ich doch auf Zuſtimmung rechnen zu können, wenn ich der Grundanſchauung beipflichte, daß Oeſterreich durch die Geſchichte, ſeine Zuſammenſetzung und ſein eignes Intereſſe auf eine konſervative Vertragspolitik hingewieſen wird.

Hübner hat während ſeiner langjährigen diplomatiſchen Laufbahn (die

wichtigsten Posten, die er während derselben bekleidete, waren die Botschafterposten in Paris und in Rom beim Vatikan) gewiß dieser Grundanschauung entsprechend gewirkt. Allein diese Wirksamkeit eingehender zu schildern, halte ich nicht für meine Aufgabe; ich könnte auch eine solche Schilderung auf Grund eigner Wahrnehmungen nicht unternehmen. Nur seine Wirksamkeit im österreichischen Herrenhause und in der cisleithanischen Delegation habe ich als sein Kollege näher beobachten können. Die Art seiner Beredsamkeit war gewiß nicht modern, aber sehr interessant. Er sprach nicht eben häufig, pflegte sich auf größere Reden sehr sorgfältig vorzubereiten, ja, wie er mir wenigstens vor einer seiner großangelegten Delegationsreden sagte, er lernte solche Reden Wort für Wort auswendig — eine Mühe, welche sich heute wohl wenige Parlamentsredner mehr nehmen. Das Memorierte trug er aber keineswegs monoton vor, sondern im Konversationstone, so wie er im Salon zu reden pflegte, nicht allzu laut, aber eindringlich und mit lebhafter Nuancierung des Tones. Allein auch in der Lektüre mußten Hübners Reden durch ihren reichen geistigen Gehalt wirken, um so mehr, als er es verstand, dieselben durch große historische Erinnerungen, Bilder aus seinen Reisen, Citate zu beleben. Das Ganze war eine kunstvolle Leistung, vielleicht etwas zu künstlich aufgebaut für rein praktisch-politische Zwecke. Allein wie hoch steht in meiner Erinnerung diese Leistung, vergleiche ich sie mit so zahlreichen Erzeugnissen des parlamentarischen Modernismus, aus dem man nichts andres herauslesen kann als das Streben, sich durch möglichste Derbheit möglichst populär zu machen! — Doch genug hiervon, nicht der Besprechung moderner Zustände, sondern der Erinnerung an einen der Vergangenheit angehörenden Mann sind diese Zeilen gewidmet. Es sei mir gestattet, eine kleine Probe für die Stärke von Hübners Gedächtnis anzuführen. Vor einer der erwähnten Reden übergab Hübner, wie ich aus dem Munde eines vollkommen verläßlichen Zeugen weiß, dem Direktor des Stenographenbureaus das Manuskript der Rede, mit der Andeutung, die Stenographen sollten nur dann nachschreiben, wenn der Redner etwa vom Wortlaute des Manuskriptes abweichen würde. Nach Beendigung der Rede, die über eine Stunde gedauert hatte, trat der Direktor an Hübner heran und sagte ihm: „Excellenz, es ist kein Wort nachgeschrieben worden, denn Sie sind vom Manuskripte nicht mit einem Worte abgewichen!“

Nachdem Hübner auf seinen Botschafterposten in Rom verzichtet, aber in derselben Stadt eine Privatwohnung genommen hatte, brachte er sein Leben teils in dieser Stadt, teils auf Reisen, teils in Wien zu, wohin er in den letzten Jahren seines Lebens von Rom übersiedelte. — Familienbeziehungen und Geschmacksrichtung zogen ihn viel nach Frankreich, auch England besuchte er gerne. Er fühlte sich, wie er mir selbst sagte, nach dem Westen Europas gezogen, war also, was die Russen einen „Zapadnik“ (Mann des Westens) nennen. So viel Elasticität der berühmte Reisende sich auf seinen Weltfahrten angeeignet haben mochte, hing er doch sehr an französischen Lebensgewohnheiten, an der Pariser Tageseinteilung und Ernährungsweise; halb im Scherze behauptete er, ein öster-

reichisches Herz und einen Pariser Gaumen zu haben („j'ai le cœur autrichien et le palais parisien"). Allein in der Frage der großen Politik war er nichts weniger als ein einseitiger Zapadnik, vielmehr hat er — wenigstens in der Zeit, in welcher ich ihn kannte, und in der er das Delegationsreferat über die auswärtigen Angelegenheiten führte — sich redlich bemüht, ein gutes Einvernehmen mit Rußland zu fördern.

In der letzten Wohnung, die Hübner innehatte, und in welcher er nach kurzer Krankheit sein langes, vielbewegtes Leben schloß, habe ich ihn wiederholt aufgesucht. Er wohnte in einem jener Häuser der inneren Stadt Wiens, die so charakteristisch für diese Stadt sind und von Jahr zu Jahr verschwinden. Finstere Treppen, hohe, weite, aber etwas finstere Wohnräume. Ich hätte mir einen Meissonier herbeigewünscht, damit er als Seitenstück zu seinem berühmten „Liseur" ein Bild des alten Herrn aufnähme, wie er dort in seinem Bibliothekzimmer saß, am Schreibtische, vor einem gewaltigen Kasten voller Bücher mit schönen Einbänden — eine seiner Liebhabereien —, stets mit schriftlicher Arbeit oder ernster Lektüre beschäftigt; das Gesicht zeigte feine, scharf ausgeprägte Züge mit etwas starrem Ausdruck, der sich aber im Laufe des Gespräches rasch belebte, wenn das Thema ihn interessierte. Eines Tages führte er mich zu einem Schranke, der mit Stößen von Handschriften gefüllt war; er sagte, es seien die Erinnerungen seines Lebens. Er fügte aber gleich hinzu, dieselben würden — ich weiß nicht mehr, ob gar nicht oder erst lange nach seinem Tode, veröffentlicht werden. Sehr begreiflich für jeden, der sich in seine Lage denken kann, in die Lage eines Mannes, dem viele wichtige, noch lebende oder kürzlich verstorbene Personen betreffende Dinge vertraulich mitgeteilt worden sind, und der das Geheimnis bis über das Grab hinaus bewahren will. Aber ebenso wie diese Zurückhaltung zu begreifen ist, ebenso bedauerlich ist sie im Interesse aller Geschichtsfreunde!

II.

Vor mehr als dreißig Jahren machte ich, im Begriffe, eine Reise nach Spanien anzutreten, einen Abschiedsbesuch bei einer mir befreundeten Familie in Wien. Ich wurde bei dieser Gelegenheit einem in den mittleren Lebensjahren stehenden Herrn vorgestellt, und unvergeßlich wird mir die gewinnende Liebenswürdigkeit bleiben, mit welcher der viel Aeltere mir, dem Unbekannten, entgegenkam. Es war der Graf Anton Szécsén, eines der berühmtesten Mitglieder des ungarischen Oberhauses, der vor wenigen Jahren als Oberstthofmarschall Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich gestorben ist. Von dieser Freundlichkeit habe ich seither, an mir und an andern, ungezählte Beweise gesehen und erfahren; sie wirkte um so wohlthuender, weil sie der reinsten Quelle entsprang und das Erzeugnis eines edeln, wohlwollenden Herzens, sowie einer harmonischen, im ganzen heiteren Lebensauffassung war; auch gesellte sie sich zu einer außerordentlich raschen Auffassung und zu großer Lebendigkeit in der Rede, welche stets geistreich und lebendig dahinfloß, wie gesprochener Champagner. Szécsén war ein „Causeur" in der vornehmsten Bedeutung des Wortes, für welches ich keine passende Uebersetzung

kenne, und dessen begriffliches Substrat, wie ich fürchte, immer seltener wird. Diese Eigenschaften machten Szécsén zu einem unvergleichlichen Gesellschafter, und um nichts möchte ich, so traurig die Erinnerung an Verlorenes ist, die Erinnerung an meinen persönlichen Verkehr mit ihm hingeben!

Der wahre Wert des Mannes besteht allerdings überhaupt, und bestand auch hier, in viel bedeutenderen Eigenschaften des Geistes und Charakters, und in beiden Beziehungen stand Szécsén hochangesehen da. Er imponierte allen, welche ihn kannten, durch die Lauterkeit seiner Gesinnung und durch den Mut, mit dem er nach allen Seiten hin seine Ueberzeugungen vertrat. Es standen ihm hierfür die wirksamsten geistigen Waffen zu Gebote, und er hat sie während mehr als eines halben Jahrhunderts glänzend zu führen gewußt. Selbst in dem an talentvollen und geschulten Rednern so reichen Ungarn ragte Szécsén weit hervor. Schon im „Vormärz", das heißt in den zu Preßburg in der letzten Zeit vor 1848 abgehaltenen Landtagssitzungen spielte der damals noch sehr junge Mann eine große Rolle durch die Kraft seines Wortes und durch seine Schlagfertigkeit. Er gehörte zu jenen Rednern, welche niemals um eine Antwort verlegen, rasch und entschieden zu erwidern verstehen, ohne dabei die Schranken parlamentarischer Ordnung oder der selbstgesteckten Grenze zu überschreiten. Die meisten seiner Reden hielt er in der ungarischen Magnatentafel (dem Oberhause des ungarischen Parlaments), von wo er wiederholt in die Delegation entsendet ward. Aber auch in den der Erlassung des Oktoberdiploms unmittelbar vorangehenden Beratungen des verstärkten Reichsrates spielte er eine führende Rolle und kamen seine Ausführungen durch ihren Gedankenreichtum und ihre vollendet schöne Form zu hoher Geltung. Irre ich nicht, so fiel schon sein erstes öffentliches Auftreten in eine Zeit, in welcher schon die alte lateinische Verhandlungssprache dem Ungarischen gewichen war: in dieser Sprache aber, wie im Deutschen, hat er, gleich fließend, viele Reden gehalten; ich glaube, es wäre ihm aber ein leichtes gewesen, dasselbe in andern Sprachen zu thun, zum Beispiel französisch oder englisch, denn, wie so manche seiner Landsleute, namentlich der früheren Generationen, war er polyglott erzogen worden. Dem Herzen nach war er Ungar, er liebte sein Vaterland, allein diese Liebe war nicht blind, und sie vertrug sich mit einem überaus lebhaften Gefühle für das Gedeihen und die Größe der alten österreichischen Gesamtmonarchie. Diese Anhänglichkeit an Oesterreich war nicht das Resultat jenes kaltherzigen, so oft tradierten Rechenexempels, dessen Richtigkeit ich gewiß nicht bestreite, und welches allerdings die kleinen Völker, welche die Monarchie bewohnen, auf die Anhänglichkeit an diese hinweist. Die Größe des alten Habsburgerreiches war ihm Herzenssache, stets ist er mit warmer Begeisterung für sie eingetreten, und um so lieber hätte er allen seine Empfindungen und Gesinnungen eingeflößt, als er, der große Geschichtskenner, nur zu gut wußte, daß große Reiche nicht bloß durch administrative Einrichtungen, sondern durch lebendige Bande zusammengehalten werden müssen, wenn sie nicht bloß vegetieren, sondern gedeihen sollen! — Nur während kurzer Epochen seines Lebens stand Szécsén im Staatsdienst, allein nicht nur während dieser Zeit,

sondern sein ganzes Leben hindurch war er seinem Monarchen treu und opferwillig ergeben, zu jedem mit seinen Ueberzeugungen vereinbaren Dienste bereit. Ich bedaure, daß der vertrauliche Charakter gewisser Mitteilungen mich daran hindert, durch sehr markante Beispiele diese Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit zu erhärten.

Szécsénś Anschauungen, die er nicht verbergen wollte (ich glaube, er wäre gar nicht im stande gewesen, sie zu verbergen), mußten ihn oft in gewisse Konflikte mit der herrschenden Tagesströmung bringen, ja bisweilen ihn ganz isoliert erscheinen lassen. — Allein das Ansehen, welches er immer und überall und gerade bei der Majorität der ungarischen Politiker genoß, litt dadurch keine Einbuße, wurde vielmehr durch seine mannhafte Offenheit noch gesteigert: im Gespräche mit mehreren der hervorragendsten ungarischen Politiker konnte ich mich oft davon überzeugen, und dieses Ansehen genoß nicht nur sein Charakter, sondern auch seine Befähigung und sein Wissen. „Ich kann mit dem Grafen Szécsén niemals zusammenkommen, ohne etwas von ihm zu lernen," sagte mir einst einer der bedeutendsten, noch heute im öffentlichen Leben stehender Ungar. Und als ein cisleithanischer, leider verstorbener Abgeordneter, den Begabung, Erfahrung und Eifer längst im österreichischen Abgeordnetenhause auf den Leuchter gestellt hatten, sich über gewisse parlamentarische Fragen theoretischen Rat erholen wollte, wußte er niemand Bessern, an den er sich wenden konnte, als den Grafen Szécsén. Letzterer hatte bei wiederholtem Aufenthalte in England, für welches Land er große Vorliebe hegte, und durch eingehendes Studium sich eine sehr genaue Kenntnis dortiger parlamentarischer Einrichtungen und Gebräuche verschafft, kannte übrigens auch die auf dem Umwege über Frankreich eingebürgerten kontinentalen Adaptierungen des englischen Systems, war aber natürlich auch mit den parlamentarischen Vorgängen und Eigentümlichkeiten seines Heimatlandes, das einzige größere kontinentale Land, welches eine alte, autochthon entwickelte Verfassung besitzt, auf das eingehendste vertraut. Aus der Zeit seiner ausländischen Studien erzählte Szécsén mir einst, wie er, von England zurückkehrend, nach Paris kam und dort einer Sitzung der Kammer (ich glaube, es war die Constituante des Jahres 1848) beiwohnte. — Er war zunächst etwas befremdet über den französischen Gebrauch, die Redner von einer hohen Tribüne sprechen zu lassen, was ihm theatralisch vorkam, und da er gerade einen der größten Parlamentarier Frankreichs, den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Thiers, kennen gelernt hatte, bemerkte er diesem gegenüber: „Weshalb sprechen die französischen Redner nicht so wie die Engländer, an ihrem Platz?" Lächelnd antwortete Thiers: „Sie sehen doch, wie unruhig es ohnehin in unsern Sitzungen zugeht; wenn die Redner von ihren Plätzen aus sprächen, würde man sich in die Haare geraten." („On se prendrait aux cheveux.") Wie richtig Thiers' Anschauung ist, das habe ich auch außerhalb Frankreichs oft erfahren!

Es sei mir erlaubt, gleich hier eine zweite kleine Geschichte mehr anekdotischen Charakters mitzuteilen, die mir Szécsén einst erzählt hat, und die, so unbedeutend sie sein mag, einer gewissen charakteristischen Färbung nicht entbehrt. Es

war im Vormärz, in jener Zeit, in welcher unter dem Eindruck von Stefan Széchényis Reformbestrebungen in Ungarn öffentliche Angelegenheiten verschiedener Art lebhaft diskutiert wurden. Graf Szécsén kam gerade mit dem Dampfschiffe in Budapest an, als er erfuhr, daß soeben eine öffentliche Versammlung der Landwirtschaftsgesellschaft stattfinde. Er eilte sogleich in das nahe am Landungsplatze befindliche Lokal und kam gerade dazu, wie Ludwig Kossuth mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit über einen Funktionär der Gesellschaft herfiel, der nach Szécsénś Meinung eher Lob als Tadel verdiente. Der Mann hieß Farkas (zu deutsch: Wolf), und das benutzte Kossuth, um sein Benehmen mit dem dieses reißenden Tiers zu vergleichen. Szécsén ergriff sofort das Wort zu einer Stegreifrede, in welcher er Kossuths Ausführungen widerlegte und namentlich darauf hinwies, daß es nicht gestattet sei, den Familiennamen eines Mannes in einer Rede zu Angriffen auszunutzen. „Wäre dies aber gestattet," sagte er, „so müßte ich erklären, daß eine solche Kampfesweise wohl nicht glänzend genannt werden kann." Glänzend heißt auf ungarisch „fényes" — und Fényes war zufällig der Name eines Anhängers Kossuths, den dieser dem Farkas gegenüber zur Geltung bringen wollte. „Was sagte Kossuth zu deiner Antwort?" fragte ich Szécsén. „Kossuth lachte und bot mir eine Prise Schnupftabak an!" erwiderte er.

Weniger harmlos ging es bei den das Präludium zur ungarischen Revolution bildenden letzten Landtagsverhandlungen zu. Politische Versammlungen, in deren Debatte die Galerie sich einmischt, zeigen immer einen krankhaften, wo nicht hippokratischen Zug. Auch in Preßburg wurde der Versuch hierzu gemacht, so daß Szécsén, um sich die Freiheit des Wortes zu wahren, genötigt war, an den vorsitzenden Erzherzog Palatin zu appellieren.

Auf der Treppe mußte er durch ein Spalier von Anhängern der radikalen Partei passieren, welche den mutigen Mann mit besonderem Hasse verfolgten, ihm Schmähworte zuriefen, ihn während eines Spazierganges bedrohten und so weiter, was ihn aber nicht im geringsten davon abhielt, entschieden für seine Ueberzeugungen einzutreten — er hat es, wie schon erwähnt, auch in reiferem Alter, auch noch als Greis, jederzeit und jedem gegenüber gethan!

In der eigentümlichen Konstruktion unsrer Verfassungsbestimmungen ist es gelegen, daß Ungarn und Cisleithanien, trotz dem Vorhandensein der gemeinsamen Angelegenheiten, fast ausnahmslos separat, voneinander räumlich getrennt verhandeln; deshalb war ich auch ein einziges Mal in der Lage, gemeinschaftlich mit meinem verehrten Freunde an einer parlamentarischen Aktion teilzunehmen, obwohl wir durch Dezennien so viel über Politik miteinander gesprochen und korrespondiert hatten! Es war dies eine jener gemeinschaftlichen Sitzungen, in denen definitiv über das Schicksal solcher von der gemeinsamen Regierung gestellten Kreditforderungen entschieden wird, über welche disparate Abstimmungen der beiden Delegationen vorliegen. In diesen Sitzungen darf merkwürdigerweise gar nicht debattiert, sondern nur abgestimmt werden; die beiden Delegationspräsidenten enunzieren, jeder in seiner Sprache, den Gegenstand der Abstimmung,

welche dann sofort erfolgt. Die Oesterreicher stimmen mit „Ja“ oder „Nein“, die Ungarn mit „Igen“ oder „Nem“. — Ich erinnere mich sehr gut des eigentümlichen Eindruckes, den ich empfing, als Kardinal Haynald und Anton v. Schmerling nebeneinander auf der Präsidenten-Estrade Platz nahmen; da die Sitzung in Wien stattfand, hatte, mit Rücksicht auf Parität und Courtoisie, welche bei solchen Anlässen stets peinlich gewahrt werden, zuerst der Kardinal, dann Schmerling das Wort; wir übrigen stimmten dann in alphabetischer Ordnung, Cis und Trans durcheinander. Es war für mich eine Art von melancholischem Vergnügen, mein Votum einmal im Leben in dieselbe Wagschale wie mein Freund das seine legen zu dürfen; Szécsén stimmte mit der Majorität der Oesterreicher, während einige von diesen mit den übrigen Ungarn stimmten, wodurch wir beide in die Minorität kamen — letzteres war nicht besonders erschütternd, aber die „stumme“ Sitzung bleibt mir als solche in trauriger Erinnerung, und ich glaube, der Eindruck meines alten Freundes war derselbe! Daß einer gemeinsamen öffentlichen Abstimmung eine gemeinsame öffentliche Beratung gar nicht vorausgehen dürfe, war uns freilich nichts Neues, aber der lebendige Eindruck war doch recht fatal.

So oft ich Szécsén besuchte, fand ich ihn mit einer Zigarre im Munde und einem Buche in der Hand. Irre ich mich nicht, so hat Bismarck sich das Zigarrenrauchen erst während der Bundestagssitzungen angewöhnt, und auch Szécsén war erst als reifer Mann durch die Frequenz zahlreicher Sitzungen, durch das Beispiel rauchender Kollegen zum Raucher geworden. Wie in diesem unbedeutenden Detail, ähnelte Szécsén dem deutschen Reichskanzler auch noch in manchen Linien der Gesichtsbildung und andern Aeußerlichkeiten (Bart, Augenbrauen), welche Aehnlichkeit oft aufgefallen ist. — Bei solchen Besuchen und Gegenbesuchen nun lernte ich in Szécsén den Litteraten kennen, der er war. Er hatte eine große Vorliebe für geschichtliche Lektüre und war in der einschlägigen Materie sehr bewandert. Wertvolle, meist in Form von Essays gehaltene Aufsätze über politische Geschichte, zum Teil über Litteraturgeschichte, sind teils in ungarischer, teils in deutscher Sprache aus seiner Feder geflossen, manche davon in Zeitschriften veröffentlicht, manche in eignem Abdruck herausgegeben worden. Viel weniger unterrichtet als auf politischem, staatsrechtlichem, geschichtlichem und litterarischem Gebiet war Szécsén in Beziehung auf wirtschaftliche und soziale Fragen. Nicht ohne mißtrauische Besorgnis sah er die Gesetzgebung unsrer Tage sozialpolitische Wege einschlagen; allein gerade seine hohe Einsicht und sein gerader, gerechter Sinn bewahrte ihn davor, einseitig verurteilen zu wollen, was ihm ferne lag. Wiederholt erklärte er, es fehle ihm das Verständnis für soziale Fragen, weil er zu alt sei, um seine Bildung nach dieser Seite hin zu ergänzen. Diese Lücke liegt aber mehr in der Zeit, in welcher Szécsén aufgewachsen war, als in seiner Schuld oder in seinem Wesen.

III.

Wenn ich an einem bestimmten Tage in den vielbeschäftigten ersten Sommermonaten des Jahres 1893 Zeit und Lust gehabt hätte, mich in Reminiscenzen

zu ergehen, so hätte ich einen traurigen Vergleich anstellen können. Vor mir saß nämlich, bei einer fast tropischen Hitze, mein damaliger Kabinettschef Graf Eduard Taaffe. Es war in einem der Ministerzimmer unsers Parlaments, mir und den übrigen Kollegen war die dort herrschende Temperatur höchst lästig, während der arme Ministerpräsident, dessen Gesundheit schon damals, etwa dritthalb Jahre vor seinem Tode, stark angegriffen war, sich fröstelnd mit seinem Plaid zugedeckt hatte. Und nun hätte ich daran denken können, daß meine erste Erinnerung mir den Grafen Taaffe als flotten Tänzer zeigt, dreißig Jahre früher, als er, ein junger Beamter, bei der politischen Verwaltung in Prag diente.

Allerdings konnte es noch damals der kranke Taaffe, was Ausdauer betrifft, mit den meisten Gesunden aufnehmen. Mit wunderbarer Zähigkeit hielt er sich bis zur letzten Stunde seiner mehr als vierzigjährigen Dienstzeit aufrecht. Ich selbst bin durch zwölf Jahre, sieben Jahre als Statthalter von Mähren, fünf Jahre als Minister, mit dem Grafen Taaffe in regem dienstlichem Verkehr gestanden, habe auch außerdienstlich viel mit ihm verkehrt, kann mich aber nicht erinnern, daß er jemals über Müdigkeit oder gar Ermattung geklagt hätte, obwohl wenige Menschen seiner Lebensstellung ein so angestrengtes Leben geführt haben wie er. Auch über Schmerzen, über physische oder seelische Leiden pflegte er nicht zu klagen, ja er sprach darüber sehr selten, es sei denn, daß man ihn fragte, worauf man aber fast nie eine ausführliche Antwort bekam. Er besaß eben einen ungewöhnlichen Grad von Selbstüberwindung, denn sein Wille war stärker als die Leiden, die ihn langsam aufrieben, stärker als die zahllosen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden und seine Ausdauer auf die intensivste Probe stellten. Allerdings war Taaffes Gesundheit in den früheren Jahren viel besser als zuletzt. Aber auch damals führte er ein Leben, welches geeignet war, den gesundesten Menschen zu ermüden. Schon in früher Morgenstunde wach, war er bis spät in die Nacht, manchmal bis nach Mitternacht ununterbrochen thätig, und nur selten gönnte er sich Ruhe. Einen wirklichen, nur der Erholung oder Unterhaltung gewidmeten Urlaub hat Taaffe, solange ich ihn näher gekannt habe, nie genommen. Er ging zwar im Hochsommer, in der parlamentarischen saison morte alljährlich nach Elischau, seiner in Böhmen gelegenen Besitzung, die er sehr liebte; obwohl dieselbe in einer ziemlich rauhen, nur mäßig fruchtbaren Gegend liegt, ist die Landschaft mit ihren vielen Wäldern nicht ohne Reiz, das stattliche alte Schloß, welches manches Porträt von Taaffes irländischen Ahnen enthält, ist von einem großen Garten umgeben, wo Taaffe mir einmal mit wahrem Stolze einen vom Alter ausgehöhlten Lindenbaum zeigte, den er selbst in Behandlung genommen und durch sorgsame Pflege vom Absterben gerettet hatte. In einem nahegelegenen, mit Promenadewegen versehenen Wäldchen findet sich die getreue Nachbildung der Ruine eines alten irländischen Schlosses der Familie Taaffe. In dieser ländlichen Einsamkeit brachte er gern einige Zeit zu, er pflegte mehrmals im Sommer zwischen Wien und Elischau auf und ab zu fahren; allein auch dort arbeitete er emsig in den ihm nachgeschickten Akten. Jagd oder Reitsport trieb er nicht, oder nicht mehr, teils

wegen seiner Gesundheit, teils weil er alles, was geeignet war, ihn längere Zeit hindurch den Geschäften zu entziehen, sich abgewöhnte, so daß er in den letzten Jahren seiner Ministerschaft auch den Theaterbesuch ganz aufgegeben hatte. Im Essen und Trinken sehr mäßig, kannte Taaffe nur einen Genuß: stark zu rauchen, mehr als ihm gut war! Während der Parlamentszeit — damals gab es noch ein österreichisches Parlament, welches arbeitete — war Taaffe besonders angestrengt. Er pflegte zeitlich am Morgen eine große Zahl Zeitungen zu lesen, nicht zur Unterhaltung, sondern um sich zu informieren und wenigstens in der Hauptsache durch eigne Anschauung schon unterrichtet zu sein, ehe ihm noch die offizielle Zeitungsschau vorgelegt wurde. Der Tag verging dann, teils im Bureau, teils im Parlament mit der Teilnahme an Sitzungen, der Entgegennahme und Erledigung von Berichten, dem Empfange unzähliger Besuche, die Taaffe alle mit der größten Geduld und Zuvorkommenheit anhörte. Trotz der großen natürlichen Lebendigkeit seines Wesens, in der das irische Blut sich geltend machte, und die sich namentlich in gesunderen Tagen in Blick, Sprechweise und Bewegung deutlich zeigte, war Taaffe in seltenem Grade von dem Generalübel unsrer Zeit, der Nervosität, frei; ich weiß nicht, wie oft er Anwandlungen von Ungeduld oder Aerger gehabt haben mag, weiß aber, daß er sie fast niemals zeigte. Vielmehr gab er jedem, der an ihn herantrat, freundlichen Bescheid, ob er befreundet, gleichgültig oder ein Gegner war. Hochmut kannte er nicht, Rancune lag so wenig in seinem Wesen, daß er oft Leuten, deren Gegnerschaft er kannte, oder die ihm große Verlegenheiten bereitet hatten, die größten Gefälligkeiten erwies. Daß er manchmal, wenn thatsächlich die physische Zeit zu mangeln begann, das Gespräch mit allzu wortreichen Besuchern abzukürzen trachtete, ist natürlich, und das führte einst zu folgendem komischen Vorfalle. Ein neuer, noch nicht geschulter Thürhüter war gerade im Amte, und der Ministerpräsident erwartete einen Besucher, der, wie Taaffe im voraus wußte, wenig Sachliches vorzubringen hatte, aber gerne lange blieb, um seiner Redelust die Zügel schießen zu lassen. Taaffe instruierte nun den Thürhüter, er solle den Herrn sofort einlassen, aber nach kurzer Zeit eintreten, wie wenn er eine Meldung zu machen habe; dies würde, meinte Taaffe, den redelustigen Besucher auf gute und nicht verletzende Art zum Aufbruche veranlassen.

„Ja, Excellenz, aber wie lange soll der Herr N. bleiben?" fragte der Thürhüter.

„Nun, etwa fünf bis sieben Minuten!"

Der Herr N. kam und war gerade im besten Reden, als der diensteifrige Thürhüter die Thüre aufriß und mit lauter Stimme hineinrief:

„Excellenz, ich melde gehorsamst, daß der Herr N. jetzt schon sieben Minuten lang dasitzt!"

Einen andern Besucher ähnlicher Art hatte Taaffe auf eine späte Abendstunde bestellt; es war dies sonst die Zeit, in der er sich den Geschäften seines Ressorts zu widmen pflegte, weil er untertags auf die eben geschilderte Art daran gehindert war. Der Tisch war angehäuft mit Akten des Ministeriums

des Innern, die der in diesen Dingen fast pedantisch genaue Minister stets am selben Abende, beziehungsweise in derselben Nacht zu erledigen pflegte. Taaffe meinte, beim Anblick des großen Aktenmaterials werde der Besucher ein menschlich Rühren empfinden und sich kurz fassen. Aber weit gefehlt, der Redestrom floß unaufhaltsam hin, sogar dann noch, als Taaffe endlich ein Fascikel zur Hand nahm und sich in die Lektüre eines Aktes vertiefte!

Für solche Situationskomik war Taaffe ein guter Kunde; er war überhaupt humoristisch veranlagt, zu Scherzen geneigt; mancher seiner, bisweilen etwas drastischen Witze blieb als geflügeltes Wort im Kurse und ward noch lange Zeit citiert. Oberflächlichen Beobachtern galt er deshalb als leichtsinnig, ja als frivol. Der wahre Lebensernst aber zeigt sich keineswegs in wichtiger Amtsmiene, sondern in opferwilliger Pflichterfüllung, und hierin konnte Taaffe den Vergleich mit seinen Tadlern stets aufnehmen, ja, die wenigsten derselben hätten das angestrengte, geplagte Leben, welches Taaffe jahraus jahrein führte, vier oder sechs Wochen lang so wie er ausgehalten! — Es war ein Leben voll Mühe, ein Leben, arm an Freude und Erholung, welches der in den letzten Jahren stets kränkelnde Mann führte. Für Oesterreich, für seinen geliebten Monarchen, war er aufrichtig begeistert! Beiden hat er große Dienste erwiesen. Die gründlich dokumentierte Beweisführung hierfür würde weit über Zweck, Inhalt und Umfang dieses Aufsatzes hinausgehen; auch pflegen bei Beurteilung von Politikern Vorurteil und Gehässigkeit so stark einzuwirken, daß die Verteidigung von den Befangenen kaum angehört, viel weniger gewürdigt wird. Der Umstand, daß ich dem Kabinett Taaffe durch fünf Jahre angehörte, nachdem ich durch eine noch längere Zeit Statthalter, also Organ dieses Regimes, gewesen war, der Umstand endlich, daß ich mit ihm persönlich befreundet war, kann natürlich von vielen dahin ausgenutzt werden, meine Zeugenschaft als parteiisch zu verdächtigen. Trotz alledem will ich wenigstens mit einigen Worten *andeuten*, weshalb ich Taaffe für einen verdienstvollen Minister halte.[1])

Ich muß vorerst nachdrücklichst den selbstverständlichen Satz betonen, daß der, der einen Verstorbenen genau gekannt hat, berechtigt ist, ein Urteil über ihn abzugeben, mindestens ebenso berechtigt als andre, die ihn weniger genau oder die ihn gar nicht gekannt haben. Auf Grund dieser Art von Kenntnis, die ich unbedingt für mich in Anspruch nehmen kann, muß ich vor allem Taaffes gute Absichten und seine unausgesetzten redlichen Bemühungen für das öffentliche Wohl hervorheben. Was aber den Erfolg betrifft, so will ich nur auf folgende notorische Thatsachen kurz hinweisen. Was einer Reihe früherer Regierungen nicht gelungen war, brachte Taaffe zu stande, nämlich die Beschickung des bis zu seinem Regierungsantritte unvollständigen Reichsrates durch die tschechischen Abgeordneten. Dasselbe gilt von der so oft versuchten, aber bis dahin stets mißlungenen Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte. Allerdings ist

[1]) In politischer Beziehung weicht das Urteil des Verfassers über den Grafen Taaffe von dem der „Deutschen Revue" ab. Die Redaktion.

es zunächst und unmittelbar das Verdienst Dunajewskis, das Defizit endlich beseitigt zu haben. Allein es war hierzu die ständige Zustimmung und Unterstützung des Kabinettchefs notwendig, der, mit gutem Beispiele vorangehend, für sein eignes wichtiges Ressort, jenes des Innern, mit großer Selbstverleugnung seine Anforderungen an die Staatsmittel nur in bescheidenem Maße stellte. Nur mit großer Festigkeit und Beharrlichkeit konnte dieses große Ziel erreicht werden, und es waren zwei solche Willenspotenzen, wie Taaffe und Dunajewski, hierzu nötig; wer in der Administration gedient hat, weiß, daß vielleicht nichts so schwer ist, als auch berechtigten Anforderungen gegenüber nein zu sagen! — Wenn unter nachfolgenden Regierungen Investitionen verschiedener Art gemacht wurden, wenn der bis dahin ungenügende Personalstand der Beamten vermehrt, wenn das Los der Staatsdiener wesentlich verbessert werden konnte, so ist dies großenteils das Verdienst Dunajewskis, der das Defizit beseitigt, und das Verdienst Taaffes, der Dunajewski in sein Amt gebracht und diesen energischen, hochbegabten Kollegen gehalten und in kollegialer Weise unterstützt hat, wie denn Taaffe, was ich gleich hier erwähnen will, seinen Kollegen stets in loyalster und freundschaftlichster Weise nicht nur persönlich entgegenkam, sondern sie auch wirksam unterstützte. Es gebührt ferner Taaffe ein großer Teil des Verdienstes daran, wenn Oesterreich auf dem Gebiete der sozialpolitischen Gesetzgebung nicht nur mit den andern europäischen Staaten Schritt gehalten hat, sondern ihnen um ein gutes Stück vorangegangen ist. Auch hier, wie überall, konnte man momentan nur die Schwierigkeiten und Kämpfe, sowie das unmittelbar gewonnene legislative Ergebnis betrachten, die volle Wirksamkeit aber erst nach und nach würdigen. Als einen Beleg für die Größe dieser Wirksamkeit nur nach einer Seite hin möchte ich eine Angabe hier wiederholen, die mir gegenüber kürzlich von vertrauenswürdiger Seite gemacht worden ist, nämlich, daß in Böhmen allein, seit dem Inslebentreten der Kranken- und Unfallversicherung achtundachtzig Millionen Gulden an Unterstützungen ausbezahlt worden sind.

Wie auf im allgemeinen Bekanntes weise ich ferner auf die während Taaffes Ministerium abgeschlossenen großen Handelsverträge, auf die Ergänzung und die in wichtigen Teilen erfolgte Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes hin; ich erinnere ferner daran, daß in jenen Jahren, bei aller Sparsamkeit, die Organisierung der Wehrkraft der Monarchie vervollständigt, in allen Zweigen des Unterrichtswesens neue Anstalten gegründet, bestehende erweitert wurden; ich betone endlich, daß in der Bewirtschaftung der Staatsdomänen, unter Vergrößerung derselben, ferner zur Hebung der privaten Land- und Forstwirtschaft vieles geschah, und daß wichtige auf dem Gebiete der Justizgesetzgebung später durchgeführte Reformen damals vorbereitet wurden.

Dies sind, wie gesagt, nur Andeutungen; welchen Eindruck sie auf die geneigten Leser machen, weiß ich nicht, aber gerade meinen Lesern bin ich es schuldig, wenigstens anzudeuten, weshalb ich diese und keine andre Anschauung über den Grafen Eduard Taaffe hege und stets hegen werde. Selten ist ein Staatsmann, was Absichten und Handlungen, sowie was die Wirkung seiner

Politik betrifft, so ungerecht beurteilt worden wie dieser Mann; vielleicht hat der Umstand, daß er kein guter Redner war und nur ungern öffentlich sprach, niemals für den Druck schrieb, dazu beigetragen, die Vorurteile gegen ihn wachsen zu lassen; vielleicht hat die ihm eigentümliche Mischung von Pessimismus und Gutmütigkeit in Verbindung mit physischen Leiden ihn bestimmt, insbesondere nach seiner Demission, die Angriffe, welche jeden Unparteiischen oft aufs tiefste empören mußten, mit großer Seelenruhe hinzunehmen; vielleicht war es auch sein gutes Gewissen, welches in beruhigte, indem er am Abende seines Lebens sich sagen konnte, er habe stets redlich gestrebt, viel Gutes bewirkt, habe vielen geholfen und, last not least, sich niemals an seinen zahlreichen Feinden gerächt. Wer so wenig an sich gedacht hat wie er, der tröstet sich leichter, wenn ihn andre verkennen! — Daß aber nicht alle es thun, sollen diese Zeilen beweisen.

Am Semmering, im August 1900.

Neues und Altes vom Feldmarschall Grafen Waldersee.

Von

Oberstleutnant **W. v. Bremen.**

Fast dreißig Jahre hat das deutsche Volk in Frieden leben dürfen, aber das deutsche Heer hat inzwischen nicht auf seinen Lorbeern geruht, sondern toujours en vedette gestanden. Es schaute nach Westen und Osten, und mehr als einmal während dieser langen Zeit glaubte es, den großen Waffengang nach einer oder gar beiden Fronten zugleich aufnehmen zu müssen, aber wer ihm noch vor kurzem gesagt hätte, daß es seinen ersten Kampf in einem fernen Weltteil würde ausfechten müssen, wäre ungläubigem Lächeln begegnet. Nun stehen 22 000 Mann deutscher Truppen auf chinesischem Boden, um für die dem deutschen Namen zugefügte Schmach Vergeltung zu üben und im Verein mit den Streitkräften von sieben andern zivilisierten Völkern geordnete Zustände für den Verkehr mit dem Reich der Mitte herzustellen. Ueber alle verbündeten Truppen, über 90 000 Mann, führt ein preußischer Feldmarschall den Oberbefehl. Was Wunder, daß sich nicht nur unser Interesse, sondern das der ganzen Welt diesem Manne zuwendet, und daß auch das Ausland fragt, was es von ihm zu erwarten hat.

Das deutsche Heer wußte es längst, daß er für den Fall eines Krieges zum Oberbefehlshaber einer Armee ausersehen sei, aber in weiteren Kreisen war es doch wenig bekannt, worauf denn die hohe Meinung beruht, die sein Kaiser und das gesamte Heer von ihm hegen. Da mag es am Platze scheinen, zusammenfassend das zu sagen, was die Gewähr giebt, daß hier eine ganze volle Persön-

lichkeit, ein Mann von seltenen militärischen Eigenschaften, mit einem klaren Blick für die Wirklichkeit der Dinge, ohne jegliche theoretische Voreingenommenheit für irgend etwas, der hiermit — gewiß eine seltene Eigenschaft bei einem Soldaten — politisches Verständnis und diplomatischen Takt verbindet, vor uns steht. Angeborene Begabung, eiserne Thatkraft und glückliche Umstände haben dazu beigetragen, solches Ergebnis herbeizuführen.

Aus altem Soldatenblute entsprossen, hat der Feldmarschall diejenigen Geistes- und Charaktereigenschaften, die den echten Krieger ausmachen, schon in der Wiege empfangen. War doch sein Vater bereits General der Kavallerie und Ritter des Schwarzen Adlerordens, seine Mutter aber eine Tochter des Generals v. Hünerbein, der sich in den Freiheitskriegen als einer der bravsten Führer des Yorkschen Corps einen Namen erwarb. Durch seine Großmutter, eine geborene Gräfin von Anhalt, aber entstammte er dem Dessauer Fürstenhause, das dem preußischen Heere eine Reihe ruhmvoller Führer im achtzehnten Jahrhundert gab. Auch der Bruder seines Vaters, der am 15. Januar 1864 verstorbene Graf Friedrich, hat sich als Kriegsminister um das preußische Heer wohlverdient gemacht, und sein Unterrichtsbuch, der „Große“ und der „Kleine Waldersee“, hat Generationen tüchtiger Soldaten herangebildet. Er war es auch, der an der Spitze preußischer Truppen den Maiaufstand in Dresden 1848 energisch und schnell niederwarf. Aber auch andre der nächsten Verwandten des Feldmarschalls haben für König und Vaterland gefochten, ja ihr Leben gelassen. So ist sein ältester Bruder, Graf Georg, als Kommandeur des Augusta-Regiments bei Le Bourget am 30. Oktober 1870 den Heldentod gestorben, während sein Vetter Graf Rudolf, ein Sohn des Kriegsministers, als Kommandeur der 5. Jäger am 4. August 1870 bei Weißenburg die Todeswunde empfing.

Im Kadettencorps, der Pflanzstätte so vieler unsrer tüchtigsten Offiziere, erzogen, trat Graf Alfred am 27. April 1850 bei der Gardeartillerie als Offizier ein, so daß er, wie bekannt, im vergangenen Frühjahr sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern konnte. In dieser Waffe wurde er 1862 zum Hauptmann befördert, und daß er in ihr seine Grundlage empfing, mag die Ursache sein, daß man besonders in Laienkreisen jetzt öfter der Meinung begegnet, daß er die Artillerie als die Hauptwaffe betrachte, obwohl gerade keiner weiter entfernt von einer einseitigen Bevorzugung oder Ueberschätzung einer Waffe ist als der Feldmarschall. 1865 zum Adjutanten des Prinzen Karl von Preußen ernannt, begleitete er diesen in den Feldzug 1866 und erhielt so Gelegenheit, den Kriegsereignissen im Großen Hauptquartier beizuwohnen. Das tägliche Zusammensein mit den leitenden Persönlichkeiten und die Teilnahme an den entscheidenden Ereignissen gewährten so dem jungen Offizier schon einen Einblick in die großen Verhältnisse des Krieges und eine Kenntnis derjenigen Faktoren, auf denen der Erfolg beruht, wie er ähnlich sonst jüngeren Offizieren selten zu teil wird.

Als bei dem Kampf um den Holawald in der Schlacht bei Königgrätz einzelne preußische Truppenteile stark erschüttert vor dem furchtbaren österreichischen Artilleriefeuer zurückwichen, da war er Zeuge jener Scene, wie König

Wilhelm sie ungnädig anließ und wieder vorschickte. „Es war erhebend zu sehen“ — so schrieb der Feldmarschall später über diesen Vorgang — „wie stramm und entschlossen er (der König) war; jeder Zeuge der Scene war davon berührt; man fühlte, rückwärts geht der König nicht, mag kommen, was da will.“ Sah er hier schon, wie der unbeugsame Wille des obersten Führers oft das allein Entscheidende ist, so mag in dieser Beziehung nicht minder eindrucksvoll ein andrer Vorgang derselben Schlacht auf ihn gewesen sein, als er, von einer Sendung zum ersten Armeecorps zurückkehrend, an der sich eben nach ihrem ruhmvollen Kampfe im Swiepwald sammelnden Division Franseckỳ vorüberkam. „Hierbei traf ich den General v. Franseckỳ,“ schrieb der Feldmarschall vor nicht langer Zeit an den Schreiber dieser Zeilen, „und war er, wie die Truppe, unter dem Eindruck des Sieges und dem, in heißem Ringen sich glänzend bewährt zu haben!“

War es dem jungen Hauptmann so vergönnt, Zeuge der entscheidendsten Kämpfe und der Vorgänge, wie sie sich in dem mit der Leitung der Operationen bestimmten Hauptquartier abspielten, zu sein, so hatte er andrerseits dabei auch Gelegenheit gefunden, sich bei den verschiedenen Entsendungen so sehr die Anerkennung der maßgebenden Persönlichkeiten zu erwerben, daß noch während des Kriegs seine Versetzung in den Generalstab erfolgte. Nach dem Kriege wurde er dem Generalstabe des neugebildeten zehnten Armeecorps in Hannover zugeteilt. Dieses hatte soeben in dem General Konstantin v. Voigts-Rhetz seinen ersten kommandierenden General erhalten. Voigts-Rhetz, bekannt durch seine Teilnahme an der Unterdrückung des polnischen Aufstandes und dann später Militärbevollmächtigter beim Bundestage in Frankfurt a. M., hatte sich in den verschiedensten Generalstabsstellungen hohe Anerkennung erworben und war, als es sich darum handelte, einen Nachfolger als Chef des Generalstabs für den General v. Reyher zu finden, mit Moltke zusammen dafür in Frage gekommen. Spricht dies schon für die hohe Wertschätzung, die er genoß, so hat er auch 1866 als Chef des Generalstabs beim Prinzen Friedrich Karl und 1870 als kommandierender General des zehnten Armeecorps diese hohe Meinung in glänzendster Weise gerechtfertigt. Der dienstliche Verkehr mit diesem ausgezeichneten Soldaten wurde für die weitere Entwicklung des Grafen Waldersee von bedeutendem Einfluß. Wie sehr der Graf aber auch schon damals mit eignen Ideen hervortrat, zeigt seine in jene Zeit fallende Anregung zur Einrichtung von Generalstabsreisen in der Form, wie sie noch heute im wesentlichen besteht. Damals wurden nur beim Großen Generalstab derartige Reisen gemacht, bei den Armeecorps bewegten sie sich noch in bescheidenen Grenzen, und es wurde hier vielfach noch das topographische Element sehr bevorzugt.

Der Empfehlung des Generals v. Voigts-Rhetz hatte Graf Waldersee es wohl hauptsächlich zu verdanken, daß man an oberster Stelle immer mehr auf seine Eigenschaften aufmerksam wurde, die sich vor allem in einer frischen Auffassung, einer scharfen Beobachtung aller Dinge, auch der nicht rein militärischen, kennzeichneten, und so wurde er zu Anfang des Jahres 1870 nach Paris als Militär-

bevollmächtigter zur Botschaft kommandiert. Hier bewährte er diese Eigenschaften in vollstem Maße und gewann in kurzer Zeit einen genauen Einblick in die französischen Heeresverhältnisse. Wie sehr auch dies an höchster Stelle erkannt wurde, zeigt, daß man seine Charakteristik der französischen Taktik beim Ausbruch des Krieges umdrucken ließ und zur Kenntnis der Truppen brachte.

Zum Flügeladjutanten des Königs ernannt, nahm er in dessen Umgebung an der ersten Hälfte des Krieges teil und wohnte den Schlachten von Gravelotte, Beaumont und Sedan bei. König Wilhelm sprach niemals mit seinen Adjutanten über die Leitung der Operationen und Schlachten, er behielt dies allein den von ihm hierfür berufenen Männern vor. Aber die genaue Kenntnis der französischen Heereseinrichtungen, ihrer Taktik und Gewohnheiten, die Graf Waldersee schon bekundet hatte, brachte es mit sich, daß der König ihn hierüber ins Gespräch zog und sich dann auch bald davon überzeugte, wie richtig sein Flügeladjutant unsre damaligen Gegner und das, was wir von ihnen auch ferner zu erwarten hatten, beurteilte. Dies führte im weiteren Verlaufe des Krieges zu einem Entschlusse, der für die Verwendung des Grafen Waldersee von weitgehenden Folgen werden sollte. Hönig hat in seinem bekannten und bedeutenden Werk, dem „Volkskrieg an der Loire", hierüber dankenswerte Hinweise gegeben, die gerade jetzt auch für weitere als rein militärische Kreise von hohem Interesse sind.

Der Fortgang der deutschen Operationen gegen die Neuschöpfungen Gambettas an der Loire hatte in der zweiten Hälfte des November 1870 eine Wendung genommen, die vielfach nicht mit den Absichten des Großen Hauptquartiers und den eigensten Ansichten des Königs übereinstimmte. Der König selbst war über den Wert der französischen Heere der Republik andrer Ansicht als einzelne Persönlichkeiten im Hauptquartier. Er maß ihnen einen höheren Wert als diese zu, und es ist wohl möglich, daß seine Erfahrungen von 1814 hierbei eine Rolle gespielt haben. Sicher ist, daß sich sein großer und weiter Blick auch hier wieder glänzend bewies. Die Berichte, die von der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg eingingen, genügten ihm vielfach nicht, und er beschloß zu einem Mittel zu greifen, hier gewissermaßen „mit eignen Augen zu sehen", indem er eine Persönlichkeit dorthin sandte, von der er die Ueberzeugung hegte, daß sie ebenso vorurteilsfrei wie er selbst die Lage bei der feindlichen Armee ansehen werde. Er erwählte hierzu seinen Flügeladjutanten Oberstleutnant Grafen Waldersee. Möglich, daß ihm auch hierbei das Vorbild von 1814 vorschwebte, wo Friedrich Wilhelm III. zur Blücherschen Armee ebenfalls einen Flügeladjutanten entsandte, der nur ihm seine Berichte zu senden hatte. Jedenfalls entsprang der Entschluß seiner eigensten Initiative, und er bewies auch damit, wie richtig er Dinge und Menschen zu erkennen wußte.

Am 24. November empfing Graf Waldersee vom König selbst seine Weisung, wobei sich dieser folgendermaßen äußerte: „Wir stehen vor einem entscheidenden Moment des Krieges. Die französische Armee an der Loire hat sich allmählich mehr und mehr verstärkt und besser organisiert. Ich habe das ja kommen sehen

und den Herren oft genug gesagt, allein sie wissen ja alles immer besser als ich und behaupten, der eigentliche Krieg sei zu Ende. General von der Tanns Aufstellung in und um Orleans entsprach nicht meinen Auffassungen, seine Stellung war zu gefährdet, und er mußte mit Verlusten zurückgehen. Es ist die 22. Division hingesandt worden, ich habe die 17. Division nachgeschickt, und schon ist es klar, daß der Großherzog mit all diesen Truppen dem Feinde nicht gewachsen ist. Sehr zur Zeit ist Metz gefallen, und es ist nun ja auch gelungen, die II. Armee heranzuziehen. Sie ist aber sehr schwach und zählt nicht mehr als 40000 Gewehre, der Feind wird auf 150000 bis 200000 Mann geschätzt. Ich weiß sehr wohl, daß meine Truppen besser sind als die französischen, täusche mich darüber aber nicht, daß wir vor einer Krisis stehen. Wird der Prinz Friedrich Karl geschlagen, so müssen wir die Cernierung von Paris aufgeben.

„Ich habe dem Prinzen den Ernst der Lage in diesem Briefe, den Sie ihm überbringen werden, vorgestellt; wiederholen Sie ihm dabei, daß ich das vollste Vertrauen in seine Führung und Kriegserfahrung habe. Machen Sie sich auf den Weg, denn es wird bald Gefechte geben. Sie werden mir täglich berichten und bei dem Prinzen bleiben, bis ich Sie abberufe."

Welche schwere Aufgabe der Graf Waldersee übernahm, ist klar; sie erforderte neben hoher militärischer Begabung diplomatisches Geschick. Denn nicht nur galt es, mit eignen Augen die Lage der weit auseinandergezogenen II. Armee und der Armeeabteilung, sowie die Verhältnisse und Absichten des Gegners zu erkennen, um darüber so berichten zu können, wie der König es wünschte, sondern auch mit dem prinzlichen Oberbefehlshaber und seinem Chef des Generalstabes in vollem Einvernehmen zu bleiben, um über deren Absichten immer aufs genaueste orientiert zu sein. Wie der Graf diese Aufgabe löste, muß als meisterhaft und vorbildlich gelten.

Wohl war er dem Prinzen Friedrich Karl schon von früher bekannt, aber es galt nun doch, einem gar zu begreiflichen Mißtrauen, das ihm entgegengebracht werden konnte, die Spitze abzubrechen, und hier muß allerdings aufs höchste anerkannt werden, daß der sonst zum Argwohn neigende Prinz den Grafen mit größter Herzlichkeit und Offenheit empfing und ihm nichts von seinen Auffassungen verhehlte. Daß aber dies Entgegenkommen zu vollem Vertrauen und zu einer Hochschätzung führte, die der edle Prinz dem Grafen bis zu seinem leider so frühen Tode bewahrte, ist das hohe Verdienst des Grafen, das er sich in diesen ereignisreichen Tagen erwarb.

Graf Waldersee war damals 38 Jahre alt, in der Blüte der Manneskraft, mit eisernen Nerven und einem durch Uebung abgehärteten Körper, der jede, auch die stärkste körperliche und geistige Anstrengung willig ertrug. Bezeichnend ist auch die Art seiner Ausrüstung. Selbst natürlich sehr gut beritten, war er nur von drei Mann der Kavallerieestabswache des Großen Hauptquartiers aus Versailles begleitet und führte einen kleinen Wagen mit dem notwendigsten Gepäck, Lebensmitteln und Fourage mit, der ihm überall folgen konnte. So machte er sich vollständig unabhängig in seiner Unterkunft, war den ganzen Tag

unterwegs, um dann spät abends irgendwo sein Quartier zu suchen und seine Berichte an den König zu schreiben. Obwohl ihn der Prinz gebeten hatte, immer in seinem Hauptquartier an seinem Tische als Gast teilzunehmen, machte er doch nur selten davon Gebrauch.

Es waren ereignisreiche und entscheidende Tage, die ihm beschieden sein sollten. Am 25. November war Graf Waldersee in Pithiviers, dem Hauptquartier des Prinzen, eingetroffen, hatte sich dort die notwendige Orientierung verschafft und benutzte die beiden folgenden Tage, um selbst die sechs Meilen lange Aufstellung der II. Armee kennen zu lernen, die feindlichen Vorpostenstellungen zu erkunden und sich ein Urteil besonders über die Frage zu bilden, ob augenblicklich eine Defensive, wie es der Prinz wollte, oder eine Offensive, wie sie das Große Hauptquartier wünschte, angezeigt sei. Er sprach sich in seinen ersten beiden Berichten, die er am 26. und 27. November sandte, für eine augenblickliche Defensive aus, da die Gelände- und Witterungsverhältnisse für eine Offensive sehr ungünstig lägen und alle Vorteile augenblicklich einer Defensive zu gute kämen. Auch dies ist ein Zeichen, wie vorurteilslos und sachlich er die Dinge prüfte, da ihm selbstverständlich die Offensive auch damals schon, wenn irgend möglich, sympathischer war.

Schon der nächste Tag brachte den großen Versuch der französischen Loire-Armee, bei Beaune la Rolande den linken Flügel der prinzlichen Armee über den Haufen zu werfen, um dann über Fontainebleau zum Entsatz von Paris zu marschieren.

Der Graf hatte in der Nacht vom 27. zum 28. November in Pithiviers Quartier genommen und war am 28. morgens gerade mit der Abfassung seines Berichtes an den König beschäftigt, als Kanonendonner hörbar wurde. Der Graf beendete schnell seinen Bericht, sandte ihn ab, warf sich aufs Pferd und eilte nach dem südöstlichen Ausgange der Stadt, da der Kanonendonner von dorther zu kommen schien. Bald deutete die zunehmende Stärke auf einen ernsten Kampf, und ein schneller Ritt brachte den Grafen nach dem etwa zwanzig Kilometer entfernten Schauplatz, wo er bereits gegen 11 Uhr beim kommandierenden General des angegriffenen 10. Corps, General v. Voigts-Rhetz, am Bahnhof von Beaune eintraf. Schon auf seinem Ritte hatte er den immer heftiger werdenden Angriff auf Beaune wahrgenommen, konnte dem General aber auch schon Mitteilung machen, daß die nächsten Truppen des 3. Corps, die 5. Division, etwa in zwei und einer halben Stunde zu erwarten seien, eine Nachricht, die wesentlich zu dessen Entschluß, sich unter allen Umständen zu behaupten, beitrug. Aber noch ehe das Eingreifen dieser Truppen wirksam wurde, trat die Krisis des Tages ein. Schon sollten auf die unrichtige Meldung hin, daß Beaune verloren sei, Rückzugsbefehle erlassen werden, als der Oberstleutnant v. Caprivi, damals Stabschef beim 10. Corps, den General bewog, davon abzustehen und erst noch genauere Meldungen abzuwarten. Vor allem sei das heranrückende 3. Corps zum beschleunigten Eingreifen aufzufordern. Graf Waldersee erbot sich sofort, dorthin zu reiten, was der General zunächst ablehnte. Ein ausgesandter

Kavallerie-Offizier kehrte zu Fuß zurück, da sein Pferd schon von französischen Schützen erschossen war. Nun hielt es den Grafen nicht mehr dort, und obwohl noch ein andrer Offizier, Leutnant v. Podbielski — der heutige Staatssekretär — entsandt wurde, dem erst Infanterie den Weg bahnen mußte, jagte der Graf doch in der Richtung des anmarschierenden 3. Corps um die französischen Schützenlinien herum auf die heranrückende preußische Infanterie zu, der er die Richtung zum entscheidenden Eingreifen wies. Eine französische Granate sprang über seinem Kopf, ohne ihn zu verletzen. Weiter ging der Ritt zum kommandierenden General des 3. Corps, dem General v. Alvensleben, den er über die Lage unterrichtete, und dem er ebenfalls den Punkt angab, wo ein Eingreifen am entscheidendsten sein mußte. Die Orientierung erwies sich als so richtig, daß General v. Alvensleben nichts an seinen Befehlen zu ändern brauchte, als genauere Nachrichten über den augenblicklichen Stand des Kampfes eintrafen. Graf Waldersee hatte auch sofort starke Artillerieentwicklung vorgeschlagen, um die vorrückende feindliche Infanterie bald zur Umkehr zu bewegen. Dann müsse Kavallerie den Erfolg vollenden. Das Anerbieten des Grafen, bei den Truppen zu verbleiben, nahm Alvensleben mit den Worten an: „Niemand ist besser unterrichtet als Sie, ich möchte mich schon deshalb Ihres Rates versichern; außerdem sind Sie aber alter Artillerist, und da möchte ich Sie bitten, meine Artillerie anzusetzen, wenn Sie meinen, daß Ihr Auftrag dies erlaubt.“ Nach einer Erkundung für geeignete Stellungen führte der Graf die erste ankommende Batterie sogleich dahin vor und ließ das Feuer eröffnen. Als bald starke französische Infanterielinien in großer Unordnung zurückwichen, machte der Graf, getreu seinem ersten Rate, darauf aufmerksam, daß nun Kavallerie den Erfolg vollenden müsse. Leider wurde die Gelegenheit, hier eine glänzende That auszuführen und den Tag zu entscheiden, von der anwesenden Kavallerie nicht ausgenutzt, wie es auch trotz des aufgeweichten Erdreichs wohl möglich gewesen wäre.

Auch dem Prinzen Friedrich Karl, der sich dem Schlachtfelde genähert hatte, vermochte Graf Waldersee die erste Nachricht von dem glücklichen Ausgange des Tages mit den Worten zu bringen: „Es ist ein vollständiger Sieg erfochten; derselbe wird zu einem Roßbach für die Franzosen, wenn unverzüglich verfolgt wird.“ Der Prinz reichte dem Grafen die Hand und dankte ihm für diese „erste und hinreichende Aufklärung über die Ergebnisse des Tages“. Zu einer thatkräftigen Verfolgung kam es indessen nicht mehr. Noch am Abend begab sich Graf Waldersee nach Pithiviers zurück und berichtete um 11 Uhr über die Schlacht an den König.

Sofort beim erschallenden Kanonendonner zu Pferde, der Richtung des Schalles folgend, immer an den wichtigsten Punkten der Schlacht, unermüdlich seine Kräfte der Leitung zur Verfügung stellend, die entscheidenden Maßnahmen richtig erkennend, so sehen wir den Grafen schon an diesem Tage seine hohen militärischen Eigenschaften entfalten. Und wie er vor der Schlacht der Vertreter der Defensive gewesen, so dringt er nun sofort auf rücksichtsloseste Offensive, um ihre Früchte einzuheimsen, ohne leider damit durchzudringen.

Schon am 29. früh ist er wieder in Beaune, um seinen Bericht an den König zu ergänzen. Der 30. führte ihn wieder mit dem Prinzen zusammen, der das Schlachtfeld besichtigte. Nach mehrfachem Schwanken war dieser von dem Plan einer Offensive am 30. wieder zurückgekommen; nun bedauerte er, sie unterlassen zu haben. „Doch selten kehrt," wie er zum Grafen sagte, „das Soldatenglück mit derselben Gunst zurück." Als der Graf am 1. Dezember spät abends die Gewißheit gewann, daß es am folgenden Tage bei der westlich der großen Straße Orleans-Paris operierenden Armeeabteilung des Großherzogs voraussichtlich zu ernsteren Kämpfen kommen werde, beschloß er sofort, noch vor Tagesanbruch dorthin zu eilen, da der Schwerpunkt der Ereignisse zunächst dort liegen mußte. So wurde es ihm möglich, auch der entscheidenden Schlacht bei Loigny am 2. Dezember beizuwohnen und auch hier erfolgreich in den Gang der Ereignisse einzugreifen.

Schon auf seinem Ritt am frühen Morgen des 2. Dezember zur Armeeabteilung fand der Graf Gelegenheit, starke, östlich der Straße Orleans-Paris vorrückende Massen des Gegners genau zu beobachten. Seine unter großen Schwierigkeiten teils durch einen Reiter, teils mit dem Telegraphen an den Prinzen hierüber gesandte Meldung war so wichtig, daß sie den Prinzen bewog, noch an diesem Tage nach Westen sich der Armeeabteilung zu nähern, so daß damit ein Zusammenwirken zum entscheidenden Angriff auf Orleans möglich wurde. Um Mittag traf Graf Waldersee bei dem Großherzog auf dem Schlachtfelde ein, den er nun ebenfalls über die ihm von Osten drohende Gefahr unterrichten konnte, und begab sich dann wieder zum Brennpunkte des Kampfes bei Loigny, wo General v. Treskow, früher langjähriger Chef des Militärkabinetts, seit kurzem Kommandeur der 17. Division, den Befehl führte.

Als im weiteren Verlaufe des hin und her wogenden Kampfes am Nachmittag ein Vorstoß starker französischer Kräfte bei Loigny die Deutschen an einigen Stellen zum Weichen brachte, da nahm Graf Waldersee freudig die Gelegenheit wahr, auch einmal persönlich in den Kampf einzugreifen. Mehrere zurückgehende Abteilungen brachte er zum Halten, sprang vom Pferde, dessen Zügel er einem Husaren zuwarf, stellte sich an die Spitze einer geschlossenen Compagnie, ergriff selbst ein Gewehr und führte, alles mit sich fortreißend, die nächsten Truppen auf Loigny vor. Auf nächste Nähe an den Feind gekommen, rief er: „Halt — Schnellfeuer, hundert Schritt!" Er selbst feuerte mit, und die Wirkung des Feuers aus dieser Nähe war von höchstem Erfolge. Nach Erlöschen der Schlacht ritt der Graf nach dem Orte Janville und berichtete von hier kurz mit dem Telegraphen nach Versailles und an den Prinzen Friedrich Karl, der hierdurch die erste Nachricht von dem glänzenden Siege der Armeeabteilung erhielt. Abends um 11 Uhr folgte dann wieder ein ausführlicher Bericht an den König.

Auch den Kämpfen des nächsten Tages beim Vorschreiten auf Orleans wohnte Graf Waldersee bei der 22. Division bei, seine Eindrücke abends in seinem Bericht an den König dahin zusammenfassend: „Nach allem, was ich gestern

und heute gesehen habe, halte ich die Kraft der französischen Armee für gebrochen," damit das Richtige treffend. In gleicher Weise war er am 4. Dezember bald bei den verschiedensten Abteilungen beobachtend, bald dem Prinzen seine Beobachtungen mitteilend. Nach der Einnahme von Orleans erkundete er selbst mit dem Grafen Häseler, dem jetzigen kommandierenden General, am 5. drei Meilen weit auf dem linken Loire-Ufer und kam hierbei zur Ueberzeugung, daß eine energische Verfolgung das Zerstörungswerk beim Feinde bald vollenden werde. Leider konnte er auch jetzt nicht mit seiner Ansicht durchdringen. Eine rechtzeitige und kräftige Verfolgung unterblieb, und dieser Umstand trug dazu bei, die Sammlung und den späteren Widerstand des französischen Heeres unter Chanzy zu ermöglichen.

Die glänzende und erfolgreiche Thätigkeit des Grafen Waldersee in den Tagen vom 25. November bis zum 5. Dezember bewogen den Prinzen Friedrich Karl, den König zu bitten, ihm den Grafen noch zu belassen. Der König gewährte die Bitte, und so verblieb dieser noch einige Zeit im Hauptquartier der II. Armee. Dem König aber und dem Grafen Moltke hatten seine überaus klaren und sachlichen Berichte den Beweis für seine hohe militärische Befähigung gegeben, wozu noch kam, daß er es verstanden hatte, auch seine Stellung zu den verschiedenen in Frage kommenden Persönlichkeiten überaus taktvoll zu gestalten, wie er es auch vermied, jemals in seinen Berichten irgendwie Bemerkungen über Persönlichkeiten zu machen, sich immer auf das Sachliche beschränkend. Als er das Weihnachtsfest wieder in Versailles begehen durfte, da war das Eiserne Kreuz erster Klasse der Dank des Königs für die großen Dienste, die er vor Orleans geleistet hatte, und als dann beim Großherzog von Mecklenburg ein neuer Stabschef ernannt wurde, war es der Graf Waldersee, der am 4. Januar 1871 diese Stelle erhielt. So wurde es ihm vergönnt, die entscheidenden Tage von Le Mans an verantwortungsvoller Stelle mitzuerleben. Auch hier erwarb er sich wieder das volle Vertrauen seines großherzoglichen Führers. Er ist somit, wenn wir von den prinzlichen Führern, dem König und dem Prinzen Georg von Sachsen absehen, der einzige deutsche aktive General, der noch am Feldzuge in einer höheren verantwortungsvollen Stelle teilgenommen hat und Kriegserfahrungen besitzt, wie sie eben nur an höherer Stelle in diesem Umfange gemacht werden können.

Nachdem Graf Waldersee nach der Kapitulation von Paris noch als Stabschef des Generals v. Kameke, des Kommandanten der in Paris einrückenden deutschen Truppen, fungiert hatte, wurde er dem deutschen Botschafter in Paris zur Regelung der vielen in Betracht kommenden militärischen Fragen beigegeben. Seine hier schon früher gewonnenen Erfahrungen und seine mehrfach bewiesene diplomatische Geschicklichkeit hatten auch Bismarcks Augen auf ihn gelenkt. Es folgte dann eine Zeit für ihn als Kommandeur der späteren Königsulanen in Hannover und Chef des Stabes beim Prinzen Albrecht ebendaselbst, bis der Graf Moltke ihn selbst zu seinem Adlatus im Jahre 1881 erwählte.

Zehn Jahre hat dann Graf Waldersee, als der eigentliche Leiter des General-

stabes und nach Moltkes Rücktritt 1888 zum Chef ernannt, eine unvergessene Thätigkeit entwickelt. Völlig im Geiste des Feldmarschalls hat er die Einrichtungen des Generalstabs, den gesteigerten Anforderungen unsrer Zeit entsprechend, weiter gebildet. Ist doch allein die Zahl der Generalstabsoffiziere in der Zeit um mehr als das Doppelte gestiegen. Die Stellen der Oberquartiermeister sind unter ihm geschaffen, um auch im Kriegsfalle sofort über eine Anzahl für die Stellen als Chefs des Generalstabes oder Oberquartiermeister bei den Armeen vorgebildete Offiziere zu besitzen. Unvergeßlich werden jedem Teilnehmer die von ihm geleiteten Generalstabsreisen und gestellten theoretischen Aufgaben sein. Auf den Reisen trat die ganze sich allen mitteilende Elasticität seiner Natur in die Erscheinung, wenn der Abend nach anstrengenden Ritten und Arbeiten alle zum kameradschaftlichen Trunke bei humorvollen Vorträgen oder Gesängen vereinte oder der Morgen alle wieder in gleicher Frische in den Sattel rief. Bei den Aufgaben aber wurden die Teilnehmer zum ersten Male in die großen Verhältnisse der Heeresführung eingeführt, indem es sich häufig dabei um die Anordnungen für ganze Armeen oder Armeeabteilungen handelte, während die Aufgaben des Grafen Moltke, der damaligen Thätigkeit der meisten Generalstabsoffiziere entsprechend, sich meist in kleinerem Rahmen gehalten hatten. Auch der Prinz Friedrich Karl, der seit den gemeinsam vor Orleans verlebten Tagen dem Grafen eine ungeminderte Freundschaft bewies, ließ sich stets diese Aufgaben mitteilen, und es war dann interessant, auch die Lösungen des großen prinzlichen Heerführers zu hören. Dann kamen die Jahre, in denen auch Seine Majestät an der Lösung der Aufgaben teil nahmen, und es gehört zu den schönsten Erinnerungen jedes Teilnehmers, wenn sich an die Besprechung des Grafen Waldersee auch eine solche Seiner Majestät anschloß. Es ist bekannt, wie Seine Majestät dann die Verdienste des Grafen als Chef des Generalstabs in der Ordre bei dessen Ernennung zum kommandierenden General des IX. Armeecorps hervorhob.

Sieben Jahre ist es dem General vergönnt gewesen, seine reifen Erfahrungen, all seine großen soldatischen Eigenschaften auch zum Nutzen dieses Corps zu verwenden, das hierdurch auf eine selten hohe Stufe kriegerischer Schlagfertigkeit gehoben ist. Ganz besonders waren es seine großen Uebungen, die für alle in höchstem Grade lehrreich waren, und hier war es wieder seine Kritik, die immer sachlich, niemals persönlich, niemals verletzend für jeden eine Quelle der Belehrung bildete. Daß er auch hier die ganze Frische seines Wesens auf die Truppen zu übertragen wußte, braucht nur angedeutet zu werden. An dem Wohl und Wehe jedes einzelnen seiner Offiziere nahm er den regsten Anteil und bewahrte ihnen sein Interesse auch nach seinem Scheiden vom Corps als Generalinspekteur. So wenn er zum Abschiedsessen eines Stabsoffiziers von Hannover aus erschien mit den Worten: „Nun, wenn der Stabsoffizier nicht zum Feldmarschall kommt, muß der Feldmarschall zum Stabsoffizier kommen.“

Der Graf steht heute im neunundsechzigsten Lebensjahre, ist also nur ein Jahr jünger wie Blücher, als dieser in die Freiheitskriege zog, oder wie Moltke, als der Krieg 1870 begann. Von beiden trägt er entschieden gewisse Züge in

sich, von jenem den unerschrockenen Reitergeist, das „Wägen", das vor keinem Hindernis zurückschreckt, denn bis heute noch ritt er bei den Parforcejagden in Hannover mit dem jüngsten Reiter um die Wette, von diesem hat er auch das ruhige „Wägen" gelernt, und wenn er auch ein begeisterter Anhänger der Offensive in großem Stil ist, die allein eine wirkliche Entscheidung bringt, und eine Ausnutzung des Sieges durch energische Verfolgung anstrebt, so weiß er, daß auch eine Defensive am Platze sein kann, und daß er niemals sich von vorgefaßten Meinungen leiten läßt, hat er schon vor dreißig Jahren bewiesen. Nimmt man dazu noch das diplomatische Geschick, das er oft bewiesen, so wird man zugeben müssen, daß in allen in Frage kommenden Heeren kein Führer sich finden dürfte, der ähnliche Eigenschaften, gleiche Erfahrungen zur Lösung der ihm bevorstehenden schwierigen und mannigfaltigen Aufgaben mitzubringen vermöchte, wie der Graf Waldersee.

Auch bei dem in China gegenübertretenden Gegner sind ja bis zu einem gewissen Grade ähnliche Erscheinungen vorhanden wie 1870 bei den Volksaufgeboten. Auch die französischen Volksaufgebote wurden von vielen berufenen Persönlichkeiten unterschätzt, auch dort wußte man sehr wenig, wo sie sich bildeten, wie stark sie waren, wie sie bewaffnet waren und wie erst der Tannsche schließliche Mißerfolg über die Stärke der Streitkräfte an der Loire Aufklärung brachte, so der mißglückte Seymoursche Entsatzversuch über die Stärke der chinesischen Kräfte. Hier wie dort hat man mit Größen zu rechnen, die man nicht kennt, und ein vorurteilsloser scharfer Blick ist hier wie dort am Platze. Rechnet man dazu noch die Schwierigkeiten, die jeder Koalitionskrieg bietet und der jetzige durch die Menge der Beteiligten und die Verschiedenheit ihrer politischen Ziele in verstärktem Maße mit sich bringt, so wird auch das so oft bewährte diplomatische Geschick des Oberfeldherrn notwendig sein und zum glücklichen Gelingen der Operationen beitragen müssen. Die Bedingungen eines Erfolges, soweit sie in der Wahl eines geeigneten Oberbefehlshabers bestehen können, sind hier gegeben wie es nicht oft der Fall sein wird.

Das Jubiläum der St. Stephanskrone.

(Ein politisches Stimmungsbild aus Ungarn.)

Von

Közös.

Bekanntlich ist in längst vergangenen wie in jetzigen Zeiten mit keinem Symbole der edelsten Empfindungen ein größerer Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Zeichen des Kreuzes. Man weiß, um nur eines zu sagen, welche Blüten der sogenannte christlich-soziale Geist in unsrer Zeit und namentlich in Wien treibt.

Auf eine historisch bedeutsame, menschlich erhebende Feier der wahren Mission des Christentums hinzuweisen, ist darum in unsern Tagen geradezu Pflicht der ernsten

Publizistik, ja man ist versucht, zu sagen, daß kein Ereignis des so reich und tief bewegten Jahres, mit dem wir in ein neues Säkulum treten, höhere Aufmerksamkeit verdient, als das vom Glanze echter Vaterlands- und Menschenliebe verklärte Fest, welches sich in der altehrwürdigen erzbischöflichen Stadt Gran, der Geburts- und Krönungsstadt des ersten Königs von Ungarn, am 15. August abgespielt hat. Ein Jubiläumsfest der ungarischen Krone, eine Jubelfeier des apostolischen ungarischen Königtums, ein monarchisches Fest einer aristokratisch veranlagten Nation, in deren politischem Organismus die Adelsklasse eine hervorragende Rolle spielt, und doch ein demokratisches Fest im bezeichnendsten Sinne des Wortes, ein Fest des Katholizismus aber nach der ausdrücklichen Erklärung des ersten ungarischen Kirchenfürsten, der vom Papst als sein geborener Botschafter anerkannt wird, ein Fest jedes ungarischen Staatsbürgers, „welcher Konfession er immer sei, welche Sprache er immer spreche", denn so sagt der Primas von Ungarn, „wenn auch die Religion uns trennt, die heilige Krone vereinigt uns alle. Mit der heiligen Krone, die bei uns keine unbeschränkte Macht bedeutet, verschmilzt der Begriff des Vaterlandes in eines, der Krone Mitglied ist jeder Bürger."

Diese historisch begründete, im Geiste der ungarischen Verfassung wurzelnde Auffassung löst jeden der anscheinenden Widersprüche, die vorstehend angeführt wurden. Aus ihr erklärt sich die durchwegs dynastische Gesinnung eines von Freiheitsliebe durchglühten Volkes, wie es das ungarische nie aufgehört hat zu sein, aus ihr die ungarische Toleranz, die den konfessionellen Hader, den Antisemitismus, den einzelne Fanatiker und politische Spekulanten zu importieren versucht hatten, sofort als Krankheitsstoff ausschied, in diesen Grundgedanken drücken sich die hohen Ziele aus, welche der erste König von Ungarn verfolgte, als er sich vor 900 Jahren vom Papst Sylvester II. die Krone erbat, um die Umgestaltung Ungarns zu einer staatlichen Organisation, dessen Anschluß an den europäischen Westen, die Einführung des ungarischen Staates in die europäische Völkerfamilie durchzuführen.

„Nam unius linguae uniusque moris Regnum imbecile et fragile est."

Von dieser Erkenntnis geleitet, die bleibend niedergelegt ist in dem „von der Gastlichkeit gegen Ausländer und Behandlung der Fremden" handelnden Kapitel der Lehren, welche Stephan der Heilige seinem Sohne als Vermächtnis hinterließ, wollte der von wirklich christlichem Geist erleuchtete Arpade seinem noch rohen Naturvolke den Verkehr mit den westlichen Kulturnationen ermöglichen, um ihm den Segen ihrer Gesittung zugänglich zu machen. Als Mittlerin erwählte er die Kirche, die zu jener Zeit noch als Inbegriff aller sittlichen, staatenbildenden und kulturellen Elemente galt, daher auch die größte Macht repräsentierte.

Die Deutschen sollten die ungarischen Horden nicht umsonst am Lech besiegt haben, das wilde Reitervolk sollte zu der Einsicht gelangen, daß es durch rohe Gewalt allein vor dem Schicksal der Hunnen und Avaren nicht bewahrt werden kann.

Aus dem Fürstprimas von Gran sprach der gelehrte Benediktinermönch, der mit Recht gefeierte Geschichtsphilosoph, als er am 15. August in seiner Graner Festrede sagte: „Stephan I. brachte mit außerordentlicher staatsmännischer Weisheit die Lehre der christlichen Religion und die avitische Verfassung der ungarischen Nation derart in Einklang, daß Religion und Nation miteinander wie Seele und Körper verschmolzen." Die von Sylvester II. erbetene heilige Krone, die alle vereinigt, deren Mitglied jeder Ungar ist, symbolisierte den sozialen Gedanken des Christentums, und das ungarische Volk kämpfte, indem es das westliche Europa gegen die Barbarei der Osmanen schützte, für den Bestand seiner Nationalität. Die unvergänglichen Heldengestalten eines Johann Hunyady und Nikolaus Zrinyi sind von diesem Geiste gezeugt, dieser von den erleuchtetsten ungarischen Kirchenfürsten genährte und heute noch gepredigte Geist bildet den Schutzwall gegen jede Unduldsamkeit, bildet das Geheimnis des im Königtume wurzelnden ungarischen Liberalismus, er ist die Grundlage jenes ungarischen Freiheitssinnes und Freisinnes, der, wie Ministerpräsident Szell in seiner Antwort auf die Graner Festrede des Fürstprimas betonte, „sich nie einer weltlichen noch einer kirchlichen Gewalt unterwarf".

Kein Wunder, daß das Kleinod der St. Stephanskrone, das all diese Ideen und Ueberlieferungen versinnbildlicht, wie ihr Augapfel von der Nation gehütet wird. Schon vor einem Jahrhundert hat die ungarische Gesetzgebung hervorragende Männer des Landes geradezu als Wächter dieser Reliquie bestellt, in deren wechselvollem Schicksale sich hochinteressante Episoden vaterländischer Geschichte widerspiegeln, da sie von verschiedenen Fürsten geraubt, verborgen, unter anderm auch im 14. Jahrhundert in die Hand Kaiser Friedrichs gelangte, dem sie Matthias Corvinus nur durch einen blutigen Angriff entwinden konnte.

Mit dem Zeitalter dieses großen und gerechtesten seiner Könige liebt es der enthusiastische Magyare, die Regierungsperiode des edlen Fürsten zu vergleichen, in welchem er seit den letzten 33 Jahren den Träger der im Jahre 1853 wiedergefundenen Stephanskrone verehrt. Sie war während des 1848er ungarischen Freiheitskampfes bekanntlich von Szemere, einem der flüchtigen Führer der Bewegung, nach verschiedenen seiner Wanderungen in der Gegend von Orsova bei einer verfallenen Holzbrücke vergraben worden, und es bedurfte mehrjähriger vergeblicher Forschungen, bis sie samt dem Scepter unversehrt wieder entdeckt wurde. Der Jubel der Bevölkerung begleitete sie nach Ofen, wo man sie mit großer Feierlichkeit den Kronhütern übergab, aber lange bange Jahre verstrichen für Ungarn, ehe sie ihre historische Bestimmung auf dem Haupte Franz Josephs I. zu erfüllen vermochte.

Wie dieser Fürst ihre Mission aufgefaßt hat, das bekundet der fast beispiellose Aufschwung, den der ungarische Staat seit Wiederherstellung seiner Verfassung genommen hat, das bezeugt die Stellung, welche sich das durch lange Türkenkriege in seiner kulturellen und nationalen Entwicklung gehinderte Reich der St. Stephanskrone während der kurzen Dauer dreier Jahrzehnte in der Reihe der zivilisierten Staaten errungen hat. Am deutlichsten aber springt dem Beobachter des politischen Lebens in Ungarn das Zeugnis dessen in die Augen, daß die Krone auf dem Haupte Franz Josephs I. ihre Mission, die Bürger des Staates zu einigen, so erfüllt, daß jeder Patriot in dem Könige den ersten Ungarn verehrt, als den ihn Volksmund und Volkslied preisen. Kann dies beredter erwiesen werden als durch die dankbare Bewunderung und Ehrfurcht, mit der die extremste Oppositionspartei des Landes, die Kossuthpartei, Franz Joseph I. als das Musterbild eines seiner hohen Aufgaben gerecht werdenden Herrschers, als einen Wohlthäter Ungarns, als einen Helden der Pflicht aus jedem Anlaß feiert, und erst kürzlich anläßlich des Doppelfestes, des Jubiläums der St. Stephanskrone und des siebzigsten Geburtstages des Monarchen, gefeiert hat.

Die einfache Größe dieses Fürsten, der Heroismus, mit dem er, ungebeugt von Schicksalsschlägen, seine Herrscherpflicht auf den Thronen beider Staaten der Monarchie erfüllt, hat selbst dieser radikalen Partei Bekehrung und ehrfurchtsvolle Huldigung abgerungen, deren Führer Kossuth einst die Unverträglichkeit der österreichischen Kaiserkrone mit der ungarischen Königskrone proklamierte. Um wie viel fester und inniger aber sind die andern Teile der Nation mit ihrem Könige verbunden, den sein schweres Leid ihren Herzen stets näher gebracht hat.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde." Zu oft und tief hat es Kaiser und König Franz Joseph, hat es mit ihm die ungarische Nation erfahren, daß von „der Fürsten einsamen Häupter" das Umgekehrte dieses Dichterwortes gilt. Ihnen schlägt keine Stunde, und namentlich ihm, dem Vielgeprüften, schlug wohl selten eine Stunde ungetrübten Glücks. Fand er eine solche, so dankt er sie gewiß dem Gefühle, stets sein Bestes gethan zu haben für das Glück der Völker, die seinem Scepter anvertraut sind, und dem erhebenden Bewußtsein, die aufrichtige Liebe einer freien unabhängigen Nation zu besitzen, deren edelste Söhne in ihm einen wahrhaft würdigen apostolischen Träger jener neunhundertjährigen Stephanskrone verehren, welche der Nation den Inbegriff ihrer höchsten Güter darstellt.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Arbeiter-Versicherungswesen.

Die deutsche Arbeiterversicherung am Ende des 19. Jahrhunderts.[1])

Es ist durchaus natürlich, daß der enorme Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens, welcher insbesondere durch die Verwendung der Dampfkraft, der elektrischen Kraft und der durch beide gesteigerten allgemeinen Kapitalkraft bedingt ist, in erster Linie auch denen zu gute kommen muß, welche ihre körperlichen Kräfte für die Verwertung der in den Dienst der Menschheit gestellten, früheren Geschlechtern in ihrem Werte nicht bekannten Elemente einsetzen.

Die Arbeiterbewegung, welche zur Erreichung dieses Zieles, der Verbesserung des Loses der Arbeiter, seit Jahrzehnten in konstanter Weise eingesetzt hat, ist darum eine erklärliche und berechtigte Erscheinung.

Jeder einzelne und die Gesamtheit sind ihres Glückes Schmied, und das Streben nach Verbesserung der eignen Lage, die Nichtzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, der Wunsch, das eigne Geschick und das der Seinigen zu verbessern, ist ein notwendiger und wirksamer Hebel für jeden Fortschritt.

Nun liegt es auf der Hand, daß die arbeitenden Klassen, denen es vielfach an der nötigen Bildung, dem nötigen Kapital und an einem organischen Zusammenschluß fehlt, aus sich heraus das ihnen bewußt oder unbewußt vorschwebende Ziel zu erreichen nicht wohl im stande sind.

Deshalb ist es die Pflicht des Staates, dem sein eignes und das Wohlergehen aller seiner Angehörigen am Herzen liegt, sich der Arbeiter anzunehmen.

Die Nation, die am besten für die Arbeiter sorgt, sorgt am besten auch für sich selbst.

Die Fürsorge des Staates für die Arbeiter erweist sich nach einer doppelten Richtung: einerseits der des Schutzes und der Förderung in gesunden Tagen (Arbeiterschutz) und andrerseits der der Hilfe in kranken und alten Tagen (Arbeiterversicherung).

Das Deutsche Reich mit seiner allgemeinen Schulpflicht, allgemeinen Wehrpflicht und seinem allgemeinen Stimmrecht hat sich, die logische Konsequenz dieser drei allumfassenden Prinzipien wohl erkennend, nach beiden Richtungen seiner Aufgabe voll bewußt gezeigt und auf beiden Gebieten Jahr für Jahr seine gesetzgeberische Gewalt zu Gunsten der Gesunden wie der Kranken, der Elenden, Schwachen und Alten in Bewegung gesetzt.

Am Schlusse des 19. Jahrhunderts kann darum das Deutsche Reich, wenn es das Erstrebte und das Geleistete sich vergegenwärtigt, befriedigt sein. Es ist werkthätig mit großer Kraft und großen Mitteln eingetreten, und insbesondere die gebildeten und wohlhabenden Klassen der Bevölkerung haben weitgehende Lasten an ehrenamtlicher Arbeit und an Geld für die Arbeiter übernommen.

Berühren wir zunächst mit ein paar Worten den sogenannten Arbeiterschutz, den insbesondere auch der regierende Deutsche Kaiser bald nach seinem Regierungsantritt durch die sogenannten Februarerlasse vom Jahre 1890 auf seine Fahne geschrieben hat, so haben wir aus dem letzten Decennium zunächst die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891. Die Arbeit der schulpflichtigen Kinder wurde darin ganz verboten, der Maximalarbeitstag für Frauen eingeführt, die Frauennachtarbeit eingeschränkt, die Schutzvorschriften für die jugendlichen Arbeiter wurden erweitert, es wurden die Arbeitsordnungen eingeführt, dem Bundesrat wurde die Befugnis zur Ausdehnung der Arbeiterschutzvorschriften auf Werkstätten mit Motorenbetrieb, auf die Hausindustrie und so weiter gegeben, die Anordnungen über den Schutz von Leben und Gesundheit der Arbeiter wurden durch solche über den

[1]) Referat für den fünften internationalen Arbeiterversicherungskongreß Ende Juni 1900 in Paris.

Schutz der Sittlichkeit ergänzt und vielfach verschärft, die Sonntagsruhe wurde eingeführt, kurz es wurde eine Fülle von neuen Maßnahmen geschaffen, die in ihrer Gesamtheit weit über den Rahmen der Forderungen der Arbeiterfürsorge hinausgingen, welche von der Berliner internationalen Arbeiterschutzkonferenz im Anfang des Jahres 1890 aufgestellt wurden. Dazu kam, daß dem Bundesrat Vollmachten gegeben wurden, auf denen späterhin weitergebaut wurde. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an den § 120e der Gewerbeordnung, auf Grund dessen die einschneidendsten Anordnungen über die Arbeitszeit der erwachsenen männlichen Arbeiter verschiedener Berufszweige erlassen wurden. Die ersten neunziger Jahre wurden ausgefüllt mit Maßnahmen, die sich auf die Sonntagsruhe bezogen, es folgte die Ausführung der von der Kommission für Arbeiterstatistik vorbereiteten Vorschläge, gegenwärtig wird an der Regelung der Verhältnisse der Hausindustrie gearbeitet. Ueberall, wohin man sieht, ist eine Verwirklichung der in den Februarerlassen Kaiser Wilhelms II. niedergelegten Arbeiterschutzgedanken zu bemerken.

Gehen wir hiernach näher auf die deutsche Arbeiterversicherung am Schlusse des 19. Jahrhunderts ein, so wollen wir kurz das Endergebnis an die Spitze stellen. Bis zum 31. Dezember 1899 ist den deutschen Arbeitern direkt an Unterstützungen zu gute gekommen:

aus der Krankenversicherung (seit 1885)	1473	Millionen Mark
aus der Unfallversicherung (seit 1886)	514	„ „
aus der Invaliditäts- und Altersversicherung (seit 1891)	631	„ „
Summa	2618	Millionen Mark.

Dazu kommen die Einlagen in den Reservefonds und die sonstigen Bestände am 31. Dezember 1899

der Krankenkassen	143	Millionen Mark
der Unfallversicherung	160	„ „
der Invaliditäts- und Altersversicherung	747	„ „
der Knappschaften	106	„ „
Summa	1156	Millionen Mark.

Es sind also in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gegen vier Milliarden Mark an die deutschen Arbeiter teils bar ausgezahlt, teils für sie in Reserve gelegt, wobei sie allerdings zu der Kranken- und Invaliditäts- und Altersversicherung selbst Beiträge geleistet haben, während die Unfallversicherung lediglich auf Kosten der Arbeitgeber bewirkt ist.

Zu den einzelnen Versicherungszweigen ist zu bemerken, daß die Unfallversicherung am Ende des 19. Jahrhunderts gegen 18 Millionen versicherte Personen umfaßte, davon 6 Millionen in 65 gewerblichen Berufsgenossenschaften und 11 Millionen in 48 landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften und die übrigen bei Bauversicherungsanstalten und so weiter. Die Zahl der seit dem Jahr 1886 entschädigten Unfallverletzten ꝛc. beträgt (nicht gerechnet die Witwen, Kinder und Ascendenten Getöteter) über 700 000. Im Jahre 1899 wurden an Entschädigungen (Renten und so weiter) 79 101 153 Mark verausgabt und zwar an 487 227 Verletzte, an 45 031 Witwen, an 77 883 Kinder, an 2 728 Ascendenten Getöteter. Daneben erhielten 10 854 Frauen, 23 490 Kinder, 188 Ascendenten als Angehörige von Verletzten, welche in Krankenhäusern untergebracht waren, die gesetzlichen Unterstützungen, so daß in dem genannten Jahre zusammen 647 401 Personen Bezüge auf Grund der Unfallversicherung zu teil wurden.

Aus der reichsgesetzlichen Krankenversicherung, welcher gegen 9 Millionen Personen unterliegen, sind den Arbeitern von 1885 an, wo die Kosten mit 47 Millionen Mark begannen, bis zum Ende des Jahrhunderts 1½ Milliarden Mark zugeflossen. Im Jahre 1899 betrugen die Kosten der Krankenkassen etwa 125 Millionen. Dazu kommen die Leistungen der 139 deutschen Knappschaftsvereine, die von 1885 bis 1899 an Krankenkosten mehr als 132 Millionen Mark leisteten.

Nach der im Reichs-Versicherungsamt gefertigten Zusammenstellung, die auf den Mitteilungen der Vorstände der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten und der zugelassenen Kasseneinrichtungen beruht, betrug die Zahl der seit dem Inkrafttreten des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes (1891) bis einschließlich 31. Dezember 1899 von den 31 Versicherungsanstalten und den 9 vorhandenen Kasseneinrichtungen bewilligten Invalidenrenten 477 930. Davon sind infolge Todes oder Auswanderung der Berechtigten, Wiedererlangung der Erwerbsfähigkeit, Bezugs von Unfallrenten oder aus andern Gründen weggefallen 153 611, so daß am 1. Januar 1900 liefen 324 319 gegen 310 453 am 1. Oktober 1899. Die Zahl der während desselben Zeitraumes bewilligten Altersrenten betrug 355 255. Davon sind infolge Todes oder Auswanderung der Berechtigten oder aus andern Gründen weggefallen 160 122, so daß am 1. Januar 1900 liefen 195 133 gegen 196 863 am 1. Oktober 1899. Beitragserstattungen sind bis zum 31. Dezember 1899 bewilligt a. an weibliche Versicherte, die in die Ehe getreten sind, 428 444 gegen 389 958, b. an die Hinterbliebenen von Versicherten 97 736 gegen 90 939, zusammen 526 180 gegen 480 897 bis zum 30. September 1899.

Die Zahl der gegen Invalidität und Alter Versicherten beträgt gegenwärtig etwa 12 Millionen. Insgesamt sind, wie in einer Schrift des Reichstagsabgeordneten Professors Dr. Hitze, betitelt: „Was jedermann bezüglich der Invalidenversicherung wissen muß", ausgeführt wird, seit dem Inkrafttreten des Gesetzes im Jahre 1891, das Jahr 1899 mitgerechnet, 378 Millionen Mark an Renten ausbezahlt worden. Das Reich, das bekanntlich 50 Mark Zuschuß an jeder Rente zahlt, hat bis Ende 1899 etwa 147 Millionen Mark für diesen Zweck verwendet. Außer den reichsgesetzlichen Invaliden- und Altersrenten kamen den Mitgliedern der Knappschaft noch die landesgesetzlichen Invaliden-, Witwen- und Waisenpensionen zu gute. Insgesamt wurden von den Knappschaftskassen für die Zeit von 1885 bis einschließlich 1899 an 2 341 485 Rentenempfänger 253 322 471 Mark Pensionen bezahlt und zwar für 685 700 Invaliden 147 860 180 Mark, für 695 537 Witwen 71 815 887 Mark und für 960 248 Waisen 33 646 493 Mark. Die Gesamtaufwendungen für die Invaliden und Witwen und so weiter betragen demnach (ungerechnet die Zuwendungen aus der Unfallversicherung und aus den Pensionskassen der Staaten und des Reiches, sowie den privaten Pensionskassen und so weiter) für die Zeit von 1885 bis 1899 rund 631 Millionen Mark.

Die bei den Invaliditätsversicherungsanstalten angesammelten Kapitalien, die jetzt etwa 747 Millionen Mark betragen, kommen gleichfalls den Versicherten zu gute, indem sie vor allem mit dazu dienen, die später steigenden Ausgaben ohne Erhöhung der Beiträge zu bestreiten. Zum Teil werden sie auch für Arbeiterwohlfahrtszwecke dienstbar gemacht, indem zu billigem Zinsfuß Darlehen für den Bau von Arbeiterwohnungen, Lungenheilanstalten, Genesungsheimen, Hospizen und so weiter gegeben werden. So wurden bis Ende 1899 35,4 Millionen für den Bau von Arbeiterwohnungen, 35,8 Millionen zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses (Hypotheken, Kleinbahnen, Hebung der Viehzucht und so weiter) 13,7 Millionen für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksbädern, Kleinkinderschulen, für Krankenpflege-, Spar- und Konsumvereine und so weiter verwendet. Der Gesamtbetrag der für die genannten Zwecke aufgewendeten Mittel belief sich also 1899 auf 84,9 Millionen, das heißt 35,8 Millionen mehr als im Vorjahre. In Zukunft werden die Kapitalien diesen Zwecken noch in weiterem Umfange dienstbar gemacht werden.

Endlich ist den Invalidenanstalten das Recht gegeben, sobald ihre Vermögensverhältnisse es gestatten, aus dem Sondervermögen den Versicherten und ihren Angehörigen auch noch sonstige Zuwendungen: Erhöhung der Angehörigenunterstützung, Gewährung von Sterbegeld, Zuschußrenten für Kinder der Invaliden (sogenanntes Kindergeld) und so weiter zu gewähren.

Man sieht also, wie die Arbeiterversicherungen nach allen Richtungen für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen wirksam eingreifen.

Daß die Lasten, welche solcherweise von den Arbeitgebern getragen werden, den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands nicht gehemmt haben, ist eine offenkundige Thatsache. Die Landwirtschaft, obgleich sie wie auch in andern Ländern sich überhaupt nicht in einer glänzenden Lage befindet, wird viel intensiver und rationeller betrieben als früher; die Industrie ist in hohem Aufschwunge begriffen; der Reichtum des Landes, die Expansion nach außen hebt sich, so daß Georges Blondel an der Spitze seines sehr lehrreichen und lesenswerten Buches „L'essor industriel et commercial du Peuple Allemand" den Ausspruch thun konnte:

„Lorsqu'on embrasse d'un regard d'ensemble l'évolution de l'Europe contemporaine, on arrive bien vite à cette conviction que nulle part cette évolution n'a été plus importante qu'en Allemagne."

Aber haben die neuen Lasten, welche die Arbeitgeber zu tragen haben, nicht vielleicht auf die Löhne der Arbeiter gedrückt; werden den Arbeitern nicht wenigstens die Bezüge, welche sie durch die Arbeiterversicherung erhalten, indirekt angerechnet?

Nichts weniger als das.

Nachstehend mögen die durchschnittlichen Nettolöhne beim Steinkohlenbergwerk im Oberbergamtsbezirk Dortmund in den letzten 20 Jahren mitgeteilt werden. Dieselben sind gestiegen von 699 Mark im Jahre 1879 auf über 1200 Mark im Jahre 1899. Sie waren die folgenden:

1879	699 Mark	1890	1067 Mark
1880	729 „	1891	1086 „
1881	741 „	1892	976 „
1882	789 „	1893	946 „
1883	816 „	1894	961 „
1884	804 „	1895	968 „
1885	798 „	1896	1035 „
1886	772 „	1897	1128 „
1887	796 „	1898	1175 „
1888	863 „	1899	über 1200 „
1889	941 „		

In einem bedeutenden Eisenwerke des Westens betrug der durchschnittliche Verdienst aller Arbeiter, also auch einschließlich der Löhne der jugendlichen Arbeiter, der gewöhnlichen Tagelöhner und der Halbinvaliden, welche außer ihren Renten und Pensionen noch einen Lohn beziehen, im Jahre 1878/79 3,13 Mark, im letzten Jahre 4,06 Mark; das ist eine Steigerung in den beiden Decennien um rund 30 Prozent. Im einzelnen waren dies die folgenden Löhne:

1878/79	Mark 3,13	1889/90	Mark 3,52
1879/80	„ 3,14	1890/91	„ 3,60
1880/81	„ 3,23	1891/92	„ 3,65
1881/82	„ 3,29	1892/93	„ 3,66
1882/83	„ 3,31	1893/94	„ 3,70
1883/84	„ 3,31	1894/95	„ 3,68
1884/85	„ 3,35	1895/96	„ 3,72
1885/86	„ 3,36	1896/97	„ 3,84
1886/87	„ 3,35	1897/98	„ 3,99
1887/88	„ 3,36	1898/99	„ 4,06
1888/89	„ 3,42		

Aehnliche Beispiele könnten von andern Gebieten angeführt werden.

Nun wird aber von unkundiger Seite im Auslande nicht selten der Einwand erhoben, die öffentliche Meinung in Deutschland sei doch keineswegs mit der Arbeiterversicherung

besonders zufrieden. Es werde an den Gesetzen oft etwas geändert, und scheine sich die ganze Art der Versicherung doch nicht bewährt zu haben.

Nichts verkehrter als das.

Es ist richtig, daß die Gesetze dem Fortschritt der wirtschaftlichen Verhältnisse und verbesserter Kenntnis entsprechend geändert werden, aber immer mit der Grundtendenz der weiteren Ausdehnung der Versicherung und mit der Beibehaltung aller wesentlichen Prinzipien derselben, also namentlich der öffentlichen, obligatorischen Versicherung, mit Ausschluß der Zulassung von Privatanstalten.

Nehmen wir zunächst die Unfallversicherung. Dem Reichstage liegt jetzt eine Novelle zu den Unfallversicherungsgesetzen zur Beratung vor.[1]) In der großen Mehrzahl sind die Abänderungsvorschläge der Novelle Verbesserungen der geltenden Gesetze geringfügiger Art, die sich entweder zur Ausfüllung von Lücken oder im Hinblick auf die Rechtsprechung als Notwendigkeit herausgestellt haben. Als das Wichtigste aber kommt die Ausdehnung der Unfallversicherung auf weitere Kreise der Arbeiter in Betracht. Ueber die Notwendigkeit dieser Ausdehnung des Versicherungszwanges besteht nämlich seit den Reichstagskommissionsverhandlungen vom Jahre 1897 völliges Einvernehmen zwischen dem Reichstage und dem Bundesrate. Zwar wird von allgemeiner Einbeziehung der noch nicht versicherungspflichtigen Betriebe in die Unfallversicherung abgesehen, indessen sollen die Betriebe der gewerblichen Brauereien, der Schmiede, Schlosser, Fensterputzer und Fleischer ohne Rücksicht auf ihren Umfang der Versicherungspflicht unterstellt werden. Außerdem wird der Fuhrwerks- und Lagerbetrieb, welcher mit einem über den Umfang des Kleingewerbes hinausgehenden Handelsgewerbe verbunden ist, und werden diejenigen Gewerbebetriebe in ihrem ganzen Umfange in die Unfallversicherung einbezogen, welche sich überhaupt auf die Ausführung von Maurer-, Zimmer-, Dachdecker- oder sonstige durch Beschluß des Bundesrats für versicherungspflichtig erklärte Bauarbeiten erstrecken, so daß die Unfallversicherung für sämtliche in diesen Betrieben beschäftigte Arbeiter und Betriebsbeamte platzgreift, auch wenn sie persönlich nicht bei den Arbeiten für Bauten beschäftigt sind. Auch die Kleinbetriebe der Seeschiffahrt und die Küsten- und Seefischerei werden versicherungspflichtig. Ganz allgemein soll dann die Versicherung sich auch auf häusliche und andre Dienste erstrecken, zu denen versicherte Personen neben der Beschäftigung im Betriebe von ihren Arbeitgebern oder von deren Beauftragten herangezogen werden: eine sehr wichtige Bestimmung. Die der Versicherungspflicht neu unterstellten Betriebe werden durch Beschluß des Bundesrats entweder bestehenden Berufsgenossenschaften zugewiesen oder in neue Berufsgenossenschaften vereinigt.

Das ist doch wohl der beste Beweis dafür, daß man in den Kreisen der Regierung und der Regierten über die Nützlichkeit der deutschen Arbeiter-Unfallversicherung vollkommen einer Meinung ist.

In gleicher Weise geht die Tendenz der Gesetzgebung sowohl bei der Krankenversicherung als auch bei der Invalidenversicherung unentwegt auf die Ausdehnung des Versicherungszwanges auf immer weitere Kreise hinaus. Diesem Zweck dient insbesondere auch das neueste Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899.

Doch damit nicht genug.

Höchst lehrreich für das Inland wie für das Ausland sind die Verhandlungen des Deutschen Reichstags vom 13. Januar 1900.

An diesem Tage standen die Resolutionen zur Beratung, welche bei der Beratung des eben genannten Invalidenversicherungsgesetzes im Sommer 1899 eingebracht, damals aber zurückgestellt waren, Resolutionen auf die Einführung der obligatorischen Witwen- und Waisenversicherung. Es war das

1. die Resolution des Freiherrn v. Stumm (Reichspartei): „Die verbündeten Re-

[1]) Ist inzwischen unter dem 30. Juni 1900 als Gesetz erschienen.

gierungen zu ersuchen, dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen im Anschluß an die Invalidenversicherung die Witwen- und Waisenversicherung für die versicherten Personen eingeführt wird."

2. die Resolution der Abgeordneten Dr. Schaedler, Dr. Hitze und Genossen (Zentrum): „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage thunlichst bald einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen im Anschluß an die Invalidenversicherung die Witwen- und Waisenversicherung für die in Fabriken beschäftigten Personen unter entsprechender Erhöhung der Beiträge (Zusatzmarke) eingeführt und den übrigen Versicherten die Beteiligung im Wege der freiwilligen Versicherung ermöglicht wird."

Wie der Wortlaut zeigt, wollte Freiherr v. Stumm ganz bedeutend weiter gehen als die Herren vom Zentrum mit der zweiten Resolution. Der Reichstag trat dem Freiherrn v. Stumm bei, obgleich der Vertreter der Reichsregierung die Zeit für noch nicht gekommen erklärte, schon jetzt den Gedanken der Witwen- und Waisenversicherung zu verwirklichen. Seine Mahnung, „erst einmal Kasse zu machen und abzuwarten: was kostet die Reform der geltenden drei Versicherungsgesetze, und wie wird dann unsre gesamte wirtschaftliche Lage sein; werden wir dann noch den weiteren Schritt der Witwen- und Waisenkasse thun können?" — wurde vom Reichstag nicht beachtet, und sein Vorschlag, der Reichstag möge zurzeit den Resolutionen nicht zustimmen, fand keine Folge. Mit „großer" Mehrheit nahm der Reichstag die am weitesten gehende Resolution des Freiherrn v. Stumm an und anerkannte damit durch die That, daß er nicht nur den Boden der gegenwärtigen drei Arbeiterversicherungsgesetze beibehalten, sondern das Terrain der Arbeiterversicherung auf ein neues, großes viertes Gebiet ausgedehnt wissen wollte. Und charakteristischerweise waren es gerade die Reichspartei und die Nationalliberalen, in deren Mitte die größten industriellen Arbeitgeber sitzen, und deren Anhänger die größten Lasten aus der neuen Versicherung zu tragen haben würden, welche geschlossen für die Resolution des Freiherrn v. Stumm stimmten. Außer ihnen stimmten ein großer Teil des Zentrums, ein Teil der Freisinnigen Partei und der Deutsch-Konservativen, sowie geschlossen die Sozialdemokraten für die Resolution.

Man kann da wirklich sagen: „Wer Ohren hat zu hören, der höre."

Wenn wer im Ausland hiernach noch behaupten möchte, die Deutschen seien hinsichtlich ihrer obligatorischen Arbeiterversicherung wankend geworden, so kann man diesem Sonderling nur sagen, er habe gar keine Ahnung von dem, was in Deutschland auf diesem Gebiete vorgeht.

Ich könnte hiermit schließen, wenn mir nicht daran läge, noch einmal meine Stimme zu erheben für die Nützlichkeit und die Notwendigkeit der Einführung gerade der obligatorischen, öffentlich-rechtlichen Versicherung, mit Ausschluß der Versicherung durch Privatanstalten.

Es ist dies, wie ich weiß, namentlich in den romanischen Ländern eine große Streitfrage. Indessen so verschieden auch der Geist und die Denkungsweise der zivilisierten Nationen sein mag, wer den Arbeitern wirksam, gründlich und dauernd helfen will, kommt an der Annahme des Prinzips der öffentlichen, obligatorischen Versicherung auf die Dauer nicht vorbei.

Auch im Großherzogtum Luxemburg, welches nach seiner Bevölkerung, seiner Gesetzgebung und Sprache, wie auch geographisch auf der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich liegt, hat gerade diese Frage eine große Rolle gespielt und spielt sie bei den zurzeit dort schwebenden Beratungen eines Unfallversicherungsgesetzes noch jetzt. Ich freue mich, nun Gelegenheit zu haben, zur Unterstützung meiner Ansicht auf die wahrhaft klassische Denkschrift der luxemburgischen Regierung hinweisen zu können, welche dieselbe über jene Frage unter dem 18. Januar 1900 verfaßt und der Kammer der Deputierten hat zugehen lassen. In meisterhafter Weise legt der Herr Staatsminister Eyschen in dieser Denkschrift das Pro und Contra dar; meinerseits habe ich ihr nichts hinzuzufügen.

Wie überhaupt ein jeder Fortschritt auf der Erkenntnis seiner Nützlichkeit und auf dem Willen seiner Verwirklichung beruht, so ist auch die Frage der Arbeiterversicherung nur eine Frage der Erkenntnis und des Willens. Wir wünschen von Herzen, daß die Erkenntnis der Notwendigkeit, die Arbeiter gegen Krankheit, Elend und Not zu versichern, immer mehr bei den zivilisierten Nationen sich Bahn breche, und daß dann die Energie zur Durchführung der Versicherung so stark und so nachhaltig sei, daß sie den Sieg über alle sich entgegentürmenden Hindernisse davontrage.

Ende Mai 1900.

Dr. T. Bödiker,
Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat.

Therapie.

Psyche und Therapie.

Der Arzt ist das physiologische Gewissen seiner Mitmenschen. Die medizinische Kunst beschränkt sich demgemäß nicht mehr ausschließlich auf die arzneiliche Behandlung des einzelnen Kranken, sondern sie zieht alle Momente des Lebens in den Kreis ihrer Betrachtungen und womöglich ihres Einflusses. Ueberzeugt, daß der Mensch nicht als ein fremdes Gebilde aus einer andern Heimat in die irdische Welt hineingestellt wurde, sondern daß er ein Kind seiner Erde ist, ein Produkt aller der von außen auf ihn wirkenden Einflüsse des Klimas, der Ernährung, der Umgebung, des Berufes, der Zeitströmung und so weiter, sucht der Arzt an diesen Punkten den Hebel anzusetzen und einen Einfluß auf die Gesamtkonstitution zu gewinnen.

Die rasche Entwicklung der Hygiene zeigt an, wie sehr das Verständnis dafür bei unsern Zeitgenossen erwacht ist, daß es auch außer den altehrwürdigen Tränklein und Pillen ein Heil und eine Heilung giebt. Diese Kenntnis ist freilich nicht zum erstenmal von der Menschheit errungen worden. Hygieia, die Tochter Aeskulaps, lebte schon mehr als 1000 Jahre vor Christus, und in den Schriften von Hippokrates werden immer wieder diese äußeren Verhältnisse in ihrer ätiologischen Bedeutung gewürdigt. Auch die Kulturvölker der vorgriechischen Periode hatten bereits diese Einsicht besessen. Aber unter dem Einfluß der Philosophie des Mittelalters ist dieselbe verloren gegangen.

Freuen wir uns, daß wir sie wiedergewonnen haben, und ziehen wir die nutzbringenden Konsequenzen! Aber wir wollen nicht auf dem Cartesianischen Standpunkt stehen bleiben und im Menschen nur eine Maschine sehen, „einen durch Sauerstoff in Bewegung gesetzten Knäuel von Knochen, Knorpeln, Muskeln, Eingeweiden und Häuten.“ Wir wollen nicht alles, was auf den Menschen wirkt, nur vom physikalischen oder chemischen Standpunkt aus betrachten. Es ist an der Zeit, daß wir die unglückliche Trennung des Menschen in eine körperliche, irdische Hälfte und in eine höhere, geistige, fallen lassen, und die gegenseitige Abhängigkeit, Beeinflußbarkeit der Funktionen der einzelnen Organe, auch des Gehirns, immer mehr und klarer erkennen. Die Hypnose und die mit ihrer Hilfe möglichen Suggestionswirkungen beweisen diese Beeinflußbarkeit mit der Sicherheit des Experimentes. Aber es giebt schon im gewöhnlichen Leben genug andre Beweise, wie zum Beispiel den lähmenden Einfluß der Furcht und Sorge, und den erfrischenden, kräftigenden der Freude. Wer kennt nicht das lebenatmende Gesicht des Heiteren, seine Schaffensfreude, seinen gesunden Schlaf und Appetit? Und wer kennt andrerseits nicht das blasse Aussehen, das körperliche Unbehagen, die Unentschlossenheit des Sorgenvollen? Im Mittelalter war es den in fernen Ländern kämpfenden schweizerischen Söldnern aufs strengste verboten, ihre heimischen Lieder zu singen, weil dann alle von der häufig tödlichen „Heimwehkrankheit“ ergriffen wurden.

Und es ist ebenso ein bekanntes orientalisches Märchen, daß weit mehr Menschen aus Furcht vor der Cholera als an dieser selbst sterben. „Traurigkeit tötet viele Leute und dienet doch nirgend zu", sagt Jesus Sirach 30, 25. Umgekehrt weiß jeder, wie man durch guten Mut Krankheiten überwinden kann. „Heiterkeit übt einen ernährenden Einfluß aus." (Feuchtersleben). Und „ein sittlich erhabener Charakter scheint in der That die Disposition zu typhösen epidemischen Krankheiten zu vermindern".

Sind es äußere Sorgen, die einen Kranken drücken, dann erscheint es als Pflicht der christlichen Nächstenliebe, ihm diese abzunehmen, genau ebensogut wie man einen solchen in ein Krankenhaus bringt und die Kurkosten auf öffentliche Mittel übernimmt. Ein ähnlicher Gedanke scheint schon Lord Baco vorgeschwebt zu haben, als er schrieb:

„Nemo — medicus est paulo prudentior, quin accidentia animi, ut rem maximi ad sanationes suas momenti, quaeque omnia alia remedia plurimum vel adjuvet, vel impediat, consideret et tractet".

Aber erst Romberg, der große Berliner Kliniker aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, hat diesen Gedanken in die Praxis übersetzt. Trotz der strengsten Selbstkritik — „ich fürchte immer nicht streng genug gegen mich zu sein," sagt er einmal — konnte er sich dem Eindruck nicht entziehen, daß er durch Sicherstellung der Angehörigen manchen typhuskranken Vater gerettet habe. In Wiederaufnahme dieser Rombergschen Ideen ist es mir gelungen, einige großdenkende Damen für die erste medizinische Klinik zu Berlin und einige andre Krankenabteilungen der Charité zu gewinnen, welche sich der Familien des erkrankten Vaters oder der Mutter annehmen und diesen selbst nach ihrer Wiederherstellung weiter helfen, so gut es eben in unserm Vermögen steht. Neben dem häufig nicht zu verkennenden Einfluß auf den Ablauf der Krankheit hat sich als nicht genug zu schätzende Nebenfrucht ein gewisser Ausgleich der Klassengegensätze, ein Sich-menschlich-näherkommen zwischen den verschiedenen Ständen entwickelt, und die dadurch geförderte Erkenntnis der wirtschaftlich Schwächeren, daß die günstiger Gestellten nicht immer ihre Notlage zu ihrem Vorteil ausnutzen, scheint mir ein großer sozialpolitischer Gewinn. Mit Geldgeben allein ist nicht alles gethan. Persönliche Anteilnahme ist unumgänglich erforderlich. Denn jeder Vater und jede Mutter weiß oder fühlt, daß auch eine relativ beträchtliche Geldsumme sich in absehbarer Zeit erschöpft. Aber das Bewußtsein, irgendwo Rat und Hilfe zu finden, wirkt weit tiefer und nachhaltiger und bringt durch seinen belebenden Einfluß die Kräfte zu freierer Entfaltung.

Aber es giebt noch andre Wege, um dem Gemüt eines der Gesundung zustrebenden Kranken den stärkenden Balsam ruhiger Heiterkeit einzuflößen: das ist die Thätigkeit. Es soll hier nicht die Rede sein von den physiologisch nachweisbaren Aenderungen in den Umsetzungen bei Ruhe und bei Thätigkeit, sondern mehr von den psychisch belebenden Wirkungen.

Jede Krankheit bringt es mit sich, daß für eine gewisse Zeit die gewohnte Arbeit ausgesetzt werden muß. Aber nichts verlernt sich schneller als geregelte Arbeit. Kehren dann allmählich die Kräfte zurück, so hält zunächst noch die besorgte, liebevolle Pflege alle sogenannten Anstrengungen von dem Patienten fern, und dieser gewöhnt sich allmählich an diese Verhältnisse. Aber „auf Gemächlichkeit muß die Diätetik nicht berechnet werden; denn diese Schonung der Kräfte und Gefühle ist Verzärtelung, das ist, sie hat Schwäche und Kraftlosigkeit zu Folge und ein allmähliches Erlöschen der Lebenskraft aus Mangel an Uebung" (Kant). „Gleichgültigkeit, Langeweile, Müßiggang, eine furchtbare Sippschaft", stellen sich dann ein, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Drum singt auch Geibel:

Gesegnet sei dir beides, Schmerz und Lust,
Und jedes Werk, das du vollenden mußt,
Doch Gott bewahre dich zu deinem Heile
Vor Krankheit, Mißmut, Langeweile.

Und Goethe hat denselben Gedanken in seiner präzisen Art so gefaßt:

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!

Ohne den sicheren Kompaß einer geregelten Thätigkeit fällt der Mensch widerstandslos dem Spiele seiner Phantasie anheim, und es ist nur natürlich, daß die eben überstandene, in ihren Folgen vielleicht noch nicht verwischte Krankheit im Mittelpunkt der ängstlich übertriebenen Aufmerksamkeit steht. Bald verstrickt sich der Rekonvalescent, namentlich wenn er, wie das heutzutage üblich, über das erforderliche Maß von schiefen, bezw. falschen Vorstellungen verfügt, in ein Spinngewebe hypochondrischer Ideen, in eine Art von Trübsinn, vor dem schon ein alter indischer Spruch warnt:

Laß den Trübsinn! er vernichtet
Einsicht, Wissen, Festigkeit.
Wisse, jegliche Verirrung
Uebertrifft der Trübsinn weit.

Aber wenn es auch nicht allzu oft zu solch herabstimmenden Ideen kommt, so entwickelt sich doch leicht ein Zustand von Verwöhnung, in welchem der Patient in gleicher Weise seiner Umgebung wie sich selbst zur Last fällt, und je länger dieser Zustand dauert, um so schwerer rafft er sich wieder zur Arbeit auf. Denn „die Arbeit hat wie jede Kunst auch ihre Kunstgriffe, mittels welcher man sie sich merklich erleichtern kann, und nicht nur das Arbeitenwollen, sondern auch das Arbeitenkönnen ist eine nicht ganz leichte Sache, welche manche Leute niemals lernen“ (Hilty). Dahin gehört in erster Linie das Anfangenkönnen. Ist erst einmal die Kraft zu wollen geschrumpft, dann kann nur noch stärkster Druck von außen durch die dira necessitas den Patienten auf den rechten Weg zurückleiten.

Wer mit mir den moralischen Wert eines Menschen nach den Zielen seines Strebens, nach der Energie seines Wollens und der Reinheit seiner Motive bemißt, der wird leicht erkennen, wie sehr ein solch verwöhnter Rekonvalescent sich von der Idealgestalt unsrer Gattung entfernt. Auch zum Wiedergesundwerden gehört ein gewisses Quantum von Entschlußfähigkeit. Kant und Goethe vermochten einzig durch die Macht ihres Willens trotz der gegebenen äußeren Bedingungen nicht krank zu werden. Und ebenso, wie viele organisch gesunde Menschen bloß durch die Macht ihrer Einbildung allerlei Krankheiten anheimfallen, so muß es andrerseits auch möglich sein, durch psychische Einflüsse abnorme Affektionen zu überwinden, beziehungsweise leichter überwindbar zu machen.

Wer nicht über so viel Willensstärke verfügt, wer nicht den großen Ausspruch der Stoa: „Der Geist will, der Körper muß“, ins Praktische übersetzen kann, dem darf nicht die Gelegenheit geboten werden, einer thörichten, grillenhaften Selbstbespiegelung nachzuhängen. Hilty bemerkt mit Recht: „Es ist ein wesentlichster Bestandteil unsers auf Erden erreichbaren Glückes, nicht zu viel Zeit zu haben.“ Und so muß auch dem Rekonvalescenten möglichst die Zeit genommen, beziehungsweise ausgefüllt werden. Wer weiß ein besseres Mittel hierzu als die Beschäftigung?

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
— — — — — — — —
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten,
Minuten, Tage, Jahre streicht. —

Und nicht weniger schwungvoll, wenn auch in wissenschaftlichem Gewande, hat Schillers Landsmann, Wilhelm Griesinger, denselben Gedanken gefaßt: „Alles unser geistiges Thun, alles bewußte Streben und Schaffen beruht auf der organischen Nötigung, daß äußere Eindrücke, in den Kreis der bewußten Vorstellungen aufgenommen, in Bestrebungen übergehen und in diesen und deren Resultaten ein Ziel finden. Dieses einfache Motiv der Reflexaktion hat die Schöpfung der Organisation, ihren Alltagskindern wie den Helden der Geschichte mitgegeben. Wir fühlen es, wie es uns treibt, wie wir nur in diesen letzten Uebergängen der Vorstellung in Strebung und Handlung das Ziel der Vorstellung, die Verwirklichung unsers geistigen Ich erreichen, wie die That unsre Bestimmung ist und unser Inneres befreit.“ Das berühmte Wort: „Ich habe keine Zeit krank zu sein“, ist schon mehrmals neu geprägt worden. Plato legt es seinem Xilenos-Sokrates in den Mund, es findet sich bei Kant, und uns Deutschen hat es das erhabene Beispiel unsers entschlafenen großen Kaisers aufs neue vor Augen geführt: „Die Thätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht.“ (Goethe.) „Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten.“ (Kant.)

Aber man darf nicht Beschäftigung mit dem verwechseln, was man so gemeinhin Zerstreuung nennt. Das tändelnde Spiel hinterläßt nicht jenes Gefühl des Wohlbehagens, wie die auf einen bestimmten Punkt gerichtete Thätigkeit. Der positive Nutzen mag klein, sehr klein sein: immer ist der moralische Gewinn größer als beim geistreichsten, blendendsten Spiel. Die praktische Brauchbarkeit der Arbeit ist der beglückende Lohn. „Ich habe daher stets die vielgerühmte Zerstreuung für ein sehr zweideutiges Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten des Gemütes und des Körpers gehalten“, urteilte Feuchtersleben.

Welche Art von Beschäftigung für den einzelnen Rekonvalescenten auszusuchen sei, läßt sich natürlich nur unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Faktoren entscheiden.

Für ganz Schwache ist der Aufenthalt in der freien Natur schon genug Beschäftigung. Den Eindrücken des All verschließt sich kein menschlich Herz, wenn sie auch jeder in seiner Weise weiter verarbeitet. Ich glaube, daß diese scheinbar selbstverständlichen und darum weiter nicht bewerteten Einflüsse schließlich doch höher zu taxieren sind als der vielgerühmte Sauerstoff oder das Ozon oder die Windbewegung und dergleichen. Meines Wissens sind die Arbeiter, die mit Ozonapparaten zu thun haben, in keiner Weise gesunder oder glücklicher als ihre Kameraden von andern Fakultäten.

Philosophische Betrachtungen, wie sie Kant zur „Agitation des Gemütes“ empfiehlt, dürften nur wenigen eine wirksame Abwehr unangenehmer Gefühle sein. Eher könnte die Lektüre in Betracht kommen. Aber von den litterarischen Erzeugnissen unsrer Zeit vermag nur ein relativ geringer Teil den Leser zu erheben. Der Satz von Feuchtersleben: „Man wird nächstens zur richtigen Beurteilung unsrer jüngsten Dichter statt des Rezensenten des Arztes bedürfen“, erscheint heute noch in gleicher Weise gültig. An derlei krankhaften oder wenigstens pathologische Stoffe behandelnden Werken kann nicht wohl ein Kranker gesunden. Und so empfiehlt sich für Rekonvalescenten im allgemeinen die klassische Litteratur mehr als die moderne.

Meines Erachtens wird derzeit der mächtige Einfluß der Musik unterschätzt. Freilich sind ihr nicht alle Menschen in gleicher Weise zugänglich; aber auch Goethe hat nicht für einen jeden geschrieben. Die Musik als allgemeines Bildungsmittel hat wohl im weitesten Umfang der edle Confucius anzuwenden gesucht. „Gute Sitte und Musik“ ist bei ihm eine gebräuchliche Wortverbindung, und Sätze wie: „Das Li[1]) regelt der Menschen Handlungen, die Musik die Gefühle“, oder „Wir werden erhoben durch die Lieder, gefestigt durch das Li, vervollkommnet durch die Musik“, lassen über die Auffassung des vorchristlichen Weisen keinen Zweifel.

Aber auch die großen griechischen Philosophen haben sie in gleicher Weise bewertet.

[1]) Das Wort Li ist schwer zu übertragen, hier vielleicht durch unsern Begriff: Charakter.

Pythagoras betont die praktische Wichtigkeit der Musik, die teils als sittliches Bildungsmittel, teils in Verbindung mit der Heilkunde zu üben sei. Für Plato ist die Musik die Grundlage aller Bildung und Erziehung, die unmittelbare Vorbildung für die Philosophie, der Hort des Staates. Und Aristoteles und Aristoxenos lehrten, daß die Musik zur Besänftigung des Gemütes und zur Heilung krankhafter Gemütszustände diene.

Viel Vergnügen hat unsern Kranken stets das Ansehen von illustrierten Zeitschriften bereitet, von denen unsre wohlthätigen Damen nicht genug bringen konnten. Ein jeder betrachtet die Bilder nach seiner eignen Art, und ein jeder macht sich dabei seine eignen Gedanken: „Ohne unser Zuthun, wie eine Welle mit Notwendigkeit eine zweite erregt, in der die erste untergeht, durchlaufen die Vorstellungen die Kreise des vorhandenen geistigen Vorrats“ (Griesinger) und drängen für längere oder kürzere Frist die unerwünschten Gedanken an sich selbst in den Hintergrund. „Wie alles, was wir erleben, so läßt auch alles Wirksame, das wir gern lesen, seinen Abdruck in unsrer Seele zurück“ (Gustav Freytag).

Erheblich günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn ein Kranker sich manuell beschäftigen kann. Es ist unmöglich, all die ganz leichten, leichten und schwereren Handarbeiten aufzuzählen, die in Betracht kommen können; ich glaube nicht, daß da prinzipielle Unterschiede aufzustellen sind; denn das Wesentliche ist doch bei allen die Erziehung zu geregeltem Thun, zur Kräftigung des Charakters. Was Moltke vom Kriege sagt, daß da alles unsicher ist, außer was der Feldherr an Willen und Thatkraft in sich selbst trägt, das gilt auch vom gewöhnlichen Leben, und ganz besonders vom Kampf um die Gesundheit. Diese Energie zur Arbeit ist mit jeder Art von Thätigkeit zu erreichen. Wichtiger ist es vielleicht, auf welche Weise man die Kranken zum Anfangen bezw. zum Ausharren bewegt. Ein Stückchen Schokolade bei Kindern oder eine Flasche Bier vermag da viel; andre lockt die Anerkennung des Arztes. — „Le désir de mériter les louanges qu'on nous donne fortifie notre vertu“ (de La Rochefoucauld); — und wieder andre vergessen, im Bestreben, einem Mitkranken nützlich zu sein, einem Angehörigen Freude zu machen, ihre Beschwerden. In der Zeit vor Weihnachten, wo bei uns jeder Verzierungen für den Christbaum oder Papp- und Holzarbeiten für die Kinder zu machen hat, herrscht jedesmal auf den Krankensälen gehobene Stimmung, und selbst unheilbare Leiden sind dann erträglich.

Zunächst ist es natürlich für die Nervenärzte naheliegend gewesen, durch Beschäftigung den Gedanken ihrer Patienten einen andern Inhalt zu geben an Stelle der unerwünschten Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des lieben Körpers, und es bildete sich der Satz heraus: „Zur Heilung von Gemütsleiden vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, Resignation und Thätigkeit alles.“ Kahlbaum in Görlitz hat, wie ich einer gütigen Mitteilung von Herrn Dr. Ehrenwall in Ahrweiler entnehme, zuerst in seiner Anstalt die methodische Beschäftigung gebildeter Kranker mit Schnitzereien in die Behandlungsmethoden der Nervenkranken eingeführt. Später hat dann der Ingenieur Grohmann in Zürich dieses Prinzip weiter ausgebaut, und heutzutage erfreut sich dasselbe allgemeinster Verbreitung und Anerkennung. Aber wenn wir mit der zu Eingang erörterten gegenseitigen Beeinflussung sämtlicher Organe unter sich und durch die Psyche Ernst machen, dann liegt es nahe, auch Erkrankungen andrer Systeme in den Bereich dieser Therapie hereinzuziehen. Wir können natürlich nicht einen Patienten mit chronischem Darmkatarrh oder mit einem Herzfehler in seinen Beruf zurücktreiben und zu ihm sagen: Arbeite nur, und du wirst schon gesund werden. Solche Menschen bedürfen thatsächlich einer Entlastung von ihrer Berufsthätigkeit, aber deshalb brauchen sie sich noch lange nicht dem absoluten Müßiggange hinzugeben. Jeder Beruf hat etwas Aufreibendes in sich, wenn es auch nur die Sorge ist, ob man sich demselben wird erhalten können. Setzen wir an Stelle der Besorgnis das belebende Element der Hoffnung, indem wir den Patienten aus seinem Berufe herausnehmen und ihm an zunächst gleichgültigen Thätigkeiten zeigen, daß er doch noch leistungsfähig ist und wohl wieder im alten Umfang werden wird.

Ist es begreiflicherweise auch nicht möglich, einem jeden die zur Ausfüllung des Be-

rufes nötigen Kräfte zurückzugeben, so ist doch die Uebung im Arbeiten nicht verloren gegangen, und wie immer sich schließlich das Gleichgewicht im Organismus, das wir Gesundheit zu nennen pflegen, herstellen mag, der Trieb zur Bethätigung und damit ein Hauptfaktor zum Gesundsein ist nicht eingerostet. Ja, mancher junge Mensch, dem zum Beispiel ein Herzfehler verbietet, weiterhin Steinträger oder Laufbursche zu sein, oder ein Schneider mit chronischem Leiden der Respirationsorgane, oder ein Schreiber mit chronischer Verstopfung würden nach beendeter Rekonvalescenz mit großem Vorteil die eventuell im Krankenhause erworbene Geschicklichkeit in zum Beispiel buchbinderischen oder Holzarbeiten zum ferneren Erwerb seines Lebensunterhaltes verwerten können. Der ärztliche Vorschlag eines Berufswechsels scheitert oft daran, daß der betreffende jugendliche Patient sich vor dem Vonvornanfangen scheut; wie mächtig wirkt da nicht trotz aller inneren Unwahrscheinlichkeit die Hoffnung, daß es doch vielleicht auch so wieder gehen könnte! Ein wie wertvolles Unterstützungsmittel wäre da erst die in einem andern Berufe besser fundierte Hoffnung!

Wahre Gesundheit besteht in der inneren geistigen und körperlichen Harmonie. Ist diese verloren gegangen, dann muß alles aufgeboten werden, sie wieder herzustellen. Nur wenige werden durch die in vorstehendem angedeuteten Momente des äußeren und des inneren Trostes allein wieder ins Gleichgewicht kommen. Aber wir besitzen in ihnen doch mächtige Heilfaktoren, mit deren Hilfe wir die Rekonvalescenz zum mindesten erheblich beschleunigen beziehungsweise abkürzen können. Es fällt mir also nicht ein, mit dieser Skizze eine neue untrügliche Heilmethode inaugurieren zu wollen. Jeder Kranke ist an sich, wie im Zusammenhang mit seiner Umgebung ein „besonderer Fall“; drum halte ich es in der Therapie mit Lord Baco:

„Et quoniam variant morbi, variabimus artes:
Mille mali species, mille salutis erunt.“

Wenn der ehrwürdige H. D. Gaubius recht hat mit seinem Satze, daß alles, was zum Schutze oder zur Wiedererlangung der Gesundheit dienen kann, in das Gebiet der Medizin gehöre, dann gehört sicherlich in erster Linie die Art und die Menge der Thätigkeit vor das Forum des Arztes. Die Thätigkeit an sich ist meines Wissens das einzige Heilmittel, auf welches jenes Wort von Ovid nicht paßt:

„Nil prodest quod non laedere possit idem.“

Denn „von Arbeit stirbt kein Mensch; aber von Ledig- und Müßiggehen kommen die Leute um Leib und Leben.“ (Luther.)

Dr. Buttersack.

Litterarische Berichte.

Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer. Von O. Keutel. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der zweiten städtischen Realschule zu Leipzig für das Schuljahr 1896—1897.

Der Verfasser dieser sorgsam gearbeiteten Abhandlung ist ein entschiedener Gegner der von Schopenhauer gegebenen Erklärung der Zweckmäßigkeit. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist, daß die Schopenhauersche Teleologie nicht nur in sich widerspruchsvoll ist, sondern auch dem Grundprinzip des Systems widerspricht, dessen „eigentliche Achillesferse“ sie geradezu genannt werden kann. In einer längeren Schlußbetrachtung fügt Keutel diesem negativen Resultat ein positives hinzu: nicht der Materialismus und der Darwinismus, sondern allein der Theismus ist im stande, im Einklang mit den andern Problemen der Philosophie, das Problem der Zweckmäßigkeit

befriedigend zu lösen; die Teleologie der Natur kann nur als Vorstufe zur Teleologie der Moral angesehen werden. So sehr die Abhandlung, besonders wegen ihrer schroffen Ablehnung des Darwinismus, bei Naturforschern — und auch bei philosophisch Gebildeten — auf Widerspruch mannigfacher Art stoßen wird, so werden aufmerksame Leser doch manche Anregung von ihr empfangen.
Br.

Jean Paul-Studien. Von Dr. Josef Müller. München 1900. Dr. H. Lüneburg IV u. 176 S. 8°. M. 2.80.

Der als Jean Paul-Forscher äußerst thätige Verfasser bietet hier kritisch-polemische (besonders gegen Paul Nerrlich gerichtete) Studien über Jean Paul als Mensch, Dichter, Sprachschöpfer und Politiker. Durch umfangreiche Quellenforschungen liefert er hier Ergänzungen und weitere Ausführungen zu seinem Hauptwerk „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart".
E. M.

Die deutsche Sprache der Gegenwart. Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten von Ludwig Sütterlin, Dr. phil., a. o. Professor an der Universität und Professor an der höheren Mädchenschule und Lehrerinnenbildungsanstalt zu Heidelberg. Leipzig 1900. R. Voigtländer. M. 5,40.

Vorliegendes Werk ist aus der Praxis des Unterrichts heraus entstanden und für dieselbe hinwiederum bestimmt. Der Verfasser umspannt das Gebiet der ganzen Sprachlehre und behandelt manches, was man sonst in derartigen Werken nicht findet. In der Bezeichnung der Wortarten weicht er zum Teil ab von der herkömmlichen Art. Bei der Durcharbeitung des Stoffes hat sich ihm die Erfahrung aufgedrängt, daß auch heute noch die deutsche Sprachlehre außerordentlich abhängig ist von der lateinischen Grammatik. Ja er findet, daß das Deutsche, dem im Lateinischen kein Gegenbild entspricht, nicht nur meist grammatikalisch nicht benannt, sondern oft noch gar nicht eigentlich gekannt ist. Kurz, das großangelegte Werk ist ein entschieden brauchbares Unterrichtsmittel und von hoher Bedeutung für die deutsche Sprachgeschichte.
E. M.

Heiderose. Von H. Tödter. Leipzig 1898. Verlag von M. Heinsius.

Schlicht und anspruchslos, von sinnigem Naturgefühl getragen, grüßt uns dies liebliche Idyll aus dem Lande der Erika. Freilich, wer allein spannende Handlung in naturalistischem Modegewand von einem Buche begehrt, lasse es ungelesen. Aber Gemüter, die zu Storms stiller Gemeinde gehören, werden ihre Freude daran haben. — ck.

Julius Sturm. Von Dr. Ferd. Hoffmann. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Heft 306. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1898.

Der Verfasser giebt ein kurzes, schlichtes Lebensbild des Dichters und eine gedrängte Uebersicht über dessen reiches dichterisches Schaffen. Er möchte das Interesse für Sturms Dichtungen auffrischen und in weiteren Kreisen wecken.
E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Assereto, Ugo, Genova e la Corsica 1358—1378. Estratto dal Giornale Storico e Letterario della Liguria. Spezia, Francesco Zappa.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 19. Bändchen: Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Joh. Frentzel. Mit 6 Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Baumgartner, Alexander, Geschichte der Weltlitteratur. III. Band. Die griechische und lateinische Litteratur des klassischen Altertums. Lieferung 22 und 23. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. à M. 1.20.

Bliss, Paul, Des Uebels Wurzel. Roman. Band 9 der Kollektion Tiefenbach. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 2.—

Breslauer & Meyer, Ein Katalog seltener Bücher und Manuskripte. Zur fünfhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Johann Gutenbergs. Berlin, Buchhandlung von Breslauer & Meyer. M. 2.—

Bruns, Margarete, Die Lieder des werdenden Weibes. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.25.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 11, August 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. V. Jahrgang, 1900. Nr. 17 und 18. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Friedrich, E., John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht. Zweiter Teil. Dresden, E. Piersons Verlag. 60 Pf.

Fuchs, Gerhard, Karl von Hase, ein Bekenner des Christentums und der Freiheit. Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertsten Geburtstag. Leipzig, Buchhandlung Gustav Fock. 40 Pf.

Gardini, Dr. Carlo, In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen. Mit 41 Illustrationen und einer Karte. Deutsch von M. Rumbauer. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 6.—

Hauffs Werke. Herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—

Henne-am Rhyn, Dr. Otto, Handbuch der Kulturgeschichte in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung. Sechste Lieferung. Leipzig, Otto Wigand. Pro Lieferung M. 2.—

Heydweiller, Dr. A., Die Entwickelung der Physik im 19. Jahrhundert. Vortrag, gehalten im Humboldt-Verein für Volksbildung zu Breslau. Berlin, Paul Parey.

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Erster Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12.—

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 1. Jahrgang Nr. 10; IV. Quartal, Juli 1900. Vierteljährlich M. 9.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Klein-Hattingen, Oskar, Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Kolben, Dr. Max, Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedenskonferenz. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang, Nr. 18. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Kostersitz, Dr. Karl, Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgaben der Bergobservatorien. Mit 23 Illustrationen und 2 Tafeln. Wien, Carl Gerolds Sohn. M. 1.40.

Kühnlein, Heinrich, Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Leipzig, Gustav Fock. M. 1.20.

Meyke, Nina, Ahasver und andre Novellen. Berlin, Alfred Schall. M. 3.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 8) August 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually £ 1.—

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 15, 1er Août 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 18. Lieferung. (Schlusslieferung.) Vollständig in zwei Bänden M. 18.—; jeder Teil einzeln M. 9.—. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 339: Herrmann Schauenburg und sein Freundeskreis. Von Dr. Heinr. Meißner. (75 Pf.) Heft 340: Schutzmittel der Pflanzen gegen Tierfraß und der Blüten gegen unberufene Gäste. Von Dr. E. Roth. (75 Pf.) Heft 341/42: Preußische Kommunalgesetzgebung in der Reformperiode. Von Dr. M. Blumenthal. (M. 1.20). Heft 343/44: Karl Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker. Von Herm. Obst. (M. 1.20). Heft 345: Zwei Dramen im Hause Zollern. Von Dr. Christ. Meyer. (75 Pf.) Heft 346: Der Aberglaube. Von Moritz Steinschneider. (75 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schlaf, Johannes, In Dingsda. Stimmungsbilder. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.—

Spielmann, Dr. C., Die Taiping-Revolution in China (1850—1864). Ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie. Nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwickelung Chinas. Halle a. S., Herm. Gesenius. M. 2.50.

Sologub, Fjodor, Schatten. Novellen. Aus dem Russischen von Alex. und Clara Brauner. Wien, Wiener Verlag (Buchhandlung L. Rosner). M. 3.—

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 4. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften. Preis pro Heft M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Stave, Ludwig, Verratene Liebe. Zwei Novellen. Band 16 der Kollektion Brillant. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1.—

Stern, Robert, Theorie und Praxis des Seehandelsgeschäfts. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. M. 3.75.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1901. 64. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 50 Pf.

Weiß, Dr. Karl, Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. Mit vielen Illustrationen. Lieferung 2 bis 4. Vollständig in 8 Lieferungen à M. 1.—. St. Gallen, Wiser & Frey.

Werner, Richard Maria, Vollendete und Ringende. — Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Mit 19 Porträts. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

An Taube und Schwerhörige!

Seitdem unser neues Verfahren in Europa eingeführt ist, hat es bedeutende Erfolge aufzuweisen und unantastbare Zeugnisse deutscher Patienten stehen darüber zur Verfügung. Ohrensausen sofort beseitigt; Patienten geheilt, die selbst von Kindheit an taub waren. Kosten gering. Jeder kann sich selbst behandeln. Wenn Sie uns Ihren Fall genau auseinandersetzen, werden wir denselben kostenfrei untersuchen und unsere aufrichtige Meinung darüber sagen. Taubstumme sind jedoch ausgeschlossen. Man adressire:

Deutsche Ohrenklinik,

135 West 123. Str., New-York, Amerika.

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gern zur Ansicht ins Haus.

Lotse

Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur. Viertelj. 5 M. Probehefte durch die Buchhandlungen.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt Lauterberg (Harz)

für Nerven-, Frauen-, chronische innere Krankheiten. Entziehungskuren. Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Kürzlich ist erschienen:

Indische Gletscherfahrten.

Reisen und Erlebnisse im Himalaja

Ein Band von 470 Seiten, mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen, 4 Panoramen, 50 Separat- und ca. 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

von **Dr. Kurt Boeck.**

Das Werk kann sofort vollständig geheftet für Mk. 9.—, elegant gebunden für Mk. 10.—

oder nach und nach in 18 Lieferungen zu je 50 Pfennig bezogen werden.

Dr. Boeck hat seine schwierige Aufgabe, uns die Eigentümlichkeiten sowohl der verschiedenen Teile des Himalajagebirges und dessen Bewohner wie auch die seiner eigenen Reiseerlebnisse anschaulich zu schildern, durch 200 von ihm aufgenommene Photographien und einen anziehend geschriebenen Text in glücklicher Weise gelöst. Die Originalität seiner Darstellung gewinnt den Leser so, daß er diese fesselnden Schilderungen nur ungern unterbricht, deren launiger Ton vielfach erheitert, ohne daß es dem Verfasser, wo es not thut, etwa an Ernst fehlt. Dr. Boecks „Indische Gletscherfahrten" werden sicher in jeder alpinen Bibliothek einen Ehrenplatz finden.

Mitteilungen des Deutschen u. Oesterr. Alpenvereins.

Die Schilderungen Boecks vom höchsten Gebirge der Erde, dem geheimnisvollen Himalaja, fesseln ganz ungemein. Aus dem Wohnsitz der indischen Götter, von dem Grenzwall der englisch-indischen und tibet-mongolischen Welt kehren wir bereichert heim und freuen uns der beglückenden Vorzüge unsrer deutschen Heimat.

Dresdner Anzeiger.

Mein Sirdar mit erfrorenen Füssen.

Die erste, reich illustrierte Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Parisian Manufacturing 1900
Grand Prix
Medaille d'Honneur

Fabrication d'une
Bonne Chocolaterie

Grandjus

SUCHARD

Pralines

Chocolat Fondant

... en vente chez ...
J. Fabricius, 1200 Neuchâtel
Au Grand Chocolat Suchard

Neue Monatsschrift

herausgegeben von

Rudolf Lothar

Inhalt

Seite
Rudolf Lothar: Die Zukunft des Theaters 1
Hans Land: Die Kunst der Gegenwart und der Staat 5
Ernst Hardt: Die Kunst und die Gesellschaft 9
Rudolf Lothar: Die Bedeutung der Kritik 13
Hans Land: Die Bedeutung der Kritik 17
Rudolf Lothar: Die Bedeutung der Kritik 21
Hans Land: Die Bedeutung der Kritik 25
Rudolf Lothar: Die Bedeutung der Kritik 29
Hans Land: Die Bedeutung der Kritik . . . . .

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche v. ¾ L. 75 Pfg. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bendorf (Rhein) Dr. Carbach & Cie.

Erzählungen zu den 7 Wundern der alten Welt von M. Grf. Witzleben. (Schulverlag G. Katzschke, Alt-Döbern, N.-L.),

verbess. II. Auflage (Preis 3 ℳ). Mit genauer Kenntnis der alten Geschichte und seiner Beurteilung der antiken Kunst zusammengestellt, geben die Erzählungen in lebensfrischen Farben vortreffliche Bilder der alten Welt. Besonders für die heranwachsende Jugend ist dieses Buch auf das allerwärmste zu empfehlen.

Verlag von C. Stürzenegger, Bern und Leipzig (L. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.
Von Professor Dr. N. Reichesberg.
Preis ℳ 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.
Preis: ℳ 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.
II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.
Preis: ℳ 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.
Preis: ℳ 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE

ET

24 Numéros par an *Richement Illustrés*

Peu de mots, beaucoup d'idées.

REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

Peu de mots, beaucoup d'idées.

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par la poste *20 marks*), on a un abonnement d'*un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

« Avec elle, on sait tout, tout de suite » (ALEX. DUMAS FILS), car « la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes (FRANCISQUE SARCEY); « rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain » (E. ZOLA); « elle a conquis une situation brillante et prépondérant parmi les grandes revues françaises et étrangères » (*Les Débats*); « la *Revue* publie des *études magistrales* » *(Figaro)*; etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers.*

La **Revue** publie également les analyses des meilleurs articles parus dans les périodiques **du monde entier,** *caricatures politiques*, des *romans* et *nouvelles*, dernières inventions et découvertes, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de 4 gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

Tous les abonnés pour 1900 recevront *gratuitement* la **Grande Revue de l'Exposition de 1900,** *richement illustrée*, et autres *primes* de valeurs. *(Consulter nos prospectus.)*

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tout les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

Rédaction et Administration: 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 9 1900
CAMBRIDGE, MASS.

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

VII.

Versailles, den 21. November 1870.

Ich hoffe Euch alle in München vereinigt zu finden, wenn es mir gegönnt sein wird, dahin zurückzukehren. Es liegt darin für mich ein großer Trost, denn in Eurem liebevollen Kreise kann ich auf freudigen Empfang rechnen, während ich sonst ganz darauf gefaßt bin, getadelt, angeklagt, bekrittelt zu werden für alles, was wir hier gethan oder zu thun unterlassen haben.

Mama Lerchenfeld hatte wohl recht, in ihrem musterhaften Briefe an Hugo zu sagen: „Recht werdet Ihr es niemand machen, und heulen werden sie alle!“ Was mich betrifft, so nehme ich das feste Bewußtsein von hier mit, daß in dem von uns vorbereiteten Abkommen die günstigsten Bedingungen enthalten sind, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu erlangen irgend möglich war.

Uebrigens ist ja nichts endgültig abgemacht. Der König und die Kammern werden zu beschließen haben. Wenn die letzteren vorziehen sollten, jede Verständigung zurückzuweisen, so wäre ich doch jeder eignen Verantwortung, die immer schwer zu tragen ist, enthoben. Unsre Pflicht und Aufgabe war es, den vaterländischen maßgebenden Gewalten die Möglichkeit zu erwirken, ihre Wahl zu treffen.

Hier haben wir uns über die wichtigsten Punkte geeinigt. Die Redaktion der Verträge wird wohl zwei Tage in Anspruch nehmen. Ein weiterer Tag oder zwei werden zur Abhaltung der Schlußkonferenzen und ein Tag für die Abschiedsbesuche erforderlich sein. — Wir könnten also vielleicht Sonnabend, wenn nicht gar schon Donnerstag abreisen. Aber die Erfahrung hat uns gelehrt, daß der entferntere Zeitpunkt der Wirklichkeit stets mehr entspricht als der nähere. Ein Telegramm wird uns jedenfalls vorauseilen.

Wir sind voll Bewunderung für die schönen Parks und Gärten, welche Paris umgeben, und welche von unsern Truppen gewissenhaft geschont worden sind. Sie sind das Ziel unsrer täglichen Ritte. Ein Husarenoffizier, Herr v. Hanken, hatte seine schönen englischen Pferde zu unsrer Verfügung gestellt, und mit ihm besuchten wir unsern gewaltigen Artilleriepark, mit welchem die Pariser Forts beschossen werden sollten, bis jetzt aber nur bedroht wurden. Auch die Redouten, welche bestimmt sind, unsre prachtvollen Geschütze gegen feindliche Angriffe zu sichern, wurden von uns besichtigt. Am 25. November soll die Beschießung beginnen. Die französischen Befestigungen sind aber seit Anfang der Belagerung so sehr ausgedehnt und verstärkt worden, daß mehr Aussicht vorhanden ist, Paris durch Hunger als durch Gewalt zu nehmen, was freilich viel Zeit in Anspruch nehmen wird.

An kriegerischen Vorgängen nichts Neues. Man hoffte, nach dem schönen Gefecht, welches von der Tann mit 17000 Mann gegen das feindliche Heer von 50000 Mann bestanden hatte, die Loire-Armee als Gegner zu haben. Letztere scheint aber durch eiligen Rückzug dem rasch heranrückenden Prinzen Friedrich Karl entgangen zu sein.

*

Versailles, den 25. November 1870.

Dies ist wohl die letzte Nummer meiner an Dich gerichteten Berichterstattung. Gestern um zehn Uhr haben wir alle einzelnen Dokumente unsers mit Graf Bismarck getroffenen Abkommens unterzeichnet. Dies ist der Anfang des neuen Deutschlands und, wenn unsre Entwürfe genehmigt werden, das Ende Altbayerns! Es wäre nutzlos, sich darüber täuschen zu wollen. In München wird man zu wählen haben. Alles dieses hat mehr als einmal meine Nachtruhe gestört. Aber mein Gewissen ist ruhig. Was wir thun konnten, ist schon geschehen; und ich habe das Bewußtsein, die feste Ueberzeugung, daß wir alles erlangt haben, was an staatlicher Selbständigkeit, vorbedungenem Sonderrechte und gesicherter Einflußnahme in jenem Staatenbunde zu erreichen möglich war, welcher jetzt noch der Deutsche Bund genannt wird, in naher Zukunft aber das Deutsche Reich heißen wird. Was mich beruhigt und zu meiner Entschlußnahme mächtig beigetragen hat, ist die hier herrschende Geneigtheit, sich Oesterreich zu nähern und zu diesem Reiche die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten. Da dies dem wohlverstandenen Interesse beider Länder entspricht, hoffe ich, daß es gelingen wird, dieses gute Verständnis auf der sicheren Grundlage eines Staatsvertrages zu befestigen.

Jetzt handelt es sich darum, diesen zerstörenden Krieg zu Ende zu führen, und obwohl seit Thiers' Abreise keine neuen Verständigungsversuche gemacht wurden, habe ich doch das Gefühl, daß auf beiden

Seiten Friedenswünsche bestehen. Paris ist die lange Belagerung müde. Die längst angekündigten Ausfälle der Pariser lassen auf sich warten, und die Loire-Armee kommt nicht. Alles dieses mindert den kriegerischen Eifer unsrer Gegner. Gleichwohl sagte mir Ernst Rechberg, daß nach Aussagen französischer Gefangener und Deserteurs der große Ausfall der Pariser innerhalb fünf bis sechs Tagen stattfinden soll. Erfolgt derselbe wirklich, und mißlingt er, so hat die belagerte Stadt der Ehrenschuld kräftiger Verteidigung genügt, und wenn die Leute nicht toll sind, kann die Unterhandlung beginnen.

*

Versailles, den 25. November 1870.

Wir waren gestern zum Speisen beim Kronprinzen geladen, dessen Nachbar zu sein ich die Ehre hatte. Du weißt, wie wohlwollend und freundlich er ist. Gleich beim Empfang kündigte er mir die glänzende Waffenthat einiger Jägerbataillone vom von der Tannschen Corps an, welche eine französische Abteilung vollständig geschlagen und ihr viele Gefangene abgenommen haben. Dieses Corps genießt im ganzen Heer einen glänzenden Ruf seit der letzten Schlacht nach der Räumung von Orleans, in welcher dasselbe den dreifach stärkeren Feind einen ganzen Tag hindurch aufhielt und zurückwies. Der Kronprinz sprach mit mir lange und teilnahmsvoll vom König von Neapel, von welchem er eine hohe Meinung hat, nachdem bei ihm mangelhafte Erziehung durch mutig ertragenes Mißgeschick ergänzt wurde. Nach Tisch wird geraucht und musiziert und geplaudert, wie in der zwanglosesten Junggesellenwirtschaft. Nur unsre schwarzen Fracks stechen häßlich ab von den vielen uns umgebenden Uniformen. Unser Abend war zwischen dem Grafen Bismarck und dem Prinzen Luitpold geteilt, welcher in gütiger Weise darauf bestanden hat, uns zum Abschied mit Thee und Punsch zu bewirten.

Heute Hoftafel beim König, und morgen früh um acht Uhr Abfahrt nach Lagny, wo wir die Eisenbahn fahrbar zu finden hoffen.

Graf Bray hatte keine sentimentale Ader. Die melancholischen Betrachtungen über die Beurteilung, die er in Bayern erwartete, werden zum großen Teil verursacht worden sein durch die Unberechenbarkeit des Königs, der die Einheit wollte, die Opfer aber verabscheute. Welche Schwierigkeiten in diesen Stimmungen lagen, wissen wir seit den Veröffentlichungen der Frau Louise v. Kobell. Die nachstehenden Blätter aus der amtlichen Korrespondenz des Grafen Bray bestätigen und erweitern das bisher Bekannte:

Graf Bray an seinen Münchner Stellvertreter.

Versailles, den 24. Oktober 1870.

Aus Graf Bismarcks Aeußerungen geht deutlich hervor, daß die Absicht, dem neuen Bunde den Namen Reich, dessen Präsidenten den

Titel Kaiser zu geben, hier mit entschiedener Vorliebe behandelt wird. Der Kanzler sagte mir, er habe im Jahre 1866 diesen Bezeichnungen keinen Wert beigelegt. Jetzt sei er zur Ueberzeugung gelangt, daß man mit diesen Worten viel Thatsächliches der öffentlichen Meinung und dem Reichstage annehmbar machen könne, was es sonst nicht wäre. Damit ist gesagt, daß auch Preußen vieles konzedieren würde, wenn ihm in diesem Punkte entsprochen werde.

Graf Bismarck fügte bei, von den Fürsten — und an deren Spitze vom Könige von Bayern — sei die Verleihung des Titels wünschenswert, weniger vom Reichstage, welcher sonst wohl die den Fürsten zugedachte Rolle zu der seinigen machen würde. Hier also liegt der Schwerpunkt der Situation, und damit ist der Preis bezeichnet, um welchen Konzessionen reellerer Art erlangt werden können.

*

Graf Bray an den König.

Versailles, den 28. Oktober 1870.

Die in meinem ehrerbietigsten Berichte vom 24. l. Mts. angekündigten Vorbesprechungen der Staatsminister v. Pranckh und v. Lutz haben seitdem stattgefunden, ohne daß es bis jetzt zu einer formulierten Fassung des Textes gekommen wäre. Durch den preußischen Kriegsminister v. Roon ist indessen eine Aufzeichnung übergeben worden, welche die hauptsächlichsten das Militärwesen betreffende Punkte in sich faßt, und deren Vorlage wohl direkt durch den königlichen Kriegsminister erfolgen wird. Wie derselbe mir mitteilte, wird die Annahme des im Nordbunde bestehenden Ansatzes von 225 Thaler per Mann kaum zu umgehen sein, wogegen die selbständige Verwaltung des Militärwesens, wie es scheint, nicht beanstandet wird. Im allgemeinen äußert sich der königliche Kriegsminister nicht unbefriedigt über das Ergebnis dieser ersten Konferenz.

Ebenso ist Staatsminister v. Lutz zur Verständigung über eine Anzahl von Punkten gelangt; es sind aber bezüglich der Kompetenz des Parlaments und des Bundesrats von seiten des Ministers Delbrück, insbesondere in betreff der Gesetzgebung und speziell auch des Strafrechts weitergehende Ansprüche erhoben worden. Auch bezüglich der Schlußartikel 75, 76 und 77 ist die Einigung noch nicht erzielt, wogegen hinsichtlich des eignen Betriebes der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen ein Anstand nicht besteht.

Die den Abmachungen zu gebende Form soll nach den Anträgen, welche von preußischer Seite hier gestellt wurden, eine von der zu München in Vorschlag gebrachten wesentlich verschiedene werden, indem nun der Antrag besteht, daß von der Kreierung eines weiteren Bundes Abstand genommen werde und für alle Staaten die norddeutsche Bundes-

verfassung mit Einschaltung der für die neu hinzutretenden vereinbarten Ausnahmen und Aenderungen maßgebend werde. — Nachdem die Stellung der bayrischen Armee wesentlich verschieden wird von jener der übrigen deutschen Heeresteile, so wird vorgeschlagen, den desfallsigen Bestimmungen die Form einer Konvention oder etwa einer Verfassungsbeilage zu geben. Was zu dieser neuen Anschauung geführt haben mag, ist außer der Bereitwilligkeit Badens, Hessens und schließlich auch Württembergs, in den Norddeutschen Bund mit ganz geringen Vorbehalten einzutreten, wohl auch der Wunsch, durch größere Vereinfachung des Verfassungsmechanismus den Wünschen der verschiedenen im Norddeutschen Reichstage vertretenen Parteien gerecht zu werden. Als Vertreter dieser Parteien befinden sich gegenwärtig hier v. Bennigsen für die Nationalliberalen, Blankenburg für die Konservativen und Friedenthal für die sogenannten Freikonservativen. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die einfachere Form einer Bundesverfassung der komplizierteren vorzuziehen ist, so kann ich mich der Bedenken doch nicht erwehren, welche das Verlassen des in München durch den Vorschlag eines engeren und weiteren Bundes eingeschlagenen Weges für die künftige Stellung Bayerns in Deutschland in mir hervorruft. Vor einer bestimmteren Aeußerung von seiten des Bundeskanzleramtes und vor Einsichtnahme des uns angekündigten Entwurfes enthalte ich mich einer jeden, weil notwendig voreiligen Beurteilung des neuen Projektes. Es wird mir aber schwer, mir klar zu machen, wie namentlich eine Bevorzugung Bayerns bezüglich der Vertretung nach außen in einer einheitlichen Bundesakte Platz finden könnte, während dies bei der Annahme des weiteren Bundes neben dem engeren leichter durchführbar wäre.

Für die Vertretung Hessens sind vorgestern Minister Dalwigk und Geheimer Legationsrat Hofmann hier eingetroffen, auch Freiherr v. Friesen für Sachsen wird erwartet.

Die schon gestern bekannt gewordene Kapitulation von Metz mit der Armee des Marschalls Bazaine hat erst heute früh die formelle Bestätigung durch Meldung der gestern abend erfolgten Unterzeichnung der Kapitulation erhalten. Die Bedingungen sind jene der Uebergabe von Sedan. Es werden gemäß denselben nebst Uebergabe des gesamten Materials 173 000 Mann, nach andern Angaben 151 000 Mann inklusive 20 000 Kranker mit 3 Marschällen von Frankreich kriegsgefangen, mit Ausnahme der Kranken nach Deutschland transportiert und von 40 000 Mann dorthin geleitet. Die Verlegenheit der Unterbringung dieses neuen Heeres von Kriegsgefangenen wird in ganz Deutschland keine geringe sein. Für die Kriegführung und wenn Frankreich eine Regierung hätte, auch für den baldigen Friedensschluß muß dies Ereignis entscheidend werden.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

*

Kabinettssekretär Eisenhart an Graf Bray.

München, den 31. Oktober 1870.

Eure Excellenz!

— Ferner bin ich von meinem allergnädigsten Herrn angewiesen, Eurer Excellenz wiederholt die Frage einer mäßigen Territorialvergrößerung im Allerhöchsten Namen recht nachdrücklich ans Herz zu legen, und möchten Sie diese Angelegenheit recht bald mit Grafen Bismarck zur Besprechung bringen. So weit die Aufträge Seiner Majestät.

In der andern bewußten Angelegenheit habe ich auf Allerhöchsten Befehl vor einer Stunde ein Telegramm an Eure Excellenz gerichtet, und hoffe ich dessen baldiges Eintreffen in Versailles. In München ist alles beim alten. Am 4., nachmittags, erfolgt die definitive Uebersiedlung nach Hohenschwangau.

Bitte um möglichst beschleunigte Antwort, da sie mit äußerster Ungeduld erwartet wird!

*

Graf Bray an Eisenhart.

Versailles, den 31. Oktober 1870.

— Verhandlungen bis jetzt über Vorbesprechungen nicht hinaus, da man vorher mit Baden, Hessen, Württemberg abschließen will. Letzteres hat sich von uns ganz getrennt, und wir behaupten allein unsern Standpunkt.

Thiers gestern hier durch nach Paris.

*

Eisenhart an Graf Bray.

München, den 1. November 1870.

Euer Excellenz!

Die Reise des Grafen Holnstein ins Hauptquartier bietet mir die erfreuliche Gelegenheit, Eurer Excellenz einige vertrauliche Zeilen zuzusenden; gestatten mir Hochdieselben, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen. —

Ein Thema, das Seine Majestät sehr häufig berühren, ist die Gebietsvergrößerung. Und ich glaube in der That, daß hierdurch *sehr viele* die politische Einbuße (die wir denn doch erleiden) leichter verschmerzen würden. Damit, daß nur *Opfer* gebracht werden und nichts in Austausch kommt, damit sind — mit Ausnahme der Nationalliberalen — wohl wenige zufrieden; und mit dem Gebietszuwachs kommt unzertrennlich ein gewisser Machtzuwachs, der unsrer Stellung im Bunde nur nützen kann. Verzeihen Eure Excellenz, wenn ich es versucht habe,

hiermit zugleich meiner ganz unmaßgeblichen Anschauung Ausdruck zu verleihen.

Gestern kam an Seine Majestät ein acht Quartseiten langer Brief des Großherzogs von Baden — eine Verherrlichung der Kaiseridee enthaltend! „Ein unvergänglicher Ruhm — heißt es unter anderm — würde sich an den Namen König Ludwigs II. knüpfen, wenn der große Wendepunkt, an dem die Geschicke Deutschlands sich gegenwärtig befinden, durch seine kühne Initiative dahin führte, daß die schweren Opfer der Nation zuletzt mit Anerbietung der Kaiserwürde an den greisen Heldenkönig belohnt und gekrönt würden ...“ An späterer Stelle wird ein baldiges Handeln nahegelegt, „ehe der Zeitpunkt eintritt, wo das Handeln nur noch als Folge eines übermächtigen Druckes von unten erscheint. Solch erzwungene Schritte sind von bleibendem nachteiligem Einflusse“ ꝛc. ꝛc. Also wohl deshalb der beabsichtigte Besuch![1])

Die Presse, namentlich die österreichische, berichtet seit einigen Tagen die bevorstehende Reise des Königs ins Hauptquartier. In München glaubt man sie in weiteren Kreisen allgemein, auch die Patrioten (Bambergerhofpartei) sind dafür, weil sie glauben, daß es für Bayern und dessen Ansehen vorteilhaft. Der König verhält sich entschieden verneinend; fragt aber täglich, ob die Einladung noch nicht gekommen. Nach Mitteilung aus Darmstadt geht auch der Großherzog im Einladungsfalle nach Versailles. Die Reise Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Otto ist ohne eigentliche politische Bedeutung; dessen Erzählungen möchten jedoch auf den Entschluß Seiner Majestät in gegenwärtiger Angelegenheit nicht ohne jeden Einfluß sein.

Es beruhigt mich unendlich, daß Eure Excellenz an Ort und Stelle, und daher über die Anschauungen des preußischen Hofes in jener Besuchsangelegenheit wohl unterrichtet sind, denn hierdurch befinden sich Eure Excellenz in der Lage, gegebenen Falles an Seine Majestät die geeigneten Mitteilungen zu machen.

Die Uebersiedlung nach Hohenschwangau bis Ende Dezember ist beschlossene Sache und erfolgt in den allernächsten Tagen, mutmaßlich morgen.

Daß die Verhandlungen mit Bayern die letzten sind, erschwert unsern Standpunkt etwas, zumal uns — more solito — die Württemberger im Stiche ließen.

Indem ich, —

*

Graf Bray an den König.

Versailles, den 3. November 1870.

In meinem ehrerbietigen Berichte vom 28. vorigen Monats habe ich mich beehrt, meine Bedenken gegen den Eintritt Bayerns in den in

[1]) Der Besuch kam nicht zu stande.

Vorschlag gebrachten einheitlichen deutschen Bund darzulegen. Ich bin deshalb bemüht gewesen, nachdem der Eintritt sämtlicher deutschen Staaten, Bayern ausgenommen, immer wahrscheinlicher erschien, mir selbst klar zu machen, welche Stellung letzteres dem übrigen Deutschland gegenüber, mit welchem verbunden zu bleiben es unter allen Umständen bemüht sein muß, einnehmen könnte. Zu diesem Behufe habe ich über die Form einer solchen, den Eintritt in den engeren Bund ausschließenden Verbindung zwei voneinander verschiedene Entwürfe aufgestellt, deren einer die Verbindung Bayerns mit dem übrigen Deutschland durch einen selbständigen Verfassungsvertrag darstellt und in positiver Formulierung das künftige Verhältnis beider darstellt, während der zweite Entwurf die Verfassung des Norddeutschen Bundes zu Grunde legt und lediglich negativ gehalten, die Abweichungen, welche in betreff Bayerns an dieser Verfassung stattfinden, als einen Anhang derselben erscheinen läßt. Um zu einem erwünschten Resultate zu gelangen und für die in Aussicht genommene Verbindung Bayerns mit einem alle übrigen Staaten bereits in sich fassenden Bunde die rechte Form zu finden, schien es mir unerläßlich, die Idee von Kaiser und Reich, auf welche hier Gewicht gelegt wird, in solcher Weise zu benützen, daß jene Gesamtverbindung mit dem Namen „das Deutsche Reich" belegt würde. Durch die Annahme dieses oder eines ähnlichen Vorschlages allein würde es sich rechtfertigen, für Bayern eine Reihe wichtiger Zugeständnisse in Anspruch zu nehmen, und neben dem deutschen Kaiser, den König von Bayern als Repräsentanten des Deutschen Reiches erscheinen zu lassen, nachdem jeder dieser Souveräne einen Teil Deutschlands selbständig, beide gemeinsam dagegen das Ganze repräsentieren würden. Hieraus würde sich in natürlicher Folgerung die Teilnahme Bayerns an der Vertretung des Reiches nach außen nebst Beibehaltung der eignen Repräsentanz ableiten lassen, wie dies im Artikel 5 des ersten Entwurfes versuchsweise dargestellt ist. Ich habe mich hierüber mit dem Herrn Grafen v. Bismarck und Minister Delbrück ganz vertraulich besprochen und beiden ausdrücklich erklärt, daß diese Entwürfe keinen andern Zweck hätten, als den: schon früher besprochenen Ideen eine bestimmtere Form zu leihen; daß insbesondere bezüglich des Kaisertitels und der Bezeichnung Gesamtdeutschlands als „Deutsches Reich" ich mich ohne alle und jede Vollmacht oder Ermächtigung befände, und daß hierin also ein Vorschlag der bayrischen Regierung noch keineswegs liege, viel weniger aber noch ein Anerbieten Eurer Königlichen Majestät. — Bei dem Herrn Bundeskanzler, der übrigens auf die näheren Modalitäten bis jetzt nicht eingegangen ist, hat insbesondere die Bestimmung über gemeinschaftliche Instruktionserteilung, worin derselbe eine Beschränkung der eignen freien politischen Beschlußnahmen erblickt, Anstoß erregt. Es würde hierfür also noch eine andre Form zu suchen sein. Eine Vertretung der Reichs-

gesandten durch die bayrischen würde dagegen, wie es scheint, einem Anstande nicht unterliegen, und eine weitere Handhabe für die Beteiligung Bayerns an der politischen Leitung Gesamtdeutschlands glaubt der Herr Bundeskanzler dadurch bieten zu können, daß ein diplomatischer Ausschuß des Bundesrates konstituiert würde, worin Bayern den ständigen Vorsitz zu führen hätte.

Nachdem mit der hierüber gepflogenen Besprechung noch keinerlei bestimmte Anhaltspunkte gewonnen waren, vielmehr der Wunsch, es möge sich Bayern zum Eintritt in den einheitlichen Bund unter angemessener Bevorzugung bereit finden lassen, deutlich hervortrat, während andrerseits die Besprechungen der beiden Kriegsminister auf einen internationalen Vertrag hinzudeuten schienen, habe ich mich veranlaßt gefunden, das beifolgende Privatschreiben an den Herrn Grafen v. Bismarck [1]) zu richten, dessen Inhalt ich heute bereits telegraphisch zu melden mich beehrt habe. Es wird nunmehr abzuwarten sein, welche Vorschläge preußischerseits an uns gelangen, und es wird von der Natur derselben abhängen, ob es sich als thunlich herausstellt, daß wir hier salva ratificatione denselben beitreten, oder ob es vielmehr ratsam erscheint, ohne jeden Abschluß nach München zurückzukehren, um vor allem Eurer Königlichen Majestät unterthänigsten Bericht zu erstatten und Allerhöchsten Beschlußnahmen zu beantragen.

Die große Tragweite der Angelegenheit legt den von Eurer Königlichen Majestät Bevollmächtigten doppelte Vorsicht auf, damit alle Momente reiflich erwogen werden und jede Uebereilung ferngehalten bleibe. Die Waffenstillstandsunterhandlung des Herrn Thiers, den ich gestern zu sprechen Gelegenheit hatte, scheint leider, beim Mangel jeden Zugeständnisses der Pariser Regierungsfraktion, zu keinem Resultate zu führen.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

*

Graf Bray an Bismarck.

Versailles, den 2. November 1870.

Euer Excellenz

erlaube ich mir im Nachgange unsrer gestrigen Besprechung und als Ergänzung mündlicher Aeußerung noch einige Bemerkungen und Ansuchen zu unterbreiten.

Es liegt wohl im allgemeinen Interesse, daß die über die deutschen Verhältnisse eingeleiteten Verhandlungen so bald als möglich zum Abschluß gelangen, und ich wünsche vor allem Bayern vor dem Vorwurfe zu sichern, an einer Verzögerung schuld zu sein. Infolge der Münchner

[1]) Siehe unten.

Besprechungen, wo die Bildung eines weiteren Bundes in Aussicht genommen war, erachten wir uns aber nur zum Eintritt in einen solchen von Seiner Majestät dem Könige ermächtigt, und hierauf haben bisher meine an Eure Excellenz gebrachten Anträge abgezielt. Hochdero gestrige Aeußerungen scheinen — neben der Alternative eines nur internationalen, wenn auch enger als früher geschlossenen Bündnisses, welches auch von Seiner Excellenz v. Roon dem General v. Prandh vorgeschlagen wurde, — unsern Eintritt in den bestehenden einheitlichen Bund zu bezwecken. Hierzu nun bedürfen wir erweiterter Vollmacht, worüber wir wohl am besten, nach Empfangnahme der bezüglichen Entwürfe in München selbst, eine Beschlußnahme unsers Allerhöchsten Souveräns zu erholen haben werden.

Ich glaube deshalb, daß es sich empfehlen würde, die dem Abschluß nahen Verhandlungen mit den übrigen Bevollmächtigten, etwa mit Vorbehalt der Bayern betreffenden Punkte, zu vollenden, uns aber zu obigem Zwecke die baldige Reise nach München durch Mitgabe der fraglichen alternativen Vorschläge zu ermöglichen.

Für mich freilich wäre, wenn die Besprechungen mit Herrn Thiers zu Friedensunterhandlungen führen sollten, ein Grund zum Zurückbleiben gegeben.

Nachdem der zu Mißverständnissen führende Satz über diplomatische Instruktionserteilung Anstoß erregt hat, lasse ich denselben fallen und hoffe, daß es gelingen wird, eine den gestrigen Aeußerungen Eurer Excellenz besser anpassende Formulierung zu finden.

Genehmigen Eure Excellenz ꝛc. ꝛc.

*

Bismarck an Graf Bray.

Versailles, den 4. November 1870.

Euer Excellenz

gefälliges Schreiben vom 2. dieses Monats, welches ich gestern zu erhalten die Ehre hatte, benachrichtigt mich, daß die den königlich bayrischen Herren Bevollmächtigten erteilte Allerhöchste Ermächtigung auf die Bildung eines weiteren Bundes gerichtet ist, und daß Eure Excellenz und Ihre Herren Kollegen, in dem Wunsche, die einen engeren Bund bezweckenden Verhandlungen mit Württemberg, Baden und Hessen nicht zu verzögern, es für geraten halten, daß diese Verhandlungen, etwa mit Vorbehalt der Bayern betreffenden Punkte vollendet werden, während Sie selbst zur Einholung anderweiter Allerhöchster Entschließung nach München zurückkehren.

So lebhaft ich gewünscht haben würde, daß ein gleichzeitiger Abschluß mit sämtlichen süddeutschen Staaten möglich gewesen wäre, so

kann ich doch, in Betracht der obwaltenden Sachlage und der durch die Verhältnisse im Norddeutschen Bunde gebotenen Dringlichkeit einer baldigen Beendigung der hiesigen Verhandlungen, Eurer Excellenz Ansicht nur teilen, daß es sich empfiehlt, die Verhandlungen mit Bayern nach dem Abschluß mit Württemberg, Baden und Hessen fortzusetzen.

Als Basis dieser Verhandlungen würde ich die Herstellung eines engeren Bundes jeder andern vorziehen. Diese Basis ist nach meiner Ansicht die einzige, welche den Wünschen der deutschen Nation entspricht, und welche daher zur Gründung dauernder Institutionen geeignet ist, während sie zugleich breit genug ist, um der Stellung Raum zu gewähren, auf welche Bayern, vermöge seiner Bedeutung, in einem deutschen Bunde Anspruch hat. Die besondere Regelung der militärischen Verhältnisse durch einen neben der Verfassung abzuschließenden völkerrechtlichen Akt würde hierzu in einer vorzugsweise wichtigen Beziehung den Weg darbieten, während in andern Beziehungen die Verfassung selbst die nötigen Maßgaben zu enthalten hätte. Welche Form zu diesem Zwecke bei den Verhandlungen mit Württemberg, Baden und Hessen gewählt ist, wollen Eure Excellenz aus dem ganz ergebenst beigefügten Entwurfe der bei diesen Verhandlungen besprochenen Zusätze und Abänderungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes gefälligst ersehen. Sie werden in diesem Entwurfe eine Reihe von Vorschlägen erledigt finden, welche bei den Münchner Besprechungen von Bayern gemacht worden waren.

Die von Eurer Excellenz erwähnte zweite Alternative, der Fortdauer internationaler Verträge, würde ich mir nicht anders als eine Vervielfältigung der vertragsmäßigen Beziehungen denken können, welche gegenwärtig zwischen dem Norddeutschen Bunde und Bayern bestehen. Die kurze, seit Gründung des Bundes verflossene Zeit hat bereits so zahlreiche einzelne Verständigungen zwischen beiden Teilen gebracht, und die Gründung eines neuen, die übrigen süddeutschen Staaten umfassenden Bundes wird die gegenseitigen Beziehungen nach so vielen Seiten ausdehnen, daß es nicht schwer fallen wird, zahlreiche Verhältnisse des öffentlichen Rechts in gegenseitig befriedigender Weise zu regeln.

Genehmigen —

*

Graf Bray an den König.

Versailles, den 5. November 1870.

Durch das ehrerbietig angefügte Billett des Staatsministers Delbrück vom heutigen wurde ich nebst den Ministern v. Lutz und v. Pranckh eingeladen, zum Zwecke einer Mitteilung über die Besprechungen mit Herrn Thiers um halb ein Uhr beim Bundeskanzler Grafen Bismarck zu erscheinen. Zu genannter Stunde trafen wir dort die sämtlichen

hier anwesenden Repräsentanten deutscher Staaten und zwar die Minister Mittnacht und Suckow für Württemberg, Baron Friesen für Sachsen, v. Dalwigk für Hessen, v. Freydorf für Baden, dann von preußischer Seite Minister Delbrück und den Bundeskanzler Grafen Bismarck.

Letzterer ergriff das Wort, um in längerem Vortrag den Hergang der von ihm gepflogenen wiederholten Verhandlungen mit Herrn Thiers zu schildern. Der französische Staatsmann war durch Rußland hier eingeführt worden, um einen die Wahlen einer französischen Nationalversammlung und dadurch die Vorbereitung zum Frieden ermöglichenden Waffenstillstand zu negociieren. Seine Vollmachten hatte er sowohl aus Tours als aus Paris erhalten. Dabei waren ihm aber Bedingungen vorgeschrieben worden, welche zu erlangen sowohl politisch als militärisch unmöglich war. Es wurde von Frankreich ein fünfundzwanzigtägiger Waffenstillstand verlangt und während desselben für die auf 2 700 000 Seelen berechnete Bevölkerung von Paris eine vollständige Verproviantierung nach dem Verhältnis von 1 Pfund Brot und ½ Pfund Fleisch auf den Kopf, außerdem Gemüse, Salz, Brennholz und die für die Ernährung des einzuführenden Viehes nötige Fourage. An Vieh wurden nicht weniger als 30 000 Ochsen und 100 000 Schafe verlangt. Diese an sich militärisch schon unzulässigen Forderungen wurden durch das Verlangen völliger Freiheit für die Bewegung der zum Militärdienste Einberufenen, und somit für die Bildung neuer Armeen, noch unannehmbarer gemacht und vom Grafen Bismarck nach Besprechung mit den Notabilitäten des Generalstabs als solche bezeichnet.

Infolgedessen ist Herr Thiers nach langem Sträuben zu dem Zugeständnisse gelangt, den direkten Versuch machen zu wollen, die Regierungsmänner in Frankreich zum Friedensabschlusse zu vermögen. Die Gebietsabtretung ist von ihm im Prinzip zwar noch nicht förmlich anerkannt, aber doch nicht mehr so absolut bestritten wie früher. Er hat sich heute an die Vorposten begeben, wo auch die Mitglieder der Pariser Regierung sich einfinden sollen. Letztere und der mit ihnen verbundene General Trochu waren am 1. dieses Monats durch die Revolutionäre Flourence, Blanquis und Pyat infolge einer Volksbewegung ihrer Stellen enthoben und gefangen gesetzt worden, während die Revolutionsmänner die Gewalt an sich rissen und dieselbe vierundzwanzig Stunden lang behaupteten. In der darauffolgenden Nacht aber wurde das Pariser Stadthaus von einer der moderierten Partei angehörenden Abteilung der Nationalgarde überfallen, das neue Regierungskomitee verhaftet und Jules Favre nebst seinen Anhängern als Regenten wieder eingesetzt. Mit diesen letzteren findet die heutige Besprechung Thiers' statt, und von deren Ausgang wird es abhängen, ob Verhandlungen

über den Frieden eröffnet werden können, oder ob man bis auf weiteres darauf zu verzichten hat.

An diesen letzteren Punkt anknüpfend ging Graf Bismarck auf eine andre Frage über. Er erwähnte, wie es schon längst der Wunsch des Königs von Preußen gewesen sei, in dem wichtigen Momente des Friedensabschlusses nach einem Kriege, der in siegreichen Kämpfen die deutschen Heere bis vor Paris geführt habe, nicht allein zu stehen. Der König wünsche vielmehr, daß ein so ruhmreicher Friede in Gegenwart und mit Zuthun aller deutschen Fürsten, deren Heere ihn erfochten, geschlossen werden möge, und Seine Majestät beabsichtige deshalb, eine Einladung zu diesem Zwecke an alle seine deutschen Mitfürsten gelangen zu lassen. Graf Bismarck richtete deshalb an die Versammlung die Frage, ob man den Moment für den erwähnten Fürstenkongreß schon jetzt gekommen glaube oder dafür einen späteren Zeitpunkt als passend erachte. Zuerst zur Erwiderung aufgefordert, äußerte ich meine Meinung dahin, daß, wenn eine solche Einladung überhaupt erlassen werde, sie wohl nur, nach den vorstehenden Erklärungen des Herrn Bundeskanzlers selbst, für den Zeitpunkt Geltung haben könne, an welchem der Friede im Prinzip von beiden Teilen bereits beschlossen sein werde, indem sonst die Möglichkeit naheliege, daß auf Friedenshoffnungen ein verlängerter Kriegsstand nachfolge, was dem Zweck der Einladung und des Hierseins der deutschen Souveräne zuwiderlaufen würde.

Graf Bismarck erklärte sich hiermit einverstanden, bemerkte aber, daß, wenn der Zeitpunkt für das Eintreffen der fürstlichen Gäste nach vorstehendem jetzt noch nicht angegeben werden könne, es doch wohl als schicklich erscheine, die Einladung selbst schon früher zu erlassen, da bei der Möglichkeit des plötzlichen Eintretens einer dem Friedensschlusse günstigen Wendung, ein Zeitverlust nachteilig, die Absendung telegraphischer Einladungen aber bei der erhabenen Stellung der zu Ladenden als unpassend erscheinen müßte. Sich an den Königlich Sächsischen Minister v. Friesen wendend, erwähnte der Bundeskanzler hierauf dankend, daß auch König Johann, der bejahrteste der deutschen Fürsten nach dem König Wilhelm, in einem Schreiben an seinen Sohn, den Kronprinzen, sich zu einem Besuche im deutschen Lager entschlossen gezeigt habe.

Von den Friedensbedingungen war nur im allgemeinen die Rede, doch wünschte Graf Bismarck die Ansicht der Anwesenden über das Maß der Forderungen zu kennen, welche namentlich bezüglich der Territorialabtretung zu stellen sein würden. Im allgemeinen schien die Mehrheit der Versammlung dafür zu stimmen, daß zur Vereinigung mit Deutschland nur vom deutschen Stamme bewohnte Landesteile Frankreichs in Anspruch genommen werden sollten.

Als Geldentschädigung sollte nach des Bundeskanzlers Ansicht etwa

eine doppelte Jahreseinnahme Frankreichs, also circa 3000 Millionen verlangt werden, und es wurde bemerkt, daß die Summe billigerweise niedriger oder höher zu bemessen sei, je nach dem Maße der zu erreichenden Gebietsabtretung. Der raschere oder verzögerte Friedensabschluß wird auf die Bedingungen des Friedens gerechterweise auch nicht ohne Einfluß bleiben.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

*

Graf Bray an Eisenhart.

Versailles, den 6. November 1870.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich, mit Bezugnahme auf Ihre schätzbare Zuschrift vom 24. vorigen Monats und auf mein Telegramm vom 4. dieses Monats zu bemerken, daß die in meinem gestrigen Berichte an Seine Majestät den König besprochene Anregung der Idee des Fürstenkongresses eine vollständige Ueberraschung war. Nach dem beigebogenen Einladungsbillet waren wir alle nur auf Mitteilungen über die Unterhandlung mit Frankreich gefaßt, und niemand dachte an die früher recht vielfach besprochene, in jüngster Zeit aber scheinbar in den Hintergrund getretene und bei der noch herrschenden Unklarheit über die Bedingungen und den Zeitpunkt des Friedens noch nicht zeitgemäße Versammlung deutscher Fürsten in Frankreich. Letzteres erkannte auch Graf Bismarck an, mit dem ich ganz offen über die Sache sprach, und von einer sehr baldigen Reise ist wohl jetzt noch für keinen der in Deutschland weilenden Souveräne die Rede. Dagegen bemerkte mir der Bundeskanzler, daß der Erlaß der Einladungen nicht wohl verschoben werden könne, und daß bei einer Ladung sämtlicher deutschen Fürsten am allerwenigsten der König von Bayern übergangen werden könne. — Ich bitte, Vorstehendes einstweilen Seiner Majestät zu melden. Eingehender wird die Frage wohl nur nach unsrer hoffentlich bald zu ermöglichenden Rückkehr nach München besprochen werden können.

Genehmigen ꝛc. ꝛc.

*

Graf Bray an seinen Münchner Stellvertreter.

Versailles, den 7. November 1870.

Zusammenkunft wäre auch mir äußerst erwünscht, aber vor dem 16. können wir kaum in München sein, was ich zu telegraphieren bitte. Prinz Adalbert von Preußen überbringt Einladung für König, hierher zu kommen. Verhandlungen mit Thiers erfolglos bis jetzt.

*

Graf Bray an den König.

Versailles, den 8. November 1870.

Wie ich bereits gestern nach München gemeldet, besteht die Absicht, Seine Königliche Hoheit den Prinzen Adalbert von Preußen mit einem die Einladung für Eure Königliche Majestät zum Kongreß deutscher Fürsten enthaltenden Schreiben Seiner Majestät des Königs von Preußen, nach München zu senden.

Es wurde mir dies durch den Bundeskanzler Grafen Bismarck selbst als feststehende Absicht Seiner Königlichen Majestät mitgeteilt, jedoch ohne daß ein bestimmter Zeitpunkt für die Abreise des Prinzen angegeben worden wäre. Auf eine heute desfalls beim Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit eingezogene Erkundigung erfolgte die Antwort, daß bezüglich der Reise überhaupt noch keine Befehle ergangen seien.

Die geringe Aussicht, welche in diesem Augenblicke für den Friedensabschluß vorhanden ist, läßt als wahrscheinlich erscheinen, daß auch die Abreise des Prinzen noch einigen Aufschub erleiden wird. Inzwischen ist das königliche Handschreiben bereits aufgesetzt und von Seiner Majestät dem Könige genehmigt.

Die Waffenstillstandsunterhandlungen sind angesichts der unannehmbaren Forderungen der Franzosen, welche nach der Rückkehr Thiers' von seiner letzten Besprechung mit Jules Favre nur insofern modifiziert worden waren, als statt fünfundzwanzig Tagen zwölf Tage Waffenstillstand verlangt wurden, als gescheitert zu betrachten.

Thiers ist nach Tours zurückgekehrt, und es wird von dem Einfluß abhängen, welchen seine gemäßigten Ansichten dort zu üben vermögend sein werden, ob eine Wiederaufnahme der Unterhandlung demnächst eintreten wird oder nicht. Im gegenwärtigen Augenblick wäre jeder Waffenstillstand — auch ohne Verproviantierung von Paris — ein von deutscher Seite gebrachtes Opfer gewesen, indem die Armee des Prinzen Friedrich Karl und andre Abteilungen im Vorrücken begriffen sind und auch die Beschießung der Forts von Paris in nächster Zeit beginnen soll. Es wäre nicht unmöglich, daß diese kriegerischen Operationen durch ihren Eindruck auf die französische Nation wirksamer sein werden für die Herbeiführung des Friedens, als der von den Franzosen doch vorzugsweise zu Zwecken neuer Rüstungen gewünschte Waffenstillstand.

Ich verharre ꝛc. ꝛc.

*

Staatsrat Daxenberger an Graf Bray.

Grafen Bray, Königlich bayrischer Staatsminister, Versailles.

München, den 8. November 1870.

Ihre gestrige Depesche heute nach Hohenschwangau befördert. — Baron Soden sagt: König von Württemberg wolle nur gemeinsam mit

Bayern handeln und ist derartige Weisung an Mittnacht neuerdings gegangen. Württemberg setzt dabei voraus, daß Bayern mit ihm möglichst Hand in Hand geht. (gez.) Staatsrat Daxenberger.

*

Eisenhart an Graf Bray.

Hohenschwangau, den 9. November 1870.

König will nicht nach Versailles gehen, weshalb Euer Excellenz die Abordnung des Prinzen Adalbert hierher verhindern sollen. Im Hinblick auf Euer Excellenz Telegramm vom 3., vormittags, erwartet Sie der König baldigst.

Il Gobbo.

(Der Bucklige.)

Eine römische Geschichte

von

Anton Andrea.

Ja, ja, Papa Magno hatte seinen Kummer! Das Uhrmachergeschäft auf der Piazza Navona ging zwar nicht schlecht; seine beiden Söhne waren gute Jungen, er selbst noch rüstig auf den Beinen, dennoch — um ihn auf seine alten Tage zufrieden zu stellen, hätte manches anders sein müssen. Nach Recht und Sitte mußte einst der Aelteste das Geschäft übernehmen; leider Gottes war dies Marco, der Gobbo. Sonst ein heller Kopf und trotz seines Jähzorns ein umgänglicher Charakter, dazu von rührender Liebe zu seinem gerade gewachsenen Bruder Arrigo; aber kein Talent zum Stillsitzen und zur Uhrmacherei. Am liebsten bummelte er in den Tag hinein, trieb sich in der Villa Borghese oder oben in den schönen Gartenanlagen der Pamphili, umher — besonders um die Zeit, wenn die Anemonen blühten — und las alte Bücher. Auf diese Weise lernte er Blumen und Pflanzen kennen und bekam den Kopf voll von dem großen Dichter Torquato, dessen Bild er bei den Mönchen von San Onofrio gesehen hatte.

Manchmal liefen die Nachbarn auf der Piazza Navona zusammen, um ihn reden zu hören wie einen echten „Recitatore“. Er erzählte ihnen wunderbare Dinge aus dem befreiten Jerusalem, von dem frommen Kreuzfahrer Gottfried, dem Ritter Tankred und der schönen Amazone Clorinda; von der holden Zauberin Armida und dem hitzigen Kämpen Roland. Papa Magno schüttelte dazu den Kopf:

„Brotlose Künste!“

Da legte sich Marco aufs Arbeiten. — Im Garten der frommen Brüder von San Onofrio nämlich. Schweres konnte er mit seinem verkrüppelten Körperchen nicht leisten; immerhin verdiente er einen kleinen Tagelohn, der für seine persönlichen Bedürfnisse ausreichte.

„Schade,“ sagten die Nachbarn. „Nun ist er Gärtner geworden. Er hätte lieber ein Recitatore werden sollen: dazu hatte unser Herrgott ihm das Gedächtnis und die Zunge gegeben.“

Die rechte Hand des Uhrmachers im Geschäft war sein zweiter Sohn, Arrigo, ein Stolz von einem Jüngling, gerade und schlank wie eine Palme, mit einem Gesicht so braun und schön, daß die Mädchen des ganzen Stadtviertels ihm nachseufzten. Doch auch mit ihm hatte es einen Haken. Er war als ein „Original“ verschrieen, weil er die Weiber floh und mehr Teilnahme für altersschwache Uhren empfand als für die liebeskranken Mädchen, die ihm beinahe den Laden einliefen.

„Junge,“ sagte Papa Magno sorgenvoll, „ehe du mir nicht eine Frau ins Haus bringst, die den Kram in Ordnung hält, wie deine Mutter selig es that, kann ich mich nicht zur Ruhe setzen.“

„Nimm doch den Marco ins Geschäft,“ spöttelte der Jüngling.

„Der bringt dir gleich 'ne Frau mit. Ist ja jeden Tag in eine andre verliebt — abgesehen von all den Schönheiten, die in seinem ‚Jerusalem‘ wimmeln. Ich mag keine. Mir sind die Mädel zu albern und zu eitel.“

Es war an einem Sonntagnachmittag. Arrigo zupfte den Knoten seiner weißgeblümten, himmelblauen Krawatte zurecht und band die Enden seiner Sorrentiner Schärpe fest, die fesch unter seinem kurzen Jackett hervorguckten. Er hatte sich mit einigen jungen Leuten verabredet, in den Prati del Castello — den Anlagen der Engelsburg — eine Partie Boccia zu spielen.

Sein Bruder, der Gobbo, dem die weite, helle Sommerhose schneidig um die mageren Beinchen schlotterte, stolzierte lebhaft gestikulierend in der Stube hin und her. An ihm hatte das weibliche Geschlecht einen begeisterten Verteidiger. Er betete das Schöne an, gleichviel wie und wo er es fand: Die Madonna von Santa Maria in Trastevere, die Venus vom Kapitol, die reizende Armida in den Zaubergärten seines geliebten Torquatos und — die braune Filomela drüben, am Gianicolo, die er täglich auf seinem Wege nach San Onofrio sah.

Vor zwei Jahren hatte er sie zum erstenmal unter dem Feigenbaum am Giebel ihres Häuschens sitzen sehen, ein junges Zicklein auf dem Schoße, während die Mutterziege am Wege graste. Damals trug sie noch kurze Röckchen, ging barfuß und ließ die feinen Schultern in unbewußter Unschuld keck über das geflickte, weiße Hemdchen hinwegguckten.

Er redete sie an. Das Zicklein interessierte sie indes mehr als er. Sie gab keine Antwort. Als er dann weiter gehen wollte, sagte sie: „Sieh dir mal mein Zicklein an, Junge! Ist es nicht nett? Carina, nicht wahr?“

„Junge“ nannte sie ihn, und er war doch ein junger Mann.

„Wie alt bist du, Bambina — kleines Mädchen?“

Da kam er schön an! Sie sprang auf, und das Zicklein immer auf dem Arm, reckte sie sich an seiner Seite in die Höhe, um zu zeigen, daß sie ihn fast um Kopfeslänge überragte. „Wenn die Oliven reif sind, werde ich vierzehn Jahre. Die ‚Mamma‘ hat in diesem Alter geheiratet. Sie sagt aber, ich soll bis fünfzehn oder sechzehn warten; dann aber keinen Tag länger. Und du? Wie alt bist du, Junge?“

„Ich bin kein Junge mehr — bloß etwas im Wachstum zurückgeblieben, wegen des Höckers“ —

„Via — du machst Spaß!“

„Nein, wirklich! Am Sankt Antoniustage bin ich dreiundzwanzig geworden. Mein Bruder ist anderthalb Jahr jünger als ich.

„Auch so klein?“

„I wo — ein Ende größer als du.“

Sie betrachtete ihn ungeniert mit ihren blanken Gazellenaugen, dann meinte sie altklug: „Manche Leute wachsen bis fünfundzwanzig. Die Großmutter sagt es. Madonna, was die alles weiß! Sollst sie bloß mal hören: einen Gobbo muß man auf den Höcker tippen, sagt sie, das bringt Glück. Erlaubst du?“ Und mit ihrem braunen Fingerchen berührte sie ihn, während das Zicklein in ihrem Arm zappelte.

Er kannte den Aberglauben. Wenn andre, oft wildfremde Leute es thaten, hatte es ihn wütend geärgert. Einen Jungen hatte er deshalb beinahe erwürgt — aber dies holde, freundliche Kind! Ihm war es, als ob ihre Berührung ihn heiligte. —

„Kommst du mit?“ fragte Arrigo seinen Bruder.

Der Gobbo griff nach seinem Hut.

„Ein Stückchen, wenn es dir recht ist, bis zum Ponte di Ferro. Ich wollte mich mal nach der alten Checca umsehen. Die Poverina hat das Reißen.“

Arrigo fixierte seinen Bruder: „So, so! Da ist ja wohl so ’n Mädchen — eine von denen — —“

„Du meinst die Filomela? Madonna, die thut keinem Menschen was zuleide. Könntest die Nonna wegen ihrer immerzu besuchen.“

Der hübsche Arrigo schnitt ein Gesicht und stülpte mit einer ablehnenden Bewegung seinen Hut in den Nacken.

Auf der Thürschwelle, den Zigarrenstummel im Mund, schaute Papa Magno seinen Söhnen nach. Schmunzelnd bemerkte er, daß auf dem Platz aller Augen ihnen folgten: Ja, ja! Der eine war schön, der andre gescheit, aber was hatte er, der arme Alte davon, wenn er sich im Geschäft weiter quälen mußte?

Als der kleine Bucklige die eiserne Brücke überschritten hatte, führte sein Weg langsam aufwärts, bis er Trastevere hinter sich hatte, und zwischen den Feigen- und Olivenbäumen, am Abhange des Gianicolo, Filomelas Häuschen mit dem flachen Dach und der grünumrankten Fensterluke sichtbar wurde. Dann schaute er sich um: hinter ihm lag Rom mit seinen Kirchen und Palästen, der

neuen, modernen Promenade und dem alten, gelben Tiber. Marmorne Säulen und Tempel glänzten in der Sonne, und der goldig schimmernde Fluß benetzte in seinen Windungen düstere, graue Häusermauern und Trümmer mit wucherndem Grün.

Die Augen des Gobbo leuchteten: Wie schön war sein Rom, und wie liebte er es! Schön war die ganze Welt ringsumher, und er liebte sie; aber am schönsten war Filomela unter dem Feigenbaum, und sie liebte er am meisten.

Da saß sie in ihrem Sonntagsmieder, eine Korallenkette um den Hals, und blickte in den sonnigen Tag. Ihre Gedanken glichen denen des Buckligen; nur waren sie traumhafter und unbewußter. Sie war jetzt sechzehn Jahre alt. Ihre runden Schultern blieben sittsam unter dem schneeweißen Hemd versteckt, ein Busentuch verhüllte den Rest von ihrer knospenden Schönheit, und Sonntags legte sie Schuh und Strümpfe an.

„Nun mußt du heiraten," hatte die Nonna gesagt. „Der Flickschuster am Ponte Sisto, unten, in Trastevere, der meine alten Schuhe schon zum fünftenmal heil und neu gemacht hat, will dich nehmen, wenn ich ihm 200 Lire ins Geschäft gebe. Ebbene, der alte Gauner — bis auf 100 habe ich 'runtergehandelt. Er ist nicht mehr einer von den Jüngsten; dafür weiß er in der Welt Bescheid und kann 'ne Frau ernähren. Was meinst du, Filomela mia?"

„Ach, Großmütterchen? er schielt ja!"

„Bloß auf einem Auge, Kind."

„Und seine erste Frau soll er geschlagen haben."

„Nicht wenn er nüchtern war, Naseweis! Eine ordentliche Frau gewöhnt dem Manne das Trinken ab; nachher kriegt sie keine Prügel."

Filomela überlegte: Heiraten muß ein Mädchen. Wozu wäre sie sonst überhaupt auf der Welt? Die Großmutter hatte es ihr längst klar gemacht. Freilich, ohne den alten, versoffenen Flickschuster erschien ihr das Leben angenehmer. Wie lustig hatte sie bisher in den Tag gelebt! Ueber alles freute sie sich — die Feigenernte, die schattigen Olivenbäume am Abhange, die Ziege, den Gobbo, der so nett zu schwatzen verstand, vor allem aber über die Heilige Messe in St. Pietro, wohin die Nonna sie neulich geführt hatte. Diese Pracht von einer Kirche! Wie ein Königspalast aus Gold und Marmor, mit herrlichen Gemälden und stummen, schönen Menschen, die auf Gräbern trauerten, obgleich sie von schimmerndem Stein waren. Die Altäre mit Engeln und Heiligen im Kerzenschein. Der Duft des Weihrauchs. Der Hochaltar mit einem Kranz von ewigen Lampen, die der weißen, knieenden Gestalt in dem päpstlichen Mantel, unten, in der Grabstätte, zum Gebet leuchten —

Madonna, wie schön war das alles! Jetzt senkt der alte Flickschuster sich wie ein schwarzer Schatten auf ihre unschuldigen Freuden.

‚Und er schielt,' denkt sie betrübt. ‚Er wird mich gewiß schlagen. Wie sollte ich dummes Ding ihm das abgewöhnen, wenn es seine erste Frau nicht konnte, die viel älter und gescheiter war?'

Durch die Fensterluke guckte der blaue Himmel dem Kinde recht in das Herz. Da verflogen alle trüben Gedanken.

„Nonnina, Großmütterchen, ich geh' vor die Thür. Gegen Abend wollte der Gobbo mich zur Benedizione, oben in St. Onofrio, abholen. Nein, wie hell heut mal wieder die Sonne scheint!"

„Ueberleg dir aber ja den Flickschuster!" rief die Alte dem Mädchen nach. „Uebermorgen will er Bescheid haben. Und merke dir, wenn ein junges Ding zum erstenmal ‚nein' sagt, kriegt sie überhaupt keinen Mann. Aber laß mich nur machen, du Murmeltierchen! Ich werde ‚ja' sagen, wie's einer vernünftigen, erfahrenen Frau zukommt."

So hockte Filomela draußen unter der Fica d'India, dem großen Feigenkaktus, und schaute in den sonnigen Tag. Sie bemerkte den Gobbo nicht, der den grünen Feldweg heraufkam.

„Felice giorno, Filomela bella!" sagte er galant und entzückt von ihrem Anblick.

Sie blieb ruhig sitzen. Mit ihren Kinderaugen, die noch immer weiter träumten, blickte sie zu ihm auf. Ihre Seele war abwesend — in schönen, geheimnisvollen Regionen, wo sie als weiße Taube in einer blauen Unendlichkeit schwebte.

‚So muß Armida, die Zauberin, die tapferen Ritter in ihren Bann geschlagen haben!' dachte Marco. Dann fragte er, um nur dem holden Zauber nicht zu erliegen: „Wie geht es der Nonna?"

„Soso, lala. Sie hat einen guten Teller Maccaroni gegessen; das alte Reißen will aber nicht fort."

„Ist der Gobbo da?" schrie die Großmutter schrill in der Stube. Marco lugte durch die Fensterluke: er reichte gerade nur mit dem Kopf herein.

„Wenn Ihr erlaubt, Nonna, gehe ich mit der Filomela zum Abendsegen. Wir sprechen dann auch ein Ave Maria für Euch."

„Schön. Aber rede mir der kleinen Einfalt auch Vernunft wegen dem Flickschuster, hörst du, mein Sohn?"

Filomela holte ihr buntes Kopftüchelchen aus der Stube. Der Gobbo stand noch immer vor der Fensterluke, so daß nur sein Gesicht zu sehen war. Das Mädchen blieb stehen. Ohne den lächerlichen Zusatz des verrenkten kleinen Körpers erschien es ihr edel und schön.

„Du siehst gut aus," sagte sie und berührte sanft seine Wange. Ein Schauer wie warmer, weicher Frühlingsregen rieselte über ihn hin. Er rührte sich nicht von der Stelle. ‚Nur stillhalten,' dachte er, ‚damit nichts von dem Segen verloren geht.'

Dann rief sie ihn, und er ging wie auf schwebenden Wolken neben ihr her.

„Via!" zwitscherte sie. „Du gehst wie eine Schnecke. Und so mundfaul? Weißt du nichts zu erzählen?"

Er suchte nach Worten: keines war ihm schön und gut genug für das, was er ihr hätte sagen mögen. Endlich fand er das allergewöhnlichste: „Du, Filomela! Was meinte vorhin die Nonna mit dem Flickschuster?"

„Ja, denke nur, wie komisch! Er schielt und ist mindestens so alt wie mein

Vater, wenn ich noch einen hätte. 'ne Frau hat er auch schon gehabt. Der hat er mal in der Wut einen Fußtritt gegeben, davon ist sie gestorben."

„Was geht das alles dich an?"

Sie lachte: „Madonna, bist du dumm, Marco! Ich soll ihn doch heiraten."

Wie ein glühendes Eisen ging es dem armen Buckligen durchs Herz, und dazu packte ihn etwas mit Raubtierkrallen: es war die Eifersucht.

„Ich — bring' den Kerl um!" keuchte er atemlos.

Sie wandte sich nach ihm um. Ihr Kindergesicht wurde bleich vor Schreck. Waren diese entstellten, fratzenhaften Züge diejenigen ihres Freundes? Einem wütenden Tiere glichen sie eher.

„Dio mio!" entfuhr es ihr entsetzt: „Du bist auch wohl so einer wie der Flickschuster, der den Leuten ans Leben will, wenn er einen getrunken hat!"

Marco besann sich. Er drückte seinen Zorn nieder; doch den rasenden Schmerz, der ihn am ganzen Leibe schüttelte, den vermochte er nicht zu bemeistern.

„Wart ein bißchen! — Mir ist was in die Glieder gefahren — gerade als wäre es das Fieber — —"

Seine Lippen waren blau; zitternd und bebend warf er sich in das Gras am Wege: er wäre sonst zusammengebrochen.

In Filomela regte sich das Mitleid.

„Via, ich hab' dir nichts gethan," sagte sie zutraulich. „Fährst einen gleich an, daß einem angst und bange wird! Was fehlt dir nur?"

„Ach du — ich — ich überlebe es nicht, wenn du den Schuster heiratest!"

„Oje — wenn es weiter nichts ist! Du bist mal dumm, Marco! — Mach das mit der Großmutter ab! Ich bin froh, wenn sie mich mit dem gräßlichen Menschen in Ruhe läßt. Möcht' lieber gar keinen haben, als den."

Er faßte sie bei den Händen, und den Blick in namenloser Qual auf ihr lächelndes Antlitz geheftet, stammelte er:

„Willst du mich, Filomela mia? Ich fühle wenigstens mit deiner Jugend, ich bin selbst jung. Ach, Amor mio, du solltest es gut bei mir haben. Meine Hände will ich unter deine Füße breiten."

„Via — via! Du machst Spaß, Marco!"

„Nein, wahrhaftig nicht, Filomela mia bella! Ich bin eines Bürgers Sohn. Du sollst ein Haus für dich haben," fuhr er immer eindringlicher fort. „Schöne Kleider will ich dir kaufen, dich auf dem Korso spazieren führen — —"

„Darf am Ende einen Hut tragen wie eine Signora?" fiel sie staunend ein.

„Freilich. Auch Handschuhe und einen Sonnenschirm. Der Sohn des Uhrmachers Magno, auf der Piazza Navona, ist doch 'ne andre Partie als der alte Flickschuster am Ponte Sisto."

Das leuchtete ihr ein. „Meinetwegen dann!" lächelte sie überwunden. „Ich werde der Großmutter sagen, daß du mich nehmen willst, und daß ich dich besser leiden mag als den Flickschuster."

Die alte Checca schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Der Gobbo

der will heiraten? Nu wird's Tag! Aber wahr ist's — 'ne noble Partie! Und dann, ein Buckel in der Familie — das bringt Glück; merke es dir, Töchterchen! Hätte der Gobbo nicht bei uns verkehrt, würde dir das Pech von Flickschuster gewiß nicht entgangen sein. Die Madonna sei gepriesen, daß alles so gekommen ist!"

Den ganzen folgenden Tag ging Filomela wie in einem schönen Traume: Einen Hut sollte sie tragen und Handschuhe — solche engen, wie die Damen auf der neuen Promenade, die einem die Hände so hübsch zusammenquetschen. Wenn sie dann nach St. Pietro zur Messe ging, brauchte sie sich nicht mehr ein Tüchelchen über den Scheitel legen, wie die andern Mädchen aus dem Volke, und die Leute tuschelten einander zu: „Seht mal! Das ist die Filomela, die Enkelin der alten Checca! Sie ist eine Signora geworden und trägt einen Hut . . ."

Der alte Magno hatte manches im Laufe der Zeit erlebt. Ihn brachte die Mitteilung seines ältesten Sohnes nicht aus seiner Ruhe.

„So, willst heiraten? Ebbene mir soll's recht sein. Viel was Gescheites wird's wohl nicht sein — wegen deinem Buckel meine ich, figlio mio."

„Es ist die Enkelin der Häuslerin Checca, drüben, auf dem Gianicolo," antwortete Marco. „Ein hübsches, sittsames Mädchen." Und dabei klopfte ihm das Herz, als wollte es seine enge Brust zersprengen.

„Armes Lazzaronivolk —"

„Oho! Sie kriegt bare 100 Lire mit, und der Acker hinter dem Hause, die beiden Feigen- und Olivenbäume, der Garten und die drei Ziegen, gut im stande, die erbt sie nachher von der Nonna. Ich denke, Babbo, Arrigo übernimmt ein für allemal das Geschäft, und du zahlst mir mein Teil aus. Ich kaufe ein Stück Land dazu und lege eine Gärtnerei an."

Arrigo, der an einem Tischchen im Laden arbeitete, kam hier lachend in die Stube. Er hatte durch die offene Thür alles gehört.

„Nimm's nicht übel, Bruder!" sagte er gutmütig. „Solch eine Dummheit hätt' ich dir nie zugetraut. Was meinst du wohl, warum ein Mädchen dich nimmt?"

„Weil — ich sie gut halten kann, und ich ihr auch sonst nicht zuwider bin trotz meines Buckels."

Ein mitleidiges Lächeln spielte um die Lippen des Jüngeren. Er mochte es seinem Bruder nicht ins Gesicht sagen, daß er ihn bedauerte und das Mädchen, welches sich hergab, die Frau solch eines unglücklichen Krüppels zu werden, verachtete.

Den nächsten Sonntag gegen Abend kam Arrigo vom Pincio, wo er einen Bummel gemacht hatte, nur um dem Besuch der alten Checca mit ihrer Enkelin auszuweichen. Den ganzen Tag quälte und beunruhigte ihn etwas — vielleicht die Thorheit seines Bruders? Er wußte selbst nicht was. In der Trinitatiskirche, oberhalb der Spanischen Treppe, sangen um diese Zeit die frommen Schwestern vom Heiligen Herzen die Responsorien. Sie blieben dabei unsichtbar; es klang

wie Engelsstimmen aus himmlischen Höhen. Einem dunkeln Drange folgend trat Arrigo in die Kirche; diese war so voll, daß er vorn am Eingange stehen bleiben mußte.

„Ora pro nobis!“ fielen auf dem Chor die süßen Stimmen der Nonnen ein. — — Es herrschte ein feierliches Halbdunkel. Auf dem Hochaltar brannten die Kerzen in den hohen silbernen Leuchtern. Dazu eine schwüle, von Weihrauch durchschwängerte Luft. — Arrigo trat der Schweiß auf die Stirn. Er stand so fest im Gedränge, daß es ihm nicht möglich war, sich mit seinem Taschentuch Kühlung zu wehen. Nicht weit von ihm knieten auf den Fliesen eine alte Frau und ein junges Mädchen. Der Blick des Burschen streifte sie gleichgültig, kehrte aber wieder zu ihnen zurück, um erstaunt und betroffen auf dem Mädchen zu ruhen. Sie hatte das Köpfchen mit dem breit auf den Scheitel gelegten Tuch gesenkt. Krauses, kastanienbraunes Haar quoll ringsherum darunter hervor und schmiegte sich um ihre jungen, zarten Wangen. Sie schaute in ihr Gebetbuch; aber ihre Andacht galt dem schönen Gesang der Nonnen — ein Lächeln, das wie ein Glanz auf ihrem Antlitz lag, verriet es.

Plötzlich zuckte der Bursche auf. Neben dem Mädchen, in dem Gedränge kaum zu bemerken, kniete noch jemand — sein Bruder Marco. War es möglich, daß dieses Kind sich dem armen Buckligen versprochen hatte? Dort, die Alte, mit der schlauen Miene und den Zügen wie aus Pergament, sah ihm ganz danach aus. Ein wahrer Ekel erfaßte ihn. Er hätte das Weib schütteln und vor dem Mädchen ausspeien mögen; aber — er konnte nicht. Jenes Kind mit dem stillen, verklärten Lächeln glich einem Engel an Unschuld und Frömmigkeit.

Die heiße Luft wurde ihm unerträglich. Er mußte hinaus, fort, ehe sein Bruder ihn bemerkte.

Aber draußen, bei dem Scheine der sinkenden Sonne, die den Abendhimmel umsprühte, blieb er trotzig stehen: floh er etwa vor einem Mädchen — einem, das er verachtete?

In der Kirche war das Amen verhallt. Geräuschvoll strömten die Leute heraus; von der Menge geschoben und gedrängt die Zwerggestalt seines Bruders, und dicht vor diesem das Mädchen mit dem krausen Köpfchen und dem lächelnden Kindergesicht. Ihre Augen waren nicht mehr gesenkt. In heller Freude über alles, was sie sahen, wanderten sie über die Großmutter, über die Menge hinweg und begegneten unschuldig dem feindseligen Blick des Burschen an der Brustwehr der Spanischen Treppe. Plötzlich schlug sie sie nieder. Ein heftiges Erschrecken spiegelte sich in ihrer Miene. Sie haschte nach dem Arm der Alten.

„Du, Nonna, drüben steht einer, der uns ein böses Gesicht macht! Madonna mia — solch ein schöner Mensch!“

Keuchend hatte nun auch der Gobbo sich Bahn gebrochen. Er machte dem jungen Mädchen ein Zeichen:

„Wart mal, Filomela! Dort sehe ich Arrigo, meinen Bruder. Mit Eurer Erlaubnis, Großmutter!“

Er hastete durch das sich lichtende Menschengewühl, ganz Eifer, seine Filomela mit dem Bruder bekannt zu machen; als er aber die Spanische Treppe erreichte, war dieser nicht mehr da. Enttäuscht kam er zurück.

„Er ist fort. Wahrscheinlich hat er uns nicht gesehen."

„Meinst du den, der drüben an der Brustwehr lehnte?" fragte Filomela scheu.

„Freilich. Es war mein Arrigo."

„Der ist wohl sehr böse?" hauchte das Mädchen.

Marco lachte sie jedoch aus.

„Der, böse? Der beste Mensch von der Welt ist er."

Auf dem Heimwege war Filomela ganz gedankenvoll, und wie ein Druck lag es auf ihrem kindlich frohen Sinne. Wo war der Glanz am Himmel geblieben und die Pracht des sonnigen Herbsttages! Die Dämmerung breitete ihre dunkeln Schwingen über Rom; das letzte Glühen des Abendrotes erlosch.

„Sieh nur, wie schön der Tag heut untergeht," sagte Marco glücklich, an der Seite des geliebten Mädchens. Doch Filomela sah nichts davon. Das dunkle, zürnende Augenpaar von vorhin hatte Besitz von ihr genommen. Wohin sie auch schaute, überall blitzte es ihr entgegen.

„Du, Marco," fragte sie unvermittelt, „ist dein Bruder ein Jettatore?" (Ein Mensch mit der verhängnisvollen Gabe, unbewußt Unglück zu bringen.)

„Ach geh, Schatz! Was dir einfällt — solch braver, lustiger Bursch — und Jettatore! Er ist nur ein Original, weil er die Weiber nicht mag. Nimm's nicht übel, Filomela mia!"

Diesen Abend vor dem Einschlafen dachte das Mädchen nicht wie sonst an die Herrlichkeiten, welche ihrer als Marcos Frau warteten; nicht von Hüten mit Blumen und Federn, von Handschuhen und Schleppkleidern träumte sie, sondern immer von zwei bösen Augen in einem schönen Jünglingsgesicht.

„Madonna," betete sie in ihrer Unschuld. „Hilf mir armem Ding! Er hat mich behext. Immer muß ich an ihn denken, und so bange ist mir, so wunderbar. Ich möchte weinen, daß er mich angeschaut hat, und dann wieder freue ich mich. — Ja, meine schöne, liebe Mutter Jesu, ich freue mich . . ."

Was fehlte nur dem Jungen, seinem Arrigo?

Das mochte ein Gescheiterer als Papa Magno wissen.

„Figlio mio, hab' dich mein Lebtag nicht so brummig und kopfhängerisch gesehen. Schleichst mir umher wie das graue Elend. Sag bloß, was dir in die Krone gestiegen ist? Ein andrer werde klug daraus. Ich bin mit meinem Latein zu Ende."

Sie saßen zusammen in der Werkstatt unter den tickenden Uhren, Arrigo tief auf sein Tischchen geneigt. — So entging dem Alten sein heftiges Erröten.

„Was sollte mir fehlen?" entgegnete er verdrießlich. „Wenn es nicht der dumme Streich unsers Marco ist, wüßte ich nichts."

„So, so — ich dachte, das wäre dir einerlei. Uebrigens — was ich dir sagen wollte: Filomela ist ein niedliches Geschöpfchen — carina! Solltest sie mal kennen lernen. Per bacco! Wärst du es, der mir solchen Singvogel von

Schwiegertocher ins Haus brächte und nachher die gehörigen zwei oder drei Bambini, ich schenkte Euch heut noch das Geschäft mit Niet' und Nagel und setzte mich behaglich in den Großvaterstuhl. Via, Arrigo, mein Jungchen, thu mir den Gefallen! Suche dir eine aus, wie du willst, bloß jung und hübsch muß sie sein."

Da kochte es in dem Burschen über. Er verschwor sich hoch und teuer, nie ein Weib zu nehmen — jetzt erst recht nicht. Nie, niemals! Zu was überhaupt die Weiber nützten? Nichts als Unordnung und Feindschaft brächten sie ins Leben. Eitle, schwache, verlogene Geschöpfe! Er dankte dafür. Ihm sollte keine den Fuß auf den Nacken setzen.

„Junge, versündige dich nicht! Deine Mutter selig war auch ein Weib."

„Freilich, Babbo! Die meine ich doch nicht — unsre sanctissima Madonna noch weniger; aber Gott sei's geklagt — mir wäre besser, nie geboren zu sein!"

Seine Stimme bebte, und sein braunes Gesicht war fahl geworden; aber er wollte keine Rührung zeigen. Hastig stülpte er seinen Hut auf die widerspenstigen Locken und stürmte hinaus.

In der frischen Luft und unter den Menschen auf der Straße glaubte er sich zu beruhigen; aber es war, als ob ein böser Geist ihn hetzte. Erst auf der Engelsbrücke, wo eine starke Brise ihm in das heiße Gesicht wehte, ging er langsamer. ‚Immer weiter,' dachte er. ‚Wohin, ist einerlei . . .' Ein Rückschlag trat ein. Er verfiel in dumpfes Brüten und schaute weder rechts noch links. — So führte der Zufall ihn auf die Piazza St. Pietro, wo das Plätschern des Springbrunnens ihn aus seiner Versunkenheit weckte. Also hier war er hingeraten? Wenigstens störte ihn hier kein Straßenlärm, und die paar Menschen, welche auf dem weiten Platz zu sehen waren, verschwanden in dem ungeheuren Raum und in der großartigen Umgebung des Domes, des päpstlichen Palastes und der Kolonnaden, die wie riesige Alleebäume zu beiden Seiten Schatten warfen.

‚In der Kirche ist es noch stiller und kühler,' dachte Arrigo. ‚Da kann man sich erholen und seinen Gedanken nachhängen, ohne beobachtet zu werden.'

Als er die breite Treppe emporstieg, klappte die Seitenthür zu seiner Linken auf, und ein Mädchen trat heraus. Auf ihrem jungen Antlitz lag noch die Weihe des Gebetes; aber das ihr entgegenflutende Tageslicht war so grell, daß sie geblendet mit den Augen blinzelte. Mit einem Male riß sie sie weit auf; das schöne, blasse Gesicht des „Jettatore" starrte sie an. Und sie konnte nicht fliehen! Wie angewachsen mußte sie stehen bleiben und ihn herankommen lassen.

„Bist du Filomela, die Versprochene meines Bruders Marco?"

Bei seiner Anrede wich alle Angst von ihr. Sie hätte nie gedacht, daß er wie andre Leute sprechen könnte.

„Ma si — jawohl! Und du bist Arrigo. Ich habe dich gleich wieder erkannt. Warum magst du die Mädchen nicht leiden?"

„Was kümmert dich das?"

„Ach, ich meine nur, weil du mir immer böse Augen machst."

„Soll mich am Ende bei dir bedanken, daß du den Marco gekapert hast — obgleich er ein Zwerg ist und einen Buckel hat!“ schleuderte er ihr heftig entgegen.

„Madonna — du thust, als ob wir Mädchen uns unsern Mann aussuchen dürften! Da kämst du bei der Großmutter schlimm an. Marco hat ein gutes Gesicht, und so nett kann er einem was erzählen. Solltest aber mal den alten Flickschuster am Ponte Sisto sehen, der mehr betrunken als nüchtern ist und schon 'ne Frau unter die Erde gebracht hat — dann würdest du begreifen, daß ich deinen Bruder lieber als ihn nähme.“

Sie seufzte und sah ihm dabei treuherzig in das erzürnte Gesicht.

„Ich sage dir, wir Mädchen sind geplagte Geschöpfe. Kaum trägt man lange Röcke und fängt an, sich ein bißchen auf der Welt zu freuen, gleich kriegt man einen Mann, der einen schlecht behandelt und ein Haus voll Kinder zum Päppeln und Herumschleppen giebt. Hab' die Nonna genug gequält, daß sie mich noch ein Jährchen oder zwei in Ruhe läßt; aber sie sagt, ich wäre alt genug und müßte 'ran.“

Sie waren zusammen die Treppe heruntergegangen und bogen nach dem Tiberufer ein. Arrigos Miene war sanft und traurig geworden. Filomela konnte sich nicht satt daran sehen, so gefiel es ihr, und dann — seine schlanke Gestalt! Einen halben Kopf größer als sie und gerade wie eine Palme.

„Magst den Marco also lieber als den Flickschuster?“ fragte er mild; doch schaute er immer auf seine Fußspitzen.

„Freilich — erst mußte ich aber lachen. Ich dachte, ein Gobbo wäre nicht wie andre Leute. Großmutter sagte aber: ‚Sei nicht dumm, Filomela mia! So 'ne Partie machst du im Leben nicht wieder.‘“

„Das heißt — ich meine, du liebst meinen Bruder doch?“

Als die Frage heraus war, schaute Arrigo dem Mädchen zum erstenmal gerade in die Augen. Ein Blitz zuckte in den seinen auf, der sie blendete, wie vorhin das grelle Tageslicht. Er drang tiefer als in ihre Augen — bis in ihre Seele zuckte er, daß es war, als fiele ein Vorhang von ihr, und ein Licht bräche hervor.

Was für ein albernes, dummes, dreistes Ding war sie gewesen — eine Bambina! Die Scham der Jungfrau ergoß sich über sie, daß ihr Herz pochte, und ihre Wangen glühten, und sie erschauerte in einem jähen, wonnevollen Erwachen.

Ob sie liebte? Wen? Madonna, etwa diesen armen, kleinen, guten Gobbo! Sie erinnerte sich, daß er sie einst umarmen und auf den Mund küssen wollte. — Da hatte sie sich gewehrt, und gescholten hatte sie: „Fange mir nicht so an! Ich kann das nicht leiden! Geh fort! Du siehst so rot und häßlich aus. Ich mag dich nicht.“ Tüchtig hatte er bitten und betteln müssen, bis sie wieder freundlich und zutraulich geworden war. — Seitdem wagte er „so was“ nicht wieder.

„Nun?“ drängte Arrigo ungeduldig. „Sag's gerade heraus! Du liebst ihn, nicht wahr?“

„Ach geh!“ — Sie senkte züchtig die Augen. „An so was habe ich doch nie gedacht —“

Er atmete auf, als wäre eine Last von ihm genommen.

Dann gingen sie schweigend nebeneinander hin, bis sie an den Fußsteig kamen, der zu Nonna Checcas Haus führte. Hier standen sie still, befangen — keines wagte das andre anzusehen.

„Addio,“ hauchte Filomela endlich.

Der Bursch zuckte zusammen: was hatte er nur gedacht, daß sein Herz so beklommen pochte?

„Du willst fort? Addio — — Aber weißt du, ich gehe meinem Bruder nach San Onofrio entgegen. Willst du nicht mitkommen?“

Sie bemerkte nicht, wie scheu sein Blick sie streifte, denn sie hielt den ihren gesenkt. Schämte sie sich etwa? Jedenfalls wagte sie nicht die Augen aufzuschlagen.

Ein Glück, daß der Gobbo nicht da war, den am wenigsten hätte sie jetzt sehen mögen. Und ihn sollte sie heiraten? Wie hatte sie sich nur überreden lassen können! Sie wollte keinen Mann — überhaupt nicht. Es war schrecklich, auch nur daran zu denken.

Mit dem Weinen kämpfend schlug sie ihre Schürze vor das schamrote Gesicht: „Nein — ich will nach Hause. Sag deinem Bruder, er brauchte nicht mehr zu kommen! Ich mag ihn nicht — keinen Mann — dich auch nicht. Madonna, ich fürchte mich, ich — fürchte mich!“ Und wie ein gejagtes Reh lief sie querfeldein, ohne sich umzusehen, nach Hause ...

(Schluß folgt.)

Der Kampf zwischen Vatikan und Quirinal.

Von

Professor Dr. **G. M. Fiamingo** (Rom).

Während des Pontifikates Leos XIII. hatte es schon mehrmals den Anschein, als sei eine Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal in unmittelbare Nähe gerückt. Kaum erhielt man vor zweiundzwanzig Jahren die Kunde von der Besteigung des Stuhles von Sankt Peter durch den Kardinal Pecci, der sich nunmehr Leo XIII. nannte, als alle, welche die liberale Gesinnung des bisherigen Erzbischofs von Perugia kannten, versicherten, seine erste Hand-

lung würde die Anerkennung der politischen Verhältnisse sein, wie sie sich in Rom mit dem Einzuge der italienischen Truppen am 20. September 1870 herausgebildet hatten. Am Abend versammelte sich eine große Menge auf dem Platze von Sankt Peter in der Erwartung, daß der neue Papst, getreu dem alten Brauche, sich von dem großen Balkone in der Mitte der gewaltigen Fassade des apostolischen Sitzes herab zeigen würde, um dem römischen Volke, das sich auf dem Platze unten drängte, seinen Segen zu erteilen. Die Geschichtschreiber des Konklave, das Leo XIII. wählte, erzählen, daß dieses die Absicht des neuen Papstes gewesen sei, der den Wunsch hegte, sein Pontifikat mit einer Handlung zu eröffnen, die die Anerkennung der Einheit Italiens mit Rom als Hauptstadt in sich schloß. Aber die hochherzige Handlung Leos XIII. wurde nach ihnen durch die unversöhnlichen Kreise des Vatikans verhindert, die schließlich zu dem erbärmlichen Mittel ihre Zuflucht nahmen, den Korridor nach dem großen Mittelbalkon der Fassade von Sankt Peter mit einem Haufen von übereinandergetürmten alten Möbeln versperren zu lassen. Dieser thatsächliche Zwang wurde ausgeübt, um Leo XIII. an einer Handlung zu hindern, durch die er die neue Lage des Heiligen Stuhles anerkannt und bestätigt hätte.

Dann vergingen einige Jahre, und Leo XIII. zeigte wenigstens noch ein andres Mal wahrhaftes Verlangen nach einer Aussöhnung mit dem Quirinal. Das war damals, als er das hervorragendste Mitglied der katholischen Geistlichkeit, das die römische Kirche zu dieser Zeit besaß, den berühmten Geschichtschreiber Abbate Tosti, zu sich beschied und ihn mit der Abfassung einer Schrift zu Gunsten der „Versöhnung" betraute. Das Buch des Abbate Tosti machte ungemeines Aufsehen, um so mehr, als man sich mit allen Einzelheiten erzählte, Leo XIII. habe persönlich Verbesserungen, Hinzufügungen und Streichungen vorgenommen; in der That wurde es später veröffentlicht und von der Vatikanischen Druckerei herausgegeben. Aber die durch die unerwartete versöhnliche Haltung des Heiligen Stuhles überraschte öffentliche Meinung wurde bald durch einen noch weniger erwarteten Widerruf des ersten Schrittes in Verwirrung gesetzt. Ja, dem Verfasser, der zuerst von Leo XIII. ersucht und aufgefordert worden war, seine Abhandlung zu schreiben, wurde jetzt von demselben Papste ein förmlicher Widerruf dessen, was er geschrieben hatte, auferlegt. Die Schrift über die Versöhnung wurde aus dem Buchhandel zurückgezogen, der Abbate Tosti mußte seinen unabhängigen Sinn beugen und eine kurze Erklärung abgeben, in der er die Gründe, die er in seiner Schrift zu Gunsten des Einvernehmens zwischen Quirinal und Vatikan angeführt hatte, zurücknahm. Der schriftliche Widerruf des Abbate Tosti sollte geheim bleiben, und doch wollte man ihm auch die Demütigung auferlegen, ihn unerwartet in dem Organ der Jesuiten, der „Voce della Verità", gedruckt zu sehen. Die Söhne des heiligen Ignatius, die immer die Seele der unversöhnlichen Partei gewesen sind, die den Willen des Papstes überwacht und meistert, hatten ihre guten Gründe, in ihrem Blatte den Widerruf des Abbate zu veröffentlichen. Sie äußerten ihre Genugthuung darüber, daß sie auch dieses Mal in dem ausgebrochenen Kampfe mit

den liberalen Kreisen des Heiligen Stuhles und mit demselben Leo XIII. Sieger geblieben waren, der entschlossen schien, jene zu unterstützen; dagegen gelang es demselben Leo XIII. nicht mehr, dem Drucke der andern Partei zu widerstehen, die ihn soeben gezwungen hatte, zu der Politik der Ausschließlichkeit und des Kampfes gegen das neue Italien zurückzukehren, und diese schwarze Partei mit ihrem geheimnisvollen Einfluß in allen Vorzimmern des Vatikans gefiel sich darin, einen Mann von wahrhaft hervorragendem Geiste, wie es der Abbate Tosti war, dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

So fielen die letzten Hoffnungen derer zu Boden, die sich immer der Täuschung hingegeben hatten, als könnte eine Versöhnung zwischen dem Heiligen Stuhle und dem Hause Savoyen stattfinden. Unbedeutende Versuche sind von Zeit zu Zeit gemacht worden, sie haben jedoch infolge der hartnäckigen Weigerung und wegen der eisig ablehnenden Haltung des Vatikans nie einen ernsthaften Charakter angenommen. Schritt für Schritt ließ sich Leo XIII. in eine Kampfstellung drängen und verfiel immer mehr der Tyrannei der unversöhnlichen Partei, die ihm als Staatssekretär den Kardinal Rampolla aufdrängte, und der alternde Papst hat nicht mehr die Kraft finden können, sich von ihm loszumachen und seinen Gedanken, die immer wahrhaft liberal waren, freien Lauf zu lassen.

Aber Francesco Crispi — der Mann der eisernen Thatkraft — ließ sich durch die Geschichte dieser Mißerfolge nicht abschrecken. Im Jahre 1894 war er Ministerpräsident und lag zugleich im erbittertsten Kampfe gegen die radikalen Parteien. Der alte Staatsmann glaubte oder war in dem Wahn befangen, daß er eine kräftige Stütze in dem Beistande des Vatikans hätte finden können, und gab seinerseits nun den Anstoß zu einer Reihe von Versuchen und Anläufen, zu einem modus vivendi mit dem Heiligen Stuhle zu gelangen. Einer seiner alten Jugendfreunde, Monsignor Carini, Vatikanischer Bibliothekar, der sich auch großen Wohlwollens von seiten Leos XIII. zu erfreuen hatte, wurde mit den Unterhandlungen beauftragt. Sie vollzogen sich unmittelbar zwischen Leo XIII. und Francesco Crispi unter beständigem Hinundhergehen von Monsignor Carini. Sei es, daß Crispi es sich einbildete, oder ob es in der That so war, sie nahmen einen befriedigenden Fortgang, und ein greifbares Ergebnis schien in sicherer Aussicht. Nur daß Monsignor Carini nach einer Mahlzeit, kaum daß er sie beendet hatte, plötzlich starb. Ach ja, von dem Tod Monsignor Carinis sprach man damals viel in den politischen und journalistischen Kreisen Roms, und er blieb für alle ein Rätsel. Ja, mag man es ein Rätsel nennen, aber Monsignor Carini starb an Gift, und ich habe diesen Aufschluß von einem seiner Brüder erhalten. Er fügte dann noch hinzu: „Der Unfall, der meine Familie betroffen hat, hat mich zu meinem Entsetzen davon überzeugt, daß Emile Zola in seinem ‚Rom' durchaus nicht übertreibt, auch wenn er die scheußlichsten Verbrechen erzählt, die in der Welt des Vatikan begangen worden sind."

Das eine ist sicher, daß der Tod Monsignor Carinis für immer die Hoffnungen Francesco Crispis auf eine Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal vereitelte. Und mehrere Jahre lang wurde von dieser Versöhnung nicht mehr

gesprochen, und die letzten Illusionen der Anhänger der Versöhnung schwanden dahin.

Aber warum sollte der Vatikan die politische Einheit Italiens anerkennen, die ihm Rom geraubt hatte? Was für einen Vorteil konnte der Vatikan haben, wenn er auf seine Ansprüche auf die Stadt verzichtete, die ihm von Konstantin geschenkt worden war, und die er seit mehr denn fünfzehnhundert Jahren besessen hatte? Was hätte das Papsttum bei einem Verzicht auf die „goldene Gefangenschaft", wie Leo XIII. sie nannte, gewonnen? — Alle diese Fragen sind schon längst übereinstimmend beantwortet worden, sowohl von Leo XIII. als vom Kardinal Rampolla, sowie von allen Mitgliedern des Heiligen Kollegiums und von den Angehörigen des Klerus und der geistlichen Orden, die in ihrer Gesamtheit das bilden, was man gewöhnlich die „Welt des Vatikans" nennt. Ja, von Leo XIII. bis zum letzten seiner „geheimen Kämmerlinge" weiß jedermann, daß für den Heiligen Stuhl der Gewinn aus einer Versöhnung mit dem Quirinal rein negativ sein würde. Jedermann weiß, daß für den Vatikan der Verlust der weltlichen Macht über Rom nicht nützlicher und vorteilhafter sein könnte, als er sich in Wahrheit gezeigt hat. Als der Papst noch König von Rom und Latium war, war er trotzdem nicht in der Lage, einen Streit mit dem Könige von Neapel durchführen zu können. Die Geschichte der Kämpfe Philipps des Schönen mit Papst Bonifacius VIII. ist bekannt: letzterer mußte sich unterwerfen, wie Papst Innocenz III. sich Friedrich II. unterwerfen mußte. Papst Clemens mußte sein Haupt den Befehlen Heinrichs VII. beugen, Ludwig der Bayer überwand Johann XXII., und diese Aufzählung könnte viel weiter fortgesetzt werden: diese Papst-Könige von Rom, die nur ein kleines Heer besaßen, wie hätten sie den religiösen Ansprüchen eines Königs von Frankreich oder eines Deutschen Kaisers Widerstand entgegensetzen können, der ein Heer an die Thore Roms schickte, um seinen Gründen besseren Nachdruck zu verleihen? Diese Lage der Dinge hätte sich heut sicher verschlimmert, wo die geschichtliche Entwicklung zur Bildung großer Staaten geführt hat, im Verhältnis zu denen der Kirchenstaat als ein Zwerg erschienen wäre, unfähig, sich ihrem Willen zu widersetzen. Fürst Bismarck erklärte zur Zeit seines heftigsten Kampfes mit Pius IX. einem italienischen Staatsmann, Marco Minghetti: „Ja, wenn der Papst noch seine weltliche Macht hätte, würde ich sehr bald diesen Kulturkampf beenden. Es würden einige an die Thore Roms geschickte pommersche Grenadiere genügen." Dagegen sah sich Fürst Bismarck in einen furchtbaren Kampf gegen ein Papsttum verwickelt, dem die weltliche Macht genommen worden war. Der Verlust weniger Quadratkilometer Landes hatte ihm eine außerordentlich gewaltige moralische Autorität verliehen, gegen die der deutsche Riese ohnmächtig war. Und diese ungeheure moralische Autorität, mit der sich das Papsttum unmittelbar nach dem Verlust der weltlichen Herrschaft über Rom bekleidet sah, hat sich unter dem Pontifikat Leos XIII. immer mehr gesteigert. Das ist leicht zu verstehen: die Verfolgung verleiht stets dem Opfer in den Augen der Welt eine große Kraft, und diese muß sich verhundertfachen, wenn das Opfer Leo XIII.

heißt, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, das Haupt einer Kirche von dreihundert Millionen Gläubigen. Wer im Schatten der Mauern des Vatikans oder auch nur in Italien lebt, weiß ſehr wohl, daß die beſtändigen Klagen, die Leo XIII. in ſeinen zahlreichen Anſprachen und ſeinen mannigfachen Encykliken über „die unerträgliche Lage des Papſttums“ wiederholt, weiter nichts ſind als eine ſeltſame Art, die Rechte des Vatikans auf Rom zu wahren. Aber in den dreißig Jahren, ſeitdem Rom unter italieniſcher Herrſchaft ſteht, hat das Papſttum auch nicht die geringſte Verfolgung erlitten, und wenn Leo XIII. ſich entſchlöſſe, den Vatikan zu verlaſſen, ſo würden ihm von den ſtaatlichen italieniſchen Behörden königliche Ehren erwieſen werden, genau dieſelben Ehren, die heute Viktor Emanuel III. entgegennimmt.

Jeder Italiener weiß ſehr wohl, daß die heutige Stellung des Papſttums in Rom durchaus nichts Gehäſſiges an ſich hat, und niemand denkt daran, den beſtändigen Verwahrungen, die Leo XIII. erläßt, wie es ſchon Pius IX. gethan hatte, irgendwelche Bedeutung beizulegen. Aber nach außen iſt es freilich nötig, damit die Katholiken davon gerührt werden und ihrerſeits gegen die unwürdige Lage Einſpruch erheben, unter der das auf den Ertrag des Peterspfennigs angewieſene Papſttum leidet. „Der Peterspfennig“ — ich wiederhole es mit denſelben Worten, die das Organ der Jeſuiten in Rom, „La Voce della Verità“, kürzlich gebrauchte — „iſt der feierliche Proteſt der katholiſchen Welt gegen die dem Papſte aufgezwungene Lage und wird niemals aufhören, ſolange die gegenwärtige Lage andauert, damit die Statthalter Chriſti nicht von dem Almoſen der italieniſchen Regierung zu leben brauchen, die aus den Päpſten Spottkönige machen will, indem ſie ihnen Geſchenke anbietet, um die Demütigung vollkommen zu machen.“ Dieſer Proteſt bringt dem Vatikan jährlich über 20 Millionen Lire ein und dient zur Deckung der nicht geringen Ausgaben des päpſtlichen Etats. Wenn der Vatikan auf die Verſöhnung mit dem Quirinal einginge, ſo würde dieſe ſo einträgliche Verwahrung ſofort ihre Bedeutung verlieren, ſofort verſchwinden, und der Vatikan könnte nur über die Dotation von 3 225 000 Lire verfügen, die ihm die italieniſche Regierung 1870 bewilligt hat. Dieſe Dotation war damals in dem gleichen Betrage feſtgeſetzt worden wie in dem Etat des römiſchen Staates für 1869 unter den Titeln: „Heilige apoſtoliſche Paläſte“, „Heiliges Kollegium“, „Kirchliche Vereinigungen“, „Staatsſekretariat und diplomatiſcher auswärtiger Dienſt“. Aber der Heilige Stuhl beſitzt viele andre Einnahmequellen, und der päpſtliche Hof iſt vielleicht der einzige in Europa, dem es gelungen iſt, ſich dem demokratiſchen Einfluſſe des neunzehnten Jahrhunderts zu entziehen, und dabei hat er rieſige Ausgaben. Jetzt koſtet die Hofhaltung dem Heiligen Stuhle ungeheure Summen, da alle Prälaten, die zu ihr gehören, nicht mehr wie im Mittelalter lediglich das „Recht auf den Tiſch“ und den Unterhalt eines Geſpannes Pferde im Vatikan haben. Es ſind demnach finanzielle Gründe, die dem Vatikan die dauernde Fortführung ſeiner Rolle als Opfer der italieniſchen Einheit aufnötigen. Die zwanzig Millionen und mehr, die der Heilige Stuhl von der Mildthätigkeit der ganzen katholiſchen Welt bezieht, thun ſeiner großen

moralischen Autorität nicht den geringsten Eintrag; dagegen würde dies unbedingt die unglückliche Wirkung einer Versöhnung zwischen Quirinal und Vatikan sein, die auf der Grundlage einer Erhöhung der Dotation des Heiligen Stuhles von 3 225 000 Lire auf zwanzig oder fünfundzwanzig Millionen zu stande käme. Das Ansehen des Vatikans würde gewaltig sinken, und er könnte den allgemeinen Eindruck nicht abwehren, als sei die große römische Kirche zu einer von der italienischen Regierung reich unterstützten Einrichtung herabgesunken. Was könnte er noch für einen geistlichen Einfluß ausüben, wenn er von einem einzigen Staate ein so riesiges Jahrgeld annähme? Der Vatikan hätte keinerlei Freiheit mehr. Man würde seine Handlungen überwachen, man würde alles wissen wollen, was sich auf seine Autorität und auf die Art bezieht, wie er das Geld der italienischen Steuerzahler verwendet. Der Vatikan würde nicht mehr die Autorität haben, sich irgend einer Maßnahme der italienischen Regierung zu widersetzen, der er notgedrungen untergeordnet wäre. Die radikale Partei der italienischen Kammer würde nicht verfehlen, bei Gelegenheit des Kultusbudgets alljährlich einen Protest vorzubringen: den Stadt- und Landbewohnern der ganzen Welt würden sie die vielen Millionen laut ins Gedächtnis zurückrufen, die der Vatikan alljährlich von der italienischen Regierung erhält. Das Papsttum würde so jede Freiheit einbüßen, und seine Würde wäre auf das tiefste geschädigt. An Stelle des heute durch die ganze Welt gehenden Märchens von einem Papste Leo XIII., hochbetagt und voller Güte, dem unglücklichen und von Italien verfolgten Gefangenen, würde eine andre Vorstellung platzgreifen: von einem Papste, dem Untergebenen der italienischen Regierung, der in friedlicher Behaglichkeit dahinlebt und über ein jährliches riesiges Einkommen von vielen Millionen verfügt. Dazu würde das Papsttum seinen kosmopolitischen Charakter verlieren, um eine gleichsam ausschließlich italienische Einrichtung zu werden.

Warum sollte also der Papst die Versöhnung wünschen? Warum sollte er auf die Freiheit verzichten, er, der in der That jetzt allein geistig frei ist, wie es vielleicht in keinem Jahrhundert einen geistig so freien gegeben hat? Warum sollte er auf eine moralische Gewalt verzichten, die so ungemein größer ist als irgend eine weltliche Macht? Warum sollte er auf große finanzielle Mittel verzichten, um geringe dafür einzutauschen?

Die Versöhnung mit dem Quirinal würde dem Vatikan diese ganze Reihe von Verzichten aufnötigen. Kein Papst wird sich je von dem Vorteil überzeugen können, den der Vatikan aus einem Ausgleich mit dem Quirinal ziehen könnte. Niemand, der eine eiserne Waffe besitzt, wird sie mit einer hölzernen vertauschen wollen; wer Reichtümer besitzt, kann die Armut nicht wünschen, und wer stark ist, kann nicht vorziehen, schwach zu sein.

Der Papst hält es im Gegenteil für sehr nützlich, immer und immer wieder der katholischen Welt zu versichern daß er in den Mauern des Palastes von Sankt Peter gefangen, daß er arm und von dem neuen Italien verfolgt sei, daß alle Katholiken, die über die fünf Erdteile zerstreut sind, sich gegen eine dem Haupte ihrer Religion angethane Schmach empören müßten. In Encykliken, in

Ansprachen, mitunter sogar sehr kurzen, sind, jedesmal, wo sich die Gelegenheit bietet, ohne auch nur eine einzige zu versäumen, wiederholt der Papst dieselbe Klage.

Es ist daher unbedingt falsch, daß der Vatikan bei Gelegenheit der Thronbesteigung des neuen Königs von Italien Viktor Emanuel III. die „Versöhnung" erhofft oder gesucht habe. Bei der tiefen und allgemeinen Bewegung, die infolge der furchtbaren Ermordung Humberts durch ganz Italien ging, glaubte der Vatikan sich nicht in Widerspruch zu den Empfindungen der Menschlichkeit und warmen Anteilnahme setzen zu dürfen, die das Land einmütig bei der schmachvollen Ermordung eines Mannes, der niemand je Böses gethan hat, bekundete. So trat in den ersten Tagen nach dem Verbrechen von Monza keine von jenen feindlichen Handlungen zu Tage, die 1878 beim Tode Viktor Emanuels II. vorgekommen waren; vielmehr waren an alle Priester Weisungen ergangen, die Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des unbarmherzig hingeschlachteten Herrschers zu begünstigen. Aber es lag nichts in dieser Haltung des Vatikans, was auf eine Aussöhnung mit dem Quirinal hingedeutet hätte, und doch fingen in dieser Selbsttäuschung Befangene wieder an, ihren Lobredner zu machen und sie als unmittelbar bevorstehend anzukündigen. Der Vatikan empfand darauf das Bedürfnis, die falschen Nachrichten zu dementieren und zu erklären, daß die dem Papsttum aufgezwungene Lage immer noch „unerträglich" sei. Von dem Staatssekretariat des Vatikans ging daher dem „Osservatore Romano" eine Erklärung zu, die nicht nur die Unversöhnlichkeit des Vatikans aufrecht erhielt, sondern auch zum Schluß das Andenken des verstorbenen Königs und jene menschlichen und allgemein verbreiteten Empfindungen, die die grausame Ermordung erregt hatte, beleidigte. Aber wenn dieser zweite Teil der Erklärung des „Osservatore Romano" auch auf jeden Fall unangebracht und beklagenswert war, so bot der erste Teil doch nichts Neues, und es ist nur zu natürlich, daß der Vatikan das Bedürfnis empfand, ihn zu veröffentlichen.

Zur Würdigung der Napoleonischen Frage.[1]

Von

Heinrich Ulmann.

Wieder einmal ist die geschichtliche Betrachtung vor die frisch zugestutzte Frage gestellt worden: Ist Napoleon I. der große „Mißverstandene" gewesen, als den er sich in den Berichten aus seiner Verbannung so gern aufgespielt hat? Haben ihn, aus begreiflicher Notwendigkeit heraus, verkannt alle die Herrscher,

[1] Vortrag auf dem deutschen Historikertag in Halle am 6. April 1900.

Staatsmänner und Völker seiner Zeit, denen er, angeblich, um sie mit Gewalt in die Bahn ihrer künftigen Bestimmung zu reißen, so wehe gethan hat? Ist es wahr, daß er, der Zweifler an der Wirklichkeit jeglicher Ideale, nur in dem wahren Fortschritt der Völker sein Ziel erkannt und nur deshalb sein Werk nicht hat krönen dürfen, weil der Haß der Vertreter des Alten ihm nicht Zeit gegönnt?

Die letzteren haben ihrer Zeit in dem genialen Mann je länger je mehr nur die Fleisch gewordene Herrschsucht, den Eroberer aus Selbstsucht gesehen. Wenn das den Wert *ihres* Zeugnisses mindert, so darf man deshalb doch nicht kurzerhand an der Thatsache vorbeigehen, daß nicht wenige von den Klügsten und Treuesten derer, die Napoleons Glück und seine Gefahren teilten, die ihm verwandtschaftlich oder geschäftlich am nächsten kommen durften, nicht weit von dieser Auffassung entfernt sind. Sein Bruder Lucian hat brieflich schon 1792 dem Bruder Joseph über Napoleons Ehrgeiz geklagt, der die Liebe zum Gemeinwesen überwiege: derselbe Lucian hat 1803 seinen Unglauben beteuert, daß Napoleon zu irgend einer Zeit Krieg geführt habe wider seinen Willen. Josephs Meinung war keine andre, und auch Josephine, die Genossin seiner vertraulichsten Mitteilungen, hat kein Hehl gehabt, daß ihr Gemahl schon 1804 nicht geneigt war, die Herrschaft Europas mit einem andern zu teilen; daß Friede erst sein würde, wenn sein Wille geböte. Wie oft hat noch 1804 Napoleon selbst zu Joseph und militärischen Vertrauten erklärt: Was ich bisher gethan habe, ist noch nichts. Europa wird nicht Ruhe finden, bevor es *ein* Haupt hat, einen Kaiser, der Könige zu Offizieren hat, der Königreiche an seine Leutnants verteilt. In den mannigfachsten Variationen hat er gerade damals dies Thema abgewandelt, bei dem er sich als neuer Karl der Große fühlte. Aber wie das bekannte Gespräch mit Admiral Decrès zeigt, ließ ihn auch der Ruhm Alexanders des Großen nicht schlafen. Es ist also nicht nur zur Einschüchterung bestimmt gewesen, wenn er schon im Oktober 1802 dem französischen Gesandten beim König von England hatte auftragen lassen: „Der erste Konsul ist erst dreiunddreißig Jahre alt; er hat bisher nur Staaten zweiter Ordnung vernichtet. Wer weiß, in wie kurzer Zeit er, wenn genötigt, das Angesicht Europas verändern und das abendländische Reich wieder erneuern würde.“ Und er hat den Plan des Weltreichs festgehalten und noch 1815 zu ihm sich bekannt.

Man wird an der Einheitlichkeit der Grundtriebe des gewaltigen Mannes nicht zweifeln. Aber Ziele und Wege waren verschieden. Muß man es daher für wahr halten, wenn er im Jahre 1816 in St. Helena als letztes Ziel seines Strebens hingestellt: Daß er, wenn er in Moskau hätte Frieden schließen dürfen, dafür gesorgt haben würde, daß die großen stehenden Armeen zur bloßen Garde der Souveräne reduziert würden! Ein bloßes Gespinst seiner ruhelosen Phantasie war das allerdings nicht. Im März 1809, als Spanien unerwartete Verlegenheiten schuf und ein unzeitiger Krieg mit Oesterreich diese zu verdoppeln drohte, hat Napoleon seinem Bundesgenossen, dem russischen Zar, anheimgegeben, Oesterreich eine gemeinsame Garantie seines Bestandes um den Preis seiner Ab-

rüstung anzubieten. Dann könne man die allgemeinen Aufgebote der großen Armeen ersetzen durch eine kleine Zahl regulärer Truppen. Die Kasernen würden dann die Zuflucht der Dürftigen werden und die Konskribierten der Landarbeit erhalten und so weiter. Es mag dahingestellt sein, ob das nur Eindruck machen sollte auf Alexanders humanitäres Empfinden, ähnlich wie einst sein Interesse am Islam auf die Scheiks in Aegypten, oder ob der Hintergedanke waltete, das mit Erfüllung seiner Verpflichtungen zaudernde Rußland durch einen solchen Antrag hinterrücks zum Konflikt mit Oesterreich zu locken. Eine solche Garantie des wehrlosen Oesterreich mußte schaffen eine thatsächliche Suzeränität der garantierenden Mächte. Der Einfall wäre im Fall des Gelingens ein Schritt mehr geworden zur Herrschaft Napoleons, freilich, der damaligen Situation entsprechend, zunächst einer geteilten. Beiläufig hat nachweisbar 1812 der Kaiser den Anspruch auf Suzeränität über alle Staaten seines Föderativsystems erhoben, während er noch 1805 nur Protektor der souveränen Rheinbundsstaaten sein zu wollen erklärt hatte.

Genug, so wenig eine ehrliche Abrüstung, wie andrerseits der Gedanke, gewaltsamer Zusammenfassung zersplitterter Völker im Hinblick auf ihre künftige nationale Auferstehung, würde sich mit dem System Napoleons vertragen. Es hat seinem Emporkommen nach dem 18. Brumaire erheblichen Vorschub geleistet, daß man im Ausland ihm eine Zeitlang zutraute, er werde wie die Revolution im Innern, so auch die bewaffnete Ausdehnung der Revolution beenden.

Aber im Besitz der Macht, ist er auch in dieser Beziehung in die Fußstapfen des Direktoriums getreten. Durch die von ihm diktierten Verträge von 1801 hat er dauernden Frieden auf dem Festland oder auf dem Meer wohl mit bewußter Absicht aufs äußerste erschwert. Er konnte seitdem nicht entwaffnen und hat das auch nie gewollt: es ist nicht wahr, daß er friedlich war und nur gezwungen, Krieg zu führen. Und wenn es teilweise zutrifft, daß er niederschlagen mußte, um nicht niedergeschlagen zu werden, so ist auch das die Folge seiner Haltung in entscheidender Stunde. Er hat selbst gelegentlich bekannt, daß ein Frankreich nach seinem Sinn ohne Fortdauer des Kriegs nicht bestehen könnte, weil es im Frieden unter der Last der heimgekehrten Armee erliegen müßte. Ist nun damit etwa schon der Schlüssel gegeben für das Rätsel seiner Politik? Auch Schweden ist dereinst ein erobernder Staat geworden, weil das Königtum nur durch die Armee der Stände mächtig blieb und doch auf Landeskosten diese Stütze des Thrones nicht zu ernähren wußte. Es würde das passen auf Napoleons Lage in dem von Parteigeist zerrissenen Frankreich, dem er, wie er oft gesagt, als Emporkömmling nur durch Siege und Blendung der Einbildungskraft überhaupt habe dauernd imponieren können. Napoleon brauchte deshalb keine „Eroberungsbestie" gewesen zu sein. Es ist ungünstig, daß dieser von Ranke geprägte Ausdruck mit dem Beigeschmack zweckloser Eroberungsgier zum Schlachtgeschrei der Kämpfer für oder wider hat werden müssen. Allerdings war Krieg das bevorzugte Mittel der Politik des ersten Konsuls und Kaisers,

aber keineswegs das einzige. Nicht Eroberung, sondern Herrschaft war sein Ziel. Sein Stolz bildete sich ein, daß zur Behauptung der Herrschaft kein Nachlassen, keine Nachgiebigkeit gestattet sei. So ist er rasch dazu gekommen, die Frage des Kriegs oder Friedens jedesmal anzusehen wie eine reine affaire d'honneur. In diesem einen Punkt vornehmlich überwog zu seinem und Frankreichs Unheil der große Soldat in ihm den großen Politiker.

Statt dieser Auffassung jedoch ringt heute eine widersprechende nachdrücklich nach Anerkennung. Napoleon selbst hat sich ganz als Geschöpf der Umstände bezeichnet: Mitlebende haben das „allgemeine Weltverhältnis", in dessen Abhängigkeit er sich bewegt, bemerkt. Spätere (Rifard) haben das wieder aufgenommen, bis in der neuesten Zeit Vandal, der auch bei uns mannigfach Anklang gefunden, das Problem bestimmt formuliert hat. Die zum Teil schon angedeuteten Entwürfe zur Umformung des Staates oder Kontinents haben sich, nach Vandal, nicht spontan bei Napoleon entwickelt. Sie bilden gleichsam Reflexe, entsprungen den Nötigungen des Kampfes gegen England, der ihm als Erbschaft der Revolutionszeit verblieben war. Alle Schritte, alle Eroberungen erscheinen unter diesem Gesichtspunkt als unerläßliche Pfänder, Sicherungsmittel im Kampf gegen den meergeschirmten Rivalen der Jahrhunderte. Keiner seiner Feldzüge, meint Vandal, sei eine getrennte Handlung, nach der er seiner Herrschaft hätte Grenzen setzen und die blutige Aera hätte schließen können. Sie seien nur Teile eines einzigen Kriegs.

Selbstverständlich kann hier nur ein bescheidener Beitrag geliefert werden zur Lösung dieses Problems. Es scheint ersprießlich auszugehen von der einzigen Zeitspanne, während der Friede herrscht zwischen Frankreich und England. Die Fehlerquelle, die für das Verständnis der Handlungen Napoleons gegeben ist in dem Bedingtsein durch Englands Machtpläne, kann hier möglichst verringert werden. Es empfiehlt sich auch deshalb, weil Vandals eingehende Darlegung, seiner Aufgabe entsprechend, erst in viel späterem Zeitpunkt einsetzt.

Vorausgeschickt sei, daß Napoleon, als er 1797 Mäßigung gegenüber Oesterreich empfahl, um alle Kräfte auf Bekämpfung Englands zu vereinen, durchaus nicht an dauernden Kontinentalfrieden gedacht hat. Aus dem Frieden, den er schließen wollte, sollte mit solcher Notwendigkeit der neue Krieg sich ergeben, daß das Volk, vermeinend in seinem Besitz angetastet zu werden, eifrig sich hineinstürzen würde. Der Sieg über England mußte, wenn Frankreich zu warten verstand, die Gewalt über das isolierte Europa zur Folge haben. An der Herrschaft über das Mittelmeer, dem Anteil an dem voraussichtlichen Zerfall der Türkei, bestand dann kein Zweifel. Bei allem Wechsel der Pläne hat Napoleon stets auf Mitwirkung populärer Kräfte gegen die herrschende Oligarchie Englands zu rechnen sich erlaubt.

Als erster Konsul hat er aber verzichtet auf jenes einst von ihm empfohlene „Nacheinander". Die Grundlagen des Ende 1799 offenbar zur Gewinnung des französischen Publikums von ihm angebotenen Friedens beweisen das zur Genüge. Die glänzenden Siege des Jahres 1800 haben die Koalisierten veranlaßt, sich das

dadurch bewirkte Uebergewicht Frankreichs gefallen zu lassen. Dank ihrem Ungeschick, ist der Friedensschluß nicht im allgemeinen europäischen Einvernehmen gesichert worden. Sonderverträge mit den einzelnen seitherigen Gegnern gewährten keinem von diesen einen Rückhalt, falls es Napoleon gefallen sollte, über die jedesmal festgesetzte Linie weiter hinauszugreifen. Darin, in diesem Ende des alten „Europa", lag naturgemäß die stärkste Versuchung für eine mit allem revolutionären Rüstzeug versehene und von der Kraft eines damals einzig dastehenden Genius getragene Staatskunst. Nur eine wahrhaft sittliche, mit den dauernden Interessen seines Staats innig verwachsene Persönlichkeit hätte ihr entgehen können. Nun ist der Ausspruch eines Neueren sicherlich irreführend, daß der „Korse" im politischen Sinn nie zum Franzosen geworden sei. Aber sein Franzosentum war ein neumodisches, panfranzösisches. Wie er allen Individuen, die aus französisch gewordenen oder werdenden Gebieten abstammten, ohne weiteres französische Herkunft zudiktierte, wie zum Beispiel selbst dem Kaiser Franz II., so hat er nur zu bald den Stempel der Zugehörigkeit auf allen Ländern erkennen wollen, die einst von Karl dem Großen zusammengeschweißt gewesen waren.

Solche Gesinnung, die im Keime längst fertig war, bot geringe Aussicht für die Dauer des Friedens, als dessen Stifter der erste Konsul 1801 und 1802 in und außer Frankreichs mit allem Fug gefeiert wurde. Was er im Innern durch Annäherung der Interessen und Beruhigung der Gemüter, durch schöpferische Gesetzgebung und musterhafte Verwaltung selbstthätig geleistet hat, gereicht zu seinem dauernden Ruhm. Frankreich konnte sich aus langer Zerrüttung erholen, besonders auch in materieller Beziehung. In sehr lehrreicher Weise ist neuestens gezeigt worden, in wie verständnisvoller Art Napoleon sich der im Frieden zurückgewonnenen Kolonien besonders in Westindien, aber auch in Ostindien angenommen habe. Aber es würde, mein' ich, ein Irrtum sein, wenn man annehmen wollte, daß die Rücksicht gerade auf die bezeichneten Inseln oder Faktoreien das Zünglein an der Wage seiner Entschließungen für das Verhältnis zu den großen Mächten abgegeben hätte. Der Schluß, als ob gewisse Uebergriffe Napoleons seit 1802 sich mit durchaus friedlichen Absichten vertragen müßten, weil Wiederausbruch des Kriegs Schwächung oder Vernichtung aufblühender kolonialer Unternehmungen bedeutet hätte, kann nicht für sich allein Geltung haben. Die Schlachtfelder des Kontinents lagen dem Ehrgeiz des großen Kriegsfürsten unendlich viel näher als die Perle der Antillen und die Möglichkeit maritimer Ausdehnung. Anscheinend hat er die erwünschteste solcher Erwerbungen an andrer, ihm persönlich bekannter Stelle erschaut, in Aegypten, in einem Anteil für Frankreich überhaupt bei der erwarteten Auflösung der Türkei. Das stimmt mit seiner Mittelmeerpolitik, seinen kontinentalen Herrschaftsträumen und den verfügbaren, von ihm mit Virtuosität ausgebildeten Mitteln ihrer Durchführung. Gegen die Rosse des Meeres Legionen gesendet zu haben, hat Mommsen, bei Gelegenheit des Seeräuberkriegs, den Römern zum Vorwurf gemacht. Napoleon hat die Kriegsmacht Frankreichs zur See mit Kraft und Sachkenntnis gefördert.

Aber sollte er nicht Aufgaben vorgezogen haben, die er lösbar glaubte durch seine Legionen?

Gemäß dem Seefrieden von Amiens sollte Aegypten der Pforte und die Insel Malta, letztere nach Erfüllung zeitraubender Vorbereitungen, dem Johanniterorden von England zurückgegeben werden. Nun hatte Napoleon im Laufe des Jahres 1802 in Italien und sonst einige ihm selbstverständlich scheinende Folgerungen aus der thatsächlichen Lage gezogen. Das militärisch besetzt gehaltene Piemont war einverleibt, die cisalpinische Republik zur italienischen umgewandelt worden und hatte zum Präsidenten Napoleon annehmen müssen. Die helvetische und batavische Republik waren umgestaltet und zu leistungsfähigeren Satelliten der Mutterrepublik gemacht worden. Oesterreich und Rußland, die gegen die hauptsächlichsten dieser Veränderungen vertragsmäßig hätten Einspruch erheben können, schwiegen oder fügten sich bald. Den Engländern, die sich durch diese Machtverschiebung nicht minder beunruhigt fühlten, bestritt Napoleon nach dem Vertragsbuchstaben mit Fug jedes Recht, in kontinentalen Fragen mitzureden. Ich verzichte darauf, auszuführen, welche unerhörte Neuerung dadurch eingeführt war. Genug, zur Erklärung der Mißstimmung Englands bedarf es nicht der Annahme, daß es scheel auf den kolonialen und kommerziellen Aufschwung seines alten Rivalen geblickt hätte. England argwöhnte, daß all das nicht die letzte Umwälzung des Besitzstandes sein könnte: es war besorgt, daß Napoleon den Weg nach Aegypten nicht vergessen hätte. Darum nahm es Anlaß, die Herausgabe der süditalienischen Insel Malta hinzuhalten, weil es dasselbe in den schwachen Händen des Ordens bei so schwankender Lage nicht für ausreichend geschützt erachtete. Gerade deshalb, weil es ihm in Wahrheit mehr auf Aegypten als auf die alten Kolonien Frankreichs ankam, dürfte Napoleon um so unnachgiebiger auf Vollzug der vertragsmäßigen Herausgabe der Insel an den Orden gedrungen haben. Er wollte schlechthin, weil Frankreichs Ehre das fordere, nicht hierauf verzichten. Ganz gewiß hätte sich eine das nationale Bewußtsein schonende Form vereinbaren lassen. Napoleon hatte selbst dereinst, höherer Zwecke halber, die Insel dem Zaren Paul als Hochmeister angetragen. Zar Alexander hat, obwohl persönlich gereizt, 1810 die Einziehung Oldenburgs, das ausdrücklich durch den Tilsiter Vertrag geschützt war, nicht zum Kriegsfall gemacht. Ist es nun durchaus Napoleon zu glauben, daß allein die Ehre ihn gehindert, zum Besten der Antillen und so weiter, in einen zunächst zeitlichen Verzicht auf den Artikel über Malta zu willigen?

Im Sommer 1802 bereits hatte er dem im Orient wohlbewanderten Obersten Sebastiani eine geheime Mission auch nach Aegypten anvertraut, eingeständig auch in politischer Absicht. Neben andern Rücksichten sollte auch das Napoleonische Prestige in Syrien und Aegypten aufgefrischt werden. Ungewöhnliches Aufsehen rief nun Sebastianis Bericht an den ersten Konsul hervor, der auf dessen Befehl am 30. Januar 1803 im „Moniteur" veröffentlicht wurde. In England, wo manche Kreise über die Tarifpolitik der französischen Regierung schon ungehalten waren, sah man eine Art Herausforderung darin, wenn dem zur Zeit noch in Aegypten

kommandierenden englischen General eine Mordabsicht wider Sebastiani beigemessen und erklärt wurde, daß bei der dortigen Lage 6000 Franzosen genügten, um Engländer und Türken hinauszuwerfen.

Man könnte an der Provokation nicht zweifeln, wenn Lucian Bonaparte ein ausreichender Zeuge dafür wäre, daß der erste Konsul dem Obersten das zu Druckende diktiert und bei mancher Stelle gemurmelt hätte: „Parbleu. sehen wir, ob das John Bull nicht dazu bringt, Krieg zu führen!“ Eine teilweise Bekräftigung der Anekdote liegt freilich in einem erst neuerdings vollständig veröffentlichten Bericht des englischen Gesandten Lord Whitworth vor. Wenige Tage nach der Veröffentlichung hat Sebastiani bei gelegentlichem Zusammentreffen und ohne Veranlassung des Lords alles widerrufen, was in jener Respektwidriges gegen General Stuart gedruckt stand.

Nun steht es ferner fest, daß Napoleon zur Zeit der Entsendung Sebastianis das Stündlein des Türken gekommen wähnte und ernstlich die für französische Interessen erforderlichen Maßnahmen erwog. Dazu gehörte es, daß im August 1802 der „Moniteur“ alle Teilungsabsichten hatte desavouieren müssen. Im Gegensatz dazu hatte der erste Konsul im gleichen Monat den russischen Gesandten unter Hinweis auf den wahrscheinlichen Zerfall des osmanischen Reichs mit der Aussicht auf eine russische Sekundogenitur in Konstantinopel zu ködern versucht. Diesen Anwurf hat Napoleon im Oktober wiederholt, also gleichzeitig mit der im tiefen Frieden durchgeführten Sendung Sebastianis. Aber noch mehr. Man weiß, daß Napoleon im Mai 1802 ausgesprochen hatte, ein Krieg mit England würde den Festlandskrieg nach sich ziehen. Nun hat er aber im Mai ebenso Oesterreich auskundschaften lassen. Nach der Instruktion sollte neben militärisch-technischen Fragen unter dem Schein bloß historischen Interesses der Sendling feststellen, bis zu welchem Grade man in Steiermark, Krain, Kärnten, Tirol 1797 die Partei Frankreichs ergriffen haben würde, falls der Kommandierende der Meinung eine revolutionäre Richtung gegeben hätte. Ebenso sollte festgestellt werden, welche Unterstützung Bonaparte nach dem Geiste der Bevölkerung in Ungarn gefunden haben würde. Und hauptsächlich, welche Popularität der Gedanke eines Angriffs auf die Türkei dort zu Lande besäße.

Die Antwort des russischen Kabinetts auf den Teilungsantrag ist vom 19. Januar (1. Februar) 1803. Als erster der Fälle, bei denen ein Verzicht auf die bisherige Zurückhaltung des Zaren eintreten müsse, wird da namhaft gemacht, jede Bestrebung zur Zerstörung der Türkei. Deutlicher konnte man nicht werden, als, indem man dem ersten Konsul die Abgabe einer besonders England in dieser Beziehung beruhigenden Erklärung geradezu empfahl.

Hat Napoleon die Empfindung gehabt, daß er von einem Herrscher, der bis vor kurzem zu seinen Verehrern gezählt, als Störenfried beargwöhnt sei? Hat er demgemäß gehandelt? Wir wissen aus einem Bericht des englischen Gesandten vom 28. Februar, daß jene Note wenige Tage vorher dem ersten Konsul übergeben war. Da sie schon am 1. Februar abgefaßt war, ist es nicht zu kühn, anzunehmen, daß sie am 21. Februar ihm bekannt war. Gerade an

diesem Tage hat nun Napoleon im strengsten Geheimnis eine Brigg mit Munition und Waffen nach Korfu bestimmt, die an die Bewohner von Morea ausgeteilt werden sollten, zur Verteidigung gegen die Türken. Wenn das an sich auf den Wunsch schließen läßt, einen Brand in der Türkei zu entzünden, und doch wohl auch nach allem Ausgeführten auf das Gelüste nach einem Kontinentalkrieg, so dürfte auch folgendes noch sprechen für letztere Erwägung.

In einem Kontinentalkrieg wäre Hauptgegner damals Oesterreich gewesen. Nun hat an dem gleichen 21. Februar 1803 Napoleon dem Vizepräsidenten der italienischen Republik geschrieben, mit Warnung vor jeglichem Putsch gegen Neapel: „Wenn der italienischen Republik höhere Bestimmungen aufbewahrt sind, ist zu wünschen, daß beim Kopf (also österreichisch Venetien) und nicht bei den Füßen (Neapel) angefangen werde."

Die weitere „Bestimmung" hatte Napoleon Jahrs zuvor der cisalpinischen Republik auf die Stirn gedrückt, indem er den Hoffnungen der Patrioten in dem Namen „italienische Republik" die Wege andeutete. Aber man weiß ja schon, wie ernst es ihm in der Regel mit allem ist, worin er seine Bestimmung erkannte.

Auch ich bin der Ansicht, daß Napoleon den so frühzeitigen Wiederausbruch des Krieges mit England seit Mai 1803 nicht gewünscht hat. Er hat sogar, gleich als er wußte, daß es mit Rußland nichts war, ein Einvernehmen mit England hinsichtlich geteilter Herrschaft angeregt.

Aber wenn er hinsichtlich des Krieges auf dem Weltmeere an sich gehalten hat, so geschah das nicht hauptsächlich, weil er wegen seiner Unternehmungen in zentralamerikanischen und indischen Gewässern Zeit bedurfte, sondern weil er, wie gezeigt ist, im Mittelmeerbereich Frankreichs Macht zu erweitern dachte. England hat, vertragsmäßige Pflichten hinsichtlich Maltas zu erfüllen, Anstand genommen, weil es durch die mit Grund beim Gegner vorausgesetzten erneuten Pläne aufs Mittelmeer und Aegypten die Sicherheit der Straße nach Indien bedroht sah. Die in den Präliminarien des Friedens von Amiens ausgesprochene Zurückgabe der französischen Kolonien hatte ja gerade der Entgelt sein sollen für den Verzicht auf die seit 1798 ergriffenen Mittelmeerstellungen. Im Rahmen dieses Vortrags kann nicht dargelegt werden, welche echt britischen Nebengründe jeden Ausgleich erschwert haben.

So brach denn der Seekrieg zuerst wieder los. Frankreich mit Spanien und Holland wider das unnahbar sich dünkende England. Das Gebiet der Verbündeten samt dem weiten Machtbereich Frankreichs war dem englischen Handel aufs neue verschlossen. Napoleon hat, seine Feinde suchend, wo er sie erreichen konnte, alsbald durch Besetzung auch die Küsten Hannovers und den Golf von Tarent in diese Absperrung hineingezogen. Aehnliches war wohl auch sonst geschehen. Aber in solchen Gewaltthaten liegt doch unfraglich eine Eröffnung des Krieges, der auf dem Kontinent hätte eintreten müssen, wenn nicht Deutschland und Italien sozusagen staatlos gewesen wären.

Napoleons Maßnahmen sollten das Hauptunternehmen vorbereiten, stützen, decken, die Landung in England selbst. Unfraglich hat Napoleon trotz voller

Klarheit über das Bedenkliche, dies Wagnis ernstlich beabsichtigt und gefördert. Nicht immer die Jahre hindurch in gleicher Weise, in gleichem Umfang. Wiederholt kam eine bloße Expedition nach Irland in Anregung. Napoleon hat zweifelsohne nicht unter allen wechselnden Möglichkeiten der Gesamtlage daran festgehalten, seine eigne Person dran zu wagen. Aber mit unvergleichlicher Sachkenntnis und rastloser Thätigkeit hat er das schwimmende Material und die Armee zu dem Unternehmen bereit gestellt, welches England zur Nachgiebigkeit zwingen sollte. Die Frage beginnt erst bei dem Punkt, ob der Uebergang nach England trotz alles Problematischen von 1803—1805 das letzte Ziel seiner Politik gewesen sei. In neuester Zeit hat man unternommen, aus den Handlungen Napoleons, aus der fortlaufenden Reihe seiner auf maritime Maßregeln gerichteten Befehle darzuthun, daß Napoleon nichts andres im Auge gehabt als die Seeexpedition, bis Ende August 1805 die Waffenerhebung Oesterreichs ihn zum Frontwechsel gezwungen.

Es ist bekannt, daß eine ältere Ansicht dahin neigte, daß Napoleon unter Umständen den Uebergang ausgeführt haben würde, aber doch gleichzeitig den Kontinentalkrieg, auf den er bewußt hingearbeitet, vorbereitet habe.

„Wollte er (Napoleon) nichts als den Uebergang nach England, so mußte er vor allem Bedacht nehmen, die Isolierung, in der sich England beim Ausbruch des Krieges befand, fortdauern zu lassen. Er *that das Gegenteil*", das heißt er ließ sich absichtliche Herausforderungen der Festlandsmächte zu schulden kommen durch Annahme der italienischen Königskrone, Annexion der ligurischen Republik im Augenblick eines russischen Vermittlungsversuchs und andre vertragswidrige Uebergriffe mehr.

Dagegen wird nun ins Feld geführt, daß Napoleon im Gefühl seiner Stärke jene Schritte gethan habe, ohne an Gegenmaßregeln der Mächte zu denken, er habe insbesondere Oesterreich damals den Entschluß zu einem Waffengang nicht zugetraut. Aber man kann die allerneuestens geltend gemachte Einwendung nicht ohne weiteres schelten, wie sich denn Napoleon seine Aussichten gegenüber den thatsächlich schwer gereizten Festlandsmächten als denkender Politiker vorgestellt habe für den Fall eines Mißlingens — und, fügen wir hinzu, einer langdauernden Ausdehnung — des wagnisreichen Landungsversuchs. Was sollte werden, wenn es nicht glückte, England niederzuringen im Kampf Leib gegen Leib? So unbestreitbar, wie Napoleon Marmont gegenüber prahlte, konnte er die Gewißheit des Einzugs in London doch nicht empfinden.

Hat er nun die Kontinentalmächte reizen wollen, mit andern Worten, hat er im Jahre 1805 nach Vollendung seines unübertrefflichen Heeresinstruments nach Krieg auf dem Festland ausgeschaut?

Bei Besichtigung der Befestigungen an der Etsch hat er im Juni 1805 erklärt, kürzer und verständiger wäre es, die österreichische Macht von dieser Grenze zu entfernen. Auf die Meinung sollte eine damals bei Hauterive bestellte Broschüre wirken mit dem Nachweis, daß seit fünfundzwanzig Jahren alle Mächte gewonnen, nur Frankreich allein verloren habe.

Es sei erinnert, wie der Gedanke europäischer Einherrschaft seit Ende 1804 Lieblingsgegenstand seiner vertrauten Gespräche gewesen ist. Längst wußte er, daß eine neue Koalition gegen sein Uebergewicht im Entstehen war. Führt das alles nicht zu dem Schluß, daß er es zufrieden war, umgekehrt die Unterjochung des Festlands zur Grundlage der Vernichtung Englands zu machen? Und er hat das mehrfach selbst zugestanden. Man mag geringere Bedeutung einer gesprächsweisen Aeußerung an Metternich im Jahre 1810 beilegen, wonach die Armee von Boulogne stets gegen Oesterreich bestimmt gewesen sei und nur in Boulogne vereinigt, um außerhalb Englands keine Besorgnis zu erwecken.

Aber ein ganz andres Gewicht kommt einer am 17. Januar 1805 von Napoleon im Staatsrat gehaltenen Ansprache zu. Die Thätigkeit dieser Körperschaft bildet bekanntlich das Rückgrat der inneren Verwaltung; nicht minder bekannt ist, wie sehr Napoleon inmitten dieses von ihm auserlesenen Kreises mitarbeitend und antreibend persönlich heraustrat. Er pflegte hier, wie Pasquier versichert, sich mit voller Offenheit auszusprechen, also nicht ostentativ wie in dem nichtigen Senat. Oft genug hat er auch die äußere Politik in den Bereich seiner Eröffnungen gezogen, wenn Fragen der Staatssicherheit, finanzielle Maßregeln oder etwa die Wiederherstellung einer Nationalgarde 1805 in Frage standen. Mannigfache Ueberlieferung ist auf uns gekommen. In unserm Fall verdanken wir die Worte des Kaisers dem Mitglied Grafen Miot de Melito, der nach ausdrücklicher Bemerkung die Gewohnheit hatte, die Reden des Staatsoberhauptes unmittelbar nachher aufzuschreiben.

Melito stand Napoleon seit 1796 nicht fern: mit Joseph Bonaparte verband ihn eine Art Intimität. Er war kein Ehrgeiziger, sein Leben liegt klar da. Seine Stellung nötigte ihn durchaus nicht zu interessierten Rücksichten. Er erscheint in seinen Memoiren als ein scharfblickender und treuer Beobachter. Zum Beweis besitzen wir das Zeugnis Barantes in seinen Erinnerungen, daß die Rede Napoleons im Staatsrat nach der Erschießung Enghiens ihm am Abend des Tages von einem andern Mitglied ebenso zugetragen war, wie er sie dann bei Melito fand.

Genug, bei Beratung des Finanzgesetzes hat Napoleon am 17. Januar 1805 im Staatsrat folgendes erklärt. Nachdem er gesagt, daß ein allgemeiner Krieg auf dem Kontinent Frankreich keine größeren Opfer auflegen würde, als es seit zwei Jahren gebracht, hieß es: „Ich besitze die stärkste Armee, die vollständigste militärische Organisation, und ich befinde mich bereits in der Situation, in die ich im Fall eines Kontinentalkrieges mich zu setzen haben würde. Aber um in Friedenszeiten solche Streitkräfte versammeln zu können, um 20000 Artilleriepferde und ein vollständiges Fuhrwesen haben zu können, galt es einen Vorwand zu ihrer Beschaffung und Vereinigung zu finden, ohne daß die Kontinentalmächte sich darüber beunruhigen könnten. Dieser Vorwand ist uns durch das Projekt der Landung in England geboten worden. Ich weiß wohl, daß es heißt dreißig Millionen ins Wasser werfen, wenn man in Friedenszeiten all diese Artilleriepferde unterhalten will, aber (dafür) habe ich heute

zwanzig Tage Vorsprung vor den Feinden, und ich werde schon einen Monat im Feld sein, ehe Oesterreich seine Artilleriepferde gekauft hat und so weiter. Ich hätte Ihnen dies vor zwei Jahren nicht aussprechen können und doch war es mein einziger Zweck."

Es folgt noch die beruhigende Erklärung, daß man den Krieg noch nicht habe und daß er eben noch direkt mit dem König von England Unterhandlungen angeknüpft habe. Zum Beweis richtiger Einschaltung des Ergusses seitens Melitos sei bemerkt, daß das am 2. Januar geschehen und die Rede gehalten war, ehe die englische Ablehnung (vom 14.) in Paris mitgeteilt war. Beiläufig, die Eröffnung ist aus denselben Tagen, in denen der Kaiser auf den Gedanken zurückgriff, einen guten Teil seiner maritimen Mittel im fernen Indien zu verwenden.

Und nun ergiebt sich aus den Thatsachen eine überraschende Bestätigung der Versicherung Napoleons über den Zweck seines Pferdebestandes. In einem anscheinend vergessenen Buch[1]) findet sich ein amtliches Tableau über die auf sämtlichen Transportfahrzeugen, einschließlich der Kriegsflotte, verfügbaren Plätze für Pferde und zwar vom 20. Juli, also aus der Höhezeit der maritimen Zurüstungen. Die Ziffer beläuft sich auf 9059 und ist durch Napoleon rund auf 10000 in einem Brief vom 13. September geschätzt.

Wohlgemerkt, das sind Pferde für Artillerie und Kavallerie, während nach Napoleons Rede die Jahre her 20000 allein für die Artillerie gefüttert wären. Der große Ueberschuß gehörte eben zur Vorbereitung für den Kontinentalkrieg. Daß der Festlandskrieg vorzüglich durch den Leichtsinn Rußlands ihm entgegengebracht wurde, ehe auf englischem Boden die Klingen gekreuzt waren, war ihm, der geflissentlich die Gegensätze verschärft, persönlich erwünscht. Er durfte triumphieren auf seinem Element, als er Oesterreich und Rußland niederschlug. Aber aus dem einen Krieg, dessen er sich 1804 zur Erzwingung seines Uebergewichts Josephine gegenüber noch benötigt geglaubt, wurden immer neue. Was dabei Verflechtung, was Schuld, kann hier nicht mehr erörtert werden. Gewiß scheint mir doch, daß er seit November 1805 eine Abrechnung mit Preußen im Auge hatte, für welches er nie die Schwäche mancher Politiker geteilt hatte. Er hatte die Lose so gemischt, daß er es in der Hand behielt, ob er so oder so, durch physische Wucht bloßen Druckes oder durch blanken Schwertschlag, das vergewaltigte Preußen von sich abhängig machte. Von Berlin und Tilsit datiert dann der Beginn der eigentlichen Kontinentalsperre wider England. Unzweifelhaft hängt auch schon vorher die Entwicklung seines Schicksals zusammen mit dem englisch-französischen Gegensatz. Aber es geht viel zu weit, denselben wie eine Art Fatum zu betrachten, von dessen unabänderlichem Walten Napoleons politisches Thun schlechtweg bedingt gewesen sei. Mir wenigstens scheint der Gesichtspunkt zu hoch genommen, von dem aus die Kriege, die das achtzehnte Jahrhundert schließen und das

[1]) Chassériau: Vie du l'amiral Duperré. (1847.) S. 88.

neunzehnte eröffnen, nur als Schlußakt in dem hundertfünfzigjährigen Drama des Kampfes zwischen England und Frankreich um Kolonie- und Welthandelsherrschaft erscheinen könnten.[1]) Von solcher Höhe aus verwischt sich doch allzu vieles, was zum Verständnis des geschichtlichen Hergangs unentbehrlich ist. So zum Beispiel die noch unwiderlegte Thatsache, daß Pitt bis Ende 1792 nicht nur aus Gründen innerpolitischer Art, sondern auch aus Berechnung der kommerziellen Vorteile für Erhaltung des Friedens eingetreten ist.

Und Napoleon hat ferner die Verfügung über Europa und Teile des Orients nicht bloß benutzen wollen als Hebel, um England zu einem den handelspolitischen Interessen des Kaiserreichs günstigen Frieden zu zwingen. Jene Kriege, bei denen es freilich je länger je mehr schwer wurde, Halt zu machen, sind die Kinder des schrankenlosen Ehrgeizes, der Machtbegier, die sich regten in den unheimlichen, kaum ergründbaren Tiefen der Seele dieses wahrhaft römischen Genius.

Die Aufhebung des Konkordats und meine Demission.

Von

Karl v. Stremayr.[2])

Aufgabe eines Ministers ist es, schöpferische Ideen zu erfassen und im großen zu gestalten, um sie trotz aller Hindernisse mit Energie und Beharrlichkeit zur Ausführung zu bringen. Dazu bedarf er tüchtiger Hilfskräfte, denen er die Detailarbeit überlassen muß, wenn er nicht die eigne Kraft in ermüdender Zersplitterung vorzeitig verbrauchen soll. Mir war es geglückt, im Laufe meiner Ministerjahre solche Hilfskräfte zu gewinnen und zu erhalten; ich nenne nur allen voran den unermüdeten, durch reiches Wissen, seltene Produktivität und stilistische Gewandtheit ausgezeichneten Karl v. Lemayer, der in zehn Jahren vom Konzipisten zum Sektionschef und Freiherrn aufstieg, den rastlos, oft in stürmischem Eifer thätigen Kunstgelehrten v. Eitelberger, den mich selbstlos beratenden vortrefflichen Prager Professor Hering, den mir treu ergebenen, vorsichtig klugen

[1]) Schmoller: Die Wandlungen in der europäischen Handelspolitik des 19. Jahrhunderts. (Jahrbuch 24, S. 373.)

[2]) Die vorstehenden Aufzeichnungen des Ministers a. D. Dr. Karl v. Stremayr bilden einen Abschnitt aus den nur für seine Familie bestimmten und deshalb nicht veröffentlichten Erinnerungen des berühmten österreichischen Staatsmannes. Auf unsern Wunsch hatte Herr v. Stremayr die Güte, die Publikation dieses Abschnittes zu gestatten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Weihbischof Kutschker (nachmaligen Kardinal und Fürsterzbischof von Wien), den hochberühmten, ausgezeichneten Gelehrten Rokitansky, meinen Jugendfreund Professor Harum und so viele mit verschiedener Kraft, aber treuem Wollen ihr Bestes leistende Beamten des Ministeriums.

Wenn ich mich demungeachtet in die vielfachen Einzelheiten meines Ressorts oft allzusehr verlor, so geschah dies nur auf Kosten meiner Zeit, die ich ganz und gar meiner ministeriellen Thätigkeit widmete, ohne die großen Ziele, die mir stets vorschwebten, aus den Augen zu verlieren.

Schon die ersten Sitzungen des neuen Ministeriums erst unter Hasners, dann unter des Kaisers Vorsitze ließen mich ahnen, daß der neuen Regierung kein langer Bestand sein werde. Hasners pessimistisch angehauchte Zaghaftigkeit, sein kaum verhüllter Mangel an Selbstvertrauen, Giskras turbulentes, selbst den Kaiser im Ministerrate durch Rücksichtslosigkeit verletzendes Auftreten, Herbsts mißtrauisch-nergelndes Gebaren und allem voran das immer deutlicher zu Tage tretende geringe Vertrauen der Krone in die neue Ordnung der Dinge stellten die Katastrophe in nicht allzu ferne Aussicht. Die vielseitig geforderte Wahlreform mit der Tendenz, den Reichsrat von den Landtagen unabhängig zu machen, von Giskra im Abgeordnetenhause angekündigt, dann wieder auf unbestimmte Zeit vertagt, veranlaßte das erst unerledigt gebliebene Demissionsgesuch Giskras; der Austritt der Polen und Südslawen aus dem Abgeordnetenhause, die schwankende Haltung des Ministeriums der böhmischen Deklaration und der galizischen Resolution gegenüber und der immer schärfer hervortretende persönliche Antagonismus Beusts zu Hasner führten endlich zum Bruche.

Mit Allerhöchstem Handschreiben vom 12. April 1870 erfolgte die Entlassung des Ministeriums Hasner. Mir wurde für die „treuen und eifrigen Dienste" die kaiserliche Anerkennung ausgesprochen und auf meinen speziellen — bescheidenen — Wunsch eine Hofratsstelle am Obersten Gerichts- und Kassationshofe verliehen.

Die schon beim Eintritte des Ministeriums geäußerte Befürchtung, es werde zu thatkräftigem Handeln aufgefordert, mit Halbheiten dem unerbittlichen Schicksale der Erfolglosigkeit verfallen, hat sich sowohl in dem Ministerium Hasner als in dem nachfolgenden Ministerium Potocki verwirklicht.

Ich leugne nicht, daß mir das Scheiden aus dem ministeriellen Wirkungskreise nicht leicht war. Genügte doch die kurze Zeit, um mir die Aussicht in ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit zu eröffnen, meinen Blick auf hohe Ziele bewußten Wirkens zu lenken und vielfache Pläne anzuregen, auf deren Verwirklichung ich ungern verzichtete. Die nach außen hin anscheinend glänzende Stellung eines Ministers hatte dagegen für mich nie etwas Verlockendes; die damit verbundenen Ehren gewähren keine Befriedigung und machen sich nur zu oft als empfindliche Last fühlbar. Dazu kommt die schwierige Lage des Ministers im Verhältnis zu seinen politischen Freunden. Das Parteileben bringt es mit sich, daß gar oft nicht das Wohl des Staates, sondern leidiges Parteiinteresse die Haltung der Abgeordneten im Parlamente bestimmt. Ein

Minister aber kann und darf nie und nimmer einer Partei auf diesem Wege folgen. Er muß auch dieser gegenüber seine volle Unabhängigkeit, die Freiheit seiner gewissenhaften Ueberzeugung wahren, und diese wird nicht selten in seinem Verhältnis zur Krone durch Gründe bestimmt, die er auch seinen Freunden nicht offenbaren kann.

Graf Potocki war mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut worden. Seine wiederholte Aufforderung zum Wiedereintritte lehnte ich ab, solange ich in Ungewißheit blieb über seine Pläne, die zunächst nur darauf gerichtet schienen, die widerstrebenden Elemente zur Teilnahme an der Reichsvertretung heranzuziehen. Moriz v. Kaiserfeld hatte als Präsident des Abgeordnetenhauses in seiner Abschiedsrede vor nebelhaften Ausgleichsversuchen gewarnt und seinen Eintritt in das Ministerium abgelehnt. Demungeachtet ließ ich mich durch Potockis Versicherung, die Verfassung ungeschädigt zu erhalten und mir in den Fragen meines Ressorts freie Hand zu lassen, endlich doch bestimmen, Bedingungen für meinen Eintritt zu stellen. Er lehnte diese nicht ab, die Verhandlung zog sich wochenlang hin, bis das persönliche Eingreifen des Monarchen meine letzten Bedenken überwand. So wurde ich am 30. Juni 1870 zum Minister für Kultus und Unterricht wieder ernannt in einem Ministerium, das sich nach seiner Zusammensetzung als ein Koalitionsministerium darstellte, und das, von dem zwar schwachen, aber grundehrlichen und gewissenhaften Grafen Potocki geleitet, unter schweren Kämpfen in seinem Schoße wie im Parlamente, sich nicht ein volles Jahr zu halten vermochte.

Es war ein Leidensweg, den ich damit betrat, der mich aber zur Abhärtung gegen die Angriffe der so oft irregeleiteten öffentlichen Meinung führte. Während ich im Ministerrate nicht ermüdete, die Gegner zu bekämpfen, und es mir gelang, jeden Versuch, die Verfassung durch föderalistische Experimente zu gefährden, im Keime zu ersticken, wurde ich von liberalen Blättern der Gesinnungslosigkeit und des Renegatentums geziehen, und obschon ich in meinem Wahlbezirke der Landgemeinden Leibnitz gegen den klerikalen Kandidaten unterlegen war und erst von der Wählergruppe der Städte und Märkte dieses Wahlbezirkes in den Landtag gesendet wurde, sah ich mich in der liberalen Presse als klerikalen Streber gezeichnet. Diese Angriffe schienen dafür meine Stellung der Krone gegenüber zu festigen, und ich vermochte in dieser Zeit für die Sache des Fortschritts in meinem Ressort manches mit weniger Schwierigkeit durchzusetzen als später in dem Ministerium der Verfassungspartei.

So gelang denn auch damals die Aufhebung des mit dem päpstlichen Stuhle geschlossenen Konkordates, welches mit dem kaiserlichen Patente vom 5. November 1855 als Gesetz publiziert worden war. Nicht mit Unrecht schrieb ein weit verbreitetes Blatt: „Während der erste Kanonendonner im deutsch-französischen Kriege erschallte, bereitete sich in Oesterreich ein Ereignis vor, das unter ruhigen Verhältnissen in ganz Europa ein freudiges Echo erweckt hätte."

Schon in der kurzen Zeit des Ministeriums Hasner hatte ich gesehen, daß die Bischöfe sich unausgesetzt auf das Konkordat als noch geltendes Recht be-

riefen, obschon dasselbe durch die Gesetze des Jahres 1867 in wesentlichen Punkten praktisch unwirksam geworden war. Diesem chaotischen Zustande mußte durch formelle Aufhebung des Konkordates ein Ende gemacht werden. Die Anstrebung dieses Zieles hatte mir schon bei meinem Eintritte in das Ministerium Potocki vorgeschwebt. Das römische Konzil, in dem die hervorragendsten Bischöfe der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Minorität geblieben waren, und die gegen ihr Votum erfolgte Annahme des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit bot die passende Handhabe, das Konkordat nunmehr durch die in seinem Wesen geänderte Natur der päpstlichen Gewalt als des einen der Kompaziscenten für unwirksam zu erklären; dasselbe war durch die neueste Erklärung des päpstlichen Stuhles über die Machtvollkommenheit des Oberhauptes der katholischen Kirche hinfällig geworden. Darauf gestützt, konnte die österreichische Regierung das Konkordat für aufgehoben erklären, ohne daß es des gehässigen Schrittes einer förmlichen Kündigung dieses Staatsvertrages bedurfte. In diesem Sinne wurde der erste allerunterthänigste Vortrag von der gewandten Feder Lemayers nicht ohne meine Mitarbeit entworfen; der geistliche Beirat im Ministerium verhielt sich seiner kirchlichen Stellung gemäß zwar prinzipiell ablehnend, leistete aber durch Entwicklung zu widerlegender Gegengründe, sowie durch Milderung zu heftiger Angriffe gegen die Kirchengewalt wesentliche Dienste. Es kam zur Einberufung eines großen Kronrates unter dem Vorsitze des Kaisers mit Zuziehung des Reichskanzlers Grafen Beust, des Botschafters am päpstlichen Stuhle, des österreichischen Ministerpräsidenten und der ungarischen Minister Graf Andrássy und Baron Eötvös. Mein anderthalbstündiger Vortrag wurde günstig aufgenommen, Beust war damit einverstanden, die Ungarn erklärten, daß das Konkordat für ihr Land keine gesetzliche Geltung habe, wäre dies aber der Fall, so würden die von mir angeführten Gründe die Aufhebung des Konkordates rechtfertigen. Auch Potocki trat meinem Antrage nicht entgegen. Die sonst angeführten Bedenken erwiesen sich nach meinen Ausführungen zu schwach, und als der Kaiser in weiser Zurückhaltung seine Allerhöchste Entschließung sich vorbehielt und die formelle Behandlung meines Antrages an den österreichischen Ministerrat verwies, beglückwünschten mich die Mitglieder des Kronrates zu dem errungenen Erfolge. Da trat bei der Beratung im österreichischen Ministerrate ein unerwartetes Hindernis ein, das alles in Frage stellte. Graf Potocki, dessen fromme Gemahlin eben in jenen Tagen aus Paris zurückgekommen war, überraschte uns durch die Erklärung, daß er als Glied einer der katholischen Kirche stets treuergebenen Familie seinen Namen nicht unter den dem Papste und der Kirche feindseligen Akt der Aufhebung des Konkordates setzen könne. Graf Taaffe war sofort bereit, dies zu thun und die Verordnung des Gesamtministeriums, welche nach meinem Antrage gemäß § 14 des Staatsgrundgesetzes zu erlassen gewesen wäre, als Stellvertreter des Ministerpräsidenten zu unterzeichnen, während Potocki einen kurzen Urlaub nehmen sollte. Darauf ging aber dieser als auf ein unwürdiges Spiel mit Formen nicht ein und bot dagegen seine Entlassung an, auf welche wieder wir nicht eingehen konnten. So kam es zu dem den

Fernerstehenden unerklärlichen Auskunftsmittel eines Allerhöchsten Handschreibens, das nur mit der Gegenzeichnung des Kultusministers versehen war, und zur auszugsweisen Veröffentlichung meines allerunterthänigsten Vortrages hierüber. Damit war nach mannigfachen Fährlichkeiten der entscheidende Schritt zur Beseitigung des verhängnisvollen Konkordates geschehen und die Bahn zur staatlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wieder eröffnet.

Indes gestaltete sich die Stellung des Ministeriums dem neugewählten Reichstage gegenüber immer schwieriger. Potockis Bemühungen, den böhmischen Landtag zur Wahl der Abgeordneten für den Reichsrat zu bestimmen, blieben erfolglos; die Angriffe der Verfassungspartei wurden immer heftiger; ich war zwar schon darauf vorbereitet, denselben im Abgeordnetenhause in einer Rede entgegenzutreten, wurde aber daran durch den wohlgesinnten, aber zaghaften Ministerpräsidenten verhindert. Es kam noch im Herbste 1870 zur Ueberreichung des Entlassungsgesuches, das jedoch lange unerledigt blieb. Endlich erfolgte die Annahme desselben und damit auch meine Enthebung von dem Posten, „welchem Sie", wie das Allerhöchste Handschreiben vom 4. Februar 1871 lautete, „wiederholt Ihre ganze Kraft mit eifrigster Hingebung gewidmet haben". Zugleich wurde ich, auf meinen bescheidenen Wunsch, wieder zum Hofrate am Obersten Gerichtshofe ernannt. An diesem wurde mir nicht einmal ein höherer Rang eingeräumt, als meiner ersten Ernennung zum Ministerialrate entsprach. Erst als die Staatsrechnungsbehörde fand, daß meine Hofratsbezüge nicht einmal den „normalmäßigen" Ruhegehalt, auf den ich als pensionierter Minister Anspruch gehabt hätte, erreichten, wurde mir — ohne mein Zuthun — eine Personalzulage von 1050 Gulden bewilligt, welche ich jedoch nicht lange genoß.

Das Ministerium Hohenwart als Nachfolger Potockis schlug alsbald Bahnen ein, welche schließlich mit den berüchtigten Fundamentalartikeln den Bestand des Reiches gefährdeten, und führte dadurch sein Ende herbei.

Adolf Fürst Auersperg, der Bruder des bedeutenderen Führers der Verfassungspartei im Herrenhause, wurde zur Bildung des neuen Ministeriums berufen. Nach einer vorläufigen Beratung seines Programms, woran auch ich mit andern Mitgliedern beider Häuser des Reichsrates teilgenommen hatte, wurde ich wieder mit Allerhöchster Entschließung vom 25. November 1871 zum Minister für Kultus und Unterricht ernannt.

Bei der Beeidigung als Minister mußte ich abermals, weil mit keinem Orden geschmückt, nach alter Sitte den Degen ablegen. Das rote Mäntelchen, ähnlich dem der Mesner in Stadtpfarrkirchen, mit dem jeder bekleidet wird, der vor dem Kaiser einen Eid ablegt, habe ich noch oft mit den herkömmlichen Dukatensporteln der Hofbediensteten einlösen müssen.

Alle Mitglieder der neuen Regierung stimmten in ihren politischen Grundanschauungen überein. Sie vertrauten zunächst der klugen Leitung des vielerfahrenen Ministers des Innern, Freiherrn v. Lasser. Bald verband mich mit meinen Kollegen aufrichtige Freundschaft, welche auch durch geringe Meinungs-

verschiedenheiten im einzelnen kaum getrübt wurde. In fast allen entscheidenden Fragen meines Ressorts konnte ich auf ihre Unterstützung zählen.

Ein flüchtiger Rückblick auf die nun folgenden Jahre ministerieller Thätigkeit läßt mich diese Zeit auch für das meiner Leitung anvertraute Ressort nicht als eine verlorene erkennen. Die Universitäten, vor allen jene zu Prag und Wien, entfalteten sich nicht ohne Berufung ausgezeichneter Kräfte aus Deutschland, welche mir nach Ueberwindung mancher, auch nicht bloß finanzieller Schwierigkeiten gelang, zu schöner Blüte. Für die Gründung einer neuen Universität — zu Czernowitz — als eines Vorpostens deutscher Bildung im Osten der Monarchie, gewann ich zuerst die Krone und dann das Parlament. Nur gegen die Auflösung der alten Hochschule zu Prag in eine deutsche und eine tschechische Universität widersetzte ich mich, solange ich Minister blieb, mit ganzer Kraft, erfüllt von der allzu gerechtfertigten Besorgnis, daß dadurch eine Pflanzschule nationaler Eiferer geschaffen und in unvermeidlicher Folge der österreichische Staat selbst in seinen historischen Grundfesten erschüttert werde. Als Unterrichtsminister förderte ich nach Kräften und in voller Unparteilichkeit die Entwicklung aller Nationalitäten im Staate, ihrer Sprache und Kultur mit gleicher Liebe, aber ich verdammte jeden Schritt, der das Band lockern und endlich auflösen mußte, welches allein nach meiner innigsten Ueberzeugung die vielsprachigen Volksstämme des Reiches zu einem blühenden Staatswesen unter Habsburgs Zepter dauernd vereinen konnte.

Die Volksschule blieb der Schauplatz nie ruhenden Streites, doch ward ihr Bestand und ihre Ausgestaltung auf der gewonnenen gesetzlichen Grundlage gesichert und dem Leben des Volkes in Stadt und Land näher gebracht. Unbesonnene Uebergriffe der Lehrer gaben den Gegnern des Reichs-Volksschulgesetzes stets neuen Stoff zu Klagen und Beschwerden, und diese, vermittelt durch angesehene Vertreter der Kirche, fanden bisweilen an höchster Stelle geneigtes Gehör.

An der Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf der durch die Aufhebung des Konkordates geschaffenen neuen Grundlage wurde mit allen Kräften gearbeitet. Unter steten Kämpfen nicht bloß mit den Vertretern kirchlicher Uebermacht, sondern auch mit der eignen Partei kam die weitere Ausgestaltung der interkonfessionellen Gesetzgebung, leider nur bruchstückweise, zu stande. Der Kulturkampf in Deutschland, der übrigens dort ein frühes Ende nahm, ließ die österreichischen Liberalen nicht ruhen, und während wir ihre Ansprüche nimmer zu befriedigen vermochten, begegnete die Krone den Anträgen des Ministers mit immer wachsendem Mißtrauen. Demungeachtet gelang manch entscheidender Schritt nach vorwärts und wäre im liberalen Interesse noch mehr erreicht worden, wenn nicht unsre eigne Partei, wie im Klostergesetze, dessen Zustandekommen sie durch unerfüllbare Wünsche verhinderte, das angestrebte Gute wohl für Generationen hinaus abgelehnt hätte.

Es waren oft harte Kämpfe, welche ich mit dem gnädigsten Monarchen in mündlicher Erörterung meiner Entwürfe durchzumachen hatte, und konnte ich mir auch durch die hartnäckige Vertretung meiner Ueberzeugung nicht die höchste

Gnade und Zufriedenheit erwerben: es gelang mir doch nicht selten, meiner bescheidenen Ansicht Geltung zu verschaffen. Freilich durfte ich mich dabei nicht an mein Portefeuille klammern und mußte stets bereit sein, dasselbe in die Hände dessen zurückzulegen, der es mir Unwürdigem anvertraut hatte.

Das Jahr 1879 sah das Ende des Ministeriums Auersperg, das in der eignen Partei immer mehr an Halt verloren hatte und schließlich durch diese infolge zweckloser Bekämpfung des Berliner Vertrages und der militärischen Besetzung Bosniens und der Herzegowina zu Fall gebracht wurde.

Der Versuch, aus der Verfassungspartei ein neues Ministerium zu bilden, dem ich wieder als Minister für Kultus und Unterricht angehören sollte, mißlang durch die geheimen Intriguen und den offenen Widerstand des mißgünstigen Dr. Herbst, und so ward nach Ausscheiden Fürst Adolf Auerspergs und des Sprechministers Joseph Unger, der seine Aufgabe noch zum Schlusse in einer glänzenden Rede für den Berliner Vertrag gelöst hatte, mir als Senior der übrigen Minister die Aufgabe, als Vorsitzender im Kabinette die Regierung bis nach den bevorstehenden Reichsratswahlen fortzuführen. Bei diesen unterlag auch ich in meinem alten Wahlbezirke Leibnitz und erhielt sodann ein Notmandat in der Bukowina ohne mein Zuthun.

Graf Taaffe wurde mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut, nachdem ich mit Allerhöchstem Handschreiben vom 12. August 1879 vom Vorsitze im Ministerrate enthoben und mir von Seiner Majestät „für die auch in dieser Funktion in hervorragender Weise wieder bethätigte patriotische Hingebung und opferwillige Ergebenheit die wärmste dankende Anerkennung ausgesprochen" worden war. Zugleich wurde ich zum Justizminister ernannt und mir die Leitung des Ministeriums für Kultus und Unterricht übertragen.

Das Verhältnis des Ministeriums Taaffe zur Verfassungspartei gestaltete sich immer mißlicher und trostloser. Jeder Schritt zur Versöhnung der widerstrebenden Elemente, die sich bisher dem Reichsrate ferngehalten hatten, und der Plan, sie in demselben festzuhalten, wurde von der bisherigen Majorität als Eingriff in ihre Domäne abgelehnt und in gehässigster Weise verdammt. Meine Versuche, die deutsche Linke zu einer unterstützenden oder doch mindestens abwartenden Haltung dem Ministerium gegenüber zu bewegen, blieben erfolglos. Während Taaffe sich bereit erklärte, mit der deutsch-liberalen Linken zu gehen, wenn sie nur seine Versöhnungsversuche nicht schon vorneweg ablehnte, wurde die Opposition jener immer heftiger; ich wurde von Herbst geradezu als Abtrünniger erklärt, aus der Partei, die sich zu ihrem Unglücke seiner Führung widerstandslos überließ, förmlich ausgeschlossen und in ihren Klub nicht mehr zugelassen.

Die gemeinsam mit Taaffe erlassenen Sprachenverordnungen, denen ich nach vielfacher Abschwächung und mit Wahrung des Deutschen als innerer Amtssprache endlich zustimmte, gossen Oel ins Feuer, ohne die Ansprüche der Tschechen zu befriedigen. Die Ablehnung des Dispositionsfonds bei der Budgetberatung durch das Abgeordnetenhaus, in dem die deutsche Linke vorübergehend die Majorität

erlangt hatte, drängte die Regierung immer weiter nach rechts. Mit Allerhöchstem Handschreiben vom 16. Februar 1880 ward ich von der Leitung des Ministeriums für Kultus und Unterricht enthoben und an meine Stelle der farblose und schwachmütige Konrad v. Eibesfeld ernannt worden. Mir wurde von Seiner Majestät „für die bewährte patriotische Hingebung" die volle Anerkennung ausgesprochen.

Meine Stellung im Ministerium wie im Abgeordnetenhause gestaltete sich immer mißlicher. Das gleiche Schicksal teilten mit mir der grundehrliche und energische Baron Korb-Weidenheim als Handelsminister und mein treuer Freund und Gesinnungsgenosse, der treffliche Landesverteidigungsminister Julius v. Horst. Unsre wiederholten dringenden Bitten um Enthebung von den Ministerposten blieben lange erfolglos. Erst als ein schwerer Gichtanfall mich fast arbeitsunfähig machte und ich mir einen Urlaub bis zur Erledigung des letzten Demissionsgesuches erbat, erfolgte meine Enthebung mit Allerhöchstem Handschreiben vom 26. Juni 1880. Nachdem ich bereits im Jahre 1873 den Orden der Eisernen Krone I. Klasse erhalten hatte, ward mir nun in Anerkennung der „langjährigen, mit aufopfernder Pflichttreue geleisteten Dienste" das Großkreuz des Leopoldordens verliehen, und mit Allerhöchstem Handschreiben vom 29. Juni dieses Jahres wurde ich zum zweiten Präsidenten des Obersten Gerichts- und Kassationshofes ernannt.

So war denn die Last einer verantwortungsvollen und im letzten Jahre fast widerwillig geführten politischen Thätigkeit von meinen Schultern genommen und das Schiffchen meines Lebens nach stürmischer Fahrt in den stillen Hafen des Richterberufes wieder eingelaufen, den es vor mehr als zehn Jahren verlassen hatte.

Humanität am Krankenbette.

Von

Professor Dr. med. Hermann Eichhorst in Zürich.

Jedem Menschen ist das Gefühl angeboren, seinem kranken Mitmenschen gegenüber tiefstes Mitleid zu empfinden und sich zu bemühen, ihm auch dann, wenn er uns vollkommen fern stand oder selbst gänzlich unbekannt war, seine unglückliche und bedauernswerte Lage nach Möglichkeit zu erleichtern. Für jeden gesitteten Menschen ist der Kranke ein Gegenstand, welchem man auch unaufgefordert gerne Hilfe anbietet, und es läßt sich wohl kaum ein Empfinden denken, welches größere Genugthuung und reinere Befriedigung gewährt als das Bewußtsein, einem Leidenden mit Erfolg beigesprungen zu sein.

Es ist nicht unbegreiflich, daß manche Kranke durch ein entstelltes Aussehen

bei einem Nichtarzt in erster Linie Entsetzen und Grauen hervorrufen, aber selbst unter solchen Umständen läßt sich nicht für die Dauer das Gefühl tiefsten Mitempfindens zurückdrängen. Jeder Kranke ist gewissermaßen von vornherein eine durch das Schicksal geweihte Person. Von demjenigen, welchem das Mitgefühl für Kranke abhanden gekommen ist, nimmt man nicht mit Unrecht an, daß er an Gesittung tief unter uns steht.

Schon seit grauen Zeiten haben edle Männer und Frauen miteinander darum gewetteifert, dem Wohle von Kranken eingehende Fürsorge zu widmen, und glücklicherweise lassen sich bis jetzt keine Zeiträume nennen, während welcher das Interesse an der Pflege von Kranken eine Verminderung erfahren gehabt hätte.

Wenn man die Absicht hat, von der Humanität am Krankenbette zu sprechen, so kommt dabei — das kann ja nicht dem geringsten Zweifel unterliegen — der Person des Arztes eine große Bedeutung zu; allein der Ausdruck Humanität am Krankenbette umfaßt denn doch noch eine so große Fülle andrer Dinge, daß es kaum möglich ist, mit wünschenswerter Sorgfalt auf alle Punkte einzugehen.

Für einen Arzt kann es keine größere Ehre geben, als daß man ihm nachsagt, daß er nicht nur seine Kenntnisse am Krankenbette in gewissenhafter und sorgfältiger Weise zum Wohle des Kranken zu verwerten sucht, sondern daß er sich auch als ein humaner Arzt erweist. Humane Anschauungen und Eigenschaften lassen sich kaum ablernen und anerziehen, und daher hat man mit vollem Rechte hervorgehoben, daß nur derjenige Aussicht biete, ein guter Arzt zu werden, der von jeher ein guter Mensch gewesen sei. Scharfer Verstand, klare Sinne, Tadellosigkeit des Charakters, Herzensgüte, Schaffensfreudigkeit und Aufopferung für andre — das sind vor allem Eigenschaften, die von einem humanen Arzte gefordert werden müssen. Den schweren Anforderungen an den ärztlichen Beruf wird derjenige am ehesten und vollkommensten nachkommen, der in der Heilkunde nicht ein Handwerk erblickt, das ihm den Lebensunterhalt abwirft, sondern eine heilige Kunst, deren Ausübung dem Künstler die höchste Befriedigung schafft und dem Gegenstande der Kunst das höchste Gut, die Gesundheit, erhält.

Es würde ganz und gar unrichtig sein, wenn man nur denjenigen Arzt als human gelten lassen wollte, der sich unter den allerverschiedensten Umständen am Krankenbette in immer gleicher Weise mild und nachgiebig gegen seine Kranken erweist. Strenge und Humanität schließen sich in keiner Weise aus, und es giebt Kranke, welchen gegenüber ein bestimmtes, festes und fast rücksichtsloses Auftreten von weit größerem Nutzen ist als zu weit getriebene Nachgiebigkeit und Geduld. Man erinnere sich daran, daß bei einer großen Zahl von Nervenkrankheiten, wie sie gerade in der Gegenwart so zahlreich anzutreffen sind, die Hauptwurzel des Uebels in einer krankhaften Schwäche des Willens zu suchen ist, die sich weit sicherer und leichter durch ein geistiges Aufrütteln und kräftigen Zuspruch als durch Arzneien beseitigen läßt. Wahrhaft human wird nur derjenige Arzt erscheinen, der sich den wechselnden Verhältnissen seiner

Kranken anzupassen vermag und, mag er ihnen ernst oder mild gegenübertreten, stets den Eindruck hervorruft, daß die Triebfeder für all sein Denken und Handeln nur das einzige Verlangen ist, das Wohl des Leidenden möglichst zu fördern. Der Kranke soll in dem Arzte nicht einen Helfer erblicken, den man mit klingender Münze ablohnt, wenn man seiner nicht mehr bedarf, sondern einen wohlwollenden Freund, der auch in guten Tagen auf das Wohlergehen seines Schützlings bedacht ist.

Je länger und je häufiger ein Arzt Gelegenheit gehabt hat, nicht nur das körperliche Befinden seines Schutzbefohlenen, sondern auch dessen geistigen Zustand zu beobachten und zu verfolgen, um so leichter und vollkommener wird er auch seiner Aufgabe in jeder Beziehung gerecht werden. Darin liegt die große Bedeutung und der nicht zu unterschätzende Vorteil des Hausarztes. Es ist sehr zu beklagen, daß die moderne Zeit den Hausarzt vielfach nur dem Namen nach kennt, und daß mit erschreckender Schnelligkeit immer mehr solche Häuser an Zahl abnehmen, in welchen immer der gleiche Arzt nicht nur für das leibliche Gedeihen der Familie zu sorgen hat, sondern auch bei vielen Lebensfragen, bei welchen der Gesundheitszustand in Berücksichtigung fällt, als treuer und zuverlässiger Freund und Vertrauter gern zu Rate gezogen wird. Heutzutage wechseln viele mit derselben Leichtigkeit und Gleichgültigkeit ihren Arzt, mit der etwa Laune, Mode oder Unbequemlichkeit Veranlassung dazu abgeben, ein Kleidungsstück oder eine Wohnung zu ändern, und nur wenige gelangen zur klaren Einsicht darüber, welch eines großen Vorteils sie sich dadurch begeben, daß sie auf einen bleibenden Hausarzt verzichten. Wenn keine andern Bande zwischen Arzt und Kranken bestehen als diejenigen eines bezahlten Helfers in der Not, dann darf es wahrlich nicht wundernehmen, wenn der Leidende bei seinem Arzte ein tieferes Interesse an seinem Wohlergehen vermißt und die Klage hören läßt, seinem Arzte mangle es an der wohlthuenden Humanität.

Nicht selten wird dem Arzte vom Kranken selbst oder von dessen Angehörigen die Frage vorgelegt, welcher Natur das Leiden sei, ob das Leben gefährdet und binnen welchen Zeitraumes das Lebensende zu erwarten sei. Ist es mit der Humanität verträglich, auf diese Fragen wahrheitsgetreue Antwort zu geben? Die Sache gestaltet sich nicht so einfach und läßt sich durchaus nicht mit einem kurzen Ja oder Nein erledigen. So viel wenigstens ist sicher, daß es Umstände giebt, in welchen der Arzt geradezu verpflichtet ist, dem Kranken selbst oder seiner Umgebung den wahren Sachverhalt, wenn auch in der schonendsten Form mitzuteilen. Man erinnere sich an Kaufleute, bei denen der zugemessene Rest des Lebens noch ausreicht, verworrene Geschäfte abzuwickeln und dadurch die hinterbleibende Familie sicherzustellen und vor Nahrungssorgen zu bewahren. In andern Fällen veranlaßt vielleicht ein offenes Geständnis des Arztes, daß sich der Kranke zu raschen testamentarischen Bestimmungen veranlaßt sieht, welche für die Zukunft der Angehörigen von weitreichender Bedeutung sind, und die der Kranke trotz längeren Drängens seitens seiner Umgebung bisher immer und immer wieder hinauszuschieben versuchte. Aus den beiden gewählten Beispielen

ersieht man zugleich mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß sich die Beziehungen zwischen Arzt und Kranken nebst seiner Familie nicht nur auf ärztliche Untersuchung und Verordnung beschränken, sondern daß sich dem Arzte häufig die Gelegenheit aufdrängt, in die allergeheimsten Verhältnisse eines Hausstandes Einblick zu gewinnen und auf dieselben einen entscheidenden Einfluß auszuüben.

Mitunter liegt für den Arzt der Grund, mit der vollen Wahrheit herauszurücken, darin, daß noch ein geliebter Angehöriger aus der Ferne herbeigerufen werden soll, welchen der Kranke vor seinem Ableben noch zu sehen und zu sprechen wünscht. Auch religiöse Rücksichten können den Arzt zur vollsten Offenheit zwingen. Bei Katholiken wenigstens würde es dem Arzt schwer verdacht werden, wenn er den Kranken und dessen Umgebung über die Nähe des Todes im ungewissen gelassen hätte, so daß die Gelegenheit versäumt wird, den Kranken mit den durch die Religion vorgeschriebenen Sterbesakramenten zu versehen.

In manchen Fällen liegen die Verhältnisse so, daß ein Kranker durch einen chirurgischen Eingriff geheilt oder wenigstens doch noch für längere Zeit erhalten werden könnte, daß er sich aber zu einer Einwilligung zu einem solchen nicht zu entschließen vermag, weil ihm Natur und Schwere seines Leidens nicht klar sind. Wohl niemand wird es unter solchen Umständen für inhuman halten, wenn sich der Arzt zur Enthüllung der Wahrheit entschließt und dadurch den Kranken bewegt, sich dem Chirurgen anzuvertrauen.

Es giebt Kranke, welche ihren Arzt nur aus dem Grunde um Offenheit bitten, weil sie von ihm mit Sicherheit eine beruhigende Antwort erwarten, welche ihnen in ihrem Leiden einen gewissen Trost gewähren soll. Stehen die Dinge mit dem Kranken günstig, so liegt selbstverständlich kein Grund vor, ihm seine Bitte nicht zu gewähren. Was aber thun, wenn entgegen der gehegten Erwartung die Antwort ungünstig lauten müßte? Treffen die im vorausgehenden hervorgehobenen Bedingungen nicht zu, dann würde es fraglos gegen alle Humanität verstoßen, wenn man mit der auch noch so sehr verschleierten Wahrheit hervortreten wollte. Die Zahl solcher Kranken, die auch für längere Zeit dem herannahenden Tode mit Festigkeit und Gleichmut entgegenzublicken im stande sind, ist denn doch nur sehr sparsam gesät. Jeder Arzt kann des Dankes der Familie sicher sein, wenn es ihm namentlich bei einem langwierigen Leiden, dessen unglücklicher Ausgang schon lange Zeit mit Sicherheit vorausgesagt werden kann, doch gelingt, den Kranken immer bei frohem Mute zu erhalten und in ihm bis zum letzten Augenblicke die Hoffnung zu beleben, daß Genesung zu erwarten stehe.

Als unerlaubt und inhuman muß es bezeichnet werden, wenn sich ein Arzt dazu verleiten läßt, an Fernstehende über seine Kranken Berichte abzustatten. Meist gestaltet sich der weitere Hergang so, daß dem Kranken diese Gerüchte doch zu Ohren kommen, häufig aus Absicht oder Mißverständnis entstellt und gewöhnlich zu Ungunsten des Kranken lautend. Besonnene Schweigsamkeit gehört mit zu den Haupttugenden eines humanen Arztes.

Wer die Verordnungen eines in der Neuzeit geschulten Arztes mit jenen

vergleicht, wie sie ältere Aerzte zu treffen pflegten, der wird darin überraschende Veränderungen finden, Veränderungen, welche ebenfalls einer größeren Humanität Rechnung tragen. Der moderne Arzt ist mehr und mehr dem Gedanken fremd geworden, daß seine Hauptaufgabe in dem Verschreiben und Einnehmenlassen von Arzneien bestehe, und daß sein innigster und sicherster Bundesgenosse der Apotheker sei. Zunächst der Natur, auch wenn sie krankhafte Pfade betreten hat, ihren ungestörten Gang lassen und nur dann eingreifen, wenn Gefahren auftauchen, das ist der Grundsatz, dem der Arzt der Gegenwart zu folgen pflegt. Nun ist es zwar richtig, daß zum Zuwarten an sich kein Arzt notwendig ist, allein jederzeit zu wissen, ob ein Eingriff erforderlich ist oder nicht, das ist nur demjenigen möglich, der die Erscheinungen am kranken Körper aufs genaueste betrachtet und verfolgt hat. Wer sich zu dem Schlusse verleiten lassen wollte, daß das Beschreiben von Medizin heutzutage leichter geworden sei, weil der moderne Arzt seltener Medizinen zu verordnen pflege, der würde einem sehr groben Irrtum verfallen sein. Im Gegenteil hat sich das Studium der Heilkunde weit schwieriger als früher dadurch gestaltet, daß es bedeutend größere Anforderungen an den Arzt stellt, sein Handeln ganz genau dem Einzelfalle anzupassen. Daher hat Bücherweisheit im ärztlichen Leben einen nur geringen Wert, während scharfe Beobachtung und reiche Erfahrung am Krankenbette die größten Erfolge erreichen.

Je weniger man heutzutage von Arzneien Gebrauch zu machen pflegt, um so mehr hat sich die Aufmerksamkeit der *Krankenpflege* zugewendet.

Auch heute noch besteht in vielen Familien das nicht gerechtfertigte Vorurteil, daß ein Kranker nur von seinen Angehörigen gepflegt werden müsse, und man fühlt es fast wie eine Art von Pflichtvergessenheit, wenn man sich diesem vermeintlichen Gebote entziehen wollte. Dem Kranken, namentlich einem Schwerkranken ist mit dieser Auffassung sehr schlecht gedient. Zuneigung und verwandtschaftliches Mitgefühl allein reichen noch lange nicht aus, um einem Kranken in wirklich erleichternder Weise und mit Erfolg beizuspringen. Zieht sich gar die Krankheit über längere Zeit hin und sind namentlich häufige Nachtwachen notwendig geworden, dann schlägt sehr bald der anfängliche freudige Opfermut in tiefe Verzagtheit um, und schließlich muß dennoch, trotz allen Zauderns und Sträubens, der Wunsch nach einer *geschulten Krankenpflege* ausgesprochen werden. Man sollte es zum allgemeinen Grundsatz erheben, bei jeder ernsteren Erkrankung zuerst einen zuverlässigen Arzt und fast gleichzeitig eine gute Krankenpflegerin herbeizurufen.

Es ist sehr zu begrüßen, daß heutzutage der Beruf als Krankenpflegerin auch in gebildeten Kreisen als ein ehrenvoller und gesuchter angesehen wird, wodurch nicht nur die Zahl der Krankenpflegerinnen an sich zugenommen hat, sondern auch diesem achtungsgebietenden Stande Menschen mit festem und ehrenhaftem Charakter und mit scharfer Beobachtungsgabe zugeführt worden sind. Um als gute und zuverlässige Krankenpflegerin gelten zu können, bedarf es einer sehr langen Erziehung und Erfahrung am Krankenbett, und mit einigen wenigen

Wochen Krankendienst ist es dabei ganz und gar nicht abgemacht. Eine erprobte Krankenpflegerin ist auch für den Arzt eine außerordentlich wertvolle Hilfe, denn da der Arzt nicht immer bei dem Kranken zugegen sein kann, so ist er in seinem Urteil und in seinen Anordnungen auf diejenigen angewiesen, die den Kranken ständig umgeben.

Für die ärmere Bevölkerung ist es von großem Werte, daß sich in geordneten Gemeinden öffentliche Krankenpflegerinnen finden, welche von der Gemeinde angestellt und besoldet werden und die Aufgabe haben, armen Kranken beizustehen.

Auch sonst gutmütige und rücksichtsvolle Menschen vergessen nicht selten, daß Krankenpflegerinnen keine Uebermenschen sind und auch nur über ein gewisses Maß von Kräften verfügen. Hat eine Pflegerin während der Nacht gewacht, so bedarf sie am Tage einige Stunden Schlafes, aber auch dann wird es ihr unmöglich, eine Reihe von Nächten hintereinander zu wachen, da dergleichen niemandes Kräfte aushalten. Unter solchen Umständen bleibt nichts andres übrig, als zwei Pflegerinnen anzunehmen, die sich einander regelmäßig im Tag- und Nachtdienst ablösen.

Große Aufmerksamkeit hat man in jüngster Zeit darauf verwendet, für den Kranken alltägliche Gebrauchsgegenstände herzustellen, welche dazu bestimmt sind, ihm ein Verweilen im Bette oder im Krankenzimmer möglichst bequem zu machen. So hat man für gelähmte Kranke Hebevorrichtungen gebaut, durch welche sie für längere Zeit ohne Beschwerden emporgehoben werden können, so daß man den in der Schwebe befindlichen Körper zu reinigen und abzureiben und die Betten je nach Bedarf zu ordnen oder zu wechseln vermag. Es giebt eine ganze Reihe von Bettarten, die für ganz bestimmte Krankheiten in Gebrauch gezogen werden. Ganz das Gleiche gilt von den Badewannen. So kann es bei Menschen, welche sich infolge eines langen Krankenlagers in ausgedehnter Weise durchgelegen oder eine umfangreiche Verbrennung der Haut zugezogen haben, von lebensrettender Bedeutung sein, daß sie sich ohne Unterbrechung tagelang im warmen Bade aufhalten, und man hat es so weit gebracht, durch Herstellung zweckmäßiger Badewannen dem Kranken das lange Verweilen im Bade zu einem durchaus erträglichen, selbst angenehmen zu machen. Die Zahl der Beispiele läßt sich mit Leichtigkeit vermehren.

Auch auf die Krankenkost oder Krankenküche wird heutzutage mit Recht eine Sorgfalt verwendet, welche den älteren Aerzten unbekannt war und ihnen vielleicht übertrieben vorkäme. Wohl schon manche vortreffliche Hausfrau ist durch die Küchenkenntnis ihres Arztes in Erstaunen gesetzt worden. Ein tüchtiger Arzt wird immer neue Geheimnisse und Abwechslungen der Kochkunst hervorzuholen wissen und sich dabei nicht nur als Theoretiker, sondern auch als Praktiker bewähren. Es ist hier wohl der Ort, daran zu erinnern, daß nicht nur heiratslustige junge Mädchen, sondern auch angehende Aerzte Kochkurse zu nehmen haben, um späterhin allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Zu der Humanität am Krankenbette gehört die weitgehende Fürsorge für

arme Kranke, an welcher außer dem Staate eine mehr und mehr zunehmende Privatwohlthätigkeit regen Anteil nimmt, ein Vorgang, der nur sehr schlecht zu dem oft zu vernehmenden Vorwurfe der ärmeren Volksklassen stimmt, daß der Reiche sich nicht um das Geschick der Armen kümmere. Ein geordnetes Krankenkassenwesen enthebt den Armen bei eintretender Krankheit der Sorge um ein Unterkommen für sich und der Erhaltung seiner Familie. Staaten und Städte wetteifern miteinander, Krankenhäuser mit aller nur erdenklichen Vollkommenheit zu errichten, die meist ausschließlich oder doch jedenfalls immer in erster Linie zur Aufnahme des Armen bestimmt sind. Leiter dieser Krankenhäuser sind durchgehends Aerzte, die durch Erfahrung und Wissen einen bekannten Namen zu haben pflegen, und um deren Rat sich der Begüterte für Geld bewirbt. Man sieht, daß in jeder Beziehung gerade das Beste gut genug ist, um die Leiden eines armen Kranken zu beseitigen oder doch zu lindern.

Wie viele musterhafte Krankenhäuser sind in jüngster Zeit entstanden, deren Bau nur durch Privatwohlthätigkeit ermöglicht wurde. Ein entschiedener Mangel besteht vielerorts noch an Erholungshäusern für Genesende und an Asylen für Unheilbare und Alterskranke, aber bei der großen werkthätigen Hilfsbereitschaft, durch welche sich die Gegenwart auszeichnet, ist kaum daran zu zweifeln, daß sich auch hierin ein baldiger Wandel vollziehen wird.

Ein armer Kranker ist in einem geordneten Krankenhause meist viel besser aufgehoben als ein Reicher, der sich in seinem eignen Hause verpflegen läßt. Jenem stehen erprobte und erfahrene Krankenpfleger ständig zur Seite. Der Hilfsarzt, der im Krankenhause wohnt, ist jederzeit zur Stelle, wenn etwas Unvorherzusehendes sich ereignet hat. Der leitende Arzt sieht und untersucht den Kranken mindestens einmal am Tage selbst und erscheint auch öfter, wenn Gefahren sich bemerkbar gemacht haben. Bäder, die man in vielen Privathäusern nur schwierig und unvollkommen geben kann, machen in einem Krankenhause nicht die mindeste Unbequemlichkeit und ähnliches mehr.

Auch in den wohlhabenden Kreisen der Bevölkerung sollte immer mehr und mehr der Gedanke Platz greifen, daß schwere Erkrankungen am zweckmäßigsten in Krankenhäusern durchgemacht werden. Gewissenhafte Chirurgen werden heutzutage manche Operationen überhaupt nicht mehr übernehmen, wenn sich nicht der Kranke zur Aufnahme in ein Krankenhaus verstehen will, in welchem allein eine Verhütung von Wundkrankheiten möglich ist. Aber namentlich auch begüterte Kranke mit ansteckenden inneren Krankheiten, sogenannten Infektionskrankheiten, sollten sich in Krankenhäuser sofort aufnehmen lassen, einmal um eine Ansteckung der Umgebung zu vermeiden und außerdem, um möglichst von Anfang an unter die günstigsten äußeren Verhältnisse versetzt zu werden. Freilich würden hierfür die öffentlichen staatlichen und Gemeindekrankenhäuser nicht ausreichen, da sie in der Regel nur über eine beschränkte Zahl von Privatzimmern verfügen, und in Privatkrankenhäusern pflegen Infektionskrankheiten wegen Vermeidung weiterer Ansteckung nicht aufgenommen zu werden; aber es giebt hier zwei Auswege, indem man einmal in öffentlichen Krankenanstalten auf eine

Vermehrung der Privatzimmer Bedacht nimmt und außerdem Privatanstalten baut, die nur für die Aufnahme von ansteckenden Kranken bestimmt sind, und in denen der Kranke sich von demjenigen Arzte behandeln lassen darf, dem er sein Vertrauen geschenkt hat.

Man hat unsrer Zeit nicht ohne Grund den Vorwurf des Ueberhasteten, des Ueberarbeitens, des Nichtzeithabens gemacht, aber ein schweres Unrecht würde es sein, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß dabei auch alle edleren Empfindungen und Interessen untergegangen sind; gerade auf dem Gebiete der Fürsorge für Kranke tritt uns mit weitleuchtender und unauslöschbarer Schrift entgegen das schöne Wort:

Humanität.

Englands Unbeliebtheit.

Von

Lord Newton.

In den letzten Jahren ist es selbst den gedankenlosesten Engländern in wachsendem Maße deutlich geworden, daß ihr Land bei der Mehrzahl der zivilisierten Nationen nicht beliebt ist, und es sind viele Theorien und Beobachtungen vorgebracht worden, um diesen unbefriedigenden Zustand zu erklären. Die unangenehme Entdeckung, daß wir allem Anschein nach keine Freunde haben, ist von uns wohl zum ersten Male bei Gelegenheit des verbrecherischen sogenannten „Raids" des Dr. Jameson gemacht worden, einer Episode, von der man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie England mehr geschadet hat als irgend ein andres Ereignis des neunzehnten Jahrhunderts. Bis dahin hatten wir, was Europa betrifft, Rußland und Frankreich für ein wenig feindselig gegen uns gehalten, von den andern europäischen Mächten dagegen angenommen, daß sie uns freundlich gesinnt seien. Was für ein Schlag war es da für unsre nationale Selbstgefälligkeit, als wir fanden, daß die Gefühle, mit denen wir von Deutschland betrachtet wurden, anscheinend sogar noch erbitterter waren als die, welche die beiden erwähnten Mächte gegen uns hegten! Nachdem die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich in höchst ungerechtfertigter Weise bemüht hatten, wegen Venezuela Streit mit uns anzufangen, und die andern europäischen Nationen ihre Meinung von uns schonungslos ausgesprochen hatten, brachte der Deutsche Kaiser die Dinge auf den Höhepunkt durch ein Telegramm, das allgemeine Entrüstung in England hervorrief und eine sehr gefährliche politische

Situation schuf. Indessen ging die Gefahr, obwohl die Krisis akut war, glücklich vorüber, und es traten wieder bessere Beziehungen ein, aber der Effekt blieb, und spätere Ereignisse haben gezeigt, daß man die Zukunft nicht ohne Unruhe betrachten kann.

Die wichtigsten internationalen Ereignisse, die — soweit sie England angehen — seit dem „Raid" Jamesons stattgefunden haben, sind die Besetzung von Port Arthur durch Rußland, der Zwischenfall von Faschoda und der Transvaalkrieg.

Der spanisch-amerikanische Krieg lieferte uns eine günstige Gelegenheit, uns für alle Fälle einen Freund in der Welt zu verschaffen, und sie ward begierig ergriffen. Die Motive, welche die Vereinigten Staaten zum Angriff auf Spanien veranlaßten, können vom Standpunkt der Moral nur schwer in Schutz genommen werden, aber trotzdem schlossen wir uns ihrer Sache mit der größten Begeisterung an. Wir warfen uns sozusagen den Amerikanern in die Arme und baten sie, uns an ihren Busen zu nehmen; aber abgesehen von diesen überschwenglichen Ausbrüchen unsrer Liebe leisteten wir ihnen ansehnliche moralische Beihilfe. Die Zeit wird lehren, ob diese Schuld jemals zurückbezahlt werden wird.

Die Besetzung von Port Arthur durch Rußland wurde durch deutsche Einwirkung in Kiautschou zu stande gebracht; aber sie diente dazu, die unaufhörliche Wachsamkeit zu illustrieren, mit der Rußland seine traditionelle Politik gegen England sowohl im nahen wie im fernen Osten verfolgt.

Der Zwischenfall von Faschoda, der mit einem so großen Erfolg für die britische Diplomatie endigte, lieferte ein schlagendes Beispiel für unsre Beziehungen zu Frankreich. Obwohl die französische Regierung lange zuvor in Kenntnis gesetzt worden war, daß jedes Dazwischentreten von ihrer Seite im Nilthal als ein „unfriendly act" betrachtet werden würde, sandte sie absichtlich eine Expedition aus, die in Verbindung mit einer russischen Expedition von Abessinien aus vorgehen sollte, zu dem Zweck, das britische Vordringen im Sudan zu verhindern. Jedermann weiß, was geschah, aber trotz der lächerlichen Natur der französischen Ansprüche wurde die zwischen den beiden Ländern entstehende Situation äußerst kritisch, und es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß es nur die überlegene Stärke der britischen Flotte war, die die Erhaltung des Friedens bewirkte.

In Bezug auf die andern europäischen Mächte ereignete sich kein Zwischenfall.

Ich gehe nun zu dem Transvaalkrieg über,[1]) und was sehen wir hier wiederum? Wieder sehen wir ganz Europa gegen uns eingenommen, mit der zweifelhaften Ausnahme von Italien und einigen kleinen Staaten, wie Griechenland, Norwegen und Dänemark. Und warum? Es ist keine Uebertreibung, zu

---

[1]) Der politische Standpunkt der „Deutschen Revue" in der Transvaalfrage ist in den Abhandlungen von Theodor Mommsen früher eingehend behandelt worden.

Die Redaktion.

sagen, daß kein Krieg jemals vorsätzlicher einem Lande aufgezwungen worden ist, und daß keine Nation jemals mit größerem Widerstreben einen Krieg begonnen hat als England in diesem Falle. Was hatten wir dabei zu gewinnen? Welchen Vorteil wird Transvaal und der Oranje-Freistaat für uns haben? Der Krieg, der noch nicht einmal zu Ende ist, hat bereits ein Jahr gedauert; er hat viele wertvolle Menschenleben gekostet; er hat unsre militärische Unzulänglichkeit enthüllt; er wird eine riesige Summe Geld kosten. Er ist in Wirklichkeit eine verhaßte Notwendigkeit, veranlaßt durch die beschränkte Halsstarrigkeit des Präsidenten Krüger und seiner Umgebung und durch ihren Vorsatz, nicht nur britischen Unterthanen ihre Rechte zu verweigern, sondern auch das britische Uebergewicht in Südafrika zu vernichten. Den Krieg als durch reiche Kapitalisten veranlaßt hinzustellen, ist barer Unsinn, und wenn die Buren gewartet hätten, bis wir in neue internationale Verwicklungen geraten waren, so ist es klar, daß es mit der britischen Herrschaft in Südafrika aus gewesen wäre.

Es scheint indessen völlig unmöglich, die andern Völker der Welt zu überzeugen, daß dies der wahre Sachverhalt ist. Fast jedes Land scheint überzeugt zu sein, daß England den Krieg erzwungen hat, um von den Goldfeldern Besitz zu ergreifen. Die Buren sind unveränderlich als heroische Patrioten hingestellt worden, die sich gegen einen tyrannischen Unterdrücker wehren; jedes Unglück auf britischer Seite ist mit Freude begrüßt worden, und in kurzer Zeit wird es offenbar, daß wieder einmal die Sympathien der Welt gegen uns sind. Die Thatsache, daß, mit wenigen Ausnahmen, keine Nation sich dazu entschließen kann, die Hauptumstände des Falles unparteiisch ins Auge zu fassen, kann nur durch das Gefühl allgemeiner Abneigung erklärt werden, womit England betrachtet wird.

Es ist einigermaßen demütigend für uns, bekennen zu müssen, daß unser Land unbeliebt ist. Die tröstlichste Theorie ist die, daß England eine Art von Aristides unter den Nationen sei und daß seine Vollkommenheit böswilligen Neid und maßlose „Schadenfreude" einflöße. Eine solche Erklärung mag für die nationale Selbstachtung erfreulich sein, aber ich fürchte, daß wir etwas tiefer nachforschen müssen.

Warum sind zum Beispiel die Amerikaner so undankbar für unser wohlwollendes Entgegenkommen? Was haben wir den Oesterreichern, den Belgiern, den Holländern, den Portugiesen und so weiter gethan? Womit haben wir die Russen und die Franzosen beleidigt, und warum ist Deutschland so erbittert gegen uns? Warum in aller Welt? Das Verhalten Rußlands und Frankreichs ist leicht zu verstehen. Die Interessen Rußlands und Englands widerstreiten einander unglücklicherweise, obwohl es möglich sein sollte, zu einem befriedigenden Arrangement zu kommen, das jede Kollision verhindern würde. Die Franzosen, offenbar unfähig, irgend eine entschiedene Politik zu verfolgen außer der, blind im Schlepptau Rußlands zu fahren, haben es sich zur Richtschnur gemacht, seit der Besetzung Aegyptens unaufhörlich mit uns zu hadern, obwohl ihren Interessen viel besser gedient wäre, wenn sie sich entschließen würden, in freundlichen Be-

ziehungen mit uns zu leben. Somit macht es keine Schwierigkeit, die Haltung zu verstehen, die diese beiden Nationen fast unveränderlich gegen uns einnehmen. Viel unverständlicher ist das Verhalten andrer Länder. Italien ist uns allerdings verhältnismäßig freundlich gesinnt; Oesterreich folgt im allgemeinen der Führung Deutschlands, und die gegenwärtige unfreundliche Haltung Deutschlands gegen England kann als mehr oder weniger typisch für Europa angenommen werden.

Mir hat es immer den Eindruck gemacht, daß für die offenbar unbillige Abneigung, mit der England betrachtet wird, mehrere Ursachen vorhanden sind, von denen einige auf unsern eignen Fehlern beruhen, andre auf einem Mißverstehen unsrer Motive. Zu unsern Nationalfehlern können die Heuchelei und ein unausrottbarer Hang zur Einmischung in die Angelegenheiten andrer Leute gerechnet werden. Wenn wir eine Strafexpedition unternehmen oder uns zur Annexion irgend eines unzivilisierten Staates entschließen, sind wir gewohnt, die Sache so hinzustellen, als ob wir nur in Verfolgung irgend eines humanitären Zweckes so handelten, und dies widerstrebt dem gesunden Menschenverstande; aber schließlich machen es andre Leute geradeso, denn hat nicht Deutschland auf die Besetzung von Kiautschou gedrungen infolge der Ermordung eines Missionars? Russen und Franzosen legen die Hand auf Länder wie Tunis, Madagaskar, die Mandschurei und so weiter, und niemand scheint Einwendungen zu machen. Vielleicht indessen sind die englischen Moralitätsbeteuerungen lauter als die andrer Nationen und erregen daher mehr Anstoß.

Was den Vorwurf der Einmischung in andrer Leute Angelegenheiten betrifft, so muß ich bekennen, daß er viel Berechtigung hat. Es giebt keinen größeren Irrtum, als anzunehmen, daß die Franzosen die einzigen Leute sind, die sich in der Politik vom Gefühl leiten lassen; die Leute, die in Wirklichkeit vom Gefühl beeinflußt werden, sind die Engländer, und das Gefühl ergießt sich mit solcher Kraft, daß es die Regierung zwingt, oft in direktem Gegensatz zu den nationalen Interessen einzugreifen, wie zum Beispiel in dem Falle der bulgarischen und armenischen Massakres. Im letzteren Falle hat unser Dazwischentreten wahrscheinlich mehr geschadet als genutzt und nur unbegründetes Mißtrauen über unsre Ziele hervorgerufen. Dieselbe Bemerkung paßt auf unsre Einmischung in griechische und kretische Angelegenheiten zu verschiedenen Malen. Aber es giebt auch eine inoffizielle Einmischung in die Angelegenheiten andrer Leute, die schon an sich einen starken Widerwillen hervorruft. Was geht es zum Beispiel England an, ob Kapitän Dreyfus mit Recht verurteilt worden ist oder nicht? Was haben wir mit der Verfassung Finnlands zu schaffen? Niemand mischt sich in Englands innere Angelegenheiten, und unsre Einmischung in diejenigen andrer Leute erregt natürlich Unwillen, wiewohl die uns dabei bewegenden Motive ehrenwert sein können; und dies bringt mich auf die durch falsche Auffassungen verursachte Abneigung gegen England.

Der englischen Regierung wird gewöhnlich von ausländischen Kritikern vorgeworfen, daß sie eine ränkevolle und machiavellistische Politik unter dem

Deckmantel der Philanthropie betreibe. Wenn in China ein Massacre stattfindet, wenn ein Aufstand in Jemen vorkommt, wenn Unruhen in Macedonien oder eine Bewegung in Marokko entstehen, so wird regelmäßig versichert, daß dies das Werk englischer Agenten und daß alles ein Teil irgend eines großartigen Planes der englischen Regierung ist. Nichts kann lächerlicher sein. Ich trage kein Bedenken, zu sagen, daß, ausgenommen vielleicht in Aegypten, die britischen Staatsmänner keine festbestimmte ausländische Politik verfolgen und seit vielen Jahren verfolgt haben. Sie warten einfach den Lauf der Ereignisse ab; und wenn zum Beispiel die Russen ankündigen wollten, daß sie vorhaben, Konstantinopel zu besetzen, so würde diese Ankündigung unsre Regierung völlig unvorbereitet finden. Wir leben — um eine wohlbekannte englische Wendung zu gebrauchen — „von der Hand in den Mund“ und treffen keine Anstalten für die Zukunft. Der Transvaalkrieg ist ein schlagendes Beispiel hierfür; denn wenn er vorher geplant gewesen wäre, so ist es undenkbar, daß wir uns so unvorbereitet gezeigt hätten.

Wenn die auswärtigen Nationen dahin gebracht werden könnten, sich die Wahrheit dieses Thatbestandes vor Augen zu halten, würde viel Unfrieden verschwinden und bessere Beziehungen platzgreifen. Einstweilen kann zuversichtlich ausgesprochen werden, daß kein englischer Staatsmann und kein vernünftiger Engländer den Umfang eines bereits übergroßen Reiches zu erweitern wünscht, daß wir den Wunsch hegen, in friedlichen Beziehungen zu allen Nationen, besonders Deutschland, zu leben und daß wir nichts andres verlangen, als daß man uns ruhig Handel treiben und das, was bereits in unserm Besitze ist, festhalten läßt. Das ist gewiß nicht zu viel verlangt.

Wohin treiben wir mit dem Dogmatismus?

Von

H. Bassermann.

In einem früheren Aufsatze[1]) habe ich das Dogma gewertet als die der organisierten Kirche unentbehrliche Hülle, in der sie das in ihr lebendige religiöse Gefühl von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen hat. Darin liegt beides: die Anerkennung des Wertes der Dogmen und die Behauptung ihres nur relativen Wertes.

[1]) Maiheft S. 207 f.

Von ersterem Gesichtspunkt aus kann ich nicht einstimmen in die in manchen Kreisen beliebte Verwerfung aller Dogmen. Das hieße die Kirche, jede Kirche verwerfen, denn jede, auch die kleinste Sekte, hat ihr Dogma und muß es haben. Und hätte sie etwa nur festgesetzt: wir wollen kein Dogma unter uns haben, so wäre eben das ihr Dogma. Sie drückt darin das Eigentümliche *ihres* frommen Bewußtseins aus; das Bekenntnis, worin sie ihre wichtigsten Dogmen zusammenfaßt, ist ihr Symbol, ihr Erkennungszeichen, nach innen sowohl für ihre Glieder als auch nach außen für die Welt, in der sie lebt. Eine Kirche, die das preisgeben wollte, würde sich ins Unbestimmte verflüchtigen, würde den Zusammenhang mit ihrer historischen Vergangenheit aufgeben und würde dadurch auch die Kraft ihrer Weiterentwicklung in die Zukunft verlieren. Denn nur was fest in dem Boden der Vergangenheit wurzelt, hat Kraft, die Zukunft zu erobern.

Warum aber will man in so weiten Kreisen von Dogmen nichts mehr wissen? Weil sie dem Verstande widersprechen, unbeweisbar, widersinnig sind? Wer so redet, versteht nicht, was Dogma ist und wonach es beurteilt sein will. Der Maßstab, mit dem das Dogma zu messen ist, ist nicht der Verstand, sondern das Gefühl, das religiöse Gefühl. Je mehr von diesem in ihm zum Ausdruck kommt und je bezeichnender dieser Ausdruck ist, um so wertvoller und unentbehrlicher ist das Dogma. Das Paradoxe kann dabei nicht immer vermieden werden, ja mitunter ist es gerade die geeignetste Form für den religiösen Inhalt. Hat es doch mit diesem eine gewisse innere Verwandtschaft. Der Kern aller Religion, die Vereinigung des göttlichen und menschlichen, des unendlichen und endlichen Geistes ist selbst ein Unausdenkbares, ein Geheimnis, dessen Auflösung seine Vernichtung bedeuten würde. Von diesem Mysterium, das aller wirklichen Religion zu Grunde liegt, darf auch, wenn es in begriffliche Formen gefaßt wird, nichts preisgegeben werden. Man denke etwa an das Dogma von den zwei Naturen in der Person Jesu Christi: es zu denken wird stets unmöglich sein, aber was es aussagt, entspricht der frommen Empfindung, welche die Persönlichkeit Christi hervorruft. Von innen her also, von ihrem religiösen Inhalt her wollen die Dogmen verstanden sein, nicht von der begrifflichen Form her, in die dieser Inhalt sich kleidet. Ohne diese grundlegende Einsicht kann man dem Dogma schlechterdings keine Berechtigung einräumen.

Dabei ist ferner von vornherein zuzugeben, daß diese begriffliche Form dem Inhalte inadäquat ist, daß sie gar nicht wirklich auszudrücken vermag, was sie ausdrücken will und soll. Wir haben nun einmal für diesen Zweck nichts andres als unsre Vorstellungen und Begriffe, diese aber sind abgezogen von der Welt, die wir sehen, hören, tasten; wie sollten sie zum adäquaten Ausdruck bringen können, was eben außerhalb und über dieser Welt liegt? Wer sich das einmal klar macht, der wird über manchen Anstoß, den das Dogma bereitet, hinwegkommen. Sein Ausdruck ist *bildlich* und kann nicht anders sein, wie denn das Bild überhaupt die Sprache der Religion ist. Bezieht sich das Dogma auf einen historischen Vorgang — denn in geschichtlichen Religionen giebt es auch geschichtliche Dogmen —, so ist sein Ausdruck *mythologisch*, das heißt

der betreffende geschichtliche Satz soll nicht die geschichtliche Thatsache als solche zum Ausdruck bringen, sondern er soll eine Idee veranschaulichen und so das religiöse Gefühl ebenso darstellen wie anregen. Wer freilich dies bildliche, symbolische und mythologische Moment im Dogma nicht in Anschlag bringt, dem kann es nur zum Anstoß gereichen. Künstler verstehen in dieser Beziehung das Dogma oft viel besser als Theologen. Gebildete Laien aber müßten eigentlich dafür ein Verständnis gewinnen können; es ist ihrer nicht würdig, wenn sie dem Dogma vom Boden des Verstandes aus glauben Opposition machen zu können und zu sollen.

Oder sollte solche Opposition vielleicht daher rühren, daß das Dogma eben als Dogma auftritt, das heißt mit der Autorität der Kirchengemeinschaft dem einzelnen gegenüber geltend gemacht wird? Auch das liegt in seinem Wesen: nicht der einzelne schafft Dogmen, sondern stets die Gemeinschaft, und mit diesem ihrem Werk tritt sie an den einzelnen heran und ihm gegenüber. Es ist begreiflich, daß man in einer Zeit des schrankenlosen Individualismus sich demgegenüber ablehnend verhält, aber für recht und gut halte ich es nicht. Es muß doch gemeinsame Heiligtümer geben, Dinge, an die wir uns lediglich deshalb gebunden fühlen, weil wir nicht auf uns selbst allein stehen und nicht uns selbst allein, sondern einer Gemeinschaft, sei sie familiärer oder patriotischer oder kirchlicher Art, angehören. Die Autorität kann nun einmal aus unserm Leben nicht gestrichen werden, und deshalb auch nicht das Dogma. Auch auf andern Gebieten als dem kirchlichen giebt es Dogmen, und keines kommt ganz ohne sie aus. Sieht das auf nichtkirchlichem Gebiet schließlich jeder Vernünftige ein, so wird auch auf kirchlichem eine Möglichkeit gefunden werden können, uns unbeschadet unsrer geistigen Freiheit mit dem Dogma auszusöhnen. Sie liegt meines Erachtens, kurz gesagt, in seinem richtigen Verständnis, sowohl nach seiner inhaltlichen wie nach seiner formellen Seite, daß, wie vorhin gezeigt, dort sein religiöser Gehalt unter der begrifflichen Form erfaßt und hier diese selbst in ihrer bildlichen und mythologischen Art begriffen wird. Man gewöhne sich doch daran, das Dogma etwa in der Art eines Kunstwerks zu verstehen: man versetze sich in die religiöse Empfindung, aus der es herausgeboren und die es auszudrücken bestimmt ist, und man beachte die Art, Beschaffenheit und Begrenztheit der Ausdrucksmittel, die ihm für diesen Zweck zu Gebote standen und stehen. Ohne diese beiden Voraussetzungen wird, wie mich dünkt, niemand an einem Kunstwerk seine wahre Freude haben können; mit ihnen wird auch ein heutiger Mensch in das Dogma sich hineinzufinden verstehen, er wird ihm nachzuempfinden und dann auch nachzudenken im stande sein.

Freilich, und damit berühren wir eine letzte Schwierigkeit, das Dogma ist alt, ein Erzeugnis der Vergangenheit und deshalb uns fremd. Es ist ein der Geschichte angehöriges und durch eine bestimmte geschichtliche Situation hervorgerufenes Begriffsmaterial, das bei der Bildung der Dogmen zur Verwendung kam, sie reden nicht unsre Sprache, denken nicht in unsern Formen. Das ist unleugbar, aber doch einmal kein unüberwindliches Hindernis, und dann eine

nicht zu ändernde Sache. Warum sollte denn unsre vielgerühmte historische Bildung gerade auf diesem Gebiete versagen, warum sollte es uns unmöglich sein, uns in dieses Stück historischer Vergangenheit hineinzuversetzen wie in so viele andre? Aber gesetzt, wir vermöchten das wirklich nicht, was sollten wir denn sonst thun? Ich halte nichts von einem „neuen Dogma", wie es von gewisser Seite in der Theologie befürwortet wird; es fehlt uns das autoritative Organ zur Schaffung eines solchen. Heute gebildete Dogmen würden bei der außerordentlichen Verschiedenheit der religiösen Ansichten noch viel mehr Schwierigkeit haben, Autorität zu gewinnen, als die alten haben, ihre Autorität zu bewahren. Die katholische Kirche würde sich einem modernen Dogma schließlich unterwerfen, wenn es von der höchsten, unfehlbaren Stelle ausginge; allein diese weiß gar wohl, daß dies ein viel zu gewagtes Experiment in unsern Tagen ist, als daß man es leichthin unternehmen dürfte. Evangelische Konsistorien oder auch Synoden aber können niemals auf Unfehlbarkeit Anspruch machen, eine von ihnen ausgehende Umbildung oder Neuformulierung des Dogma wäre ein Schlag ins Wasser. Müssen wir Dogmen haben, so können es nur die alten, aus der ehrwürdigen kirchlichen Vergangenheit stammenden sein; und gerade dieser ihr historischer Ursprung ist wie das Mittel ihrer Anerkennung so die Gewähr dafür, daß sie uns Heutigen niemals als eine unser Denken knebelnde Fessel angelegt werden können und dürfen. Was der Vergangenheit angehört, ist vergangen; Leben, Kraft, Autorität für uns Heutige hat es nur, sofern wir uns in ihm wiederfinden und in freier Einigung mit seinem Inhalt und freiem Verständnis seiner Form ihm einen Wert auch für uns zuerkennen, der unsre Pietät herausfordert und unsrer Selbständigkeit keine Fessel überwirft.

Pietätvoll und doch frei, das wäre also die rechte Stellung dem Dogma gegenüber, wenigstens für evangelische Christen. Aber eben dieser Stellung tritt nun der Dogmatismus entgegen: Pietät heischt er wohl für das Dogma, aber Freiheit will er nicht gestatten. Das Dogma ist ihm Gesetz, und dem Gesetz hat man sich zu beugen. Wie oft haben wir den Vergleich schon gehört und gelesen, die Dogmen seien für die Kirche, was die Gesetze für den Staat. Besonders Juristen lieben es, sich auf diesen Bahnen zu bewegen. Dann ist das Bekenntnis der Kodex, nach dem Recht- oder Ungläubigkeit abgeurteilt wird. Der „Fall Weingart" in Hannover ist hierfür wieder ein schlagendes, aber auch trauriges Beispiel. Ein Glück nur, daß vermöge eines gewissen Instinkts man diese Beispiele sich nicht allzusehr häufen läßt; die Kirche würde sonst bald keine Pfarrer mehr haben. Denn es kann kühnlich behauptet werden, daß unter den heutigen Theologen auch nicht einer mehr ganz und gar mit dem alten Bekenntnis sich im Einklang befindet, von den Laien gar nicht zu reden, aus denen doch die Kirche wesentlich besteht. Ein solcher Dogmatismus verödet die Kirche, depraviert den geistlichen Stand, indem er alle selbständig denkenden und um ihre Wahrhaftigkeit besorgten Charaktere von ihm abschreckt, und paganisiert die christliche Religion, sofern er gebildeten Menschen es unmöglich macht, sich aufrichtig zu ihr zu bekennen.

Worauf beruht solcher Dogmatismus? Kurz gesagt: auf der Meinung, das Dogma sei das Wichtigste in der Religion und für die Kirche. Er verkennt den nur relativen Wert des Dogma. Diesem Wahne gegenüber, der sich übrigens bei „Liberalen" negativ ebenso geltend zu machen pflegt als bei Orthodoxen positiv, hat der vor kurzem verstorbene Meininger Generalsuperintendent Dr. Dreyer in seinem vortrefflichen Büchlein „Undogmatisches Christentum" (4. Auflage 1900) die Losung ausgegeben: vom Dogma zurück zum Glauben! Das will sagen: von der lehrhaften Formulierung zur religiösen Herzensstellung selbst, von der Schale zum Kern. In der That ist, sofern diese Losung nicht allgemeiner als bisher befolgt wird, vom Dogmatismus der größte Nachteil für das religiöse und kirchliche Leben unsers Volkes zu besorgen.

Das wichtigste Gebiet in dieser Beziehung scheint mir (abgesehen von der Gewinnung und Vorbildung tüchtiger Kräfte für den geistlichen Stand, die ich soeben berührte) der Religionsunterricht zu sein. Hier steht der Dogmatismus recht eigentlich noch in Blüte. Gewiß, das Dogma muß, wenigstens in gewissem Maße, auch gelehrt werden, aber es darf nicht die Hauptsache und der Zielpunkt des ganzen Religionsunterrichts sein. Damit ist schon gesagt, daß der Katechismus nicht seinen wichtigsten Bestandteil bilden darf. In weiten Kreisen herrscht die geradezu unsinnige Meinung: wenn nur die Kinder die Katechismussätze fest „auswendig" wissen, so haben sie gut „Religion gelernt". Darauf wird wohl in den meisten Prüfungen der Hauptnachdruck gelegt, das tritt auch im Konfirmandenunterricht und bei der Konfirmationsfeier als das Wichtigste in den Vordergrund. Wer wüßte aber nicht aus eigner Erinnerung, daß der Katechismus für Kinder etwas Totes ist? Und in diesem Toten soll, was des Lebens Leben ist, die Religion, gipfeln? Wer hätte nicht die Erfahrung gemacht, daß nichts schneller vergessen wird als der Katechismus? Ja, die kernigen Erklärungen Luthers oder des Heidelberger Katechismus prägen sich wohl fest ein, aber sie sind auch klassische Erzeugnisse, und ihr Haften im Gedächtnis beruht zum großen Teil auf — ihrer Schwierigkeit. Dagegen Sätze eines modernen Katechismus auswendig lernen zu lassen, halte ich nicht nur für Thorheit, sondern für direkt religionsschädlich. Damit wird die Religion verflüchtigt, aufgelöst und dem Atheismus vorgearbeitet. Worauf es im Religionsunterricht vor allem ankommen muß, das sind tiefe Eindrücke von der Macht und Herrlichkeit der Religion; dazu dient die Geschichte, vorab die biblische, und das Lied weit besser als das Dogma. Denn in jener sieht man diese Größe der Religion, aus diesem hört man ihren Pulsschlag unmittelbar heraus. Dazu tritt der Spruch, die klassische religiöse Sentenz, als der schlagende, zusammenfassende und sich tiefeinprägende Ausdruck religiöser Ueberzeugung. Alle drei sind memorierfähig und memorierwürdig; hier vollzieht sich die Aneignung des Wortlauts durch den Unterricht über den Stoff fast von selbst. Ueberall aber ist das Religiöse, das in diesem steckt, herauszukehren, darauf der Blick zu lenken, damit das Gemüt zu ergreifen. Wenn dann zuletzt noch eine Ahnung davon geweckt wird, daß das Dogma nichts sein will als die Fixierung solcher Gemütseindrücke in der

Form der Begriffe, so hat der Volksunterricht genug gethan und ohne allen Zweifel einer wirklichen Religiosität größeren Vorschub geleistet als die genaueste Erlernung des korrektesten Katechismus. Dagegen leistet das elende Memorieren von ebenso unfruchtbaren als unverstandenen Sätzen dem Atheismus insofern Vorschub, als der Einwurf „das ist also eure ganze Religion" außerordentlich naheliegt und mit dem notwendigen Vergessen dieser Sätze alle Religion vergessen zu sein scheint und nichts davon übrig bleibt als die Erinnerung an fruchtlose und unangenehme Stunden.

Nicht minder als in Religionsunterricht ist der Dogmatismus verwerflich im Kultus und der zu ihm gehörigen Predigt. So viel haben wir ja allmählich gelernt, daß die im Kultus zur Verwendung kommenden Gebete und Lieder nicht dogmatisch sein, das heißt nicht in der Form und unter der Maske der Anbetung und der Poesie Lehren über religiöse Gegenstände vortragen dürfen. Erbaulich, das heißt förderlich für die fromme Kultgemeinschaft ist nicht das Dogma, sondern die Religiosität, wie sie in dieser Gemeinschaft lebt, dargestellt in den verschiedenen Formen, deren sie fähig ist, das Dogma jedenfalls nur insofern, als es unter seiner lehrhaften Hülle den religiösen Kern deutlich erkennen läßt. Allein, daß auch die Predigt an dieser Art, erbaulich zu wirken, teilzunehmen hat, das ist für viele Geistliche immer noch nicht klar. Weder das Dogma zu beweisen noch es zu bestreiten ist Aufgabe der Predigt. Zu beiden fehlen ihr nicht nur der Beruf, sondern auch die Mittel. Wer sie dazu benutzt, verkennt ihr Wesen und ihre Aufgabe. Sie hat Religion, Frömmigkeit mitzuteilen, indem sie Religion darstellt. In dem liturgischen und musikalischen Teil des Gottesdienstes kommt die Religion als der Besitz der Gemeinschaft, in der Predigt als der des predigenden Individuums, der Persönlichkeit, zum Ausdruck; das ist der eigentümliche Vorzug der Predigt vor allen andern Kultuselementen, daß sie die Persönlichkeit zu Wort und Wirkung kommen läßt; aber nicht als dogmatische, sondern als religiöse. Nur durch Persönlichkeiten vermittelt sich der Kontakt der Religiosität. Die Wirkung der Predigt, so gut wie des ganzen Kultus, muß der Eindruck sein: hier ist Gott gegenwärtig, Gott ist lebendig in dieser Gemeinschaft, er ist wirksam in dieser Persönlichkeit; das ist das eigentliche Erbauliche. Wer den Doktrinarismus von der Kanzel fernhält, hält zugleich auch den Dogmatismus fern. Die Predigt ist nicht dazu da, zu belehren, das hat der Religionsunterricht zu besorgen. Genügt er nicht, so mögen populär-belehrende Vorträge außerhalb des Kultus nachhelfen.

Es ist ohne weiteres klar, wie dadurch der — darstellenden — Kunst im Kultus ein weiter Spielraum gegeben wird, weiter als man ihr gemeiniglich einzuräumen pflegt. Was irgend geeignet ist, frommes Gefühl zu erwecken, also die Empfindung der realen Beziehung Gottes auf den Menschen oder des Menschen auf Gott — natürlich in der ganzen Art der betreffenden Kultgemeinschaft — entstehen zu lassen und zu verstärken, das ist erbaulicher als eine dogmatische Predigt. Das kann der Bau des Gotteshauses sein, das kann ein Bild nur sein oder ein Glasfenster, das kann ein Lied sein oder auch nur eine

Musik: ich habe schon Orgelspiele gehört, welche an erbaulicher Kraft einer Predigt kaum nachstanden. Der Kunst muß ein breiterer Raum in unserm Kultus gegönnt werden, besonders der musikalisch-poetischen; denn sie hat für das Unausdrückbare weit bessere Ausdrucksmittel als die lediglich mit Vorstellungen und Begriffen operierende Predigt. Aber auch sie muß sich der Kunst zu nähern suchen; nicht durch rhetorische Kunstgriffe, die sie nur aller wirklichen Kunst entfremden würden, sondern durch die Fähigkeit, den frommen Gedankeninhalt in eine nach Aufbau und Sprache schöne Form zu gießen. Die Predigt muß schön, sie muß ein Genuß sein, denn wirklicher Genuß ist Erhebung. Das Dogma ist niemals schön, seine Bestreitung noch weniger, aber was in ihm niedergelegt und zum Ausdruck gebracht ist, kann schön dargestellt werden, so gewiß die Macht der Schönheit nicht minder als die der Wahrheit eine Offenbarung Gottes ist.

Denken wir uns nun eine so unterrichtete und so erbaute Kultgemeinschaft, so ist sicher anzunehmen, daß diese auch nach außen hin nicht unduldsam und ausschließend sein könnte. Ist erst das Dogma als etwas nur relativ Wertvolles erkannt, so kann es nicht so hoch geschätzt werden, daß darüber der höhere Segen einer Einigkeit im Geiste verkannt würde. Der Friede in der Christenheit steht höher als die Korrektheit des Dogma. Aber eben dies kann der Dogmatismus niemals anerkennen und hat es nie gethan. Er darf, wenn nicht als der einzige, so doch als der Hauptgrund aller inner-christlichen Streitigkeiten bezeichnet werden. Eben dadurch ist er eine Quelle großen Unheils. Innerhalb der einzelnen Kirchengemeinschaft, ja sogar innerhalb der Lokalgemeinde führt er zu Parteiungen; und davon hat doch jeder ein deutliches Gefühl, daß diese, mögen sie im Staatsleben nötig sein, in die Kirche, in die Gemeinschaft der Gläubigen nicht passen. Zwischen den verschiedenen Kirchengemeinschaften ferner macht er ein einheitliches und kräftiges Zusammengehen unmöglich. Es ist gegenwärtig in der theologisch-kirchlichen Welt viel von einem solchen Zusammengehen, wenigstens der verschiedenen deutschen Landeskirchen, die Rede; der Hallenser Beyschlag hat den Gedanken wieder auf den Plan gebracht, in dem der Traum einer deutschen Nationalkirche seine Auferstehung feiert. Ein schöner Gedanke; aber ich zweifle einstweilen sehr an seiner Verwirklichung, denn der Dogmatismus wird sie hindern. Jede Landeskirche fürchtet Schaden zu leiden an ihrem Dogma, ihrem Bekenntnis. So bleibt der deutsche Protestantismus ohne gemeinsame Vertretung und ohne kräftigen Schutz gegen seine Widersacher. Daß mit diesen selbst dermalen eine Einigung nicht möglich ist, wird kein Vernünftiger bezweifeln: der Grund liegt wieder im Dogmatismus, denn auf römischer Seite würde man sich niemals mit der oben vorgetragenen Auffassung von der Relativität des Dogma befreunden können. Und an dieser Zerrissenheit krankt doch unser Volk, das ist der Pfahl im Fleisch der jung geeinigten deutschen Nation.

Und nach außen vollends, welchen Eindruck macht der Dogmatismus auf die dem Christentum Entfremdeten und jeder Kirche Fernstehenden? Er kann nur abstoßen. Für das Dogma als etwas Absolutes, als maßgebende Denkwahrheit, als bindendes Gesetz ist heute niemand mehr zu gewinnen, dem die

Selbständigkeit seines Geisteslebens ein unveräußerlicher Besitz und die Errungenschaften unsrer Kultur und Wissenschaft ein wertvolles Gut sind. Also geht die Wissenschaft mit dem Unglauben, die Kirche und das Christentum mit der Barbarei. Damit aber hat die Kirche ihren Zweck in der Welt verfehlt; sie gewinnt nicht, sondern sie verliert die Herzen, und ihr äußerer Fortbestand, ja vielleicht ein äußerliches Wachstum kann über diese traurige Thatsache nicht hinwegtäuschen. Was heute bei den Gebildeten gilt, wird sich in einem Menschenalter bei dem Volke ebenfalls geltend machen.

Das Gefühl, daß unserm Volke die Religion erhalten werden muß, wenn es nicht seine beste Kraft einbüßen soll, ist heute wohl verbreiteter als vor dreißig Jahren. Was zu diesem Zweck zu geschehen hat, ist aus den bisherigen Ausführungen leicht abzuleiten. Vor allem taugt nicht das kühle Sich-zurück-ziehen der gebildeten Christen von allem, was Kirche heißt. Der Dogmatismus stößt sie ab, wohl; aber nur wer am kirchlichen Leben Anteil nimmt, kann es ändern. Gelegenheit dazu ist auf Synoden und Kongressen aller Art reichlich geboten; auf ihnen sollten nur statt der Theologen vielmehr die Nichtgeistlichen das Wort führen. Es wäre ihnen ohne Zweifel möglich, die Dinge in ihre Hand zu bekommen, wenn sie nur wollten. Dann würde wohl der Dogmatismus zurückgedrängt werden können, und das wäre ein gutes, patriotisches Werk.

Einige ungedruckte Briefe des Ministers v. Larisch.[1]

Von

Heinrich v. Poschinger.

Larisch trat erst zwei Jahre nach seiner Ernennung zum anhaltischen Staatsminister in den Bundesrat ein und war in jeder Session bei besonders wichtigen Abstimmungen, stets aber nur auf kurze Zeit in Berlin. Referate im Ausschuß übernahm v. Larisch nicht. Dagegen war er Mitglied des

[1]) v. Larisch, Karl August Alfred, Dr. jur. h. c., geboren am 17. November 1819, gestorben am 11. Oktober 1897, evangelisch, besuchte von 1830 bis 1837 das Gymnasium zu Luckau, 1837—1838 die Universität Bonn, 1838—1840 die Universität Berlin. Im April 1840 als Auskultator beim Stadtgericht zu Potsdam verpflichtet, 1842 zum Kammerreferendar ernannt, trat dann zur Regierung in Potsdam und in den Verwaltungsdienst über; 1846 Regierungsassessor und bei der Regierung beziehungsweise dem Oberpräsidium der Rheinprovinz in Koblenz beschäftigt bis September 1848; dann kurze Zeit Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, später Landratsverweser und 1850 Landrat des Kreises Zeitz, Provinz Sachsen. 1853—1867 Staatsminister des Herzogtums Sachsen-Altenburg. Frühjahr 1868 Ernennung zum anhaltischen Staatsminister. Frühjahr 1875 Rücktritt in den Ruhestand.

Militärausschusses.[1]) An den Reichstagsverhandlungen beteiligte er sich nur als Zuhörer.

Ueber seine früheren Beziehungen zu Bismarck erzählte mir v. Larisch einige Jahre vor seinem Tode noch folgendes:

Während des Erfurter Parlaments sprachen Larisch und Bismarck auf einem Spaziergange zwischen Nauenburg und Rudelsburg über die deutsche Frage. Bismarck sprach schon damals unverholen aus, daß im Hinblick auf die herrschende Richtung in Oesterreich sowie die antipreußischen Bestrebungen der Mittelstaaten, namentlich Sachsens, die Lösung der deutschen Frage möglicherweise einen ernsthaften Kampf mit Oesterreich zur Voraussetzung haben werde. Um keinen Preis dürfe aber Preußen bei diesem eventuellen Duelle sich der Bundesgenossenschaft der Demokraten und der Linksliberalen bedienen.

Als um die Zeit der Gründung des Norddeutschen Bundes in Frage kam, die Zahl der in diese Gemeinschaft tretenden Kleinstaaten zu vermindern, zeigte sich Bismarck als Hort der letzteren und bemerkte zu Larisch: „Wir können doch nicht mit Sachsen und Mecklenburg allein den Norddeutschen Bund gründen!"

Als der Kulturkampf bereits zu Ende ging, befand sich v. Larisch mit dem Kaiser Wilhelm und dem Hausminister v. Schleinitz in Dessau einmal zum Diner vereinigt. Schleinitz war für Bismarcks Ausscheiden aus dem Dienst, worauf Larisch bemerkte: „Das würde ein Unglück für Deutschland sein; dasselbe könne Bismarck jetzt nicht entbehren."

Nachstehend lasse ich eine Anzahl von Privatschreiben folgen, welche der Minister v. Larisch in den fünfziger Jahren an einen preußischen Staatsmann gerichtet hat.

Die orientalische Verwicklung. Russische Verhältnisse.

Altenburg, 19. Oktober 1853.

Das in Weimar vereinbarte Kuriatvotum hat zwar noch nicht die Zustimmung der sämtlichen beteiligten regierenden Herren erlangt; da diese aber nicht wohl zweifelhaft ist, so zögere ich nicht länger, Ihnen darüber Mitteilung zu machen. Es geht dahin:

„Die pp. Regierung trage kein Bedenken, der Ansicht sich anzuschließen, welche in einer Inaktivität des Bundes bei der vorliegenden wichtigen Frage eine Beeinträchtigung der Würde Deutschlands erblicke und sei daher auch ihrerseits damit einverstanden, daß diese Frage an den Bund gebracht werde. Auch sei sie entschlossen, wenn dies geschehe, einem Bundesbeschlusse beizutreten, welcher erklären würde, daß jeder Angriff Rußlands auf Oesterreich — sei es in den Donaufürstentümern, sei es gegen die österreichischen Grenzen — den Schutz des Gebiets des Kaiserstaates von seiten des vereinten Deutschlands hervorrufen werde, und daß — wenn sich zurzeit auch noch nicht alle Interessen Deutschlands übersehen lassen, deren Wahrung im Laufe der gegenwärtigen Verwicklung in

[1]) Ueber die Thätigkeit desselben im Bundesrat. Vergl. mein Werk: „Fürst Bismarck und der Bundesrat", Band I, II und III.

Frage kommen könne — Deutschland jedenfalls schon jetzt diejenigen zwei Garantieforderungen sich aneigne, welche auf das Aufhören des ausschließlich russischen Protektorats in den Donaufürstentümern und auf die Befreiung der Donauschiffahrt sich beziehen. — Die pp. Regierung stehe nicht an, ihre Geneigtheit auszusprechen, einem derartigen Antrage selbst dann beizutreten, wenn derselbe von Oesterreich allein in der Bundesversammlung eingebracht werden sollte, indem sie, im Vertrauen zu den deutschen Gesinnungen Oesterreichs und Preußens, an der Hoffnung festhalten zu dürfen glaube, daß im Laufe der Verhandlung am Bunde eine Verständigung zwischen beiden werde erzielt werden, auf welche sie das größte Gewicht lege und ohne welche ein Gedeihen für Deutschland überhaupt nicht zu hoffen, vielmehr unabsehbare Gefahren für dasselbe zu befürchten seien."

Unter den sonstigen etwa zu wahrenden Interessen Deutschlands wurden subintelligiert: 1. Parität Preußens und Oesterreichs, 2. Revision des Londoner Protokolls. Ich meinerseits strebte erstens dahin, daß man expressiv das Zugeständnis an Oesterreich als eine Erweiterung des Aprilvertrags bezeichne oder wenigstens als eine nicht unbedingte Konsequenz, erreichte aber bloß das gänzliche Uebergehen des Grundes. Zweitens wünschte ich, daß man von einer ausdrücklichen Aneignung der Garantieforderungen ganz absehe und vielmehr nur ausspreche: es würden, falls die gegenwärtige Verwicklung im weiteren Verlauf Deutschland unmittelbar berühre und zur Teilnahme am Kampfe nötige, dann überhaupt die Frage zu erörtern sein, welche Interessen Deutschlands zu wahren seien, und hierbei allerdings auch vorzugsweise auf jene Garantieforderungen zurückzukommen sein; ich mußte mich aber schließlich doch mit der Fassung begnügen, wie sie die obige Vereinbarung enthält.

Im übrigen fand bei der Konferenz allseitig der dringende Wunsch Ausdruck, daß man sich recht bald wieder mit Preußen vollständig geeinigt finde, sowie die Ueberzeugung, daß jede etwa durch Auflösung des Bundes oder sonst praktisch werdende Spaltung in Deutschland sofort wieder zu Preußen in die engste Verbindung führen werde und zwar schon freiwillig.

Daß die kleineren Staaten Deutschlands durch eine zwar nicht abschriftlich mitgeteilte und auch nicht offiziell aber doch vertraulich vorgelesene französische Note gemahnt worden sind, der Politik der Westmächte kein Hindernis in den Weg zu legen, da, wenn Rußland nicht bald zum Frieden gezwungen werde, die Karte Europas und auch Deutschlands sich wesentlich ändern könne, ist Ihnen wohl bekannt. Marquis Ferrière fügte mir noch mündlich eine ziemlich weitgehende Betrachtung hinzu, worin er besonders hervorhob, Preußen begäbe sich durch seine Allianz mit den deutschen Mittelmächten zu Gunsten Rußlands in eine höchst gefährliche Lage, denn entweder blieben diese ihm treu, und es gelinge ihnen, gemeinsam die Neutralität aufrecht zu erhalten, dann werde es doch von Oesterreich in seiner deutschen Machtstellung und seinen Sympathien so überflügelt werden, daß es für die Zukunft an politischem Gewicht unwiederbringlich geschwächt bleibe, oder, was das wahrscheinlichere sei, die Mittelmächte würden

ihm im Augenblick der Krisis untreu, dann sei sogar seine Existenz gefährdet. — Ferrière war früher in Dresden Gesandter und kennt, wie ich schon früher zu bemerken Gelegenheit hatte, die Politik der Mittelmächte sehr genau.

Meine neuliche Reise von Berlin nach Weimar ging, abgesehen von einigen Cholerinebeschwerden, sehr glücklich von statten und bot mir durch die Gesellschaft eines höchst liebenswürdigen Russen, des Adelsmarschalls Kammerherrn v. Bobrinskoff ein besonderes Interesse. Derselbe ließ sich sehr ausführlich mit geschichtlicher Begründung über die russischen Verhältnisse aus und bemerkte namentlich, Rußland habe von dem gegenwärtigen Krieg einen doppelten, nicht hoch genug zu veranschlagenden Gewinn: 1. sei man in den leitenden Kreisen allgemein von dem Irrwahn geheilt worden, sich in die Politik Europas mischen und insbesondere sich um Europas Revolutionen kümmern zu müssen, Rußland werde sich fortan in der Politik vollkommen isolieren; 2. habe die gegenwärtige Blockade einen außerordentlichen Aufschwung der russischen Industrie hervorgerufen, die auch den großen Grundbesitzern direkt oder indirekt zu gute komme, und dieser Umstand habe die fernere Ueberzeugung befestigt, daß Rußland sein Prohibitivsystem nicht aufgeben, vielmehr es noch verstärken müsse. Die Begründung dieser Mitteilung ging so tief in statistisches Detail ein, daß ich in der That an ihrer Richtigkeit nicht zweifle, zumal da der Mitteiler mir, einem Unbekannten gegenüber, kaum einen bestimmten Zweck damit verfolgen konnte, und seinem ganzen sonstigen habitus nach ein selten offener und wirklich religiöser Russe zu sein schien.

*

Deutsche Rechtseinigungsbestrebungen. Beust und die Triasidee.

Altenburg, den 13. Dezember 1853.

In Verfolg unsrer mündlichen Unterhaltung in Ihrem Garten erlaube ich mir, Sie auf den Leitartikel der beifolgenden Nummer 288 der „Freimütigen Sachsen-Zeitung", der v. Beustschen Tirailleurlinie aufmerksam zu machen; es ist dies der Friedensoperationsplan, das Seitenstück zu dem neulichen Kriegsoperationsplan; ich halte letzteren für viel ungefährlicher für Preußen als ersteren. Wieweit dieser Plan kein politisches Vehikel, sondern aus rein deutscher Vaterlandsliebe hervorgegangen, würde sich sehr bald ergeben, wenn Preußen Miene machte, sich an derartigen deutschen Rechtseinigungsbestrebungen zu beteiligen.

Bei der Leipziger Konferenz hätte uns v. Beust gar zu gern königlich sächsische Truppen für etwaige hiesige Revolutionen und so weiter im voraus octroyiert; es kam schließlich zum offenen Aussprechen (nach v. Beustscher Art nach dem Champagner); diesmal zog er aber vermöge seiner Leidenschaftlichkeit den kürzeren; meiner Ansicht über die in der Geschichte begründete Zukunftlosigkeit der Triasidee und in specie des Königreichs Sachsen wußte er schließlich nichts entgegenzusetzen als einen Seufzer über die Prinz Albertsche Heirat und den unpolitischen Ausruf, er wolle lieber sein Königshaus mit Ehren untergehen als an der Auszehrung sterben sehen.

Sobald mein Landtag zu Ende, möchte ich Sie gern sprechen wegen gewisser Eventualitäten. Wir haben hier eine schlimme geographische Position.

*

Die Zielpunkte der österreichischen und preußischen Politik.

Altenburg, 9. August 1854.

Ich bin jetzt über die eigentlichen Zielpunkte sowohl der österreichischen als der preußischen Politik vollständig im unklaren, und bin auch, wie ich gestehen muß, hierüber durch die Expektorationen, die Majestät der König gegen mich zu machen die Gnade hatten, nicht eben klarer geworden, habe vielmehr nur die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich und Preußen zurzeit nichts weniger als einig sind und wohl auch nicht sobald einig werden.

Die Majestät war über die neueste österreichische Zirkularnote außer sich und dagegen mit der Politik von Herrn von der Pfordten äußerst zufrieden; sie wurde als eine vollkommen korrekte bezeichnet. Daß aber die Mittelmächte es nicht ehrlich mit Preußen meinen und sich jetzt des Zwiespalts zwischen Oesterreich und Preußen freuen, weil sie daran die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Grundtendenz knüpfen, nämlich Preußen mit sich auf gleiches Niveau zu stellen, davon bin ich fest überzeugt; ob aber Oesterreich Preußen gegenüber wirklich so perfid gehandelt hat, als Herr v. Bismarck und Ihr Herr Vetter es darstellen, und ob es klug ist, die obwaltende Differenz mit Oesterreich so zur Schau zu tragen, als dies zu geschehen scheint, das vermag ich nicht zu beurteilen, da ich den Verhandlungen viel zu fern stehe; doch wird mir's schwer, mir für Deutschland eine glückliche Zukunft zu denken, wenn der Hader zwischen Oesterreich und Preußen von neuem ausbricht und doch auch nicht zu einem entscheidenden Austrag gebracht wird. — Eine wahre Beruhigung wäre es für mich, könnte ich einmal wieder Ihr leidenschaftsloses Urteil über den gegenwärtigen Stand der Dinge hören; es waltet jetzt allenthalben so viel Tendenziöses vor, daß ich sonst niemand mehr traue.

*

Das altenburgische Wahlgesetz.

Altenburg, den 31. Dezember 1854.

Vielleicht komme ich in nächster Zeit einmal nach Berlin, um mich zu orientieren, wie man es bei Ihnen ansehen würde, wenn wir en octroyant auf das grundgesetzliche Wahlsystem mit drei Ständeklassen, Rittergutsbesitzer, Städte und Bauern zurückgingen. Eine absonderliche Majorität würde ich mir zwar aus bekannten Gründen auch dann nicht versprechen; die Beamten müssen aber, wenn nicht großer Schaden gestiftet werden soll, jetzt unter allen Umständen heraus, und dann würden bei dem gegenwärtigen Wahlgesetz sicherlich zwei Drittel Bauern und ein Drittel Advokaten aus einer Neuwahl resultieren, wodurch die Krisis nur verlängert und verschlimmert würde. v. Bismarck scheint zwar daran Anstoß zu nehmen, daß wir ein Wahlgesetz wegoctroyieren wollen, aus dem in

Preußen zurzeit noch die zweite Kammer originiert, ich glaube aber auf dieses Bedenken paßt vollständig das lateinische Sprichwort: „Quod licet Jovi, non licet bovi.“

*

Die orientalische Frage.

Kümmeritz (1854?). [1])

Es ist mir gestern von Altenburg eine Zirkulardepesche des Grafen Buol vom 28. v. M. (am 1. d. M. in Altenburg eingetroffen) nachgesendet worden, die mir Veranlassung giebt, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden. Der Inhalt dieser Zirkulardepesche ist Ihnen mutmaßlich schon bekannt; für den entgegengesetzten Fall rekapituliere ich ihn kurz. Sie kündigt eine über die bisherige Politik Oesterreichs Aufschluß gebende Vorlage am Bunde an, die sich zum Schluß dahin aussprechen werde: „daß zwar nach unsrer (Oesterreichs) Anschauung die dermalige Lage keine Veranlassung für den Bund enthalte, neue Verbindlichkeiten zu übernehmen oder die bestehenden zu erweitern, das Interesse des Friedens und den Zweck einer festen Einigung Deutschlands aber zu erfordern scheine, daß der Bund in seiner bisherigen Stellung festverharrend, unter Hinweisung auf die vorerwähnten früheren Bundesbeschlüsse, die am 8. Februar v. J. angeordnete Kriegsbereitschaft vorläufig fortdauern zu lassen beschließe.“ Was der eigentliche Zweck des gewünschten Bundesbeschlusses sein soll, läßt die Depesche nach österreichischer Weise völlig im unklaren. Dem unerachtet und wiewohl sie auf die ausführlichen von v. Prokesch dem Bunde zu machenden Eröffnungen im Eingang Bezug nimmt, verlangt sie eigentümlicherweise, daß die Bundestagsgesandten in gewünschter Weise schleunigst instruiert würden und kündigt an, daß jene Eröffnungen erst dann erfolgen würden, wenn sich die Bundestagsgesandten im Besitz der Instruktionen für ihre Abstimmungen befinden würden. Läßt sich nun auch nach dem übrigen Inhalt der Depesche und dem, was die Zeitungen über das gegenwärtige Verhältnis Oesterreichs und der Westmächte bringen, ahnen, daß es Oesterreich mit dem gewünschten Bundesbeschluß, einesteils um ein Dokument seiner zu retablierenden guten Beziehungen zu dem übrigen Deutschland, andernteils um eine Demonstration gegen die Westmächte zur Konservierung der bisherigen Errungenschaften hinsichtlich der ersten zwei Garantiepunkte zu thun ist, so ist dies doch eben nur eine Ahnung oder Konjektur, auf die hin wir uns, abgesehen von allen weiteren Erwägungen, kaum entschließen würden, eine Bundestagsinstruktion an unsern Gesandten zu geben. Es wird indes in der fraglichen Depesche bemerkt, daß die vertraulichen Besprechungen, in welche Oesterreich über den angekündigten Schritt mit dem königlich preußischen Hofe eingegangen sei, es auf Preußens volle Zustimmung zu der in der Bundesversammlung abzugebenden Erklärung hoffen ließe. Wäre diese Voraussetzung eine gegründete, so würden wir von unserm kleinstaatlichen Standpunkt aus

[1]) Kümmeritz, Stammschloß des Ministers v. Larisch, bei der Station Drahnsdorf an der Berlin-Dresdener Bahn gelegen.

vielleicht doch alle formellen und die etwaigen materiellen Bedenken gegen eine sofortige Instruierung für den intendierten Bundesbeschluß fallen lassen. Es liegt mir deshalb viel daran, über die Richtigkeit jener Voraussetzung im klaren zu sein. Da ein gleiches Bedürfnis auch an den übrigen Höfen anzunehmen ist, so haben Sie wahrscheinlich den preußischen Standpunkt den verbündeten Höfen ebenfalls in einer Zirkulardepesche dargelegt oder werden dies wenigstens in den nächsten Tagen thun; für diesen Fall nun bitte ich Sie, mir ein Exemplar derselben vertraulich direkt hierher zugehen zu lassen, damit ich die Antwort an den Grafen K.... respektive die Instruktion an v. Fritsch gleich selbst hier fabrizieren kann.

*

Eine Unterredung mit den Bundesgesandten v. Prokesch-Osten und v. Bismarck-Schönhausen über die altenburgische Verfassungsfrage und die Politik der Ernestinischen Höfe und der Mittelstaaten gegenüber Preußen. Bündnis mit den Westmächten.

Altenburg, Februar 1855.

Was erstens mein dortiges Vorgehen in der hiesigen Verfassungsangelegenheit betrifft, so war dies folgendes: Meine Ankunft in Frankfurt war auf den 15. d. M. abends festgesetzt, und v. Fritsch hatte mich deshalb bereits zum 16. vormittags zwischen 11 und 3 bei Prokesch und so auch bei mehreren andern Bundestagsgesandten, meines Wissens auch bei Bismarck, angesagt. Infolge des Schneetreibens kam ich erst Freitag $^1/_2$12 Uhr mittags in Frankfurt an; es galt also, die Zeit zusammenzunehmen; es wurde ausgemacht, daß v. Fritsch mich begleiten und bei den Gesandten einführen sollte (dies that ich, um ihn selbst und die Gesandten festzumachen, ein Zeuge ist da immer gut); nur zu Bismarck wollte ich allein gehen, deshalb wurde der größere Teil der Besuche vorweg gemacht, und ich fuhr erst dann zu Bismarck, der aber — wie dem Vernehmen nach gewöhnlich — nicht zu sprechen war. Daß der erste Besuch v. Prokesch galt, schien mir mindestens die Klugheit zu gebieten, denn das Gegenteil wäre sicher eine Verletzung für Oesterreich als Präsidialhof gewesen, während preußischerseits gewiß um so weniger darin etwas zu finden war, als ich mir vorher in Berlin wirklichen Rat erholt hatte, während ich in Frankfurt nur den Zweck hatte, die Herren durch ein Kompliment geneigt zu stimmen und sie von etwaigen vorgefaßten Meinungen loszumachen. Wenn ferner v. Bismarck in Erfahrung gebracht haben will, daß ich v. Prokesch mein ganzes Herz ausgeschüttet hätte, so muß ich zuvörderst bestätigen, daß ich Herrn v. Prokesch ganz ebenso wie Herrn v. Bismarck und allen übrigen Bundestagsgesandten über die hiesige Lage der Dinge, soweit sie auf unsre Wahlgesetzangelegenheit Bezug hat, ein möglichst vollständiges und klares Bild gegeben habe; darin kann ich meinesteils aber ein verfängliches Herzausschütten nicht finden. Daß es Herrn v. Prokesch eine besondere Freude gemacht hat, Bismarck durch eine zweideutige Mitteilung, die vielleicht glauben ließ, ich hätte ihm besondere Konfidenzen gemacht, zu ärgern, das ist mir sehr erklärlich; daß v. Bismarck diese Malice aber

nicht durchschaut und sich so weit herabgelassen hat, v. Fritsch über unsern ersten Besuch bei Prokesch zu konstituieren, das finde ich nichts weniger als diplomatisch. Ich hatte übrigens in der That geglaubt, v. Bismarck dadurch zufriedengestellt zu haben, daß ich am zweiten Tage mittags 2 Uhr, noch ehe er mir einen Gegenbesuch gemacht oder eine Karte geschickt, mich nochmals zu Fuß zu ihm begeben hatte, wobei ich dann auch, nachdem ich dem Bedienten befohlen, mich unter allen Umständen zu melden, zu meinem Zweck gelangte.

Was nun meine Unterredung mit v. Bismarck über die große Tagesfrage betrifft, so wurde sie veranlaßt durch Vorwürfe, die er seinerseits den Sachsen-Ernestinischen Höfen machte, Vorwürfe, die ich nur teilweise als begründet anerkennen konnte. Ich hielt ihm entgegen, daß die letzte Erklärung der Höfe der 12. Kurie, wenn allerdings vielleicht nur durch die Entschiedenheit Altenburgs veranlaßt, ganz im preußischen Sinne ausgefallen sei (der österreichischen Erklärung wegen Nichtaneignung der Motive sich anzuschließen, hat Herr v. Fritsch Herrn v. Prokesch ausdrücklich verweigert), — was aber die frühere Erklärung (wegen der Garantien) anlange, so müsse man bedenken, daß Preußen kurze Zeit darauf eine über das Votum der 12. Kurie nicht unerheblich hinausgehende Konzession an Oesterreich gemacht, das Votum also doch nicht so antipreußisch gewesen sein könne, daß Oesterreichs Politik vor dem 2. Dezember auch minder zweideutig erschienen sei als nach demselben, und daß die Ernestiner Höfe allerdings sich der Besorgnis nicht hätten erwehren können, wie sie dies auch jetzt noch nicht vollkommen könnten, daß die Mittelstaaten schließlich im kritischen Moment dennoch Preußen verlassen und sich zu Oesterreich schlagen würden, zumal wenn dieses ihm Vorteile, wie etwa Sachsen den Besitz Altenburgs böte. Daß endlich ich auch nicht verhehlen könne, wie man in Deutschland zurzeit kein Vertrauen auf die Konsequenz der preußischen Politik habe, weil man den Allerhöchsten Herrn bald von der einen bald von der andern Seite bestimmt glaube. Als hieran anknüpfend v. Bismarck eine Andeutung machte, ich, wie überhaupt Ihre Umgebungen wirkten einschüchternd auf Sie, und durch derartige Aeußerungen wie die meinigen drücke man überhaupt auf Preußen, versicherte ich noch ausdrücklich, daß ich gegen Nichtpreußen mich in gleicher Weise nicht zu äußern pflege und daß mir nichts davon bekannt sei, daß Ihre Umgebungen einschüchternd auf Sie einwirkten, daß meine persönliche Meinung übrigens jetzt dahin gehe, Preußen möge nunmehr die einmal erfaßte Politik konsequent und mit dem größten Nachdruck festhalten; das glaube ich aber nach meiner besten Ueberzeugung annehmen zu müssen, daß er zu sehr der Festigkeit der Mittelmächte traue, und daß man sich der Gefahren einer völligen Isolierung Preußens ohne feindselige Aktion gegen dasselbe wohl bewußt bleiben möge; im übrigen sei auch ich und mein gnädigster Herr der Meinung, daß es jetzt gelte, à tout prix an Preußen festzuhalten.

Die Ansicht, daß auf die Mittelmächte kein fester Verlaß für Preußen sei, wird in Frankfurt und in Thüringen nicht allein ziemlich allgemein geteilt, sondern der bayrische und badische Gesandte gaben mir sogar selbst ziemlich deutlich zu

verstehen, daß, wenn es wirklich zum Kriege zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland komme, ihre Gouvernements vermöge der geographischen Lage ihrer Länder sich kaum der Allianz mit ersteren würden entziehen können. So lange freilich, als sich ein solcher allgemeiner Krieg durch Anschluß an Preußen abwenden läßt, so lange wird Bayern von Preußen schwerlich sich trennen, es müßten denn die andrerseits gebotenen Vorteile zu lockend werden. Daß jetzt gerade Sachsen wegen der ihm aus seiner geographischen Lage entspringenden Gefahr Preußen am treuesten ist, will ich zwar glauben, wie viel diese Freundschaft aber wiegt, mag dahingestellt bleiben, und noch mehr, ob Preußen wohl daran thäte, sich durch eine augenblickliche Verstimmung gegen die thüringischen Höfe zu etwaigen sonst nur Oesterreich zugetrauten Konzessionen an Sachsen herbeizulassen. Ich kann nur versichern, daß schon auf der ersten Konferenz über die orientalische Angelegenheit sich sämtliche Minister der 12. Kurie, insbesondere auch v. Watzdorf und v. Seebach, ausdrücklich dahin aussprachen, daß sie das Heil für die kleinen thüringischen Staaten lediglich in einem engeren Anschluß an Preußen erblickten und daß dieser unfehlbar einzutreten habe, sobald eine Lösung des Bundesverhältnisses in naher Aussicht stehe; hätte Preußen sich nicht auf den Bund und die Mittelmächte gestützt, so würde man in Weimar nie an eine divergierende Politik gedacht haben. Daß man durch sein Novembervotum und zum Teil vielleicht auch später noch Preußen zu einer sogenannten nationalen Politik hinüberziehen zu können glaubte, war, wie ich gern zugebe, nicht bloß ein Irrtum, sondern auch ein Fehler; kleine Staaten können nun einmal nicht große Politik treiben, sondern sich nur einer größeren Macht anschließen; entschuldbar ist dieser Fehler aber bei dem unglücklichen deutschen Bundesverhältnis, durch das die kleinen Staaten gewissermaßen zu Schiedsrichtern zwischen den zwei Großmächten gemacht werden, sicherlich; im übrigen aber scheint mir derselbe auch größtenteils durch den letzten Weimarschen Beschluß wieder gut gemacht zu sein, und was Altenburg speziell betrifft, so sollte ich meinen, könnte über dessen Politik, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, seit meinen letzten durch einen eigenhändigen Brief meines Herzogs an Seine Majestät den König als solchen beglaubigten offiziellen Eröffnungen ein Zweifel nicht existieren, sowie ich denn auch es in Frankfurt a. M. bei meiner letzten Anwesenheit namentlich gegen den bayrischen Gesandten offen ausgesprochen habe, daß wir künftig am Bunde unter allen Umständen mit Preußen stimmen würden; sollten derartige Zweifel dennoch auftauchen und gar meinem höchsten Hofe und seinem Lande irgendwie zum Nachteil gereichen, so müßte ich dies nicht bloß für meine Person, die dann in einem mehr als zweideutigen Lichte erscheinen würde, sondern auch zumeist im preußischen Interesse und speziell in dem Allerhöchst persönlichen Interesse Seiner Majestät des Königs auf das tiefste beklagen. Einer weiteren Ausführung dieses Punktes enthalte ich mich aus erklärlichen Gründen, stehe aber jederzeit auf den leisesten telegraphischen Wunsch zu weiteren mündlichen Erläuterungen bereit.

*

Beusts Bundesreformprojekt.

Altenburg, den 13. Juni 1856.

Ich will nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Minister v. Beust in diesen Tagen ein großes Promemoria über deutsche Bundesreformen ausgearbeitet und mutmaßlich es schon gestern Oesterreich vertraulich mitgeteilt hat. Graf Rechberg soll sich im voraus über die Fruchtlosigkeit dieser Versuche mit Hinweis auf die Stellung Preußens ausgesprochen haben; Oesterreich scheint es aber seinen Plänen gemäß zu finden, die Gemüter fortdauernd rücksichtlich der Einheitsbestrebungen in einer gewissen Spannung zu erhalten — wie ich aus guter Quelle weiß.

Ich habe auch den Argwohn, daß v. Beust die Frage wegen der Succession im Königreich Sachsen für seine auf Stärkung der deutschen Mittelstaaten gerichteten Bestrebungen zu benutzen sucht.

Die Pflege der künstlerischen Bildung.

Von

W. v. Seidlitz.

Um das Zeichen einer neuen Zeit handelt es sich, wenn von künstlerischer Bildung im Gegensatz zur allgemeinen Geistesbildung wie zur besonderen Fachbildung geredet wird. Georg Hirth in München ist wohl der erste gewesen, der diese Frage eindringlich vor die Oeffentlichkeit gebracht hat; bei seinen „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“ (1887) handelte es sich vornehmlich um die Ausbildung der Künstler. Gleichzeitig aber hielt auch schon Lichtwark im Schulwissenschaftlichen Bildungsverein zu Hamburg seinen Vortrag über „Die Kunst in der Schule“ (Zur Organisation der Hamburger Kunsthalle, 1887). 1893 trat dann Konrad Lange, damals noch Professor in Königsberg (jetzt in Tübingen), mit seinem Buche über „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ hervor. Von 1893 ab wurden die auf eine Pflege der künstlerischen Bildung der Jugend gerichteten Bestrebungen besonders in Hamburg energisch ins Werk gesetzt.

Bei der Frage nach der künstlerischen Bildung handelt es sich freilich nicht allein um den Unterricht der Jugend, sondern ebensogut um die Erziehung der Erwachsenen, der „ungebildeten“ Massen wie der einzelnen „Gebildeten“. Es gilt überhaupt der Einsicht Bahn schaffen, daß die Ausbildung des künstlerischen Sinnes, also des Auges, für den einzelnen wie für ein ganzes Volk ebenso

wichtig ist wie die Entwicklung der Denkkraft, auf welche bisher einseitig die Aufmerksamkeit gerichtet war. — Aber durchaus folgerichtig ist es, wenn zunächst nur die künstlerische Erziehung der Jugend ins Auge gefaßt und namentlich die Vorbildung der Lehrer nach dieser Richtung hin betrieben wird, da der Boden erst geschaffen werden muß, aus dem die neue Entwicklung erstehen soll.

Die Bewegung für eine künstlerische Erziehung der Jugend stammt nicht etwa aus Deutschland, sondern muß in ihren Anfängen auf Frankreich und England, die beiden Länder, welche überhaupt am thatkräftigsten den Kunstunterricht gefördert haben, zurückgeführt werden. In Frankreich wurde schon 1880 vom Ministerium eine Kommission eingesetzt, welche über die zu treffenden Maßregeln beraten sollte. In England hatte noch früher das „Manchester Art Museum" die Aufgabe übernommen, Elementarschulen mit Bildern zu versorgen, und in gleichem Sinn wirkt seit 1883 die „Art for Schools Association". Nachdem aber Deutschland mit voller Thatkraft dieser Bewegung beigetreten ist, kann gehofft werden, daß nun von ihm auch der wesentliche Anstoß zur weiteren Entwicklung ausgehen wird. Denn so große Fortschritte auch eine praktisch-banausische Betrachtungsweise des Unterrichtswesens in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, ist Deutschland doch noch immer bereit, dort in erster Linie mitzuwirken, wo es die Lösung idealer Fragen gilt. Und um eine solche handelt es sich hier.

Im einzelnen kommen in Betracht: die Auswahl der Jugendlitteratur, die Ausstattung der Bilderbücher, der künstlerische Schmuck der Schulen, die Reform des Zeichenunterrichts, der Handfertigkeitsunterricht, die Nutzbarmachung der Museen für Unterrichtszwecke, endlich Theatervorstellungen und Konzerte für Schulen. Da die Hamburger Lehrerschaft sich bisher am eingehendsten mit allen diesen Fragen beschäftigt hat, so soll im folgenden an deren verschiedene Veröffentlichungen angeknüpft werden. Dabei wird es sich am leichtesten zeigen lassen, welche Erfahrungen auf den einzelnen Gebieten haben gemacht werden können und welche Bedenken gegen gelegentliche Uebertreibungen zu erheben sind.

Seit 1893 wird in Hamburg von dem dortigen Prüfungsausschuß für Jugendschriften die von Heinrich Wolgast geleitete „Jugendschriften-Warte" (jährlich zwölf Nummern) herausgegeben, ein unentbehrlicher Ratgeber für alle, die sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen haben. Jährlich im November wird eine Liste der für Weihnachtsgeschenke zu empfehlenden Jugendschriften (1899 waren es 168, auf fünf Altersklassen verteilt) veröffentlicht. Der Standpunkt, der bei der Beurteilung dieser Schriften eingenommen wird, fand seine eingehende Erläuterung in dem Buche von Wolgast: „Das Elend unsrer Jugendlitteratur" (1896, zweite Auflage 1899). Darin wird ausgeführt, die besondere Jugendlitteratur sei eine Erscheinung neueren Ursprungs, sie sei als solche im wesentlichen erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgekommen. Dadurch, daß sie eine ausgesprochen sittliche oder wenigstens eine belehrende und bildende Tendenz verfolge (wie dies in der 1876 gegründeten

Jugendschriftenkommission des Pädagogischen Vereins zu Dresden sogar ausdrücklich gefordert worden ist), fördere sie Heuchelei und Unnatur; indem sie aber Unterhaltung in der Form der Dichtung, jedoch ohne echten dichterischen Gehalt biete, zerstöre sie den Sinn für Poesie und fördere die rohe Lesegier. Gegenüber dieser Jugendlitteratur herrsche nicht nur in den Kreisen der Eltern meist völlige Kritiklosigkeit, sondern dieses Unwesen erhalte auch noch eine mächtige autoritative Förderung durch den Bestand der Schülerbibliotheken. Dem Uebel könne nur durch eine kräftige Zurückdrängung und sorgfältige Auswahl der privaten Lektüre der Kinder entgegengearbeitet werden. Die Bearbeitung von Dichtungen, ferner die Werke der Jugendschriftsteller Schmid, Horn, Nieritz, Hoffmann und so weiter, die Indianergeschichten, endlich die Schriften der Jugendschriftstellerinnen, besonders die von Klementine Helm (Backfischchens Leiden und Freuden) und Emmy v. Rhoden (Trotzkopf), werden nun einer eingehenden Kritik unterzogen. Von dem „Backfischchen" heißt es: „Was den moralischen Fluch unsrer spießbürgerlichen Kreise ausmacht, die stete Rücksichtnahme auf das, was die Leute sagen, ist in diesem Buch zum Lebensprinzip erhoben", und vom „Trotzkopf": „In dem ganzen Buch ist nicht ein voller Ton, der aus der Tiefe kommt; es ist alles oberflächliches Geschwätz und Gethue". Nur Elise Averdieck und Johanna Spyri finden Anerkennung, soweit sie nicht in moralisierende oder frömmelnde Darstellungsweise verfallen.

Demgegenüber wird hervorgehoben, daß der Jugend, soll sie zum Genießen erzogen werden, Bücher gegeben werden müssen, die sie um des Genusses willen liest. Das sind die Erzählungen, Märchen, Sagen, Gedichte, kurz Bücher in dichterischer Form. Daher ist denn auch der Schrift das Motto aus Storm vorgesetzt: Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben. Die Jugendschrift in dichterischer Form, heißt es weiter, muß ein Kunstwerk sein. Litterarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Litteratur an, und so würde die spezifische Jugendlitteratur keine Existenzberechtigung besitzen. „Erwachsene," sagt einmal Lichtwark, „sollten eine Jugendschrift mit demselben, ja mit noch größerem Interesse lesen können als Kinder." An der Gemeinsamkeit der litterarischen Quelle für Erwachsene und für Kinder hat aber die Erziehung das allergrößte Interesse. Verfolgt das poetische Kunstwerk auch nicht den Zweck, zu belehren, so giebt es doch dem Erkenntnisvermögen immer einen Zuwachs.

Daß solche Bestrebungen auf mannigfachen Widerstand stoßen, ist nur zu erklärlich, wenn man sich die äußerliche und gewissenlose Art vergegenwärtigt, wie noch jetzt Fragen dieser Natur von der Mehrzahl der Eltern beurteilt zu werden pflegen, andrerseits aber auch den Schlendrian und die Gedankenlosigkeit berücksichtigt, womit die ältere Pädagogik diese Angelegenheit behandelte. Solange noch ein großer Teil der Erwachsenen, die „Gebildeten" nicht ausgenommen, sich an der schalen Kost der Tageszeitungen und der Familienblätter genügen läßt, kann er für Bestrebungen wie die geschilderten kein Verständnis haben und wird es ganz zufrieden sein, wenn seine Kinder, die mit der Lektüre von Indianer-

geschichten und Töchteralbums großgezogen worden sind, als Erwachsene wiederum zum Zeitungsklatsch und zur gewöhnlichen Unterhaltungslektüre greifen. So ist denn der verhängnisvolle Kreis geschlossen. Die Jugendschriftsteller und Familienblattschreiber aber, vom gemeinsamen Interesse angespornt, arbeiten einander in die Hände.

Der Grundsatz, die Jugendlektüre nur aus der wirklichen Litteratur auszuwählen, verdient gewiß volle Billigung. Hat doch Goethe, für uns der Träger der gesamten Bildung der Vergangenheit, seine Lektüre, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, auf diesem Wege zusammengestellt. Wenn dabei der Umkreis der ins Auge zu fassenden Werke durch Rücksicht einerseits auf den Interessenkreis des Kindes, andrerseits auf Sittlichkeit und religiöses Gefühl auch stark eingeschränkt wird, so kann gar nicht bezweifelt werden, daß dafür mit der Zeit eine ganze Reihe von Schriften aufgefunden werden wird, die bisher übersehen worden waren, weil man nur das Interesse, das Erwachsene an der Lektüre haben könnten, als Maßstab anzulegen pflegte. Verschiedene Hamburger Familienchroniken, die während der letzten Jahre in der (leider nicht im Buchhandel stehenden) „Hamburger Liebhaberbibliothek" von Lichtwark herausgegeben worden sind, bilden einen deutlichen Beweis dafür. Eine besondere Schwierigkeit erwächst den Jugendschriftenausschüssen daraus, daß sie durch ihren Grundsatz genötigt sind, Tendenzschriften patriotischen oder religiösen Inhalts, auch wenn sie ehrlich gemeint sind und keine Geschäftszwecke verfolgen, auszuschließen; solche Strenge erweckt leicht den Verdacht, als beruhe sie auf Bestrebungen, die gegen Staat und Kirche gerichtet sind. In dieser Hinsicht Vertrauen zu wecken und zu rechtfertigen, wird großer Geduld und feinen Taktes bedürfen. Dann kann aber der Erfolg auch nicht ausbleiben. Konfessionell Anstößiges, das überhaupt nur selten vorkommt, muß vermieden werden; dagegen kann auf die Forderung, die von katholischer Seite erhoben worden ist, alle Aeußerungen in freiheitlichem Sinn, mögen sie sich nun auf Politik, Religion oder Ethik beziehen, auszuscheiden, nicht eingegangen werden; denn was bliebe dann übrig als wiederum eine tendenziös zurechtgemachte Litteratur, einerlei, ob es sich dabei um kleine oder um große Kinder handelt.

Daß aus Bestrebungen, die, wie die vorliegenden, auf die bewußte Regelung eines bestimmten Gebietes der Erziehung ausgehen, auch gewisse Gefahren, Einseitigkeiten und Ausschreitungen hervorwachsen können, läßt sich gelegentlich zwischen den Zeilen der Wolgastschen Schrift lesen. So hat es seine Bedenken, wenn die künstlerische Erziehung zu sehr in den Vordergrund gestellt, wohl gar als ein besonderer Bestandteil der Erziehung in Anspruch genommen wird, während es sich dabei doch nur um das freie Wachstum einer natürlichen, aber sehr verschiedenartigen Anlage handeln kann, für die es genügt, ebenso wie für die körperliche Entwicklung die geeigneten Grundlagen zu beschaffen, während ein unmittelbares Einwirken auf eine geringe Zahl von Gelegenheiten eingeschränkt bleiben muß. Ferner erscheint es als eine Utopie, wenn hier dem „Problem einer einheitlichen Volksbildung" nachgegangen wird. Richtig ist, daß „die Art des

(sozialen) Kampfes und das Tempo der Entwicklung von der Bildung, und nicht zum wenigsten der litterarischen Bildung der kämpfenden Parteien mitbedingt wird; aber ebenso wie das Bestreben, „die Massen litterarisch konsumfähig zu machen," an dem sehr verschieden gearteten Bedürfnis der einzelnen Lebenskreise und den Bedingungen, die sie bieten, seine Grenze findet, so wird in den geistig höher gestellten Kreisen, die nie zu bestehen aufhören werden, sich stets eine über das normale Mittelmaß hinausgehende litterarische Bildung entwickeln.

Durch die Veranstaltung billiger Ausgaben von Storms „Pole Poppenspäler" (Westermann, 50 Pfennig) und Liliencrons „Kriegsnovellen" (Auswahl, Schuster und Löffler, 1 Mark) hat sich der Jugendschriftenausschuß ein wirkliches Verdienst erworben.

Wolgast hatte 1893 noch eine andre Arbeit veröffentlicht, die 1894 als Broschüre erschien: „Ueber Bilderbuch und Illustration". Darin war auf die grundlegende Bedeutung hingewiesen worden, welche die Eindrücke der ersten sechs Jahre für die Entwicklung des Geistes besitzen, und am Beispiel der Engländer und Franzosen: Walter Crane, Caldecott, Kate Greenaway, Boutet de Monval, gezeigt worden, wie hier die einfachen und klaren Grundsätze der Japaner für den Buntdruck maßgebend seien; in Deutschland, das seine mustergültigen Jugendillustrationen von Ludwig Richter und Pletsch gehabt hatte, ist namentlich Thumanns „Mutter und Kind" zu nennen, das in demselben Ströferschen Verlage in München erschien, der später solch eine Masse unkünstlerischer und unnatürlicher Kinderbücher auf den Markt warf. Auch hier erregen die grundsätzlichen Erörterungen einige Bedenken, wie zum Beispiel die Sätze, daß es Aufgabe der Erziehung sei, „das Kind in die Gedanken- und Empfindungswelt der Erwachsenen (Gebildeten) hineinzuleiten," während es zu genügen scheint, wenn für die Entwicklung der eignen Gedanken- und Empfindungswelt des Kindes die Bedingungen geschaffen werden; und daß das Kind durch das Bild „zum Kunstgenuß erzogen" werden solle — statt daß man sich mit dem Genuß und der Anregung begnügt, die es aus dem Betrachten der Bilder zu schöpfen vermag.

Im Mai 1896 wurde dann eine „historische Ausstellung von Bilderbüchern und illustrierten Jugendschriften" in der Kunsthalle zu Hamburg bei Gelegenheit der dort tagenden Lehrerversammlung veranstaltet, worüber ein Katalog mit Vorwort von F. v. Borstel erschien.

Zugleich mit einer Ausstellung von Bildern, die zum Schmuck der Schulräume geeignet sind (Hamburger Kunsthalle, im November 1897), erschien eine höchst anregende Schrift von M. Spanier, „Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen (zweite, erweiterte Auflage 1900). Als der erste Befürworter eines ästhetischen Aussehens der Schulräume kann der alte Comenius aufgeführt werden, der bereits um 1630 sagte: „Drinnen sei ein helles, reinliches, überall mit Gemälden (Malereien) geziertes Zimmer." Handelte es sich bei der Ausstellung auch nur um Wandtafeln, so empfiehlt es sich doch, gleich hier die Aeußerungen einzelner Künstler über die Ausschmückung der Schulstube zu erwähnen, die auf Seite 67 ff. der zweiten Auflage zusammengestellt sind.

Hans Thoma schreibt unter anderm: „Fürs erste halte ich es für wichtiger, daß man überhaupt Bilder in die Schule hängt, als daß man sich viel darum kümmert, was man wohl für Bilder in die Schule bringen sollte. — Dazu wäre meine Meinung, daß das, was man Kindern vorführt, deutlich, einfach, stark sein sollte.“ Dann geht er weiter und bedauert, daß die „grobe, ehrlich gute Bauernmalerei“ durch den „gemeinen Holzmaseranstrich, die Schablone und die tote Tapete“ verdrängt worden sei, und fährt fort: „Nun wäre aber nach meiner Meinung für Kinder als Schmuck der Wände des Schulhauses das beste, wenn von freier Hand direkt und farbig an die Wand gemalte Bilder dort entständen ... Vielleicht könnte jeder Künstler, der ein Staats- oder sonstiges Stiftungsstipendium bekommt, verpflichtet werden, irgend eine Arbeit für die Oeffentlichkeit zu liefern — es dürfte aber,“ fügt er hinzu, „keine Professorenjury ihm die Freude am Hervorbringen verderben ... Der Gegenstand braucht kein sentimental anmutender, durch seinen Inhalt wirkender zu sein, ich würde die reine Darstellung — die Malerei an sich — für Schulen vorziehen ... Man vergesse aber ja nie, daß das Bild auch ein Schmuck der Wand sein soll.“ — Also hier derselbe künstlerische Gesichtspunkt wie bei der Auswahl der Jugendlektüre.

Max Liebermann schreibt: „Direkt, das heißt durch Aufhängen von Reproduktionen nach Kunstwerken scheint mir die Aufgabe nicht gelöst werden zu können, weil erstens der Mensch, der ein Jahr oder wenigstens ein halbes Jahr hindurch dieselbe Reproduktion an derselben Stelle sieht, sie überhaupt nicht mehr sieht; zweitens aber eine oder selbst mehrere Reproduktionen kaum einen wohlthuenden farbigen Eindruck hervorbringen. Und gerade der wohlthuende Eindruck soll dem Schulzimmer gegeben werden, damit der Schüler unbewußt sich so daran gewöhnt, daß er später im Leben dessen benötigt.“ Weit leichter könne der Raum wohnlich und anmutig gestaltet werden, wenn man ihm, abgesehen von der Zuführung guten, hellen Lichtes, „durch einen intensiv farbigen Anstrich ein freundliches Ansehen gäbe. Ein einfacher Strich in der richtigen Höhe belebt die ganze Wand, unterhalb desselben ein satterer Ton (der Reinlichkeit wegen in Oelfarbe); oben eine luftigere, aber immer noch farbige Tönung.“ Dabei kann die Hamburger Lehrervereinigung darauf hinweisen, daß sie schon einige Zeit vor Empfang dieses Briefes in einem Gesuch an die Baudeputation dargelegt habe, wie durch eine zweckmäßige Verwendung harmonischer Farben für die Bemalung der Schulwände der Erziehung zum Schönen wesentlich Vorschub geleistet werde. „Die Darstellung des Schönen erfordert keinen größeren Aufwand als die Darstellung des Unschönen,“ äußerte sie damals.

Hans Christiansen (früher in Paris, jetzt in Darmstadt) schreibt: „Es wäre gut, wenn einmal ein Wettbewerb unter deutschen Künstlern ausgeschrieben würde für solche einfache, farbige Bilder für die Wände der Schulstuben. Ich glaube, es würden sich viele, und viele gute Künstler schon um der guten Sache willen an demselben beteiligen.“

Wie schon eingangs gesagt, sind in der Frage der Ausschmückung der Schulräume England und Frankreich vorangegangen. Die im Jahre 1883 gegründete

„Art for School Association“ in London giebt jährlich mehrere Bilder aus den drei Gruppen: Historisches, Naturstudien und Reproduktionen von Meisterwerken der Kunst heraus; 1897 belief sich deren Zahl bereits auf mehr als 460 Nummern. Jährlich leiht und schenkt die Vereinigung ärmeren Schulen von ihren Bildern; viele der Subskribenten stellen zu solchem Zweck die ihnen zukommenden Bilder dem Vorstand zur Verfügung. — Das „Manchester Art Museum“ besitzt zweihundertundvierzig Kollektionen von je zwölf oder mehr eingerahmten Bildern, die es an die Schulen der Stadt verleiht. — Bekannt sind ferner die farbigen Fitzroy-Bilder (die besten von Heywood Sumner entworfen), die zum Schmuck nicht nur von Schulen, sondern auch von Missionsanstalten, Krankenhäusern und ähnlichen Anstalten verwendet werden.

In Frankreich werden auch die Seminare mit Bildern ausgeschmückt: darunter befinden sich von deutschen Werken Dürers Melancholie, Holbeins Madonna; in der Auswahl für Gymnasien drei Stiche von Schongauer, vier von Dürer, Gemälde von Memling, Lucas v. Leyden, sechs Bilder von Holbein. Spanier wird wohl leider recht haben, wenn er äußert: „Ich glaube, daß es noch deutsche Seminare giebt, die nicht die Mittel haben, die angehenden Lehrer durch Anschauung von der Größe und Herrlichkeit unsrer alten deutschen Meister überzeugen zu können.“

In Antwerpen hatte ein Magistratsmitglied beantragt, jährlich drei- bis fünftausend Franken aus Gemeindemitteln zu bewilligen, um durch talentvolle junge Künstler, die ihre Studien an der Akademie beendigt haben, einen oder zwei Räume der Gemeindeschulen künstlerisch in der Weise ausschmücken zu lassen, daß ein Architekt und ein Maler gemeinsam thätig sind, um ein harmonisches Ganze zu erzielen. — In Oesterreich werden die großen, wirkungsvollen Plakate der Staatsbahnen, welche die malerischen Gegenden der Monarchie vorführen, zur Ausschmückung der Schulräume verwendet.

Die „Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde“, welche seit 1895 ihr eigenartiges Jahrbuch, sowie verdienstvolle Neudrucke herausgiebt, hat nun auch eine Ausgabe von Holbeins Todesbildern (zu 20 Pfennig für das Exemplar) und von Dürers Marienleben (zu 1 Mark) veranstaltet, die in der nötigen Anzahl an Schulen abgegeben werden, in das Eigentum der Schüler aber nicht übergehen dürfen. — Auf der Hamburger Ausstellung erfreuten sich namentlich, außer den großen farbigen Darstellungen für englische und französische Schulen, die Nachbildungen nach den Lithographien von Thoma (Breitkopf & Härtel) und die Seemannschen Wandbilder (jetzt schon über hundert) eines allgemeinen Beifalls. Hingewiesen wurde auch auf die Blätter des „Neunzehnten Jahrhunderts in Bildnissen“, des Spemannschen „Museums“, des „Kupferstichkabinetts“.

Das Verzeichnis der Ausstellung bei Spanier Seite 50 ff., welches zweihundertundzehn zum Schmuck der Schulräume geeignete Bilder aufführt, wird allen Schulen gute Dienste leisten können; zu Ostern 1898 wurde eine ähnliche Ausstellung in Bremen veranstaltet.

Jedenfalls ist der Beweis erbracht, daß hier ein Gebiet vorliegt, worauf

der staatlichen Fürsorge wie den Bestrebungen um das Gemeinwohl ein weites Feld für die Bethätigung eröffnet ist. Durchaus richtig ist es, wenn Spanier sagt: „Wo dem Gewerbestand die künstlerische Erziehung fehlt, leidet das Handwerk.“ Ebenso beherzigenswert ist der Gesichtspunkt, daß die Kunst in die Schule soll, nicht aber die Kunstgeschichte. Hier merkt man den Einfluß Lichtwarks, der diese ganze Bewegung in Hamburg hervorgerufen und geleitet hat und in seinen „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ (1897, zweite Auflage 1898) das praktische Beispiel für die Art, wie in der Jugend der Sinn für die Kunst geweckt werden soll, gegeben hat. Wenn daneben auch hier (Spanier, Seite 14) der allzu schulmeisterlich klingende Satz wiederkehrt: „Zum Kunstgenuß muß jeder erzogen werden“, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß das cum grano salis zu verstehen ist, da dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Eine besonders wichtige Frage berühren zwei Schriften von C. Götze, „Zur Reform des Zeichenunterrichtes“ (das zweite Heft mit dem bedenklich klingenden Titel: Das Kind als Künstler, in Anlehnung an eine Ausstellung von freien Kinderzeichnungen in der Hamburger Kunsthalle), die die Lehrervereinigung 1897 und 1898 herausgab. Darin wird ausgeführt, daß das Zeichnen eine Art Spiel sei, dem ein besonderer Lustwert für das Kind beiliege; daß die Bildung der Beobachtung das Hauptziel für den Zeichenunterricht bilden müsse, während die technische Fertigkeit erst in zweiter Linie in Frage komme; Anschauen sei die festeste, breiteste Brücke zwischen Natur und Mensch; auf Naturanschauung und Darstellung müsse daher der Zeichenunterricht begründet werden. Während jetzt gewöhnlich geometrische und ornamentale Formen jahrelang gezeichnet werden, bis der Schüler, meistens erst am Ende der Schulzeit oder überhaupt nicht, zur zeichnerischen Nachbildung der Natur gelangt, müsse durchweg nur nach Naturgegenständen gezeichnet werden; die Forderung, daß Zeichenunterricht und Raumlehre sich gegenseitig unterstützen sollen, sei für die Ausbildung des ästhetischen Sinnes gefährlich; Konrad Langes Verdienst sei es, erkannt zu haben, daß in dem übertriebenen Betonen des Mathematischen und dem gewaltsamen Zurückdrängen alles Künstlerischen die größte Gefahr für einen nachhaltigen Erfolg des Zeichenunterrichts liege; daher müsse aus dem Zeichenunterricht der Volksschule das Ornament als Zeichenobjekt entfernt, auch die Wandtafelvorlagen müßten beseitigt werden. Die Erfahrung lehre, daß das Geometrische und Ornamentale in den freigeschaffenen Zeichnungen der Kinder unter zehn Jahren ganz zurücktrete, während bei ihnen Mensch und Tier den Hauptgegenstand der zeichnerischen Darstellung bilden. Damit stimmt auch die Beobachtung des Engländers F. L. Burk überein, daß Zeichnen für das Kind eine Sprache zum Ausdruck seiner Ideen sei; die Form, obwohl einfach und klar, bilde nur einen kleinen Teil seines Interesses. Wenn dann sein Landsmann H. T. Lukens sagt: „Wir können annehmen, daß es für das Kind leichter ist, mit wenigen Strichen eine charakteristische Skizze aus dem Gedächtnis zu zeichnen als nach dem sichtbaren Objekt; vielleicht auch erschweren wir dem Kinde

dadurch, daß wir zu früh das Zeichnen nach dem Gegenstande erzwingen, das notwendige vorbereitende Ziel der Einfachheit der Umrisse zu erreichen", so wird daraus wohl zu folgern sein, daß der Zeichenunterricht überhaupt nicht vor dem zehnten Lebensjahre beginnen sollte; die scheinbar dem entgegenstehende Beobachtung, daß mit dem zehnten bis zwölften Lebensjahre die Lust am Zeichnen mehr und mehr abnehme, wird wohl nur auf das Fabulieren und das Phantasieren zu beziehen sein.

Berücksichtigt man die Beobachtungen, welche Männer, denen die ästhetische Erziehung am Herzen liegt, über das Zurückgehen unsers Anschauungsvermögens gemacht haben, so wird man den vorstehend geschilderten Bestrebungen nur beistimmen können. Richard Schöne äußerte schon 1878 in einem inhaltreichen Vortrage, der in dem gleichen Jahrgang der „Preußischen Jahrbücher" abgedruckt ist: „Wenn wir sehen, was von den Dingen von den meisten Menschen, und zwar von denen der gebildeten Stände, wahrgenommen zu werden pflegt, so ist nicht zu verkennen, daß sich diese Wahrnehmung in der Regel auf das beschränkt, was erforderlich ist, um die Dinge als das, was sie sind, zu erkennen oder, um es mit andern Worten zu sagen, zu benennen." Und Alfred Lichtwark bemerkte 1887 (Zur Reorganisation der Hamburger Kunsthalle): „Die Fähigkeit, anzuschauen, haben wir ganz eingebüßt. Für uns liegt der Schwerpunkt der Bildung im Wissen. Jener Mangel an Erziehung ist die Bresche, durch die das fremde Wesen siegreich eindringt. Am tiefsten ist der Bildungsstand in der bildenden Kunst. Für hundert Kinder, die mit dem siebenten Jahre ans Klavier gespannt werden, erhält nicht eines privatim Zeichenunterricht." Insofern der Zeichenunterricht als ein Hauptmittel künstlerischer Erziehung in Betracht kommt, wird Götze durchaus darin beizustimmen sein, daß auf keinen Fall der Unterschied zwischen höheren Lehranstalten und Volksschulen von wesentlicher Bedeutung sei. Das Naturzeichnen, wofür seinerzeit schon Rousseau warm eingetreten ist, wird das gewünschte Ergebnis zu Tage fördern; das Ziel, welches in dem Lehrplan für die Hamburger Volksschulen für den Zeichenunterricht mit den Worten angegeben wird: die Schüler sollen befähigt werden, einfache Gegenstände der Natur ohne grobe Fehler wiederzugeben, genügt für den Anfang vollkommen, wenn mit Herbert Spencer nur daran festgehalten wird, daß die Frage nicht ist, ob das Kind gute Zeichnungen anfertigt, sondern ob es seine Anlagen entwickelt. Wie der Unterricht einzurichten sei, kann nur fortgesetzte Erfahrung lehren; der Eigenart des Lehrers wird dabei auch Rechnung zu tragen sein; ob das methodische Studium der Kindesnatur, der Psychologie des Kindes, zu wesentlichen Ergebnissen führen wird, mag doch einigermaßen fraglich erscheinen; aus den hier vorgeführten Kinderzeichnungen wird kaum etwas Neues zu lernen sein.

Ein neues Gebiet der Thätigkeit eröffnete sich der Lehrervereinigung im Jahre 1898, als sie es unternahm, die etwa 8000 Kinder der Hamburger Volksschulen (aus der ersten Klasse und der Selekta) ins Theater zu führen. Darüber berichtet die Broschüre „Unsre Volksschüler im Stadttheater", die eine Reihe von Beiträgen enthält, namentlich aber einen in hohem Maße belehrenden

Aufsatz, den man wiederum dem unermüdlichen H. Wolgast verdankt, über die Art, wie die Vorstellungen entstanden und wie sie eingerichtet waren. — Zu Anfang 1899 endlich wurden auch vier Konzerte veranstaltet, deren jedes von 2222 Schülern besucht wurde und über deren Zusammensetzung ein Flugblatt Bericht erstattete.

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt, nach wie vielen Richtungen hin eine Pflege der künstlerischen Bildung, dieser so lange vernachlässigten Seite der Erziehung, in der Schule möglich ist. Am wichtigsten dürfte wohl die Frage nach der Ausstattung der Schulräume sein, dann die der Wandtafeln. Da es sich hierbei zunächst um die großen, stetig anwachsenden Städte handelt, so wird auch zu erwägen sein, wie weit die Kunstschätze der Museen für solche Zwecke ausgenutzt werden können. Wie schon jetzt wenigstens ein Teil der Gymnasiallehrer Deutschlands jährlich Ferienkurse in den wichtigsten Skulpturensammlungen mitzumachen Gelegenheit hat, wird sich die Frage nicht umgehen lassen, wie die Lehrerschaft, und nicht bloß die der Gymnasien, auch in den Inhalt der Gemäldesammlungen eingeführt werden kann, damit sie ihrerseits in der Lage sei, den Schülern den Genuß der Kunstwerke — nicht etwa die Kenntnis der Kunstgeschichte — an Ort und Stelle zu vermitteln. Vor allem aber ist es nötig, daß die Einsicht in die Bedeutung der Sache sich immer weiter ausbreite und möglichst allerorten sich in so thatkräftige Begeisterung umsetze wie in Hamburg, dem Ausgangspunkt dieser wohlthätigen Bewegung.

Karl XV., König von Schweden und Norwegen.

Von

Christian Schefer.

Karl XV. war von Gottes Gnaden von 1860 bis 1872 König von Schweden, Norwegen und der Goten und Vandalen. Seine Regierung verlief wie viele andre Regierungen; er aber war anders geartet als die meisten andern Herrscher.

Schon als kleines Kind hatte er eine rege Intelligenz und einen offenen Kopf verraten. Sorgfältig ausgewählte Lehrer bemühten sich, diese glücklichen Naturanlagen weiter zu entfalten, und der junge Prinz entwickelte sich bald zu einem unterrichteten Manne. Dabei beschränkte er sich nicht auf allgemeine Kenntnisse. Die Kunst zog ihn an, und vor allem lockten ihn Litteratur und Malerei. Er wollte sich durchaus nicht damit begnügen, sie oberflächlich zu

kennen, sondern bemühte sich ernstlich, eine selbständige Thätigkeit in ihnen zu entfalten. Die skandinavischen Museen enthalten heute noch manche Landschaft von ihm, und als er auf den Thron gelangt war, liebte er es, Personen, die er auszeichnen wollte, sein Wohlwollen dadurch zu bezeigen, daß er ihnen eines dieser Gemälde verehrte, die sich auf seiner Staffelei manchmal mit staunenswerter Schnelligkeit folgten. Seine schriftstellerische Fertigkeit war gleichfalls groß, und er übertrieb nicht allzusehr, wenn er sich rühmte, er könne bei jeder beliebigen Gelegenheit Verse über jeden beliebigen Gegenstand machen. Diese eilfertigen Improvisationen fielen nicht immer zum besten aus, doch ist seine litterarische Thätigkeit im großen und ganzen nicht ohne Verdienst, wie auch einzelne seiner Gemälde sich immer noch sehen lassen können. Karl XV. war thatsächlich Maler und Dichter. Man könnte sogar sagen, er sei vor allem ein künstlerisches Temperament gewesen, denn man findet bei ihm ausgesprochen einige der Züge, die man als charakteristische bei Künstlernaturen gelten lassen will.

Sein Herz war ebenso gut, wie seine Intelligenz lebhaft, und selbst diejenigen, die ihm durchaus einen Tadel anhängen wollen, müssen sein unerschöpfliches Wohlwollen und seine tiefe und aufrichtige Herzensgüte anerkennen. Aber seine geistigen oder moralischen Fähigkeiten hatten immer etwas Ausschweifendes und Zügelloses an sich: sich zu mäßigen oder zu beschränken war ihm fast ganz und gar unmöglich, und er überließ sich mit der größten Sorglosigkeit den ausschweifenden Launen seines sofort mit ihm durchgehenden Temperaments. Einige derselben waren recht verdrießlich: ein Freund der Bewegung, die Heiterkeit liebend und das Leben über alles schätzend, hatte er das nötig, was man bei jedem andern als einem Throninhaber Kameradschaften aller Art nennen würde. So hatte er Günstlinge, Genossen seiner Vergnügungen, und wählte sie oft recht schlecht. Er hatte auch Liebschaften verschiedener, ja allzu verschiedener Art, über die er nicht einmal die erforderliche Diskretion zu wahren verstand. Doch wenn man von Karl XV. spricht und sich der Anspielung auf diese wenig erfreulichen Schwächen nicht enthalten will, soll man doch auch kein allzu großes Gewicht auf sie legen. Um eine Idee von seinem Wesen zu geben, ist es nicht nötig, bei diesen allzu intimen Einzelheiten zu verweilen, denn seine geradezu verblüffenden Einfälle erstrecken sich bis auf die feierlichsten Veranstaltungen.

Am Tage seiner Krönung legte er den Weg von der Kirche nach dem Königsschlosse der alten Sitte gemäß zu Pferde zurück, die Krone und den Krönungsmantel tragend, umgeben von den Großwürdenträgern in langen Hermelinschleppen; trotz dieses feierlichen Aufzuges wandelt ihn plötzlich die Lust an, einen Galopp anzuschlagen, und ohne alles weitere, unbekümmert darum, was aus dem Zuge werden würde, giebt er den Befehl, daß man zur Seite weichen solle. Nach der Aussage der Minister, die dabei zugegen gewesen, herrschte einen Augenblick wahre Todesangst: das gute Volk der Schweden stand im Begriffe, Zeuge des sonderbarsten Schauspiels der Welt zu werden, und man weiß nicht, wie die Sache abgelaufen sein würde, wenn es nicht glücklicherweise

dem Oberſtſtallmeiſter gelungen wäre, Seine Majeſtät zu bewegen, Ihre Rolle im Zuge einzuhalten. Dieſer Anfang war vielverſprechend; der weitere Verlauf der Regierung entſprach ihm, und vielleicht hat noch niemals in irgend einem Lande ein Herrſcher dem „hochanſehnlichen Protokoll“ und der „heiligen Etikette“ ſo grauſame Schnippchen geſchlagen. Als er ſeine Freundſchaft dem Angehörigen eines fremden Landes zugewandt, bezeigte er ſie ihm dadurch, daß er ihm das Großkreuz vom Orden des heiligen Olaf verlieh, eine an ſich ganz natürliche Sache, die er nur in ganz ſonderbarer Weiſe in Vollzug ſetzte. Auf einer Reiſe, als man gerade einen Imbiß zu ſich nahm, bewegte er ſich plötzlich, die Ordensinſignien in der Hand, auf den Betreffenden zu und ſagte ganz einfach: „Da, das iſt für Sie,“ ſich insgeheim jedenfalls an der unausſprechlichen Beſtürzung des Ausgezeichneten weidend, der, ein Butterbrot in der Hand und eine Sardine auf ſeiner Gabel aufgeſpießt, nicht wußte, wie er ſich zu der erforderlichen Würde aufraffen ſollte, um in ſchicklicher Weiſe dieſen hohen Beweis des königlichen Wohlwollens entgegenzunehmen. Ein andermal, als er während einer Jagdpartie über ernſtliche Dinge mit dem Geſandten Napoleons III. plaudern wollte, umfaßte er dieſen, hob ihn von dem Boden auf und ſetzte ihn ſich ganz ruhig auf den Schoß. Sobald er wieder freigelaſſen war, beeilte ſich der unglückliche Diplomat — ein kleines, dürres und ſteifes Männchen —, dem Premierminiſter zu erklären: „Ich liebe eine derartige Lage nicht.“ Er mußte ſich Mühe geben, dieſe Erklärung in einem gewiſſen trockenen Ton abzugeben, im übrigen aber trug er dem gutmütigen Rieſen, der ihn ſo ungezwungen behandelt hatte, die Sache nicht weiter nach. Das Benehmen Karls XV. verletzte nur ſehr ſelten, da es ſtets von Herzen kam und es ganz und gar nichts Unnatürliches an ſich hatte. Niemals lag in dieſen königlichen Launen auch das geringſte Vorbedachte. So fragte er, als er einmal in den Gärten von Drottningholm die Königin ſuchte, ein darüber ganz beſtürztes Kammermädchen: „Haſt du Luiſe nicht geſehen?“ Es kam das einfach daher, daß er, wenn er an die Königin dachte, dieſe nur Luiſe nannte. Als er im Palaſte von Stockholm einmal in die Gemächer ſeiner Mutter trat, welche den Tabak nicht leiden konnte, entledigte er ſich ſeiner Zigarre einfach dadurch, daß er ſie dem vor ihm das Gewehr präſentierenden Soldaten in den Mund ſchob; er that das jedoch lediglich deshalb, weil er im erſten Augenblick nicht wußte, wohin er ſie ablegen ſollte.

Aber gerade deshalb, weil die Launen Karls XV. vom Augenblick eingegeben waren, wiederholten ſie ſich unaufhörlich; jede Gelegenheit, jedes Vorkommnis in ſeinem täglichen Leben ließen ſie in nur zu großer Anzahl entſtehen, und man könnte viele Seiten damit füllen, wenn man alles das, was in dieſer Hinſicht erzählt wurde, aufſchreiben wollte. Der König von Schweden gab ſo ſeinem Volke, das manchmal ganz faſſungslos darüber war, meiſt aber die Sache mit gutem Humor aufnahm, das Beiſpiel eines dem Anſchein nach äußerſt leichtlebigen, in einem gewiſſen Sinne nichts weniger als königlichen Herrſchers, eines Herrſchers, der jedenfalls über allen hieratiſchen Formelkram

erhaben war, der verblüffen konnte, der so phantastisch wie möglich und dabei doch eine der glänzendsten Erscheinungen der Welt war.

Was seine Regierung anlangt, so war sie ernst und bedeutungsvoll. Um das begreiflich zu finden, braucht nur an drei Angelegenheiten erinnert zu werden, die wichtiger als alle andern und höchst bezeichnend sind. Dazu wohnt jeder ein besonderes Interesse bei: die eine bezieht sich auf die innere Regierung Schwedens, die andre auf die auswärtige Politik Schweden-Norwegens und die dritte auf das gegenseitige Verhältnis der beiden miteinander vereinigten Königreiche.

Die Union zwischen Schweden und Norwegen befriedigte so, wie sie von Bernadotte im Jahr 1814 hergestellt worden war, vollständig keines der beiden dabei interessierten Völker. Von Tag zu Tag gestalteten die Forderungen der Norweger, die sich für unterdrückt hielten, sich lebhafter; diese beständigen Anschuldigungen reizten die Schweden, die ihrerseits sich in ihren Rechten für verkürzt erachteten. Der schon lange schwebende Streit nahm an Erbitterung immer mehr zu, und eine Krise war unvermeidlich. Sie brach in dem Augenblick aus, als Karl XV. zur Regierung gelangte. In Stockholm protestierte der Reichstag gegen die Forderungen der Norweger; in Christiania nahm das Storthing das Recht für sich in Anspruch, die Landesangelegenheiten für sich allein zu regeln, ohne sich um Schweden zu kümmern, und gab gleichzeitig eine sehr weitgefaßte Definition dessen ab, was es die „rein norwegischen Fragen" nannte. Da nun aber gerade in den Grundbestimmungen, auf welchen das gegenseitige Verhältnis der beiden Länder zu einander errichtet worden war, viel Unbestimmtes und viel irrtümlich Aufgefaßtes vorhanden war, und da andrerseits die Ansichten der beiden Parteien sich praktisch nicht miteinander versöhnen ließen, wurde die dadurch geschaffene Lage bald sehr ernst. Eine unmittelbare und annehmbare Lösung erschien unmöglich, und die Verlängerung der Krise drohte die Union ernstlich zu erschüttern. Die königliche Regierung verstand es, sich geschickt durch diese verschiedenen Klippen hindurchzuwinden. Geschickte Manöver und eine ingeniöse Benutzung der in der Verfassung enthaltenen Spitzfindigkeiten gestatteten es, entscheidende Worte und einschneidende Maßregeln zu vermeiden. Die Schwierigkeiten wurden zwar nicht gelöst, aber herabgemindert und zurückgedrängt, und zwar derart und in einem solchen Umfang, daß die Sachen blieben, wie sie gewesen waren.

Kaum war diese Gefahr beseitigt, als eine andre Schwierigkeit sich erhob, die mindestens ebenso ernstlich war. Der Tod Friedrichs VII. von Dänemark und der Regierungsantritt Christians IX. hatten die schwierige Frage der Elbherzogtümer in eine entscheidende Phase treten lassen. Das Haus Augustenburg, das die Länder für sich in Anspruch nahm, trat von neuem mit seinen Forderungen auf; der Deutsche Bundestag entschied sich für eine Intervention zu seinen Gunsten, Preußen und Oesterreich richteten ihrerseits ein Ultimatum nach Kopenhagen, und im Februar 1864 kam es zum Kriege. Die Lage Dänemarks war sehr ernst und sogar verzweifelt, wenn es auf seine Kräfte angewiesen bleiben

sollte. Die Mächte hatten sich schon seit mehreren Jahren mit einer derartigen Eventualität beschäftigt und waren Verpflichtungen eingegangen, die man in gewissem Sinne als formelle ansehen konnte. Aber, wie es gewöhnlich geschieht, als der Augenblick gekommen war, das Versprochene zu halten, fand sich alles in Frage gestellt, und jede Regierung arbeitete, die Dinge nur von ihrem Standpunkt betrachtend, lediglich darauf hin, ihre unmittelbaren und persönlichen Interessen sicherzustellen. Die Abschätzung seiner wirklichen Interessen war für Schweden schwieriger als für irgend jemand anders. Konnte es, da es bereits im Jahre 1848 interveniert hatte, diesmal sich zurückziehen, ohne daß seine Nichtbeteiligung einer vollständigen Niederlage glich? Gefährdete, von allem andern abgesehen, die Vernichtung Dänemarks nicht in einer mehr oder minder fernen Zukunft seine eigne Sicherheit? Aber war es andrerseits so gestellt, daß es sich allein in diese Verwicklung stürzen konnte? An Ermutigungen fehlte es ihm nicht, und namentlich der Tuilerienhof ließ ihm solche ohne Unterlaß zu teil werden; und doch, was ließ sich Verläßliches auf einfache diplomatische Insinuationen bauen? War, alles recht erwogen, Zaghaftigkeit nicht minder gefährlich als Verwegenheit? Die königliche Regierung war dieser Ansicht. Sie fand sogar sehr plausible Gründe, den Schein zu wahren, und wußte es mit vielem Geschick dahin zu bringen, daß sie ihrer Würde nichts zu vergeben brauchte und doch einfacher Zuschauer der Niederwerfung Dänemarks blieb.

Die dritte und letzte große That der Regierung Karls XV. war die Umgestaltung des schwedischen Repräsentativsystems. Trotz Revolutionen und politischer Umwälzungen aller Art blieb der Reichstag in mancher Hinsicht das, was er vor ein bis zwei Jahrhunderten gewesen war. Die Vertreter der vier Landstände, Adlige, Geistliche, Bürger und Bauern, tagten nach wie vor getrennt voneinander und erledigten ihre Geschäfte in verzopfter Form und nach einem umständlichen und weitschichtigen Verfahren. Diese Sachlage, ein Folgezustand einer längst nicht mehr vorhandenen gesellschaftlichen Gliederung, erschien darum allein schon veraltet und hinderlich. Man hatte schon verschiedene Male versucht, ihn durch ein besseres, mehr im Einklang mit einem modernen Regierungssystem stehendes Räderwerk zu ersetzen, allein stets vergeblich. Eine Modifikation des Reichstags widerstritt Vorurteilen, die manchmal berechtigt waren, und zahlreichen Personen- und Klasseninteressen; jeder Vorschlag zu einer Reorganisation führte überdies zu einer endlosen Reihe heikler und verwickelter Probleme, denn abstrakte Prinzipien sind in derartigen Fällen von nur zweifelhaftem Nutzen, und das bloße Herkommen gestattet einen Ueberblick über die wirklichen Folgen konstitutioneller Gesetze gewöhnlich nur dann, wenn es zu spät ist. Trotzdem widersetzten sich die wohlerwogenen Interessen des Landes einer Aufrechterhaltung des status quo, und die immer größer werdenden Ansprüche eines Teiles der öffentlichen Meinung erschienen berechtigt. Die Regierung des Königs war klug genug, das einzusehen. Sie arbeitete ein Projekt aus, das alle Standesvorrechte aufhob und an Stelle der Versammlungen der vier Landstände zwei Kammern, ähnlich denen in andern konstitutionellen Staaten, setzte;

dieses Projekt legte sie dem Reichstag von 1865 vor, und es gelang ihr, dasselbe gerade durch die privilegierten Klassen zur Annahme bringen zu lassen, die auf diese Weise sich selbst zu politischer Bedeutungslosigkeit verurteilten.

Durch diese Reform von 1865 gelangte Schweden ohne Erschütterungen irgend welcher Art zu einem Ziele, das in sehr vielen andern Ländern nur um den Preis schrecklicher, oft in Ströme von Blut getauchter Konvulsionen hat erreicht werden können. Die ganze politische Organisation war mit einem Schlage eine andre geworden, und es wurden für die Zukunft einschneidende Aenderungen möglich. Die Regierung hatte bei diesem Anlasse eine entschieden liberale Haltung gewahrt, die darum sogar etwas gewagt erscheinen kann. Es lag thatsächlich eine gewisse Kühnheit darin, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die bis dahin die Opposition für sich ausgebeutet hatte, und sich für Maßnahmen zu entscheiden, deren Tragweite niemand recht abschätzen konnte. Allein von freien Stücken einer Reihe von oft gerügten Mißständen zu begegnen, war jedenfalls weit besser, als abzuwarten, bis man es gezwungen hätte thun müssen. Die von der Regierung gewahrte Haltung war daher genau genommen eine durchaus wohlerwogene und kluge, und die Art, wie sie die Angelegenheit der Volksvertretung leitete, gleicht ganz und gar der Handlungsweise, die sie bei den beiden vorhin erwähnten Anlässen bethätigte. Die Wendung, die der zwischen Schweden und Norwegen geführten Debatte verliehen wurde, ließ für eine Zeit lang Schwierigkeiten auf sich beruhen, die nicht zu heilen waren, und die ablehnende Haltung gelegentlich des Kriegs um die Herzogtümer zeigt trotz der von außen sich herandrängenden Versuchungen das Bestreben, die von Karl Johann begonnene Politik fortzusetzen, Schweden allen Zwistigkeiten fern zu halten und das Heil des Landes nur in dessen inneren Entwicklung zu suchen. Die in dem einen wie in dem andern dieser beiden Fälle getroffenen Lösungen sind gleichfalls ruhig und gemäßigt. Schwerwiegende Entscheidungen, ernste Maßnahmen und ebenso kluge wie weise Bestimmungen — das sind demnach die Ausdrücke, deren man sich bedienen muß, wenn man die Regierung König Karls XV. charakterisieren soll. Wenn es sich aber um den König selbst handelt, dürfte keine der gewählten Bezeichnungen mehr zutreffen, und so zeigt sich von Anfang an ein merkwürdiger und eigenartiger Unterschied.

*

Gleichwohl ist es nicht möglich, den König von seiner Regierung zu trennen. Denn trotz des äußeren Anscheins, der dazu verleiten könnte, die Thatsache unglaublich erscheinen zu lassen, ist Karl doch wirklich und vollständig König. Wenn auch der Künstler sich bei ihm gern in den Vordergrund drängt, verdunkelt er doch niemals den Herrscher. Gewiß, wenn dieser irgend einen Minister nach dem Schlosse kommen läßt, wo er gerade Sommeraufenthalt hält, geschieht das nicht, um sich den ganzen Tag mit ihm in sein Kabinett einzuschließen. Er fordert ihn auf, mit ihm einen Kahn zu besteigen, und rudert ihn oft stundenlang umher, oder er geht mit ihm an den Seen spazieren, Verse improvisierend.

Es sind das übrigens aufregende und fast gefährliche Vergnügungen. Nach Reimen suchend, vergißt Seine Majestät richtig zu rudern; sein Gefährte, an den Respekt und die Etikette gebunden, selbst wenn der Monarch sie vernachlässigt, wagt sich weder einzumischen, noch eine Bemerkung zu machen, und so gelangt die Barke, dem launenhaften Spiel der Wellen überlassen, fast nur wie durch ein Wunder zur Landestelle zurück. Handelt es sich aber um wirkliche Arbeit, so kommen die Räte gleichfalls sofort außer Fassung, sei es wegen einer sie befremdenden Gleichgültigkeit, sei es wegen des Eingehens auf belanglos scheinende Kleinigkeiten.

Thronreden können von einschneidender Bedeutung sein, und Karl XV. hat seinerseits einige recht bezeichnende gehalten. Trotzdem schien er sich nicht sonderlich um das zu kümmern, was man ihn bei diesen Gelegenheiten sagen ließ. Nur bestand er ein für allemal darauf, daß das Wort „Fäderneslandet“ (Vaterland) in den Reden nicht vorkommen dürfe, weil er dieses — aus welchem Grunde, weiß man nicht — für schwer auszusprechen hielt. Im übrigen beschränkte er sich darauf, flüchtig den ihm vom Premierminister vorgelegten Entwurf durchzusehen und mit seiner Zigarre die Stellen zu bezeichnen, an denen er etwas kräftigere Ausdrücke wünschte. Das Ungewöhnliche und Phantastische, das Karl XV. in allen seinen Lebensgewohnheiten zu erkennen gab, folgt ihm auf diese Weise bis in die Behandlung der Staatsangelegenheiten, allein er entzieht sich nicht systematisch den Pflichten, die ihm auferlegt sind. Die nachlässige Ungebundenheit, die er manchmal zu erkennen giebt, verhindert ihn nicht, sich recht ernsthaft um den Lauf der Regierung zu kümmern. In gewissen Fällen ist sogar seine Intervention derart lebhaft und direkt, daß seine Minister daran Anstoß nehmen. Wenn es ihm einfiel, einen Diplomaten auf seinen Schoß zu nehmen, geschah das, wie wir gesehen haben, um mit ihm geschäftlich zu verhandeln. Man überrascht ihn dabei, wie er sorgsam die großen, auf der Tagesordnung stehenden Fragen studiert, und wie er sich von denselben Ministern, die er im Kahn spazieren führt, Noten und Denkschriften überreichen läßt, über die er reiflich nachdenkt, und die er nur mit eingehenden Notizen von seiner Hand versehen zurückgiebt.

Denn von dem Augenblick an, da Karl XV., wie es seine Pflicht war, seine Herrscherrolle übernahm und sich selbst um die Regierung bekümmerte, brachte er in dieselbe seine eignen, persönlichen Ansichten mit Selbstverständlich entzog er sich dabei der Beeinflussung nicht. Im Gegenteil, seine Räte beklagten sich sogar zuweilen darüber, wenn sie sahen, wie seine Ansichten über die zu ergreifenden Maßnahmen sich in weitem Umfange nach dem Grade der Sympathie richteten, die er den sie vorschlagenden Persönlichkeiten entgegenbrachte. Ebensowenig durfte man erwarten, bei ihm einen festumschriebenen Kreis von Grundsätzen und Meinungen anzutreffen. Seine Intelligenz war zu lebhaft, als daß er in politischer Hinsicht nicht Ansichten gehabt hätte, die im Grunde genommen recht persönlich waren, allein Künstler und nicht Denker, dachte er nicht daran, sie zu einer unbeugsamen und abstrakten Doktrin zusammenzufassen. So ist er

zum Beispiel das, was man der landläufigen Redeweise nach konservativ nennt. Souveräne sind das häufig. Allein der Einfluß der als erblich überkommenen Traditionen und das durchaus berechtigte Verlangen, weltliche Vorzugsrechte für sich in Anspruch zu nehmen, bestimmen sie nicht allein. Alte Einrichtungen haben fast immer etwas Verehrungswürdiges an sich und einen gewissen künstlerischen Zug, der Poetengemüter leicht für sich einnimmt. Der Konservativismus Karls XV. war darum weder kleinlich noch egoistisch und auch nicht allzu absolut. Er war eigentlich kaum etwas weiter als eine geistige Neigung, mehr Tendenz als Doktrin. Fast das Gleiche gilt von den meisten politischen Ansichten, die man bei dem König antrifft. Es ist daher nicht möglich, eine genaue übersichtliche Darstellung derselben zu geben. Es ist besser, ein einziges bestimmtes Beispiel herauszugreifen. Das Verhalten Karls XV. bei einer der obenerwähnten großen Angelegenheiten bietet übrigens ein vortreffliches dar, denn gelegentlich der dänischen Verwicklungen sah man das zu Tage treten, was man, einen Ausspruch von trauriger Berühmtheit parodierend, den „großen Gedanken", wenn nicht der Regierung, so doch wenigstens des Königs nennen könnte.

Um das erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte eine neue Empfindungsweise sich im Norden, in Dänemark sowohl wie in Norwegen und Schweden, geltend zu machen begonnen. Unter dem Einflusse der aufstrebenden Romantik begeisterte die Litteratur sich mehr und mehr für die lokalen historischen Ueberlieferungen und sang Tag für Tag ihr Lob in höherer Weise. Nun flossen aber die Ueberlieferungen der drei Königreiche aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der großen epischen Epoche der altnordischen Zivilisation. Da andrerseits indes die allgemeinen politischen Verhältnisse sich geändert hatten, hatten die alten Rivalitäten und der jahrhundertealte Haß keinen Grund zum Dasein mehr. Sie schwanden nach und nach, um einer Art von brüderlichen Anwandlungen Platz zu machen, und so trat der Skandinavismus zu Tage. Da er zu Paten Historiker und Dichter hatte und er in dem Bannkreise der Universitäten aufkam, aus denen seine Anhänger sich hauptsächlich rekrutierten, wurde er niemals eine eigentliche politische Doktrin, die einen bestimmten Zweck verfolgt und sich über die zu seiner Erreichung erforderlichen Mittel Rechenschaft abgelegt hätte. Im Jahre 1848, als Oskar I. in der Angelegenheit der Herzogtümer intervenierte, waren es vielleicht nicht Erwägungen einfachen Interesses, die sein Verhalten diktierten. Jedenfalls war das Betragen Karls XV. ein sehr klares und bestimmtes. Der große Anteil von Chimären, der im Grunde diesen edlen Brüderlichkeitsträumen beiwohnte, war nicht danach angethan, einen Geist wie den seinigen zu befremden, während sein ritterliches und enthusiastisches Temperament sich in fast selbstverständlicher Weise für eine hochherzige Sache entflammte. Während einer Reise nach Paris entwickelte er seine Ideen dem Kaiser Napoleon III., der sie durchaus billigte; aber die Ermutigungen des zerfahrenen Vorkämpfers der Nationalitätsidee beweisen durchaus nicht, daß seine Absichten realisierbar gewesen wären, im Gegenteil. Der König von Schweden versuchte es indes, sie zu verwirklichen. Als einfacher Schriftsteller oder Universitätsprofessor

würde er sich gleich vielen andern damit begnügt haben, schwungvolle Oden zu dichten oder begeisterte Reden zu halten. Als Souverän wollte er seine Macht in den Dienst seiner Herzensneigungen stellen. Durch Freundschaft mit Friedrich VIII. verbunden, hatte er mit diesem nachmals viel besprochene Zusammenkünfte, die zu einem förmlichen Allianzvertrag führten. Er ging sogar noch weiter und träumte von einer Kombination, nach welcher die vollständig und für immer verbrüderten drei skandinavischen Reiche unter einem Zepter vereinigt werden sollten. Und alle diese Wünsche und alle diese Projekte beschäftigten ihn sehr lange, wenn sie selbstverständlich auch je nach dem Verlaufe der Ereignisse ihre Gestalt wechselten; durch ihre Beharrlichkeit aber thaten sie gerade die unerschütterliche Lauterkeit seiner Absichten dar. Die Art, in der er versuchte, sie Gestalt gewinnen zu lassen, die Unterhandlungen, die er persönlich führte, und die Verträge, die er ohne Vorwissen seiner Minister abschloß, beweisen, wie sehr er es verstand, sich für Staatsangelegenheiten zu interessieren und seinen Ansichten Nachdruck zu verleihen.

Dieselbe Erscheinung läßt sich noch bei vielen andern Gelegenheiten wahrnehmen; manchmal standen die Lösungen, zu denen man gelangte, in förmlichem Widerspruche zu den geheimen oder zugestandenen Intentionen des Souveräns. Einer der bedeutendsten Staatsmänner der Zeit versichert sogar, in allen wichtigen Fällen seien die Entscheidungen gegen den Willen des Königs getroffen worden. So erklärt sich zu großem Teile der Gegensatz, der uns zwischen der klugen, vernünftigen und verständnisvoll liberalen Regierung und dem konservativen, abenteuerlichen und ritterlichen König entgegentritt. Gleichwohl tritt, wenn wir diese Thatsache einmal gelten lassen, der Gegensatz wieder unter einer andern Form auf, und der Fall erscheint noch merkwürdiger. Die Entscheidungen, die den Ideen Karls XV. so zuwider waren, wurden ihm durchaus nicht mit Gewalt entrungen. Alles in allem erwogen, gingen sie von ihm aus.

Die Macht, deren er sich wirklich erfreute, war immerhin beträchtlich. Der alte Reichstag, mit dem er sich während der ersten Hälfte seiner Regierung abfinden muß, und der trotz seiner weit ausgehenden Befugnisse nicht wohl im stande ist, eine Probe von der beständigen störenden Einmischung abzulegen, von der sich bei andern politischen Versammlungen so viele Beispiele finden, und das spätere, mehr moderne Parlament empfangen in weitem Umfange Anregung von seiner Art zu handeln und von seinen Ueberlieferungen. Die Minister, die Erben des alten Königlichen Rats, sind weit mehr die Mitarbeiter des Souveräns als die der Kammern. Sorgfältig gehütete Sitten, Gewohnheiten und Anschauungsweisen, deren Ursprung bis auf die alte absolute Monarchie zurückgeht, vermehren endlich die Bedeutung der dem Könige zugewiesenen Rolle. Dieser kann nicht allein, gegen die Minister oder die Abgeordneten, regieren, aber weder Minister noch Abgeordnete sind im stande, ihm gewaltsam ihre Anschauungsweise aufzunötigen. Nichts hindert ihn, mit einem Worte, die allgemeine Politik nach dem Sinne zu gestalten, der ihm beliebt, und in der Mehrzahl der Fälle seine eignen Ideen zur Geltung zu bringen.

In der That versucht er es, wie wir gesehen haben, aber sofort lehnen die Minister sich dagegen auf, und der Streit beginnt. Augenscheinlich ein ungleicher Streit, da der König sein „Ich will“ aussprechen kann, während die Minister Gefahr laufen, sich vor die Notwendigkeit gestellt zu sehen, entweder nachzugeben oder ihre Entlassung zu nehmen; indes tragen sie allemal den Sieg davon, allerdings nicht mit leichter Mühe. So wurden zum Beispiel gelegentlich der norwegischen Frage die Debatten hitzig und zogen sich in die Länge; gelegentlich der Frage der Herzogtümer gingen die Dinge noch weiter. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten besaß allein Kenntnis von den mit Dänemark gepflogenen Verhandlungen. Als im September 1863 seine Kollegen davon Wind bekamen und sie namentlich erfuhren, daß das Wort des Königs bereits verpfändet sei, war ihre Erregung groß. Weniger für den Skandinavismus begeistert, weniger von sentimentalen Erwägungen geleitet und vor allem von den Gefahren betroffen, in die ein derartiges Abenteuer das Land verstricken könne, beschlossen sie, Erklärungen zu verlangen und ihrer Anschauungsweise die Oberhand zu verschaffen. Die hauptsächlichsten von ihnen ließen sich daher eine Audienz im Schlosse Ulriksdal geben. Sie begann um die Mitte des Nachmittags und dehnte sich bis zehn Uhr abends aus. Der dabei geführte Ton war von einer wahrhaft unglaublichen Kühnheit. Karl XV. bestätigte, daß es sein Wille sei, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren; es fand sich jemand, der sich nicht scheute, ihm zu entgegnen, eine derartige Handlungsweise habe schon verschiedene seiner Vorgänger um Ruhm und Thron gebracht. Der König hörte das alles ruhig an; er beschloß nicht, wie er es gekonnt hätte, die ihm widerstrebenden Minister zu entlassen und andre, gefügigere zu berufen. Er schlug zunächst an jenem Tage einen vermittelnden Schritt vor: die Befragung der andern verbündeten Höfe; dann ließ er sich zu noch weiteren Zugeständnissen verleiten, und schließlich wich er Schritt um Schritt zurück und gab zu, daß Schweden nichts unternehmen solle.

War er wirklich andern Sinnes geworden? Die Frage ist schwer zu entscheiden. War er, als die Kammern sich darüber wunderten, königliche Vorschläge zu vernehmen, die auf die Einführung einer Reihe liberaler Reformen abzielten, von den Vorzügen der Maßnahmen überzeugt, die er in seinem Namen in Vorschlag bringen ließ? Man möchte es kaum behaupten. In seinem Innern erhielten seine Lieblingsideen sich unversehrt; seine Neigungen und Wünsche blieben zweifellos die alten. Nur wahrte sein Wille bei reiflichem Erwägen nicht die gleiche Stärke wie seine Einbildungskraft. So fähig er war, unversehens einen kühnen Entschluß zu fassen, verfügte er später doch nicht über die ruhige Energie, die erforderlich ist, bei dem einmal Beschlossenen zu beharren.

Er ließ sich von der Trägheit leiten, von der Unfähigkeit, bei dem Gewollten auszuharren. Doch läßt sein Betragen noch eine andre Erklärung zu, die ihm mehr Ehre machen würde und sich übrigens mit der obigen vereinbaren ließe. Man darf nämlich nicht vergessen, daß er die Minister, die sich ihm widersetzten, großenteils selbst gewählt hatte, und zwar im vollen Bewußtsein der Tragweite

seines Schritts, und sein Wille erhielt sie bei der Führung der Geschäfte. Er gab ihnen daher nicht unrecht. Ihre Ideen waren ihm gar oft unsympathisch: die Sache schien keinen Zweifel zu leiden, aber von da bis zu dem Aussprechen, daß er sie für unopportun erachte, ist noch ein weiter Schritt. Intelligent, wie er war, mußte Karl XV. mehr oder minder klar empfinden, daß die Ausführung der Ideen, die ihm am liebsten waren, auf unzählige Schwierigkeiten stoßen oder gar Unzuträglichkeiten herbeiführen würde: er war wirklich in gewissem Sinne ein König einer andern Zeit. In den Tagen des Rittertums, der Gefühlspolitik und der romantischen Abenteuer würde seine Natur sich nach Belieben ausgedehnt haben; unsre positive, komplizierte und praktische Zeit fröstelte sie an und engte sie ein. Eindrucksvoll und feinfühlig, wie er war, merkte er das selbst. Die geheimen Wünsche seines Herzens blieben stets dieselben; als er aber die Ueberzeugung gewann, daß sie mit der ihn umgebenden Wirklichkeit nicht im Einklang stünden, verzichtete er schließlich darauf, ihnen freien Lauf zu lassen, und pflichtete vernünftigeren Ratschlägen bei.

Diese Nachgiebigkeit, wenn sich ihr auch etwas Schwäche beigesellen sollte, und dieses opferwillige Entsagen, um die Dinge ihre naturgemäße Entwicklung nehmen zu lassen, deuten durchaus nicht auf einen gewöhnlichen Herrscher hin. Trotz des scheinbaren Gegenteils war Karl XV. ein weiser und verdienstvoller König. Man darf auch nicht vergessen, daß der beständige Gegensatz zwischen dem, was den Gegenstand seiner Träume bildete, und dem, was er that, zuweilen schwer auf ihm lasten mußte, und daß bei mehr als einem Anlasse sicherlich ein gutes Teil Schwermut sich unter seinem extravaganten Wesen barg. Man hat behauptet, die Königin-Witwe, seine Mutter, habe von ihm gesagt: „Karl hat niemals Glück gehabt in dem, was er unternahm. Er hat das Menschenmögliche gethan, um sich unbeliebt zu machen, und trotzdem vergöttern ihn seine Unterthanen.“ Wäre der Ausspruch authentisch, so wäre er doch hart bis zur Ungerechtigkeit. Gewisse Eigentümlichkeiten, wie sie von uns im Verlaufe unsrer Darlegungen berührt worden sind, möchten kaum geeignet sein, eine allzu große Verehrung vor ihm aufkommen zu lassen, viele andre dagegen wenden ihm unsre Sympathie zu. Und dank der Eigentümlichkeiten seiner Handlungsweise, der Gegensätze, die sich zwischen seiner Person und seiner Regierung bemerkbar machen, und einer Empfindungsweise, die man ihm glaubt beilegen zu können, bleibt er auch für diejenigen, die ihn nicht näher gekannt haben, eine nach mancher Richtung hin rührende Gestalt, die gerade darum merkwürdig und anziehend ist.

Die Ballon-Brieftaubenpost während der Belagerung von Paris 1870/71.

Von

Groß, Hauptmann der Luftschifferabteilung.

Nach der Entscheidungsschlacht bei Sedan am 2. September 1870, welche dem französischen Kaisertum ein Ende bereitete, rückten die siegreichen deutschen Heere unaufhaltsam mit einer den Franzosen überraschenden Schnelligkeit gegen das Herz Frankreichs, das stolze Paris, vor, so daß schon am 19. September die Riesenfestung von allen Seiten umschlossen war.

Die rege Vaterlandsliebe des französischen Volkes war zum äußersten Widerstande entschlossen. Zwar waren die stolzen Heere des Kaiserreiches mit diesem verschwunden, allein unter der Leitung einer thatkräftigen und rücksichtslosen Diktatur wuchsen sofort in allen noch nicht besetzten Teilen Frankreichs neue Armeen aus dem Boden, alle beseelt von dem einen Gedanken und dem einen Ziele, den schmachvollen eisernen Gürtel, der die geliebte Hauptstadt umschloß, zu durchsprengen. Jedoch alle Versuche, Paris zu entsetzen, scheiterten ebenso wie die zahlreichen Ausfälle der Belagerten selbst an der zähen Ausdauer und Tapferkeit der deutschen Truppen, die ihre sichere Beute, wie ein Adler seinen Raub, nicht mehr lassen wollten.

So blieb denn den Parisern nichts mehr übrig, als sich in das unvermeidliche Schicksal zu fügen. Nur die Hoffnung auf eine Rettung von außen gab ihnen den Mut und die Ausdauer, die Leiden und Entbehrungen einer monatelangen Einschließung und Beschießung zu ertragen.

Der eigentliche Sitz der neuen Regierung verblieb, obgleich die Einschließung von Paris vorauszusehen war, in der Hauptstadt selbst; es wurde jedoch in aller Eile eine Delegation der Regierung in Tours zusammengesetzt, um die verschiedenen Verwaltungen in Betrieb zu erhalten und hinter der Loire eine Entsatzarmee zu organisieren. Solange noch eine telegraphische oder überhaupt eine Verbindung zwischen der eigentlichen Regierung in Paris und der stellvertretenden in Tours möglich war — dieses war bis zum 21. September noch der Fall —, funktionierte dieser Regierungsmechanismus; er versagte aber sofort, nachdem diese Verbindungen vom Belagerer unterbrochen und aufgehoben waren. Unter den einzelnen Mitgliedern der Delegation der Regierung in Tours war keine rechte Einigung zu erzielen, vor allen Dingen aber fehlte es ihr an der nötigen Autorität im Lande. Da erschien zur rechten Zeit mitten unter den streitenden Parteien der Mann, der berufen war, den erlöschenden Brand des Krieges durch seine rastlose Thätigkeit und rücksichtslose Energie im Dienste einer glühenden Vaterlandsliebe wieder zu entfachen, Leon Gambetta. Derselbe sah sehr bald ein, daß unter den obwaltenden Umständen Paris nie und nimmer auf Entsatz

hoffen könne. Kurz entschlossen, vertraute er sich daher am 7. Oktober einem der ersten von der Regierung beschafften Luftballons an, um in Tours die Zügel der Regierung in seine eigne Hand zu nehmen.

Diese Luftballonfahrt, die eine historische genannt zu werden verdient, da von ihrem Gelingen die Fortsetzung des Krieges abhing, verlief nicht ohne interessante Abenteuer.

Auf dem Platze St.-Pierre am Montmartre, auf welchem am 7. Oktober zwei große Ballons zur Abfahrt bereit standen, harrte eine ungeheure Menschenmenge mit Spannung der Abreise des Ministers. Um elf Uhr vormittags erhoben sich beide Ballons, der „Armand-Barbes" mit Gambetta und seinem Sekretär Spuller, von einem Aeronauten, Trichet, geführt, und der Ballon „George-Sand" mit zwei Amerikanern an Bord, welche die Gefahren einer Luftreise denen der Belagerung vorzogen. Beide Ballons ließen, von dem sehr schwachen Südwinde nach Norden getrieben, St.-Denis zur Rechten und wurden, sobald sie die feindliche Vorpostenlinie passierten, mit Geschütz- und Gewehrfeuer empfangen. Der Ballon, der Gambetta trug, fiel ganz plötzlich, sei es infolge mangelhafter Führung, sei es vielleicht auch, daß er verletzt war, unaufhaltsam bis zur Erde nicht weit von einem preußischen Wachtposten. Die Insassen des Ballons warfen schleunigst Ballast in großer Menge aus, der Ballon erhob sich wieder, ehe er eingefangen werden konnte. In der Nähe des Ortes Creil wurde der kaum zweihundert Meter hoch fliegende Ballon von württembergischen Truppen entdeckt und beschossen. Zum Glück für Gambetta gelang es dem sonst recht ungeschickten Führer, den Ballon auf achthundert Meter zu heben, ehe die Württemberger zur ersten Salve kamen, wobei der Minister an der Hand leicht verwundet wurde. Da der Ballast verausgabt war, konnte sich der Ballon nur noch in mäßiger Höhe halten; er wurde noch einmal von preußischen Truppen beschossen, welche an einem Waldrande im Biwak lagen. Der Ballon fiel hierauf mitten im Walde nieder und blieb an den Aesten einer mächtigen Eiche hängen. Zum Glück waren schnell Bauern zur Stelle, welche die Luftreisenden und auch den Ballon nach Montdidier schafften, ehe die den Wald absuchenden Patrouillen den Platz erreichten. Der zweite Ballon wurde geschickter geführt; er landete ohne alle Fährlichkeiten um vier Uhr nachmittags bei Cremery in der Nähe von Roye. Am folgenden Tage reiste Gambetta über Rouen und Le Mans nach Tours, nachdem er folgende Depesche durch eine Brieftaube nach Paris gesandt hatte:

Montdidier, den 8. abends.

„Nach unglücklicher Landung im Walde von Epineuse angekommen, Ballon entleert. Wir sind mit knapper Not den preußischen Schützen entgangen und dank dem Maire von Epineuse hierher gekommen, von wo wir über Amiens, Le Mans nach Tours mit der Eisenbahn fahren. Die preußischen Linien endigen bei Clermont, Compiègne und Breteul in l'Oise. In La Somme ist kein Preuße. Von allen Seiten erhebt sich das Volk in Masse. Das Gouvernement der Verteidigung wird allenthalben freudig begrüßt. Gambetta."

Sehr bald zeigte sich die energische Thätigkeit Gambettas von Erfolg gekrönt. Es gab keinen Zweig der Regierung, den dieser überaus fähige Mann nicht wieder zur Thätigkeit entflammte.

Gambetta übertrug dem mit der Delegation der Regierung nach Tours entsandten Telegraphendirektor Mr. Steenackers auch noch die Geschäfte eines General-Postdirektors und vereinigte so diese für die Verbindung mit Paris wichtigsten Dienstzweige in einer Hand. In Paris selbst verblieb der bisherige General-Postdirektor Mr. Rampont. Zwischen den beiden sehr ehrgeizigen Männern entstand bald ein Wettstreit, der ihrer Aufgabe, der Verbindung von Paris mit der Provinz und umgekehrt, nur dienlich sein konnte.

Nachdem am 24. September das in aller Eile noch vor der Einschließung in der Seine verlegte Telegraphenkabel durch die Belagerer zerstört und auch die sogenannte Poste fluvial[1]) durch oberhalb der Festung quer durch die Seine gespannte engmaschige Netze gesperrt worden war, gelang es, die Festung vollkommen von der Außenwelt abzuschneiden. Es galt nunmehr außergewöhnliche und neue Mittel der Verbindung zu ersinnen und anzuwenden. Land- und Wasserweg waren gesperrt, es blieb also nur noch der Luftweg übrig. Diesen konnte selbst der aufmerksamste Belagerer nicht abschneiden. Es richteten sich daher sehr bald die Augen und das Interesse der Belagerten auf die Luftballons, welche bisher nur Vergnügungszwecken gedient hatten.

In Paris waren von der Regierung der nationalen Verteidigung drei militärische Ballon-Beobachtungsstationen organisiert worden, welche einem Genieoberst unterstellt und von Zivilaeronauten bedient wurden. Dieses Material wurde dem General-Postmeister zur Verfügung gestellt, als er den Auftrag erhielt, mit Hilfe von Ballons eine Verbindung mit der Provinz zu schaffen. Außerdem waren zurzeit noch sechs Privatballons in Paris, welche angekauft und in gebrauchsfähigen Zustand gesetzt wurden. Nachdem vier derselben Paris verlassen und ihre glückliche Landung durch Brieftauben zurückgemeldet hatten, ging der Postmeister energisch an die Organisation dieser originellen Verbindung. Mit zwei renommierten Aeronauten, Eugen Godard und Gabriel Yon, wurde ein Lieferungskontrakt auf Ballons abgeschlossen. Ersterem wurde der Orleansbahnhof, letzterem der Nordbahnhof zur Errichtung ihrer aeronautischen Werkstätten zur Verfügung gestellt.

Die Lieferungsbedingungen waren folgende:

„Die Ballons sollen circa 2000 Kubikmeter Inhalt haben, aus bestem Baumwollenstoff angefertigt, mit Leinöl gasdicht gemacht sein und ein Netz in

---

[1]) Diese originelle Einrichtung bestand darin, daß hohle Metallkugeln, welche die Nachrichten enthielten, oberhalb Paris bei Moulins in die Seine geworfen wurden und nun mit dem Strom in die Festung treiben sollten. Dieselben schwammen unterhalb der Wasseroberfläche. Durch ein Uhrwerk sprang dann nach einer bestimmten Zeit ein Fähnchen über die Oberfläche des Wassers, um die Kugel sichtbar zu machen. Auf jenem befand sich die Adresse. Bei der Beseitigung der Netze nach der Kapitulation fanden sich diese Kugeln in Masse vor.

Filetform aus geteerten Hanfseilen besitzen. Der Ballonkorb soll Raum für vier Personen bieten. Mit Leuchtgas gefüllt, muß der Ballon außer seinem Eigengewicht mit allem Zubehör noch nach zehn Stunden eine Last von 500 Kilogramm zu heben vermögen." Für jeden Ballon, dessen Lieferungsfrist genau bestimmt war, wurden 4000 Franken gezahlt. Hiervon mußte der Lieferant dem Luftschiffer, den er zu stellen hatte, 300 Franken zahlen.

Nachdem die wenigen Berufsluftschiffer, welche in Paris vorhanden waren, die Festung im Ballon verlassen hatten, mußten Matrosen oder Freiwillige die Führung der Ballons übernehmen, die denn auch recht viel zu wünschen übrig ließ, wie wir bereits gesehen haben. Man gab diesen Leuten eine Unterweisung über den Gebrauch des Ventiles und Ballastes und sagte ihnen, wann sie etwa zu landen hätten, indem man hierbei je nach der Windstärke eine mittlere Fahrgeschwindigkeit annahm.

Nachdem die Postdirektion eine genügende Anzahl von Ballons zur Verfügung hatte, wurden im allgemeinen die Tage bestimmt, an welchen Ballons aufsteigen sollten. Natürlich konnte hierbei von der Regelmäßigkeit einer gewöhnlichen Post- oder gar Eisenbahnverbindung nicht die Rede sein, da die Abfahrt der Ballons von der Stärke und Richtung der Windströmungen abhängig gemacht werden mußte. Die einlaufenden Postsachen, welche nach der Provinz abgehen sollten, wurden nach dem Datum ihrer Aufgabe geordnet und bis zu einem bestimmten Gewicht je nach der Tragfähigkeit des nächsten abgehenden Ballons expediert. Interessant sind die diesbezüglichen Verordnungen der Regierung:

I. Verordnung vom 26. September.

Artikel 1. Die Postverwaltung ist angewiesen, durch bemannte Ballons die gewöhnlichen Briefe für Frankreich, Algier und das Ausland zu expedieren.

Artikel 2. Das Gewicht der Ballonbriefe darf 4 Gramm pro Brief nicht übersteigen. Die Taxe für das Porto wird auf 20 Centimes festgesetzt. Die Frankierung ist obligatorisch.

II. Verordnung.

Artikel 1. Die Postverwaltung ist ermächtigt, durch freifliegende, nicht bemannte Ballons Postkarten zu expedieren, welche auf einer Seite die Korrespondenz, auf der andern die Adresse enthalten.

Artikel 2. Die Postkarten sind aus Velinpapier von höchstens 3 Gramm Gewicht, 11 Centimeter Länge, 7 Centimeter Breite zu fertigen.

Artikel 3. Die obligatorische Frankierung beträgt für Frankreich und Algier 10 Centimes.

Artikel 4. Das Gouvernement behält sich vor, alle Postkarten, die dem Feinde irgend welche nützlichen Mitteilungen enthalten, zurückzubehalten.

Infolge dieser Verordnungen kam ein intelligenter Buchdrucker auf die Idee, mit solchen vorschriftsmäßigen Ballonbriefbogen eine Zeitung (Journal officiel) zu verbinden, aus welcher der Empfänger von Ballonbriefen auch gleichzeitig das Neueste aus Paris erfahren konnte.

Einzelne Ballons trugen bis 125000 solcher Briefe.

Während man mit den nichtbemannten Ballons schlechte Erfahrungen machte, indem dieselben sehr häufig in Feindeshand fielen, funktionierte der Betrieb mit den bemannten Ballons ausgezeichnet.

Es sind 66 Ballons aus der belagerten Festung expediert worden. Dieselben trugen 168 Personen, 10194 Kilogramm Postsachen, also circa 3 Millionen Briefe, 363 Brieftauben, 5 Hunde und 2 Kisten mit Dynamit.

Von diesen Ballons kamen 52 in Frankreich, 5 in Belgien, 4 in Holland, 2 in Preußen und 1 in Norwegen zur Erde. 18 fielen innerhalb der feindlichen Linien nieder, von denen aber nur 5 gefangen wurden, 2 Ballons gingen im Meer verloren.

Ehe wir hier einige der interessantesten Fahrten dieser Ballons beschreiben, wollen wir zunächst die Verbindung der Provinz mit Paris betrachten.

Auch Steenackers kam zunächst auf die Idee, den Luftweg zur Verbindung mit der belagerten Festung zu benutzen, nachdem ihm alle übrigen Wege abgeschnitten worden waren. Man versuchte daher, durch eine aus Fachleuten zusammengesetzte Kommission in aller Eile ein lenkbares Luftschiff zu erbauen. Hierbei hat der durch seine späteren Versuche auf diesem Gebiete bekannte Marineingenieur Dupuy de Lôme[1]) Bemerkenswertes geleistet. Indessen erkannte man bald, daß zur Konstruktion eines lenkbaren Luftschiffes weder die Kräfte und Mittel, noch auch die Zeit ausreichten.

Man ging daher auf einen Vorschlag der Luftschiffer Gebrüder Tissandier, welche per Ballon aus Paris eingetroffen waren, ein. Diese schlugen vor, nach Orléans, Chartres, Evreux, Dreux, Rouen, Amiens, Städten, welche in der Nähe von Paris liegen, große Gasanstalten besaßen und noch nicht vom Feinde besetzt waren, Aeronauten mit guten Ballons zu senden und ihnen Bussolen mitzugeben, auf denen die Richtung nach Paris aufgezeichnet sei. Diese Luftschiffer sollten täglich an den Wolken und mit Hilfe kleiner Ballons die Windströmungen studieren, und sobald der Wind in Richtung auf Paris wehe, ihren Ballon füllen, sich telegraphisch die Depeschen für Paris einfordern und abfahren. Steenackers errichtete sofort eine große aeronautische Werkstätte im Neuen Theater von Tours, in der auch alle aus Paris ankommenden Ballons wieder in stand gesetzt wurden. Der erste Versuch wurde in Chartres unternommen. Als der Ballon fast schon zur Abfahrt bereit war, wurde dieser Ort von den Deutschen erreicht, es gelang den Luftschiffern mit knapper Not zu entkommen. Hierauf wurden Ballons nach

[1]) Das nach dem Feldzuge wirklich ausgeführte Luftschiff Dupuy de Lômes machte am 2. Februar 1872 seine Probefahrt, konnte aber nur eine Eigengeschwindigkeit von 2,5 Meter pro Sekunde entwickeln. Das Schiff trug 8 Menschen, welche die Schiffsschraube in Bewegung versetzten.

Mans und Rouen geschafft. Im ersteren Orte fehlte es am günstigen Winde, in Rouen endlich schien das Wetter diesem kühnen Unternehmen günstig. Die Brüder Tissandier füllten ihren Ballon „Jean Bart", forderten die Depeschen ein und fuhren mit der sicheren Hoffnung, Paris zu erreichen, unter dem Beifallsgeschrei der Menge ab. Doch der anfangs günstige Wind ließ sehr bald nach und änderte seinen Kurs, die Erde bedeckte sich außerdem mit dichtem Nebel. Bei Sonnenuntergang landete der Ballon bei dem Städchen Pose. Von hier stiegen die noch nicht entmutigten Brüder, nachdem sie ihren Ballon nachgefüllt hatten, am folgenden Tage wieder auf und verweilten den ganzen Tag in der Luft, ohne ihr Ziel erreichen zu können, welches sie allerdings am Horizonte erblickten. In später Nacht landeten sie dicht an der Küste des Ozeans an der Mündung der Seine und kehrten unverrichteter Sache nach Tours zurück.

Hierauf verzichtete Steenackers auf die Hilfe der Ballons, zumal da sich ihm bald ein viel sichereres Mittel in den Brieftauben bot.

Der Brieftaubensport, welcher in England, Belgien und Süddeutschland schon vor Ausbruch des Krieges ziemlich entwickelt war, hatte in Paris noch wenig Förderung gefunden. Es existierte nur ein Brieftaubensportverein „l'Espérance", dessen Vorsitzende van Rosebecke und Cassiers ihre Dienste der Postdirektion zur Verfügung stellten. Schon mit einem der ersten Ballons verließ Cassiers mit 32 Brieftauben Paris, kam innerhalb der von den Deutschen besetzten Zonen zur Erde nieder, konnte jedoch sich und seine Tauben glücklich nach Tours retten, wo er von Steenackers mit offenen Armen empfangen wurde. Seinem Beispiele folgte bald van Rosebecke, so daß diese beiden Männer mit ihren gut dressierten Brieftauben die wesentlichste Stütze der Postverwaltung bildeten. Wie sorgfältig jetzt der Dienstbetrieb der Brieftaubenpost eingerichtet und vom Staate geschützt wurde, kann man am besten aus einem Dekret vom 23. Januar ersehen:

1. Wer während des Krieges eine Taube außerhalb des Taubenschlages jagt oder irgendwie, sei es durch Schuß, Pfeil, Schlinge oder Raubvogel tötet, welcher Art die Taube auch sei, wird mit 6 Wochen Gefängnis bestraft.
2. Wußte der Thäter, daß die getötete Taube Depeschen trug oder als Bote bestimmt war, so wird er mit 1 bis 5 Jahren Gefängnis bestraft.
3. Der Agent, welcher persönlich ein derartiges Verbrechen zur Anzeige bringt, erhält 50 bis 100 Franken Belohnung.

Da der Brieftaubenvorrat ein beschränkter war, mußte man versuchen, einer Taube möglichst viel Depeschen mitzugeben. Dieses wurde mit Hilfe der Mikrophotographien sehr bald ermöglicht, indem der im Luftballon aus Paris angekommene Photograph Dagron ein Verfahren erfand, nach welchem die photographierten Depeschen auf ein Kollodiumhäutchen abgezogen werden konnten. Auf einem dieser kleinen, fast gewichtslosen Häutchen fanden bis 3200 Depeschen Platz. 21 derselben wurden zusammengerollt und in einem nur 5 Centimeter langen Federkiel vereinigt, welcher an einer der stärksten Schwanzfedern der Taube

mit einem seidenen Faden befestigt wurde. Auf diese Weise konnte eine einzige Brieftaube bis 40000 Depeschen tragen, welche nur wenige Centigramm wogen.

Nunmehr konnte Mr. Steenackers eine geordnete Organisation seines Depeschenverkehrs nach Paris durch Brieftauben einführen. Die Depeschen, welche durch Brieftauben nach Paris befördert werden sollten, konnten in sämtlichen Telegraphen- und Postbureaux aufgegeben werden. Sie mußten in französischer Sprache ohne jede konventionelle Chiffre abgefaßt sein, durften nur absolut private Mitteilungen enthalten und höchstens aus 20 Worten bestehen. Der Preis pro Wort war anfangs auf 50 Centimes festgesetzt, wurde aber bald auf 20 Centimes ermäßigt. Die Bureaux schickten sämtliche Depeschen eines Tages gesammelt nach Tours, wo sie einer Brieftaube anvertraut wurden. Ferner wurde eine Art Depesche mit bezahlter Rückantwort eingerichtet; die Rückantwort erfolgte hierbei durch die Ballonpost, welche außerdem stets über die Ankunft der betreffenden Depeschen Mitteilung machen mußte, so daß diejenigen, welche nicht angekommen waren, noch einmal einer Taube mitgegeben werden konnten.

Die in Tours eingegangenen Privatdepeschen wurden von 10 Postbeamten sortiert, gestempelt und verzeichnet, 3 Beamten beaufsichtigten das Drucken, kollationierten und korrigierten die Abzüge. Es waren 67 Setzer und 7 Photographen hier dauernd in Thätigkeit.

Die im ganzen per Brieftauben nach Paris beförderten 95581 Privatdepeschen kosteten dem Staate die ganz respektable Summe von 432524 Franken 90 Centimes.

Mit dem Auflassen der Tauben wurden die Mitglieder des Brieftaubenvereins, welche mit ihren Tieren sehr bald nacheinander per Ballon ankamen, betraut, da diese Arbeit viel Sachkenntnis und Geschicklichkeit erfordert. Jede einzelne Taube mußte natürlich auf einem Punkte ihrer Route, auf die sie dressiert war, aufgelassen werden. Wetter und Stand der Sonne spielen hierbei eine große Rolle, da die Brieftaube sich nach dieser zu orientieren versucht, wenn sie das Terrain nicht erkennt. Nebel, Schnee, starker Wind, große Kälte hindern die Taube, ihren Weg zu finden; sie kehren dann leicht in irgend einem fremden Schlage ein, anstatt direkt in ihren Heimatschlag zurückzufliegen, wohin sie die Gewohnheit sonst zieht.

Nachdem der Sitz der Regierung von Tours nach Bordeaux verlegt werden mußte, wurde der Brieftaubenverkehr immer schwieriger und unsicherer, zumal da der Winter ungemein streng war. Von den 363 Brieftauben, welche während der Belagerung abgelassen wurden, kamen im ganzen nur 57 nach Paris mit circa 100000 Depeschen, also ein recht geringer Prozentsatz, indessen war der Dienstbetrieb ein so sorgfältiger, daß einzelne Depeschen 39 mal abgeschickt wurden, so daß wohl eine Verspätung, aber selten ein Nichteintreffen einer Depesche in Paris erfolgen konnte.

Natürlich erforderte die Entzifferung der mit Hilfe der Mikrophotographie

hergestellten Depeschen ganz besondere Einrichtungen. Die einzelnen Häutchen wurden zwischen Glasplatten geklemmt und mit Hilfe eines Skioptikons in einem dunkeln Raum mit 160facher Vergrößerung auf eine transparente Wand geworfen, so daß sie bequem von den an einem langen Tische davorsitzenden Schreibern abgelesen und aufgeschrieben werden konnten.

Jede in ihrem Schlage eintreffende Taube wurde von einem daselbst dauernd stationierten Postbeamten zunächst nach dem Gouvernement gebracht und dort zurückbehalten, falls sie Staatsdepeschen trug. Im andern Falle wurde sie der Post abgeliefert.

Welches enorme Interesse die Pariser Bevölkerung diesen Luftboten entgegenbrachte, wie dankbar dieselbe sich für die Bemühungen der Postbehörde zeigte, und wie diese einzige Verbindung mit den übrigen Teilen Frankreichs geeignet war, den sinkenden Mut zu heben, zeigen zahlreiche Depeschen, von denen einige hier angeführt werden sollen.

Leveillé, Kabinettchef der Administration der telegraphischen Linien, schreibt in einem Ballonbrief am 10. Januar an Steenackers:

„Das Bombardement wird schwächer, namentlich während der Nacht. Zahlreiche Geschosse erreichen das Viertel St.-Jacques. Die Bevölkerung faßt wieder neuen Mut infolge der guten Nachrichten aus der Provinz, die uns die 38000 Depeschen brachten, welche mit der Taubenpost ankamen. Gambetta sagt euch seinen Dank. Es lebe Paris, Frankreich und die Republik!"

Eine Brieftaubendepesche Gambettas an Jules Favre vom 31. Dezember 1870 zeigt so recht die Wertschätzung dieses Verkehrsmittels; sie lautet:

„Die Strenge des Winters ließ uns 3 Wochen lang miteinander nicht korrespondieren und euch über unsre Operationen auf dem Laufenden erhalten. Glaubt indessen, daß wir kein Mittel unversucht ließen, euch Nachricht zu senden. Wir haben die Postboten vermehrt, wir haben an alle Präfekten um solche ersucht, es verging kein Tag, an dem unser unermüdlicher Mitarbeiter Steenackers nicht einen, oft zwei mit einer ganzen Kollektion von Depeschen entsandte. Die Brieftauben, unsre wertvollste Hilfe, versagen augenblicklich fast gänzlich infolge der strengen Kälte. Trotzdem sind mehrere Versuche gemacht, Brieftauben zu senden, aber die Kälte und der Schnee sind für unsre Vögel der ärgste Feind, wir können sie verlieren, ohne daß sie etwas nützen. Man sieht sie einige Zeit herumflattern, dann kehren sie, da sie den Weg nicht finden können, zu dem Orte zurück, wo man sie losließ. Wir dürfen uns nicht der Gefahr aussetzen, diese Tiere zu verlieren, indem wir damit fortfahren, sie trotz des schlechten Wetters loszulassen. Teilt alle diese Gründe der klugen Bevölkerung von Paris mit, diese kleinen Details werden sie rühren und davon überzeugen, daß wir nicht aufhören, an sie zu denken, und daß wir unglücklich sind, ihr nicht den Dank abstatten zu können für die glühende Vaterlandsliebe, für die Ausdauer und den Beweis der unbezwinglichen Energie, den sie nach der Besetzung Orléans gezeigt hat, die für die Preußen der Untergang der Loire-Armee zu bedeuten schien. Ich habe euch die verschiedenen militärischen Ereignisse, die jenem Unglückstage

folgten, mitgeteilt. In dem Kampfe aber, den wir fortsetzen, laßt uns nicht nachlassen, die Verteidigung der Republik und des nationalen Bodens bis zum letzten Hauche unermüdlich aufrecht zu erhalten! Gambetta."

Der hohe Wert, den die Ballon-Brieftaubenpost sich während der Belagerung von Paris erworben hat, ist von allen Seiten anerkannt und gewürdigt worden. Die Franzosen begannen zunächst bald nach Beendigung des Feldzuges mit der Organisation ihrer Militär-Luftschiffahrt, in der richtigen Erkenntnis, daß ein Kriegsgerät, welches, unter den schwierigsten Verhältnissen improvisiert, schon so Hervorragendes zu leisten vermochte, wohl wert ist, bereits im Frieden beschafft und ausgebildet zu werden. Dem Beispiele Frankreichs folgten bald auch die übrigen Militärstaaten, und so besitzen denn jetzt alle größeren Armeen wohl ausgerüstete und ausgebildete Luftschifferabteilungen, deren Wert sich erst in einem Zukunftskriege erweisen wird. Den Anstoß hierzu aber hat die geniale Art der Verwendung des einfachen, nicht lenkbaren Ballons von seiten der Belagerten in Paris gegeben.

Daß unter den 66 Ballonfahrten, die teilweise unter den schwierigsten Verhältnissen, in dunkler Nacht, bei schlechtem Wetter und unter mangelhafter Führung ausgeführt wurden, manche hochinteressante und abenteuerreiche Fahrt zu stande kam, ist selbstverständlich. Eine der interessantesten ist die Fahrt des Ballons „La ville d'Orléans" am 24. November, welcher in 14¾ Stunden 1665 Kilometer zurücklegte und im nördlichen Teile Norwegens landete. Die Fahrtgeschwindigkeit dieses Ballons beträgt durchschnittlich 156 Kilometer pro Stunde, 2,6 Kilometer pro Minute, 43,3 Meter pro Sekunde, also eine geradezu enorme, wenn man in Betracht zieht, daß die mittlere Geschwindigkeit von Ballons etwa 50 bis 60 Kilometer pro Stunde beträgt und eine Fahrtgeschwindigkeit von 100 Kilometer nur höchst selten erreicht wird.

Der 2300 Kubikmeter große Ballon wurde von dem Aeronauten Rolier geführt. An Bord befanden sich außerdem der Franctireur Bézier als Abgeordneter der Regierung mit Staatsdepeschen, 250 Kilogramm Postsachen und 6 Brieftauben. Die Abfahrt des Ballons erfolgte am 24. November 11 Uhr 40 Minuten nachts vom Nordbahnhofe.

Dem Tagebuche des Mr. Bézier, welcher seinem Kommandeur, Deschamps, nach der Fahrt Bericht erstattete, entnehmen wir folgende Daten:

Mitternacht: Wir sind mit mäßigem Süd-Südwestwind abgefahren, der uns in nordöstlicher Richtung auf St. Valery trieb. Der Ballon, der sich auf 800 Meter erhoben hatte, begann zu sinken, wir mußten 2½ Sack Ballast opfern, um die Höhe von 1100 Meter zu erreichen, als man uns beim Passieren der Cernierungslinien beschoß.

12½ Uhr nachts: Wir sind 1400 Meter hoch, absolute Stille, die Nacht ist von seltener Klarheit.

1 Uhr morgens: Der Ballon ist auf 2700 Meter gestiegen, wir halten uns in dieser Höhe bis zum Morgen.

2 Uhr 30 Minuten: Tief unter uns breitet sich ein dichter Nebel aus, der uns den Blick auf die Erde nimmt; ein dumpfes Geräusch wie das Brausen eines Eisenbahnzuges läßt uns glauben, daß wir uns in der Nähe einer Bahnlinie befinden, indessen bleibt dieses Geräusch bis zum Morgen bestehen und ängstigt uns.

6 Uhr 15 Minuten morgens: Der Tag beginnt zu grauen; der Ballon ist bis auf 1400 Meter herabgesunken. Wir erblicken kein Land bis zum Horizont; unter uns breitet sich majestätisch das wilde Meer aus — das Meer! Für uns gleichbedeutend mit dem Tode!

Das Geräusch, welches wir von einem Eisenbahnzuge herrührend wähnten, besteht noch, es ist das Brausen der Wogen dort unten.

6 Uhr 30 Minuten: In der Unendlichkeit verloren, ohne jedes Instrument des Seemanns, mit dem wir unsern Kurs verfolgen könnten, sausen wir, vom Sturm getrieben, nach Norden zu dahin. Wir bereiten eine Depesche an Frankreich vor.

10 Uhr 30 Minuten: Immer noch auf hoher See, nirgends ist eine Küste in Sicht. Gott sei uns gnädig! Wir wollen unsre Abschiedsgrüße an das Vaterland einer Taube anvertrauen, aber der Nebel, der von Minute zu Minute dichter wird, läßt uns von diesem Plane Abstand nehmen.

11 Uhr 30 Minuten: Immer noch dieselbe Höhe, viele Schiffe passieren unter uns, doch unsre Zeichen und Notschreie verhallen vergeblich, wir werden weder gesehen noch gehört, oder wahrscheinlich hindert unsre enorme Fahrtgeschwindigkeit die Seefahrer, uns zu Hilfe zu kommen.

Wir sind ganz beträchtlich gefallen; Rolier hat den Gedanken, unser Schlepptau von 120 Meter Länge herabzulassen, bis es die Meeresoberfläche berührt, in der Hoffnung, daß ein Schiff es ergreife und den Ballon halten könne. Doch wir sehen bald die Unmöglichkeit ein und holen das Tau wieder auf.

11 Uhr 45 Minuten: Ein großes Schiff im Westen von uns bemerkt den Ballon und giebt Kanonenschüsse als Zeichen ab.

11 Uhr 55 Minuten: Eine Goelette, das letzte Schiff, welches wir auf unsrer Fahrt erblickten, giebt uns Signale. Alle Mann sind auf Deck, man will uns helfen. Rolier zieht das Ventil; wir fallen rapide bis auf einige Meter über der Meeresoberfläche. Aber jetzt erst merken wir so recht unsre Fahrtgeschwindigkeit. In den 3 Minuten, die vergangen sind, haben wir mehr als 8 Kilometer uns von der Goelette entfernt. Wir sehen die Unmöglichkeit unsrer Rettung ein und beschließen, wieder aufzusteigen. Da wir nur noch $2^1/_2$ Sack Ballast besitzen, die wir für den letzten Augenblick reservieren wollen, so werfen wir einen Sack mit

Postsachen aus, der 60 Kilogramm wog.[1]) Der entlastete Ballon schnellt empor und steigt auf 3700 Meter Höhe.

12 Uhr 20 Minuten mittags: Ein äußerst dicker Nebel umhüllt uns, kaum können wir unsern Ballon sehen; die Abkühlung der Temperatur ist eine enorme; wir leiden vor Frost. Ich decke meine Reisedecke über die armen Tauben, um sie gegen Erfrieren zu schützen. Rolier klettert auf meine Schultern, um den Füllansatz zubinden zu können, da das gefrierende Gas in Form eines feinen Schnees unaufhörlich aus dem Ballon auf uns herabfällt. Es gelingt ihm; aber bald öffnet er den Füllansatz wieder, da die Hülle sich zu straff spannt.

1 Uhr nachmittags: Der Nebel wird immer dichter, die Kälte von Minute zu Minute entsetzlicher. Wir verlieren den Mut und die Hoffnung auf Rettung, die Verzweiflung packt uns. Wir beschließen, gemeinsam unserm Leben schnell ein Ende zu bereiten, ehe wir erfrieren, indem wir den Ballon in Brand setzen wollen.

Ich will diesen Akt der Verzweiflung nicht beschönigen, ich weiß, es war Feigheit, indessen wir waren am Rande der Verzweiflung und wollten uns nicht zu lange quälen, ehe der Tod uns allmählich erfaßte.

Ich denke noch einmal an mein Weib und meine drei Kinder in der Heimat, dann ergreife ich das Feuerzeug und will es in Brand setzen. Doch die Hölzer, sowie alles, was uns umgiebt, ist derartig feucht geworden, daß wir kein Feuer erhalten. Ich gewinne wieder Mut und rufe aus: Gott will uns nicht zu Schanden werden lassen!

2 Uhr 20 Minuten: Der Ballon fällt mit großer Geschwindigkeit. Auf 30 Meter Höhe angekommen, immer noch dicker Nebel um uns. Da plötzlich erscheint vor uns die Spitze einer Tanne, mit dickem Schnee bedeckt; die Gondel berührt fast gleichzeitig die Erde. Rolier springt ohne einen Moment der Besinnung über Bord, ich will ihm folgen, verwickle mich aber mit den Beinen in dem Ankertau und bleibe außerhalb des Korbes hängen. Der entlastete Ballon strebt wieder nach oben. Doch Rolier klammert sich an dem Schlepptau fest, ich mache mich frei und falle in den tiefen, weichen Schnee hinab. Der Ballon entweicht.

Es war 2 Uhr 25 Minuten nachmittags am 25. November. Der Ort, bei dem wir landeten, heißt Mont Lid unter dem 62. Grade und einige Minuten nördlicher Breite.

Der Bericht Béziers schildert nun weiter, wie sie, verlassen, im tiefen Schnee, ohne Lebensmittel und Sachen als die, welche sie auf dem Leibe hatten, in einer unbekannten, tief verschneiten Hochgebirgsgegend herumirrten. Wir wollen hieraus nur entnehmen, daß die beiden Männer beinahe erfroren und verhungert wären,

[1]) Dieser Sack wurde von der schwedischen Goelette aufgefischt und später den Luftschiffern wieder zugestellt.

bis ſie eine Hütte mit Menſchen vorfanden. Man nahm die Luftſchiffer mit Enthuſiasmus auf; überall auf ihrem Wege bis Chriſtiania wurden ſie angeſtaunt wie vom Himmel gefallene Menſchen, jeder wollte ſie bewirten und ihnen helfen. Ihre Reiſe nach der Landeshauptſtadt glich einem Triumphzug, da der Telegraph die Wundermär überallhin getragen hatte. Der Ballon mit allem Zubehör war gleichfalls von den braven Norwegern eingefangen worden und wurde ihnen nachgeſendet, ſo daß die beiden Luftſchiffer bereits auf dem Bahnhofe Drammen ihre Poſtſachen und die Brieftauben wieder erlangten.

In Chriſtiania empfing der franzöſiſche Botſchafter ſeine Landsleute. Auch hier wurden Feſte veranſtaltet, bei denen zum Beiſpiel 24000 Franken für die franzöſiſchen Verwundeten eingeſammelt wurden, welche Rolier mit nach Tours brachte, woſelbſt ſie am 8. Dezember, alſo nach 14 Tagen, glücklich eintrafen und ihre Poſtſachen und Tauben ablieferten, die dieſen Rieſenumweg von Paris nach Tours gemacht hatten.

Dieſe enorme und hochintereſſante Ballonfahrt, die auch heute noch die weiteſte und ſchnellſte geblieben iſt, verfehlte nicht, den Ehrgeiz andrer Ballonführer zu wecken. So äußerte zum Beiſpiel der Matroſe Prince, als er am 28. November 11 Uhr nachts vom Orléansbahnhofe mit dem Ballon „Jacquard“ Paris verließ: „Ich werde eine immenſe Luftreiſe machen; man ſoll von derſelben noch lange ſprechen!“ Dann verſchwand der Ballon in der finſteren Nacht und verſchwand für immer! Ein engliſches Schiff ſah am Morgen den Ballon in der Höhe von Plymouth in der Richtung auf den Ozean fliegen. Viele der Fahrten ſind hochintereſſant; es würde indeſſen zu weit führen, ſie hier zu behandeln. In einem Werke Tiſſandiers: „En ballon pendant le siège de Paris“, findet ſich eine Schilderung aller dieſer Fahrten.

Der erfahrene Luftſchiffer kann ſeine Bewunderung und Anerkennung den braven Soldaten nicht vorenthalten, die, ohne jemals in einem Ballon geſeſſen zu haben, dieſen in Nacht und Sturm über den Feind hinweg aus der belagerten Feſtung freiwillig geführt haben, wenn auch dieſe Führung natürlich manches zu wünſchen übrig ließ. Heutzutage, wo der Luftſport weite Kreiſe intereſſiert, würde man leichter Männer finden, die mit Erfahrung und Sachkenntnis die Führung von Ballons übernehmen könnten.

Vielleicht bringt uns auch das begonnene Jahrhundert bald das lenkbare Luftſchiff und verpflanzt hiermit auch trotz aller Friedenskonferenzen den Krieg in das Reich der Lüfte, ſo daß auch dieſer Weg dann nicht mehr ohne weiteres paſſierbar bleibt.

Zur Charakteristik der chinesischen Friedensunterhändler.

Von

M. v. Brandt.

Die beiden chinesischen Persönlichkeiten, die, als dazu bestimmt, mit den Vertretern der fremden Mächte über die Wiederherstellung guter Beziehungen mit ihrem Vaterlande zu verhandeln, in der letzten Zeit am häufigsten genannt worden, sind Prinz Ching und Li Hung chang. Der erstere erhielt erst 1884 den Rang als Prinz zweiter Klasse. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie der jetzigen Dynastie zerfallen in vier Klassen von Prinzen, vier von Herzögen und vier von Adeligen; die verliehenen Titel gehen bei der Vererbung stets um einen Grad herunter, so daß der Sohn eines Adeligen vierter Klasse von kaiserlichem Geblüt überhaupt keinen Titel mehr erbt. Selbstverständlich können wegen Verdienst oder aus andern Gründen höhere Titel als die ererbten verliehen werden. Dies war auch bei I-ku'ang, Prinzen von Ching, der Fall, der, als ein Nachkomme des Kaisers Taokwang, gestorben 1850, in der vierten Generation nur Anspruch auf den Rang eines Prinzen vierter Klasse, das heißt eines Bei-tsze, hatte. 1884 wurde der Prinz an Stelle des Prinzen von Kung, der bei Ausbruch des Konflikts mit Frankreich in dem Jahre wegen Faulheit und Dummheit seines Postens enthoben wurde, Präsident des Tsungli-Yamen, das heißt des Auswärtigen Amts, einen Posten, den er bis heute noch, 1894 bis 1898 wieder unter oder neben dem Prinzen von Kung, bekleidete. Seit 1884 hat der Prinz von Ching, was man eine schnelle Carriere nennt, gemacht; er ist einer der Oberstkämmerer, Präfekt eines Banners, Generaldirektor der Admiralität und andres mehr geworden, ohne indessen jemals eine hervorragende leitende Rolle in einem dieser Aemter, auch nicht im Tsungli-Yamen, gespielt zu haben. Von großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit, von angenehmen Manieren und freundlichem Wesen, fehlt ihm die schnelle Auffassungskraft und die Energie des Willens, die in früheren Jahren den Prinzen von Kung zu einem wirklichen Staatsmann, auch nach europäischen Begriffen, machten. Vielleicht ist es der Thatsache, daß der eine zum Gebieten, der andre zum Gehorchen geboren war, zuzuschreiben, daß dem Prinzen von Ching bei allem guten Willen die Kraft fehlt, widerstrebende Elemente in seine Bahnen zu zwingen. — Dem Versuch, ihn der Boxerfreundlichkeit zu zeihen, weil angeblich auf bei Boxern gefundenen Subskriptionslisten auch sein Name mit verschiedenen Summen vorkomme, braucht wohl keine Bedeutung beigemessen zu werden. Wer weiß, wie schnell bei uns die Leute in bewegten Zeiten umfallen, der wird sich nicht darüber wundern, daß ein Prinz oder sein Haushofmeister es vorgezogen, die Zerstörung des Palastes oder Schlimmeres durch eine oder mehrere Geldspenden abzuwenden. Dem österreichischen Finanzminister Freiherrn v. Krauß, der während der Oktober-

tage 1848 in Wien geblieben war und es durch kleine Geldspenden an die akademische Legion und die revolutionäre Regierung zu stande gebracht hatte, daß das Finanzministerium und die Nationalbank geschont worden waren, wurde diese Haltung und Handlungsweise so wenig verdacht, daß er in dem vom Fürsten Felix Schwarzenberg unter seinem Vorsitz am 21. November gebildeten Ministerium wieder den Posten des Finanzministers erhielt. Man war damals eben vernünftiger, als man heute zu sein scheint.

Li Hung changs Laufbahn dürfte oder sollte wenigstens bekannt sein; es wird trotzdem nichts schaden, sie in großen Zügen noch einmal zu wiederholen. Li, der aus einer litterarischen Familie — das heißt aus einer solchen, in der der Vater und Großvater eine der höheren Prüfungen bestanden hatte — in Hofei in der Provinz Anhui stammte, bestand 1847 die höchste hauptstädtische Prüfung. Bei dem Vorstoß der Taipings auf Peking 1853 hob er auf seine Kosten ein Regiment von Freiwilligen aus, mit dem er sich den Operationen gegen die Rebellen anschloß und auch später unter Tseng Kwo fan weitere Dienste gegen dieselben that, bis er 1859 Taotai von Fokien und 1862 Gouverneur von Kiangsu wurde. In letzterer Eigenschaft operierte er mit der von Gordon befehligten „Immer siegreichen Armee" gegen die in diese Provinz eingefallenen Taipings. Bei der Uebergabe von Suchau am 5. Dezember 1863 ließ er die Taipingführer (Wangs-Könige), die sich unter der Bedingung ergeben hatten, daß ihr Leben geschont werden solle, eine Zusicherung, die auf Gordons Verlangen und Vermittlung erteilt worden sein sollte, hinrichten, was zu einem, allerdings nur zeitweiligen Bruch zwischen ihm und Gordon führte. Lis Handlungsweise ist ihm als Verrat der schlimmsten Art oft und heftig vorgeworfen worden; eine nähere Untersuchung der Thatsachen scheint aber zu ergeben, daß er weniger zu tadeln gewesen, als dies ursprünglich den Anschein gehabt haben mag. Er selbst sagt darüber, daß die Taipingführer nur die Bedingung gestellt hätten, daß ihr Leben geschont würde, und daß von dem Augenblick ihrer Unterwerfung an sie wieder Unterthanen des Reichs und allen Gesetzen desselben unterworfen gewesen wären. Sie hätten aber, als sie zum Gouverneur gekommen, ihre Köpfe noch nicht rasiert gehabt — das Nichtrasieren der Köpfe war das typische Zeichen der Changmao, der langhaarigen Rebellen —, sie hätten noch ihre Waffen getragen, und ihr Betragen sei ein durchaus wildes gewesen, mehr das von Leuten, die Bedingungen zu diktieren hätten, als von reuigen Aufrührern, die eben aus einem Gnadenakt Nutzen gezogen gehabt hätten. Sie hätten verlangt, daß Suchau in ihrer Hand bliebe, daß sie den Befehl über alle ihre Soldaten behielten, und sie hätten erklärt, daß, wenn diese Bedingungen nicht erfüllt würden, sie nicht zu ihrer Unterthanenpflicht zurückkehren würden. Sie hätten sich auch geweigert, ihre Truppen aufzulösen, und vielmehr erklärt, daß sie drei der Stadtthore mit ihnen besetzt halten würden, wie sie auch Sold für dieselben verlangt hätten. Eine so drohende und einzuschrecken beabsichtigende Haltung sei ganz unerwartet gewesen und hätte weder mit dem Abbruch der Verhandlung, noch mit der Erlaubnis für die Wangs, in die Stadt zurückzukehren, erwidert werden können.

Ihnen zu erlauben, dies zu thun oder bei ihnen auch nur den Verdacht erweckt zu haben, daß man nicht beabsichtige, ihre Forderungen zu erfüllen, würde sofort zu einer Katastrophe geführt haben. Ihre sofortige Hinrichtung sei daher ein Gebot der Notwendigkeit gewesen, durch die viel mehr zukünftiges Blutvergießen vermieden worden sei.

Es liegt um so weniger Grund vor, Lis Angaben keinen Glauben zu schenken, als er bisher Rebellenführer, die sich ihm ergeben, mit großer Milde behandelt gehabt hatte; General Ching, der unter ihm befehligte, war selbst ein solcher Taipingführer gewesen. Auf der andern Seite hatten die Taipings bei einer früheren Gelegenheit, in Taitsan am 26. April 1863, unter dem Vorgeben, sich ergeben zu wollen, 1500 von Lis Truppen in die Stadt gelockt, dann die Thore geschlossen und einen Teil derselben niedergemacht, den Rest aber gezwungen, in ihre Reihen zu treten. Li durfte also wohl Verrat seitens der Taiping-Wangs befürchten. Maßgebend und entscheidend ist aber ein Schreiben Mr. Harts (jetzt Sir Robert Hart, Brt.) an Sir Frederic Bruce, in welchem derselbe erklärt, daß die von ihm angestellte sorgfältige Untersuchung ergeben habe, daß die Einnahme von Suchau nicht mit mehr Blutvergießen und keinem andern zweifelhaften Akt begleitet gewesen sei, als der Hinrichtung der zehn Rebellenführer, sowie daß Li nicht vorbedacht Verrat geübt, sondern sich plötzlich und unerwartet in einem Dilemma befunden habe, aus dem er sich nur so, wie er gethan, habe herausziehen können, wenn er nicht größere Interessen gefährden wollte. — Nachdem Li dann mit wechselndem Glück in Shantung gegen die Niefei-Rebellen gekämpft und dieselben schließlich zu Paaren getrieben hatte, wurde er 1867 Generalgouverneur der beiden Hus mit dem Sitz in Wuchang und im folgenden Jahre Handelssuperintendent der südlichen Häfen. 1870 wurde er dann, als Tseng Kwo fan, unter dessen Verwaltung der Aufstand in Tientsin und die Ermordung von Franzosen und Russen dort stattgefunden gehabt hatte, von diesem Posten abberufen worden war, zum Generalgouverneur von Chili ernannt, in welcher Provinz er bis 1895 mit eiserner Hand die Ruhe aufrecht erhalten, wie er auch den in der inneren Mongolei 1891 bis 1892 ausgebrochenen Aufstand schnell unterdrückte. In Tientsin, das alle fremden Diplomaten auf ihrem Wege nach Peking passieren mußten, hatte er natürlich viele Gelegenheit, mit fremden Persönlichkeiten und Ideen in Berührung zu kommen; aber es ist ganz besonders charakteristisch, daß er jedesmal, wenn Konflikte mit dem Auslande drohten oder mit demselben ausgebrochene beizulegen waren, mit der Aufgabe betraut wurde, die nicht allein Kenntnis der fremden Ansprüche und Interessen, sowie richtige Behandlung der dieselben vertretenden fremden Diplomaten, sondern in noch weit höherem Maße Mut und Einfluß der eignen Regierung und den Parteien in derselben gegenüber verlangte, denen oft recht unangenehme Zugeständnisse annehmbar gemacht, zum Teil aufgezwungen werden mußten. So ist es gekommen, daß Li während über zwei Jahrzehnten gewissermassen die Vermittlerrolle zwischen den widerstrebenden Tendenzen seines Vaterlandes und dem Auslande gespielt und damit beiden gleich große Dienste erwiesen hat. Er war es, der 1876 die Kon-

vention von Tschifu abschloß, durch die die aus der Ermordung des englischen Dolmetschers Margary und den Angriff auf die nach Yünnan entsandte englische Mission entstandenen Schwierigkeiten mit England beigelegt wurden; er schloß 1884 die sogenannte Li-Fournier'sche Konvention ab, durch die er versuchte, den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China wegen Anam zu verhindern, wie er auch den Vertrag von Tientsin 1885 und die Konvention von Tientsin 1886 abschloß, durch die den trotzdem zwischen beiden Ländern ausgebrochenen Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde. Ihm war es zu verdanken, daß Korea 1882 dem fremden Verkehr geöffnet wurde; er führte die Verhandlungen, die 1887 zur Räumung von Port Hamilton und der Verzichtleistung auf Gebietserwerbungen in Korea seitens Rußland führten; er schloß mit Japan 1885 die Konvention von Tientsin, durch die der Ausbruch des bereits damals zwischen den beiden ostasiatischen Großmächten drohenden Konflikts wegen Korea fast zehn Jahre hinausgeschoben wurde; er ist redlich bemüht gewesen, den Krieg mit Japan 1894 zu verhindern, und hat schließlich 1895 nicht nur die schwere Aufgabe übernommen, mit dem Sieger den Frieden von Simonoseki abzuschließen, sondern hat auch die schwerere zu erfüllen verstanden, seine Regierung zur Annahme dieses Abkommens zu bewegen, das dem Feinde Formosa und die Halbinsel Leaotung abtrat. Nach Peking in das Tsungli-Yamen berufen, ist er dort den thörichten Angriffen der Engländer unterlegen, die den einzigen Mann, der den Mut und die Macht gehabt haben würde, einen Konflikt mit dem Auslande zu verhindern, aus seiner Stellung im Auswärtigen Amte verdrängt haben, weil er angeblich an Rußland verkauft sei. Warum Li schließlich zum Generalgouverneur der beiden Kwangs ernannt worden, wird noch weiterer Aufklärungen bedürfen; es ist möglich, daß er selbst nur die Verwendung im Provinzialdienst vorgezogen und gewünscht, und daß man in Peking dem alten verdienten Diener diesen Wunsch erfüllt habe, aber es ist ebensowenig unwahrscheinlich, daß Li die kommende Reaktion geahnt und derselben zu entgehen gesucht, wie daß die Häupter der reaktionären Partei den einzigen Mann, der ihnen bei der Ausführung ihrer Pläne hätte wirksam entgegentreten können, zu entfernen gesucht haben. Jedenfalls kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß Li, wenn er bei Ausbruch der Wirren in Peking gewesen wäre, im Verlauf derselben, seine angebliche Fremdenfreundlichkeit, in Wirklichkeit seine verständige Behandlung auswärtiger Fragen, mit dem Tode gebüßt haben würde.

Einer solchen Vergangenheit der beiden hauptsächlichsten zu den Verhandlungen mit dem Auslande berufenen chinesischen Bevollmächtigten gegenüber ist es besonders bedauerlich, daß noch immer, namentlich in der englischen Presse, Stimmen laut werden, die sich gegen die Zulassung des einen oder des andern zu den Verhandlungen aussprechen. Dies mag zum Teil auf Unwissenheit, zum Teil auf andre Beweggründe zurückgeführt werden. Die Beschuldigung der Unwissenheit mag gerade der englischen Presse gegenüber, die im allgemeinen für besonders gut informiert gilt, eigentümlich und unangebracht erscheinen, aber ich habe während meiner langen Anwesenheit in Ostasien oft Gelegenheit gehabt,

diese Auffassung durchaus berechtigende Thatsachen festzustellen. So, um nur ein Beispiel hervorzuheben, schlug 1876, als die Verhandlungen über die England wegen der Ermordung Margarys zu bewilligenden Genugthuung nicht vorwärts kamen, die englische Presse Lärm darüber und schob die Schuld der Verschleppung der Angelegenheit darauf, daß der Prinz von Kung, der das liberale Element in der Regierung repräsentiere, aus dem Tsungli-Yamen ausgestoßen worden sei und so niemand da sei, der den reaktionären Bestrebungen und Tendenzen Li Hung changs entgegentreten könne. Nun war der Prinz von Kung 1874 während achtundvierzig Stunden seiner Aemter enthoben gewesen, hatte sich aber seitdem stets an der Spitze des Tsungli-Yamen gefunden, von welcher Thatsache die englische Presse aber keine Ahnung zu haben schien. Das Komischste bei der Sache aber war vielleicht, daß der englische Gesandte in seinen amtlichen Berichten im Gegensatz zu den durch die Presse verbreiteten Ansichten den Prinzen von Kung als das Hindernis für die Erreichung einer Verständigung und Li Hung chang als den Vertreter liberalerer Anschauungen hinstellte. Ganz ähnlich verhält es sich mit vielen der jetzt vorgebrachten Anschuldigungen, schlimmer aber und gefährlicher als dieselben ist der bewußte, mit allen Mitteln der Verleumdung gegen Li unternommene Feldzug, der von einer Anzahl Journalisten geführt wird, die Li als das Hindernis für die Erreichung speziell britischer Ziele und Ansprüche betrachten, und hinter denen die ganze, zum größten Teil aus Missionaren zusammengesetzte Clique der Freunde der sogenannten chinesischen Reformpartei steht. Charakteristisch für das Gebaren der letzteren ist, daß sie Li bis zum Jahre 1894 als ihren Beschützer betrachtet und gepriesen haben, wie sie auch in demselben Jahre der Kaiserin-Regentin bei Gelegenheit der Feier ihres sechzigsten Geburtstages ein besonders reich eingebundenes Exemplar der chinesischen Uebersetzung der Bibel unter warmen Ausdrücken des Danks für den ihnen durch dieselbe bewiesenen Schutz überreichten. Für den ersteren hat seine angebliche oder wirkliche Russenfreundlichkeit, für die letztere der Staatsstreich vom September 1898, durch den die von weiteren Missionarkreisen geteilte Hoffnung einzelner Missionare, als Berater des Beraters des Kaisers von China eine politische Rolle spielen zu können, zerstört wurde, den Wechsel in der Beurteilung hervorgerufen; es erscheint daher ganz besonders wünschenswert und notwendig, über die Beweggründe, die der Opposition gegen Li Hung chang unterliegen, keinen Zweifel zu lassen und so der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu geben, sich ein selbständiges und zutreffendes Urteil über die Thatsachen zu bilden. Wenn sie dies unterläßt oder trotz richtiger Erkenntnis aus derselben nicht die notwendigen Konsequenzen zu ziehen weiß oder wagt, wird sie nur sich selbst die Schuld zuzuschreiben haben, wenn sie bei der Erledigung der chinesischen Frage als qualité négligeable beiseite stehen muß.

10. Oktober 1900.

Max Jähns letzte Arbeit über den Grafen Moltke.

Die nachstehenden Aufzeichnungen waren für einen Vortrag bestimmt, welchen Max Jähns zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Feldmarschalls Grafen Moltke halten wollte. Leider hat der Tod zu früh den hervorragenden Militärschriftsteller uns entrissen; sein Andenken wird aber in der Litteratur fortleben. — Die hier folgenden Aufzeichnungen bilden nur einen für sich abgeschlossenen Abschnitt des nicht vollendeten Vortrages. Die Redaktion.

*

Wir begehen miteinander den Tag, an welchem vor hundert Jahren der größte deutsche Feldherr des neunzehnten Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, ein Feldherr, der zugleich einer der edelsten und besten Menschen war, ein Mann, der mit Recht als Liebling unsers Volkes gilt. Nicht besser können wir ihn wohl feiern, als dadurch, daß wir uns klar zu machen suchen, was denn der Kern seiner Persönlichkeit war, und wie aus diesem die Eigenart seiner großen unvergleichlichen Leistungen hervorging.

Als vor zehn Jahren, an Moltkes neunzigsten Geburtstage, unsers Kaisers Majestät mit dem Könige von Sachsen, vielen deutschen Fürsten und den sämtlichen Fahnen des Gardecorps zur Beglückwünschung des Feldmarschalls im Generalstabsgebäude erschien, da schloß der hohe Herr seine Ansprache mit dem Ausdruck der Dankbarkeit dafür, daß Moltke es in seiner Größe verstanden habe, nicht allein dazustehen, sondern eine Schule zu bilden und die Führer des Heeres in seinem Geiste zu erziehen. Damit hatte der Kaiser auf eine Fähigkeit Moltkes hingewiesen, welche diesen von fast allen Feldherren der Vergangenheit wesentlich unterscheidet und welche kennzeichnend ist für sein ganzes Wesen. Denn diese Fähigkeit und dieser Wille, Schule zu machen, beruht darauf, daß er selbst, trotz seiner gewaltigen Thaten, niemals gewaltsam aus dem Rahmen der Ueberlieferung herausgetreten ist, sondern sich innerhalb desselben folgerecht, wenn auch in außerordentlichen Maßen entfaltet hat, darauf, daß sein Feldherrntum eben nichts andres war, als die reichste und reinste Blüte einer Entwicklung, deren Knospe sich in unsern schweren Kämpfen zu Anfang des Jahrhunderts angesetzt hatte und von einer Reihe ausgezeichneter Männer gepflegt worden war. Moltke, wie dem ihm geistig so innig verwandten, von ihm so geliebten Goethe war alles gewaltsam Umstürzende in tiefster Seele zuwider; seine ganze Natur war auf organisches Wachstum gestellt, und so bleibt das eigentlich Kennzeichnende seines Wesens auch in kriegskünstlerischer Hinsicht rastlose, aber ruhige Fortbildung, stille und stetige, maßvolle, doch mächtige, kühnste Kraftbethätigung.

Diese gelassene Haltung bewahrte Moltke in allen Dingen, zumal auch in der vornehmen Art, wie er seine eigne Stellung zur Geltung brachte. Der Chef des Generalstabs der Armee hat in Preußen eine andre Stellung wie in andern Staaten, besonders in solchen, wo eine parlamentarische Regierung besteht. Auch

bei uns zu Lande war im Jahre 1808 bei der ersten Einrichtung eines Kriegsministeriums der Generalstab dem Kriegsminister unterstellt worden; er bildete eine Division des Allgemeinen Kriegsdepartements. Als jedoch im Jahre 1821 der Freiherr v. Müffling an diese Stelle trat — ein älterer General als der damalige Kriegsminister —, da benutzte man diese Gelegenheit, den Generalstab sachlich und räumlich wieder vom Kriegsministerium zu trennen; der Chef des Generalstabs erhielt den Immediatvortrag beim Könige zurück, und so war ihm ermöglicht, eine Stellung *neben* dem Kriegsminister einzunehmen. Eine ehrgeizige Natur mochte um eine solche Stellung *ringen*; einer großen Natur mußte sie allmählich *zufallen*. So ist es Moltke geschehen. Mit bescheidenster Zurückhaltung tritt er, der ja niemals ein Kommando geführt, sondern bis dahin nur als Generalstabsoffizier oder prinzlicher Adjutant fungiert hatte, im Anfang auf. Auch als er völlig Herr seines Gebietes ist, legt er sich große Selbstbeschränkung auf und äußert sich nur dann, wenn er gefragt wird. Denn inzwischen war General v. Roon Kriegsminister geworden, und während alle militärischen Staatsinteressen in der Durchführung der großen Heereserneuerung gipfelten, gewann Roon, der die Kämpfe um diese Herzens- und Ueberzeugungssache des Königs treu, tapfer und umsichtig durchfocht, eine so nahe Stellung zu seinem Kriegsherrn, daß kein andrer General daneben zu voller Geltung kommen konnte. Erst seit dem Schlusse des dänischen Krieges läßt sich ein unmittelbarer Einfluß Moltkes an höchster Stelle erkennen. Dann erhoben ihn seine Leistungen im Feldzuge von 1866 neben Bismarck zum wichtigsten Vertrauensmann des Königs, und der Krieg von 1870 findet ihn als dessen Freund in einer die militärischen Angelegenheiten beherrschenden Stellung. Um diese hat er sich nicht beworben; er hat sie erworben.

Dreifach ist die Aufgabe, welche der Chef des Generalstabs zu lösen hat und welche Moltke in einer Weise zu lösen verstand, die wohl einzig dasteht in der Geschichte der Heere. Es galt die Ausbildung eines stets wachsenden Corps von Generalstabsoffizieren; es galt Jahr für Jahr den Entwurf der allgemeinen Landesverteidigung und die Einleitung der etwa möglichen Feldzüge auf Grund der jedesmaligen politischen Lage und der sich allmählich steigernden Wehrkraft festzustellen und bis in die geringsten Einzelheiten vorzubereiten; es galt endlich die oberste Leitung der Kriege selbst.

Welch ein Wirken! In steter Arbeit emsig prüfen und ringen, um große Gedanken zu säen und zu pflegen, um sich und andern die erhabensten Ziele nicht nur beständig vor Augen zu halten, sondern auch zu finden und zu zeigen, auf welchen Wegen sie zu erreichen seien; weit umfassende Pläne entwerfen und sie, ununterbrochen umgestaltend, den wechselnden Bedürfnissen der Staatskunst und dem Maß der Mittel anzupassen; — aber durchaus nicht zu wissen, ob die Früchte solcher rastlosen Thätigkeit zu *den* Zeiten, da der treu Arbeitende lebt und an maßgebender Stelle wirkt, jemals gepflückt werden können.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Astronomie.

Ueber die teleskopischen Planeten. [1])

Die Laplacesche Hypothese, so wie sie in der siebenten Bemerkung am Schlusse der „Exposition du système du monde“ (6. Auflage 1835 S. 464 f.) formuliert ist, hat fortgesetzt die Gelehrten beschäftigt. Ich habe nicht die Absicht, sie hier in ihrem ganzen Umfange zu untersuchen. Ich werde vielmehr nur einen wichtigen Abschnitt von ihr behandeln, den nämlich, der von der Bildung der Planeten handelt. Nach dem berühmten Mathematiker haben sich von dem ursprünglichen Sonnennebel bei seiner Zusammenziehung nach und nach in der äquatorialen Zone eine Reihe von verhältnismäßig flachen und schmalen Ringen abgelöst, die ihre rotierende Bewegung um das Sonnenzentrum beibehielten. Jeder dieser Ringe drehte sich als Ganzes infolge der gegenseitigen Reibung der Moleküle, durch die ihre übrigens sehr geringe Winkelgeschwindigkeit ausgeglichen worden war. Die Winkelgeschwindigkeit variierte entsprechend den Gesetzen der Gastheorie von einem Ring zum andern. Als schließlich ein jeder dieser Ringe von sehr losem inneren Zusammenhange unter dem Einfluß irgend welcher Ursachen auseinandergerissen war, häuften sich die einzelnen Bruchstücke entweder zu mehreren getrennten Massen an oder zu einer einzigen, die stark genug war, sämtliche übrigen an sich heranzuziehen. „Dieser letztere Fall,“ sagt Laplace, „war der gewöhnliche: immerhin zeigt uns das Sonnensystem auch den ersterwähnten in den vier kleinen Planeten, die sich zwischen Jupiter und Mars bewegen, vorausgesetzt, daß man nicht mit Olbers annimmt, daß sie einst einen einzigen Planeten bildeten, der durch eine heftige Explosion in mehrere mit verschiedener Geschwindigkeit sich bewegende Teile zersprengt wurde.“

Heute hat man die Explosionstheorie aufgegeben, und die kleinen Planeten zählen nach Hunderten. Ich habe mich gefragt, ob sie nicht gerade infolge ihrer großen Zahl ein Mittel darbieten, das Laplace noch fehlte, um die Richtigkeit seiner Ansicht zu beweisen. In der That bietet diese Reihe von astronomischen Körpern besonders günstige Bedingungen. Die für gewisse Elemente gleichartigen Störungen müssen sich nahezu kompensieren, wenn man die Untersuchung auf eine so große Zahl von Planetenbahnen gründet. So darf zum Beispiel der Mittelwert der großen Achsen oder der Excentricitäten nicht merklich von einer Epoche zur andern variieren. Wenn man sich demnach an die aus einer großen Anzahl erhaltenen Mittelwerte hält, hat man die Möglichkeit, Gesetze bis zur Evidenz zu begründen, die man kaum bemerken würde bei vereinzelten Gestirnen.

Ich habe die 428 ersten Planeten ausgewählt, wie sie im „Annuaire du Bureau des Longitudes“ von 1899 aufgezeichnet sind. Auf diese Zahl habe ich mich beschränkt, weil die folgenden Planeten nicht hinreichend genau berechnet waren. Das „Annuaire“ von 1900 hat 15 neue angefügt; aber ich habe die langen und peinlichen Rechnungen nicht von neuem anfangen wollen: ich werde warten, bevor ich sie wieder beginne, bis die Zahl neuer definitiver Bahnbestimmungen eine größere ist. Zunächst mußte ich an die Neigung der Bahnebene eine doppelte Korrektion anbringen: nämlich erstens die Ebene der Ekliptik durch die des Sonnenäquators ersetzen und zweitens alle Werte auf ein Datum reduzieren; ich habe

[1]) Die folgende Arbeit ist von dem französischen Gelehrten C. de Freycinet, der vor einigen Jahren als Kriegsminister viel genannt wurde, am 30. April 1900 der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegt worden. Bei der Uebersetzung sind die rein mathematischen Entwicklungen ersetzt worden durch eine allgemeinverständliche Wiedergabe ihrer Ergebnisse. Der Uebersetzer.

mittleres Aequinoktieren und mittlere Ekliptik von 1900 angenommen. Die so erhaltenen Neigungen der Bahnebenen liegen zwischen 0° und 30°, außer der der Pallas', die 36° 14' erreicht. Der Mittelwert von allen ist 10° 28'. Der Ring verrät sich hier schon mit der von Laplace angekündigten verhältnismäßig geringen Dicke. Was seine Tiefe anbetrifft, so erinnert man sich, daß die Planeten in einem Raum verstreut sind, der sich von circa 2 bis zu circa 4¼ Erdbahnhalbmessern erstreckt. In Wahrheit befinden sich mehr als 92 Prozent, nämlich 396 von 428, zwischen den Entfernungen 2,2 und 3,2, und fast alle befinden sich zwischen 2 und 3,5. Damit erscheint aber seine Tiefe doch recht beträchtlich: zu groß, wie es scheint, für die Annahme eines einzigen Ringes; in der That bin ich auch dazu gekommen, mehrere getrennte Ringe anzunehmen, eine Hypothese, die, wie man weiterhin sehen wird, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Die ersten Eindrücke befestigen sich beim Anblick der Verteilung der Asteroiden; sie sind durchaus nicht gleichmäßig verteilt oder regellos verstreut; sie bilden gewissermaßen eine Reihe von hintereinanderliegenden Strömen, die getrennt sind durch sternarme Bänder. So zählt man zwischen den Entfernungen 2,7 und 2,8 (Erdradien) bei einer Tiefe von $^1/_{10}$ Erdradius, 83 Asteroiden, während man zwischen 2,45 und 2,55 bei derselben Tiefe nur 12 zählt. Zwischen 3,1 und 3,2 giebt es ferner 57 Planeten und zwischen 3,2 und 3,4, also in einem Ring von doppelter Tiefe, nur 9. Doch ich will diese Beispiele nicht vermehren. Einige Astronomen haben versucht, diese Verschiedenheiten durch den Einfluß des Jupiter zu erklären; aber abgesehen davon, daß diese Abhängigkeit durchaus nicht bewiesen ist, würde sie keine Erklärung geben für die Entstehung der Asteroiden und für gewisse Eigentümlichkeiten, die ich sogleich untersuchen werde.

Ich will endlich folgende Thatsache erwähnen:

Die mittlere Entfernung der 428 Asteroiden von der Sonne ist 2,766. Wenn man sie in drei Gruppen verteilt entsprechend der Neigung ihrer Bahnebenen, aufsteigend von 10° zu 10° (unter Ausschluß der Pallas), so beobachtet man, daß in diesen Gruppen die mittlere Entfernung wenig von der gemeinsamen Mittelzahl abweicht.

Die erste Gruppe von 0° bis 10° umfaßt 237 Planeten mit der mittleren Entfernung 2,757.

Die zweite Gruppe von 10° bis 20° umfaßt 162 Planeten mit der mittleren Entfernung 2,771.

Die dritte Gruppe von 20° bis 30° umfaßt 28 Planeten mit der mittleren Entfernung 2,813.

Wenn man das gemeinsame Mittel mit 1 bezeichnet, so würden die partiellen Mittel dargestellt durch die Zahlen 0,997, 1,002 und 1,017. Wären die Sterne unabhängig voneinander gebildet worden, so würde man nicht recht den Grund für eine solche Regelmäßigkeit einsehen.

Ich gehe über zu andern Betrachtungen und werde, um die Rechnung zu erleichtern, die Laplacesche Hypothese auf ihre einfachste Form bringen. Ich will annehmen, daß sich die Teile der Asteroiden, gewissermaßen ihre Keime, im Anfang innerhalb ihres Ringes gegenseitig im Gleichgewicht befunden haben; sie änderten während der Rotation des ganzen Ringes ihre gegenseitige Lage nicht, als ob sie einem starren geometrischen Gebilde angehörten. Die jedenfalls sehr schwache Winkelgeschwindigkeit war eine solche, daß, wie Laplace sich ausdrückt, für die Moleküle auf der äußeren Oberfläche des Ringes Zentrifugalkraft und Anziehungkraft der Sonne im Gleichgewicht waren, das heißt die lineare oder tangentielle Geschwindigkeit V dieser Moleküle war durch die Gleichung $V^2 = \frac{f}{R}$ bestimmt, wo f die Anziehungskraft der Sonne in der Entfernung 1 und R die Entfernung der Moleküle von der Sonne bedeutet. Für die Moleküle im Innern des Ringes muß die lineare Geschwindigkeit V eine kleinere sein, da sie näher der Sonne liegen und doch die gleiche Winkelgeschwindigkeit haben. Nach dieser ersten Phase mögen die weiteren komplizierten

Vorgänge, die die Auflösung des Ringes und die Anhäufung seiner Materie in getrennte Massenzentren herbeiführten, hier in einen einzigen Vorgang zusammengefaßt werden; ich werde annehmen, daß in einem einzigen Augenblick dieses starre, geometrische Gebilde in allen Teilen auseinandergerissen sei und daß zugleich alle einzelnen Asteroiden in mehr oder weniger vorgeschrittenem Entwicklungsgrad untereinander unabhängig der Anziehungskraft der Sonne folgten. Jeder Planet beschrieb von diesem Moment an eine elliptische Bahn, deren Aphelium genau der Ort war, wo er sich im Moment der Zerreißung befand. Die Teilchen nahe der äußeren Oberflächen konnten fortgesetzt Kreise oder wenigstens nahezu kreisförmige Bahnen, wenn sie sich ein wenig aus ihrer Gleichgewichtslage entfernt hatten, beschreiben.

Betrachten wir nun einen im Innern des Ringes befindlichen Asteroiden. Die Excentricität seiner Bahn ist am größten am inneren Rand, am kleinsten, nämlich gleich 0, am äußeren. Ihre Größe wird also abhängig sein von dem Abstand der Planeten von der äußeren Ringgrenze. Weiter zeigt sich aber, wenn man die mathematischen Formeln aufstellt, daß die Excentricität abhängig ist von dem Winkel, den die Bahn des Planeten mit der Aequatorebene einschließt. Je größer dieser Winkel ist, um so größer ist die Excentricität.

Daß dies auch in Wahrheit der Fall ist, ergiebt sich, wenn wir aus dem „Annuaire" die betreffenden Werte heraussuchen:

1. Für die 237 Planeten mit einer Neigung ihrer Bahn zwischen 0° und 10° beträgt der Mittelwert dieser Bahnneigungen 7° 11′ und ihrer Excentricitäten 0,1332.
2. Für die 162 Planeten mit einer Neigung ihrer Bahn zwischen 10° und 20° beträgt der Mittelwert dieser Bahnneigungen 10° 2′ und ihrer Excentricitäten 0,1574.
3. Für die 28 Planeten mit einer Neigung ihrer Bahn zwischen 20° und 30° beträgt der Mittelwert dieser Bahnneigungen 23° 58′ und ihrer Excentricitäten 0,2042.

Wenn wir nun freilich auch den Wert der Excentricität aus den Formeln nicht selber berechnen können, so können wir doch eine Beziehung zwischen den drei Werten aufstellen. Mit andern Worten: wenn wir für eine der drei Gruppen die mittlere Excentricität als bekannt voraussetzen, so können wir sie nunmehr für die beiden andern Gruppen aus den Formeln berechnen. Und diese Berechnung stimmt überraschend gut überein mit den thatsächlichen Werten, wie sie das „Annuaire" giebt. Es ist nämlich, wenn wir für die erste Gruppe bei einem mittleren Neigungswinkel von 7° 11′ die Excentricität = 0,1332 setzen:

bei dem Neigungswinkel	die berechnete Excentricität	die beobachtete Excentricität
14° 2′	0,15	0,1574
23° 58′	0,19	0,2042.

Nachdem sich so die Uebereinstimmung zwischen der mathematischen Berechnung und der Beobachtung gezeigt hat, kann man aus den benutzten Formeln das Verhältnis zwischen der Tiefe des Ringes E und dem mittleren Abstand der äußeren Ringfläche von der Sonne R, also den Wert von $\frac{E}{R}$ bestimmen. Man erhält die drei wenig abweichenden Zahlen 0,094, 0,1, 0,11; ich nehme die mittlere Zahl 0,1 als die wahrscheinlichste.

Die Zahl R ist uns nun aber nicht bekannt. Da jedoch die mittlere Entfernung der 428 Asteroiden von der Sonne gleich 2,766 ist, so wird R jedenfalls nicht sehr viel größer als dieser Wert sein, und das würde für die Tiefe des Ringes 0,2766 ergeben. Unter der Annahme, daß die Mitte des ganzen Systems von einem Ringe eingenommen sei, der nur wenig von dem Mittelwert abweicht, würde sein äußerer Rand sich ungefähr in dem Abstand $2{,}766 + \frac{1}{2}$ E von der Sonne befinden, und der zehnte Teil davon wäre E, das heißt der mittelste Ring erstreckt sich circa von dem Abstand 2,61 bis 2,90 mit einer Tiefe von 0,29 Erdbahnhalbmessern. Das ist zwar nur eine rohe Annäherung, aber ich glaube, sie weicht nicht weit von der Wahrheit ab, und wir werden sie auch bald bestätigt finden.

Wenn wir 7 durchaus excentrische Planetoiden vernachlässigen, so liegen die übrigen 421 zwischen den Entfernungen 2,0 und 3,5. In diesem Zwischenraum haben aber 5 Ringe Platz, deren Tiefe ohne Zweifel ungleichmäßig ist, aber einen Mittelwert von 0,29 hat. Ihr Reichtum an Asteroiden wird übrigens ein sehr verschiedener sein. Der mittlere Ring, auch wenn seine Tiefe den Mittelwert nicht überschritte, enthielte 160 Planeten, das ist weit mehr als ein Drittel von allen.

Die Annahme mehrerer Ringe, zu der wir geführt werden, erscheint mit Rücksicht auf die große Ausdehnung des Systems viel mehr wahrscheinlich, als die eines einzigen. Sie stimmt sehr wohl mit der Beobachtung verschwindend kleiner Excentricitäten in sehr verschiedenen Abständen von der Sonne, ebenso wie mit den sehr verschiedenen Excentricitäten bei gleicher Neigung der Bahnebene. Diese anscheinend regellosen Verhältnisse sind die natürliche Folge des Gesetzes, nach dem in jedem Ring die Excentricität von der äußeren Oberfläche zur inneren wächst. Und da ich von einem Gesetz spreche, weise ich nochmals darauf hin, daß alle hier abgeleiteten Beziehungen sich ergeben haben aus der Bearbeitung von Mittelwerten. Sie lassen sich notwendigerweise nicht nachweisen aus den Bewegungen eines isoliert herausgegriffenen Sternes oder aus einer beschränkten Anzahl von Sternen. Es giebt zu viele Umstände, die in besonderen Fällen die Wirkung der allgemeinen Gesetzmäßigkeit zerstören oder verdecken konnten. Wir wissen nicht, in welchem Zustand sich die Asteroiden befanden in dem Moment, als der Ring auseinanderriß. Was ist seitdem geschehen? Welche Einflüsse haben das umgebende Milieu beherrscht, dessen Dichte noch nicht vernachlässigt werden konnte? Welches sind die genauen Veränderungen, denen die Bahnen seit ihrem Ursprung unterworfen waren? Bei so viel ungewissen Fragen kann nur dies wundernehmen, daß man doch zu Resultaten kommt, die so nahe der Wirklichkeit entsprechen, selbst wenn man sich nur auf die Mittelwerte beschränkt.

Greifen wir wieder zurück auf die mathematische Formel für die Excentricität. Wir können die mittlere Excentricität sämtlicher Asteroiden eines Ringes darstellen durch die Tiefe des Ringes E, die Entfernung der äußeren Ringgrenze von der Sonne R, und die mittlere Neigung des Ringes gegen den Aequator i. Für einen zweiten Ring von gleicher Tiefe und gleicher Neigung würde die Excentricität variieren im umgekehrten Sinne wie R: das heißt sie würde zunehmen oder abnehmen, je nachdem der Ring näher oder ferner der Sonne wäre. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß die Tiefe der Ringe jenseits der Entfernung 2,766 wesentlich verschieden sei von der der diesseitigen Ringe, so folgt daraus, daß, wenn die Theorie richtig ist, man beim Vergleich aller Asteroiden innerhalb einer Sphäre vom Radius L = 2,766 mit denen außerhalb derselben, für die ersteren eine größere mittlere Excentricität finden muß wie für die letzteren. Das habe ich nun thatsächlich aus den Zahlen des „Annuaire" bestätigt. Die mittlere Excentricität der 229 Asteroiden innerhalb der Sphäre L beträgt 0,159, während die mittlere Excentricität der 199 Asteroiden außerhalb dieser Sphäre 0,133 beträgt. Der Unterschied ist 20 %. Die Neigung spielt hierbei keine Rolle, weil ihr Mittelwert in beiden Zonen der gleiche ist: 10° 24′ innen, 10° 33′ außen. Es bleibt übrig, nachzuweisen, ob der wahre Unterschied einigermaßen der Theorie entspricht.

Wir denken uns zwei Ringe von gleicher Tiefe und gleicher mittlerer Neigung und in gleicher Entfernung δ von der Sphäre L, den einen innen, den andern außen, und zählen die Entfernung δ von ihrer Mitte bis zur Sphäre L. Wir haben dann für die Berechnung der Excentricitäten R zu ersetzen das eine Mal durch $L + \frac{1}{2} E - \delta$ und das andre Mal durch $L + \frac{1}{2} E + \delta$.

Freilich wissen wir in Wahrheit nicht, wie die Ringe verteilt sind, noch wie tief jeder einzelne ist. Aber wir werden uns jedenfalls nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn wir, um die mittlere Excentricität des ganzen Systems innerhalb oder außerhalb der Sphäre L zu bestimmen, δ ersetzen durch den mittleren Abstand dieser Systeme von der Sphäre L. Wenn D′ und D″ diese beiden Abstände sind, so wird damit R einmal gleich $L + \frac{1}{2} E - D'$, das andre Mal gleich $L + \frac{1}{2} E + D''$.

Ich vernachlässige hierbei übrigens die sehr geringe Differenz der Neigungen.

Die Werte von D′ und D″ sind nach dem „Annuaire" berechnet 0,236 und 0,234, ein neues Zeichen der Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit des Systems. Damit sind alle Größen zur Berechnung der Excentricität durch die Beobachtung bekannt außer der Ringtiefe E. Diese aber haben wir früher näherungsweise gleich 0,29 gesetzt.

Nach Ausführung der Rechnung erhält man folgende Mittelwerte für die Excentricität:

	berechnete Zahl	wahre Zahl (s. oben)
im inneren Raume	0,159	0,159
im äußeren Raume	0,138	0,133.

Diese Zahlen bestätigen durchaus die Annahmen.

Umgekehrt kann man aber auch die Tiefe des Ringes E als unbekannt ansehen und sie berechnen mittels der aus den Beobachtungen sich ergebenden wahren Werte der Excentricität. Man erhält dann zwei einander sehr ähnliche Zahlen, nämlich 0,29 und 0,278, von denen die erste völlig mit der schon früher abgeleiteten übereinstimmt. Diese zweite Art, E zu bestimmen, ist durchaus verschieden von der früher angewandten. Sie benutzt die Entfernungen von der Sonne, während die erste von den Neigungen der Planetenbahnen ausgeht. Beide sind gegründet auf direkter Beobachtung und sind ganz unabhängig von der Theorie. Das ist also eine weitere bemerkenswerte Uebereinstimmung.

Zusammenfassung.

Entsprechend den Ideen von Laplace scheinen sich die teleskopischen Planeten nach und nach gebildet zu haben in mehreren mit der Sonne konzentrischen sphärischen Schichten. Die kosmische Materie innerhalb eines jeden dieser Ringe wurde im Anfang bewegt durch eine gemeinsame Rotation, deren Stärke aber von Ring zu Ring verschieden war, und aus ihr bildeten sich nach Zerreißung der Ringe mehrere getrennte Körper.

Aus theoretischen Erwägungen, die sich auf dieser Annahme aufbauten, sind wir zu folgenden Ergebnissen geführt worden, die mit den Beobachtungen wohl zusammenstimmen:

1. Wenn man nach der Neigung ihrer Bahnen von 10° zu 10° ansteigend die Planeten in drei Gruppen einteilt, so ist ihre mittlere Entfernung von der Sonne fast konstant.

2. Die mittlere Excentricität der Bahnen wächst von Gruppe zu Gruppe mit der Neigung; der Unterschied zwischen den beiden extremen Gruppen beträgt nicht weniger als 52 %.

3. Trennt man zwei Zonen, eine äußere und eine innere, durch eine Kugelfläche ab, deren Radius gleich der mittleren Entfernung aller Planeten von der Sonne ist, so beträgt die mittlere Excentricität der inneren Planeten um 20 % mehr als die der äußeren Planeten.

Ich habe geglaubt, die Zahl der Ringe (für den von 421 Asteroiden eingenommenen Raum) auf 5 und ihre mittlere Tiefe auf $\frac{1}{20}$ des Erdbahnradius bestimmen zu können.

C. de Freycinet.

Litterarische Berichte.

Le prince de Bismarck par Charles Andler.
Paris, George Bellais, éditeur 1899.

Der Verfasser betont in der Vorrede die unzweifelhafte Thatsache, daß eine Biographie des Fürsten Bismarck, die Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit erheben könnte, zur Zeit noch unmöglich ist, obgleich in den allgemeinen Umrissen sein Bild unverrückbar feststeht und die Grundzüge seines Wesens durch die zahlreichen Wandlungen hindurch, die seine innere und äußere Politik aufzuweisen hat, immer dieselben geblieben sind. Niemals ist er starr auf dem einmal eingenommenen Standpunkte stehen geblieben, sondern er hat es stets verstanden, sich den Verhältnissen anzupassen: „il a appris de la vie toute sa vie."

Die Bedeutung des Buches besteht in der eingehenden psychologischen Analyse der Handlungsweise des Fürsten, und wenn wir Andler hier nicht überall beistimmen können, so dürfte das zum großen Teile an der Verschiedenheit des Volkstums liegen, die dem Franzosen eine klare Erkenntnis gerade der wertvollsten Eigenschaften des Kanzlers erschwert, ja fast unmöglich macht. Der Verfasser gesteht es selbst zu, daß weder der Gesichtswinkel, unter dem Fürst Bismarck die Thatsachen betrachtete, noch seine politischen Grundsätze immer die französischen seien. Nichtsdestoweniger erkennt er die Notwendigkeit an, sich in beiden Beziehungen Klarheit zu verschaffen, ehe er ein Urteil fällt. Andler glaubt das Bild des großen deutschen Staatsmannes, der Frankreich so tiefe Wunden geschlagen hat, ohne Haß gezeichnet zu haben — im großen und ganzen mag das zutreffen; was allerdings Bismarcks Beziehungen zu Frankreich betrifft, so scheint auch jetzt noch die Leidenschaft bei unsern westlichen Nachbarn Unparteilichkeit zu einem Dinge der Unmöglichkeit zu machen. Denn anders ist es nicht zu erklären, wenn auch jetzt noch — ein Menschenalter nach dem Kriege — die Schuld an dem Ausbruche desselben Bismarck zugeschoben wird, der durch seine Ränke die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold angezettelt habe, um die deutsche Einheit, deren friedliche Herstellung er durch den Sturz des Ministeriums Hohenlohe in Bayern (1869) gefährdet glaubte, durch einen siegreichen Krieg herbeizuführen. Aber abgesehen von allem andern wird es keiner Sophisterei gelingen, die Thatsachen aus der Welt zu schaffen, daß die Kandidatur fallen gelassen wurde und daß trotzdem Frankreich, in der offenkundigen Absicht, unter jeder Bedingung Streit hervorzurufen, die Angelegenheit weiterverfolgte, indem Benedetti angewiesen wurde auch Bürgschaften für die Zukunft zu verlangen. Andler nennt diesen Schritt des Botschafters auch la faute irréparable — insofern allerdings mit Recht, als dadurch Frankreichs Absicht, Preußen zu demütigen oder zum Kriege zu treiben, vor ganz Europa klargelegt wurde. Denselben Zweck verfolgte die Forderung Gramonts, der König von Preußen solle einen zu veröffentlichenden Entschuldigungsbrief an Napoleon schreiben — oder hat vielleicht auch Bismarck dieses unerhörte Ansinnen eingegeben? Es ist ein starkes Stück, angesichts dieser Thatsachen, zu denen noch die von 1867 an gepflogenen Bündnisverhandlungen mit Oesterreich und Italien, die im Sommer 1870 unmittelbar vor ihrem Abschluß standen, der Ruf nach revanche pour Sadowa, die unablässigen Kriegshetzereien der Opposition (noch in der entscheidenden Kammersitzung erklärte Thiers, auch er wolle Preußen einen Stoß [un choc] versetzen), die damit in Verbindung stehende, an Wahnwitz grenzende Erhitzung der Bevölkerung, die verzweifelte Lage der Dynastie, die notwendig eine Auffrischung ihres Prestige bedurfte (die Kaiserin wollte sa petite guerre haben), und so weiter hinzukommen, zu behaupten, das unschuldige Lamm Frankreich sei durch den bösen Wolf Bismarck, sehr gegen seinen Willen, in den Krieg getrieben worden, und daß Andler angesichts alles dessen, das ihm bekannt sein mußte, zu schreiben wagt: Mais cela n'empêcha pas, que cette œuvre (gemeint ist die Aufrichtung des Deutschen Reiches) n'ait à son origine la fraude grossière, l'astuce et la brutalité! Nein, an der Wiege des Deutschen Reiches haben ganz andre Paten gestanden: die größte Meisterschaft in Staatslenkung und Heerführung, verbunden mit der freudigen Hingabe des ganzen Volkes an die Herstellung der so lange schmerzlich vermißten Einheit. Aber nicht Deutschland, sondern Frankreich trägt den Schaden, wenn es seine Augen absichtlich vor der Wahrheit verschließt. Es ist ein eigentümlicher Satz, womit Andler sein Vorwort beschließt: Nous ne serions pas la France nouvelle, si nous n'étions capables de comprendre ce qui, en 1871, nous a vaincus. Danach scheint das Erstehen eines neuen Frankreich noch in weitem Felde zu sein, und das vorliegende Buch trägt wahrlich nichts dazu bei, es zu beschleunigen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eine Verteidigung der Rechte der Frau. Von Mary Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt von P. Berthold. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson.

Es ist ein recht altes und doch zeitgemäßes Werk, das hier in fließend geschriebener Uebersetzung vorliegt. Es erschien in London 1792 und wurde Talleyrand in der Absicht zugeeignet, eine Revision seiner Schrift über öffentliche Erziehung zu veranlassen. Die nebensächliche Behandlung, die in dieser Schrift der Erziehung der Mädchen zu teil geworden war, veranlaßte das Werk der englischen Schriftstellerin, deren Namen einen dauernden Platz in der Litteraturgeschichte ihres Volkes gefunden hat. In diesem Buche ist alles niedergelegt, was damals zur Emanzipation der Frau gesagt werden konnte, und es ist trotz mancher Unbeholfenheiten der Darstellung mit einer solchen Wärme und Klarheit ausgesprochen, daß die Lektüre auch jetzt noch eine lohnende ist. Das Werk ist, wenn es allgemeineres Verständnis findet, wohl geeignet, zur Klärung der Frauenfrage beizutragen und hat so zugleich historische und aktuelle Bedeutung. Br.

Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VI u. 466 S. M. 6,50.

Im Jahr 1886 erschien die erste Auflage dieses schönen Buchs; die neue ist um zwei Stücke „Aristoteles" von Henri d'Andeli und „Der Sperber", vermehrt. Der Text ist, soweit Referent durch Vergleichen sehen konnte, im wesentlichen derselbe geblieben. Und mit Recht. Dagegen haben die zahlreichen Anmerkungen und zum Teil auch die Einleitung eine ziemliche Bereicherung erhalten durch Verwertung der neuesten Litteratur. Auch ein Register ist neu hinzugekommen. Wir wünschen der neuen Auflage, die bei größerem Format fast um 100 Seiten größer ist als die erste, freundliche Aufnahme. E. M.

La formation de la Prusse contemporaine. Par Godefroy Cavaignac. Tome second. Le ministère de Hardenberg — Le soulèvement (1808—1813). Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Die hochgespannten Erwartungen, die der erste Band des groß angelegten Werkes hervorrief, werden durch den jetzt vorliegenden zweiten Band in vollstem Maße gerechtfertigt. Mit gleicher Meisterschaft in der Beherrschung des schwierigen Stoffes und der Darstellung wird auf Grund der umfassendsten Forschungen sowohl die innere als auch die äußere Politik Preußens in dem in Betracht kommenden Zeitraume geschildert. Besonders glänzend erscheint uns die Darstellung der Hardenbergschen Reformen und der Schwierigkeiten, die ihr Urheber zu überwinden hatte: mit der Reform der Finanzen war eine nationalökonomische Umwandlung geboten, welche die bisher gebotenen Kräfte des einzelnen entfesseln sollte, die Macht des Adels mußte gebrochen und die Selbständigkeit des kleinen Eigentums gesichert werden, in der Verwaltung mußte an Stelle der oligarchischen Dezentralisation, wobei jede Provinz beinahe selbständig neben den andern stand, eine geschlossenere Zentralisation mit einem Gesamtministerium an der Spitze treten — alles dies wird höchst lichtvoll und mit großem Verständnis geschildert. — Beigefügt sind eine Reihe von wichtigen, bisher ungedruckten Urkunden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Karl v. François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde v. Schwarzkoppen. 3. Auflage. Berlin 1899. R. Eisenschmidt.

Den Inhalt des Buches bildet die Biographie des 1855 verstorbenen Generalleutnants Karl v. François, dessen Jugendzeit eine Kette von teils höchst merkwürdigen Abenteuern bildet. Von besonderem Interesse ist die Darstellung seiner glücklich durchgeführten Flucht vom Hohenasperg und seiner Teilnahme am Schillschen Zuge. Die Verfasserin des Buches ist die einzige noch lebende Tochter des Helden; sie weiß schlicht und doch spannend zu erzählen. So wenig das Buch ein historisch bedeutendes Dokument zur allgemeinen Geschichte ist, so wird es sicher doch auch noch weiterhin eine fesselnde Lektüre bilden und zu den alten Freunden neue erwerben. Br.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Dritte, vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Nebst einem Porträt Wilhelm v. Humboldts. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. X und 456 S. groß Oktav.

Diese neue Ausgabe ist die erste, welche die Originalhandschriften ganz unverkürzt zum Abdruck gebracht hat. Dadurch hat der Briefwechsel eine große Bereicherung fast aller Briefe Humboldts an bisher ungedruckten, teilweise sehr bedeutenden Stellen erhalten. Auch der Kommentar ist neu. Durch ihn werden die Schätze der Briefsammlung erst fruchtbar. Der um die Schiller-Litteratur, besonders auch als Humboldt-Schiller-Forscher hochverdiente Herausgeber war zweifellos der geeignetste Mann für die Neubearbeitung des Briefwechsels. Der Genauigkeit und Ausführlichkeit des Kommentars und Registers

hat Referent bei seinen Studien zu einem neuen Werk über Schiller sich häufig zu erfreuen gehabt. Diese neue Auflage des Briefwechsels ist für die Schiller-Forschung von großem Wert. E. M.

Die ostafrikanischen Inseln. Von Prof. Dr. C. Keller. Band 2 der von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner herausgegebenen Bibliothek der Länderkunde. Berlin 1898. Schall & Grund.

Das Unternehmen, zu dem auch das Kellersche gehört, ist im Oktoberheft 1898 angezeigt, und das dort allgemein Gesagte gilt auch hier. Der vorliegende Band bedeutet unter allen Umständen einen bedeutenden Fortschritt in der gemeinverständlichen Schilderung Madagaskars, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß ältere ähnliche Werke, wie zum Beispiel Hartmann, in manchen Punkten ausführlicher sind, und deshalb nicht entbehrlich gemacht werden, und daß Keller in einzelnen Partien, besonders in den geologischen, zoologischen und botanischen Teilen, den Anschluß an das Verständnis des gebildeten Laienpublikums nicht erreicht hat. Wünschenswert wäre auch eine Einheitlichkeit in den Maßangaben statt des Wechsels zwischen Kilometern und Seemeilen.

Gegenstand der Schilderung ist, da Sansibar und Sokotora nicht berücksichtigt werden, nur eine Fläche von insgesamt etwa 600000 Quadratkilometer. Wenn die gesamte feste Erdoberfläche mit derselben Ausführlichkeit behandelt werden sollte, so wären dazu mehr als zweihundert solche Bände notwendig. Die späteren Bände werden sich daher eine gewisse Beschränkung auflegen müssen.

Trotz dieser Bedenken und Zweifel ist die sorgfältige, zum größten Teil auf eigner Anschauung beruhende und in einzelnen Abschnitten recht lebendig und anschaulich geschriebene Arbeit eine wesentliche Bereicherung unsers Bücherschatzes. K. F.

Bilder aus der neueren Litteratur. Herausgegeben von August Otto, Königl. Seminarlehrer in Petershagen. Drittes Heft. Wilhelm Raabe. Minden i. W., C. Marowsky. M. 1.40.

Mit allem Recht hat hier Otto auf die große Bedeutung Raabes hingewiesen. Er sieht in ihm den Hüter des deutschen Gemüts, den Pfleger des Idealismus und den Streiter für die protestantische Wahrhaftigkeit, Gedankenfreiheit und Mannhaftigkeit.

E. M.

Aus bewegten Stunden. Gedichte (1884 bis 1888) von Ludwig Jacobowski. Zweite, veränderte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1899. M. 1,50.

Vorliegende Sammlung enthält, soviel Referent bekannt, die ersten Dichtungen Jacobowskis. Der ganze Sturm und Drang des Dichters (vergleiche besonders „Der letzte Mensch") kommt darin zum Ausdruck; aber auch Produkte von hoher Schönheit weisen diese Jugendgedichte auf. (Vergleiche das Gedicht auf Schiller.) Jacobowski zählt zu den bedeutenderen Dichtern der Gegenwart; das zeigen schon diese Erstlinge seiner Muse.

E. M.

Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte 1640 bis 1898. Von Emil Wolff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Der Verfasser, Gymnasialdirektor in Schleswig, scheint durch das praktische Bedürfnis des Unterrichts — dem bekanntlich neuerdings die Aufgabe zugewachsen ist, die sozialpolitischen Verdienste des preußischen Herrscherhauses ins Licht zu setzen — angeregt worden zu sein; die Vorrede beruft sich freilich nur auf den ciceronianischen Anspruch der Geschichte als Lehrmeisterin der Zukunft, der in der Theorie stets, in der Wirklichkeit so gut wie niemals gegolten hat. Glücklicherweise ist diese Vorrede das Schwächste an dem Buche, dem wir nach eingehender Prüfung nachrühmen müssen, daß es einen weitverzweigten Stoff, wenn auch mit völliger Ignorierung alles Nichtpreußischen in Deutschland, knapp und lesbar darstellt, und sich völlig frei hält von reaktionären Anschauungen; die Anforderungen an das Verständnis reichen über die Gymnasialstufe hinaus; als Handbuch für Examinanden und Material für Oberlehrer dürfte es durchaus zu empfehlen sein. —th—

Die alte Würzburger Burschenschaft 1817 bis 1833. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte in der Reaktionszeit. Von Hermann Haupt. Würzburg 1898. Stahelsche Verlags-Anstalt.

Die vorliegende Schrift, die ursprünglich einen Teil der „Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Würzburger Burschenschaft Arminia" bildete, verdient es wohl, einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu werden. Sie bildet nicht nur einen Beitrag zur deutschen Universitätsgeschichte, sondern auch zur Kulturgeschichte unsers Volkes. Die auf aktenmäßigem Material beruhenden Ausführungen des gut ausgestatteten Heftes fesseln das Interesse des Lesers in hohem Maße. Br.

Erste Dichtungen. Von Ottokar Kraft Edlem von Helmhacker, Leutnant im k. k. Infanterie-Regiment Nr. 94. Wien, Karl Konegen, 1899. 214 S. M. 3,50.

In den vorliegenden Gedichten tritt uns eine nicht unbedeutende Dichterkraft entgegen.

Hohe ideale Begeisterung, allerdings mit starker Hinneigung zum Pessimismus, ist dem Verfasser eigen. Er hat sich Goethe und, wie es scheint, auch Lessing zum Vorbild genommen, zumal in seinen Epigrammen, unter denen sich vorzügliche Leistungen finden. Einen hohen, freilich oft allzu hohen Flug der Gedanken verrät seine Allegorie „Die Glocken". E. M.

Skobelew im Türkenkriege und vor Geok-Tepe. Von A. W. Wereschtschagin. Deutsche Ausgabe von A. v. Drygalski. Berlin 1899. Johannes Räde.

Der Verfasser ist ein höherer Offizier und der Bruder des berühmten Schlachtenmalers Wassilij Wereschtschagin. Es ist ein ganz interessantes Buch, das in freier Aufeinanderfolge lebensvolle Feuilletons über den letzten russisch-türkischen Krieg und die russische Expedition nach Achal-Tekе bringt. Nicht aber eine Kriegsgeschichte entrollt der Verfasser, sondern lediglich Bilder und Episoden, welche in gewissem Sinne anmuten wie die gemalten Augenblicke seines berühmten Bruders. Im Vordergrund der mit fast naiver Unmittelbarkeit geschriebenen Schilderungen steht die interessante Gestalt des Generals Skobelew, welchen der russische und russisch fühlende Verfasser dem deutschen Publikum näher bringt. Die Belagerung und Erstürmung von Geok-Tepe, eine der waghalsigsten Unternehmungen der neuesten Zeit, ist besonders lebhaft vor die Augen des Lesers gebracht und zwingt zu vergleichenden Reflexionen mit dem eben in Südafrika herrschenden Kriege.
Schroeder-Teschen.

Tennyson. Von Emil Köppel. Mit Bildnis. Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien. Begründet von A. Bettelheim. 32. Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1899. M. 2,40.

In achtzehn Abschnitten behandelt der Verfasser das Leben und die Werke des großen englischen Dichters, der auch bei uns in weiteren Kreisen durch seinen „Enoch Arden" bekannt ist. Die einzelnen Dichtungen werden durch kurze Inhaltsangaben und treffende Kritiken erläutert. In klarer, übersichtlicher Darstellung hat es Köppel verstanden, das Interesse für Tennyson zu erregen und seine Bedeutung als „Geisteshеld" zu würdigen.
E. M.

Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896 bis 1898. Von Ludwig Jacobowski. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns, 1900. 4 Mark.

Jacobowski ist ein außerordentlich reicher Dichtergeist. Die vorliegenden Gedichte sind schon die vierte Sammlung, die er uns bietet. Durchaus modern in der ganzen Art der Auffassung, zeichnen sich diese Gedichte durch Vielseitigkeit der Gedanken aus. Heiteres und Ernstes wechselt miteinander ab, neben der Lust und der Liebe findet auch die Trauer und der Schmerz einen beredten Ausdruck. Die düsteren Bilder „Großstadt" und „Der Soldat" spiegeln unsre moderne Welt trefflich wider. tm.

Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens. Von Hermann Fischer. Zweite Reihe. Tübingen 1899. H. Lauppsche Buchhandlung. 4 Mark.

Diese neuen Beiträge Fischers bestehen aus fünf Aufsätzen, unter denen die Biographie seines Vaters J. G. Fischer die erste Stelle in jeder Beziehung einnimmt. Nicht minder trefflich ist die Arbeit, die sich mit „Schillers Heimatjahren" von Hermann Kurz beschäftigt. Dem Aesthetiker Fr. Vischer ist eine liebevolle Studie gewidmet, die der Verfasser als ein Opfer seines Dankes für den seltenen, unvergeßlichen Mann bezeichnet. Die beiden noch übrigen Aufsätze sind Rudolf Kausler und Ludwig Seeger gewidmet. Sie erneuern das Andenken an zwei Männer, die einst als Dichter und Schriftsteller eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. E. M.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Ein Buch für Erzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwert, 1899. 92 S.

Vorliegende Schrift verdient alle Beachtung. Sie tritt mit Eifer ein für das deutsche Element im Unterricht. Sie verlangt mit vollem Recht eine deutsche Grundlage unsrer Gymnasien. Es gilt, unser Geistesleben von der Fremdherrschaft, das Deutschtum vom Altertum zu befreien. Sicherlich wird dieses Ziel erreicht werden; ja es hat den Anschein, als ob die Zeit nicht mehr allzu fern sei, in der das Deutschtum herrschen wird.
Mr.

Tableau de l'Histoire littéraire du Monde par Frédéric Loliée. Paris, Librairie C. Reinwald Schleicher frères, éditeurs, 1899. (Les livres d'or de la science. Section littéraire.)

An ein Buch, das auf 192 Seiten kleinsten Formats eine durch zahlreiche Abbildungen erläuterte „Litteraturgeschichte der Welt" bieten will, sind selbstverständlich keine bedeutenden Anforderungen zu stellen. Es genügt, wenn die Hauptperioden kurz skizziert und die Hauptvertreter der Litteratur in annähernder Vollständigkeit aufgezählt werden. Die letzte Bedingung ist in dem Werkchen so ziemlich erfüllt, was allerdings kein großes Verdienst ist, dagegen findet sich in der Beurteilung viel Phrasenhaftes. Ein komisches Versehen

findet sich auf dem Vollbilde zwischen Seite 160 und 161: dort wird eine Abbildung zu dem ersten Monolog Fausts (die bekannte Darstellung von Delacroix) als Monologue d'Hamlet bezeichnet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. 2. Auflage. Hamburg 1899. Selbstverlag des Verfassers. (Kommission L. Fernau, Leipzig.) 2 Mark.

Eine wertvolle Schrift, die alle Beachtung verdient. Der Verfasser will eine Reform der von der Schule geleiteten oder unterstützten Jugendlektüre herbeiführen. Zu dem Zweck sucht er die Aufgabe der poetischen Jugendlektüre festzustellen und giebt eine scharfe, vielleicht manchmal zu scharfe Kritik der vorhandenen Litteratur. In einem Schlußabschnitt wird litterarisch wertvolle Lektüre für die Jugend erörtert. Das Buch ist für die Verwaltung von Schülerbibliotheken von großer Wichtigkeit. E. M.

Muttersohn. Roman von Arthur Zapp. Zweite Auflage. Berlin 1899. Richard Tändler. 278 Seiten.

Daß Arthur Zapp, der sein überaus fruchtbares Schaffen ausschließlich in den Dienst der Unterhaltungslektüre gestellt hat, ein Meister ist in der Wahl seiner Stoffe wie ihrer Behandlung, macht sich auch im vorliegenden Roman geltend. Personen, aus dem vollen Leben gegriffen, treten uns entgegen: das biedere Ehepaar Köster, der grundehrliche und gutmütige Stiefbruder, der mit köstlichem Humor geschilderte Gigerl-Referendar, der Rat Göring als Typus des wohlsituierten, streng rechtlichen und doch freundlich leutseligen höheren Beamten. Im Mittelpunkt steht der verhätschelte „Muttersohn", beneidenswert durch das Glück seiner Carriere und die Liebe, die ihn hebt und trägt, beklagenswert in seiner kläglichen Unselbständigkeit und in dem Schuldgefühl, das auf ihm lastet und ihn innerlich vernichtet. — Ist auch das Buch an Feinheiten der Detailmalerei nicht gerade reich und spielen Zufälligkeiten eine große Rolle, so liest es sich doch leicht und angenehm, und seine Lösung wirkt befriedigend. — ck.

Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß. Von Professor M. Evers. Berlin. Reuther und Reichard. 1899. XX und 284 Seiten. Preis M. 3.60.

Vorliegendes Werk bildet den ersten Teil einer geplanten deutschen Sprach- und Litteraturgeschichte und ist „für weitere Kreise der Gebildeten, insbesondere auch der lehrenden und lernenden Stände" bestimmt. Die Arbeit ist ein lobenswertes Unternehmen und nicht ohne Verdienst; nur sind einzelne Abschnitte, zumal im dritten Hauptteil, zu knapp behandelt, zum Beispiel Schillers klassische Dramen, bei denen dem Verfasser ein genaueres Eingehen überflüssig erscheint! (S. 211). Auch ist zu bemerken, daß der Einfluß der Sprache der Bibel auf Schillers Werke längst ausführlich behandelt ist (S. 213 vergl. 204). Vielleicht entschließt sich der Verfasser in einer zweiten Auflage zu ausführlicherer Behandlung des dritten Teils seines Buchs. E. M.

Julius Lange. Von Georg Brandes. Uebersetzt von Alfred Forster. Leipzig, H. Barsdorf, 1899. 268 Seiten.

Der im August 1896 gestorbene dänische Kunsthistoriker Julius Lange fand nicht nur in seinem Vaterlande als geistvoller Lehrer und als starke, geniale Persönlichkeit Anerkennung und Verehrung, auch in Deutschland hat sein Name einen guten Klang. Sein langjähriger Freund Georg Brandes hat ihm in diesem Buche ein würdiges Denkmal gesetzt. Es ist eine Sammlung höchst beachtenswerter Briefe, die der Verstorbene innerhalb eines Zeitraums von mehr als dreißig Jahren an den Verfasser richtete und die sich über alle möglichen Fragen der Kunst, Philosophie und Politik verbreiten. Brandes hat diese Briefe mit einem erläuternden Text so geschickt verbunden, daß sich das Ganze als eine originelle Biographie darstellt, die in der fließenden Uebersetzung von Forster auch deutschen Lesern bestens empfohlen sei. Br.

Zum Verständnisse Goethes. Vorträge, vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar. 5. Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1900. M. 3.—

Der Verfasser ist der früh verstorbene Sohn des bekannten Litterarhistorikers A. F. C. Vilmar, in dessen Fußstapfen er wandelt. Er erläutert Goethes lyrische Gedichte und den Faust. Seine Ausführungen sind klar und überzeugend; es ist eine wahre Lust, in dem Buch zu lesen. Referent möchte dasselbe jedem Goethe-Freund dringend empfehlen, wenn es überhaupt bei fünf Auflagen noch einer besonderen Empfehlung bedarf. E. M.

Geheimnisse. Roman von Franz Rosen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1899. 349 S.

Was dem Buche Reiz verleiht, ist weder die Sprache, die bisweilen an einer öden Gleichförmigkeit leidet, noch die Durchführung, der die packenden Konflikte fehlen, sondern das behandelte Problem selbst: die Liebe eines Weibes zu schildern als unbegrenzte Aufopferung dem Geliebten gegenüber, wobei

das Moment des Sinnlichen fast ganz zurücktritt. Daß dazu eine Frau, wie sie sich hinter dem Pseudonym Franz Rosen birgt, besonders geeignet war, liegt auf der Hand; daß sie eine so tiefe Auffassung der Liebe vertritt, macht ihr Ehre. Darum ist uns der Roman trotz gelegentlicher Schwächen um jenes Grundgedankens willen lieb und scheint der Empfehlung wert. —ck.

Kopenhagen, die Hauptstadt Dänemarks. Herausgegeben von dem Dänischen Touristenverein. Redigiert von Franz v. Jessen. Kopenhagen 1898.

Es giebt kaum eine Stadt, die in Norddeutschland so beliebt ist wie Kopenhagen. Es giebt wenig Besucher in den norddeutschen Küstenstädten, die es ohne Not unterlassen, einen Abstecher nach der sehenswürdigen Hauptstadt unsers kleinen, aber rührigen Nachbarvolks zu machen. Da ist es nun von besonderem Interesse, zu wissen, was die Dänen selbst für das Bemerkenswerteste ihrer Königsstadt halten, und deshalb wird das billige, handliche Büchlein voraussichtlich eine sehr weite Verbreitung in Deutschland finden. Den Bädeker will es nicht ersetzen, es giebt weder eine topographische Beschreibung und Pläne, noch Hotelnachweise und dergleichen, sondern eine Reihe von Gesamtübersichten, deren jede von einem besonders berufenen Vertreter verfaßt ist. Die Ausstattung ist überaus gewählt, aber von einseitigem Geschmack. K. F.

Gedanken über Religion. Von George John Romanes. Die religiöse Entwicklung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christentum. Autorisierte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von Dr. phil. E. Dennert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1899. 162 S. Preis geheftet M. 2,60.

Im Jahre 1878 wurde in England eine Abhandlung: „Unbefangene Prüfung des Theismus“ anonym veröffentlicht, deren Verfasser zu einer völligen Verneinung Gottes gelangte, nicht ohne zugleich mit ergreifenden Worten zu erklären, daß damit das Weltall für ihn die „liebenswerte Seele“ verloren habe. Der Autor war G. Romanes, ein Biologe, der, 1848 in Kanada geboren, schon 1894 starb. Von Haus aus dem Glauben zugethan, wurde er durch die Darwinsche Strömung allmählich zum Skeptizismus und Unglauben getrieben. Auf diesem Standpunkte beharrte er indes nicht, gelangte vielmehr wieder zu einer durchaus religiösen Richtung. Seine Entwicklung ist allen ihren Stufen nach in seinen religionsphilosophischen Schriften klar zu erkennen. Von diesen enthält das vorliegende Buch zwei Aufsätze aus einer Abhandlung über den „Einfluß der Naturwissenschaft auf die Religion“, sowie seine letzte Arbeit: Notizen zu einem Werke „Eine unbefangene Prüfung der Religion“. Romanes bezeichnet den Standpunkt, den er im letzten Stadium seiner Entwicklung vertrat, als „reinen Agnostizismus“. Man kann seine Meinung mit Gore, dem Herausgeber des englischen Originals der Fragmente, kurz so aussprechen: „Naturwissenschaftliche Schlußfolgerungen können keine befriedigenden Gründe für den Glauben an Gott finden. Aber der reine Agnostiker muß bekennen, daß sich Gott durch andre Mittel als durch naturwissenschaftliche Schlußfolgerungen offenbart haben kann. Da die Religion für den ganzen Menschen bestimmt ist, so können vielleicht alle menschlichen Fähigkeiten erforderlich sein, um Gott zu suchen und zu finden, das heißt Gemütsbewegungen und Erfahrungen von besonderer Art, die jenseits der Vernunft liegen. Der reine Agnostiker muß bereit sein, Beweise jeder Art entgegenzunehmen.“ Das höchst anregende Werk, dessen Verständnis durch gute Erläuterungen erleichtert ist, sei denkenden Lesern bestens empfohlen. Br.

Goethe. Von Karl Heinemann. Zweite, verbesserte Auflage. (774 S. gr. 8°.) Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1899.

Heinemanns Goethe-Biographie ist eines der seltenen Bücher, in denen sich wissenschaftlicher Geist mit populärer Form, Objektivität mit warmem Empfinden, volle Beherrschung mit feinfühligster Behandlung des Stoffes vereinigt. Diese Eigenschaften lassen in Verbindung mit dem höchst interessanten und instruktiven Bilderschmuck das Buch für die große Zahl der Gebildeten, die den Dichter nicht gelehrt, sondern menschlich kennen und erfassen möchten, unbedingt als die beste unter den vorhandenen Goethe-Biographien erscheinen. Frei von jener verderblichen Oberflächlichkeit, die so vielen populären litterarhistorischen Werken anhaftet, kann Heinemanns „Goethe“ seine Leser nur bilden, bereichern und anregen und ist darum in Wahrheit würdig, ein Hausbuch des deutschen Volkes zu werden. Mit Freude konstatieren wir, daß es auch entschieden auf dem Wege dazu ist. B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Cantor, Moritz, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Dritter Band. Erste Abteilung. Von 1668—1699. Mit 45 Textfiguren. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.60.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. III. Jahrgang. Heft 12, September 1900 und IV. Jahrgang. Heft 1, Oktober 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Günther, Prof. S., A. v. Humboldt. Leop. v. Buch. Band 39 von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Heilborn, Ernst, Novalis der Romantiker. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—

Horneffer, Ernst, Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Göttingen, Franz Wunder.

Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1900. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinr. Keller. M. 1.20.

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. Erstes Heft. Oktober 1900. Pro Heft M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag (Schuster & Loeffler).

Iherott, Marie, Frau Ada. Dramatische Studie in einem Akt. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 60 Pf.

Jähns, Max, Moltke. Zweiter und dritter Band. Band 37 und 38 von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. Pro Band M. 2.40.

Jenny, Ernst, Goethes altdeutsche Lektüre. Inaugural-Dissertation. Basel, R. Reich. M. 1.60.

Jonas, Fritz, Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

König, E. A., Dondorf und Söhne. Roman. 3. Auflage. Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Band 94. Berlin, A. Goldschmidt. M. 1.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang, Nr. 19 und 20. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Manteuffel, Ursula Zöge v., Zur linken Hand. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 6 —

Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund handschriftlichen Nachlasses. Von Ernst Heilborn. I. und II. Teil. Berlin, Georg Reimer. M. 10.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 9) September 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually £ 1.—

Ost-China, Karte von, mit Spezialdarstellung der Provinzen Tschili und Schantung, des unteren Peiho-Laufes, sowie Plänen von Peking etc. Bearbeitet von P. Krauss. Leipzig, Bibliographisches Institut. 80 Pf.

Reininger, Dr. Robert, Kants Lehre vom innern Sinn und seine Theorie der Erfahrung. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.60.

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 18, 15 Septembre, Nr. 19, 1er Octobre 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Saitschick, Robert, Genie und Charakter: Shakespeare, Lessing, Schopenhauer, Wagner. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 347: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. Von Prof. Dr. Hans Meltzer. (80 Pf.) Heft 348: Konrad Ferd. Meyer. Von Dr. Wilh. Uhl. (80 Pf.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schmidt, Heinrich, Der Kampf um die „Welträtsel". Ernst Häckel, Die Welträtsel und die Kritik. Bonn, Emil Strauss. M. 1.60.

Schmidt, Paul v., Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten. Festgabe für das deutsche Volk zum 18. Januar 1901. Mit 97 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 3.—

Schultze, Dr. Ernst, Die Volksbildung im alten und im neuen Jahrhundert. Stettin, Dannenberg & Co. 50 Pf.

Sergejenko, P., Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet. Erinnerungen. Leipzig, Georg Wigand. M. 2.—

Steller, Konrad Gustav, Gedenkblätter. Dichtungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50

Weinstein, Max B., Denken und Träumen. Dichtungen. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. M. 2.—; gebunden M. 3.—

Wichelhaus, Prof. Dr. H. Wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Zweite ergänzte Ausgabe. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Zichy, Graf Eugen, Dritte asiatische Forschungsreise. Herausgegeben von den Teilnehmern an der Expedition. Mit ungarischem und deutschem Paralleltexte. Band I des ethnographischen Teiles (Herkunft der magyarischen Fischerei von Dr. Joh. Jankó). Subskriptionspreis M. 30.—; Einzelpreis M. 37.50. Vollständig in 7 Bänden mit circa 2000 Abbildungen. Gesamtpreis M. 120.—. Leipzig, K. W. Hiersemann.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

An Taube und Schwerhörige!

Seitdem unser neues Verfahren in Europa eingeführt ist, hat es bedeutende Erfolge aufzuweisen und unantastbare Zeugnisse deutscher Patienten stehen darüber zur Verfügung. Ohrensausen sofort beseitigt; Patienten geheilt, die selbst von Kindheit an taub waren. Kosten gering. Jeder kann sich selbst behandeln. Wenn Sie uns Ihren Fall genau auseinandersetzen, werden wir denselben kostenfrei untersuchen und unsere aufrichtige Meinung darüber sagen. Taubstumme sind jedoch ausgeschlossen. Man adressire:

Deutsche Ohrenklinik,

135 West 123. Str., New-York, Amerika.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsches Kochbuch.

Von **Margarete von Bennigsen.**

In originellem Einband mit farbiger Holzbrand-Imitation Preis ℳ 6.—

Noch selten habe ich ein Kochbuch so befriedigt aus der Hand gelegt wie dasjenige von Margarete von Bennigsen. Die Rezepte sind so klar und leicht verständlich verfaßt, daß es auch für weniger tüchtige Köchinnen keine Schwierigkeiten hat, darnach zu arbeiten.

Schweizer Frauenheim, Zürich.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! **Billigste einbändige Ausgabe.** **Neu!**

Soeben erschienen:

Hauffs Werke.

Text-Abdruck der illustrierten Pracht-Ausgabe, herausgegeben von

Dr. Cäsar Flaischlen.

Ein Band von 864 Seiten Lexikon-Oktav.
Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet ℳ 5.—, in elegantem Halbfranzband ℳ 7.—

Elegant gebunden **nur 3 Mark.**

In einem einzigen stattlichen Bande werden hier die Schriften Hauffs dargeboten. An den berühmten Roman „Lichtenstein" schließen sich die Novellen und Märchen, die weinfröhlichen „Phantasien im Bremer Ratskeller" und die geistvollen satirischen Schriften. Die besten der Skizzen und die volkstümlich gewordenen Gedichte machen den Beschluß des starken Bandes. Um den ganzen Hauff in nur einem Bande zu vereinigen, war allerdings ein sparsamer Druck geboten, aber derselbe ist scharf und klar. Alles in allem eine Ausgabe von Hauffs Werken, die in jeder Beziehung **eine Volksausgabe** genannt werden darf.

In einbändigen Ausgaben erschienen früher in unserm Verlage:

Goethes Werke.

In einer Auswahl herausgegeben von **Heinrich Düntzer.** 1 Band von 1304 Seiten Lexikon-Oktav. Elegant gebunden **nur 4 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet ℳ 8.—, in elegantem Halbfranzband ℳ 10.—

In erster Linie für die deutsche Familien-Bibliothek bestimmt, erfüllt sie alle Anforderungen, die an eine derartige Klassiker-Ausgabe nur immer gestellt werden können. Hamburger Nachrichten.

Heinrich Heines sämtl. Werke.

Mit einem biographisch-litterargeschichtlichen Geleitwort von **Ludwig Holthof.** 1 Band von 1056 Seiten Lexikon-Oktav. Eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet ℳ 5.—, in elegantem Halbfranzband ℳ 7.—

Unter all den Veröffentlichungen zum Heine-Jubiläum ist die vorliegende Dreimark-Ausgabe wohl die schönste. Holzfreies Papier, deutlicher Druck, [illegible] band — das Ganze ein Wunder

Gegenwart, Berlin.

Schillers Werke.

Herausgegeben von **J. G. Fischer.** 1 Band von 959 Seiten Lexikon-Oktav. Eleg. gebunden **nur 3 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet ℳ 5.—, in elegantem Halbfranzband ℳ 7.—

Ein Volksbuch, das in klarem, großem Druck, in Güte des Papiers und Gediegenheit des Einbandes Schillers sogenannten „großen" Ausgaben auch nicht im mindesten nachsteht.

Leipziger Tageblatt.

Shakespeares dramat. Werke.

Uebersetzt von **A. W. von Schlegel** und **L. Tieck.** Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von **Wilhelm Oechelhäuser.** 1 Band von 955 Seiten Lexikon-Oktav. Elegant gebunden **nur 3 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet ℳ 5.—, in elegantem Halbfranzband ℳ 7.—

Den ganzen Shakespeare — wenigstens den Dramatiker — in einem gefällig gebundenen, hübsch gedruckten Bande zum Preise von 3 Mark zu bieten, das ist eine That, für die das deutsche Volk nicht genug dankbar sein kann. Schwäb. Merkur, Stuttgart.

---

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

CHOCOLAT
SUCHARD

Weltausstellung Paris 1900

GRAND PRIX

Höchste Auszeichnung

Digitized by Google

Fünfundzwanzigster Jahrgang **Dezember 1900** Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

DEC 22 1900

Eine Monatsschrift

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis. Seite

Friedrich Nippold: Aus dem Leben der Kaiserin Friedrich. (Zum 21. November 1900.) 257
Aus dem Leben des Grafen Otto v. Brap-Steinburg. Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert. VIII. 273
Anton Andrea: Il Gobbo. (Der Bucklige.) Eine römische Geschichte (Schluß) 285
Graf v. Ronzaglie: Politische Beredsamkeit und politische Redner in Italien . 294
Dr. Fried. Noack, Rom: Thorwaldsens Geliebte 307
Heinrich v. Poschinger: Begegnungen Bismarcks mit dem früheren Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler 314
Heinrich v. Poschinger: Der Minister für Landwirtschaft Dr. Lucius 317
Scipio Sighele: Die Kunst und die Masse 320
Sir Cyprian Bridge, K. C. B., Vize-Admiral: Die friedliche Mission der Flotten 332
H. Gelzer: Ungedrucktes von Bischof v. Hefele 341
Adhémard Leclère, französischer Resident in Kambodscha: Die Dynastie der Könige von Kambodscha und die letzten Leichenverbrennungen von Phnom-Pénh 352
Bernhard Stern: Erzählungen des Großwesirs Dschewad Pascha aus seinem Leben 361
Berichte aus allen Wissenschaften 367
Geschichte: **Albrecht Weber:** Aus der Franzosenzeit.
Litterarische Berichte 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1900
Preis des Jahrgangs 24 Mark.

eihnachts-Prospekt bei, der eine reiche Auswahl von Geschenkbüchern für jedes Lebensalter, schmacksrichtung und in allen Preislagen enthält. Wir bitten, bei der Auswahl von Geschenkwerken für das kommende Weihnachtsfest
t Rate zu ziehen. — Die Bücher können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden;
ichhandlungen sind sie vorrätig. Nach Orten ohne Buchhandlung oder wenn der Bezug auf Schwierigkeiten
auf Wunsch direkt unter Nachnahme oder gegen vorherige Franko Einsendung des Betrags.
Deutsche Verlags-Anstalt. K. Thienemanns Verlag

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Verlag von C. Sturzenegger, Bern und Leipzig (L. A. Kittler).

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz.
Von Professor Dr. R. Reichesberg.
Preis ℳ 1. 50 (Fr. 1.50).

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus.
Preis: ℳ 2. 50 (Fr. 2. 50).

Socialismus und Anarchismus.
II. Auflage. Preis: 60 Pfg. (60 Cents).

Der berühmte Statistiker Adolf Quételet, sein Leben und sein Wirken.
Preis: ℳ 2. — (Fr. 2. —).

Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung.
Preis: ℳ 1. — (Fr. 1. —).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein wichtiges geographisches Handbuch ist:

Der Grosse Seydlitz

22. Bearbeitung. Ein starker gr. Oktavband (624 Seiten) mit 227 Abbildungen u. Skizzen, 5 bunten Karten u. 8 Farbendrucktafeln.

In Leinenband Mk. 5,25. In Halbfranzband Mk. 6.—

Inhalt: I. Allgemeine Erdkunde. III. Handelsgeographie.
II. Länderkunde. IV. Geschichte der Geographie.

.. Tüchtige Redakteure halten das Werk ständig auf der Höhe der Zeit. ..
.. Gesamtverbreitung der Seydlitzschen Geographie 1½ Million Exemplare. ..

Zum Selbststudium f. d. Hausbibliothek u. d. Kontor.

Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue".

Den geehrten Abonnenten auf die „**Deutsche Revue**" empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel u. Rücken. **Preis pro Decke 1 Mark.**

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1900 (Oktober- bis Dezember-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1899 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln die Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unser Journal bezogen wird.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich — die r
gelegene Buchhandlung zu wenden
ämter Einband-Decken nicht be
Wunsch liefern wir gegen Fra
die Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Aus dem Leben der Kaiserin Friedrich.

(Zum 21. November 1900.)

Von

Friedrich Rippold.

Nach langen bangen Tagen darf man doch wieder aufatmen. Der so lange und so ungern vertagte Besuch des Kaiserpaares im Wupper- und Ruhrthal wird heute (24. Oktober) angetreten. Gleichzeitig meldet der „Reichsanzeiger" eine anhaltende Besserung im Befinden der Kaiserin-Mutter.

Wie waren nicht die letzten Wochen hindurch — nicht nur im deutschen Volke, sondern ebenso in allen andern Ländern — die Blicke der Zeitungsleser immer zuerst auf die Berichte aus Cronberg und Homburg gerichtet. Sogar die sonst mit Ungeduld verfolgten Depeschen über die Wirren in China und die letzten Akte der südafrikanischen Tragödie waren völlig in den Hintergrund getreten. Jeden Tag fragte man sich zuerst: Wird der so völlig unerwartete Aufenthalt des Kaisers in Homburg noch immer verlängert? Ist der Zustand der so plötzlich schwer erkrankten Kaiserin Friedrich wirklich so bedenklich, daß die Nächststehenden sich aus ihrer Nähe nicht zu entfernen wagen?

Seit gestern dürfen wir wieder Hoffnung schöpfen. In der freudigen Stimmung darüber trifft den Schreiber dieser Erinnerungen — der zu den vielen zählt, deren Gedanken in jüngster Zeit fast ausschließlich in Schloß Friedrichshof weilten — die Anfrage des Herausgebers dieser Blätter. Der Leserkreis der „Deutschen Revue" hat seit Jahren an den aus Bunsens reichem Nachlasse stammenden Veröffentlichungen über unser Kaiserhaus regen Anteil genommen. So drängte sich der Redaktion der Wunsch auf, einige der köstlichen Erinnerungen festzuhalten, welche mit der persönlichen Teilnahme Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich an dem Inhalt jener Veröffentlichungen zusammenhängen. Dieser Wunsch erschien auch mir derart berechtigt, daß alle laufenden Arbeiten ihm gegenüber zurücktreten mußten. Aber mein Blick richtet sich nun naturgemäß nicht bloß rückwärts, sondern zugleich vorwärts: in dem innigen Wunsche, daß

der bevorstehende sechzigste Geburtstag Ihrer Majestät, von der jetzigen Sorge befreit, uns als freudig bewegte Teilnehmer finde.

Für die Leser der „Deutschen Revue" wird jedoch der Ausgangspunkt unsrer Erinnerungen am besten doch in den schon früher an der gleichen Stelle mitgeteilten Schriftstücken genommen. Gerade der letzte Aufsatz im Februarheft 1898 „Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen" bietet dazu besonderen Anlaß. Denn das ist gewiß keine Indiskretion, wird vielmehr von jedem sachkundigen Leser ohnedem vorausgesetzt worden sein, daß die Briefe des fürstlichen Vaters seiner ihm so ungewöhnlich enge verbundenen Tochter vorliegen mußten, bevor sie zum Abdruck kamen.

Verbergen wir uns auch heute nicht, wie schwierig die Stellung eines so echt deutsch fühlenden Fürsten wie des Prinzen Albert in seinem zweiten Vaterlande gewesen ist! In Großbritannien ist es erst allmählich erkannt worden, wie überaus groß die Verdienste eines Mannes, der nicht nur sich selber, sondern auch seinen Namen zurückzustellen verstand, in Wirklichkeit waren. In Deutschland hat leider kein Geringerer wie Treitschke die Denkschriften des Jahres 1847, welche, wenn in Berlin beachtet, die Gefahr der Revolution hätten voraussehen lassen, übel mißdeutet. Erst die wörtliche Mitteilung derselben (im Augustheft 1897) hat dieser Mißdeutung, die auf Unkenntnis des Zusammenhangs fußte, ein Ende gemacht.

Der geschichtlichen Würdigung ihres hochbedeutenden, leider nur zu früh seiner gesegneten Wirksamkeit entrückten Vaters, ist das Interesse der Tochter von jeher zugewandt gewesen. Erst neuerdings durfte das Lebensbild Georg v. Bunsens — von seiner eignen hochbegabten Tochter —, das gottlob nicht bloß im „Lager der Besiegten" zahlreiche sympathische Leser gefunden hat, darüber berichten.[1]) Ihm waren ja von jeher die Quellen erschlossen, von

---

[1]) Das fast gleichzeitige Erscheinen der Biographien des Parlamentariers v. Bunsen, des Generaladjutanten v. Boyen und des Geheimrats Abeken läßt es zugleich deutlich zu Tage treten, daß dem künftigen Forscher mit Bezug auf die große Zeit der Begründung des Deutschen Reiches noch zahlreiche Aufgaben gestellt sind, zu deren Klarstellung uns wohl eine anmerkungsweise Einschaltung gestattet sein wird. Auf lange hinaus wird jede Darstellung dieser gewaltigen Epoche in Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" einsetzen müssen. Er wird ebenso der Mittelpunkt bleiben, wie Luther für die Reformationszeit. Aber weder das eine noch das andre Mal ist die wirkliche Geschichte das Werk eines einzelnen Menschen gewesen. Wer die Triebkräfte der Geschichte kennen lernen will, muß die zusammenwirkenden Kräfte auch zusammen schauen.

So behandeln beispielsweise gerade die drei obengenannten Werke gewissermaßen repräsentative, typische Erscheinungen. Sie repräsentieren (wie wir demnächst in einigen auf persönlicher Erinnerung beruhenden Ergänzungen näher nachzuweisen hoffen) drei verschiedene, aber gleich unentbehrliche Seiten der allseitigen Arbeit jener mächtig aufstrebenden Zeit. In den grundlegenden Jahren von 1866 bis 1878 hat Georg Bunsen, ähnlich wie sein Freund v. Forckenbeck, einerseits mit dem Kronprinzen, andrerseits mit dem Fürsten Bismarck positiv zusammenzuarbeiten vermocht. Der treue Generaladjutant des großen Kaisers (v. Boyen) hat demselben in den schwersten Tagen der Jahre 1848 bis 1850 in derselben Weise zur Seite gestanden wie bei Königgrätz und Sedan. Und der ebenso hoch-

welchen nachmals die Leser der „Deutschen Revue“ den Gewinn gezogen haben, welchen aber Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich schon früher ihre besondere Teilnahmen gewidmet hatte. Aber das Interesse der hohen Frau ist nicht minder jenen andern hochinteressanten Thatsachen zugewandt gewesen, welche schon frühe das enge Band zwischen ihren Eltern und ihren Schwiegereltern geknüpft haben, und welche überdies die Grundanschauung unsers großen Kaisers in der bedeutsamsten Weise beeinflußten.

Es dürfte wohl am einfachsten sein, die verschiedenen — in der „Deutschen Revue“ nach gleichzeitigen Briefen geschilderten — Reisen des Prinzen von Preußen nach England hier chronologisch zusammenzustellen. Es ist zunächst diejenige von 1844, welche durch eine Reihe von Briefen und Berichten des Gesandten beleuchtet wird, die obenan für die religiös-kirchliche Denkweise des Prinzen — des stets einfach wahrhaftigen, aufrichtigen Mannes — von Wichtigkeit sind.[1]) An diesen friedlichen, idyllischen Verbleib schließt sich der ernste Aufenthalt in England im Jahre 1848.[2]) Wie einen Nachhall der dort empfangenen Eindrücke empfindet der Leser dann weiter die neuen Belege über „die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850“.[3]) Was diesem Jahre zeitlich sich ferner anschließt, war bereits vor den eben genannten Beiträgen veröffentlicht worden.[4]) Es sind die letzten Arbeiten von Georg v. Bunsen gewesen, welcher den von ihm zusammengestellten fürstlichen Briefen in seiner bescheidenen Art nur wenige Zeilen von seiner eignen Hand vorangestellt hat: „Diese (Briefe) könnten durch verbindenden Text oder laufenden Kommentar nichts gewinnen ... Ist es nicht, als hätte man einen historischen Roman in Briefform vor sich?“

So mutet's uns in der That an, wenn wir aus diesen Briefen des Königs

---

begabte, wie selbstlose Gehilfe des Kanzlers bei den entscheidendsten politischen Wendungen (Abeken) ist denn doch noch in höherem Sinn seine rechte Hand gewesen als Moritz Busch und Lothar Bucher.

Jeder neue biographische Beitrag zu der größten Periode unsrer nationalen Geschichte bietet überhaupt einen ähnlichen Reiz, wie die fruchtbringendste Seite der neueren Forschung über die Reformationszeit. Dieselbe besteht ja eben doch darin, den Gönnern, den Gehilfen, den Gegnern Luthers persönlich nahezutreten, von dem Boden der lokalen und provinziellen Ereignisse aus die Gesamtentwicklung zum Verständnis zu bringen. Die Parallele zwischen Luther und Bismarck ist nachgerade sprichwörtlich geworden. Aber sie ist auch darin berechtigt, daß das Volksgemüt in den beiden gewaltigen Recken die größten Zeiten unsrer Geschichte verkörpert anschaut. Nur um so mehr ist jedoch der ernsten Geschichtsforschung die Aufgabe gestellt, sowohl hier wie dort der Mitarbeiter nicht zu vergessen. Mit Bezug auf die Zeit unsrer nationalen Einigung wird der erhebendste Teil dieser Aufgabe — neben der besseren Vertiefung in das Wesen des ersten großen Kaisers persönlich — dem Anteil zu gelten haben, welchen Kaiser und Kaiserin Friedrich an dem Werden und Wachsen dieser Einigung genommen haben.

[1]) „Deutsche Revue“, Juli 1897.

[2]) „Deutsche Revue“, September 1897.

[3]) „Deutsche Revue“, Oktober 1897.

[4]) „Deutsche Revue“, November 1895, Februar 1896.

wie des Prinzen von Preußen die kläglichen Vorwände erfahren, durch welche die bereits beschlossene Reise des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zur Londoner Weltausstellung von 1851 verhindert werden sollte. Und doch war das tolle Gerede auf den niedergedrückten, seit 1848 (man denke nur an Rankes Vergleich mit einem durchgefallenen Abiturienten!) nicht mehr recht zu sich selbst kommenden König Friedrich Wilhelm IV. vortrefflich berechnet. Die von der „Camarilla" so gefürchtete Reise ist trotzdem zu stande gekommen.[1]) Auf ihr hat sich das enge Verhältnis der beiden Fürstenhäuser aufgebaut, auf welches schon die wenigen veröffentlichten Briefe des Prinzen Albert an den Prinzen von Preußen ein helles Licht werfen. Damals ist denn auch der erste ungestörte Verkehr der fürstlichen Kinder untereinander ermöglicht. Die trauernde Witwe hat seit dem Tode ihres hohen Gemahls nur noch seiner Erinnerung gelebt und in seinem Geiste weitergearbeitet. Ihr wunderbares Gedächtnis bewahrt schon aus jener frühen Zeit eine Reihe einzelner Züge über das schöne Verhältnis von Vater und Sohn. Aber an den Vater gehen ihre Erinnerungen noch weiter zurück. Schon das vierjährige Kind hat ihn gesehen. Dem achtjährigen Mädchen war die tiefe Sympathie der eignen Eltern für den edeln Verbannten kein Geheimnis geblieben.

Auf solcher Vorgeschichte hat das Verlöbnis sich aufgebaut, welches in Preußen und Deutschland mit einem wahren Aufatmen begrüßt wurde. Man muß den dumpfen Druck noch selber erlebt haben, der in den fünfziger Jahren auf jedem deutsch empfindenden Gemüt lastete, um sich die freudigen Hoffnungen vergegenwärtigen zu können, die auf die Verbindung des preußischen Kronprinzen mit der princess royal von England gesetzt wurden.

Nach den gewaltigen Errungenschaften der Jahre 1864 bis 1870 kann das jüngere Geschlecht es sich kaum noch vorstellen, in welcher Lage Preußen und Deutschland sich um das Jahr 1857 befanden. Während Großbritannien einen Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hatte, der es in der That hoch hinaushob über eine Politik, wie wir sie neuerdings in Afrika erlebten, sah es in Preußen-Deutschland ganz entgegengesetzt aus. Man braucht nur Bismarcks Frankfurter Briefe zu studieren, um die politischen Demütigungen, die sich von der Olmütz-Katastrophe bis zu der geringschätzigen Behandlung des preußischen Ministerpräsidenten auf dem Pariser Kongreß beständig verschärften, vor Augen zu haben. Im Innern aber war die Stahlsche Parole von der „Umkehr der Wissenschaft" durchschlagend geworden, der „protestantische Beruf Preußens" in Vergessenheit geraten. Wie durch ein mattes Abendrot sind die letzten Tage

[1]) Die in der „Deutschen Revue" vom November 1895 gegebenen Mitteilungen finden gerade jetzt eine interessante Ergänzung in den eben erschienenen Denkwürdigkeiten des Ministers v. Manteuffel. Besonders die Antwort des Prinzen vom 25. April 1851 auf das Schreiben Manteuffels vom 23. April ist ein historisches Dokument von hoher Bedeutung für die Anschauungs- und Handlungsweise des Prinzen. Daß die neuen Mitteilungen bis ins kleinste nur eine Bestätigung der an diesem Orte gebotenen Darstellung sind, wird der vergleichende Leser leicht konstatieren können.

der Regierung Friedrich Wilhelms IV. noch einigermaßen erhellt durch die ihm selber so am Herzen liegende Versammlung der „Evangelischen Allianz" in Berlin, die in der That seine letzte Lebensfreude ausgemacht hat. Der erhebende Grundton dieser Verhandlungen hat in der Hoffnung auf die fortdauernde Wechselwirkung zwischen deutscher und englischer Wissenschaft und Kirche bestanden. Aber es ist das nur ein Nachhall der allseitigen Hoffnungen gewesen, die schon während des Vorjahres auf die Heirat des preußischen Thronerben gesetzt worden waren. Und was damals allerseits die Gemüter bewegte, hat dann in dem Programm des Prinzregenten für die Minister der „neuen Aera" kernigen Ausdruck gefunden.

So der allgemeine Hintergrund jener Zeit, in welcher in dem als „das kronprinzliche Palais" geschichtlich fortlebenden Hause ein in seltenem Grade glückliches und beglückendes Familienleben begründet wurde. Das Arbeitszimmer des Kronprinzen ist oft die Stätte innigen Gedankenaustausches gewesen. Mehr als ein Saal ist durch die eignen Arbeiten der kunstsinnigen „Hausfrau" geschmückt. Und welch ein reicher Segen hat sich von diesem Hause über das Land ergossen!

Man darf von diesem einen Hause nicht reden, ohne sich zugleich daran zu erinnern, was es für das Volksleben bedeutet, daß nun schon vier Generationen hindurch das Familienleben des preußischen Königshauses ein wahrhaft vorbildliches war. Gerade Kaiserin Friedrich ist sich dieser ebenso schönen als verpflichtenden Tradition in besonderem Grade bewußt gewesen.

Das dem jungen Paare überwiesene Haus hatte früher zur Wohnung König Friedrich Wilhelms III. gedient. Kaiserin Friedrich hat (auch in diesem Punkt in vollem Einklang mit ihrem Gemahl) den viel verkannten Monarchen, dem so oft das persönlich schuld gegeben wurde, woran die ganze Zeit krankte, während sein unscheinbares, bescheidenes Schaffen nur wenigen bekannt war, in ihr Herz geschlossen gehabt. Es sind wohl die Erzählungen Bunsens über den edlen Sinn und das tiefe Gemüt des wortkargen Monarchen gewesen, die den ersten Keim dazu legten.

Zum Belege dafür darf hier wohl eines selbst erlebten, unvergeßlichen Momentes gedacht werden. Vertraute Aeußerungen der Kaiserin wolle der Leser nicht suchen. Aber ein Bild, das mir nie aus dem Auge entschwunden ist, möchte ich um so weniger zurückdrängen, da es sich unwillkürlich sofort mit einem ganz andern gepaart hat. Ich will versuchen, die beiden Bilder in ihrer Verbindung miteinander dem Leser nachzuzeichnen.

Während es mir wiederholt vergönnt war, eingehende Gespräche mit dem Kronprinzen zu pflegen, ist dies mit der „Kronprinzessin" nur einmal der Fall gewesen. Und zwar hatte ich sie damals an einem Festabend gesehen: glückstrahlend im vollen Glanz ihrer Würde, in der entzückenden Lebendigkeit ihrer Unterhaltung. Es war eine musikalische Soiree, deren Mittelpunkt die Vorstellungen bei der Kronprinzessin bildeten. Sie saß inmitten eines sich stetig erneuernden Kreises, während der Kronprinz die Runde machte, bald hier, bald dort kürzere oder längere Gespräche anknüpfend. Bis zu viermal habe ich mich

an diesem Abend selbst dieser Gespräche erfreut, bei welchen auch die scherzende Neckerei nicht fehlte, zumal als Intermezzo einer Unterhaltung mit Curtius. Der Kronprinzessin bin ich aber damals nur einfach vorgestellt worden, und ihre Fragen bezogen sich auf die Bunsensche Biographie. Dagegen entsinne ich mich noch lebhaft, wie ich an dem gleichen Abend fast in Eifer geriet, als ein ebenfalls eingeladener angesehener Künstler, dem ich auf seine Frage berichtete, wie ich etwas Deutsches gelobt, an einer englischen Gewohnheit Kritik geübt habe, mir einreden wollte, das sei hier nicht am Platze, hier dürfe nur das Englische gelobt werden. Solcher Hofschranzensinn hat mich damals einfach abgestoßen. Aber wie verhängnisvoll wird solches Gerede dienstbarer Naturen für die Beurteilung fürstlicher Personen, die selber hoch über derartigem Vorurteil stehen. Und wie werden von da aus dann die Handlungen, die ganz anders gemeint waren, tendenziös falsch beurteilt.

Doch ich wollte hier nicht von jenem Festabend selber erzählen. Lebt er doch in meiner Erinnerung eigentlich nur als ein heller Lichtpunkt einer tief dunkeln Folie gegenüber. Es war schon längere Zeit nach dem Tode Kaiser Friedrichs, als sich die Gelegenheit bot, um eine Audienz bei der „Kaiserin" anzufragen. Dieselbe fand in Gegenwart der Frau Oberhofmeisterin statt und gab Anlaß zu einer Reihe von Fragen und Antworten. Einige Zeit vorher hatte der Harmeningsche Prozeß stattgefunden, der mir persönlich die Möglichkeit geboten hatte, dem toten Herrn die Treue zu wahren. Mehr noch hatte der Geffckensche Prozeß die Gemüter erregt, und so lag zum Beispiel die Frage nahe, ob ich mit dem letzteren bekannt sei. War dies auch nicht der Fall, so zeigte es sich doch bald, daß die Erinnerungen an Kaiser Friedrich selbst von einer Natur waren, die sich für eine derart offizielle Unterredung nicht eigneten. So bestimmte denn Ihre Majestät noch eine Abendstunde des folgenden Tages zu weiterem Bericht. Da sind denn mehrere Stunden in tieftrauriger, aber geweihter Erinnerung verflossen. Freilich muß ich dabei das für einen Theologen beschämende Geständnis ablegen, daß ich ein Bibelwort nicht zur Hand hatte, das der auch im herbsten Schmerz ihre Charakterstärke bewährenden Kaiserin-Witwe mit Bezug auf den ihr entrissenen Gemahl vorschwebte: „Er redet noch, obgleich er gestorben ist." Erst nachträglich habe ich konstatieren können, daß es in dem (auch geschichtsphilosophisch neben der Stephanusrede besonders bedeutsamen) 11. Kapitel des Hebräerbriefs ist, wo dieses Wort — Vers 4, mit Bezug auf Abel — gebraucht wird. Doch genug zum Belege, welchen Charakter dieses Gespräch trug. Es war der „Pastor", den die Kaiserin auch in dem Kirchenhistoriker suchte. Wohl nie aber ist ein ernstes, tiefernstes Gespräch mir so kurz vorgekommen. Mehr als einmal hatte ich Abschied genommen und ward unbewußt in neues Gespräch gezogen. In diesem Zusammenhang war es dann auch, wo die Kaiserin des Großvaters ihres Gemahls gedachte. Und nun führte sie mich selber durch mehrere Gemächer hindurch bis an die Stelle, wo König Friedrich Wilhelm III. friedlich entschlummert war. Dort erst folgte die Verabschiedung.

So haben die hohen Vorbilder des preußischen Königshauses für die eng-

lische Prinzessin eine besondere Weihe gehabt. Aber haben wir es daneben nicht mit Dank gegen Gott zu empfinden, daß ihr eignes Elternhaus nur ein bis zum Tode des Vaters nie getrübtes Familienglück kannte? „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf," singt Chamisso in seiner tiefgefühlten Dichtung „Frauenliebe und Leben". Kann man das nicht als Motto setzen vor die inhaltreichen Bücher, in welchen Königin Viktoria das Bild ihres Gemahls ihrem Volke vorführte? Und nicht bloß dem britischen. Die Uebersetzung des „Daheim"-Redakteurs Robert König ist in zahlreiche deutsche Familien gedrungen, viele Jahre lang ein Lieblingsbuch gewesen. Von da kennen wir den zarten poetischen Duft, der über dem „Liebesleben" auch der Kinder schwebt. Der Vater der Braut aber ist, im Unterschied von seinem älteren Bruder, auch in der ursprünglichen Heimat ein Charakterbild geblieben, das in der Geschichte nicht schwankt.

Des gleichen Vorbildes wie England in der Verbindung der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert, und wie Preußen in dem Familienglück König Friedrich Wilhelms III. und der niemals vergessenen Königin Luise, hat sich dann das gesamte deutsche Volk in dem kronprinzlichen Haushalt erfreuen dürfen. Die größte Volkstümlichkeit hat „Unser Fritz" in Süddeutschland erworben. An seinem Herauswachsen aus der preußischen zur deutschen Gesinnung aber hat seine Gemahlin ihren redlichen Anteil. Kaum jemals haben Mann und Frau sich gegenseitig so hochgehalten, sich so vollauf verstanden, sich so im innersten Wesen ergänzt. Die Kinder aber durften ohne höfische Störungen naturgemäß aufblühen. In der Kinderstube sind nur herzlich warme, rückhaltlos offene Töne zu hören gewesen. Den ihnen entrissenen Kindern — Waldemar und Sigismund — haben die hohen Eltern tief nachgetrauert. Aber nicht einen Moment hat dadurch ihre Berufspflicht gelitten. Wer würde bei Verdy du Vernois' eingehenden Schilderungen aus dem Hauptquartier der zweiten Armee [1]) daran

---

[1]) Für die geschichtliche Beurteilung Kaiser Friedrichs bieten die militärisch knappen, aber inhaltreichen Mitteilungen unter dem Gesamttitel „Im Hauptquartier der zweiten (schlesischen) Armee unter dem Oberbefehl Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen" („Deutsche Rundschau" 1899—1900, Heft 1—7) eine Reihe wichtiger Daten. Wir heben hier nur diejenigen vom Königgrätzer Entscheidungstage (Heft 7) heraus:

S. 38: Der Kronprinz persönlich im Granatfeuer (neben Blumenthal, Stosch, Mischke).
S. 40: Boyens Eintreffen mit dem mündlichen Auftrag des Königs.
S. 41: Der Kronprinz an der Spitze der vordringenden Truppen.
S. 43: Das Tagebuch des Kronprinzen über die Opfer.
S. 44: Glaube, Pflichtgefühl, fühlendes Herz des Kronprinzen (ähnliche Ausführung wie die unten mitgeteilte).
S. 45: Begegnung des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen.
S. 45: Aeußerungen des Kronprinzen über die ungeheure Verantwortung und den der Opfer würdigen Preis.
S. 46—47: Unterhaltung mit den Mannschaften der ersten Armee.
S. 52: Besuch des verwundeten Prinzen Anton von Hohenzollern.
S. 54: Die Nacht auf Stroh, als einzige Speise ein Schwarzbrot.

Daneben sei aus dem ersten dieser Aufsätze wenigstens ein Passus mitgeteilt, der für

denken, daß der Oberfeldherr unmittelbar vorher durch den Tod eines geliebten Sohnes aufs tiefste erschüttert war? Seine Gemahlin hat den Schmerz allein durchkämpfen müssen, nur von dem treuen Stettiner Schiffmann getröstet. Für ein Geschlecht, das sich für den „Uebermenschen" des unglücklichen Nietzsche berauscht, dürfte in der Erinnerung an den echt humanen Zug im Familienleben unsers kronprinzlichen Paares wohl noch ein besonderer Segen gelegen sein.

Wir haben eben schon einen der vielen Trauerfälle im Leben unsrer Kaiserin Friedrich berührt. Wie bald sind aber überhaupt jene sonnigen Tage, von denen wir ausgingen, die des ersten Familienglücks, der vollen Uebereinstimmung auch zwischen Vater und Sohn, durch den schweren „inneren Konflikt" in Preußen abgelöst worden. Nur um so weniger ist es jedoch geschichtlich gestattet, die Jahre der „neuen Aera" derart beiseite zu lassen, wie es von denen geschieht, welche die Regierung unsers großen Kaisers im Grunde erst mit der Berufung Bismarcks beginnen lassen, oder noch spezieller mit dem Moment der Mutlosigkeit, in welchem der neuberufene Minister zunächst den Gedanken an Thronentsagung bekämpfen mußte. Die Berufung Bismarcks ist für den König vielmehr nur ein neuer Versuch zu dem gleichen Ziele gewesen, wie die (in diesen Blättern zuerst in den allgemeineren Zusammenhang hineingestellte) Unterstützung von Radowitz und wie die Berufung des „liberalen" Ministeriums mit dem Programm vom November 1858. Mehr noch als für den König kommt für den Kronprinzen diese so rasch dahingesunkene hoffnungsvolle Zeit in Betracht. Und auch der Rückblick auf das Leben der Kaiserin Friedrich darf an dieser Zeit nicht vorbeigehen. Es ist der höchste Ruhm einer Frau, daß ihrer stets nur in Verbindung mit ihrem Gatten gedacht wird, daß aber umgekehrt, wo es sich um Thaten des Gatten handelt, auch ihrer niemals vergessen werden kann. Bei der Kaiserin Friedrich trifft dies gleich sehr zu in den Tagen des Glücks und in den Tagen von Sorge, Kummer und Schmerz.

Können wir derartigen Dingen auch nur andeutungsweise nachgehen, so wäre es doch einfach geschichtswidrig, an einem Moment vorbeizugehen, welcher durch die Bismarckschen Memoiren in allgemeinste Erinnerung gebracht worden ist, in welchem aber auch schon damals an Stelle des früheren einmütigen Zusammenwirkens ein jäher Dissensus zwischen König und Kronprinz an die Oeffentlichkeit trat.

Die ministeriellen Vertrauensmänner des Prinzregenten hatten sich, seitdem die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause die verfassungstreue „altliberale"

---

die Art der persönlichen Frömmigkeit des Kronprinzen ebenso bezeichnend ist wie für die Beurteilung derselben gerade von militärischer Seite (S. 130):

Felsenfest war sein christliches Gottvertrauen und in ihm sein strenges Pflichtgefühl; beides erzeugte auch diese würdevolle Ruhe — eine der wertvollsten Feldherrneigenschaften —, die ihn bei den verantwortungsvollsten Entscheidungen wie auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer nie verließ. Wo er hintrat, wußte er sich in Gottes Hand, und so führte ihn Pflichtgefühl und menschliche Teilnahme auch in Brünn in die Choleralazarette, als die Epidemie dort in schreckenerregender Weise wütete.

Majorität zur Minorität gemacht hatten, weder in der äußeren noch in der inneren Politik ihrer Aufgabe gewachsen erwiesen. Ihrem Rücktritt war der stürmische Beginn des Bismarckschen Ministeriums gefolgt. Nicht lange, und es kam die verfassungswidrige Verordnung über die Presse. Sie hat den bis dahin mit dem Vater innig Hand in Hand gegangenen Kronprinzen in die Lage versetzt, über welche die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" einen zwar nicht unrichtigen, aber unvollständigen Bericht gegeben haben.[1]) Es ist derjenige über die sogenannte „Danziger Episode".

---

[1]) Wir glauben den Wortlaut wieder anmerkungsweise beifügen zu sollen, zumal wo in demselben auch der Kronprinzessin ausdrücklich gedacht ist (vergl. Band I, Kap. 16: Danziger Episode, S. 316—330):

Den 31. Mai 1863 reiste der Kronprinz zu einer militärischen Inspektion nach der Provinz Preußen ab, nachdem er den König schriftlich gebeten hatte, jede Oktroyierung zu vermeiden. Auf dem Zuge, mit dem er fuhr, befand sich der Oberbürgermeister von Danzig, Herr v. Winter, den der Prinz unterwegs in sein Coupé einlud und einige Tage später auf seinem Gute bei Culm besuchte. Am 2. Juni folgte ihm die Kronprinzessin nach Graudenz; am Tage vorher war die Königliche Verordnung über die Presse auf Grund eines Berichtes des Staatsministeriums erschienen, welcher gleichzeitig veröffentlicht wurde. Am 4. Juni richtete Seine Königliche Hoheit an den König ein Schreiben, in welchem er sich mißbilligend über diese Oktroyierung aussprach, sich über die unterlassene Zuziehung seiner zu den betreffenden Beratungen des Staatsministeriums beschwerte und über die Pflichten aussprach, die ihm als dem Thronfolger seiner Meinung nach oblägen.

(NB. Es ist dies der in M. Philippsons neuem Werke über Kaiser Friedrich veröffentlichte, seither in vielen Zeitungen abgedruckte Brief.)

Am 5. Juni fand im Rathause in Danzig der Empfang der städtischen Behörden statt, bei dem Herr v. Winter sein Bedauern darüber aussprach, daß die Verhältnisse es nicht gestatteten, der Freude der Stadt ihren vollen lauten Ausdruck zu geben. Der Kronprinz sagte in seiner Antwort unter anderm:

„Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt haben. Aber wir alle und ich am meisten, der ich die edlen und landesväterlichen Intentionen und hochherzigen Gesinnungen Seiner Majestät des Königs am besten kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Zepter Seiner Majestät des Königs der Größe sicher entgegengeht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat."

Exemplare der „Danziger Zeitung", mit einem Berichte über den Vorgang, wurden an die Redaktionen Berliner und andrer Zeitungen versandt, die das genannte Blatt bei seinem wesentlich lokalen Charakter nicht zu halten pflegten. Die Worte des Kronprinzen erhielten daher sofort eine weite Verbreitung und erregten im In- und Auslande ein begreifliches Aufsehen. Aus Graudenz übersandte er mir einen förmlichen Protest gegen die Preßverordnung und verlangte Mitteilung desselben an das Staatsministerium, die jedoch auf Befehl des Königs unterblieb. Am 7. ging ihm eine ernste Antwort Seiner Majestät auf die Beschwerdeschrift vom 4. zu. Er bat darauf den Vater um Verzeihung wegen eines Schrittes, den er um seiner und seiner Kinder Zukunft willen geglaubt hätte nicht unterlassen zu können, und stellte die Entbindung von allen seinen Aemtern anheim. Am 11. erhielt er die Antwort, die ihm die erbetene Verzeihung gewährte, seine Beschwerde über die Minister und sein Entlassungsgesuch überging und ihm für die Zukunft Schweigen zur Pflicht machte.

Es ist nicht dieses Orts, eine weitere Ergänzung zu bringen als die, daß die Preßordonnanz, gegen welche die Warnung des Kronprinzen gerichtet war, kurze Zeit nachher offiziell aufgehoben wurde. Die Herausgeber der Bismarckschen Diktate haben diese Thatsache merkwürdigerweise zu erwähnen vergessen. Um so weniger darf hier eines andern Umstandes vergessen werden, der wohl allen aufmerksamen Lesern des unter Bismarcks Namen erschienenen Memoirenwerkes aufgefallen ist. Während es keinem Zweifel unterliegt, daß bei der mannigfachen Erwähnung der Kaiserin Augusta ein unüberwindlicher Groll den Erzähler erfüllt hat, finden wir sowohl des Kaisers wie der Kaiserin Friedrich trotz des Dissensus in der „Danziger Episode" nur pietätsvoll gedacht.

Auch die mancherlei Daten freilich über die Haltung der Kaiserin Augusta und ihrer Umgebung sind für den Historiker von einem kaum hoch genug zu veranschlagenden Wert. Der Referent hat ihrer bei der Skizze über Ursprung, Führung und Ende des Kulturkampfes zu gedenken gehabt, welche dem zweiten Bande seiner „Kleinen Schriften" [1]) vorangestellt ist. So sehr er aber auch die thatsächlichen Mitteilungen zu begrüßen hatte, so mußte denselben doch in Bezug auf das Gesamturteil über die Kaiserin eine ausdrückliche Reservation beigefügt werden.

Wo dagegen des Kaisers und der Kaiserin Friedrich gedacht wird, bedarf es kaum irgendwo solcher Ergänzung. Unter nochmaliger Bezugnahme auf die „Danziger Episode" hat Fürst Bismarck nachdrücklich sein Verhältnis zu Kaiser Friedrich als ein durch keine „dauernde Verstimmungen" getrübtes bezeichnet.[2])

---

[1]) Die Einleitung dieses unter dem Spezialtitel „Abseits vom Kulturkampf" (Jena, H. Costenoble) erschienenen Bandes hat die verschiedenen, auf „die geheime Nebenregierung im Dienste der päpstlichen Politik" bezüglichen Mitteilungen Bismarcks ebenso zusammengestellt wie diejenigen über die ausschließlich politischen Ursachen des Kulturkampfes und diejenigen über die Vorarbeit protestantischer Hofprediger für die Niederlage des Staates gegenüber der Kurie. Den die Kaiserin Augusta betreffenden Aeußerungen ist aber ausdrücklich (S. 6) die Bemerkung vorhergeschickt, „daß dieselben nichts weniger als ein objektives Charakterbild einer geistig so hervorragenden, von so strengem Pflichtgefühl getragenen, in den Werken echter Humanität so unermüdlich thätigen Fürstin bezweckten". Es ist dem noch beigefügt: „Es ist nur ein einzelner Charakterzug, um den es sich in den zahlreichen Einzelbemerkungen der ‚Gedanken und Erinnerungen' handelt, und dieser Zug erhält seine geschichtliche Bedeutung erst durch die Geschicklichkeit, mit welcher derselbe von den gewandtesten aller Politiker und Menschenkenner ausgenutzt wurde." Ebenso ist schließlich die Bismarcksche Charakteristik zwar einerseits als eine „unvertilgbar in die Jahrbücher der Geschichte eingetragene" bezeichnet, andrerseits aber auf die unentbehrliche Ergänzung durch die von Oncken, Bernhardi, Roon, Bunsen mitgeteilten Thatsachen hingewiesen.

[2]) Auch diese Stelle muß unsern Lesern im Wortlaut vor Augen stehen:

„Kaiser Friedrich, der Sohn des Monarchen, den ich in specie als meinen Herrn bezeichne, hat es mir durch seine Liebenswürdigkeit und sein Vertrauen leicht gemacht, die Gefühle, die ich für seinen Herrn Vater hegte, auf ihn zu übertragen. Er war der verfassungsmäßigen Auffassung, daß ich als Minister die Verantwortlichkeit für seine Entschließungen trug, in der Regel zugänglicher, als sein Vater es gewesen. Auch war es ihm weniger durch Familientraditionen erschwert, politischen Bedürfnissen im Innern und im Auslande gerecht zu werden. Alle Behauptungen, daß zwischen dem Kaiser Friedrich und

In einer der ergreifendsten Schilderungen seines nachgelassenen Werkes hat er die Scene in Nikolsburg, wo der Kronprinz den Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler schlichtete, der Nachwelt vorgeführt. Wo es irgendwo angängig war, ist der Uebereinstimmung mit dem Kronprinzen gedacht.[1]) Von der Kronprinzessin und nachmaligen Kaiserin ist durchweg in einem Tone geredet, dem man die hohe persönliche Achtung anmerkt.[2])

Es fehlt nicht an Andeutungen über Meinungsverschiedenheiten, auch mit der hohen Dame persönlich, weder in früherer noch in späterer Zeit: von dem Beginn der schleswig-holsteinischen Krise bis zur Belagerung von Paris. Auch Ungeschicklichkeiten dritter werden erwähnt: so ein von Dr. Hintzpeter mißverstandener Auftrag, eine vom Kaiser mißbilligte Rücksicht Stephans auf Wünsche der Kronprinzessin. Ebenso hat der unvollendet gebliebene Abschnitt „Kaiser Friedrich III." des durchgängig verschiedenen Ausgangspunktes mit Bezug auf die Stellung Deutschlands zu Rußland und England gedacht. Aber der Rückblick auf all das einzelne mündet in den prägnanten Sätzen: „Ihr Einfluß auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihr bestand die Ueberzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege."

Gewiß ein schwerwiegendes Zeugnis, doppelt schwerwiegend, wenn man sich den hohen Grad von Selbstverleugnung vergegenwärtigt, den so manche „Preßcampagne" von der Art eines Moritz Busch erforderlich machte. Kaiser und Kaiserin Friedrich sind auch in dieser schwersten aller Pflichten gleich vorbildlich geblieben. Wer überhaupt in der Lage ist, aus eigner Erinnerung Zeugnis abzulegen, wird durchweg bekennen müssen, daß die beiden fürstlichen Persönlichkeiten so untrennbar sind, daß man sie gar nicht losgelöst voneinander zu denken vermag. Ob wir bei Fürst Bismarck oder bei Forckenbeck nachfragen, — dieser Eindruck ist überall der gleiche.

Das gilt denn auch von den schlichten Erinnerungen an seine verschiedenen Unterredungen mit Kaiser Friedrich, die der Schreiber dieser Zeilen, soweit sie bisher überhaupt mitteilbar waren, in den seine litterarische Thätigkeit abschließenden Sammelbänden niedergelegt hat.[3])

---

mir dauernde Verstimmungen existiert hätten, sind ungegründet. Eine vorübergehende entstand durch den Vorgang in Danzig, in dessen Besprechung ich mir, seitdem die hinterlassenen Papiere Max Duncker veröffentlicht worden sind, weniger Zurückhaltung auflege, als sonst geschehen wäre."

[1]) Es war an diesem Orte noch eine Zusammenstellung aller Bemerkungen der „Gedanken und Erinnerungen" über Kaiser Friedrich beabsichtigt; sie mußte aber mit Rücksicht auf den Raum unterbleiben.

[2]) Das Gleiche gilt von den einschlägigen Bemerkungen über die Kaiserin.

[3]) Wie die übrigen für ein zusammenfassendes Lebensbild zu Rate zu ziehenden Quellen mögen auch diese Skizzen hier anmerkungsweise aneinandergereiht werden:

In Band I „Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil" vor Nr. IX (Zeit-

Ein dieselben zusammenfassender Abdruck würde für die Leser der „Deutschen Revue“ wohl nicht ohne ein gewisses Interesse sein. Aber ich muß mir vergegenwärtigen, daß der heutige Zweck ein andrer ist. Die über den Gesundheitszustand der Kaiserin-Mutter bekümmerten Gemüter haben mehr wie je das Bedürfnis, einiges Nähere über ihren Verbleib in Schloß Friedrichshof zu hören, sich in die Nähe der auch im schwersten Leiden thatkräftigen Dulderin hineinzuversetzen.

Wer heute nach Cronberg kommt, findet dort eine ganz andre Stimmung in der Bevölkerung, als sie bis zum vorigen Jahr allseitig hervortrat. Alle Zeitungsberichte der letzten Wochen haben übereinstimmend betont, was für ein schwerer Druck auf den Gemütern laste. Die Krankheit der Kaiserin sei der erste Gegenstand der Unterhaltung in allen Kreisen. Fremde Berichterstatter, die das bemerkten, haben wohl gemeint, daß diese allgemeine Teilnahme sich dadurch erkläre, daß der ständige Sommerverbleib der Kaiserin dem Aufblühen des Orts zu gute gekommen sei. Das ist doch ein grundschiefes Urteil. Es sind die hohen, edlen Eigenschaften der fürstlichen Frau, die in Cronberg, ungehemmt, uneingeengt durch Berliner Hofetikette, jedem genaueren Beobachter zum Bewußtsein gekommen sind.

Um dies deutlich zu machen, thun wir am besten, noch einmal Friedrichshof und Friedrichsruh in Verbindung miteinander zu bringen.

So hoch wir nämlich unsern gewaltigen ersten Reichskanzler halten, so sehr wir ihm dankbar sein müssen auch für das, was er unserm Volke noch nach seinem Rücktritt vom Amte durch seine ungebrochene Charakterstärke gegeben hat, so sind es doch zumal in den ersten Jahren sehr gemischte Eindrücke gewesen, die die „Interviews“ in Friedrichsruh hinterließen. Es ist eigentlich erst der Capriviſche Uriasbrief nach Wien gewesen, der mit einer Art elementarer Gewalt das Nationalgefühl derart erregte, daß es sich rückhaltlos auf die Seite des mißhandelten Recken stellte. Aber man darf wohl fragen: wer ist seinerzeit in der offiziösen Tagespresse ärger mißhandelt worden, Kaiser und Kaiserin Friedrich oder Fürst Bismarck? Diesem aber ist es vergönnt gewesen, ein schlechterdings einzigartiges Lebenswerk gegen alle Hemmungen durchzuführen.

---

geschichtliches in Vorreden): Bericht über die Audienzen vom 19. und 21. März 1867 bei König und Kronprinz (S. 259—262).

Vor Nr. XI (Die verschiedenen Stadien des sogenannten preußischen Kirchenstreits): Audienz bei dem Kronprinzen am 29. Mai 1868 (S. 307—309).

Vor Nr. XIII (Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868): Audienzen im Dezember 1868 (S. 440—441).

Vor Nr. XV (Eine Kontroverse mit dem Bischof v. Ketteler): Gruß aus Jerusalem (S. 537).

In Band II „Abseits vom Kulturkampf“ vor Nr. V (Aus dem Gutachten über die Errichtung und Organisation einer Fakultät für katholische Theologie an der Hochschule Bern): Audienz vom 30. September 1873 (S. 103—104).

Vor Nr. XI (Die internationale Bedeutung der katholischen Frage): Audienz vom 16. März 1877 (S. 307—310).

Jene haben ihr ganzes Leben hindurch mit unvergleichlicher Treue sich vorbereitet für den höchsten Lebensberuf. Aber dieser Beruf sank mit dem Kaiser ins Grab, bevor er irgend eines seiner großen Ideale auch nur hatte anbahnen können.[1]) Und seiner Witwe ist es ein für allemal versagt gewesen, auch nur etwas von dem, woran ihr Herz hing, wofür sie ausgerüstet war wie selten eine Fürstin, zur Entfaltung zu bringen. Aber wer hat aus Friedrichshof jemals solche Aeußerungen der Verstimmung, der Verbitterung zu kolportieren gehabt wie aus Friedrichsruh? Statt dessen sah unser Volk in Friedrichshof ein stilles, sinniges Schaffen und Arbeiten im Kleinen und Kleinsten. Die überragende geistige Begabung der hohen Frau hat hier ihrer Volksfreundlichkeit, ihrer Volkstümlichkeit nie im Wege gestanden. Das Schloß Friedrichshof war ein Wallfahrtsort aller fürstlichen Familien geworden. In der Stadt Cronberg aber wußte auch der einfachste Mann von der schlichten, huldvollen Art der Kaiserin zu erzählen.

Ein einzelner kleiner Zug mag die Art ihrer dortigen Thätigkeit illustrieren. In ganz besonderem Sinn ist die Restauration der Cronberger Kirche ein persönliches Werk der Kaiserin. Es hat eine nicht geringe Mühe gekostet. Zwei Minister und wohl noch mehr Geheimräte haben ihre Zustimmung zu geben gehabt, bis endlich die Kabinettsordre ermöglicht worden war, die den unentbehrlichen Zuschuß zu den Kosten gewährte. Dann aber hat die Kaiserin diese Ordre selbst mit nach Cronberg gebracht, und nachdem sie am Abend angekommen war, ist sie am folgenden Morgen in aller Frühe schon im Pfarrhaus erschienen, um dieselbe persönlich zu überreichen.

Wie die Kirche, so hat das alte Schloß Cronberg die sachkundige und keine Mühe scheuende Fürsorge der Kaiserin erfahren. Auf ihre Anregung hat zugleich der (leider schon bald nach Vollendung seines reichhaltigen Werkes gestorbene) Freiherr v. Ompteda die Geschichte des ausgestorbenen Geschlechtes geschrieben. Abschnitt für Abschnitt hat das gleiche Interesse der hohen Frau gefunden. Ich darf auch hier einen kleinen Beleg geben auf Grund eines eingehenden Schreibens von Herrn v. Ompteda. Es war vielleicht ein halbes Jahr vergangen, seit die Kaiserin sich von mir Näheres über Hartmuth v. Cronberg hatte erzählen lassen, der schon früh der Sache der Reformation ähnliche Opfer zu bringen gehabt hatte wie sein damaliger Gegner Philipp v. Hessen in späteren Tagen, der aber als Flüchtling in Basel alsbald auch dort für die Förderung der Kirchenverbesserung thätig eintrat. An diese Erzählung hat somit noch geraume Zeit nachher jene Anfrage angeknüpft.

Noch im letzten Sommer hat sich ein ähnlicher Anlaß geboten, nicht bloß das treue Gedächtnis der hohen Frau zu beobachten, sondern auch die Mitfreude an dem, was sie aus innerstem Herzen gethan. Als das schöne Hase-

---

[1]) Soweit diese Ideale zu Tage getreten waren, ist derselben in dem „Wort zur Widmung“ („dem gesegneten Andenken Kaiser Friedrichs“) vor Band III der dritten Auflage des „Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte“ (1890) gedacht.

Denkmal in Jena enthüllt wurde, hat ein Glied der Haseschen Familie der Kaiserin telegraphisch für den Beitrag gedankt, von dem sie ihm selber in Breslau erzählt hatte. So wird's denn auch keine Indiskretion sein, wenn ich beifüge, daß ich einmal mit einer persönlichen Bitte gekommen bin: der um einen Beitrag, und zwar gleichzeitig zum Heidelberger Rothe- und Jenaer Hase-Denkmal. Die sofortige warme Zusage hat den Wert der Gabe ebenso erhöht, wie die nachfolgende sorgsame Behandlung des geschäftlichen Teiles. Schöner konnte sich neben dem schon vorher erzählten Vorfall mit Bezug auf die Ortskirche das Interesse der Kaiserin an der evangelischen Gesamtkirche schwerlich bekunden.

Wollte ich mehr erzählen von all den Belegen der tiefen, starken Frömmigkeit, in welcher die mit ihrem Gemahl duldende und leidende Frau — wieder ihm selber gleich — ihren Halt im Leben gefunden, so müßte ich weit über den Rahmen eines Aufsatzes hinausgehen. Nur so viel, daß die gerechte Geschichtschreibung hier einmal eine ihrer ernstesten Pflichten zu erfüllen haben wird: gegenüber den Verbrechen, die pfäffische Herrschsucht und kalter Fanatismus an der Familie unsers Regentenhauses verübt haben. Einstweilen müssen jedoch die Andeutungen genügen, welche in der schon erwähnten Einleitung des Bandes „Abseits vom Kulturkampf", sowie in dem Bericht über mein letztes tiefernstes Gespräch mit Kaiser Friedrich niedergelegt sind.[1])

Gerade bei der schweren Sorge, in welcher die heutigen Aufzeichnungen niedergeschrieben wurden, wendet der rückschauende Blick sich statt dessen doppelt gern zu den unvergeßlich schönen Stunden, welche wohl jedem Besucher in den gastlichen Räumen Friedrichshofs zu teil geworden sind. Es darf dies „gastlich" noch in ganz andrer persönlicher Weise betont werden, als es im allgemeinen bei einem fürstlichen Hofhalt vorausgesetzt wird. Die Kaiserin hat sich wirklich als Gastherrin gefühlt. Es ist mir einmal während eines Diners begegnet, daß ich auf die ungewöhnlich schöne Pfirsichart aufmerksam wurde, die gerade aufgetragen wurde, und dies auch naiv genug zum Ausdruck brachte. Und daraufhin erzählte die Kaiserin ganz lebhaft von der Sorgfalt, die sie auf ihre Gartenfrüchte verwende, freute sich, daß das gute Ergebnis davon aufgefallen war.

Ein gastfreies Haus ist Schloß Friedrichshof natürlich obenan für die eignen Kinder und Enkel gewesen. Was in gut bürgerlichen Familien das Vaterhaus ist für die auseinandergegangenen Kinder, das hat hier genau ebenso

---

[1]) Vergl. S. 12 ff. die Auszüge aus den „Gedanken und Erinnerungen" mit dem ergänzenden Kommentar dazu. Dem naiven Versuch gegenüber, die dort gegebene Charakteristik des Oberhofpredigers Kögel auf Mangel an Sachkenntnis zurückzuführen, sei hier wenigstens der angegriffene Satz wiederholt: „Die beichtväterliche Stellung, welche speziell der mit den berühmtesten jesuitischen Gewissensräten an kühler Berechnung und Verstandesklugheit wetteifernde Dr. Kögel gewonnen hatte, hat in Fürst Bismarcks ‚Erinnerungen' noch eine Reihe von Parallelen." Der auf den gleichen Punkt bezüglichen Aeußerungen des Kronprinzen ist, soweit dies vorerst angängig war, S. 309 gedacht.

im fürstlichen Kreise stattgefunden. Selten ist das Schloß ohne Gäste gewesen. So bin ich einmal zur gleichen Zeit mit den drei jüngeren Töchtern und deren Familien zusammengetroffen: mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Griechenland, sowie mit den Prinzen von Lippe und Hessen und ihren Gemahlinnen. An der Pflege der kleinen Enkel aber nahm die Großmutter eignen Anteil, hat, wenn es eben anging, auch die Stunden ihres Badens so wenig versäumt, wie dies im einfachsten Haushalt geschieht. Auch Prinzessin Feodora von Meiningen ist längere Zeit in Friedrichshof gewesen. Desgleichen Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein. Aber neben den eignen Angehörigen haben auch andre Gäste nicht gefehlt: aus der Helmholtzschen, wie aus der Bunsenschen Familie zum Beispiel, desgleichen die von ihrem Vater Minghetti her mit der deutschen Fürstin bekannte Gemahlin des jetzigen Reichskanzlers. Die engere Hofgesellschaft aber war ersichtlich nicht bloß amtlich, sondern auch persönlich ehrfurchtsvoll mit der Herrin verwachsen.

Wer häufiger auf Friedrichshof gewesen ist, hat natürlich noch ganz anders genaue Eindrücke mitgenommen. Mir war es aber doch dreimal vergönnt, einige Tage in der Nähe zuzubringen, wo sich dann jedesmal verschiedene Anlässe zu eingehenderem Gespräch boten: bald in der großen schönen Halle mit den hohen Gobelins und den verschiedenen lauschigen Winkeln, bald im Speise-, im Bibliothek- oder im Arbeitszimmer. Das letzte Mal hat Ihre Majestät nach der Kirche mich aus dem Hause in den Garten geführt, dort im Lauf der Unterredung noch einen der fürstlichen Schwiegersöhne herzugerufen. Jedesmal aber hatte ich den Eindruck ebenso ungetrübter Gesundheit und Rüstigkeit wie seltener geistiger Regsamkeit. Wie ein junges Mädchen pflegte sie die hohe Treppe aus dem oberen Stockwerk herunterzukommen. Und wenn sie die Tischgesellschaft begrüßte, war alsbald jeder Zwang äußerer Etikette gelöst.

In der offenen, wahrhaftigen Art, wie Kaiserin Friedrich von jeher sich gab, hat ja allerdings ein gewisser Unterschied von der bisherigen Hoffitte gelegen. Es ist begreiflich, daß zumal der junge Haushalt des kronprinzlichen Paares in Berlin die damalige „Gesellschaft“ fremdartig berührte. Der in sich abgeschlossene, in begrenztem Interessenkreis lebende altpreußische Charakter stieß hier mit einem mehr süddeutsch gerichteten zusammen. Es kamen die bekannten Vorschriften für die Hofgesellschaft hinzu, wonach zum Beispiel am Hof des regierenden Herrschers eine Dame, die als Tochter einer adligen Familie Zutritt zum Hof hatte, diesen einbüßte, wenn sie einen noch so verdienten Mann bürgerlichen Namens (beispielsweise einen Abeken) heiratete. Am kronprinzlichen Hofe war ein „liberalerer“ Geist möglich. Wir dürfen aber überhaupt auch hier nicht daran vorbeigehen, inwiefern das heute so übel accreditierte Wort „liberal“ auf den Kronprinzen und seine erlauchte Gemahlin zutraf.

Wer das Wort „liberal“ im Sinne der politischen Parteischablone anwandte und ein solches Parteiregiment von Kaiser Friedrich erwartet hatte, würde sich bald schwer enttäuscht gefunden haben. Aber es giebt eine höhere Bedeutung dieses Wortes, wie sie beispielsweise Professor Haupt (damals in Greifswald)

in seiner Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich klar herausgestellt hat. Es gereicht mir zu besonderer Freude, konstatieren zu dürfen, daß, nachdem ich die von der Kaiserin angelegte Sammlung von Erinnerungen an ihren hohen Gemahl durch die Hauptsche Rede hatte vermehren dürfen, sie mir andern Tags sagte, es sei darin die zutreffendste Charakteristik der Ideale Kaiser Friedrichs gegeben, die sie bis dahin kenne. In dem gleichen Sinn wie Haupt habe auch ich das Wort angewandt in der auf nassauischem Boden gehaltenen Rede „Das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung".

Den gleichen vorurteilsfreien „liberalen" Sinn hat in Cronberg der ganze Verkehr der Kaiserin bekundet. Wie gerne hat sie — die selbst hochbegabte, ausübende Künstlerin — die Glieder der dortigen Künstlerkolonie mit ihrem Besuche beglückt. Ein wie verständnisvolles Interesse zeigte sie an den Schöpfungen des armen Geselschap, als ihr — unerwartet und sie tief erschreckend — die Nachricht seines plötzlichen Todes zuging. In solchen Momenten trug ihr ganzes Wesen den Ausdruck tiefer Ergriffenheit. Eins hat die hohe Frau niemals verstanden: ihre Gefühle zu verbergen, irgendwie zu „posieren". Alles ist in ihr wahrhaftig im Vollsinn des Wortes.

An dem sechzigsten Geburtstage werden hoffentlich manche tiefer eingehende Erinnerungen wach werden, als die an dieser Stelle gebotenen. Aber jeder neue Beitrag über Kaiser und Kaiserin Friedrich wird nur ein neues Zeugnis seltener Herzensgüte sein. Gerade in den letzten Tagen ist der an den greisen Simson bei dem Tode seiner Frau gerichtete Brief des Kronprinzen durch die Blätter gegangen, zugleich im Namen der Kronprinzessin geschrieben. Wie viel ähnliche Züge hätte der Justizminister Friedberg zu berichten gehabt. Die traurigen Mißverständnisse Gustav Freytags sind gerade bei denen, die dessen eigne Schöpfungen vollauf zu schätzen wissen, am schnellsten dahingefallen. Dagegen behält Paul Göhres Erstlingswerk auch für die, welche die späteren Wandlungen des Verfassers beklagen, bleibenden Wert als Zeugnis der persönlichen Verehrung des kaiserlichen Dulders bis in die spezifisch antimonarchischen Kreise hinein. Seiner Gemahlin aber ist wenigstens das eine vergönnt gewesen, neben das Friedrichsdorf bei Homburg, das eine der schönsten Schöpfungen religiöser Duldung bleibt, ihr Friedrichshof zu stellen als weihevolle Erinnerung an die glücklichsten Stunden ihres Gemahls. Der Denkmäler Kaiser Friedrichs werden immer mehr werden, je mehr sein Charakterbild — gleich dem seines so lange unterschätzten Vaters — ans Licht der Oeffentlichkeit tritt. Dem in Cronberg geplanten Denkmal aber wird zugleich der Geist der Kaiserin Friedrich aufgeprägt sein. Gott gebe, daß sie sich desselben in vollkommener Genesung mit uns erfreue!

Aus dem Leben des Grafen Otto v. Bray-Steinburg.

Auf Grund hinterlassener Papiere desselben geschildert.

VIII.

Graf Bray an den König.

Versailles, den 11. November 1870.

Mit Bezugnahme auf meinen allerunterthänigsten Bericht Nr. 4 vom 3. laufenden Monats, mit welchem ich die Ehre hatte, die Abschrift eines von mir am 2. laufenden Monats an den Grafen Bismarck gerichteten Privatschreibens in Vorlage zu bringen, glaube ich zur Vervollständigung meiner Berichterstattung in der Anlage auch die Abschrift der von dem Herrn Bundeskanzler am 4. dieses Monats darauf erteilten Rückäußerung Euer Königlichen Majestät unterbreiten zu sollen.[1])

Es ist darin der Wunsch ausdrücklich ausgesprochen, daß Bayern sich entschließen wolle, auf der Basis des engeren Bundes zu verhandeln, somit statt eines doppelten nur einen einigen Bund herstellen zu helfen. Die Bayern besonders zu machenden Zugeständnisse würden sodann die Form von besonderen Konventionen und gleichsam von Beilagen oder Zusätzen zur Bundesverfassung erhalten.

Nachdem hiermit eine Aenderung mehr der Form als dem Wesen nach stattfindet, glaubten meine beiden Kollegen und ich, diese Grundlage der Verhandlungen nicht unbedingt zurückweisen zu sollen und zwar um so weniger, als die Allerhöchste Genehmigung Eurer Königlichen Majestät und die Zustimmung des Landtags selbstverständlich vorbehalten bleibt, und im Falle der Nichtgenehmigung auch die andre Form bloß internationaler Verträge in dem Schreiben des Grafen Bismarck als zulässig bezeichnet ist. Freilich würde auf letzterem Wege eine Einigung Deutschlands nicht erreicht und etwas Dauerndes und Definitives also nicht geschaffen werden, vielmehr ein Vorwand zu fortwährender Agitation unbeseitigt bleiben.

Im Laufe zweier weiterer Besprechungen mit dem Staatsminister Delbrück und mit dem Bundeskanzler selbst haben sich die Ansichten einigermaßen geklärt, und es ist beschlossen worden, daß sowohl über die militärischen Verhältnisse, als über die sonst zu behandelnden Punkte, ausgearbeitete Entwürfe dem Bundeskanzler übergeben werden sollen, wonach die Schlußerklärungen der königlich preußischen Regierung erfolgen werden.

[1]) Siehe November-Heft, Seite 138.

Die Uebergabe des Entwurfes der Militärkonvention ist infolge der Erkrankung des Kriegsministers v. Roon an den Bundeskanzler bereits erfolgt, und ein Gleiches wird morgen bezüglich der übrigen Punktationen geschehen.

Dem Abschluß Preußens mit den übrigen süddeutschen Staaten steht dem Vernehmen nach nichts mehr entgegen, und die Verhandlungen mit denselben sind als beendigt zu betrachten.

Um so mehr sind wir zur Erwartung berechtigt, daß es uns nun auch gelingen wird, zum Abschluß unsrer hiesigen Unterhandlungen in kurzer Zeit zu gelangen.

Ich verharre ...

Bray.

*

pr. Versailles, den 14. November 1870, 7½ Uhr vormittags.

Dechiffriertes Telegramm.

Hohenschwangau, den 13. November 1870, 8 Uhr 10 Minuten nachmittags.

Excellenz Herrn Staatsminister Grafen Bray, Versailles.

Beehre mich, im Auftrage Seiner Majestät, Euer Excellenz mitzuteilen, daß Allerhöchstdieselben wegen Sehnenverdehnung keinenfalls nach Versailles kommen können. Briefe aus München melden erregte Stimmung.

Verehrungsvoll

Eisenhart.

Blättert man die Zeitungen jener Tage durch, so ergiebt sich in der That, daß die Spannung in München, je länger die Abwesenheit des Ministers dauerte, zunahm. Mehrere Bezirksvereine der Stadt richteten nach einem Vortrage über die deutsche Frage eine Adresse an den König, in der es hieß: „Hierbei können die ehrfurchtvollst Unterzeichneten nicht unerwähnt lassen, wie peinlich die Bevölkerung berührt wird dadurch, daß nicht auch die bayrische Regierung gleich den übrigen Süddeutschen ihren Standpunkt in der deutschen Frage offen kundgegeben hat. Dieses Schweigen giebt Veranlassung zu den unheilvollsten Gerüchten, als ob Bayern in verderblicher Isolierung von dem werdenden deutschen Bundesstaate ferngehalten werden solle. Wir vertrauen der Weisheit Eurer Königlichen Majestät! Die Bevölkerung erwartet mit Zuversicht, daß auch Bayern als kräftiges Glied an dem zukünftigen gemeinsamen deutschen Staatswesen Anteil nehme. Nur hierdurch kann eine die Interessen seiner Bewohner wahrende Existenz Bayerns erhalten bleiben." Inzwischen gab es für die bayrische Diplomatie ein kurzes Intermezzo durch die römische Frage:

Staatsrat Daxenberger an Graf Bray.

Heute beehre ich mich, Hochdieselben zu benachrichtigen, daß Herr v. Dönniges meldet, es wolle König Viktor Emanuel am 1. Dezember

in Rom feierlichen Einzug halten, und sehr wahrscheinlich werde das diplomatische Corps in Florenz die Einladung erhalten, Seine Majestät dahin zu begleiten. Ich habe dem Könige, unserm allergnädigsten Herrn, darüber sofort a. u. Vortrag erstattet und die von Herrn v. Dönniges geäußerte Ansicht gleichfalls vertreten, daß — da der Regierungssitz noch nicht definitiv nach Rom verlegt sei, so wenig als das königliche Hoflager — es angemessen erschiene, einer Einladung höflich auszuweichen. Wie, darüber habe ich an Dönniges telegraphiert, daß er sich mit seinen Kollegen in Florenz berate und weiter berichte.

Sollte Vorstehendes nicht die Billigung Eurer Excellenz erhalten, so bäte ich — aber nur in diesem Falle — um telegraphische Weisung. Kardinal Antonelli hat wegen Besitznahme des Palazzo Quirinale Protest erhoben, und wohl mit Recht. Der Quirinal ist Eigentum der Päpste, nicht des päpstlichen Staates gewesen; dort wurden die Konklaves gehalten ꝛc. — — — — — — — — — — —

— — — Hier tobt heftiger Kampf in der Presse. Ich lege für heute nur einen Ausschnitt aus dem „Süddeutschen Telegraphen" bei. Quelle des Artikels leicht zu erraten. Man kennt den Vogel am Gesang. Le style c'est l'homme. Aber einen ebenso kräftigen Chorus stimmt die konservativ-ultramontane Presse zu Gunsten der Minister in Versailles an. Ne mimis! sagt einer der sieben griechischen Weltweisen, und an Ihrer Stelle, verehrtester Graf, würde ich das täglich Preußen zurufen. Seit der traurigen Affaire von Orleans macht bei uns der gemeine Mann Glossen, und — die Stimmung für Preußen könnte leicht umschlagen.

München, den 31. Oktober 1870.

*

Graf Bray an Ministerialrat Eisenhart.

Versailles, den 16. November 1870.

Feierliche Ueberbringung des Einladungsschreibens wird laut Ankündigung Delbrücks unterbleiben. Bray.

*

Eisenhart an Graf Bray.

Hohenschwangau, den 16. November 1870, 10 Uhr 30 Minuten nachmittags.

Excellenz Herrn Staatsminister Grafen Bray, Versailles.

Seine Majestät, erfreut über heutiges Telegramm, wünscht, daß Euer Excellenz unsre Gebietsvergrößerung[1]) wirksam vertreten.

Eisenhart.

*

[1]) Bekanntlich ist die Gebietsvergrößerung nicht zu stande gekommen. Graf Bray spricht in einer persönlichen Aufzeichnung von dem Mißlingen dieser Versuche mit um so größerer Bitterkeit, als er aus Bemerkungen Bismarcks den Eindruck hatte gewinnen können, daß der bayrische Wunsch sich leicht werde erfüllen lassen. Anm. d. Her.

Graf Bray an den Münchner Stellvertreter.

Versailles, den 17. November 1870.

Abschluß bis jetzt noch nicht erzielt. Verhandlungen im Gange.

Bray.

*

Eisenhart an Graf Bray.

Hohenschwangau, den 17. November 1870, 10 Uhr 30 Minuten vormittags.

Allerhöchst beauftragt, beehre mitzuteilen, daß Seine Majestät wünschen, noch vorhandene Differenzpunkte genau zu erfahren.

Eisenhart.

*

Daxenberger an Graf Bray.

München, den 18. November 1870, 5 Uhr mittags.

Fortschrittspartei bereitet allenthalben Adressen an den König vor. Gemeindebevollmächtigte haben in öffentlicher Sitzung beschlossen, den Kredit für Siegesfeier zurückzuziehen, wenn Bayern nicht dem auf Grund der norddeutschen Bundesverfassung zu gründenden Bundesstaat beitrete. Auf Bericht vom 7. hat Ministerrat die Hoffmannsche Korrespondenz zu erklären veranlaßt, daß der Stand der Verhandlungen zu Versailles ein befriedigendes Resultat bald in Aussicht stellt.

*

Graf Bray an Ministerialrat Eisenhart.

Versailles, den 18. November 1870.

Bestimmte Aeußerung Preußens liegt noch nicht vor, doch scheinen Differenzen lediglich bezüglich der Militärfrage zu bestehen.

Bray.

*

Minister Schlör an Graf Bray.

München, den 19. November 1870.

Wir haben den Bericht vom 12. heute mit meinem allerunterthänigsten Antrag nach Hohenschwangau geschickt. Die Dinge haben einen Punkt erreicht, daß wir nicht mehr rückwärts, sondern nur vorwärts können. Jeder Tag macht unsre Position schwieriger.

Möge recht bald ein Abschluß erfolgen. Denn eine Isolierung Bayerns würde ich als das Ende selbst, nicht bloß als den Anfang vom Ende betrachten.

Schlör.

*

Graf Bray an seinen Münchner Stellvertreter.

Versailles, den 20. November 1870.

Nach wiederholten Besprechungen wurden Verständnisse in der Hauptsache erzielt und ist Schluß bevorstehend.

Bitte Vorstehendes Seiner Majestät zu melden namens sämtlicher Bevollmächtigter. Bray.

*

Der König an Graf Bray.

Hohenschwangau, den 21. November 1870, 5 Uhr 10 Minuten nachmittags.

Ich sehe schleunigster Vorlage eines bereits wiederholt befohlenen, besonders diplomatische und militärische Frage umfassenden Spezialberichts entgegen. Ludwig.

*

Graf Bray an den König.

Versailles, den 22. November 1870.

In Beantwortung des heute eingetroffenen Telegrammes, in betreff der Vorlage eines Spezialberichtes über die militärische und diplomatische Frage, beehre ich mich submissest zu bemerken, daß eine solche Vorlage während des Ganges der Verhandlungen sich als unthunlich darstellte, weil wir außer stande waren, die Grundlagen zu bezeichnen, über welche man sich schließlich einigen würde, und weil die Vorlage bloßer Entwürfe, welchen die Annahme von seiten Preußens nicht zu teil geworden, den Intentionen Eurer Königlichen Majestät nicht entsprochen haben würde. Erst jetzt, nachdem vorbehaltlich Allerhöchster Genehmigung über die Hauptpunkte eine Einigung erfolgte, ist das Material für eine Berichterstattung gegeben. Dasselbe wird sich aber übersichtlicher aus dem Gesamtentwurfe, welchen wir vor Ende dieser Woche selbst nach Bayern zu überbringen hoffen, entnehmen lassen.

Bezüglich der äußeren Verhältnisse, welche, wie Eurer Königlichen Majestät bekannt ist, gleich anfangs, als zu den schwierigsten Punkten unsrer Verhandlungen gehörig, erkannt wurden, ist die unbedingte Erhaltung des bayrischen Gesandtschaftsrechtes, insofern nur bayrische Interessen in Betracht kommen, angestrebt und erreicht worden. Damit allein wäre aber wenig gewonnen, da es in der Natur eines Bundes liegt, daß viele wichtige Staatszwecke auf die Gemeinschaft übergehen. Diese für uns allein zu vertreten, ließ sich nicht beanspruchen: es blieb somit nichts übrig, als für Bayern Einfluß auf die Bundespolitik zu vindizieren und diesen Einfluß durch eine feste, vertragsmäßig zu konzedierende Stellung zu garantieren.

Was sich in dieser Richtung erzielen ließ, ist im wesentlichen

folgendes: Ständige Vertretung der Bundesgesandten, in Verhinderungsfällen durch die bayrischen und Beteiligung der letzteren an äußeren gemeinsamen Angelegenheiten überhaupt; Einsetzung eines ständigen diplomatischen Ausschusses im Bundesrate durch die Vertreter der drei Königreiche: Bayern, Sachsen und Württemberg, unter bayrischem Vorsitz, welchem sämtliche auswärtigen Angelegenheiten des Bundes zuzuweisen sind.[1]) Wahrung des Rechtes, über rein bayrische Verhältnisse Staatsverträge abzuschließen, soweit sie dem Zwecke des Bundes nicht widerstreiten.

Die vertragsmäßige Zusage, daß zu Friedensverhandlungen nach einem Bundeskriege stets auch ein bayrischer Bevollmächtigter zugezogen werden wird;

endlich finanzielle Abmachungen mit dem Bunde zu Gunsten des bayrischen Gesandtschaftswesens.

Die große Mehrzahl dieser Zugeständnisse sind Bayern allein mit Ausschluß aller übrigen dem Bunde beigetretenen Staaten bewilligt worden. Sie sind also wirkliche Privilegien, mittels welcher der Krone Bayern eine mittelbare Einflußnahme auch auf europäische Verhältnisse gesichert ist, und Eure Königliche Majestät wollen Allerhöchst Sich versichert halten, daß deren Einräumung nicht ohne Mühe und ohne Kampf erlangt worden ist.

Ueber die militärischen Verhältnisse erstattet Freiherr v. Pranth, welchem das Telegramm Eurer Königlichen Majestät mitgeteilt worden ist, gesonderten Bericht, welcher gleichzeitig mit dem gegenwärtigen an Allerhöchstdieselben gelangen wird.

In allert. Ehrfurcht ꝛc.

*

Staatsrat Daxenberger an Graf Bray.

Hochzuverehrendster Herr Staatsminister!

Ich habe gestern an Eure Excellenz ein Telegramm gerichtet, die hier obwaltende erregte Stimmung betreffend, — aber nicht motu proprio, sondern auf besonderen Wunsch Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers v. Pfretzschner.

Die Wogen gehen hin und her, die hiesige patriotische Partei — leider mit unsauberen Elementen vermischt — hat der Staatsregierung ein Vertrauensvotum erteilt. Alles wünscht, daß die bayrischen Staatsminister aus Versailles mit einem Resultate zurückkommen, und daß endlich Frieden mit Frankreich werde.

[1]) Dieser Ausschuß wurde bekanntlich im Hochsommer dieses Jahres zur Besprechung der chinesischen Frage einberufen, nachdem man jahrzehntelang von ihm nichts gehört hatte. Anm. d. Her.

Von Versailles ist heute ein Paket de dto. 15. d. eingetroffen; es enthielt aber nur den Moniteur officiel du Dép. de Seine et Oise in mehreren Nummern. Ich habe die Blätter dreimal entfaltet und hoffte immer noch einen darin verborgenen Brief zu entdecken: vergeblich.

Die Angriffe der preußischen Blätter haben sich zuletzt gegen die Allerhöchste Person unsers Königs gewendet. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat energisch gegen dieses Verfahren protestiert und Herr v. Thile dem Freiherrn v. Perglas seinen Unwillen und sein Bedauern ausgesprochen.

Ministerialrat Eisenhart hat gestern eine Unterredung mit einem großherzoglich badischen Geheimen Rat Gelzer gehabt, welcher im Auftrag des Großherzogs von Baden K. H. bei Seiner Majestät dem Könige eine Audienz zu erhalten wünscht. Der König wollte Herrn Gelzer nicht nach Hohenschwangau bemühen, und darum kam Eisenhart hierher. Die Unterredung bezog sich, inter alia, auf das Kaiserprojekt. Eisenhart hatte sich ausweichend und ablehnend zu verhalten, wie ich ex post von ihm hörte.[1])

Während ich dieses schreibe, kommt ein Bericht Gassers aus Stuttgart an. Er will von guter Hand haben, daß ein „allseitiges" befriedigendes Ergebnis demnächst sich herausstellen werde. Gott gebe es. Je länger die Verhandlungen dauern, desto stärker die Unruhe und begreiflicher die Ungeduld.

Genehmigen Eure Excellenz ...

*

Graf Bray an seinen Münchner Stellvertreter.

Versailles, den 22. November 1870.

Euer Hochwohlgeboren bescheinige ich dankbarst das richtige Eintreffen Ihrer schätzbaren Zuschriften vom 15. und 19. laufenden Monats. Was zunächst den Inhalt ersterer betrifft, so bin ich mit der von Herrn v. Dönniges geäußerten und von Eurer Hochwohlgeboren gebilligten Absicht, einer etwaigen Einladung, dem königlichen italienischen Hoflager nach Rom zu folgen, höflich auszuweichen, vollkommen einverstanden. Die Besitznahme des päpstlichen Palazzo Quirinale ist ein Akt brutaler Gewalt, der sich um so weniger rechtfertigt, als er selbst für die Zwecke der italienischen Regierung unnütz war und auch mit früheren Aeußerungen der italienischen Minister im Widerspruche steht. Auf den Papst scheint diese Maßregel, sowie die beabsichtigte, wenn auch nur temporäre Uebersiedlung des Königs von Italien nach Rom einen so übeln Ein-

[1]) Vergleiche den Bericht von L. v. Kobell, „Deutsche Revue", Januar 1899, auf welchen wir, um Wiederholungen auszuschließen, durchweg verweisen.

druck hervorgebracht zu haben, daß, wie Graf Bismarck mir sagte, der heilige Vater entschlossen schien, beim Eintritt letzterer Eventualität Rom zu verlassen. Der seitdem hier eingetroffene englische Spezialabgesandte Mr. Russell scheint die Ansicht nicht zu teilen, was auf noch andauernde Schwankungen in den Entschlüssen des Vatikans hindeutet. Für die Frage unsrer Vertretung in Italien würde die Eventualität einer Verlegung der Hauptstadt nach Rom gleichfalls von Belang sein.

Der von mir eben erwähnte Herr Odo Russell ist im Auftrag seiner Regierung nach Versailles gekommen, um über die russische Kündigung des Pariser Vertrags, insoweit er die Neutralisierung des Schwarzen Meeres betrifft, mit Graf Bismarck zu konferieren. Letzterer ist durch das plötzliche Erscheinen der russischen Note, insbesondere durch ihre Form, selbst überrascht worden und hätte deren Zurücknahme oder Modifikation gerne erwirkt. Nachdem aber im jetzigen Stadium hierfür keine Aussicht mehr vorhanden ist, beabsichtigt der Bundeskanzler eine dilatorische und begütigende Verhandlung dieser Angelegenheit. Es ist deshalb seine Absicht, eine Konferenz in Konstantinopel in Vorschlag zu bringen, welche über die geeigneten Maßregeln zur Begleichung der entstandenen Streitfrage zu beraten haben wird.

Die in Ihrem geehrten Schreiben vom 19. enthaltenen Fragen werden Eure Excellenz in dem an Seine Majestät den König gerichteten heutigen Berichte wenigstens teilweise beantwortet finden, während über den vorgerückten Stand unsrer Verhandlungen mein Telegramm vom 20. dieses Monats Beruhigung gebracht haben wird. Den Bericht bitte ich, Seiner Majestät ungesäumt in Vorlage zu bringen.

Von welchen Schritten des Freiherrn v. Gasser in den Briefen Eurer Excellenz die Rede ist, ist mir nicht klar. Mir sind dieselben unbekannt, und als er mir vor einiger Zeit in betreff der preußisch-württembergischen Verhandlungen schrieb, und den Wunsch des Königs Karl eines Zusammengehens mit Bayern ausdrückte, mußte ich ihm schon am 10. laufenden Monats erwidern, daß die württembergischen Verhandlungen bereits zu weit vorgerückt und seinerseits alle weiteren Schritte zu unterlassen seien. Seitdem ist mir von ihm keinerlei Meldung mehr zugegangen.

Noch im Laufe dieser Woche hoffen wir unsre hiesigen Geschäfte zu beendigen, und ich sehe mit Freude und Ungeduld dem Tage entgegen, wo es mir gegeben sein wird, Eure Excellenz in München wieder zu begrüßen. Ich werde es nicht unterlassen, den Tag unsrer Abreise telegraphisch bekannt zu geben.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung Bray

Graf Bray an den König.

Versailles, den 25. November 1870.

Eurer Königlichen Majestät beehre ich mich, die bereits telegraphisch erstattete Anzeige zu bestätigen, daß die Unterzeichnung des Verfassungsbündnisses und seiner Beilagen am 23. abends stattgefunden hat. Nachdem von den umfassenden Aktenstücken erst eine Abschrift vorhanden war, wurde im Laufe des gestrigen Tages das zweite Exemplar angefertigt und letzteres nach geschehener Kollationierung gestern abends von den beiderseitigen [1]) [Bevollmächtigten unterzeichnet].

In die Tage, die diesem Abschlusse folgten, fiel nun die bekannte direkte Verhandlung zwischen Bismarck und dem König durch den Grafen Holnstein, die bekanntlich damit endete, daß am 3. Dezember Prinz Luitpold dem König den „Kaiserbrief" überreichen konnte. In Bezug auf die einzelnen Vorgänge jener Tage verweisen wir nochmals auf die Berichte, die im Januar 1899 Louise v. Kobell in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat.

Ende November kehrten Graf Bray und seine Begleiter mit den Verträgen nach München zurück, wo dieselben vom König und nach heftigen Kämpfen schließlich auch von der Kammer der Abgeordneten angenommen wurden. Die Verhandlungen über den Frieden mit Frankreich führten den Grafen Bray im Februar nochmals ins Hauptquartier nach Versailles. Ueber diesen kurzen Aufenthalt wird in folgenden Briefen an Gräfin Bray berichtet:

Versailles, den 24. Februar 1871.

So sind wir denn wieder in Versailles, und meine Korrespondenz beginnt von neuem! Diesmal sollen aber, so hoffe ich, meine Briefe weniger zahlreich und meine Abwesenheit kürzer sein. Die Beschaffenheit unsrer Unterhandlung leidet weder Aufschub noch langes Hinziehen. Der Waffenstillstand wurde nur bis Sonntag verlängert, und bis dahin müssen die wesentlichen Punkte angenommen oder verworfen sein. Alles läßt uns hoffen, daß die Annahme erfolgen und den Frieden zum Resultat haben wird, denn es ist kaum denkbar, daß die Nationalversammlung von Bordeaux der Uebereinkunft, welche ihre Abgesandten mit Thiers an ihrer Spitze geschlossen haben werden, die Genehmigung versagen sollte. Diese große und wichtige Frage beherrscht in hohem Grade meine Gedanken und Empfindungen, daß ich Mühe habe, Dir auch etwas von unsrer Reise zu sagen. Dieselbe ging, obwohl in Feindeslande, ganz günstig von statten. — In Straßburg fanden wir eine uns durch . . . vorbehaltenes Eisenbahncoupé. — In Stuttgart hatte der neue Minister uns mit einem sehr willkommenen Früh-

[1]) Das Konzept des Grafen Bray bricht hier ab.

stück freundlich empfangen, und von dort an begleitete uns Graf Linden, Sohn unsers früheren Berliner Kollegen, bis hierher. Er geht als neuernannter Präfekt nach Alençon. In Lagny war kein Wagen zu haben, da unser Münchner Telegramm Berchem nicht zugekommen war. Wir entschlossen uns deshalb, in Lagny zu übernachten, und ich lag in tiefem Schlummer, als ich mit der Meldung geweckt wurde, daß um zwölf Uhr nachts ein bayrischer Sanitätszug nach Pantin abgehen werde, um dann durch das Weichbild von Paris nach Versailles zu gelangen. So sind wir gestern, durch die feindliche Hauptstadt hindurch, aber selbstverständlich ohne unsern Bahnzug zu verlassen, hier eingetroffen. — Kaum angelangt, hatte ich Zusammenkünfte mit Berchem, dem Prinzen Luitpold, dem Grafen Bismarck. Man hatte für mich eine schöne Wohnung in einem der berühmten Schauspielerin Mlle. Brohan gehörigen Hause in Bereitschaft gesetzt. Ich zog aber vor, in mein altes Quartier beim Tänzer Petipas zurückzukehren, wo die alte Hausmeisterin uns freudigst aufnahm.

Versailles, den 26. Februar 1871.

Heute habe ich neun Stunden in der Staatskanzlei zugebracht — davon acht in Besprechung mit den Herren Thiers und Favre. Für uns erfuhren dieselben eine Unterbrechung durch unser Mittagessen bei Graf Bismarck, während die französischen Bevollmächtigten ihre Beratungen unermüdlich fortsetzten. Die Opfer, welche ihnen auferlegt werden, sind schwer, und ihr Zaudern, sich denselben zu fügen, erklärlich. Aber heute muß die Frage entschieden sein, denn um zwölf Uhr nachts endet der Waffenstillstand. Ich kehre um Mittag zu Graf Bismarck zurück, wo diese schwerwiegende Besprechung, deren Ergebnis über Frieden oder Krieg entscheiden wird, wieder aufgenommen wird. Meine Erregung ist groß! Welch ein Glück, wenn ich heute abend telegraphieren könnte: „Der Friede ist unterzeichnet.“ — Ganz Württemberg ist hier: Der König und drei Minister! Gleich am Ankunftstage speiste ich mit Herrn v. Rudhardt beim König.

Versailles, den 28. Februar 1871.

Seit Abgang meines letzten Briefes haben unsre Angelegenheiten einen großen Schritt gethan. Die Friedenspräliminarien wurden gestern unterzeichnet. Wolle Gott, daß ihnen ein fester Friede folge! Erst heute morgen ist Herr Thiers in Bordeaux eingetroffen. Es ist *nicht* wahrscheinlich, daß die Ratifikation des Vertrags durch die Nationalversammlung, selbst bei bestem Willen der letzteren, schon morgen hier anlange. Geschieht dies nicht, so wird ein Teil von Paris, der, in welchem die Champs Elysées begriffen sind, von der deutschen Armee

besetzt werden. Denn nur unter dieser Bedingung, um diesen Preis — wurde der Waffenstillstand bis zum 12. März verlängert. Sobald aber die Ratifikation der Nationalversammlung anlangt, werden unsre Truppen Paris räumen und den Rückmarsch nach Deutschland beginnen. Wird aber diese Ratifikation erfolgen? Herr Thiers glaubt es, und alle Vernünftigen müssen es wünschen, denn alles ist vorzuziehen der Fortdauer dieses verderblichen Krieges. Wir waren gestern Zeugen seiner Verwüstungen beim Besuche der Forts und des schönen Meudon, dessen zur Ruine gewordenes Schloß, gleich dem von St. Cloud, ein trauriges Schauspiel bieten.

Heute hat Graf Bismarck ein schon im Winter beschlossenes Diner in St. Germain für uns veranstaltet, das vorzüglich gelungen ist. Vorzügliche Küche, Austern und gewisse Saucen, welche unser Eberlein studieren sollte. Nach Versailles zurückgekehrt, finden wir eine Einladung Seiner Majestät zu einem um sieben Uhr stattfindenden zweiten Diner zu Ehren des Königs von Württemberg, der, hier vielfach geehrt, — heute abend abreist. Wie Du wohl glaubst, war ich nach meinem Festmahl in St. Germain nur Zuschauer des Versailler Diner. Morgen findet auf dem Rennplatz von Longchamp eine große Parade statt. Nachdem Kaiser Wilhelm die Güte hatte, mir ein Pferd anbieten zu lassen, werde ich diesem Schauspiel beiwohnen hoch zu Roß! Der Kronprinz sagte mir lachend, auf meines Sohnes Hippolyt Ernennung für Konstantinopel bezugnehmend: „Nun haben wir ja einen neuen Türken!“ —

*

Versailles, den 1. März 1871.

Mein Brief ist erst heute früh abgegangen. Aloys, der ihn auf die Post bringen sollte, hatte mich dringend gebeten, ihm zu gestatten, auf den Bock meines Wagens zu steigen, um Zeuge der großen Parade zu sein. Er ist sehr stolz und voll Interesse für seine Reise. Bei der Brücke von Surenne fand ich das mir bestimmte Pferd, ein ideales Tier, das ich wohl länger als einen Tag mein eigen nennen möchte. Ich schloß mich, meiner Zivilkleidung ungeachtet, dem glänzenden kaiserlichen Gefolge an zur Besichtigung der Truppen und dann zum Vorbeimarsch der drei Divisionen zweier preußischer und einer bayrischen vom zweiten Armeecorps, in der Gesamtstärke von etwa 30000 Mann.

Später gesellte ich mich zu einigen Offizieren, und mit ihnen durchschritten wir das Boulogner Gehölz, welches weniger gelitten hat, als man befürchtete. Gerade beim Eingang von Paris begegnete ich dem Prinzen Otto, der zur Parade zu spät gekommen war, aber nun dem Einzug unsrer Truppen in Paris beiwohnte. Auch ich war Zeuge desselben, mußte dann aber zurückreiten, um mein Pferd nicht zu sehr

zu ermüden und meinen unglücklichen „Legationsrat“ nicht allzulang warten zu lassen. Der Tag war prachtvoll. —

Wir wohnen Ereignissen bei, welche der Geschichte angehören, und an die zu glauben wir Mühe haben, — obwohl selbst dabei thätig und beteiligt!

Die Pariser Bevölkerung, die ich gesehen habe, verhält sich sehr ruhig. In den Champs Elysées war, wie ich höre, eine Menge Volks, aber alles ging ruhig vor sich. Unter den Truppen soll strengste Ordnung aufrecht erhalten werden. — Aus Bordeaux liegen entscheidende Nachrichten noch nicht vor. Durch eine beschleunigte Annahme der gestellten Bedingungen wäre den Parisern der Einmarsch der deutschen Truppen erspart worden.

Eben meldet man mir die Ratifikation der Friedenspräliminarien durch die Nationalversammlung und die Absendung einer Deputation zum Zwecke der Mitteilung dieses wichtigen Ereignisses. Gelobt sei Gott!

Ich gehe zum Grafen Bismarck, um mit ihm noch unsre eignen Angelegenheiten zu besprechen und den Zeitpunkt meiner Abreise festzusetzen, den der Telegraph Dir ankündigen wird!

*

Graf Bray kehrte nun nach München zurück, wo er noch bis zum September an der Spitze des Ministeriums blieb, um dann, was von jeher sein Wunsch gewesen war, auf seinen Wiener Gesandtschaftsposten zurückzukehren. Hatte sein Ministerium auch nicht einmal zwei Jahre gedauert, so hatte es doch einen Inhalt gehabt, wie ihn sonst Jahrzehnte nicht geben. Graf Bray konnte sich sagen, die Aufgaben der neuen Zeit behutsam aber klar erfaßt und ihre Lösung mit den Ansprüchen des Königs wie des bayrischen Volkes, so gut es ging, in Uebereinstimmung gebracht zu haben. „Durch den Anschluß Bayerns war,“ so beendet Graf Bray die kurzen Aufzeichnungen, die er später über diese Ereignisse gemacht hat, „die Einigung Deutschlands erreicht, das neue Deutsche Reich gegründet. Beide erscheinen als das Ergebnis glorreich errungener Siege, und thatsächlich hat also Frankreich — durch die verhängnisvollen Fehler seiner Staatsmänner, durch die Kriegserklärung an Preußen — den Anstoß zur Herstellung der deutschen Einheit gegeben. Möge mein teures Bayern in der Größe und in der Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes reichen Ersatz finden für die gebrachten nötigen Opfer, welche zu erleichtern mein eifrigstes Streben war, und die im Falle einer Beitrittsverweigerung Bayerns noch weit drückender geworden wären, weil sie dann aufgehört hätten, freiwillig gebracht zu sein.“

Il Gobbo.

(Der Bucklige.)

Eine römische Geschichte

von

Anton Andrea.

(Schluß.)

Papa Magno ließ seine Uhren liegen und gehen, wie sie wollten, und befaßte sich mit seinen Sorgen; seine Söhne machten ihm nämlich welche, täglich neue und mehr. Mit dem guten Einvernehmen zwischen den Jungen war es aus. Sie zankten um jede Kleinigkeit und stolperten über jedes Wort, das zwischen ihnen fiel. Der Gobbo hatte entschieden mehr Schuld als der andre. So ein reizbares und nervöses Kerlchen! Eine Fliege, die ihm vor der Nase summte, versetzte ihn in Wut.

„Nun hör mal, Junge, was bedeutet deine Kratzbürstigkeit? Warum kommst du mir täglich verdrießlicher nach Hause? Hast dich mit deiner Filomela entzweit? Nur Geduld! Das zieht sich wieder zusammen."

Da entlud sich ein Vulkan in dem kleinen Buckligen: Feuer loderte auf seinen eingefallenen Backen, und seine Blicke sprühten Flammen.

„Der Teufel ist in die Mariella gefahren, oder es hat ihr jemand Mucken in den Kopf gesetzt — wenn ich wüßte wer, mit meinen Händen zerrisse ich ihn."

Den Abend kam die Großmutter Checca, um ihnen die Ohren voll zu zetern: Das Unglückskind, ihre Enkelin, wäre behext. Weder den Gobbo noch den Flickschuster wollte sie heiraten. Warum nicht? Weil sie die Männer nicht leiden könnte.

„Bitt' Euch, Gevatter, ob das mit rechten Dingen zugeht! Ja, wenn ich meine Pflicht und Schuldigkeit nicht an dem elternlosen Geschöpfchen gethan hätte. — Was habe ich aber geredet! Als die Göre noch in den Windeln lag, fing ich schon an: ‚Filomenina, ein anständiges Mädchen muß heiraten, so oder so, je eher, desto besser, und einer ist mir lieber als keiner.' — Gar so 'ne noble Partie wie der Sohn des Bürgers Magno mit dem feinen Geschäft auf der Piazza Navona! Hat alles nichts geholfen. Ich bin die Blamierte. Heilige Margherita von Cortona, ich ersticke an meinem eignen Eifer!" Sie fiel auf einen Stuhl und schnappte krampfhaft nach Luft, als die gute Frau sich dann verpustet hatte, fuhr sie den armen Bräutigam an: „Stehst da mit einem Gesicht wie ein ausgebleichtes Bettlaken, mein Sohn! Nimm deine Beine in die Hand, und brauche deine Zunge! Wollen mal sehen, ob so 'n schneidiger Bursch die kleine Gans nicht zur Vernunft bringen kann."

„Sie läßt mich nicht ins Haus," stöhnte Marco, und die Alte nickte besänftigt: „Poverino, hast recht, mein Sohn! Sitzt mir der Racker den lieben langen Tag an der Fensterluke und guckt ein Loch in die Luft. Kommt dann

jemand, wär's auch bloß der Hund von unserm Nachbarn, springt sie nach der Thür — ritsch, ratsch, zugeriegelt! Basta! Das Mädel ist behext — ich bleib' dabei."

Papa Magno zog den Kopf zwischen seine Schultern: „Da ist dann nichts zu machen."

„Oho!" protestierte die Großmutter. „Bin ich 'ne erfahrene Frau, Gevatter, und seid Ihr ein Mann von Ansehen? Ich sperre das Mädchen — armes Ding! — ein, und Ihr thut mir die Gefälligkeit, dabei zu sein: Zwei Zungen reden besser als eine!"

„No, no, Gevatterin, ich mische mich nicht in solche Sachen. Will Eure Filomela meinen Marco, gut, ich hab' nichts dagegen; will sie ihn nicht, auch gut. Mein Marco kann sich 'ne andre suchen oder das Heiraten bleiben lassen."

Der Gobbo kauerte am Tisch, den Kopf in den Händen. Ein Gedanke war ihm aufgeblitzt. Filomela hatte gefragt, ob Arrigo ein Jettatore wäre. Vielleicht besaß er wirklich die Kraft, Leute unter seinen Willen zu zwingen. Wenn er es bei der widerspenstigen Geliebten versuchte! Freilich hatten sie sich in der letzten Zeit gegenseitig geärgert, das trugen aber gute Brüder, die sie bisher gewesen waren, einander nicht nach.

„Es ist wahr, jemand muß mit ihr reden," sagte er, heiser von der ausgestandenen Aufregung. „Nicht Ihr, Großmutter, auch nicht der Babbo, darauf würde sie nichts geben, nein, du mußt es thun, Arrigo, du!" —

„Laß mich zufrieden!" fuhr der Bursche auf.

Aber der andre hing sich an ihn: „Erbarm dich, Bruder! Du weißt nicht, was ich leide. Du kennst die Liebe nicht. Ich überleb' es nicht — sag es ihr, Bruder! Sprich für mich!" Arrigo suchte ihn abzuschütteln. Einen Augenblick rangen die Brüder miteinander. Der Gobbo an die Schultern des Großen gekrallt, bat und flehte, bis dieser erschöpft nachgab.

„Ebbene, ich will's versuchen! Laß mir aber Zeit bis morgen. Ich muß mir überlegen, was ich sagen soll."

Eine tiefe Falte grub sich dabei in seine Stirn, und eine düstere Entschlossenheit glomm in seinem Blick. ‚So oder so,' dachte er. ‚Der Jammer muß ein Ende nehmen.'

Den nächsten Morgen, als Marco an sein Tagewerk nach San Onofrio gehen wollte, reichte er seinem Bruder schweigend die Hand. Dieser verstand die stumme Frage in seiner Miene.

„Wenn du um die Vesperzeit nach Hause kommst, wirst du dir wohl selbst deine Antwort von — ihr holen können," sagte er ...

Ueber Rom lagerte eine schwüle, feuchte Sciroccoluft. Der Himmel war ein fahles, unendliches Grau, das die Erde zu erdrücken drohte. Gegen Mittag wollte die Sonne sich durchringen; aber das Gewölk war stärker als sie. Es sog ihr ganzes Licht auf, daß es schien, als wäre sie erloschen.

Ueber den Ponte Sisto schritt Arrigo dem Gianicolo zu — schlaff und vergrübelt. Er sog die entnervende Luft ein, als wäre sie Gift. In seine Kleider

ſetzte ſie ſich, in ſeine Glieder. Ihm war zu Mut, als wollte er ein Verbrechen begehen.

Er ſollte das „Kind“ überreden, ſich lebenslang an einen Buckligen zu binden: es ſollte einem Krüppel geopfert werden. Daß dieſer ſein Bruder und ein guter Menſch war, was machte es aus? Dennoch — wer weiß, in was für Hände Filomela ſpäter fiel? Die Alte gab wohl nimmer Frieden, und der arme Marco. — Es mußte ſein. Er wollte die Sache des Bruders führen. —

Doch dazwiſchen nagte ein Schmerz an ſeiner Seele, und eine geheime Stimme flüſterte: „Heuchler — Lügner — warum ſollte ſie geopfert werden müſſen? Iſt ſie nicht allein ſo viel wert wie ihr alle zuſammen?“ —

Die Nonna Checca war nach Traſtevere gegangen, um ihre Einkäufe zu beſorgen. — Filomela hatte eine Weile vor ihr Ruhe. Sie ſaß am Fenſter und träumte in den grauen Tag hinaus. ‚Wird es nie mehr hell in der Welt?‘ dachte ſie — ‚nie?‘

Da kamen Schritte heran, ſchleppend und zögernd. Das Mädchen horchte auf: eine flammende Glut ergoß ſich über ihr blaſſes Geſichtchen. Das war nicht Marco, auch nicht die Großmutter. Ein andrer mußte es ſein — auf den ſie die ganze Zeit gewartet hatte: ſie konnte die Thür offen laſſen. An der Fenſterluke blieb er ſtehen und ſchaute das Mädchen wie geiſtesabweſend an.

„Du biſt es?“ flüſterte ſie und lächelte ihn an. Er aber ſchleuderte ihr einen ſeiner alten, böſen Blicke zu.

„Ich wollte mit dir reden wegen meinem Bruder.“ —

„Dachte es mir. Komm nur herein. Die Großmutter iſt nicht daheim.“

Sie kam ihm in der Stube entgegen, einen ſcheuen, kindlichen Zug in dem vergrämten Geſichtchen, in der Hand das Ringlein, welches der Gobbo ihr geſchenkt hatte.

„Die Nonna will ihn deinem Bruder nicht zurückgeben,“ flüſterte ſie. „Du thuſt es, ja? — wenn ich dich recht ſchön bitte.“

Ein rührendes Vertrauen zitterte in ihrem Ton; aber der Burſche ſtählte ſich dagegen.

„Nein!“ entgegnete er rauh. „Du haſt ihn einmal genommen, nun mußt du ihn behalten. Wenn ein Mädchen ſich einem Burſchen verſpricht, und nachher ihn nicht heiraten will, ſo iſt das ein — Treubruch.“

„Vergine Maria!“ ſchrie ſie auf. „Ich kann nicht. Kommſt du auch, um mich zu peinigen?“

„Er iſt deinetwegen krank und unglücklich geworden.“ —

„Und ich? Bin ich friſch und fröhlich geblieben? Die ganze Nacht lieg' ich und bete und weine; aber ich thu' keinem Menſchen leid. Ich muß 'ran, ob ich will oder nicht. Da — nimm den Ring, ſonſt werfe ich ihn in den Tiber! Ich ſage dir, ich liebe deinen Bruder nicht. Ich war ein dummes Ding, das nichts verſtand. Mir graut vor dem Heiraten — vor den Männern graut mir.“

Aufſchluchzend verhüllte ſie das Geſicht mit ihrer Schürze und floh in die hinterſte Ecke der Stube.

Er wollte schelten, zornig werden, sie mit Vorwürfen überhäufen; doch nichts von allem gelang ihm. Statt dessen zog eine unsichtbare Hand ihn zu ihr hin, und sein Herz schmolz in einem großen, zärtlichen Mitleid, das wie ein Strom sich über sie zu ergießen drängte.

Sie hörte, daß er sich ihr näherte.

„Geh, geh!“ rief sie wie verzweifelt.

„Graut dir auch vor mir?“

War das seine Stimme, oder liebkoste sie ein weiches Lüftchen? Zaghaft ließ sie ihre Schürze sinken. Ihre Blicke begegneten sich. Es war, als bräche aus den Wolken die Sonne und überflutete beide mit rosigem Schein.

„Vor mir auch?“ wiederholte er leise.

„Ach nein — vor dir nicht.“

„Filomela.“ —

„Willst mir wieder böse Augen machen?“ fiel sie betrübt ein. „Ich kann nichts dafür. Die ganze Nacht lang liege ich wach und sage mir: ‚Er kann dich nicht leiden. Er mag die Mädchen nicht, dich am wenigsten. Du darfst nicht an ihn denken, verstecken mußt du dich vor ihm‘ — es hilft alles nichts! Wenn ich mich nicht eingeschlossen hätte, wäre ich dir nachgelaufen. Madonna mia santa! Es ist, als läge die Jettatura auf mir.“

Er stand ihr so nahe, daß sie die Schweißtropfen auf seiner Stirn sah; aber er hielt die Augen gesenkt. Ein träumerisches, wehes Lächeln bewegte seine Züge, und seine schlanke Gestalt neigte sich vor, daß sein Atem ihre Wangen umspielte.

„Du irrst, Filomela! Es ist — ganz was andres!“

„Ja — was denn?“

„Die Liebe, Filomela, meine arme, süße! Dieselbe Liebe, die auch mich verzehrt.“ —

„Dich, Arrigo mio! Madonna, dies Glück! dies Glück!“

„Du freust dich, du Kind? Und ich möchte vor Schmerz vergehen — hier, zu deinen Füßen, weil ich dich nicht heiraten kann, ohne auf meinen Bruder zu treten.“

Er fiel vor ihr nieder, und aufschluchzend schlug er die Hände vor sein Gesicht. Aber das Mädchen flog ihm an den Hals und streichelte seinen Lockenkopf, seine Hände, in einem Rausch von niegekannter Seligkeit.

„Du darfst nicht weinen, amor mio — und aufstehen mußt du! Es schickt sich doch nicht, daß du hier kniest wie vor unsrer lieben Madonna. Ach, aber es ist schön, daß wir uns lieben. Ich bin so froh, so froh, und so lieb wie dich habe ich keinen Menschen mehr, und die ganze, schöne Welt nicht. — Aber das sage ich dir, wenn du mir wieder böse Augen machst und verlangst, daß ich deinen Bruder nehme, dann springe ich in den Tiber — meinetwegen heute noch.“

Sie zog ihn empor, und während sie lächelnd in seinen Armen ruhte, suchten ihre Lippen die seinen in dem ersten unentweihten Kuß der Liebe ...

Es war um die Vesperzeit. Im Klostergarten der Mönche von San Onofrio schnitt Marco die reifen Trauben aus den Festons, die sich von Baum zu Baum weite Strecken hinzogen.

Fra Tomaso, der Küchenmeister, brachte einen Krug Wein mit Wasser vermischt heraus, den er auf die Bank unter der „Tasso-Eiche" stellte, wo der Gobbo seine bescheidene Merenda (Vesperbrot) zu essen pflegte.

„Nächste Woche können wir uns an die Weinernte machen, Bruder Küchenmeister," sagte dieser, als der Mönch ihn heranrief.

„Va bene, Sohn! Du siehst mir aber noch nicht aus wie ein lustiger Winzer. Hast Kummer, oder ist dir sonst was Unangenehmes begegnet?"

„Mir steckt der Scirocco in den Gliedern, und — man hat auch seinen Aerger zu Hause."

Marco that einen langen Zug aus dem Kruge. Ihm war den ganzen Tag schlimm gewesen vor Aufregung und Erwartung. Als er den Krug aus der Hand setzte, überlief ihn ein Frösteln, und seine Lippen verloren ihre natürliche Farbe.

„Seitdem du dich mit einem Mädchen eingelassen hast, figlio mio, steht es überhaupt nicht gut mit dir," fuhr der Frate gutmütig fort. „Der Vater Prior meint, du hättest den Kopf verloren. Ein Bürschchen wie du, das hätte unser Herrgott fürs Kloster und nicht für die Ehe geschaffen."

„Ihr meint — wegen meinem Buckel, Bruder?" fragte Marco scharf.

„Auch sonst noch, Marco! Der santissima Vergine hättest dienen sollen, und keiner andern Frau. Denk an deinen Dichter, Sohn, unsern großen Torquato. Als er sich in der Liebe zum Weibe verlor — es war allerdings eine sehr edle Dame —, da war's aus mit ihm. Der Friede verließ ihn. Er flüchtete sich in unsern Orden. — Leider Gottes zu spät. Die irdische Liebe tötete ihn. — Ebbene, dafür gab die himmlische ihm das ewige Leben."

Der Gobbo warf einen düsteren Blick nach der Zelle, wo Torquato mit seinen großen Gedanken das letzte Asyl gefunden hatte. Es waren Besucher dagewesen — durchreisende Fremde. Das Fenster stand weit offen. Von der weißgetünchten Wand hob sich die dunkle Gestalt des Dichters in Lebensgröße ab. Marco erschauerte. Er hatte das Bild oft genug gesehen, doch nie so unheimlich lebendig, so gespensterhaft.

„Bruder Tomaso, mir ist nicht wohl," sagte er. „Mich schüttelt das Fieber. Ihr habt vielleicht recht — die Liebe quält und peinigt; aber sie thut Wunder. Ich glaube nicht, daß der Dichter ihr entfliehen wollte, als er aus der Welt floh. Sie tötet, diese schlimme, irdische, süße Liebe; doch ihr Wunder ist, daß man sie sterbend noch segnet."

„Sohn — du sprichst wie ein Thor, und aussiehst du wie ein Fieberkranker. Soll ich den Vater Prior rufen?"

Der Gobbo wehrte ab. „Das geht vorüber, Fra Tomaso — nur, wenn Ihr erlaubt, ginge ich lieber nach Hause."

Marco hatte sich erhoben. Sein Gesicht glich dem gespensterhaften, tod-

traurigen an der Wand der Zelle. Fra Tomaso erschrak davor. „Geh, mein Sohn! Geh in Gottes Namen, und vergiß nicht, bei uns findest du jederzeit Ruhe und Frieden."

Wie sein unglücklicher Dichter einst aus der Welt geflohen sein mochte, so floh Marco aus dem Kloster. Das Schweigen dort und die Einsamkeit waren ihm den ganzen Tag fürchterlich gewesen. Dazu die Sehnsucht nach Filomela, die Qual der Ungewißheit. —

Am Himmel war es inzwischen klar geworden. Ein rosiger Schein der sinkenden Sonne glänzte über Großmutter Checcas Häuschen. Am Giebel graste die Ziege. Als Marco herankam, meckerte sie ihn wie einen guten Bekannten an.

„Still, mein Tierchen, still! Es braucht niemand zu wissen, daß ich schon da bin." Er streichelte sie flüchtig und verbarg sich dann hinter den Stauden des großen Feigenkaktus.

In den Olivenbäumen am Abhang begann der Wind sich zu regen. Mit unsichtbarer, weicher Hand strich er die letzten Wolken vom Antlitz des Himmels.

Der Atem des armen Buckligen ging schnell und keuchend. Er hielt es in seinem Versteck nicht aus. War Arrigo schon da? Wahrscheinlich nicht. Eine fast feierliche Stille wehte um das Häuschen. Dicht an die Wand gedrückt, schlich er vom Giebel an der Hausthür vorbei, um nur einen verstohlenen Blick in die Fensterluke zu thun. Wenn Filomela nicht zu Hause wäre? Madonna, die Angst, die Pein! Aber nein, hörte er nicht gemurmelte Laute? Er strengte das Ohr aufs äußerste an. Ja doch! Drinnen wurde gesprochen. War das nicht Arrigo, sein Bruder? Nie in seinem Leben hatte er ihn so weich und liebevoll sprechen hören. Wenn Filomela dieser Stimme widerstehen konnte, dann hatte sie kein Herz.

Sie antwortete. Lachte sie nicht, ihr süßes, rieselndes Kinderlachen? Das Herz wollte ihm bei diesem langentbehrten Klange zerspringen.

„Filomela, amor mio!" schmeichelte Arrigo.

Und das Mädchen an seiner Brust erwiderte:

„Arrigo, mein einziger — dich allein kann ich lieben."

Da tauchte ihm Rahmen der Fensterluke ein verzerrtes, gespensterhaftes Antlitz auf. Filomela schrie laut auf und klammerte sich an den Geliebten.

„Da ist er — rette mich vor ihm!"

„Wer?" Arrigo stürzte ans Fenster. Er mußte das Mädchen, das nicht von ihm abließ, mitschleifen.

„Marco, dein Bruder!"

Der Bursche wurde leichenblaß; aber er faßte sich schnell und nahm das Mädchen bei der Hand.

„Mag er alles wissen. Wir konnten nicht anders. Ausgehalten und gekämpft haben wir genug — er muß Vernunft annehmen. Thut er es nicht — ebbene! Ich bin da, und ich schleife mein Messer nicht für den eignen Bruder."

Hinter den Kaktusstauden lag der Gobbo, zuckend an allen Gliedern, Schaum vor dem Munde. Das erste Entsetzen hatte ihn niedergeworfen, jetzt schüttelte ihn die Wut.

„Mein Messer! Wo ist mein Messer?“ ächzte er.

Es war da, Gott sei Dank! Seine zitternde Hand umkrallte es, und während er es mit den Zähnen öffnete, hörte er die Hausthür gehen.

Sie waren es, die Verräter, seine Mörder! Riefen sie nach ihm? Wahrhaftig — in ihrer Blindheit riefen sie den Rächer.

Das gezückte Messer in der Faust, schlich Marco den Zaun hinter dem Hause entlang. Er sah die beiden am Giebel hervortreten, Filomela an der Seite seines Bruders, schluchzend und bettelnd:

„Via, Arrigo — du darfst nicht nach Hause! Er lauert dir auf. — Nein, ich bleibe bei dir. Der Messerstich für dich soll erst durch meine Brust gehen: das sage ich dem Mörder.“

Der unglückliche Bucklige am Gartenzaun brach zusammen. Das Messer entfiel seiner Hand. „Mörder“ hatte sie ihn genannt. Ja, dies junge, unwissende Geschöpf durchschaute ihn. Er trug den Mörder in sich; er war zum Morden geboren. Die Wut, die so oft in ihm gärte und kochte, war sie etwas andres als der Gifthauch des Mörders?

Ein Grausen packte ihn; er entsetzte sich vor sich selbst. Wenn er durchaus morden mußte, warum fing er nicht mit dem Verbrecher in seiner eignen Brust an? Das war ja eben das Fürchterliche, daß er seinem Bruder ans Leben wollte.

Nachher hieß es nicht mehr, wenn die Leute ihn sahen: „Ecco il Gobbo!“, sondern „das ist der Brudermörder!“

Er sprang auf und stampfte sein Messer mit dem Fuß in den feuchten Erdboden; dann lief er wie um sein Leben querfeldein zur Stadt hinunter, ein wildes Rauschen in den Ohren. — War es sein Blut oder der Wind in den Olivenbäumen, der hinter ihm her es in die Welt trug: „Da flieht der Brudermörder!“

Endlich übertönte der Straßenlärm das grauenhafte Rauschen. Marco stand still und schöpfte Atem. Er befand sich auf dem Korso, wo es von Spaziergängern wimmelte, denn es war die Stunde der Promenade.

Der Strom, welcher auf den Bürgersteigen auf und nieder wogte, riß ihn mit fort, und das Tosen ringsumher glich dem geschwollenen Tiber, vom Sturme gepeitscht. Einen Augenblick betäubte es ihn und seine Qualen; dann aber ging ihm der Atem aus. Er wäre umgefallen, wenn er sich nicht in die erste beste Seitenstraße geflüchtet hätte. Hier schöpfte er Luft, und wie er sich mühsam weiter fortschleppte, verstummte allmählich der Lärm hinter ihm, und die Straße wurde stiller und einsamer.

Es war inzwischen Abend geworden. Lindernd legte die Dämmerung sich auf seine überreizten Sinne. Ihm war es, als thäte sich in ihrem Schatten die Unendlichkeit auf, damit er hineinginge mit all seinem Weh und seinem Haß. —

Einmal stand er still und horchte. Wieder ein Rauschen und Tosen; aber diesmal ohne Schrecken: wie die tönende Stimme des Windes in der Unendlichkeit klang es, die den Schlummer über die arme, kleine Welt singt.

Lichter tauchten auf, eines nach dem andern — er konnte sie nicht mehr zählen. Waren etwa die Sterne vom Himmel gefallen bei der furchtbaren Erschütterung, die ihn niedergestreckt hatte? Da erhob sich in dem milden Dunkel etwas Großes, silberweiß, und stürzte mit Singen und Klingen herab in bewegtes, dunkelschimmerndes Wasser.

Marco besann sich. Er stand ja vor der Fontana di Trevi, wo das Wasser spielend aus dem Fels brach und den alten Okeanos auf seinem Riesenwagen umplätscherte. Wie oft hatte er hier gestanden und sich daran erfreut, und wie hatte er die hehren Frauengestalten in ihrer übernatürlichen Größe und Schönheit geliebt! War es möglich, daß die eine von ihnen, die mit dem Füllhorn des Ueberflusses für ihr geliebtes Rom, der kleinen, jungen Filomela glich? —

Wieder packte ihn das Fieber, und er floh weiter, um ihr qualvolles Gedenken zu versenken, wo die Nacht am dunkelsten war. Es wich aber nicht. Fest krallte es sich in seiner Brust und goß Feuer in sein armes, wundes Herz. Ach, und die Unendlichkeit, in die er sich flüchten wollte, die hatte keine Grenzen, die dehnte sich immer weiter und weiter vor ihm aus!

Keuchend, in Schweiß gebadet, stand er endlich still. Ein kühler, erfrischender Hauch wehte ihn an — und wieder rauschte es, dumpf und geheimnisvoll. Das war nicht der Menschenstrom auf dem Korso, nicht das klingende Wasser der Fontana, sondern der fließende, bewegte Tiber.

Leise und unbemerkt hatte die Nacht ihre Schleier über Rom gebreitet, und drüben, am andern Ufer, ragte der Koloß, welcher seinen Schlummer bewachte: das alte Kastell, die Engelsburg. Marco betrat die Brücke. An die steinerne Brüstung gelehnt, schaute er dem Laufe des Flusses nach, wo ganz hinten ein rundes, rotes Licht aufging: der Mond. Je höher er stieg, desto heller wurde es, bis deutlich aus der Dunkelheit sich Rom erhob — die Königin der Städte, in alter, ewiger Schöne. Ein Leuchten und Flimmern ging durch die Luft. Träumte Roma von seiner großen, herrlichen Vergangenheit, oder funkelten die Sterne so hell in der Klarheit des Nachthimmels?

Marco senkte den müden, irrenden Blick. Auch unten ein Flimmern und Schimmern, als wären die Falten am nächtlichen Mantel des Tibers silberumsäumt. —

Marco schaute und schaute — nicht mehr auf den steigenden Mond und das schlummernde Rom, sondern auf das Leuchten und Schimmern im Wasser. Ja, er verstand! Es war das Spiegelbild des Himmels mit seiner Sternenpracht. Wie nah es ihm gekommen war! Wie wenn er spräche: Oeffne dich, ich will hinein!? Der Tiber müßte gehorchen, denn in dem Flimmern und Funkeln, das die unergründliche Nacht belebte, wachte er allein — er, der arme, kleine Zwerg, der Gobbo — dennoch ein König in dieser stillen, schönen Unendlichkeit.

Wenn Filomela ihn so sähe! Das arme, thörichte Kind hatte ihm einst weh gethan — vor langer, langer Zeit. In der Unendlichkeit hatte er es vergessen; nur eines wußte er noch: an dem Licht ihrer dunkeln Augen hatte er sich er-

götzt wie an den Sternen in den dunkeln Fluten, und ihr Gesichtchen unter dem braunen Haargelock hatte ihm gelächelt wie der Mond, drüben, am nächtlichen Firmament. Das andre, von dem wilden Schmerz, dem Haß, der Wut, der furchtbaren Stimme, die ihn „Brudermörder" nannte, er hatte es in einer schlimmen Stunde nur geträumt — sonst hätte ihn nimmer der Friede der Unendlichkeit küssen und die milde Nacht seine Stirn fächeln können.

Wie wohl ihm das that! Ach, er hätte sein Haupt jemand in den Schoß legen und schlummern mögen — nicht Filomela, die war zu zart und klein für seinen Riesenschmerz, nicht dem alten Babbo, auch Arrigo nicht, den er stets so liebte. — Sie alle verstanden ihn nicht. Nein, der schmerzensreichen Mutter Gottes, der milden Nacht oder dem Tiber, dessen weiche Wellen die Brückenpfeiler umspülten: der hatte Raum in seinem dunkeln Schoß für viele. —

Er erhob sich auf den Zehen, um über die Brustwehr zu schauen. Ein Plätschern, Rieseln und Rauschen tönte wie Sphärenmusik herauf, und in der Tiefe funkelte und flimmerte es immer heller. Der Tiber öffnete seinen großen Arm: „Komm, armer Gobbo, komm, müder Sohn!" Und die Luft rings war voll von süßen, säuselnden Stimmen: „Komm, komm!" —

Er hatte die Schwelle der Unendlichkeit überschritten, und alles Leid war hinter ihm zurückgeblieben ...

Bis spät in die Nacht hatten sie auf ihn gewartet, Marco war nicht nach Hause gekommen. Filomela, im Lehnstuhl des alten Magno, hatte sich in den Schlaf geweint. „Poverina, die arme Kleine," flüsterte der Babbo. „Sei still, Arrigo, daß wir sie nicht aufwecken!"

Dieser saß nur immer und betrachtete sie traurig und zärtlich. Wie lieblich sie war im Schlummer ihrer unschuldigen Schuld! Es war, als ob Engel über sie wachten. Die Liebe hatte das Kind zum Weibe gemacht, der Schmerz die junge Seele vertieft und veredelt.

Wenn nur Marco da wäre! Er kam aber nicht — nie mehr.

Gegen Mittag des nächsten Tages legte der Tiber den armen Gobbo sanft ans Land, und die Sonne küßte sein nasses Haupt und sein starres Antlitz.

Als die Mönche von San Onofrio es hörten, schickten sie ein paar Brüder nach der Leiche des Verunglückten aus.

„Meinetwegen," sagte Papa Magno ergeben, „er war immer lieber bei den frommen Vätern als bei uns zu Hause."

So geschah es, daß der arme Gobbo das letzte Schicksal seines großen Dichters teilte. In der Umfriedung der Tasso-Eiche betteten sie ihn zur ewigen Ruhe, und Fra Tomaso pflanzte einen Weinstock auf sein Grab.

Kaum ein Jahr später tauschten in der Kirche von San Onofrio Arrigo und Filomela das Gelübde der Treue aus, und der Priester sprach den Segen über die Neuvermählten.

Die Weihe der Thränen noch in den Augen, doch ein bräutliches Lächeln auf den Lippen, trat Filomela Hand in Hand mit dem Gatten in den Sonnen-

schein heraus. Papa Magno führte die „Brautmutter", die Nonna Checca, galant über die Kirchenschwelle. Draußen stieß sie ihn an:

„Seht nur, Gevatter, unsre lieben Kinder! In ganz Rom giebt's kein zweites so schönes Paar. Madonna! Glaubt Ihr, das hätte alles so 'n gutes Ende genommen, wenn Filomela nicht zuerst mit Eurem Marco, dem Poverino, zusammengekommen wäre? Ich habe es ihr gleich gesagt: ‚Du, den halt fest! Ein Gobbo bringt Glück!'"

Politische Beredsamkeit und politische Redner in Italien.

Von

Graf v. Ronzaglie.

Karl V. hat einmal gesagt — so erzählt man sich wenigstens von ihm —, daß, wie das Lateinische die Sprache sei, sich mit Gott zu unterreden, das Spanische sich zum Verkehr mit Kaisern und Königen eigne, das Italienische zum Verkehr mit der geliebten Frau, das Französische mit Freunden, das Deutsche mit Soldaten, das Englische mit Vögeln, das Ungarische mit Pferden und das Tschechische ... mit dem Teufel. Es ist auffallend, daß von allen Sprachen, die der Kaiser hierdurch kennzeichnete als feierlich, stolz, zart, gefällig, kräftig, lispelnd, hart oder rauh, gerade diejenige, deren häufige Blase- und Zischlaute ihn an das Gezwitscher der Vögel erinnerten, ohne Zweifel die größten politischen Redner gehabt und in der die politische Beredsamkeit ihren Höhepunkt erreicht hat, einen Höhepunkt, den die antike Beredsamkeit vielleicht nicht überstiegen hat. So groß ist die Geistes- und Charakterstärke des Redners, daß der Gedanke, der ihn begeistert, die Empfindungen, die ihn beseelen, die Kunst, die er besitzt, selbst wenn sie sich auf einen undankbaren Stoff richten, in dem sein Gedanke zum Ausdruck gelangt, diesen umformen, modeln, bilden. Das Englische, diese zischende, lispelnde, unruhige Sprache, mit erloschenen, farblosen Tönen, ohne Wohlklang, ohne Erhabenheit, in der politischen Beredsamkeit dem Spanischen mit den abgerundeten, wohlklingenden, deutlich gegliederten Perioden, dem rhythmischen, musikalischen und leicht dahinfließenden Italienischen überlegen! Die französische Beredsamkeit steht tief unter der englischen, trotzdem der Franzose von Haus aus einige der Gaben besitzt, die die Redekunst erfordert. Nach einem Jahrhundert der Freiheit hat Frankreich nur noch die Namen von Mirabeau, von Danton, von Thiers, von Guizot, von Gambetta (denn was sind Männer wie Manuel, Odilon-Barrot, Rouher und andre vorübergehende Berühmtheiten seiner Tribüne?) den Namen der Redner entgegenzusetzen, deren sich England rühmt — des älteren Pitt, späteren Lords Chatham, eines großartigen Redners

im höchſten Sinne des Wortes, der das Parlament durch die begeiſternde Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens mit ſich fortriß; Edmund Burke, eigenartig, unterrichtet, ebenſo gleichmäßig wie beredt, der Genius der Beredſamkeit ſelbſt; William Pitt, weniger litterariſch gebildet, aber von einer unvergleichlichen Eindringlichkeit, von einer wunderbaren Geſchicklichkeit in der Zuſammenſtellung der Worte, wie Coleridge ſagt, kalt, klar, Meiſter ſeiner ſelbſt und andrer, mit ſeinem Worte England und Europa beherrſchend; Fox, begeiſtert, leidenſchaftlich, ein Freund von ſtolzen Worten; Sheridan, vielleicht größer als alle, Sheridan, die Beredſamkeit ſelbſt, von dem Fox nach einer Rede ausrief, daß alles, was er vorher gehört, alles, was er geleſen habe, im Vergleiche damit verſchwände wie ein leichter Nebel vor den Strahlen der Sonne, Sheridan, von dem Pitt erklärte, daß ſeine Beredſamkeit die ganze alte und neue Rednerkunſt überträfe; und neben den ſchwunghaften Rednern diejenigen, die anderwärts überall die größten geweſen wären, Lord Erskine, voll von Feuer, von Kraft, von Leidenſchaft, von Anmut, von Adel; George Canning, deſſen Beredſamkeit, wie man geſagt hat, eine Leuchte und ein Muſter von Gleichmaß war; Lord Brougham, Lord Ruſſell, Lord Grey, Lord Derby, Sir Robert Peel, O'Connell, Gladſtone ... Und ich übergehe ſolche wie Palmerſton, Disraeli und ſo weiter.

Es iſt peinlich für einen Italiener, feſtſtellen zu müſſen, daß die politiſche Beredſamkeit ſeines Vaterlandes ſeit mehr als fünfzig Jahren, ſeit denen ein italieniſches Parlament beſteht (das ſardiniſche Parlament war von Anfang an den Italienern andrer Gegenden zugänglich, und eine Menge von Emigranten hat in ihm geſeſſen), wenig wahrhafte Redner zählt und nicht einen einzigen wahrhaft großen Redner. Sehr ſelten hat die italieniſche politiſche Tribüne redneriſche Kämpfe gehört, in denen thatſächlich echte Leidenſchaft zitterte, Reden, in denen Phantaſie und Poeſie erglänzte, wie ſie Chatham, Burke, Sheridan von der engliſchen Tribüne herab erſchallen ließen. (Ich gebrauche in beiden Fällen das Wort „Tribüne" nur bildlich, denn in Italien wie in England ſprechen die Redner in beiden Kammern von ihrem Platze aus.) Woher kommt dies? Die Freiheit, dieſe unerläßliche Bedingung für die Entfaltung der Beredſamkeit, mangelt nicht in Italien; ſie iſt vielleicht in zu reichem Maße vorhanden. Große Fragen ſtehen hier wie anderswo auf der Tagesordnung. An natürlicher Begabung, Talent, Bildung herrſcht Ueberfluß. Warum alſo?

Ein alter Rhetor hat den Redner definiert als vir probus, dicendi peritus. Es iſt augenſcheinlich viel mehr, rechtſchaffen zu ſein, als in der Kunſt der Rede erfahren. Aber dies iſt meiner Anſicht nicht genügend zur Beredſamkeit. Dieſe Definition kann auf einen geſchätzten und gern gehörten Redner paſſen, der in der Debatte ſeinen Mann ſtellt. Dies iſt ein anſtändiger Mann, der ſeine Anſichten gut vorträgt. Aber der wahre Redner erhebt ſich weit über den, der nur in der Debatte glänzt. Seine Sprache iſt nicht die einfache Geſchäftsſprache, ſie iſt ſchön, von einer ſorgfältig gefeilten Schönheit, mag ſie dies durch mühevolles Studium werden, mag ſie aus einer wirklichen Eingebung des Augenblicks entſpringen, mag dieſe Schönheit das Ergebnis natürlicher Veranlagung ſein. Im

allgemeinen tragen mehrere Eigenschaften dazu bei, den Redner zu bilden. Leichtigkeit der Rede, reiche Einbildungskraft, die Fähigkeit, die Gedanken rasch zu verbinden, Logik, ungezwungener Gang der Beweisführung und das, was man mit einem vieldeutigen, aber verständlichen Ausdruck Temperament nennt. (Ich übergehe die Gaben der Stimme und der Gestikulation, die jedoch zur Wirksamkeit des gesprochenen Wortes beitragen.) Zu diesen Eigenschaften muß eine reiche allgemeine Bildung hinzukommen, die dem Redner gestattet, sich frei auf allen Gebieten zu bewegen. Aber dies ist noch nicht alles; es bleibt ein Hauptpunkt übrig. Der Redner muß nicht nur seinen Gegenstand beherrschen, sondern auch von ihm beherrscht werden. Mit andern Worten: es genügt nicht, daß er es versteht, sich klar auszudrücken, treffende Gründe in logischer Ordnung, in edler, schmuckvoller, gewählter Sprache zu entwickeln; er muß Ueberzeugung besitzen, denn diese ist der Lebenshauch der Beredsamkeit, mag es darauf ankommen, die Geister in höhere Sphären zu erheben oder sie zu zwingen, seinem Gedankengange zu folgen. Aus der Ueberzeugung entspringt die siegreiche, wahre Beredsamkeit, jene, die hinreißt, durch die sich die Erregung den Hörern mitteilt und sie mit derselben Ueberzeugung durchdringt.

Nun, darf ich es sagen? — die Ueberzeugung ist es, die am meisten dem italienischen politischen Redner fehlt. Er beherrscht unzweifelhaft seinen Gegenstand, ist aber nur selten durch ihn beherrscht. Es ist dies die Folge eines gewissen angeborenen Mangels an Ernst, der durch oberflächliche Erziehung und akademische Bildung nicht gehoben, sondern begünstigt, ja verschlimmert wird. Zu diesem Mangel an Ernst kommt der Skeptizismus, jenes Erbteil des Volkes, jener Skeptizismus, der denen eigen ist, Völkern wie Individuen, die viel gelebt haben. Ja, der Redner ist skeptisch und fühlt, daß er vor skeptischen Hörern spricht. Er hat kein Vertrauen zu diesen und fühlt, daß die Hörer kein Vertrauen zu ihm haben. Von da an überwacht sich der Redner, beobachtet sich, giebt sich nicht ungezwungen. Er vermeidet es, sich der Eingebung des Augenblicks zu überlassen, selbst wo sie ihn packt. Er hält sich zurück; er stößt sie zurück. Nun sind seine Hilfsmittel geschwächt. Er wagt es nicht, seinem Gedanken oder seiner Empfindung freien Lauf zu lassen.

Ihrerseits empfinden die Hörer Mißtrauen, weil sie nicht an die Echtheit der Leidenschaft glauben, die sie nicht selbst fühlen. Sie argwöhnen im Eifer des Redners stets etwas Parteipolitisches, etwas Gemachtes. Sie fürchten angeführt zu werden. Jede Wirkung erscheint ihnen als Schaustellung, jede rednerische Entfaltung als rhetorisches Kunststück.

Wie sollte unter ähnlichen Bedingungen der Redner seinen Flug nehmen? Wie sollte sich die Leidenschaft, wenn und wann er sie empfindet, sich ausdrücken? Selbst die klassischen Hilfsquellen der Rednerkunst nützen ihm nichts. Weit davon entfernt: da alle Bilder längst bekannt, alle Wendungen längst gebraucht sind, wehe ihm, wenn er sich ihrer bedient! Ich habe gehört, wie ein sehr formgewandter, sehr geschickter Redner aus dem Süden, Herr Chimirri, heute zum dritten- oder viertenmal Minister, in einer Rede die Figur der Anaphora an-

wandte. Man hatte ihn bis dahin wohlwollend angehört. Als man aber den rhetorischen Kunstgriff entdeckte und er immer wiederkehrte, entstand ein immer zunehmender Lärm, und eine ausgezeichnete Rede endete so auf wahrhaft klägliche Weise.

Ein andrer Grund, der dazu beiträgt, die rednerischen Fähigkeiten der Italiener herabzusetzen. Mit Ausnahme der Rechtsanwälte, der Professoren, die vor Gericht, auf ihrem Lehrstuhl die italienische Litteratursprache regelrecht gebrauchen, sprechen die Norditaliener und die Süditaliener gewöhnlich zu Hause viel mehr ihren heimischen Dialekt als die wirkliche italienische Sprache. Daher kommt es, daß sie diese oft nicht gänzlich beherrschen. Es giebt ein berühmtes Beispiel dafür: Herr v. Cavour sprach wenig und schlecht italienisch. Zu seiner Zeit sprach man in Piemont piemontesisch und in den Kreisen des Adels französisch. Eine vollständige Kenntnis, eine vollkommene Beherrschung des Italienischen hinderte vielleicht Herrn v. Cavour am meisten, der Meisterredner von Italien zu werden, wie er der Meister in der Politik war. Ich neige dazu, zu glauben, daß Quintino Sella, ein Mann von mächtigen Kenntnissen, von deutscher Tiefe und Gründlichkeit, der sich in den parlamentarischen Kämpfen nie über ein mittleres Niveau erhob, ein besserer Redner gewesen wäre, wenn er auf den Hügeln von Pistoja, anstatt auf denen von Biella geboren wäre. Der an den Dialekt gewöhnte Redner hat immer zwei Ausdrucksweisen, die sich seinem Sprachgefühle darbieten, um einen Gedanken auszusprechen: einmal die provinzielle, das andre Mal die in der Litteratur gebräuchliche; eine davon muß er beiseite lassen. Dies vollzieht sich am öftesten unbewußt und in einem unendlich kleinen Zeitabschnitt. Aber dieser unendlich kleine Zeitteil würde von andern zur Wahl des treffendsten, des plastischsten, des sprechendsten, des packendsten Ausdrucks verwandt worden sein. Wo der eine Mühe hat, das Richtige zu suchen, würde der andre leicht das Schöne finden.

Noch eine Schwierigkeit, die den Redner hindert, sich seinem Gedankenschwunge frei hinzugeben. Ich glaube, daß ein großer Redner nur eine Sprache beherrschen darf. Die Kenntnis vieler Sprachen von seiten des Fürsten Bismarck kam zu andern Fehlern oder Eigenschaften hinzu, um ihm als Redner zu schaden.

Bildung ist in Italien im Ueberfluß vorhanden, habe ich oben gesagt. Aber ich habe ebenso Zweifel über den Wert dieser Bildung in den weitaus überwiegenden Fällen geäußert. Sie ist bei uns wesentlich klassisch und akademisch geblieben. Unsre Universitäten bieten einen unzureichenden politischen Unterricht. Uns fehlen jene großen Schulen zur Vervollkommnung in der Kunst des Schreibens und Sprechens wie die Ecole Normale de France, aus der so viel hervorragende Geister hervorgehen, auf bewundernswürdige Weise vorbereitet auf die Kämpfe der Feder und der Redekunst.

Noch ein andrer Umstand. Man spricht bei uns öffentlich nicht mit derselben Häufigkeit wie in andern Ländern. In England bestehen Vereinigungen von jungen Leuten, die sich in regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften in

der Kunst der Rede üben, indem sie politische, soziale, wissenschaftliche, litterarische Gegenstände erörtern. In der Schweiz wird jede Gelegenheit benutzt, das Wort zu ergreifen, und in diesem Lande, wo jeder Bürger Mitglied mehrerer Vereine ist, giebt es auch verschiedene Zuhörerschaften, vor denen man sich mit der Beredsamkeit vertraut machen oder sich an öffentliches Sprechen gewöhnen kann. Unsre Abgeordneten, die nach der Verfassung mindestens dreißig Jahre alt sein müssen und oft deren viel mehr zählen, wenn sie ins Parlament kommen, haben bisweilen, wenn sie nicht Professoren, Rechtsanwälte oder Versammlungsredner sind, bis dahin noch nie vor mehreren Personen das Wort ergriffen. Diesen Mangel an Vorbereitung ersetzt aber nichts. Man zeichnet sich schwerlich in irgend einer Kunst aus, die man zum ersten Male in einem gewissen Alter ausübt.

Der Umstand endlich, daß der Redner in Italien vom Platze aus spricht und nicht von der Tribüne, muß bei einem Volke wie dem unsern einen gewissen Einfluß ausüben. Ich weiß wohl, daß dasselbe in dem berühmtesten Parlament der Fall ist. Aber die nationale Eigenart der Redner ist anders. Ohne andre Vergleiche anzustellen, glaube ich, daß, wenn man bei uns nur von der Tribüne aus sprechen dürfte, viele mittelmäßige Redner zögern würden, um das Wort zu bitten, und daß alle nur dann darum bitten würden, wenn sie sich reiflicher zu ihrer Rede vorbereitet hätten. Jedermann weiß, wie oft der Mensch mit seiner Aufgabe wächst. Steht der Redner allein, allen gut sichtbar auf einer Tribüne, die den Zuhörerraum beherrscht, so gewinnt er eine höhere Bedeutung, benimmt sich anders, drückt sich sorgfältiger aus als der Redner, der sich in den Reihen seiner wenig aufmerksamen Kollegen verliert, die miteinander plaudern, schreiben, lesen, ab und zu gehen, schlafen, und in deren Mitte man ihn mit den Augen suchen muß, um ihn zu erkennen. Man betritt die Tribüne nicht ebenso sorglos und unvorbereitet, wie man sich von seiner Bank erhebt. Die Tribüne besitzt eine gewisse Feierlichkeit und erfüllt damit. Die Angelsachsen können gleichgültig gegen solche Kleinigkeiten sein, wir Lateiner sind es nicht.

Giebt es noch andre Ursachen, den niedrigen Stand der politischen Beredsamkeit in Italien zu erklären? Vielleicht. Ich glaube jedoch die hauptsächlichsten angeführt zu haben: den Skeptizismus, das Fehlen einer besonderen Fachbildung, den Mangel an rednerischer Vorbereitung, die oft unzureichende Fertigkeit im Gebrauche der italienischen Litteratursprache.

Ich habe Herrn v. Cavour nicht gehört, aber ich habe seine Reden gelesen und immer wieder gelesen. Ohne Zweifel lag in ihm der Stoff zu einem politischen Redner ersten Ranges. Ich glaube nicht, daß er für litterarische Schönheiten empfänglich war, um ein Redner von der Art Burkes und Sheridans zu werden. Er entbehrte sicherlich nicht der Einbildungskraft, seine Laufbahn hat es bewiesen; aber seine Erziehung hatte diese Seite seines Wesens nicht in ihm entwickelt. Er war vielmehr ein wirksamer Redner wie William Pitt. Er gebot über eine Fülle von Gedanken und wußte sie klar darzulegen; er besaß starke Ueberzeugung und Leidenschaft. Ich habe schon gesagt, was ihm mangelte:

eine genügende Kenntnis des Italienischen. Er sprach täglich drei Sprachen: italienisch, französisch und piemontesisch. Die großen englischen Redner beherrschten nur eine Sprache. Die Beschränkung auf ihre Muttersprache verleiht den Franzosen die Leichtigkeit der Rede. Von den drei Sprachen war die italienische diejenige, die Cavour bei Beginn seiner Laufbahn am wenigsten kannte. Später vervollkommnete er sich hierin. Die letzten Reden zeigen sogar einen gewaltigen Fortschritt. Ich glaube, daß, wenn er länger gelebt hätte, er sich zu der wahren Beredsamkeit aufgeschwungen haben würde. Er hat sie wenigstens einmal erreicht, unter der Wirkung eines bebenden Zornes, als ein Abgeordneter der Opposition, der berühmte und beißende Schriftsteller Guerrassi, bei Gelegenheit der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich, ihn an das Schicksal von Lord Clarendon erinnerte. Wohlbewandert in der Geschichte, stellte er mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart und scharfem historischen Blick die Thatsachen richtig und brachte seine Gegner zum Schweigen, unter jubelnden Zurufen der großen Mehrheit der Kammer. Ich möchte diesen ganzen Teil seiner Rede wörtlich anführen, wo die verhaltene Erregung, der Spott gegen seine Widersacher, die Kenntnis der Geschichte, der rednerische Schwung, ein berechtigter Stolz auf sich selbst sich vereinigten, um ihm einen würdigen Platz in einer Blütenlese der parlamentarischen Beredsamkeit aller Völker zu sichern. Aber ich schreibe dies fern von Bibliotheken und kann mich nur auf mein Gedächtnis und einige abgerissene Notizen verlassen.

„Der ehrenwerte Guerrassi hat mich an Lord Clarendon erinnert; er hat mich daran erinnert, daß dieser Minister, nachdem er seinem Könige in die Verbannung gefolgt war, nachdem er ihm Beweise einer Treue gegeben hatte, die leider damals in England sehr selten war, nachdem er zehn Jahre hindurch die Macht in den Händen gehabt hatte, vom Unterhause angeklagt, von seinem Könige in die Verbannung geschickt wurde und dort verurteilt war zu sterben, und zwar: weil er den Hafen von Dünkirchen an Frankreich abgetreten hatte. Der ehrenwerte Guerrassi möge mir gestatten, zu bemerken, daß, wenn Lord Clarendon zur Verteidigung seiner Politik sich hätte rühmen können, mehrere Millionen Engländer von der Fremdherrschaft befreit, mehrere Grafschaften den Besitzungen seines Königs hinzugefügt zu haben, das Parlament sich vielleicht weniger streng gezeigt hätte, Karl II. vielleicht weniger undankbar gegen den treuesten seiner Diener gewesen wäre. Aber da der Abgeordnete Guerrassi mir eine geschichtliche Vorlesung halten wollte, so wäre es seine Pflicht gewesen, nichts zu verschweigen. Nachdem er das Schicksal Lord Clarendons beklagt hatte, hätte er auch daran erinnern müssen, welches die Gegner dieses Ministers gewesen sind, welche die gegen ihn gerichtete Anklage betrieben: die, welche sich in die Beute teilten und Erben seiner Macht waren. Er würde Ihnen dann gesagt haben, daß die Gegner des Lord Clarendon durch jene berüchtigte Gesellschaft von Politikern gebildet wurden, ohne vorhergehende Vereinigung, ohne Gemeinsamkeit der Grundsätze, ohne gemeinschaftliche politische Gedanken, nur durch den nacktesten Egoismus miteinander verbunden; von jenen Männern, die aus allen Parteien hervor-

gegangen waren und sich zu allen Grundsätzen bekannten, die abwechselnd Puritaner, Presbyterianer, Bischöfliche und selbst Katholiken waren; von jenen Männern, die den einen Tag Republikaner, den andern begeisterte Anhänger des Königtums waren; von jenen Männern, Volksaufwieglern auf der Straße, Höflingen im Palast, Verteidigern der Volksrechte im Parlament, Vertreter der Reaktion und der äußersten Maßregeln im Rate des Fürsten; kurz, von jenen Männern, deren Ministerium von dem strengen Urteil der Geschichte mit dem Namen Cabal gebrandmarkt worden ist. Und dann hätte ich den Abgeordneten Guerrassi daran erinnern können, daß die Engländer den Namen des Grafen Clarendon wie einen nationalen Ruhmestitel hoch in Ehren halten, wenn man ihn mit seinen politischen Gegnern vergleicht, den Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale."

Ein Gegner Cavours, seinerzeit sehr bekannt, heute vollständig vergessen, war ein demokratischer und volkstümlicher Redner mit Namen Angelo Brofferio. Liederdichter, Rechtsanwalt, Geschichtschreiber, Arzt, alles zusammen, besaß er das Ohr der öffentlichen Versammlungen. Im Parlament befehdete er den Premierminister. Deswegen erwähne ich ihn. Mir erscheint er nur als ein wortreicher, aber gedankenleerer Redner. Der rednerische sowohl als politische Nebenbuhler des Herrn v. Cavour und ein ihm ebenbürtiger Nebenbuhler war Urbano Rattassi, ein hervorragender Staatsmann, obgleich ihm die Eigenschaft fehlte, die man als die wesentlichste jedes Staatsmanns wie jedes Generals bezeichnen kann, diejenige, ohne die die andern nichts bedeuten, diejenige, die Napoleon vor allem von denen verlangte, die er in seine Dienste nahm: das Glück. Der Name Rattassi findet sich infolge eines unglücklichen Zufalls auf den traurigsten Seiten unsrer damaligen Geschichte: Aspromonte, Lissa. Ich habe ihn nur selten sprechen hören, auch über seine Niederlage; er war ein Mann, meistenteils kalt, von einer gewissen wortkargen Zurückhaltung, von sehr sicherem Auftreten, mit gewandter Rede. Aber ich habe seine gesamten parlamentarischen Reden gelesen: sie sind die eines guten Rechtsanwalts, eines gewandten, ja ränkevollen Mannes, der die Rednerkunst innehat, aber sich fast nie in die höheren Gebiete der Beredsamkeit erhebt.

Das italienische Parlament beschließt zu Ehren gewisser hervorragender Staatsmänner nach deren Tode die Veröffentlichung ihrer Reden in Sonderausgaben. Exegi monumentum ... Unglücklicherweise ist die Aufgabe dieser Veröffentlichung einem biederen Bureaubeamten der Kammer anvertraut, der sich damit begnügt, die parlamentarischen Akten zu plündern und daraus die zu veröffentlichenden Reden auszuziehen, die er auf gut Glück in chronologischer Folge aneinanderreiht, ohne Anmerkungen, ohne Erläuterungen. Ein so über das Knie gebrochenes Unternehmen bietet nur geringen Nutzen und giebt ein sehr unvollständiges Bild der Debatten, wie ein Kinematograph, der von dem Schauspiel eines Handgemenges oder eines Zweikampfes nur die Bewegungen einer einzigen der daran beteiligten Personen darstellt. Anders sind Retour und Blanc in ihrem jedoch zu sehr abgekürzten Abriß der parlamentarischen Reden des Grafen

Cavour und die Herausgeber der Reden des Fürſten Bismarck vorgegangen. Auch enden die dicken Bände unſrer parlamentariſchen Redner, die übrigens ſehr ſchön und auf Papier aere perennius gedruckt ſind, gewöhnlich in den Läden der Antiquare, die Franzoſen würden ſagen auf den Straßen, nachdem ſie die unteren Reihen der Bibliotheken unſrer „Ehrenwerten“, unter die man ſie umſonſt verteilt, gefüllt haben. Diejenigen unſrer Redner, denen dieſe Ehre bisher zu teil geworden iſt, ſind Cavour, Rattaſſi, Sella, Depretis, Minghetti ...

Unter dieſen letzteren wie bei den erſteren bemerkt man geſchickte Männer, gute Miniſter, ehrliche Leute; man ſucht umſonſt die Beredſamkeit, die wahre Beredſamkeit. Dieſe hätte Minghetti erreichen können; er beſaß vieles, was dazu erforderlich iſt, und er iſt in meinen Augen einer der erſten unſrer politiſchen Redner. Minghetti beſaß Schönheit der Ausſprache, Klarheit und Logik des Gedankens, Reichtum und Beſtimmtheit der Rede, Gewähltheit des Ausdrucks. Die Worte floſſen mühelos von ſeinen Lippen. Er war ein Redner, gewählt, vornehm, geſchmackvoll, angenehm für das Ohr und ſelbſt für das Auge, ſtets in der tadelloſen Haltung des Gentlemans, trotz einer mehr gezwungenen als natürlichen, ſehr eintönigen Geſte (der rechte Arm war ausgeſtreckt, der Zeigefinger bewegte ſich mit dem Tonfall der Worte); und die Tage, an denen er ſprach, waren Feſttage für den unparteiiſchen Zuhörer, der ſich ſowohl von dem Klange der Worte als von dem Inhalt der Rede berauſchen ließ. Was fehlte ihm? Die Friſche, der Schwung, die Begeiſterung. Er neigt mehr dazu, zu überzeugen, als hinzureißen; er beweiſt mehr, als daß er packt.

Depretis hat einige gute Reden gehalten. Ich ſpreche nicht von den Programmreden in Stradella (September 1876), bei deren Abfaſſung ihm ſein Freund Correnti geholfen hatte: die zur Vorleſung beſtimmten, ſorgfältig ausgearbeiteten Reden erheben ſich nicht zur wahren Beredſamkeit. Depretis war der Parlamentarier, wie er ſein ſoll. Bei ihm überwogen die parlamentariſchen Eigenſchaften alle andern. Als Staatsmann war er mittelmäßig, als Redner übertraf er alles. Und hier zeigt ſich einer der Uebelſtände, und nicht einer der geringſten, des konſtitutionell-parlamentariſchen Syſtems. Ein Mann, der im ganzen als Politiker wenig bedeutete, blieb zehn Jahre lang an der Spitze der Geſchäfte. Wegen ſeiner Verdienſte in der Vergangenheit? Nein! Wegen der Erwartungen, die man von ihm hegte? Nein! Weil niemand da war, der ihn erſetzen konnte? Nein! Einzig und allein, weil er, um mit Walpole zu ſprechen, im Beſitz aller Feinheiten, aller Schliche, aller Ränke des Politikers war, ſeine parlamentariſchen Kollegen bis auf den Grund kannte, deren Herz und Nieren er geprüft, deren Gewiſſen er erkauft, deren ſtarke und ſchwache Seiten er in Rechnung geſtellt hatte, und in ſeiner unzähmbaren Leidenſchaft für den Beſitz der Macht an ſich viel mehr, als für die Aufgaben, die man löſen, und das Gute, das man in einer ſolchen Stellung thun kann, ſein ganzes Streben darauf richtete, ſich um jeden Preis — per fas et nefas — zu behaupten, durch Umtriebe, Verbindungen, Ränke, durch eine auch noch ſo ſchwache Mehrheit, und ich ſage mit Vorbedacht,

eine auch noch so schwache, denn Depretis sagte cynisch, daß eine Mehrheit von einer Stimme ihm als Büttel genüge.

Was Depretis' Beredsamkeit betrifft, so war sie ganz eigenartig und vielgestaltig, wie die Hilfsmittel seines Geistes. Er verstand es, gutmütig zu schmeicheln, und ebenso einen groben Ton anzunehmen. Worin er sich auszeichnete, war eine gewisse Art zu scherzen, la barzelletta. Er war ein vorzüglicher Plauderer. In schwierigen und mißlichen Fällen hat ihm ein Scherz sehr häufig aus der Verlegenheit geholfen. Die Hörer bemerkten das Gaukelspiel, man lachte, und die Partie war gewonnen.

Man hat die Beredsamkeit des Barons d'Ouder-Rossi sehr gerühmt. Er saß nicht mehr im Parlament, als es mir gelang, hineinzukommen. Ich habe nichts von ihm gelesen und wüßte infolgedessen von ihm nur vom Hörensagen zu erzählen. Er war ein strengkatholischer Kalabrese, man könnte sagen, glaube ich, stockklerikal. Ich stelle mir einen italienischen Grafen de Mun vor, vielleicht mit weniger Ungestüm, das bei diesem hervorragenden französischen Redner an den früheren Reiteroffizier erinnerte.

Ich habe Correnti genannt. Dieser Mailänder von seltenen und vielseitigen Geistesgaben war ein Stilist ersten Ranges. Seine Schriften würden fehlerlos sein, wenn man ihnen nicht ein gewisses mühsames Suchen nach Vollendung ansähe. Seine Reden lassen dieses selbe Suchen erkennen. Ich werde dasselbe von den Reden Michele Coppinos, eines wissenschaftlich gebildeten Piemontesen, feststellen müssen, den das Parlament seinem Lehrstuhle an der Universität Turin und seinen litterarischen Studien entfremdet hat. Correnti hatte einen andern Fehler. Sein im wesentlichen kritisch angelegter Verstand ging darauf aus, sich einen Ueberblick über die Dinge zu verschaffen, betrachtete alle Seiten derselben, das Für und Wider. Daraus entsprang eine Schwäche der Ueberzeugung, die es bewirkte, daß, wenn er einen Satz verteidigte, man das Gefühl hatte, er würde vielleicht mit derselben Leichtigkeit den entgegengesetzten Satz verteidigt haben.

Dasselbe läßt sich von einem andern italienischen Redner sagen — Ruggero Bonghi. Dieser kleine beleibte Mann, mit kahler, gewölbter Stirn, mit einem Gesicht, das etwas dem des Sokrates glich, einem durchdringenden Blick, der leicht herausfordernd wirkte, von gesunder Farbe, von einer sich verzehrenden Lebhaftigkeit, in der Regel die Taschen mit Büchern vollgestopft, ebenso wie das Gehirn von Gedanken, saß auf der Rechten, aber mit einer gewissen Unabhängigkeit, der bisweilen den politischen Durchgänger spielte. Ein erstaunlicher Geist, von umfassendem Wissen, war er alles, was man verlangte: in der Philosophie Neuplatoniker, in der Religion Anhänger von Rosmini, in der Litteratur Neuromantiker von der Schule Manzonis, Bibelkundiger, Geschichtsforscher, Grammatiker, Archäologe, Professor, Philanthrop, Akademiker, Journalist, Weltmann, Politiker, und zu all diesem Kritiker und Polemiker. Ich habe schon gesagt, daß er Redner war, und ich glaube selbst, daß er das Zeug zu einem großen Redner gehabt hätte; aber er besaß ein Uebermaß kritischen Geistes, der, so weit wie bei ihm

getrieben, die Kraft der Ueberzeugung abſchwächt, und eine außergewöhnliche Gewandtheit, infolge deren er glaubte, der Vorbereitung entbehren zu können. Ich glaube nicht, daß man ſeine Reden geſammelt hat, obgleich er dieſe Ehre ſo gut wie ein andrer verdient hätte, noch mehr vielleicht, denn ſeine Reden waren voll von Gedanken und geiſtreichen Wendungen. Er ſprach gut; man hörte ihn gern an. Aber ich würde mich nicht wundern, wenn man bei Sammlung ſeiner Reden ganz erſtaunliche Widerſprüche und Meinungsänderungen antreffen würde. Die Erklärung liegt darin, daß er ſich ſelbſt nicht ausnahm, wenn er alles der Kritik unterzog. Er gehörte zu denen, welchen man bisweilen raten kann, ſich in Einklang mit ſich ſelbſt zu ſetzen.

Es gab eine Zeit, wo man ſagte: „die Beredſamkeit Mancinis“, als ob man geſagt hätte: „die Beredſamkeit Ciceros“. Als Rechtsanwalt, als Profeſſor, als parlamentariſcher Redner beſaß Mancini eine wunderbare Leichtigkeit des Wortes. Auf dem Gebiete des internationalen Rechts wird ihm das große Verdienſt bleiben, das Nationalitätsprinzip eingeführt zu haben, das eine kurze Zeit das unvergängliche Prinzip des Gleichgewichts verdrängte; im Strafrecht verdankt man ihm die Mitwirkung an bedeutenden Reformen, deren Wert allerdings beſtritten werden kann (unter anderm der Aufhebung der Todesſtrafe). Aber ſein Ruhm als Redner hat ſich verdunkelt. Man fand, daß das, was man für Beredſamkeit nahm, nichts war als ein Ueberſtrömen. In der Kunſt der Rede hat ihm ſelbſt ſeine Gewandtheit geſchadet. Das Wort floß von ſeinen Lippen wie ein mächtiger Strom. Ich habe ihn nicht in jenen glücklichen Tagen gehört, als er der hervorragende Rechtsgelehrte war, der unvergleichliche akademiſche Lehrer, der Fürſt der Verteidiger. Ich habe ihn ſpäter gehört: ebenſo als Staatsmann wie als Redner verteidigte er die Beſetzung Maſſauahs. Bei dieſer Gelegenheit machte ſeine inmitten der allgemeinen Unaufmerkſamkeit und dem höhniſchen Lachen vieler ſich mühſam hörbar machende Rede auf mich einen peinlichen Eindruck. Weder das Anſehen noch die Beredſamkeit des Mannes, der ſonſt ein großer Geiſt und von ungewöhnlichem Mute war, konnten ſich mehr behaupten.

Ich habe oft die Frage aufwerfen hören, ob Crispi beredt war. Er hätte es zu andrer Zeit ſein können. Zur Zeit der großen leidenſchaftlichen Debatten über Rom als Reſidenzſtadt, des Prozeſſes Lolbin. Die Lektüre ſeiner Reden aus dieſer Zeit läßt eine fleißige und ſorgfältige Vorbereitung erkennen; es fehlt ferner auch nicht eine gewiſſe Großartigkeit der Entwicklung. Da er damit ein feuriges Temperament verband, ſo hätte Crispi ganz zweifellos, da ihn auch ſein Vortrag unterſtützte, als Redner erſcheinen, es ſogar ſein können. Seitdem er perſönliches Anſehen gewonnen hat, bereitet er ſich weniger ſorgfältig vor und überläßt ſich mit Vorliebe der Eingebung des Augenblicks. Ich ſpreche natürlich nicht von jenen Programmreden, welche von ihm im voraus bis auf das kleinſte Wort vorbereitet ſind, und wo er ſich in der Beweisführung nicht genug thun kann. Aber im Verlaufe ſeiner letzten Miniſterien und im allgemeinen ſeit einigen Jahren ſind ſeine Reden kurz und in redneriſcher Beziehung dürftig

geworden. Er behauptet viel mehr, als zu begründen und zu beweisen. Der Gedanke ist kaum eingekleidet, die Rede ohne Schmuck. Der Vortrag ist sprunghaft, abgerissen, stockend geworden, mit plötzlichem Erheben und Sinkenlassen der Stimme.

Ein eigenartiger Redner der italienischen Kammer, der seit Jahren verschwunden ist, war Bernardino Grimaldi; ebenfalls eine von jenen südlichen Naturen (er war Kalabrese), die durch ihre natürliche Begabung zu allem befähigt sind. Es genügte ihm, ein Buch zu lesen, um sich seinen Inhalt zu eigen zu machen. Sein Anpassungsvermögen war erstaunlich. Auch war er einer jener alltäglichen Minister, die im ganzen unbedeutend sind, was man in der Theatersprache einen brauchbaren Menschen nennt, dem man gleichviel welches Portefeuille unter gleichviel welchem Premierminister anvertraut — Cairoli, Depretis oder Crispi. Er war Finanzminister, Schatzmeister, Landwirtschafts-, Industrie-, Handelsminister, Minister der öffentlichen Arbeiten; man hätte ihm ebensogut oder ebensoschlecht jede andre Verwaltung übertragen können. Sprühend vor Geist, Witz, Laune, unerschöpflich an Hilfsmitteln, bereit, alles zu erfassen, alles zu begreifen, alles auszuführen, häßlich, pockennarbig, aber nicht von der tragischen und schrecklichen Häßlichkeit eines Danton noch von der herrischen und überwältigenden eines Mirabeau, von einer abenteuerlichen, geistvollen Häßlichkeit; der Geist war alles bei ihm, denn ich glaube ihm und seinem Andenken (das sehr geachtet ist, denn er war ein sehr guter Mann) nicht unrecht zu thun, wenn ich sage, daß man in ihm weder feste Ueberzeugungen noch einen starken Charakter suchen durfte. Er wucherte mit Gedanken und beherrschte das Wort mit spielender Leichtigkeit. Als ein Statistiker wissen wollte, wieviel Worte jeder der großen italienischen Redner in der Minute sprach, fiel der Lorbeer bei weitem zuerst Grimaldi zu. Er sprach, ich weiß nicht, ob hundertundfünfzig oder zweihundert in der Minute. Er war der Schrecken der Stenographen, die ihm nur mit Aufgebot aller Kräfte folgen konnten. Er sprach übrigens über jeden beliebigen Gegenstand, bei jeder Gelegenheit, zu jeder beliebigen Zeit; er sprach kürzer oder länger, je nachdem es die Umstände erheischten, erzwang sich stets Aufmerksamkeit, ohne daß die Hörer merkten, daß es in dem einen Falle eine zu große Ausdehnung, im andern eine zu starke Verkürzung sei. Eines Tages war in der Kammer das Schicksal des Ministeriums plötzlich bedroht. Der alte Depretis — man nannte ihn il Vecchio —, der Premierminister, war abwesend. Man mußte ihm Zeit verschaffen, zu erscheinen, denn er allein, der erfahrene Steuermann, konnte das von den hochgehenden Wogen bedrohte Schiffchen des Ministeriums retten. Man wußte nicht, wo man ihn finden sollte, und in der Zwischenzeit mußte die Kammer beschäftigt werden. Einer der Minister, der General v. Robilant, wenn ich mich nicht täusche, bat seinen Kollegen Grimaldi, das Wort zu ergreifen, um Zeit zu gewinnen. Dieses that er auch ohne irgend welche Vorbereitung, ohne daß die lärmende Opposition, ohne daß die zögernde Majorität bemerkten, daß er nur sprach, um zu sprechen.

Grimaldi war es, der, als er mit seinen Kollegen nach einer Abstimmung,

die das Miniſterium geſtürzt hatte, den Palaſt von Monte citorio verließ, nach ſeinem Wagen mit den Worten verlangte: „Vorwärts, Leichenwagen!“ Er war es, der ... Aber ich entferne mich von meinem Gegenſtande, und die geiſtvollen, ſchlagfertigen und witzigen Wendungen, die ich von ihm anführen könnte, tragen nichts dazu bei, ſein Bild als parlamentariſchen Redner zu vervollſtändigen, das ich genügend gekennzeichnet habe.

Wenig hätte vielleicht gefehlt, daß die italieniſche Kammer einen großen Redner, einen Redner in der ganzen Bedeutung und im vollen Sinne des Wortes, in einem Manne beſeſſen hätte, deſſen feuriges, immer von heftiger Leidenſchaft beſeeltes Temperament mitunter einen würdigen, zumeiſt jedoch überſchäumenden Ausdruck fand, dem die Vorurteile ſeiner Partei und ihrer Lehrmeinungen von ſeinem erſten Auftreten an eine falſche Richtung gegeben hatten. Wenn ich in der Kammer geſeſſen hätte, ſo wäre ich in Oppoſition zu ihm getreten, ich würde gegen ihn geſtimmt, ich würde ihn als gefährlich, ſtaatsverderblich bekämpft haben, aber ich hätte ihn als Redner mit Bewunderung angehört. Kenner des Altertums, beſonders des griechiſchen, unvergleichlicher Dichter, wirkſamer Proſaiker, gefürchteter, obgleich leicht kleinlicher Polemiker, gemäßigter in ſeinen Reden als in ſeinen Schriften und in dem Ausdruck ſeiner Gedanken als in ſeinen Gedanken ſelbſt, beſaß er als Redner leichten Fluß der Worte, Ueberzeugung, Fülle der Rede, Leidenſchaftlichkeit, Schwung, Gewalt, bilderreiche Sprache, die Gabe, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſie rege zu erhalten, die Fähigkeit zu bewegen, zu begeiſtern. Unglücklicherweiſe war ſeine Stimme ſchwach, klanglos, rauh, ziſchend, durch Schlucken unterbrochen, ſeine Ausſprache mangelhaft. Er unterſtützte den durch ſo viel Hinderniſſe gehemmten Fluß ſeiner Worte durch eine eintönige Geſtikulation. Und doch verſammelte ſich, wenn er ſprach, die ganze Kammer im Halbkreis, drängte ſich um ihn, ſchweigend und aufmerkſam, um kein Wort ſeiner Rede einzubüßen, ganz gleich, ob man ſie billigte oder mißbilligte, und hing an den Lippen dieſes Mannes mit entflammtem Geſicht, mit Haaren, die (blond und ſpäter ergrauend) über eine gewölbte Stirn fielen, und mit Augen, die aus ihren Höhlen traten, deſſen Stimme und Geſtikulation durchaus lächerlich waren, aber bei dem man die ſiedende Leidenſchaft, ein Gewühl von Gedanken, die ſtürmiſch nach Ausdruck rangen, wie einen Lavaſtrom empfand, der ſich durch dieſe ſchlecht gebaute Kehle wälzte, die eines Tages der Degen eines Gegners mit tödlichem Stoße durchbohren ſollte! Wenn, wie ich glauben möchte, die Beredſamkeit nur eine feſte Ueberzeugung, begründet oder nicht, iſt, oder eine Leidenſchaft, gerecht oder ungerecht, die ſich kunſtvoll ausdrückt, ſo beſaß dieſer Mann Beredſamkeit. Ach, wenn Cavallotti, denn er iſt es, um den es ſich handelt, die donnernde Stimme Imbrianis oder wenigſtens eine klangvolle und wohllautende Stimme, eine klare Ausſprache gehabt hätte, welch prächtiger Volksvertreter wäre er geweſen! Und wenn jemals das Alter dieſe ungebändigte und trotzige Natur hätte ſchwächen können, dieſe überſchäumende Kraft eindämmen, wenn jemals ihn das Leben hätte lehren können, daß das Maß das Höchſte iſt, daß es Weisheit, ſittliches Gleichgewicht, Takt iſt; wenn

seine mächtige Schwungkraft jemals gelernt hätte, sich zurückzuhalten, um nur mit gutem Vorbedacht in Thätigkeit zu treten, was für ein Redner und was für ein Staatsmann hätte er zugleich sein können! Aber er ist bis zuletzt der Sklave seiner Partei, seiner Vorurteile, seiner Irrtümer, seiner Leidenschaften geblieben.

Ich habe hauptsächlich von Rednern gesprochen, die der Vergangenheit angehören. Ich darf nicht die Redner des Tages mit Stillschweigen übergehen, wobei ich jedoch meinem Urteile mehr Zurückhaltung auferlege. Herr Sarocco, der mit achtzig Jahren soeben unter außergewöhnlich schwierigen parlamentarischen Umständen das Staatsruder ergriffen hat, erinnert in seiner Redekunst an seinen alten Freund Depretis. Er besitzt wie dieser die Gabe des geistreichen Scherzes, der den Zorn entwaffnet und die Gemüter versöhnt. Er weiß auch im gegebenen Augenblick eine feste und ernste imponierende Sprache zu führen. Der Marquis Visconti-Venosta ist im Besitz einer nüchternen, klugen, bestimmten, gewählten Redeweise, wie sie einem Minister der auswärtigen Angelegenheiten geziemt. Der Marquis di Rudini ist ein parlamentarischer Redner von einer gewissen Gewalt, aus guter Schule hervorgegangen, vorsichtig, von weitem Gesichtskreise; er verfügt über Wendungen, die Eindruck machen, sich ins Gedächtnis eingraben und dort festhaften. Herr Sidney Sonnino besitzt eine geschlossene Beweisführung, eine unerbittliche Logik; er geht geradeaus auf sein Ziel los, mitunter rücksichtslos, aber immer ehrlich, ohne daß er sich im geringsten darum kümmert, ob er Beifall findet oder nicht. Herr Giolitti wird niemals ein großer Redner werden, wenigstens nicht im litterarischen Sinne des Worts. Seine Schwingen entbehren der frischen Kraft, oder vielleicht hat er gar keine Schwingen. Aber er ist ein geschickter Redner zur Sache, und seine leichte, fließende, ein wenig nüchterne Sprache hat ein eigenartiges Gepräge. Selbst äußerst kühl, würde er niemals die Hörer zu entflammen wissen, aber er führt geschickt und leicht eine furchtbare Waffe, die Ironie: nicht die scherzhafte, leichte Ironie, als großer Herr, wie Lord Salisbury sagt, sondern eine bittere, schneidende Ironie, die sich bisweilen dem Sarkasmus nähert.

Ich übergehe dabei zweifellos sowohl die Herren Gallo und Gianturco, mit litterarischer und geschmackvoller Beredsamkeit, und Enrico Ferri von der äußersten Linken, einen feurigen, ungestümen, überschäumenden Kampfredner, und Massa und Barzilai, von derselben Partei, die weniger gewaltthätig sind, und noch andre. Aber ich höre nur noch den durch die Entfernung gedämpften Wiederhall unsrer Redekämpfe, in denen, ach! allzu oft das Geschrei die Stimmen übertönt. Der italienische Senat bewahrt noch dank der Art seiner Zusammensetzung (königliche Ernennung innerhalb der durch die Verfassung des Königreichs bestimmten Kreise) die guten und gesunden parlamentarischen Ueberlieferungen und wird sie stets bewahren. Man findet hier noch jene mannhaften, ruhigen, ernsten, gemessenen Gestalten der Beamten und Staatsmänner von ehemals, deren Worte aus den Quellen eines aufgeklärten, vielleicht mitunter ein wenig verdrießlichen Patriotismus und einer Liebe für das Gemeinwohl strömen, jene Gestalten, die

an andre, verschwundene erinnern und deren Nichterwähnung weiter oben ich mir zum Vorwurf mache, Männer wie Sclopés aus Salerano, Desambrois aus Navache, Scialoja, Conforti, Bon Compagni, de Foresta, Vegezzi, Baudi di Vesme und so viele andre. Aber diese guten und gesunden Ueberlieferungen scheinen bald aus der Wahlkammer verschwinden zu sollen. Der Mangel an Erziehung der Massen und der einzelnen, die die Massen sich immer mehr und mehr als ihren Vertreter zu wählen streben, ist die Ursache davon. Die Sitten der Straße ziehen in die Kammer der Abgeordneten ein mit ihrer Unfeinheit und ihren Gewaltthätigkeiten, ihrem Geschrei, ihren Faustkämpfen und selbst ihren Liedern. Unsre Kammer — ein trauriger Trost! — ist nicht die einzige, die an diesem Uebel leidet, das ihr mit Recht den Namen der niedrigen Kammer einträgt. Ueberall ist der Parlamentarismus recht krank. Wenn er noch dem Mißtrauen widersteht, das ihn rings umgiebt, wenn er in Italien und anderwärts die gegenwärtige Krisis überdauert, so rührt dies daher, daß er die Regierungsform bildet, die am meisten dem Ehrgeiz und der Eitelkeit der großen Menge Befriedigung bietet und die zu einer Art Herrschaft der Ränkesüchtigen und Mittelmäßigen führt. So wie er heuzutage ist, legt er einem das Wort Voltaires an ein Unterhausmitglied in den Mund: „Ich habe einen Löwen von großem Hause lieber als fünfhundert Ratten Ihrer Art.“ Um auf die italienische parlamentarische Beredsamkeit zurückzukommen, so hat sie sich niemals zu den höchsten Gipfeln erhoben; aber die großen Redner sind Luxus, die guten Redner — viri boni dicendi periti — haben genügt und werden fernerhin genügen, wenn ihre Stimme in der Umgebung, vor der sie sprechen, gehört und beachtet wird, das heißt wenn diese Umgebung die Eigenschaften bewahrt, welche die unerläßliche Bedingung des Parlamentarismus ausmachen: die Achtung vor der Mehrheit, die notwendiger und nicht minder heilig ist als die vor der Minderheit, die Ueberzeugungstreue, die Aufrichtigkeit, die Ehrlichkeit, die Mäßigung, die Höflichkeit der Formen und der Sprache, die Achtung vor sich selbst und andern.

Thorwaldsens Geliebte.

Von

Dr. Friedrich Noack, Rom.

Die römische Geliebte des „dänischen Phidias“ scheint nicht zu den begnadeten Frauen gehört zu haben, die eines anregenden, befruchtenden oder überhaupt irgendwie fördernden Einflusses auf den Künstler und Menschen fähig sind. Es ist nicht einmal nachweisbar, daß sie ihm als Modell Dienste geleistet

habe, obschon sie in jungen Jahren gewiß das Zeug dazu hatte, denn sie muß eine bestrickende Schönheit gewesen sein. Dagegen reden alle Lebensbeschreibungen Thorwaldsens von der störenden und hemmenden Einwirkung des Verhältnisses mit der „listigen Römerin“ auf seinen Lebensgang, und der Hauptbiograph des Künstlers, sein Landsmann und Freund J. M. Thiele, nennt jene Liebschaft geradezu einen „dunkeln Faden“, der sich durch Thorwaldsens ganzes Dasein hindurchzog. Dunkel bleibt in allen diesen Darstellungen vorab das: warum der Künstler sich von einer Beziehung nicht losmachen konnte, die ihm schon in den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts äußerst hinderlich geworden ist, während doch keinerlei festes Band ihn an die Römerin fesselte, und das einzige Pfand ihrer Liebe erst 1813 geboren ist, also zu einer Zeit, da Thorwaldsen bereits einen Weltruf und eine völlig unabhängige Stellung gewonnen hatte. Die Fortsetzung dieses Verhältnisses trotz allen dem Künstler daraus erwachsenden Mißhelligkeiten bleibt in den bis heute vorliegenden Biographien ein psychologisches Rätsel; Weichheit und Charakterschwäche allein erklären dies Verhalten eines Mannes nicht, der sonst in der Verwaltung seiner persönlichen Angelegenheiten nachweislich von kluger Berechnung geleitet wurde.

Nun enthalten auch die neuesten mir bekannt gewordenen Lebensbeschreibungen keine eignen Forschungen über Thorwaldsens Erlebnisse, sondern nehmen auf Treu und Glauben hin, was die ausführliche Biographie von Thiele erzählt. Da diese auf „eigenhändige Aufzeichnungen, nachgelassene Papiere und den Briefwechsel des Künstlers“ sich stützte, so konnte sie leicht ein blindes Vertrauen beim Leser erwecken. Bezüglich seines römischen Liebesverhältnisses stellt sich aber das Vertrauen auf diese Thorwaldsen-Biographie als ungerechtfertigt heraus, mag die Unzuverlässigkeit durch lückenhaftes Quellenmaterial oder durch eine mehr oder minder bewußte Voreingenommenheit des Verfassers für seinen Helden entstanden sein. Dem von Thiele benutzten und, wie er selbst zugiebt, zum Teil unvollkommenen Quellenmaterial Thorwaldsenscher Herkunft kann ich ein völlig unbefangenes und zuverlässiges Urkundenmaterial amtlichen Charakters gegenüberstellen, durch welches die seither geläufige Darstellung der römischen Liebschaft in erheblichen Punkten berichtigt und zugleich das angedeutete psychologische Rätsel seiner Lösung nahegebracht wird.

Thiele und seine Nachfolger erzählen im wesentlichen folgendes: Als Gast seines Landsmannes und Beraters Zoëga habe der junge Thorwaldsen, schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Rom, während der Sommerfrische zu Genzano 1797 bei ländlichen Tanzfesten ein junges Mädchen, Anna Maria Magnani, kennen gelernt, welches als Kammerzofe im Dienst der Frau Zoëga gestanden. Die erste Spur dieser „wenig erfreulichen Liebesgeschichte“ findet Thiele in dem eigenhändigen Entwurf Thorwaldsens zu einem italienischen biglietto d'amore; er verhehlt dabei nicht, daß der junge Künstler, dessen „unbefestigtes Herz“ von der schönen Anna Maria im Sturm erobert wurde, in Kopenhagen eine harrende Braut zurückgelassen hatte. Die schöne Römerin, in deren Netze er fiel, habe jedoch um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

als „verlassene Geliebte“ des noch wenig bekannten Künstlers einem „wohlhabenderen Manne“ ihre Hand gereicht, einem Herrn v. Uhden, der seine Gemahlin von Rom nach Florenz führte. Das eheliche Glück habe dem Paare nicht geblüht, wie die listige Römerin übrigens vorausgesehen habe. „Zur gelegenen Stunde soll sie ihrem Geliebten das Versprechen abgenommen haben, für ihre Zukunft Sorge zu tragen, wenn der Ehemann, wie es zu erwarten stände, sie verließe.“ Die innere Unwahrscheinlichkeit eines solchen Verhaltens seitens einer Italienerin aus dem Volke, die einen unbemittelten Künstler fahren läßt, um eine gute Versorgung in der Ehe mit einem Fremden von Stand zu suchen, scheint Thiele nicht bemerkt zu haben. Nach seiner Darstellung sei dann in der That zu Florenz das eheliche Ungewitter ausgebrochen, und Thorwaldsen wäre nun durch jenes Versprechen näher an Anna Maria geknüpft gewesen. Eine Spur der Katastrophe findet Thiele in dem Schreiben eines Mönches im Kloster S. Maria della Stella zu Albano vom 12. Juni 1803, welches eine förmliche Vorladung an Thorwaldsen enthalte, „sich in einem Anliegen der Signora Anna Maria Uhden einzustellen“. Von da an beginnt nach der bisher geläufigen Darstellung der verhängnisvolle Einfluß Anna Marias auf des Künstlers Lebensgang.

Die wesentlichsten Punkte dieser Erzählung sind falsch. Die schöne Römerin, die Thorwaldsens Dämon wurde, war nicht Kammerzofe im Hause des Archäologen Zoëga, als der Künstler sie kennen lernte; sie war nicht seine verlassene Geliebte, als sie Herrn v. Uhden heiratete, und hat bei dieser Vermählung nicht von Thorwaldsen das Versprechen erlangt, sich ihrer anzunehmen, falls der Ehegatte sie verließe. Aus römischen Kirchenbüchern ergiebt sich vielmehr die Wahrheit über Anna Maria Magnani in ganz andrer Gestalt.

Ein aus Longiano bei Rimini gebürtiger Knecht Namens Francesco Magnani vermählte sich am 3. Juli 1765 mit einer Antonia Carlini aus Rom (Eheregister der Pfarrei S. Marcello in Rom). Dieser Ehe entsprang die am 26. Juni 1772 geborene Tochter Anna Maria Angelica Magnani, die am 29. Juni getauft wurde (Taufbücher von S. Andrea delle Fratte in Rom). Der Vater Francesco, der am 31. März 1779 starb und kostenlos, ex caritate, begraben wurde (Sterberegister von S. Andrea), hinterließ außer der Witwe und der sechsjährigen Tochter Anna Maria einen zehnjährigen Sohn Vincenzo, der später Friseur wurde, einen achtjährigen Ferdinando und einen dreijährigen Fortunato, die beide das Steinmetzengeschäft erlernten, sowie eine vierjährige Tochter Angela. Diese Familie wohnte damals im Erdgeschoß eines Hauses der Via Gregoriana, nahe der Wohnung des Archäologen Zoëga. Dafür, daß Anna Maria jemals in einem Dienstverhältnis zur Familie Zoëga gestanden habe, findet sich in den römischen Bevölkerungslisten keine Spur; jedoch erscheint ein gewisses freundnachbarliches Verhältnis zwischen den Magnani und der Familie Zoëgas, der selbst in recht beschränkten Umständen mit einer römischen Frau lebte, nicht ausgeschlossen. Nach Lage der damaligen Schulzustände ist Anna Maria wohl, wie heute noch viele Mädchen aus dem Volk, ohne jeglichen Unterricht aufgewachsen

und dürfte des Schreibens völlig unkundig gewesen sein. Von eigenhändigen Briefen, die sie an Thorwaldsen geschrieben hätte, ist nichts bekannt. Im Jahre 1794 wohnte die Witwe Magnani mit ihrer Tochter Anna Maria in einem kleinen Hause der Via Sistina bei dem Sohn Vincenzo, der ein Friseurgeschäft eröffnet und sich verheiratet hatte. In demselben Jahre tauchte in Rom der preußische Geheimrat Wilhelm v. Uhden auf, der archäologische und kunstgeschichtliche Studien trieb und mit den Zwillingsbrüdern von Kügelgen ein Haus in dem nahen Vicolo Zucchelli bewohnte. Ob Uhden die schöne Anna Maria in dem Barbierladen ihres Bruders oder durch Zoëga kennen lernte, mit dem ihn wissenschaftliche Arbeiten verbanden, habe ich nicht feststellen können. Unüberlegte Eheschließungen nordischer Künstler und Gelehrten mit Italienerinnen aus dem niederen Volke waren damals in Rom an der Tagesordnung, wenn auch nicht immer mit ernster Absicht seitens der Fremden, so doch gewiß mit kluger Berechnung seitens der italienischen Familien, die auf solche Gelegenheiten einer guten Versorgung ein aufmerksames Auge richteten. Wie Zoëga selbst als halbreifer Mensch zehn Jahre früher sich auf einmal durch die Vermählung mit der schönen Malerstochter Maria Petruccioli an Rom gefesselt sah, so mag wohl auch Wilhelm v. Uhden die Verbindung mit Anna Maria Magnani eingegangen sein, ohne über den Ernst des Schrittes zu rechter Klarheit gekommen zu sein. Genug, am 6. März 1795 vermählte sich Uhden in der Kirche S. Andrea delle Fratte mit der zweiundzwanzigjährigen Tochter des verstorbenen Knechtes Francesco Magnani; Trauzeugen waren Anna Marias Bruder, der Barbier Vincenzo und Georg Zoëga, der dänische Archäologe (Eheregister von S. Andrea). Anfänglich wohnte das junge Paar in Uhdens Junggesellenheim im Vicolo Zucchelli, siedelte aber noch in demselben Jahre in die Via Condotti über. Dort gebar Frau v. Uhden am 24. Dezember 1795 eine Tochter, die am folgenden Weihnachtstage in der Peterskirche auf die Namen Carlotta Vincenza getauft wurde; Pate war der archäologische Gönner Zoëgas, Kardinal Borgia (Taufbücher von St. Peter). Diese vornehme Gevatterschaft, die der Tochter des servo Francesco gewiß sehr unerwartet kam, erklärt sich daraus, daß Herr v. Uhden mittlerweile zum preußischen Geschäftsträger beim päpstlichen Stuhl ernannt wurde. Als solcher bezog er 1796 eine ansehnlichere Wohnung in der damaligen Strada Felice, neben dem Kirchlein S. Francesca Romana, heute Via Sistina 126, dritter Stock. Dort gebar ihm seine Gemahlin am 1. Januar 1798 eine zweite Tochter, die am 4. Januar Friderike Wilhelmine Franziska getauft wurde (Taufbücher von S. Marcello).

Man ersieht hieraus, daß Thorwaldsen, der erst am 8. März 1797 in Rom einzog, die Anna Maria nicht als junges Mädchen, geschweige denn als Kammerzofe der Frau Zoëga kennen lernen konnte, sondern nur als die Gattin des preußischen Ministro Residente beim Vatikan und als Mutter von einer oder zwei Töchtern. Da die zweite Tochter am 1. Januar 1798 zur Welt kam, so erscheint auch Thieles Erzählung etwas bedenklich, wonach der junge Künstler in dem „heiteren Sommerleben in Genzano“ 1797 beim Tanze von den Reizen

der schönen Anna Maria bestrickt worden sei. Ein Brief Zoëgas an den dänischen Professor Münter, von Thiele im ersten Band abgedruckt, bestätigt allerdings, daß Thorwaldsen am Anfang des Oktober 1797 für acht Tage Zoëgas Gast in Genzano war.[1]) Von Anna Maria v. Uhden erwähnt dieser Brief nichts, auch nichts von dem lustigen Treiben, welches nach Thieles Meinung die Familie Zoëga in der Sommerfrische geführt habe. Wohl aber erfahren wir aus andern Briefen des dänischen Gelehrten, daß auch damals wie so oft in seinem Leben schwere Sorgen ihn bedrückten. So schrieb er gegen Ende August 1797, er habe nur sehr schwache Hoffnung, daß er sich diesmal die willkommene Erholung in Genzano gestatten könne, mit der Begründung, daß neben dringenden wissenschaftlichen Arbeiten auch noch häusliche und materielle Sorgen auf ihm lagen. Zoëgas Lage war damals so bedrängt, daß er den Wunsch aussprach, sich als Fremdenführer in Rom oder noch lieber als Küster in der nordischen Heimat ein bescheidenes Brot zu verdienen! Die Vorstellung, die Thiele von dem Sommerleben Zoëgas und dem Zuschnitt seines Haushalts erweckt, ist gewiß ebenso phantastisch wie die „Kammerzofe" seiner Frau als Tänzerin Thorwaldsens.

Eine zuverlässigere Spur für die Anknüpfung des Verhältnisses zwischen Thorwaldsen und Frau v. Uhden dürfte in folgenden Thatsachen zu finden sein. Während der Künstler brieflich am 5. Januar 1798 der Kopenhagener Akademie meldete, daß er an der Ecke von Strada Babuino und Vicolo Alibert wohnte, weist ihn die ungefähr im März desselben Jahres aufgenommene amtliche Bevölkerungsliste schon als Insassen des dritten Stocks eines Hauses der Strada Felice (heute Via Sistina 28) nach, genau der Uhdenschen Wohnung gegenüber. Kurz darauf jedoch ist Uhden in die Via Gregoriana übergesiedelt und wird in der gleichen Bevölkerungsliste als „gegenwärtig in Siena" bezeichnet. Es scheint danach, daß der Gemahl durch die Reise nach Siena die beiden Verliebten trennen und zur Vernunft zu bringen hoffte; gelungen ist es nicht, denn im folgenden Jahre 1799 erscheint auf der Bevölkerungsliste zwar der Ehemann v. Uhden wieder als Einwohner desselben Hauses der Via Gregoriana (Palazzo Tomati), wo er mit seinen beiden Töchtern und einer deutschen Verwandten als Führerin des Haushalts verzeichnet ist, jedoch ohne seine Frau! Diese wohnte vielmehr gleichzeitig in der vordem Uhdenschen Behausung, Via Sistina 126, bei der Familie des Bildhauers Feoli, und gegenüber hauste wie zuvor der junge Däne. Der Bruch zwischen den Uhdenschen Eheleuten infolge von Thorwaldsens Erscheinen ist danach ohne Zweifel schon 1798 erfolgt. Für den Gatten mag dadurch der Aufenthalt in Rom unerträglich geworden sein, und so sehen wir 1801 Wilhelm v. Humboldt zu seinem Nachfolger als Gesandten beim päpstlichen Stuhl ernannt. Thieles Erzählung von Uhdens Reise nach Florenz im Jahre 1803 und von dem dort ausgebrochenen ehelichen Ungewitter ist demnach eine

[1]) Etwas auffällig ist immerhin, daß dieser bei Thiele aus Genzano, 4. Oktober, datierte Brief in Zoëgas Lebensbeschreibung von Welcker fehlt und statt seiner ein fast wörtlich übereinstimmender Brief aus Rom, 2. Dezember, sich findet, der auch von Thorwaldsen als Künstler spricht, aber nichts von seinem Besuch in Genzano bei Zoëga sagt.

Fabel. Ganz unmöglich wäre es indessen nicht, daß Uhden beim Scheiden von Rom einen Versuch gemacht hätte, die treulose Gattin zu ihrer Pflicht gegen die einzige überlebende Tochter zurückzuführen (die jüngere war am 1. August 1800 gestorben), und daß sich an diesen Abschied ernsthaftere Bemühungen Anna Marias geknüpft haben, an Stelle des rechtmäßigen Gatten sich eine dauernde Versorgung durch Thorwaldsen zu sichern. Der von Thiele erwähnte Mahnbrief des Mönchs von Albano könnte in diesem Zusammenhang aber nur beweisen, daß Thorwaldsen geringe Neigung zeigte, sich auf die Dauer mit der Versorgung der verführten Gattin des preußischen Ministerresidenten zu beladen, die schon 1799, wie amtlich nachgewiesen, von ihrem Gemahl getrennt lebte. Nach zweijährigem Aufenthalt im Hause Feoli bezog sie eine Wohnung an Piazza Barberini, dem Kapuzinerkloster gegenüber, wo sie mit ihrem Bruder Steinschleifer und der Schwester Angela mehrere Jahre zusammenlebte, während Thorwaldsen nicht weit davon an der andern Seite des Platzes sein historisch gewordenes Atelier einrichtete.

Die Frage, ob Thorwaldsen von der Ehe Anna Marias mit Herrn v. Uhden wußte oder nicht, als sein Liebesverhältnis mit ihr begann, kann ernstlich wohl nicht aufgeworfen werden. Wer wie der junge Bildhauer als dänischer Stipendiat nach Rom kam und in Zoëga seinen amtlichen Mentor sehen mußte, dem konnte nicht verborgen bleiben, daß die schöne Römerin vermählt war, einerlei wo und wie er sie kennen lernte; denn ihr Gatte war nicht nur Zoëgas wissenschaftlicher Arbeitsgenosse, sondern hatte diesen auch als Freund zum Trauzeugen gehabt, als er zwei Jahre vor Thorwaldsens Ankunft in Rom die Anna Maria Magnani heiratete. Bekannt ist, daß Zoëga als älterer erfahrener Freund auf den jungen Bildhauer einwirkte, daß er über dessen Entwicklung an die dänischen Behörden berichtete, daß an Zoëgas Sterbelager 1809 auch Thorwaldsen als treuer Wächter saß. Wenn nun in Zoëgas Briefen an dänische Freunde niemals von Thorwaldsens skandalösem Verhältnis zu Frau v. Uhden die Rede ist, so darf man dieses Schweigen wohl als ein beredtes Zeugnis dafür ansehen, wie peinlich ihm die ganze Angelegenheit war.

Nach den vorangehenden Feststellungen kann es auch wohl kaum mehr zweifelhaft sein, warum Thorwaldsen von der römischen Jugendliebschaft sich nie mehr loszureißen vermochte, wie lästig und störend auch das Verhältnis nach kurzer Zeit für ihn geworden war. Ihn fesselte kein Versprechen an Anna Maria, wohl aber die Gemeinschaft der Schuld an einem leichtsinnig zerstörten Lebensglück. Gleichviel wer von beiden der eigentliche Verführer gewesen, so lastete doch auf dem jungen und unerfahrenen Künstler das Bewußtsein, die Römerin durch seine Liebelei aus einer sicheren und angesehenen Lebensstellung gerissen, ihre Familienbande zerstört und damit, mehr oder minder gedankenlos, die Verpflichtung auf sich geladen zu haben, ihr wenigstens einen äußerlichen Ersatz für das Verlorene zu bieten. Vielleicht hat sie, mit der den Italienerinnen in solchen Dingen eignen Berechnung, es noch besonders gut verstanden, diese Gemeinschaft der Schuld zu ihrem Vorteil auszunutzen, aber die Grundlage ihres

ganzen späteren Verhältnisses wird dadurch nicht verrückt. Für Thorwaldsen war Anna Maria nach der Trennung von ihrem Gemahl in erster Linie das lebende Zeugnis und Opfer einer Jugendthorheit, die durch keine Reue aus der Welt zu schaffen war. Wie gerne er auch wollte, er konnte sie nicht mehr von sich abschütteln. Dieses Zwangsverhältnis der nachfolgenden Jahre wird durch beredte Thatsachen bezeugt. Anna Maria hat nie mit ihm zusammengelebt, nie haben sie gemeinsamen Haushalt geführt, auch nach Uhdens Tod fand er sich nicht bereit, sie zu heiraten. Das einzige, wozu er sich verstand, war die Anerkennung, beziehungsweise Adoptierung der im März 1813 geborenen Tochter Charlotte. Während er im Palazzo Tomati der Via Sistina, demselben Hause, dessen nach der Via Gregoriana gelegene Seite Herr v. Uhden bewohnt hatte, mit dänischen und deutschen Kunstgenossen sein Junggesellendasein führte und in dem Gasthaus des Schweizers Waldis bei S. Isidoro seinen festen Tisch hatte, lebte die Jugendgeliebte zuerst am Barberinischen Platz, dann in der Via Rasella für sich mit ihrem Töchterchen und ihrer eignen Sippe. Thorwaldsen bestritt ihren Unterhalt, und sie schmückte sich gelegentlich mit seinem Namen; aber er behandelte sie wie ein meist lästiges, unvermeidliches Anhängsel seines Daseins, wie eine unwillkommene Jugenderinnerung. Spuren dieser Empfindung wird ein aufmerksamer Leser selbst in dem Testament wahrnehmen, mit dem Thorwaldsen seiner adoptierten Tochter und deren Kindern immerhin ansehnliche Summen aussetzte, aber doch mit Ausdrücken und Einschränkungen, wie sie ein glücklicher Familienvater gegenüber seinen Leibeserben nicht zu gebrauchen pflegt.

Zum Schluß noch einige urkundliche Angaben über diese Nachkommenschaft. Die mit dem dänischen Kammerherrn v. Paulsen 1832 vermählte Tochter Elise Sophie Charlotte Thorwaldsen taucht schon 1845 als Witwe in Rom auf und wohnte damals mit einem elfjährigen Sohn Albert und einer dreijährigen Tochter Auguste, sowie mit ihrer Mutter Anna Maria Magnani, verwitwete Uhden, in dem Hause Nr. 94 der Via Due Macelli. Die Mutter starb, vierundsiebzig Jahre alt, am 17. Oktober 1846. Wenige Jahre später vermählte sich ihre Tochter zum zweitenmal, wie es scheint um 1850, mit einem Gutsbesitzer Pietro Giorni aus Albano und wird in den Registern von 1860 mit einem zehnjährigen Sohn Carlo aus dieser Ehe aufgeführt. Am 19. Dezember 1857 war die Tochter Auguste v. Paulsen aus erster Ehe gestorben. Der Sohn Albert v. Paulsen vermählte sich zu Anfang der sechziger Jahre mit einer Römerin Julia Dotti und wohnte noch anfangs der siebziger Jahre mit seiner Mutter in demselben Hause. Dann verschwinden sie, ohne daß ich ihre Spur bis jetzt wieder aufgefunden hätte. Der einzige heute noch in Rom nachweisbare Abkömmling Thorwaldsens und Anna Maria Magnanis ist der Sohn Carlo Giorni aus Elisens zweiter Ehe, der in Via Margutta als Maler lebt.

Begegnungen Bismarcks mit dem früheren Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler.[1]

Von

Heinrich v. Poschinger.

Die erste Begegnung des Grafen Zedlitz mit dem Fürsten Bismarck fand im Jahre 1858 in Potsdam auf dem Bahnhofe statt. Graf Münster, damals Oberst und Kommandeur der Gardedukorps, dessen Regimentsadjutant Zedlitz war, stellte denselben Herrn v. Bismarck vor. Die Herren fuhren sodann zusammen nach Berlin, und Zedlitz hörte im Eisenbahnabteil mit großem Interesse als stiller Zuhörer die lebhafte Unterhaltung beider, mit den Petersburger und russischen Verhältnissen so genau vertrauten Herren an. Bismarck erzählte vorwiegend Erlebnisse aus dem Hof- und Gesellschaftsleben und streifte in diesen Mitteilungen auch vielfach politische Fragen. Zedlitz erhielt damals den Eindruck, einen ungewöhnlich geistvollen und vielseitig gebildeten Mann von außerordentlich energischem Charakter kennen gelernt zu haben.

Erst in den siebziger Jahren begegnete Graf Zedlitz dem Fürsten Bismarck wieder persönlich. Es war dies an den Bierabenden, welche der Reichskanzler in der Parlamentssession eingeführt hatte. Zu diesen wurden auch Leute, wie Graf Zedlitz, die in irgend einer Weise durch ihre heimische Thätigkeit oder durch ihre Arbeit auf speziell den Fürsten interessierenden Gebieten thätig gewesen waren, eingeladen, auch wenn sie nicht Parlamentarier waren. Diese Auszeichnung wurde dem Grafen Zedlitz öfter zu teil, wenn derselbe im Winter in Berlin war, und gründete sich wohl auf günstige Urteile, welche Bismarck über dessen Thätigkeit auf landwirtschaftlichem und provinzial-kommunalem Gebiet von ihm nahestehenden Herren erhalten hatte. Wenigstens wurde demselben dies später als Grund angegeben; es erscheint auch um deswillen wahrscheinlich, weil Bismarck sich hierbei wiederholt mit Zedlitz länger über wirtschaftliche Tagesfragen unterhielt und ein deutliches Interesse bekundete, eine Meinung über diese auch von seiner Seite zu hören. In einer dieser Unterhaltungen sprach er in sehr unverhohlener Weise seinen Unwillen über einzelne ihm dienstlich sehr nahestehende Personen aus und gebrauchte dabei die Redewendung, „sie seien in Schulmeinungen verritten und borniert, außerdem aber ohne alle Energie“. Diese unter Namensnennung geübte Kritik frappierte den Grafen Zedlitz damals auf das äußerste, und er war sich auch später darüber nicht klar, was der Fürst

[1] In der hier geschilderten Weise hat sich mir einmal Graf Zedlitz-Trützschler, zurzeit Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau, über seine Beziehungen zu dem ersten Reichskanzler geäußert. Siehe auch die „Berliner Neueste Nachrichten“ Nr. 173 vom 4. April 1895.
H. v. P.

mit einer derartigen Aeußerung einem fast fremden und jedenfalls politisch damals völlig einflußlosen Mann gegenüber bezweckte, wenn er nicht annehmen wollte, daß dies nur eine Form Bismarcks war, um seine (Zedlitz') Haltung solchen Eröffnungen gegenüber zu prüfen.

Zu öfteren und dienstlichen Begegnungen fand Graf Zedlitz erst Gelegenheit, als derselbe inzwischen Regierungspräsident in Oppeln geworden, in den Staatsrat berufen und für die Beratungen desselben wiederholt mit Referaten beauftragt wurde. Bei zwei derselben vertrat Zedlitz Ansichten, welche wesentlich von den Richtungslinien abwichen, die von der Regierung unter dem Einfluß des Fürsten Bismarck vorgezeichnet waren. Einzelne von Zedlitz' Kollegen, welche ihm von früher näherstanden, waren der Meinung, daß er dadurch sich eine sehr abfällige Zensur seitens des Fürsten zugezogen habe. Dies ist nicht der Fall gewesen. Bismarck dachte zu groß, um einen Mann, der nichts weiter gethan hatte, als seine ehrliche Ueberzeugung vertreten und von dem er wußte, daß er damit weder überhebend sein noch das Strebertum der Opposition zeigen wollte, diese Meinungsverschiedenheit persönlich entgelten zu lassen. Und er dachte nicht bloß so, sondern er handelte auch danach.

Unter den Gegenständen, in welchen die Auffassung des Grafen Zedlitz sich am entschiedensten zur Meinung Bismarcks in Gegensatz stellte, gehörte das Gesetz über die Begründung deutscher Ansiedlungen in Posen und Westpreußen. Graf Zedlitz vertrat die Ansicht, daß dies Gesetz zwar von hervorragendem Wert für die wirtschaftliche und sozial-politische Entwicklung der Provinzen sein und weit darüber hinaus wirksam sein werde, daß man sich aber über die politische Wirkung keinen zu großen Hoffnungen hingeben dürfe. Ferner war derselbe der Meinung, daß die ursprünglich geplante Organisation als völlig selbständige Behörde mit dem Sitze in Berlin und losgelöst von den Behörden der allgemeinen Verwaltung ein Fehler sei. Nur die engste Verbindung mit den obersten Beamten der Provinzen, welche eine unmittelbare zwingende Einwirkung auf alle Organe der Verwaltung hätten, könne den Erfolg des schwierigen, ohne jede Analogie stehenden neuen Werkes sichern. Da der Fürst diesen Ansichten nicht beitrat, wurden die Aenderungsvorschläge des Grafen Zedlitz verworfen. Nach Verabschiedung des Gesetzes, in welchem die Organisation offengelassen war, erhielt Graf Zedlitz die Aufforderung, als Präsident der Ansiedlungskommission mit dem Sitze in Berlin unter Verleihung des Ranges und der Kompetenzen eines Oberpräsidenten an die Spitze der neuen Behörde zu treten. Zedlitz lehnte die Berufung unter Hinweis auf seine in den Beratungen des Staatsrats geltend gemachten Anschauungen über das Verfehlte dieser Organisation ab. Wenige Wochen darauf erhielt derselbe seine Ernennung zum Oberpräsidenten von Posen und zugleich zum Präsidenten der Ansiedlungskommission. Die von Zedlitz im Staatsrat als erforderlich bezeichnete Organisation wurde hierdurch thatsächlich hergestellt. Es war dies der schlagende Beweis, daß der Fürst dessen sachliche Meinungsverschiedenheit ohne jedes persönliche Nachtragen gewürdigt hatte.

Nach dieser Ernennung wurde Zedlitz öfter zu dienstlichen Vorträgen zu

Bismarck über den Fortgang des Ansiedlungswerkes und sonstige Posener Angelegenheiten befohlen und ebenso mehrfach von demselben mit Einladungen beehrt. Beides steht dem Grafen als ein heller Lichtpunkt in der Erinnerung an den großen Mann. Er war in seiner geistigen Bedeutung so überwältigend, daß Zedlitz stets nur Nehmer war und in gespanntester Aufmerksamkeit seinen dienstlichen Direktiven oder seinen hochinteressanten Erzählungen am runden Tisch lauschte. Letztere griffen auf die verschiedensten Gebiete über, brachten vielfach nur harmlose Erinnerungen aus seiner Knaben- und Studentenzeit, oft vermischt mit blitzartiger Beleuchtung einzelner politischer Charaktere jener Jahre. Oft aber wurden auch Tagesfragen oder gewisse Ereignisse aus seinem Leben, die von Einfluß auf die politische Entwicklung hätten sein können oder thatsächlich gewesen sind, von dem Fürsten in fesselndster Form besprochen. Das letztere war namentlich dann der Fall, wenn hervorragendere Parlamentarier zugegen waren. So erfuhren einmal bei Gegenwart von zwei Parteiführern die Vorschläge zur Steuerreform seitens des damaligen Finanzministers eine sehr herbe Kritik, welche den bevorstehenden Mißerfolg sowie den Sturz des Ministers vorauserkennen ließ. In einem andern Fall erzählte der Fürst, daß er in früheren Jahren in nahen Beziehungen zum letzten König von Hannover gestanden habe. Dieselben seien so intim gewesen, daß letzterer ihn einmal gelegentlich einer Meldung in Hannover bei der Durchreise zum Badeaufenthalt in Norderney aufgefordert habe, ihm schriftliche Grundzüge für die Instruktion seines Bundestagsgesandten zu geben, und später sogar das Ministerpräsidium angeboten habe. Der Fürst sagte, er sei damals nicht abgeneigt gewesen, dies anzunehmen, hätte aber die Bedingung gestellt, daß ihm zugestanden würde, die äußere Politik Hannovers im engsten Anschluß an die preußische zu führen. Daran sei die Sache gescheitert, da der König sich unter dem Einfluß gewisser Elemente hierzu nicht habe bereit finden lassen.

Auch in andrer Form hat Graf Zedlitz wenigstens indirekt viel Freundlichkeit seitens des Fürsten und seiner Gemahlin durch die große Güte erfahren, mit welcher beide seine Tochter und seine Enkel behandelten, nachdem jene einen entfernten Verwandten der Fürstin geheiratet hatte.

Der Minister für Landwirtschaft Dr. Lucius.

(Geboren 20. Dezember 1835.)

Von

Heinrich v. Poschinger.

Robert Lucius, einer alten katholischen Erfurter Patrizierfamilie entstammend, studierte 1854 bis 1858 in Heidelberg und Breslau Naturwissenschaften und Medizin, absolvierte im Februar 1859 sein Staatsexamen und begab sich auf Reisen nach Frankreich und England, machte Januar bis März 1860 den spanischen Feldzug in Marokko mit, wo er sich der preußischen Mission unter Oberst v. Goeben anschloß, bereiste dann Spanien, Aegypten, Ceylon und schloß sich da der preußischen Expedition nach Ostasien an, welche unter Führung des Grafen Fritz Eulenburg (nachmaligen langjährigen Minister des Innern) Handelsverträge mit Japan, China, Siam abschließen sollte. Nach beendeter Expedition durchreiste er Ostindien und kehrte im Herbst 1862 nach Deutschland zurück, wo er den väterlichen Besitz Ballhausen, Kreis Weißensee, durch Erbschaft übernahm. Zum Kreisdeputierten gewählt, verwaltete er in den Jahren bis 1870 mehrfach das dortige Landratsamt. In den Jahren 1864 und 1866 machte er als Reserveoffizier im Brandenburgischen Kürassier-Regiment Nr. 6 die Feldzüge gegen Dänemark und Oesterreich mit, ebenso den französischen Feldzug als Ordonnanzoffizier im Stab der 8. Infanterie-Division und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Im April 1870 wurde Lucius in Erfurt in den Reichstag gewählt und vertrat, mit stets steigender Majorität wiedergewählt, diesen Wahlkreis bis 1882, wo die Frage des Tabakmonopols ihn das Mandat verlieren ließ. 1879 Vizepräsident des Reichstags. Gleichzeitig vertrat Lucius den Wahlkreis Schleusingen-Ziegenrück im Abgeordnetenhaus bis 1879, wo er, auf dieses Mandat verzichtend, in Greifswald-Grimmen gewählt wurde und bis 1894 Mitglied des Abgeordnetenhauses blieb. Im Jahre 1895 wurde er aus allerhöchstem Vertrauen ins Herrenhaus berufen. Am 13. Juli 1879 zum Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ernannt, vertrat Lucius im Reichstag landwirtschaftliche Fragen, sowohl bei der Zollgesetzgebung in den Jahren 1885 und 1887 als bei den veterinärpolizeilichen Maßnahmen. Im Jahre 1887 vertrat derselbe in erster Linie den Regierungsantrag, betreffend die Erhöhung der Getreidezölle (Roggen und Weizen von 3 auf 5 Mark), da der Ressortminister v. Bötticher und der Reichsschatzsekretär v. Jacoby erkrankt waren. Die Frage kam bis Dezember 1887 zu einem schnellen, glücklichen parlamentarischen Abschluß. Aus dieser Veranlassung richtet Bismarck an Lucius aus Friedrichsruh am 4. Dezember 1887 die folgenden Zeilen:[1])

[1]) Bisher unveröffentlicht.

„Euer Excellenz gefl. Schreiben vom 2. cr. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und benutze diese Gelegenheit, um Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die entschiedene und beredte Weise auszusprechen, mit welcher Sie die alleinige Vertretung der Getreidezollvorlage wahrgenommen haben.

Ich teile Euer Excellenz Ansicht vollkommen, daß eine Verquickung der Fragen der Währung und des Identitätsnachweises mit der des Getreidezolls letzteren schädigen würde; hoffentlich wird es Euer Excellenz Bemühungen gelingen, die Kommissionsberatungen von dieser Vermischung frei zu halten. Meines Erachtens würde es nützlich sein, in der Kommission mehr darauf hinzuweisen, daß die Erhöhung der Getreidezölle uns die einzige Handhabe bietet, um dem russischen Prohibitionssystem wirksam entgegenzutreten. Wir können wegen Zollfragen keinen Krieg mit Rußland beginnen und die politischen Gegensätze ihrerwegen nicht verschärfen, wohl aber können wir durch Erschwerung der russischen Einfuhr nach Deutschland Rußland nötigen, seinerseits auf unsre Interessen mehr Rücksicht zu nehmen. Dazu bieten die Getreidezölle die erste und wirksamste Handhabe."

Die Thätigkeit als preußischer Minister war um so reger, als das Ministerium durch die am 1. April 1879 erfolgte Uebertragung der Domänen- und Forstverwaltung vom Finanz- auf das Landwirtschaftliche einen erhöhten Inhalt gewonnen hatte und als die Zeiten für die Landwirtschaft treibende Bevölkerung besonders kritisch waren. Von wichtigeren Gesetzen, welche unter Minister Lucius zu stande kamen, sind zu nennen: das Viehseuchengesetz vom 23. Juni 1880; das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880, Ges.-Samml. S. 230; die Landgüterordnung für die Provinz Westfalen und die vier rechtsrheinischen Kreise vom 30. April 1882, Ges.-Samml. S. 255, später für Lauenburg, Holstein und die andern Provinzen; die Uebertragung der altländischen Separationsgesetzgebung auf das linke Rheinufer, Hessen-Nassau und so weiter; das Ansiedlungsgesetz für Westpreußen und Posen vom 26. April 1886, Ges.-Samml. S. 131, und die Einführung des Instituts der Rentengüter für die andern Provinzen.

Das große Weichselregulierungsprojekt wurde unter Lucius zum Abschluß gebracht durch das bezügliche Gesetz vom 24. Juni 1889 und das Ausführungsstatut für den neugebildeten Deichverband; das Moorkultur- und Meliorationswesen nahmen unter seiner Verwaltung einen erheblichen Aufschwung; das Gestütwesen wurde durch Erhöhung des Ankaufsfonds, durch die Vergrößerung der Hauptgestüte und durch die Gründung von drei neuen Landgestüten, in Gnesen, Braunsberg und Halle, gefördert.[1])

Nach dem Tod des Herzogs von Braunschweig hatte Lucius im Auftrag des Kronprinzen, welchem das Thronlehen Oels zugefallen war, die Auseinander-

[1]) Im Jahre 1887 wurde den Tierarzneischulen in Berlin und Hannover auf Lucius' Antrag der Charakter als „Hochschulen" verliehen.

setzung mit den andern Erben zu führen. Der befriedigende Abschluß dieses Kommissariums gab wohl den nächsten Anlaß dazu, daß Kaiser Friedrich nach seiner Thronbesteigung aus eigner Bewegung Lucius in den erblichen Freiherrnstand erhob (Mai 1888).

Die Standeserhöhung erfolgte, wie in der ersten amtlichen Notifikation ausdrücklich bemerkt war, „tax- und stempelfrei"; demgemäß wurde auch der Stempel für das, um die Erblichkeit der neuen Würde zu sichern, zu stiftende Fideikommiß nicht erhoben. Dieselbe Praxis war in den letzten dreißig Jahren in allen gleichartig liegenden Fällen, das heißt wo die Standeserhöhung proprio motu des Monarchen und nicht auf Antrag des Begnadigten erfolgt war, konstant beobachtet worden.

Im November 1890 schied Lucius aus seinem Amt aus, weil er glaubte, die große Schwenkung, welche in der Wirtschaftspolitik durch die Konzessionen bei den Verhandlungen über den österreichischen Handelsvertrag sich vollzogen hatte, nicht mitmachen zu können. Nachdem Lucius in einer länger wie elfjährigen Ministerthätigkeit für die Einführung und Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle eingetreten war, glaubte er diesen Systemwechsel — mochte er durch höhere politische Rücksichten geboten sein oder nicht — jedenfalls nicht amtlich vertreten zu können.

Das Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck war — trotz mannigfachen, in der Natur der Verhältnisse und Personen liegenden Friktionen — bis zu dessen Ableben ein dauernd freundschaftliches.[1]) In Erwiderung auf ein Luciussches Beileidsschreiben beim Tode der Fürstin Bismarck schrieb ihm der letztere:[2])

Varzin, den 28. November 1894.

Verehrter Freund und Kollege!

Mit herzlichem Danke habe ich den Ausdruck Ihrer Teilnahme an meiner Trauer empfangen; derselbe war mir um so wohlthuender, als meine liebe Frau mit mir stets die Erinnerung bewahrt hat, daß wir nicht nur politisch, sondern auch persönlich treu befreundet waren.

Der Ihrige

v. Bismarck.

---

[1]) Ueber sein Verhältnis zu Bismarck und sein politisches Programm bemerkt der Minister Lucius in einer vor seinen Wählern gehaltenen Tischrede in Erfurt am 6. April 1881:

„Seit meinem Eintritt in das politische Leben, seitdem ich vor nunmehr elf Jahren zuerst in den Reichstag durch Ihr Vertrauen berufen worden bin, habe ich die Politik des damaligen und des jetzigen Ministerpräsidenten und Reichskanzlers aus voller innerer Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit unterstützt: eine Politik, welche gerichtet war auf die Gründung des Deutschen Reiches und auf die einheitliche Regelung der dahin gehörigen Gebiete, bei voller Achtung der berechtigten Selbständigkeit der Einzelstaaten — unter dieser Politik ist das Deutsche Reich gewachsen und erstarkt."

[2]) Bisher unveröffentlicht.

Die Kunst und die Masse.

Von

Scipio Sighele.

Kunst und Masse sind zwei Bezeichnungen, welche die meisten als unvereinbare Gegensätze empfinden werden, denn während die eine die Adelsherrschaft des Gedankens vorstellt, bedeutet die andre gemeinhin nichts als Anzahl.

Kann die Menge überhaupt die Kunst verstehen und beurteilen? Gehört ihr Volksbeschluß zu einem jener Urteilssprüche, gegen den keine Berufung eingelegt werden kann, und die durch die Wahrheit siegen? Oder ist umgekehrt, wie es viele behaupten, die Kunst, die der Menge gefällt, keine oder wenigstens eine minderwertige Kunst?

So lautet das Problem, das an sich nicht neu, doch durch einige vor kurzem vorgenommene Untersuchungen wieder als Tagesfrage aufgetaucht ist; ein Problem, das nicht nur durch die Schlüsse, die sich daraus ziehen lassen, interessant und wichtig ist, sondern auch vor allem durch die Untersuchungen und psychologischen Analysen, die zur Lösung desselben notwendig sind. Die Aufgabe hat ihre teilweise Lösung in der Gesamtpsychologie, jenem unendlichen, tiefen und unergründlichen Meere zu suchen, zwar nicht, um die letzte und höchste Ursache, die unerfaßbar ist, darin zu entdecken, wohl aber einige Gründe für Ebbe und Flut, Stille und unvorhergesehenen Sturm.

Einige bespötteln wohl die reformatorische Aufgabe, die erst Guyot und später Tolstoj der Kunst zuschreibt. Sie glauben nicht an die Möglichkeit, daß diese vorteilhaft auf den Bildungsgang der Menschheit einwirken oder auch nur mit den Verbesserungen Schritt halten könne, die auf sozialem Gebiet entstehen. Sie leugnen, daß es eine konservative und eine revolutionäre, eine realistische und eine idealistische, eine kriegerische und eine friedliche Kunst gebe; denn — behaupten sie — die wahre Kunst betrachte diese und viele andre Erscheinungen des zeitgenössischen Geistes von oben herab und verachte sie sogar oft.

Wohl möglich! Ich maße mir nicht das Recht zu, das Wesen der wahren Kunst zu definieren, und bekenne sogar bescheiden, daß ich nicht weiß, wem ein solches ausschließlich zukäme. Aber ich fühle, daß die Kunst die religiösen, politischen und wissenschaftlichen Strömungen der menschlichen Psyche wie aus einem Spiegel zurückstrahlt, und bestätige daher — natürlich mit der Bescheidenheit eines Uneingeweihten —, daß die Kunst in diesem Sinne mit den Gedanken und Empfindungen des Gesamtseelenlebens Schritt hält und sogar aus ihnen ihre Nahrung zieht. Die Kunst ist unter den Erscheinungen der Menschheit das, was die Sensitive im pflanzlichen Organismus ist. Sie giebt mit einer außergewöhnlichen Wahrnehmungsgabe, die niemand anderm eignet, und die fast wie Vorahnung scheint, alles das an, was um sie her vorgeht, und reagiert entweder auf die

Erscheinungen der Außenwelt, oder sie saugt sie auf; stets aber hebt sie dieselben mit synthetischer Augenscheinlichkeit hervor.

Ein Beweis dafür möge das Problem sein, das heutzutage in immer wiederkehrender Reihenfolge den menschlichen Geist beschäftigt und das ich meiner Untersuchung als Aufgabe gestellt habe. Was ist diese Nachforschung nach den Beziehungen der Kunst zur Masse, diese Frage, ob die eine von der andern beurteilt werden könne, denn andres, als die künstlerische Form, in der sich der große Zwiespalt zwischen dem Individualismus und dem Sozialismus kundgiebt, der unser zeitgenössisches Gewissen quält? Sehen wir in dem verächtlichen Stolz des schöpferischen Künstlers, welcher der Menge das Recht abspricht, ihm den Ruhmeskranz zu reichen oder ihn der Vergessenheit anheimzugeben, nicht den unendlichen Widerstreit zwischen dem Individuum und der Gesellschaft wieder aufleben? Fühlen wir nicht, wie der große Zweifel erwacht, in dessen Nebelschleiern das Jahrhundert zur Neige geht, — ob der Fortschritt ein ausschließliches Verdienst einiger genialer Einzelwesen sei, welche hinter der Masse herziehen wie die Hirten hinter der Herde, oder ob er nicht vielmehr das wunderbare, unbedachte Werk aller, eine Art unendlicher Pyramide ist, zu der jeder Lebende seinen Stein bringt?

So haben wir denn im Lager der Kunst wie in dem der Politik zwei einander gegenüberstehende und nicht beschränkbare Parteien: die eine erhebt die Masse in den Himmel, die andre verachtet sie, die eine hält sie für berechtigt, Richterin zu sein über jegliches Einzelwerk und daher auch zu regieren; die andre spricht ihr jede intellektuelle Fähigkeit ab und wünscht sie daher nicht als Richterin und Despotin, sondern stets als Magd und Sklavin zu sehen, die von einem oder wenigen beherrscht wird.

Auf dem Gebiete der Politik sind der Partei, welche die Masse verachtet, stets ziemlich beschränkte Grenzen gezogen: der hochmütige egoistische Streitsatz ist heutzutage in seiner starren Unverfälschtheit schwer aufrecht zu erhalten, weil er auf einen Thatsachenbestand stößt, der von nun ab unabänderlich ist: das Stimmrecht, sowie auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse, die im Volk ständig dringlicher werden und daher immer drohender zu Tage treten. Es muß außerdem erwähnt werden, daß die Politik, in der wir eine soziale Erscheinung zu sehen haben, in der Aufrichtigkeit und Freimut selten sind, jene klare und rechtliche, auf andern Gebieten existierende Parteieinteilung nicht gestattet, sondern sich vielmehr in unbestimmbaren Abstufungen oder scharf hervortretenden Färbungen kundgiebt. Thatsächlich finden wir in der Politik selten einen Individualisten bis zum Uebermaß, will sagen einen Gewaltherrscher: ebenso wie es selten ist, einen übertriebenen Sozialisten zu finden, das heißt einen Menschen, der dem Einzelwesen jeglichen Einfluß oder jegliches Recht abspricht; beide sind sie durch einen leicht erkennbaren, wenn auch uneingestandenen Widerspruch verknüpft. Der Individualist wird stets beim Publikum nach jenem Beifall und Erfolg haschen, den er seinen Worten nach verachtet, und der Sozialist wird stets gegen jenes selbstische Gefühl

ankämpfen müssen, das ihm anrät, die andern zu übertrumpfen und seine eigne Person in den Vordergrund zu stellen, so sehr er beides theoretisch auch verdammt.

In der Kunst ist die Partei, welche die Masse verachtet, bedeutend zahlreicher. Abgesehen von der krankhaft überspannten Schar derer, welche die Theorie von Uebermenschen hochhält, giebt es unleugbar viele, welche der Mehrheit das Recht jeglicher künstlerischer Kundgebung abspricht und es im besten Falle einer Reihe Eingeweihter einräumt, die man mit dem Sammelnamen Kritiker bezeichnet. Auch hier wiederholt sich die widerspruchsvolle Erscheinung, derzufolge jene Aristokraten des Gedankens nicht allzu unzufrieden sind, wenn die Menge sie mit Lobreden und Verherrlichungen überschüttet. Trotzdem sie sich aber in der Volksgunst sonnen, welche sie umschmeichelt, hören sie nicht auf, sie zu mißachten, und wenn diese ihnen früher zugeneigte Gunst sich abwendet, erschrecken sie darüber nicht, sondern lächeln nur aus der Höhe ihrer unbestrittenen Ueberlegenheit herab. Von dem antiken griechischen Redner an, der sich unterbrach, um ironisch zu fragen, wenn die Masse ihm Beifall klatschte: „Ihr klatscht mir Beifall? Habe ich vielleicht eine Dummheit gesagt?“ — bis zu dem italienisch modernen Genie Arrigo Boito, welcher an dem denkwürdigen Abend der ersten Vorstellung seines „Mephisto“ gleichmütig von seinem Dirigentenstuhl aus das seine Musik auszischende Publikum betrachtete und nur zu seinem Nachbar sagte: „Welche Ehre sie mir anthun!“ — ist diese stolze Verachtung des einzelnen Künstlers der stumpfsinnigen Menge gegenüber eine der landläufigsten Erscheinungen.

Ist es aber auch stets eine folgerichtige und gerechte Erscheinung? Hierin besteht das eigentliche Problem.

Von einigen wird behauptet und von allen seither tagtäglich wiederholt, daß die Masse dem Einzelwesen gegenüber in ethischer und intellektueller Beziehung untergeordnet sei. Der Schreiber dieser Zeilen war wohl der erste, der diese Wahrheit an das Tageslicht hervorzog, und oft genoß er das Vergnügen, seine eignen Gedanken wieder auftauchen zu sehen. Nur daß die Menschen, die dieselben benutzten, sei es unbewußt, sei es aus Kurzsichtigkeit oder Parteigeist, dabei vergessen hatten, daß, wenn ich eine Regel aufstelle, ich auch die zahlreichen Ausnahmen nicht unbeachtet lasse.

Vor allem die moralischen Ausnahmen.

Die Masse ist zweifellos ein Boden, in dem der Keim des Bösen sich ziemlich schnell entwickelt, und in dem hingegen der Keim des Guten fast regelmäßig erstickt, da er dort keine Nahrung findet. Von einer Masse hat man stets viel zu befürchten und wenig zu erhoffen. Alle vermuten es mit Recht und wissen es auch leider aus Erfahrung, daß das Beispiel eines Bösewichts oder eines Verrückten die Menge zum Verbrechen hinzureißen vermag. Wenige nur glauben daran, und selten genug kommt es vor, daß die ermahnende Rede eines Friedenstifters die Menge zur Ruhe bringt. Die Handlungsweise der Masse in der Geschichte war mehr ein Werk des Hasses und der Zerstörung als der Liebe, weil die Menge einen unbewußten und impulsiven Organismus vorstellt und

daher notgedrungen mehr mit schlechten und rohen Instinkten handelt, als mit den Gefühlen des zivilisierten Menschen.

Dennoch ist unleugbar, daß sich die Mehrheit manchmal zu einer psychologischen Höhe emporschwingt, die der einzelne Mensch nicht zu erreichen vermöchte, und einer Hochherzigkeit fähig ist, die dem Individuum unerklärlich erscheint. — Als es dem größten aller Redner gelungen war, die Athener davon zu überzeugen, daß der Mann, welcher sie in unabänderliches Unglück gestürzt, indem er sie zur Rüstung gegen Philipp veranlaßte, nicht Strafe, sondern einen Lorbeerkranz verdiene, als er sich rühmte, zu Marathon die Ehre seines Vaterlandes gerettet zu haben und Krämern und Handwerkern klar zu machen verstand, daß die Ehre ihnen teurer sein müsse als das Leben, da feierte das von Menschen gesprochene Wort den größten aller Siege, den es je errungen, und das athenische Volk bewies, daß eine Mehrzahl nicht immer mittelmäßig zu sein braucht, und daß große Eingebungen manchmal den Weg zu ihren Herzen finden. Jeder Bürger hätte als einzelner vielleicht der Beredsamkeit eines Demosthenes widerstanden, aber er sprach zu einer Menge, und die Menge bekannte sich als geschlagen. — Ebenso hat in der berühmten Nacht vom 4. August 1789 die Nationalversammlung von Frankreich, als sie sich ihrer Erbrechte entäußerte, Zeugnis von einer Gesamtselbstlosigkeit abgelegt, die ihresgleichen unter den Beispielen persönlicher Selbstlosigkeit in der Geschichte vergebens sucht. Sogar die trunkene Menge der Pariser zur Revolutionszeit hatte inmitten ihrer wüsten Stürme tierischer Grausamkeit Momente sentimentaler Weichheit. Als Sombreuil, zum Tode verurteilt, zwischen den Bajonetten erschien und seine Tochter sich ihm an den Hals warf, indem sie seine Henker mit herzzerreißendem Flehen beschwor, ihn zu verschonen oder sie mit ihm zu töten, erhob sich ein Schrei des Erbarmens unter der Menge. Und der Tochter ward das Leben des Vaters unter der entsetzlichen Bedingung geschenkt, daß sie die Lippen in einer Schale Aristokratenblut netze. Die Tochter ergriff das Glas mit fester Hand und leerte es auf die Gesundheit ihres Vaters. Die Heldenthat wirkte wie ein Wunder. Es giebt im Verbrechen wie in der Natur gar mannigfaltige Ueberraschungen; es gehen oft unvorhergesehene Umwälzungen im Abgrund des Menschenherzens vor sich. Diese noch blutbefleckten Ungeheuer trugen Sombreuil und seine Tochter im Triumph zu ihrem Palast zurück und schworen, sie gegen jeden Feind zu verteidigen. — Um aber von den wahren und durchlebten Trauerspielen zu den falschen und dargestellten überzugehen, — läßt sich nicht leugnen, daß in den zweifelhaftesten Gesellschaften, in den aus den schlechtesten Elementen zusammengesetzten Massen, ein Kollektivgefühl für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit wohnt, das den verderbtesten Einzeltrieb besiegt. Ich entsinne mich, gelesen zu haben, in welche Entrüstung eine Zuschauergesellschaft von Sträflingen bei einer ihnen vom Gefängnisdirektor gewährten Vorstellung ausgebrochen sei, als der Verräter Golo die fromme und tugendhafte Genoveva mit ihrem Kinde von zwei Banditen töten ließ.

Zweifelsohne muß also bestätigt werden, daß, wenn im allgemeinen die

Massen moralisch unter dem Einzelwesen stehen, sie dieses auch manchmal in Ausübung der höchsten Fähigkeiten der Menschenseele übertreffen. Die Menge hat wie das Weib eine extreme Psychologie, sie ist aller Auswüchse fähig, manchmal bewunderungswert in der Selbstverleugnung, schreckenerregend in der Grausamkeit, schrankenlos in der Leidenschaft.

Dürfen wir nun deshalb auch behaupten, daß die Masse auch auf geistigem Gebiet jenen ausschweifenden und widerspruchsvollen Charakter besitzt, daß ihre Intelligenz, sowie ihre Psychologie schwindelnde Gipfel und jähe Abgründe kennt, die dem einzelnen Menschen verborgen bleiben?

Jetzt verwickelt sich das Problem und wird schwierig. Im Anfang scheint es, als ob die von mir aufgestellte Regel keine Ausnahme dulde, derzufolge das geistige Ergebnis einer Gesamtheit stets im Vergleich zu demjenigen eines Einzelwesens minderwertig ausfalle. Zwölf vernünftige, zu einer Jury vereinigte Männer bringen oft Verdikte zu stande, die keinen gesunden Menschenverstand haben. Zehn oder zwanzig zu einer Ausschußsitzung versammelte Künstler und Gelehrte bringen es oft zu Beschlüssen, die jedem Grundprinzip der Kunst Hohn sprechen. Hunderte von gescheiten, zu einem Reichstag einberufenen Köpfen benehmen sich dort oft in Gemeinschaft so, daß sie mehr Stoff zu mitleidigem Lächeln und Verachtung als zu Hochschätzung bieten. Kurz, die Vereinigung schwächt — hinsichtlich des Gesamtresultats — die Verstandeskraft so bedeutend, wie sie es bei den guten und barmherzigen Empfindungen auch thut. Mit jenem für das intellektuelle Produkt erschwerenden Umstande jedoch, daß, wenn die Vereinigung das moralische Niveau gewöhnlich herabmindert, sie es in einzelnen Fällen, wie wir gesehen haben, auch erhöhen kann, während sie das intellektuelle Niveau niemals auf eine höhere Stufe zu bringen vermag. Die Gesamtheit kann wohl vom Standpunkte der Empfindung aus zeitweise genial handeln, doch steht dies außer ihrer Macht im Reiche des Gedankens. Wohl giebt es einen kollektiven Heldenmut, doch niemals kollektive Meisterwerke. Die Masse kann sich zu den erhabensten Kundgebungen der Tugend emporschwingen, doch wird sie nie die Höhen der schöpferischen Intelligenz erklimmen. In keinem politischen, wissenschaftlichen, litterarischen Bericht werden wir je das Beispiel einer Menge finden, die aus sich allein in einem gegebenen Moment, und ohne daß ihr ein solcher von irgend jemand suggeriert worden sei, eine geniale Idee geschöpft hätte. Wer vermöchte einen Kriegsrat anzuführen, in dem ein einziger Schlachtplan entstand, der sich mit dem eines Napoleon messen könnte? Wer wüßte einen Ministerrat zu nennen, aus dessen Kreis eine jener politischen Reformen hervorgegangen wäre, die eine Epoche kennzeichnet, welche den Namen eines Machiavelli, eines Richelieu, eines Bismarck für alle Zeiten verewigen? Wer wäre im stande, eine Gelehrtenversammlung nachzuweisen, in deren Mitte eine jener weltbewegenden Entdeckungen gemacht wurde, wie sie den Ruhm eines Laplace oder eines Darwin begründeten?

Demzufolge sind die Feinde der Masse berechtigt, ihre Mißachtung der Mehrheit auf unbestreitbare wissenschaftliche Gründe zurückzuführen. Diese ist

im allgemeinen nicht nur aus Unwissenden und Unzuverlässigen zusammengesetzt. Bestände sie aber aus lauter Begabten und Urteilsfähigen, so würde dennoch ihr geistiges Produkt nichts als das numerische Produkt der Mittelmäßigkeit ergeben. Das heilige Feuer des Gedankens, welches das Genie erfüllt, ist noch nie in der Gesamtseele entsprungen: es ist der ausschließliche Besitz des individuellen Gehirns.

An dieser Stelle muß jedoch eine Beobachtung von großer Wichtigkeit eingeschaltet werden, die den meisten entgangen sein wird. Alles das, was bisher über die Masse gesagt wurde, bezieht sich nur auf ihre Art zu denken und zu handeln vom Gesichtspunkte des momentanen Gleichgewichts — vom statischen Gesichtspunkt aus.

Wenn wir also, der Weisheit vieler Sprichwörter entgegen, feststellen, daß die Menschen, wenn sie versammelt sind, stets geistig weniger taugen als der einzelne Mensch, und somit bestätigen, daß sich versammeln ein sich verschlechtern bedeute, so wenden wir diesen Grundsatz ausschließlich auf jene Mehrheit an, welche sich mehr oder minder unvorherbedacht oder sporadisch in einem gegebenen Augenblick zusammenfindet, als da sind: die Ansammlungen auf öffentlichen Plätzen, das Publikum in Theatern, Geschworenengerichten, Ausschußsitzungen, Parlamenten und so weiter. Wir hüten uns hingegen — und es wäre mehr als thöricht —, diesen Grundsatz auf die Masse vom dynamischen Gesichtspunkt aus, auf die gesamte menschliche Gesellschaft in ihrer historischen Entwicklung anzuwenden. Man müßte mit großer Blindheit geschlagen sein, wollte man aufrechterhalten, daß der einzelne Mensch, vom dynamischen und geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, die Vereinigung der Mehrheit an Geist überrage, und daß auch in diesem Sinne sich vereinigen, sich verschlechtern bedeute. Dies würde zur Verleugnung der wissenschaftlichen Theorie der Evolutionslehre führen, denn die Evolution ist nichts andres als ein Prozeß wachsender Vereinigung.

Diese Unterscheidung, die, von vielen mißverstanden, zu Irrtümern Anlaß gegeben hat, muß also zunächst klar und deutlich hervorgehoben werden: der Unterschied zwischen der Psychologie der Masse, wenn diese wie durch plötzliche Eingebung in einem gegebenen und kurzen Augenblick handelt — und der Psychologie der Masse, wenn diese langsam im Zeitraum von Jahrhunderten handelt. Im ersten Falle sind ihre Kundgebungen stets dem Einzelwesen gegenüber minderwertig, im zweiten Falle sind sie nicht nur gleichwertig, sondern manchmal auch überlegen.

Wenn es thatsächlich auch keine wie durch Wunder in einer Versammlung plötzlich entstandene Kollektivmeisterwerke giebt, so existieren doch wunderbare, von der Menge mit Hilfe der Zeit langsam geschaffene Kollektivmeisterwerke, denen man umsonst den Stempel eines einzigen Genies aufzudrücken versuchen würde. Gemälde, Bildhauerarbeiten, Gedichte, wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen sind mit Recht mit einem einzelnen Namen verknüpft und müssen es sein: Raffael und van Dyck, Dante und Shakespeare, Phidias und Michelangelo,

Kepler und Newton. Aber andre deshalb nicht weniger wichtige Gesamtschöpfungen, wie zum Beispiel Sprache und Schrift, können keinen alleinigen Urheber aufweisen. Sie sind das Arbeitsergebnis von Millionen Menschen, und niemand hätte sie allein zu vervollständigen vermocht, weil das Genie und die Lebensdauer des Einzelwesens der Aufgabe in ihrer Riesengröße nicht gewachsen war. Sie sind ein Gesamtwerk, das unaufhaltsam fortrollt wie die Wogen eines Stromes; und ebenso wie dieser wird es unaufhörlich von einer Unzahl unbekannter kleiner Zuflüsse gespeist und bringt als Ganzes einen gewaltigen Eindruck hervor. Die Menge ist es, welche aus dem ersten Stammeln ausdrucksvoller und nachahmender menschlicher Laute die Sprache herangebildet hat bis zu dem außergewöhnlichen Reichtum der Ausdrucksweise unsrer Tage. Ihr, der kein nur dem Einzelgenie zukommender Ruhmeskranz gereicht wird, danken wir es, wenn Flügel dieses Werk jüngst durch ein Wortverzeichnis krönen konnte, in dem 94 000 Worte enthalten sind. Die Menge ist es, die es uns ermöglicht, nachdem sie von der Bilder- auf die Silbenschrift und die alphabetische Schreibweise übergegangen ist, unsre Empfindungen und Gedanken in den zartesten Nuancen zu beschreiben und aufzuzeichnen und sie so der Nachwelt mit einer Genauigkeit zu hinterlassen, welche die der Photographie übertrifft.

Und was soll man zu den Legenden, den Heldenerzählungen sagen, die jedes Volk besitzt, wenn es zum erstenmal auf den Brettern der Weltgeschichte auftritt? Die homerischen Epen Griechenlands, die rhapsodischen Gesänge jeglichen Landes sind nichts andres als allmählich von der Masse geschaffene und überlieferte intellektuelle Gebilde. Die litterarische Kritik hat heutzutage fast unumstößlich bewiesen, daß diese künstlerischen Gebilde nichts andres sind als Kollektivwerke. Aber das genügt nicht. Die der Masse innewohnende, unter einer Unzahl von Einzelwesen verteilte Intelligenz hat auch noch andre Kundgebungen. Schon Pasquale Rossi bemerkte geistreich, daß die Mehrheit oft in unbestimmter Weise die Entdeckung oder Erfindung des Einzelwesens vorahnt und ankündigt. Was sind die Sprichwörter, wenn nicht der unbewußte Ausdruck der Erfahrung? Was bedeuten die den Völkern eigne kühne Weissagungen andres, so wenig sie auch Beachtung finden? Wenn ein Genie eine neue wissenschaftliche Theorie entdeckt, so kann man dreist behaupten, daß sie von der Menge bereits vorgeahnt und angekündigt wurde. Der alte Spruch „Nil sub sole novi“ hat eine tiefe Wahrheit, vor allem, wenn man ihn auf die Gesamtgenialität und ihre Beziehung zur Einzelgenialität anwendet. Lange, ehe Graphologie und Graphologen auftauchten, wendet der Sprachgebrauch das Wort „Charakter“ für Schrift an, was so viel sagen will, als daß eine Beziehung zwischen der Schrift und dem Charakter von Personen anerkannt wurde. Lange vor Lister heilte man in den Bergen Kalabriens die Wunden mit dem Terpentin, das aus den Rinden der Fichten hervorquillt. Lange ehe Lombroso seine Theorie von der Symbiose des Verbrechens aufstellte, hatte ein Märchen die erste Intuition gehabt; erzählte es doch die Geschichte eines Astrologen, der, nachdem er in den Sternen gelesen, daß ein Kind zum Mörder vorherbestimmt sei, dem Vater den Rat gab, aus

diesem Kind einen Chirurgen zu machen, um auf eine für ihn und die andern nützliche Art seinen Grausamkeitstrieb zu befriedigen.

Das Einzelgenie ist also — von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet — der Erwecker von Wahrheiten, welche in den Seelen aller schlummern; es ist es, das den Zauberspruch findet und dem Ausdruck verleiht, was dem Gesamtgeist auf seinem dunkeln, ruhmlosen Pfade gleichsam vorgeschwebt hat. Es ist der große Reflektor, in dem sich Tausende und aber Tausende von Strahlen fangen, und der dann das Licht mit verhundertfachter Stärke zurückwirft. Die großen Männer — sagte Bourdeau — erfüllen nur eine soziale Pflicht; sie handeln, aber die Menge leitet sie; und in dem geheimnisvollen Schicksal, das sie entweder zum Ruhm erhebt oder sie in das Nichts zurückversenkt, haben wir nichts andres zu erblicken, als das Gesamtergebnis des Willens und Trachtens der Völker.

Politiker sowohl als Künstler und Gelehrte, alle glauben sie ein Volk leiten, ihm den eignen Geschmack und die eignen Ideen einflößen zu können, in Wahrheit aber sind sie es, die, ohne es zu wissen, dem Impulse folgen, der vom Volk auf sie einströmt.

Ebenso wie für jede Empfindung eine Ausdrucksweise geschaffen wird und jede unklare und weitschweifige Idee sich in einem Symbol klärt, bildet jede Mehrheit ihr Genie aus. Dies muß anerkannt und zugleich zugegeben werden, daß die Gesamtheit die vom Einzelgenie gemachten Eroberungen des Gedankens und der Empfindung verbessert, entwickelt und emporhebt. In einem gegebenen Moment ist die Intelligenz des Einzelwesens stets bedeutender als die der Menge, aber im Lauf der Zeiten unterliegt die Intelligenz des Einzelwesens in dem Sinne, daß es stets die Masse ist, welche das Einzelgemüt oder Einzeltalent hervorbringt, und als tausendköpfige Mehrheit wiederum die meist ein wenig übertriebenen und über das Gleichmaß hinausstrebenden Ideen des Einzelgenies verbessert, ausgleicht und in feste Bahnen leitet.

Der geniale Einzelmensch stellt die Gegenwart vor, das heißt also, er ist der Sohn der Vergangenheit, der dunkeln Gesamtarbeit der ganzen Menschheit. Aber er ist, ebenso wie die Gegenwart, nicht nur der Sohn der Vergangenheit, sondern auch der Vater der Zukunft, daher muß er, wie alle Väter, sich dem evolutionistischen Schicksal unterwerfen, das es der Masse in Gestalt seiner Nachkommen vorbehält, seine Ideen und Errungenschaften zu richten und zu modifizieren. In dem Genie steckt stets etwas Anlage zum Uebertreiben und zu Gegensätzen, sowohl in den zu schroff und kategorisch geäußerten Ideen, als in den zu rasch und unfolgerichtig daraus gezogenen Schlüssen. Die Mehrheit macht es sich zur Aufgabe, die Uebertreibungen zu mildern und die Gegensätze im Sinne der Wahrheit auszugleichen. In der Wissenschaft, sagte Enrico Ferri, taugt die Schule stets mehr als der Meister, der sie gründete. Beiden sind grundverschiedene, aber gleich wichtige Aufgaben zugeteilt. Ohne den genialen Schöpfer würde die Schule nicht ins Leben gerufen werden und vermöchte der geistige Durchschnitt keine Stufe auf der Fortschrittsleiter emporzuklimmen. Ohne eine auf festen Boden gegründete Mehrheit würde die Intuition des Genies der Vergessenheit

anheimfallen, von den eignen Uebertreibungen und unverbesserten Irrtümern vernichtet.

Und aus diesen einfachen Beobachtungen läßt sich ein Schluß ziehen, wie er nicht folgerichtiger und augenscheinlicher sein könnte, und wie man ihn kaum bei Einleitung dieser Untersuchung erhoffen konnte. Die Masse ist dem Einzelwesen im *statischen* Moment, in dem sie ihre Ideen kundgiebt und danach handelt, zwar unebenbürtig. Hingegen ist sie für das Einzelwesen nicht nur in der Vergangenheit, durch die sie bildend einwirkt, sondern auch in der Zukunft, in der es ihr vorbehalten ist, dessen Ideen und Handlungen zu verbessern und auszugleichen, von größter Wichtigkeit. Ich behaupte — und bitte für diesen Vergleich um Entschuldigung —, daß der Mehrzahl in der Geschichte die nämliche Funktion obliegt wie dem Samen im vegetabilischen Leben — sie zeitigt wunderbare Früchte: die Genies. Wenn diese Früchte die Atmosphäre mit ihrem Duft erfüllen, muß man zugeben, daß ihnen nichts an Geschmack, Wohlgeruch und Schönheit gleiche. Der Samen ist in diesem Augenblick unstreitbar seinem Produkt unebenbürtig. Aber im Kreislauf des Lebens haben die Früchte einen bedeutend geringeren Wert als der Samen, weil sie ohne diesen nicht entstehen könnten und ihre Herrlichkeit ohne die ihre Keime ernährende Mutter Erde so vergänglich sein würde wie das Werk des Genies, dessen Gedanken nicht von der Masse befruchtet würden.

Mir scheint aber auch, daß dieser Schluß dem Problem die Bahn ebne, das sich mit den Beziehungen zwischen Kunst und Masse beschäftigt, und daß er dieselbe nicht nur erhelle, sondern auch dazu beitrage, den zwischen diesen beiden Grundsätzen herrschenden Zwist zu schlichten. Dieser Zwist ist nicht nur, wie es oberflächlich scheinen mag, eine Streitfrage zwischen dem Künstler und dem Publikum, sondern er ist ein Zweikampf zwischen *einem* gegen *viele* und deshalb in seiner wahren Gestalt eine Frage der Zeit. Der Künstler kann sich wohl gegen das Urteil der zeitgenössischen Menge auflehnen, aber nicht gegen das seiner Nachkommen. Er kann die Masse, unter der er lebt, wohl mißachten, aber nicht die, welche nach ihm kommen wird. Es giebt und kann in der Welt kein andres Kriterium für jegliche intellektuelle Mitteilungsweise geben, als die Zustimmung der Mehrheit. Diese Zustimmung mag zweifelsohne langsam und weit entfernt, wenn auch unvermittelt erfolgen, immerhin aber spricht aus ihr ein Gesamturteil der Masse. Und niemand wird beanspruchen können, ein Genie zu sein, wenn seine Nachfolger ihn nicht als ein solches anerkennen. Sein Stolz wäre eitel und lächerlich, wenn die Nachwelt ihn später mit Stillschweigen überginge. Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft herrscht nicht das in alten Zeiten (und auch noch heutzutage in manchen Ländern) in der Politik übliche despotische System. Dem Willen der Mehrheit zum Trotz lassen sich keine Prinzipien aufstellen. Auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft herrscht das System der Volksbeschlüsse. Diese sind um so ehrlicher und gewissenhafter, als sie — von der Nachwelt ausgesprochen — jeden Verdacht der Bestechung und Beeinflussung ausschließen.

Ist dies aber eine, wie ich glaube, unbestrittene und augenscheinliche Wahrheit, so will es mir nicht nur ungerecht, sondern auch seltsam erscheinen, wenn der Künstler, nur weil die Menge seine Ideen nicht gleich richtig auffaßt und versteht, Acht und Bannstrahl von seiner Höhe gegen sie schleudert. Gewiß, wir gestehen es ein: das Publikum erfaßt sehr oft die Bedeutung des Kunstwerks nicht, über das zu urteilen es berufen ist. Es pfiff Rossini bei der ersten Aufführung des „Barbiers von Sevilla“ und Wagner bei jeder Kundgebung seines außerordentlichen musikalischen Genies aus. Es überging zuerst mit Stillschweigen und bekämpfte dann Meisterwerke der Malerei, der Bildhauerkunst und der Litteratur, die später zu Edelsteinen unvergänglichen Glanzes auf dem Gebiete der Kunst wurden. Nun wohl, dies alles soll zugegeben und sogar von der Bemerkung abgesehen werden, daß den blödsinnigsten Verdammungsurteilen der Masse oft auch gerechte und logische gegenüberstehen. Aber — so möchte man die stolzen Künstler fragen — warum beklagt ihr euch über die Langsamkeit, mit der die Menge euch begreifen lernt, während diese Langsamkeit des Gesamtgeistes den Intuitionen des Einzelgenies gegenüber doch eine unumgängliche und sogar wohlthätige Naturnotwendigkeit ist, nicht nur in Bezug auf die Kunst, sondern auch in Bezug auf alle intellektuellen Kundgebungen?

Auch auf den Gebieten der Wissenschaft, der Politik und andern Feldern der menschlichen Thätigkeit geschieht es fast nie — mit wenigen Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen —, daß dem Publikum, der Masse, sofort blitzartig der neue Gedanke, die Erfindung einleuchtet, die ein einzelner Weitausschauender ausgesonnen, die ein Einzelgenie gemacht hat. Napoleon hatte nur ein mitleidiges Lächeln, als ihm das Modell eines Dampfschiffs gezeigt und beschrieben wurde. Thiers versicherte vor dem versammelten französischen Parlament, daß die Welt sich nie andrer Fortbewegungsmittel bedienen würde, als der mit Pferden bespannten Postkutsche. Aristoteles setzte nicht voraus, daß alle Menschen von Geburt gleich seien, und glaubte, daß es stets einen Unterschied zwischen Freien und Sklaven geben werde. Und dennoch wird — wie ich glaube und hoffe — kaum jemand wagen, Napoleon, Thiers und Aristoteles für mittelmäßig begabte Menschen zu halten. Warum maßen sich also die Künstler — Maler, Bildhauer, Musiker und Schriftsteller — allein das Recht zu, diejenigen mit Schmähungen zu überhäufen, die nicht gleich ihre Werke bewundern und nicht sofort in Verzückung geraten, sobald sie sie sehen, lesen oder hören? Warum soll die Menge durchaus — wenn sie sich nicht der Strafe aussetzen will, für unwissend zu gelten — einem Wagnerschen Werk gegenüber die Schnelligkeit der Intuition haben, die Napoleon und Thiers der Erfindung Watts gegenüber nicht besaßen.

Es ist Thatsache, daß jede Idee, ehe sie sich siegreich Bahn bricht, zuvor eine Sturm- und Drangperiode durchzumachen hat. Das wissen alle, die auf dem Gebiete der Politik um ein Ideal gerungen; alle, die auf dem Felde der Wissenschaft für die Aufklärung eines Teils des noch heute unendlichen Unbekannten gekämpft haben. Und dennoch haben in dieser Sturm- und Drang-

periode weder die Apostel und Märtyrer noch die Gelehrten es gewagt, aus dem Benehmen der Gegnerschaft ihres Zeitalters den Schluß zu ziehen, daß die Menge jene beleidigende Verachtung verdiene, weil sie nicht gleich von ihr verstanden wurden und werden konnten. Bescheidener, weil größer und würdiger, als manche hochmütige moderne Künstler, begriffen sie, daß eine Idee oder eine Vorstellung nicht immer zündend wirkt wie ein elektrischer Funke, sondern sich vielmehr Bahn brechen muß wie der Stein, den man ins Wasser wirft, und in dem die Wellen immer größere Kreise ziehen, bis sie ans Ufer heranreichen. Sie wußten, daß die ererbten Gewohnheiten und die Abneigung vor dem Unbekannten weit mehr als Unwissenheit und geistige Beschränktheit dazu beitrugen, das Publikum vor den sich ankündigenden Neuerungen kopfscheu zu machen, die sie in ein ihnen unangenehmes Gefühl des Erstaunens und der Bestürzung versetzten. Und sie warteten geduldig, daß die Zeit ihnen zu dem Beifall verhelfen möge, den ihre Zeitgenossen ihnen versagten, ohne die der Unfähigkeit zu bezichtigen, die sie nicht verstanden, wie es heutzutage an der Tagesordnung zu sein scheint.

Wir wiederholen es also nochmals: von der Masse darf man keine rasche Auffassungsgabe einem Kunstwerke gegenüber erwarten und dieselbe für diesen Mangel an Verständnis auch nicht schmähen. Auch der einzelne Mensch besitzt Kunstwerken oder andern geistigen Kundgebungen gegenüber nicht immer eine rasche Auffassungsgabe. Nicht alle Dichter sind Improvisatoren, nicht alle geistreichen Köpfe Redner aus dem Stegreife. Aber deshalb darf man sie um des Mangels dieser improvisatorischen Fähigkeiten doch nicht unterschätzen. Vielleicht sind die wahren Dichter und Gelehrten, deren Werke in der Geschichte aller Zeiten fortleben werden, gerade diejenigen, denen diese augenscheinlichen und eindruckmachenden Gaben versagt sind. Kurz, die Masse mit ihrer unendlichen Gesamtseele ist wie eines jener Einzelwesen, deren Geist sich nicht unmittelbar kundgiebt, und die, wenn sie unvorbereitet ist, einen unvorteilhafteren Eindruck macht, als sie verdient: läßt man ihr hingegen die Zeit zum Ueberlegen, so fördert sie ein Meisterwerk zu Tage.

Statt des Gegensatzes, den eine große Anzahl hervorragender Einzelwesen zwischen sich und der Menge empfinden, statt der Verachtung, die sie für sie fühlen, als ob sie nur das corpus vile sei, an dem die Genies, wie die Aerzte in den Krankenhäusern, ihre Erfahrungen machen, wäre es zu wünschen, daß sich zwischen Künstlern und Masse ein Gefühl der Freundschaft und gegenseitigen Verpflichtung entwickelte. Dies Gefühl gegenseitiger Verpflichtung würde trotz der bösen Saat eines unfruchtbaren Hochmuts eine fruchtbare Bescheidenheit hervorbringen. Denn wie der Gedanke nichts ist als die geheimnisvolle Arbeit Tausender von Gehirnzellen, deren jede allein nichts bewirken könnte, so ist der geniale Künstler und sein Werk nichts als das individuelle und symbolische Ergebnis der Kollektivarbeit von Millionen Menschen, von denen jeder vereinzelt weder zu denken und handeln noch zu leben vermöchte. Dieses Gefühl der Solidarität würde ferner die schwarze Wolke des zeitgenössischen Pessimismus ver-

scheuchen, demzufolge man die Masse wie eine Mehrheit von Hirnverbrannten, jedes Kunstwerks Unwürdigen verachtet, und an seiner Stelle würde das helle, ruhige Licht eines gesunden Optimismus leuchten, in dessen Namen man sich das Wort gäbe, an der geistigen Erhebung und moralischen Auferstehung dieser Masse zu arbeiten. Ach, ich kann gar nicht begreifen, daß es noch solche Schwarzseher giebt, welche behaupten, das Leben sei nicht des Lebens wert, weil der geniale Mensch nicht verstanden, der ehrliche von Schurken übertölpelt werde. Ist dies doch ein allzu kurzsichtiger und eigennütziger Schluß! Und derjenige, der ihn zieht, kann nur ein Verderbter oder ein Kranker sein. Es giebt so viel Elend, so viel Schmerzen, so viel Unwissenheit, und ihr fühlt nicht, daß es allein schon der Mühe wert wäre zu leben, um die göttliche Poesie eines dieser Leiden zu lindern, eine dieser Unwissenheiten zu bekämpfen? Und muß es gerade die Kunst, müssen es die Künstler sein, welche das traurige Beispiel des Hochmuts geben, indem sie die Menge verschmähen und sie meiden wie eine verpestete Umgebung?

Nein! Aus dem Reiche der Kunst muß und wird ein ganz andres Beispiel kommen, ich bin dessen gewiß! Die Künstler, diese Millionäre auf geistigem Gebiet, dürfen es nicht jenen Geldmillionären nachthun, die alle ihre Reichtümer für sich behalten und den verachten, der keine Gleichwerte besitzt. Sie müssen vor allem anerkennen, daß ihr Reichtum — das Genie — ebenso wie das Gold des Kapitalisten die Frucht stiller Arbeit und das Erbteil von Millionen und Millionen Menschen ist und nicht ihr ausschließliches persönliches Verdienst. Sie müssen ferner begreifen, daß es ihre Pflicht ist, diesen Reichtum in den Schmelztiegel der Kollektivseele zu werfen, um ihn flüssig zu machen, wie es die Pflicht des Reichen ist sein Gold in Umlauf zu bringen, um die Wohlfahrt des Landes zu heben. Was thut es, wenn sie auch nicht gleich verstanden werden, so wie der Reiche, der sein Geld ausstreut, zuerst meist Undank statt Dank erntet!

Die Dankbarkeit ist im Einzelwesen selten, in der Masse, wenn auch sehr langsam, so doch sicher: und dort trägt sie einen Namen, dem auch der hartnäckigste Aristokrat, der folgerichtigste Individualist, der selbstbewußteste Künstler sich beugen muß, denn dort nennt sie sich: Ruhm!

Die friedliche Mission der Flotten.

Von

Sir Cyprian Bridge, K. C. B., Vize-Admiral.

Als der Herausgeber der „Deutschen Revue“ mir die ganz unerwartete Ehre erwies, mich um einen Artikel für seine Zeitschrift zu bitten, fühlte ich, als englischer Seeoffizier, ein sehr natürliches Bedenken über meine Fähigkeit, etwas zu sagen, was deutschen Lesern willkommen wäre. So weitbekannt die „Deutsche Revue“ auch ist, und so oft ich sie auch in England gesehen habe, so hat sie doch ihre hauptsächliche Verbreitung zweifellos in dem Lande, in dem sie herausgegeben wird; und ein draußen lebender Ausländer hat wenig Möglichkeiten, den Geschmack und die besonderen Neigungen eines Publikums kennen zu lernen, dem er nicht angehört und das er thatsächlich selten sieht. Indessen hat er ohne Zweifel auch gewisse Vorteile auf seiner Seite. Die Leser einer Zeitschrift von der hervorragenden Bedeutung der „Deutschen Revue“ müssen notwendigerweise einer mit außergewöhnlich hoher Bildung ausgestatteten Klasse angehören, und infolgedessen besitzen sie ohne Frage jene freie Denkungsart, welche durch die Bildung erzeugt und entwickelt wird. Ich gebe mich daher im voraus mit einiger Zuversicht der Ueberzeugung hin, daß der Beitrag, welchen ich auf den Wunsch des Herausgebers für diese Blätter liefere, eine wohlwollende und vielleicht sogar freundliche und sympathische Aufnahme finden wird.

Es hat mir einige Schwierigkeit gemacht, ein Thema zu finden, das ich — ohne meine eigne Nationalität oder meinen Beruf zu vergessen — derart zu behandeln vermöchte, daß es Leser, deren große Majorität einem andern Volke angehört und aus Binnenlandbewohnern besteht, vielleicht ansprechen und interessieren könnte. Es muß zugleich gesagt werden, daß der Titel dieses Artikels nicht deswegen gewählt worden ist, um durch die Andeutung eines Paradoxons die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Flotten sind, wie die andern Teile der bewaffneten Macht, in erster Linie zum Kampf bestimmt; und die Behauptung, daß sie auch eine friedliche Mission erfüllen können, mag auf den ersten Blick paradox erscheinen. Ich hege die Hoffnung, daß diejenigen, welche so freundlich sind, diesen Artikel bis zum Schlusse zu lesen, zu der Ueberzeugung gelangen werden, daß das scheinbare Paradoxon verschwunden ist.

Zunächst muß man sich den großen und wesentlichen Unterschied zwischen den Bedingungen, welchen die Operationen einer Flotte, und denen, welchen die Operationen eines Landheeres unterliegen, völlig klar machen. In Friedenszeiten ist das Landheer strikt auf das Gebiet des Staats beschränkt, dem es angehört. Nur kleine Gruppen von Offizieren und Soldaten überschreiten gelegentlich die Grenze und betreten den Boden eines benachbarten Staates; aber das geschieht stets nur aus Anlaß von zeremoniellen Vorgängen oder festlichen Veranstaltungen

und auf Einladung des Nachbarstaates. Fälle wie der des deutschen Detachements, das vor einiger Zeit durch einen Teil von Italien fuhr, um sich in Genua nach China einzuschiffen, sind ganz und gar Ausnahmen und kommen sehr selten vor. Französische, russische, deutsche, amerikanische, spanische, holländische und portugiesische Transportschiffe mit Truppen an Bord berühren häufig britische Kolonialhäfen, um sich mit Kohlen oder andern Vorräten zu versehen; aber die Soldaten landen nicht in organisierten Truppenkörpern, ausgenommen auf Einladung oder besondere Erlaubnis, und auch dann nur in kleineren, im Verhältnis zur Garnison unbedeutenden Abteilungen. Es gilt stets als selbstverständlich, daß die Besuche von Transportschiffen mit fremden Truppen an Bord ganz nach dem Belieben der Macht, welcher der betreffende Hafen gehört, gestattet oder nicht gestattet werden. Großbritannien ist einzig darin, daß es fremden Truppentransportschiffen thatsächlich freien Zutritt zu seinen Häfen gewährt. Andre Mächte gewähren ihn keineswegs in allen Fällen, und auch Großbritannien kontrolliert ihn durch Vorschriften, die ihn indessen nur wenig beschränken. In Kriegszeiten überschreitet ein Heer die Grenze seines eignen Landes nur zu dem Zwecke, gegen einen Feind zu marschieren, oder auf dem Gebiet eines Verbündeten eine strategische Stellung einzunehmen, oder sich mit den Streitkräften eines verbündeten Staates zu vereinigen. Das Einrücken von Truppen der einen kriegführenden Partei in das Gebiet eines neutralen Staates versetzt, wenn es mit Genehmigung des letzteren geschieht, diesen in Kriegszustand mit der andern Partei; geschieht es ohne Genehmigung, so ist das Einrücken eine feindselige Handlung gegen den Staat, zu welchem das betreffende Gebiet gehört. Wenn es erlaubt ist, so zu sprechen, als ob es wirklich ein Ding wie ein Völkerrecht gäbe — soweit es nicht, wie man gesagt hat, vorhanden ist als eine Einrichtung, die die Diplomaten in den Stand setzt, in ihren Depeschen Citate daraus einzuflechten, oder einen Vorwand bietet, Gehälter für Professuren auszuwerfen —, so kann man sagen, daß die „Regel“ oder der „Grundsatz“ — oder wie man es sonst nennen will — des Völkerrechts, wonach einem Schiff eines kriegführenden Staates erlaubt ist, einen neutralen Hafen anzulaufen und dort genügend Kohlen einzunehmen, um den nächsten Hafen seines eignen Landes erreichen zu können, in Bezug auf Landheere kein Gegenstück haben kann.

Man wird sofort sehen, wie anders geartet die Verhältnisse sind, welche auf Flotten einwirken, wenn man beachtet, daß, abgesehen von einem schmalen, nur drei Meilen breiten Streifen längs der Küsten der zivilisierten Staaten, der ganze Ozean geradezu völlig neutral ist. Er ist offen für die Bewegungen jeder kriegführenden Seemacht, ausgenommen, soweit diese Bewegungen von einem Feinde gestört werden, und er ist ebenso offen für die völlig unbeschränkten Bewegungen der Flotte jeder nicht kriegführenden Macht. Für Landheere giebt es einen derartigen offenen Tummelplatz nicht. Die Schiffe von nicht kriegführenden Mächten werden in den Häfen der andern zugelassen, man kann fast sagen, sie sind darin willkommen. Manche Regierungen beschränken allerdings die Zahl der fremden Kriegsschiffe, die in einem Hafen zu gleicher Zeit liegen dürfen,

und die Dauer ihres Aufenthaltes; aber diese Beschränkungen sind nicht allgemein und werden häufig auf Ansuchen gemildert. Es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß man die Kriegsschiffe einer Nation auf den Werften einer andern in Dock oder zur Ausbesserung liegen findet. Bisweilen kommt es vor, daß Schiffe fremder Marinen Uebungen im Machtbereich und sogar in den geschlossenen Wasserbecken des britischen Reiches abhalten. Ein Beispiel mag hier angeführt werden. Jervis Bay in Neu-Süd-Wales ist als Uebungsplatz der deutschen Flotte fast ebensogut bekannt wie der britischen. Selbst im Kriege wird, wie bereits oben angedeutet worden ist, den Schiffen der Kriegführenden erlaubt, den Häfen neutraler Mächte Besuche von ansehnlicher Dauer abzustatten, unter der Bedingung, daß sie nichts thun, was die Neutralität des betreffenden Hafens zu verletzen geeignet ist. Natürlich kann ein Staat jedem Teil einer bewaffneten Macht — sowohl der Flotte wie des Landheeres — den Zutritt nach seinem Belieben verwehren. Die Gewohnheit, auf Schiffen Besuche abzustatten, hat sich Schritt für Schritt entwickelt und wird, da sie sich als zweckdienlich und völlig unschädlich erwiesen hat, von den Gesetzen der internationalen Höflichkeit fast durchgehends sanktioniert. Es ist Brauch, Besuche in fremden Häfen vorher anzukündigen und eine entgegenkommende Antwort abzuwarten, ehe die Schiffe ausgesandt werden; doch wird diese Formalität nicht unveränderlich als wesentliche Voraussetzung betrachtet.

Aus dem Vorstehenden wird klar geworden sein, daß, während ein Landheer eine friedliche Mission nicht haben kann, die Verhältnisse zur See so anders geartet sind, daß diese negative Feststellung nicht unbedingt auch für die Kriegsmarine Geltung haben muß. Es erübrigt nun noch die Darlegung der Verhältnisse nach der positiven Seite. Man darf mit Recht großes Gewicht auf eine friedliche, interessante und nutzbringende Seite der Thätigkeit der Kriegsmarinen legen: die geographische Forschung und die hydrographischen Aufnahmen. Die russische Marine wird sich stets mit Stolz an Namen wie Bering und Krusenstern erinnern; die französische an Bougainville,[1]) La Pérouse und d'Entrecasteaux; die britische an Wallis, Carteret, Cook und viele andre. Die Spanier, die Portugiesen und die Holländer können auf eine stattliche Anzahl von Entdeckern hinweisen, die, wenn auch nicht eigentlich Seeoffiziere im modernen Sinne, doch im wesentlichen Seeleute waren. Indessen ist es der Zweck dieses Artikels, sich mit modernen Verhältnissen zu befassen; und die Möglichkeit, wirkliche Entdeckungsreisen durch ein ausgedehnteres Gebiet zu machen, hat — von den antarktischen Gegenden abgesehen — vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit der Expedition von Wilkes ihr Ende gefunden. In ähnlicher Weise sind alle die großen modernen arktischen Expeditionen vor nahezu vierzig Jahren ans Ende gelangt. Es ist zwar seitdem in den Nordpolargegenden und anderswo

---

[1]) Bougainville diente zuerst im Landheer. Er war vierunddreißig Jahre alt, als er Kapitän in der Marine wurde. 1779 wurde er zum Kommodore der Marine (Chef d'escadre) ernannt und 1780 zum Generalmajor in der Armee (Maréchal de camp).

manche rühmliche und ersprießliche Forscherarbeit geleistet worden, aber sie trägt nicht den Charakter originalen Unternehmungsgeistes, der den Ruhm der früheren Seefahrer ausmacht. Was Standhaftigkeit und Ausdauer betrifft, so lassen sich wenige Unternehmungen höher stellen als die einiger neuerer amerikanischer Reisenden oder die Fridtjof Nansens und des Herzogs der Abruzzen, und man kann ihnen für ihr heroisches Ertragen von Mühsalen und Beschwerden nur die höchste Anerkennung zollen.

Ganz ebenso verhält es sich mit der hydrographischen Thätigkeit. Die Küsten aller Länder waren bereits vor einem halben Jahrhundert oder mehr im allgemeinen richtig, wenn auch nur in groben Umrissen aufgenommen. Alles, was in Zukunft noch geschehen kann, ist, die noch fehlenden Details einzutragen. Dies ist eine höchst nützliche und thatsächlich notwendige Arbeit, aber sie kann keinen Anspruch auf wirkliche Originalität machen. Sie steht zu dem Werk der großen Entdecker ungefähr in der Beziehung wie ein Kupferstecher, der ein Gemälde reproduziert, zu dem Schöpfer des Bildes. Heutzutage, wo die Zahl der die Meere durchkreuzenden Schiffe so enorm geworden ist, während viele von den Plätzen, wohin sie gehören, erst in neuerer Zeit in früher wenig bekannten Gegenden gegründet sind, ist die Seeaufnahme eine wahrhaft verdienstliche Arbeit. In vielen Ländern gehören die damit Betrauten ausschließlich der Kriegsmarine an. Dies ist der Fall bei England, das zu diesem Zwecke ein ganzes Geschwader von Schiffen hauptsächlich in weit entfernten Gewässern stationiert hält. Ihre Aufgabe ist eine eminent friedliche; sie führt fast direkt zu einer großen Ausdehnung des Seeverkehrs und erleichtert die Verbindungen zwischen den verschiedenen Häfen.

Indessen ist es nicht die Absicht des Verfassers, die Rechtfertigung des für diesen Artikel gewählten Titels auf solche Fundamente wie die bisher erwähnten Thatsachen zu stellen. Ebensowenig soll diese Rechtfertigung auf eine andre Phase der friedlichen Thätigkeit der Flotten, das Ausführen wissenschaftlicher Beobachtungen, gegründet werden. In diesem Punkte haben die Seeoffiziere viele Genossen. Als der große Hydrograph Maury — selbst ein Seemann — von einem Schiff als von einem „schwimmenden Observatorium", einem „Tempel der Wissenschaft" sprach, dachte er ebensowohl an Handelsschiffe wie an Kriegsfahrzeuge. Die Offiziere einer Kriegsflotte haben — oder hatten wenigstens — viele Gelegenheiten, sich als wissenschaftliche Beobachter zu bewähren, und zwar in reicherem Maße als die meisten andern Leute. Der verstorbene hervorragende Botaniker Baron Ferdinand v. Müller erzählte mir vor einigen Jahren, daß er keiner andern Klasse von Sammlern, die ihm bei seinen Untersuchungen halfen, so viel Dank schulde als den Marineoffizieren. So rühmenswert und wahrhaft wohlthätig aber alle diese hier genannten Leistungen auch sein mögen — die Thatsache, daß die Kriegsflotten eine friedliche Mission erfüllen und in Wirklichkeit schon oft erfüllt haben, soll durch Beibringung von Beweisen für andre Dienste, die sie der Welt leisten, klar gemacht werden.

Von der Erschlaffung, die viele Nationen nach der Beendigung der großen

Napoleonischen Kämpfe im Jahre 1815 an den Tag legten, war außerhalb Europas nur wenig zu verspüren. In Spanisch-Amerika zum Beispiel folgte eine lange Periode von Unruhen. Heftige Angriffe auf die alte Politik kommerzieller Abschließung waren bereits gemacht worden, als Mexiko und die verschiedenen Länder von Zentral- und Südamerika ihre Kämpfe für die staatliche Unabhängigkeit begannen. Ausländisches Kapital wurde in steigendem Maße in den neuen Staaten angelegt, und ausländische Kaufleute ließen sich in beträchtlicher Anzahl darin nieder. Vor diesen energischen unternehmenden Leuten eröffnete sich die Aussicht auf ein großes Aufblühen des Handels. Nur eines fehlte, um zu verhindern, daß sich die lockende Aussicht als eine völlige Enttäuschung erwies. Dieses Eine war die Aufrechterhaltung der Ordnung. In vielen, ja thatsächlich in den meisten Fällen waren die einheimischen Regierungen nicht fest genug begründet, um diese zu gewährleisten. Politische Unbeständigkeit und plötzliche Wandlungen, hervorgerufen durch ordnungswidriges und gewaltthätiges Vorgehen, waren die Regel. Das völlige Vorwalten ungeordneter Zustände bedrohte die Interessen der ausländischen Kaufleute, die Kapital in den unlängst unabhängig gewordenen Staaten angelegt hatten. Da und dort war ihr Eigentum dem Risiko vorsätzlicher Konfiskation ausgesetzt und ihr Leben in Gefahr.

Selbst wenn die einheimische Regierung den Willen hatte, sie zu schützen, so hatte sie nicht immer die Macht dazu. Glücklicherweise nun war gewöhnlich eine Streitkraft zur Hand, die den loyalen, ehrenhaften und strebsamen Ausländern, die darauf ausgingen, die Hilfsquellen dieser unentwickelten Länder zu erschließen, einen wirksamen Schutz gewährten. Diese Streitkraft setzte sich zusammen aus Schiffen der britischen, der französischen und der nordamerikanischen Flotte. Dank der großen numerischen Ueberlegenheit der britischen Schiffe und ihrer weiteren Verteilung fiel ihnen der größte Teil der in Rede stehenden Aufgabe zu. Es muß im kontinentalen Europa viele im Ueberfluß lebende Familien geben, die, wahrscheinlich ohne es zu wissen, den Reichtum, den sie jetzt genießen, auf die Sicherheit zurückführen können, welche den geschäftlichen Operationen irgend eines Vorfahren von unternehmendem Charakter durch die Thätigkeit der britischen Flotte in weit entfernten Gewässern gewährleistet wurde. Fast unveränderlich war diese Thätigkeit friedlich in der Form, wie sie eminent friedlich im Resultate war. Gewöhnlich genügte die bloße Anwesenheit eines britischen, französischen oder nordamerikanischen Kriegsschiffs in einem Hafen eines unruhigen Distriktes, um ohne aktives Eingreifen die Arme einer gut gesinnten Regierung zu stärken, eine verräterische einzuschüchtern und zu ordnungsmäßigem Verhalten zu veranlassen. Ein Wink, manchmal direkt, manchmal indirekt gegeben, verfehlte selten die Wirkung, den Helden eines Pronunciamiento zu überzeugen, daß, wenn er seine aufrührerischen Banden ausrüsten wollte, er dafür sorgen mußte, daß dies nicht vermittelst der Beraubung fremder Kaufleute geschähe. Es kam sehr selten vor, daß ein Schuß abgefeuert werden mußte oder gar eine ins Auge fallende Entfaltung von Machtmitteln nötig war. Die Fälle, in denen Pulver verbrannt wurde, waren von der äußersten Seltenheit. Der

berühmteste Fall war der, welcher sich auf dem Rio de la Plata gegen das Ende der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ereignete. Die bedeutendste Leistung war die kriegerische Aktion in Obligado, wo die britische und die französische Flotte sich vereinigten, um den Unterdrückungen, welchen der Handel dort unterworfen war, mit Gewalt ein Ende zu machen.

Die hier geschilderte friedliche Wirksamkeit hielt viele Jahre an. Die Periode, während welcher sie ihren Fortgang nahm, beginnt annähernd um das Jahr 1820 und endigt etwa 1860 oder etwas später. Sie war lang genug, um manchen ursprünglich unruhigen Staaten einen Begriff von den Vorteilen geordneter Zustände und von der Notwendigkeit treuen Festhaltens an den mit den Vertretern fremder Staaten geschlossenen Verträgen beizubringen. Die Tage, in denen man erfolgreich zu dem erwähnten Vorgehen seine Zuflucht nehmen konnte, sind jetzt fast vorüber. Abgesehen davon, daß die Gewohnheit, die einen gedeihlichen Handel im Lande treibenden Ausländer als geeignete Objekte zur Beraubung anzusehen, fast außer Gebrauch gekommen ist, haben sich die in Rede stehenden Länder beträchtlich entwickelt. Ein Resultat der ungeheuren allgemeinen Thätigkeit der letzten Jahre auf dem Gebiet der Erzeugung von Kriegsmaterial ist es, daß diese Staaten jetzt eigne wohlausgerüstete Streitkräfte von ansehnlicher Stärke haben. Ihre Bewohner oder wenigstens die herrschenden Klassen darunter haben einen höheren Begriff von nationaler Würde erlangt. Die Verwicklungen, die zwischen ihnen und auswärtigen Mächten entstehen können, sind nicht oft von der Art, daß sie in befriedigender Weise durch die Thätigkeit von Seeoffizieren auf der Stelle beigelegt werden könnten. Ein besonnener Admiral oder Kapitän hat wohl gelegentlich die Möglichkeit, zu verhindern, daß eine Differenz sich zu einem Konflikt auswächst; aber in der Regel ist es nicht die Furcht vor dem unmittelbaren Eingreifen eines an Ort und Stelle befindlichen Schiffes oder Geschwaders, sondern nur die Furcht vor weiteren Folgen, welche übelgesinnte lokale Machthaber davon abhält, einer fremden Macht achtlos oder böswillig zu nahe zu treten. Ueberdies hat die große Vermehrung der Dampfer, Eisenbahnen und Telegraphenlinien die Lokalbehörden in engere Verbindung mit ihrer zentralen Regierung gebracht, welche dadurch in den Stand gesetzt ist, einen mäßigenden Einfluß auf sie auszuüben, und auch mit den in der Hauptstadt residierenden beglaubigten Vertretern der fremden Mächte die meisten Streitfragen erledigen kann.

In außergewöhnlich stürmischen Zeiten hat ein ausländisches Kriegsschiff schon oft als Asyl für Flüchtlinge aller Nationalitäten gedient. Von den südlichen Küsten des Großen Ozeans bis zu denen der Levante hat die Anwesenheit eines solchen Schiffes friedlichen Ausländern, die entweder in ihrer Person oder in ihren Besitztümern von aufrührerischen Teilnehmern an insurrektionären Bewegungen bedroht waren, bei vielen Gelegenheiten Mut eingeflößt. Sie wußten, daß sich in ihrem Bereich ein Heiligtum befand, zu dem sie flüchten konnten, wenn die Gefahr drohend wurde. Nicht selten war das Schiff auch eine Zufluchtstätte für geächtete Eingeborene, die entweder bei Versuchen,

die bisherigen Machthaber zu stürzen, geschlagen worden oder durch einen erfolgreichen Aufstand der Regierungsgewalt verlustig gegangen waren. Die sogenannten Pronunciamientos hatten gewöhnlich beklagenswerte Tragödien im Gefolge; aber die Komödie fehlte dabei nicht immer. Einmal war eine Persönlichkeit von reiferen Jahren und würdevollem Aeußern, die im Besitze jeglichen Vorzugs zu sein schien, mit Gewalt ihrer Macht entkleidet worden, und zwar von einem starken Nebenbuhler, der, um sich ein für allemal vor jedem Versuch des andern zur Wiedergewinnung seiner Stellung zu sichern, ihn totzuschießen beschloß. Der bedrohte Gentleman, der sich auf ein fremdes Kriegsschiff geflüchtet hatte, war sicher, solange er an Bord blieb. Seine erfolgreichen Widersacher — zu ihrer Ehre sei's gesagt — erlaubten den Mitgliedern seiner Familie, ihn zu besuchen. Ein Boot brachte zum Schiffe eine junge Dame von bemerkenswerter Schönheit, die den Offizieren als Madame X. vorgestellt wurde. Da von Monsieur X. bekannt war, daß er erwachsene Kinder besaß, so wurde angenommen, daß er sich in vorgerückten Jahren wieder verheiratet habe. Die Zusammenkunft einer Frau mit einem Gatten, der genötigt war zu fliehen, um sein Leben zu retten, war etwas zu Geheiligtes, als daß sie überwacht werden konnte, und die Offiziere überließen einmütig die Offizierskajüte den wieder vereinigten Gatten. Nicht lange darauf kam eine zweite Dame, viel älter und von weniger anziehendem Aeußern als die erste, an Bord und behauptete — und bewies schließlich diese Behauptung —, daß *sie* und nur sie Madame X. sei. Als Monsieur X. von dem neuen Ankömmling hörte, wurde er sehr bestürzt. Er rannte auf und ab wie toll. Da die Offiziere ernstliche Konflikte befürchteten, falls die beiden Damen miteinander in Berührung kämen, so schmuggelten sie in Eile die erste Dame wieder ans Land, worauf Monsieur X. seine Gemütsruhe wieder bekam und mit vollendeter Würde, wenn auch ohne sonderliche Herzlichkeit den Besuch seiner rechtmäßigen Ehegattin empfing.

Wie man jüngst in China gesehen hat, bildet in halbbarbarischen Ländern das fremde Kriegsschiff noch immer ein Asyl für die Bürger zivilisierter Staaten, die draußen ihren gesetzlich erlaubten Berufsgeschäften nachgehen. Indessen geschieht es jetzt meist auf andern Wegen und in größerem Maßstabe, daß Kriegsflotten ihre friedliche Mission erfüllen. Eine Ansammlung von Kriegsschiffen verschiedener Mächte an einer besonderen Stelle ist gewöhnlich ein äußeres und sichtbares Zeichen wenn nicht von gutem Einvernehmen, so doch zum mindesten von dem Wunsche danach. Sie kann auch die Absicht dokumentieren, irgend einen ungestümen oder unzufriedenen Staat davon abzuhalten, Streit anzufangen. Man wird sich noch an die berühmte „Flottendemonstration" vor Dulcigno nach der Beendigung des letzten russisch-türkischen Krieges erinnern. Die allgemeine Uebereinstimmung unter den dort vertretenen Mächten und ihre Fähigkeit, jeder Störung des Friedens Einhalt zu thun, traten so deutlich in der Gestalt der vereinigten Flotte zu Tage, daß die Balkanhalbinsel vor einem neuen Ausbruch von Feindseligkeiten bewahrt wurde. Noch zweimal hat später eine ähnliche Intervention in den kretischen Wirren stattgefunden. Im ersten

Falle wurde nicht ein Schuß abgefeuert; im zweiten verging der größte Teil der Zeit, ohne daß es, soweit die anwesenden Flotten dabei beteiligt waren, zum Kampfe kam. Selbst wenn eine Kollision vorkam, so war es nicht zwischen Mächten, welche Seestreitkräfte in den kretischen Gewässern stationiert hatten. Solange die Intervention in Kreta dauerte, wurde das sogenannte „europäische Konzert" häufig von alles wissenden Politikern und Zeitungsschreibern verspottet; aber so viele Eifersüchteleien und kleine Feindseligkeiten sich auch unter dem äußeren Schein der Einmütigkeit verbargen, so ist es doch unbestreitbar, daß der Friede bewahrt blieb.

Die freundschaftliche Aneinanderschließung der Offiziere der verschiedenen Marinen hat viel zu diesem Ergebnis beigetragen. So schlecht sie von denen verstanden werden, die nicht ihrem Beruf angehören, — untereinander verstehen sich alle Seeleute. Wenn sie ein gemeinsames Ziel verfolgen, schlagen sie bei den Bemühungen, es zu erreichen, denselben Weg ein, welches immer ihre Nationalität sein mag. Indem sie einander unmittelbar in Thätigkeit sehen, gewöhnen sie sich daran, die Eigenschaften der andern zu schätzen, und erwerben die große Eigenschaft gegenseitiger Achtung. Die günstige und unparteiliche Würdigung, welche die englischen Offiziere dem großartigen Unternehmen Deutschlands, sich eine große Flotte zu schaffen, zu teil werden lassen, würde ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein, wenn nicht unsre Schiffe und die deutschen immer und immer wieder in vielen und weit entfernten Meeren miteinander zusammenträfen. Wenige Ehrenbezeigungen könnten mir angenehmer sein, als — wie ich es erlebt habe, kurz bevor ich das Oberkommando auf der australischen Station niederlegte — Hochrufe von deutschen Kriegsschiffen in Empfang zu nehmen. Die unerwartete Ehre wurde angenommen, wie sie gemeint war, nicht für mich persönlich, sondern für den augenblicklichen Vertreter einer großen und befreundeten Flotte.

Sowohl für den Historiker der Marine wie für jeden patriotischen Angehörigen der beiden Nationen sind die Beziehungen zwischen der französischen und der englischen Marine sehr interessant. Englische Offiziere geben freimütig zu, daß wir viel von unsern französischen Brüdern zur See gelernt haben. In keinem Lande, selbst nicht in seinem eignen, steht der Name des großen Suffren in höherer Achtung als in England. Während der Friedensperioden, die es seit 1714 gegeben hat, sind die heiklen und schwierigen Fragen, die mit der Fischerei in Neufundland verknüpft sind, von englischen und französischen Marineoffizieren im ganzen höchst erfolgreich behandelt worden. Je größere Freiheit ihnen gelassen war, desto befriedigender war die Lösung der Probleme, vor die sie gestellt worden waren. Weit mehr als ein Dutzend Jahre hindurch sind die Angelegenheiten der Neuhebriden von einer englisch-französischen Kommission von Offizieren der beiden Flotten überwacht worden. Ihre englischen Kameraden sprechen in den höchsten Ausdrücken von der Loyalität und Diskretion der französischen Offiziere, die, während sie die Rechte ihres eignen Landes aufrecht erhalten, bereit sind, die der andern anzuerkennen. Als ich mich in den australischen

Gewässern befand, war ich sehr angenehm berührt von dem Vertrauen, das Mitglieder andrer Nationen in die Gerechtigkeit der von der englisch-französischen Kommission geleiteten Verwaltung setzten.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges erhob sich in Verbindung mit der wohlbekannten Blockade der konföderierten Küste eine große Anzahl überraschender Fragen, die oft ernsthafte Verwirrungen herbeizuführen drohten. Viele sehr heikle Dinge mußten auf der Stelle von britischen und amerikanischen Marineoffizieren geordnet werden. Die Beziehungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten waren gespannt, und ein unbesonnenes Vorgehen von seiten eines einem der beiden Länder angehörigen Offiziers hätten leicht einen Konflikt heraufbeschwören können. Die amerikanischen Offiziere hatten gewisse Pflichten zu erfüllen, und sie waren nicht die Männer, sie unerfüllt zu lassen. Die britischen Offiziere hatten gewisse Rechte aufrecht zu erhalten und waren entschlossen, diese nicht durch ein Versehen oder ein Versäumnis von ihrer Seite beeinträchtigen zu lassen. Sie beriefen sich nicht auf die Werke von Grotius, Vattel oder Halleck, nahmen sich nicht einmal die Mühe, darin nachzusehen; aber mitten unter ihnen ordneten die beiden Marineoffiziercorps in freundschaftlicher Weise fast jede Frage, die sich erhob und ihnen unterbreitet wurde. Von einigem Interesse ist die Reminiscenz, daß der einzige Seeoffizier, der ein ernstliches Versehen beging — der nordamerikanische Kommodore Wilkes —, erklärte, die Anschauung, welche von seiner Regierung verworfen werden mußte, sei ihm durch das Studium des Völkerrechts eingegeben worden. Ein sehr hervorragender britischer Admiral, der zu der in Rede stehenden Zeit sich in den amerikanischen Gewässern befand, sagte einmal zu mir: „Wenn Wilkes das Völkerrecht beiseite gelassen hätte, so würde er nicht irre gegangen sein.“ Der friedliche Einfluß der beiden Flotten wurde damals anerkannt und wird jetzt allgemein zugegeben. In den letzten Wochen wurde in einer Diskussion in der Londoner Presse das Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten hauptsächlich auf den Admiral Sir Alexander Milne begründet, der damals Oberkommandierender der englischen Seemacht auf der nordamerikanischen Station war.

Lord Palmerston soll gesagt haben, daß, wenn er einen guten Diplomaten brauche, er auf dem Achterdeck eines Kriegsschiffs nach ihm Umschau halten würde. In viel neuerer Zeit sprach Lord Salisbury öffentlich die Ansicht aus, daß in dem Kommando über ein großes Kriegsschiff etwas liege, was einen Mann für die Thätigkeit eines Diplomaten befähige. Indem sie viel von fremden Ländern und fremden Völkern sehen, häufig mit den Offizieren andrer Staaten verkehren und fast beständig mit den Vertretern ihrer eignen Regierung fern vom Mutterland verhandeln, sind Admirale und Kapitäne fast unaufhörlich mit dem beschäftigt, was in Wahrheit diplomatische Thätigkeit bedeutet. Die großen Fragen können natürlich nur von Berufsdiplomaten behandelt werden; aber es giebt eine unendliche Menge von kleineren, welche in befriedigender Weise zu lösen den Seemann die ihm im allgemeinen zugeschriebenen Eigen-

schaften: Geradheit, klares Denken und umfangreiche Kenntnis auswärtiger Verhältnisse, befähigen. Mehr als einmal wahrscheinlich hat ein freundliches Gespräch zwischen einem deutschen und einem englischen Kapitän die Entstehung einer unangenehmen Verwicklung verhindert. Seeleute betrachten die Dinge, wie schon erwähnt, von ganz demselben, von der Nationalität unabhängigen Standpunkt aus. Darin liegt unzweifelhaft eine friedliche Tendenz. „Idem velle atque idem nolle", das ist, wie uns ein berühmter Mann gelehrt hat, die festeste Grundlage für freundschaftliches Handeln.

Die friedliche Mission der Flotten schmälert nicht im geringsten ihre kriegerische Leistungsfähigkeit. Eine der ersten Regeln des Krieges ist: „Unterschätze deinen Feind nicht." Die friedliche Berührung der einen Marine mit der andern befähigt uns, diesen unentbehrlichen Grundsatz zu lernen. Die an einer freundschaftlichen Versammlung teilnehmenden Schiffe können rasch ihre friedfertige Haltung aufgeben. Wie sich kürzlich bei Taku gezeigt hat, kann ein gut disciplinierte3 Kriegsschiff in sehr kurzer Zeit in den Kampf gehen. Seine Geschütze können wenige Minuten nach der Erteilung des Befehls zur Kampfbereitschaft abgefeuert werden. Ist es nicht ein wahrer Ruhm der Kriegsmarine, daß sie im Frieden so gut wie im Kriege erfolgreich thätig sein kann?

Ungedrucktes von Bischof v. Hefele.

Von

H. Gelzer.

In unsrer Zeit des wieder erstarkten — und zwar keineswegs bloß auf katholischer Seite wieder erstarkten — Konfessionalismus freut es uns doppelt, wenn wir keine lauen Gleichgültigen, sondern überzeugte Christen beider Konfessionen rein christlich und menschlich miteinander verkehren sehen. Eine langjährige Freundin des verstorbenen Bischofs von Rottenburg, v. Hefele (gestorben 5. Juni 1893), hat mir ihren durch eine ganze Reihe von Jahren geführten Briefwechsel mit dem Verstorbenen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Derselbe ist vielfach rein privaten Inhalts und eignet sich darum nicht zur Veröffentlichung. Aber dazwischen finden sich eine Anzahl höchst bemerkenswerter Aeußerungen, welche für die Welt- und Lebensanschauung des Bischofs, sein Urteil über die Menschen und seinen Standpunkt in der Kirchenpolitik von höchstem Interesse sind, und die darum auch wohl verdienen, einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Man pflegt — und nicht

mit Unrecht — häufig darüber zu klagen, daß das alte friedliche Verhältnis der beiden Konfessionen, wie es zu den Zeiten eines Sailer, eines Wessenberg, eines Sedlnitzky bestanden hatte, seit den Kölner Bischofswirren vollständig geschwunden sei. Es ist wahr; der höhere katholische Klerus ist sich in den letzten sechzig Jahren seiner spezifisch katholischen Eigenart wieder in hohem Grade bewußt geworden. Aber darum dürfen die Kirchenfürsten der letzten Generation nicht alle mit einem Martin oder einem Senestrey in eine Kategorie gestellt werden. Gerade dieser Briefwechsel zeigt uns, daß auch ein Bischof der heutigen Zeit, ohne im mindesten seinem entschieden katholischen Standpunkte auch nur ein Jota zu vergeben, doch mit einer gleichfalls sehr entschiedenen und dieser Entschiedenheit energischen Ausdruck gebenden Protestantin echt freundschaftlich und echt christlich verkehren kann. Schon allein dieser Umstand macht die Briefe des Bischofs sehr lesenswert.[1])

Fräulein R.'s Bekanntschaft mit Bischof v. Hefele datiert bereits aus den fünfziger Jahren, also aus seiner glanzvollen Tübinger Professorenzeit, aus der Periode, wo er seine von uns allen so vielbewunderte und uns unentbehrliche Konziliengeschichte geschrieben hat. Die Bekanntschaft machte sich dadurch, daß in dem Hause, welches Justizrat R. mit seiner Familie bewohnte, der dritte Stock frei und von dem Professor Hefele bezogen wurde. Bald entspann sich zwischen der Familie und dem neuen Hausgenossen ein freundschaftlicher Verkehr. Besonders trat die eine Tochter mit ihrem lebhaften und geistreichen Naturell in nähere Beziehungen zu ihm. In einem Sommer gingen beide frühmorgens an den Philosophenbrunnen, um Wasser zu trinken, und fanden sich da oft im Gespräche. Der schon damals ehrwürdige Mann pflegte sie „das fidele Haus" zu nennen und gab ihr über die Ferien seinen „Bello", ein niedliches Hündchen, in Pflege, das aber mit der Rückkehr des Gebieters allemal seine Versorgerin vergessen hatte. Fräulein R. und ihre Schwestern wurden auch von ihm aus seiner reichen Bibliothek mit Lesestoff versehen. Das führte beinahe zu einem kleinen Krach. Der Vater, Justizrat R., war ein außerordentlich strenger und asketischer Protestant, der in jedem katholischen Geistlichen einen jesuitischen Proselytenmacher witterte. Er sah den Verkehr seiner Frau und seiner Töchter mit dem geistvollen Professor nur ungern und sorgte dafür, daß die Töchter später in ein auswärtiges Pensionat kamen. Einst hatte Fräulein R. v. Hefele ein Buch entliehen. Er hatte mit den Worten, ich weiß nicht, ob es paßt, ihr den Don Quichotte gegeben. Sie hatte kaum anderthalb Seiten gelesen, als der Vater das Buch sah, jedoch nichts sagte. Am Neujahrstag 1863 besuchte der Professor die Familie, um in herzlichster Weise seine Glückwünsche auszusprechen. Wer beschreibt aber das Erstaunen und die peinliche Verlegenheit der Töchter, als der Vater mit funkelnden Augen erwiderte: „Ich danke für Ihre Freundlich-

[1]) Außer den Briefen benutze ich noch mündliche Mitteilungen der Fräulein R. und ihren Essay „Das bischöfliche Vermächtnis" im „Stuttgarter illustrierten Sonntagsblatt" 1893, Jahrgang 10, Nr 4 bis 6.

keit; aber ich möchte Sie doch bitten, daß die Wahl der Lektüre für meine Töchter künftig vorsichtiger besorgt wird." Hefele, ohne eine Miene zu verziehen, sagte: „Herr Justizrat, Sie hatten vor auszugehen; lassen Sie uns den Weg zusammen machen." Fort waren beide. Der eben von einem Ausgang zurückkehrenden Mutter erzählten die Töchter unter strömenden Thränen das Vorgefallene, und auch diese meinte, daß der tiefgekränkte Mann nie mehr ihre Schwelle betreten werde. Um so größer war ihre Freude, als nächsten Tag schon nach der Vorlesung Hefele eintrat und der Mutter beide Hände entgegenstreckte: „Verehrte Frau, ich hatte noch nicht Gelegenheit, Ihnen beim Jahreswechsel meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Von dem kleinen Zwischenfall werden die Töchter erzählt haben; ich füge nur bei, daß unsre Freundschaft dadurch keinerlei Einbuße erleidet." So fein und edelmütig brachte Hefele diese leidige Sache zum Abschluß. Ein Beweis für die Innerlichkeit des Verkehrs zwischen dem katholischen Priester und der Protestantin ist, daß er einst vor einer Reise zu ihr sagte: „Beten Sie für mich!" — „Ich bin ja eine Ketzerin." — „Was sind Sie? Ich bete für Sie, und ich glaube, ich darf überzeugt sein, daß Sie für mich beten!"

Fräulein R. weilte bereits im Auslande, als Hefele 1869 den Rottenburger Bischofsthron bestieg. Auf ihre Glückwünsche hin antwortete er: „Gott weiß es, ich habe nie nach solcher Würde gestrebt und wäre lieber auf meinem Katheder geblieben; doch wie Gott will! Für Sie bleibe ich immer der Professor!" In der That ist die Anrede sämtlicher Briefe „Geehrte Freundin", und der Bischof unterzeichnet: „Ihr Dr. Hefele" oder „Ihr Freund Dr. Hefele". Von dem offiziellen württembergischen Beamtenadel machte er also im Privatverkehr keinen Gebrauch.

Während des Konzils unterhielt Fräulein R. einen lebhaften Briefwechsel mit dem Bischof. Die Nachricht von seiner nachträglichen Unterwerfung betrachtete sie als die bitterste und schmerzlichste Erfahrung ihres Lebens. Doch lassen wir sie selbst reden: „Sollte ich darüber vollkommen schweigen? Vielleicht wäre es richtig gewesen; aber der natürliche Mensch in mir gewann die Oberhand, und in den stärksten Ausdrücken kündigte ich dem alten, bewährten Freunde die mich so lange beglückende Freundschaft völlig auf. Mein Schreiben war derart, daß ihm keine Silbe zur Rechtfertigung oder Verantwortung übrig blieb. — Das war eine dunkle freudlose Zeit ... Damals hielt ich mich in Basel auf und verkehrte viel im Hause des Staatsrats Gelzer (gestorben 1889) daselbst. Man sprach auch von Bischof Hefele, und mit gewohnter Milde ergriff Gelzer, der ihn vom Konzil her kannte, seine Partei mir gegenüber. Noch erfaßte mich der alte Zorn, und ich glaubte mich in meinem vollen Rechte, über Hefele den Stab zu brechen. Da belehrte der alte, erfahrene Freund Gelzer mich eines andern, und ich werde nie seine Worte vergessen: ‚Nicht uns steht das Urteil zu. Gott ist Richter, und Sie, meine Freundin, durften sich nicht so vergessen, gegen einen Mann von Hefeles Stellung und Alter also loszufahren. Es ist bedauerlich, daß Sie sich damit eines so schönen und gesegneten Freundschafts-

verhältnisses für immer beraubt haben. Natürlich würde ja Hefele selbst auf ein einlenkendes Wort von Ihrer Seite die früheren Beziehungen nie wieder aufnehmen; aber gefehlt haben Sie.' Diese Worte veranlaßten mich, einen Brief an Hefele zu schreiben, worin ich erklärte, daß ich zwar keines meiner Worte widerrufen könne, wohl aber es aufrichtig bedaure, in einer Weise, die mir nicht zugestanden, ihm meine Ansicht ausgesprochen zu haben. — Bald hatte ich den Beweis in Händen, daß mein bischöflicher Freund ein viel besserer und edlerer Mensch und ein viel geförderterer Christ als ich sei. Umgehend beantwortete er meinen Brief dahin, daß unter ungezählten Schmähschriften ihn zwar keine mehr verletzt habe als die meinige, daß er aber dennoch hoffe, die Zeit werde noch kommen, da ein gerechteres und milderes Urteil mir möglich sein werde. Er wenigstens wünsche mir von Herzen, daß Gott einst barmherziger mit mir verfahren möchte, als ich mit meinem alten Freunde, der sich selbst seiner Schwäche gar wohl bewußt sei, aber vielleicht auch ein Wort zu seiner Verteidigung sagen könnte. ‚Versuchen Sie es nur einmal für Augenblicke, sich auf meinen, den katholischen Standpunkt zu stellen, damit dürfte vieles erhellt sein.' Tief hat mich dieses sanft-demütige Schreiben ergriffen und beschämt, und Staatsrat Gelzer sagte, als ich ihm dasselbe mitteilte: ‚Aber nun bewahren Sie das Kleinod dieser Freundschaft und bändigen Sie Ihr rasches Wesen!' Dieser Mahnung suchte ich nachzukommen, wie ich auch Hefeles Vorschlag, den konfessionellen Unterschied ins Auge zu fassen, mehr beherzigte." So weit die Freundin. Und gewiß läßt sich manches zur Entschuldigung und Verständlichmachung von Hefeles Schritt sagen. Man darf nicht vergessen, daß der Rottenburger Bischof bei seiner Regierung angefragt hat, ob sie ihn im Kampfe, wenn er denselben aufnehme, unterstützen werde, und erst, als man von Stuttgart aus mit einem runden Nein geantwortet hatte, hat er sich unterworfen. Ferner seine ehemaligen Tübinger Kollegen, ein Kuhn, ein Himpel, teilten nach wie vor seinen alten, antiinfallibilistischen Standpunkt. Er hat ihnen als Bischof volle Lehrfreiheit gelassen und ihnen nicht, wie der Erzbischof von Köln den Bonnern, die Pistole auf die Brust gesetzt. Ueber einen solchen Mann lieblos abzuurteilen, ist unchristlich und unevangelisch. Die streng protestantische Anschauung der frühern Jahrhunderte, welche im Katholizismus nur eine traurige Verirrung der kirchlich finsteren Zeiten sieht, ist heute bei allen heller Sehenden erloschen. Wenn sie hie und da vorzugsweise noch von Geistlichen gepflegt wird, so bleibt sie mehr oder weniger eine künstliche Treibhauspflanze. Dagegen in Württemberg, obschon auch hier in den letzten Jahrzehnten der Geist einer neuen Zeit machtvoll hineinzufluten beginnt, hat sich noch vielfach in frommen Laienkreisen das alte, echt protestantische Sonderbewußtsein, wie auch echt religiöses Leben, ungebrochen erhalten. Diese Schwaben kennen unsre heutige vielfach auf Gleichgültigkeit beruhende Duldsamkeit nicht. Das erklärt die stark protestantische „Wallung" bei Fräulein R. Leider hatte dieselbe eine heraſtratische Wirkung. In einem Augenblicke begreiflichen, aber bedauernswerten Mißmutes hat sie die höchst interessanten und wertvollen Briefe, welche der Bischof von Rom aus an seine Freundin ge-

schrieben hatte, den Flammen überantwortet. Der Historiker beklagt den Untergang von Mitteilungen eines tief eingeweihten, wohlunterrichteten und wahrheitsliebenden Augen- und Ohrenzeugen. Immerhin enthält auch der erhaltene Briefwechsel, welcher erst der Folgezeit angehört, des Wichtigen so viel, daß es sich wohl lohnen wird, daraus eine kleine Aehrenlese zu sammeln.

Nach wie vor nahm auch der Bischof den regsten Anteil an den schriftstellerischen Versuchen seiner Freundin. Sie durfte ihm dieselben einsenden, und der vielbeschäftigte Prälat fand immer Zeit, dieselben durchzulesen und mit seinen verständnisvollen, bis ins einzelnste gehenden Ratschlägen zu begleiten. So schreibt er am 7. Oktober 1879 aus Rottenburg: „Besten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 5. dieses Monats. Der Inhalt desselben hat mich mehrfach erfreut, weil ich daraus ersehe, daß Sie Ihr schönes Erzählungstalent nicht haben brach liegen lassen und mich auch nicht als Kritiker haben ganz absetzen wollen. Sehr bereitwillig biete ich wieder meine Dienste an, nur bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich unterdessen ein Greis geworden bin und damit leichtlich mürrisch und schwachsichtig, was beides für einen Kritiker sehr üble Eigenschaften sind ...“ Sehr humorvoll äußert er sich bei einer ähnlichen Gelegenheit am 11. Januar 1880:

„Anbei folgt das anvertraute Manuskript wieder zurück, und auf einem Beiblatt erscheinen über ein Dutzend brummiger Bemerkungen. Es ist eigen, wenn man eine Erzählung liest, nicht um sich ehrlich dem Eindrucke, den sie macht, hinzugeben, sondern um zu kritisieren. Man kommt sich vor wie ein Misanthrop, der das Schöne, was das Leben bietet, nicht dankbar gegen Gott genießt, sondern immer murrt und bedauert und alle Fliegen hascht ...“

Der gute Humor, sein steter Lebensbegleiter, um den ihn der ungarische Kardinalprimas Simor in den Kämpfen der Konzilsitzungen beneidete, indem er kaustisch bemerkte, die stattliche Leibesfülle zeige, daß der Schwabe sich in Rom noch nicht krank geärgert habe, dieser gute Humor verließ ihn auch im Alter nicht. Als er auf einer Firmungsreise seine Freundin zufällig traf, meinte er mit schalkhaftem Hinweise auf ihre bisweilen etwas stachlichten Aeußerungen: „E bös Mädle sind Sie immer gwese.“ Als er einst im Drange der Geschäfte lange nicht schrieb und Fräulein R. sich darüber aufs lebhafteste beklagte, antwortete Hefele am 13. Juni 1884:

„Ihr geharnischtes Schreiben vom 11. dieses Monats beweist aufs neue den alten Erfahrungssatz, daß die Phantasie uns Gespenster sehen läßt, wo keine sind. Es ist durchaus nicht der Fall, daß meine Wenigkeit aus irgend einem Grunde gegen die verehrte, vieljährige Freundin plötzlich unfreundlich geworden sein könnte ... Glätten Sie wieder die Falten Ihres gegen mich erbosten Gesichtes, bedenkend, daß Ihnen wohl etwas Spott und Bosheit, nicht aber Zorn und Groll gut steht.“

Reizend ist auch seine Aeußerung (11. Januar 1880), als seine Korrespondentin ihn um sein Bild in Biskuit bat.

„Mein Konterfei in Biskuit zu verschaffen, ist nicht möglich. Der Rotten-

burger Bildhauer hat zweierlei Büsten gemacht, eine in mehr als Lebensgröße, und diese scheint gelungen, und eine in etwas weniger als Lebensgröße, und diese ist keineswegs ähnlich. Und gerade sie hat er in Gipsabgüssen vervielfältigt. Ich habe ein Exemplar davon in meinem Salon; aber schon mehrere Bekannte fragten mich: ‚wer denn das sein sollte'. Ich bin nun so frei, Ihnen eine Photographie beizulegen. Sie ist freilich schwarz; — nun ja — ich gehöre auch zu den Schwarzen."

Treffend und von derb schwäbischem Humor ist auch sein Urteil über eine ihm zur Einsicht übersandte Leichenpredigt (7. März 1892):

„Die mir gefällig mitgeteilte Leichenpredigt folgt zurück. Sie hat mich befriedigt, sofern sie Biographie ist, aber der Predigtcharakter tritt zurück. Auch gut; denn manche Leichenpredigt kommt mir vor wie eine teure Salbe oder wie ein Schmalzhafen."

Vielfach wendet sich der Briefwechsel den konfessionellen Unterschieden zu; daran ist aber durchaus nicht der Bischof, sondern nur die Briefstellerin schuld, die es nicht lassen kann, immer wieder dem katholischen Kirchenfürsten gegenüber ihr polemisch-protestantisches Denken und Fühlen in oft etwas streitbarer Weise zum Ausdruck zu bringen. Auf einen solchen Brief geht die Bemerkung vom 7. Oktober 1879: „Es freut mich, daß Sie nun einsehen, mir von Hechingen aus wehe gethan zu haben, persönlich und konfessionell, letzteres durch einen kurzen, aber Ihrem guten Herzen, wie ich meinte, fremden Wespenstich. Wie kommen, oder richtiger, wie kamen Sie dazu, konfessionell irritiert und bissig zu sein? Ich habe es auch Herrn Gelzer geklagt, als er mit seiner Frau mich voriges Jahr in Baden-Baden besuchte . . ." Ausführlich antwortet er am 2. November 1880 auf einen gleichfalls stark antirömischen Brief seiner Freundin:

„. . . Da Sie aber jetzt von Ihrem Aerger über Rom sprechen, so darf ich Ihnen nicht verschweigen, wie sehr ungerecht und irrationell es zugleich sei, auf die Angabe einer Partei allein hin das Urteil zu bilden und zu fällen. Darf ein Richter nur eine Partei hören? Aber ich weiß ja, daß manche Leute ihre historischen Anschauungen aus Schillers Abfall der Niederlande und aus seinem Dreißigjährigen Kriege holen. Reinkens war ja gar nicht in Rom und kann also nur vom Hörensagen sprechen; sein Freund und Hauptgewährsmann Friedrich aber ist sehr unzuverlässig. So erzählt er zum Beispiel, ich selbst hätte ihm gesagt, daß ich an einem gewissen Tage nicht in der Konzilssitzung hätte erscheinen können, weil ich vom Vatikan den Befehl gehabt hätte, die Taufe eines jungen Prinzen von Modena oder Parma vorzunehmen. Ich aber hatte kein Jota von einem solchen Befehl erhalten, war auch gar nicht bei dieser Taufe, sondern fehlte in der Sitzung, weil ich unwohl war. —

Es ist gut, daß die Frauen nicht Richter werden dürfen! Sie wenigstens wären nicht unparteiisch. In Ihnen steckt noch ein gut Stück von No popery. Lesen Sie heute im Reichsanzeiger den Aufruf Reinkens. Der ehrwürdige Herr will nicht wissen lassen, wie wenig Leute er mehr hat; darum sollen seine Leute sich in der Bevölkerungsliste nicht als Altkatholiken einschreiben."

Für diejenigen, welche das von Bischof Reinkens oder das zweite, von Frauenhand geschriebene Leben der verewigten Amalie Lassaulx gelesen haben, hat es gewiß kein geringes Interesse, zu hören, wie der Bischof von Rottenburg über diese Kreise, denen er einst nicht ferngestanden hatte, urteilt. Er schreibt am 2. November 1881:

„Die Biographie der Amalie Lassaulx ist mir nicht zu Gesicht gekommen; ich meine sie aber persönlich in Bonn gesehen und gesprochen zu haben. Sie war, wie ihr Bruder, der Professor der Philologie in München, sehr talentvoll und geistreich, aber auch etwas excentrisch und querköpfig. Wenn das Buch von Reinkens oder einem seiner Freunde geschrieben ist, oder auch von Fräulein Henriette Reusch, einer Freundin der Verstorbenen, so kann ich mir die Grundanschauung wohl denken und weiß zum voraus die Freundlichkeiten, die ich davontrage. Doch derlei inkommodiert mich nicht. Ich kann mir nur vorwerfen, daß ich mit diesen Leuten nicht früh genug gebrochen habe. Das allein bekümmert mich, und giebt diesen Leuten ein Recht mich anzugreifen."

Wiederum die Konfessionsfrage brachte eine nochmalige kleine Trübung in das Freundschaftsverhältnis. Fräulein R. schreibt darüber: „In einer heimatlichen Zeitung hatte ich einen Aufruf Hefeles gelesen, worin er zur Beisteuer für eine Kirche aufforderte, deren Gründer Windthorst war. Durch einen gelegentlichen Umstand sah ich mich veranlaßt, an Hefele einen Schmuckgegenstand abzusenden, mit der Bemerkung: ‚Für jene Kirchenkollekte'. Hätte ich es dabei bewenden lassen! Aber da mußte die allzu spitze Feder noch etwas über die Heiligsprechung Windthorsts beifügen, was freilich ein harmloser Scherz sein sollte, aber diesmal gar nicht als solcher aufgenommen wurde. Mir stockte beinahe der Atem, als ich Hefeles sofort eingetroffene Antwort meiner Schwester vorlesen wollte. So erzürnt hatte ich in allen Wechselfällen einer dreißigjährigen Verbindung den Freund nie gesehen, nie sprechen hören. Nicht bitter klangen seine Worte, nicht ein Schelten und Hadern war's; aber tief schnitt mir seine Klage ins Herz." Er schrieb am 26. April 1891:

„Das von Ihnen mir gestern zugeschickte Kleinod werde ich für die Marienkirche in Hannover, diese Stiftung Windthorsts, verwenden. Als er siebzig Jahre alt wurde, wurden ihm von vielen Verehrern Präsente dargebracht. Aber er nahm keinen Pfennig für sich, kaufte nicht Rittergüter dafür, sondern bestimmte alles zum Bau einer katholischen Kirche in Hannover, welche höchstes Bedürfnis war. Was Sie von der ‚Seligsprechung' Windthorsts sagen, verstehe ich nicht, will es wenigstens nicht verstehen, und kann nicht glauben, daß es Ihre Absicht war, mir damit Unangenehmes zu sagen. Ich meinerseits erinnere mich nicht, jemals weder schriftlich noch mündlich Ihnen gegenüber eine Ihr konfessionelles Gefühl verletzende Aeußerung gethan zu haben. Ich habe schon vor Jahren einmal in Baden-Baden unserm verewigten Freunde Gelzer geklagt, daß Sie meine katholischen Gefühle verletzende Worte nicht immer in Ihren Briefen beiseite lassen können.

Nichts für ungut. Es drängte mich, auf Ihr letztes Schreiben in solcher

Weise zu erwidern, da mir dasselbe eine Reihe früherer verletzender Ausdrücke ins Gedächtnis zurückrief.

Ich verbleibe trotz allem Ihr

ergebener

Freund Hefele."

Die einzige Sorge von Fräulein R. war nun, den Mißgriff zu sühnen. Persönlich dies zu thun, wie die Schwestern rieten, erlaubten die Umstände nicht: so blieb nur die Feder zur Vermittlung. Es bedurfte aber nur des Ausspruchs der lauteren Wahrheit, daß ähnliche, kaum überlegte Scherze nie mehr den gegenseitigen Verkehr stören dürften, so bot der ehrwürdige Greis in freundlichster Weise die Hand zur Versöhnung, wie folgender Brief (28. Dezember 1891) erweist:

„Ihr freundliches Schreiben vom Gestrigen habe ich eben erhalten und beeile mich, folgendes darauf zu antworten. Was mich durch Ihr zweites Schreiben etwas in Harnisch jagte, war der ‚Witz' oder ‚Spott' über die Heiligsprechung in der katholischen Kirche. Wir ehren den Herrn Windthorst in hohem Grade und sind ihm dankbar für die vielen Verdienste, die er sich um uns erworben hat. Aber zur Heiligsprechung würde noch gar vieles fehlen. Oder meinen Sie, man gehe damit so rasch und voreilig zu Werke? Da müssen Jahre verfließen, und strenge Beweise nicht nur über Verdienste, sondern auch über ganz besondere persönliche Frömmigkeit erbracht sein.[1])

Mißverständnis ist es, wenn Sie meinen, ich hätte Sie so verstanden, als ob Bismarck die Heiligsprechung noch mehr als Windthorst verdient hätte. Es ist ja hierin von den Nationalliberalen schon mehr als möglich geleistet, und von einem solchen servilen (nicht liberalen) Redner im Reichstag Bismarck mit Christus verglichen worden.

Warum aber hat mich Ihr voriger Brief in Harnisch gejagt? Weil Sie seit dem Konzil schon mehrmals in Briefen pikante Nadelstiche über ‚den Unfehlbaren' angebracht haben. Früher haben Sie nie etwas Verletzendes gesagt oder geschrieben.

Und nun, glaube ich, ist die Sache erledigt und heiterer Himmel wieder zurückgekehrt . . ."

Je entschiedener Bischof v. Hefele alle Angriffe auf seine Kirche zurückwies, mit um so größerer Freude erfüllte es ihn, wenn man für seine kirchlichen Handlungen Interesse und Verständnis zeigte. Auf die Mitteilung der Freundin, daß sie zu der von ihm in Aussicht genommenen Einweihung der katholischen Kirche in Stuttgart dahin kommen werde, antwortet er, 7. Oktober 1879: „. . . Endlich freut mich auch Ihr Wunsch, mit mir zusammenzukommen, wenn ich zur Einweihung der neuen katholischen Kirche nach Stuttgart komme. Auf diesen Akt, den ich vorzunehmen habe, ist mir jetzt schon bange; denn er dauert

[1]) Die Bemerkung ist sehr fein; sie zeigt deutlich, daß der Bischof entschieden mehr von der Klugheit als von der persönlichen Frömmigkeit des Zentrumführers überzeugt war.

(samt Predigt) circa dreieinhalb Stunden; und ich muß dabei beständig stehen, was ich kaum mehr aushalte. Meine Kräfte sind sehr geschwunden, und das werden Sie am besten sehen, wenn Sie hierher kommen, wozu ich Sie anmit bestens einlade mit dem Beisatz: ‚Was Du thun willst, thue bald', und ‚wer schnell giebt, giebt doppelt'."

Auch zu seiner Sekundiz, dem fünfzigjährigen Priesterjubiläum, hatte Fräulein R. dem ehrwürdigen Kirchenfürsten gratuliert, und er antwortet darauf am 22. September 1883:

„Zürnen Sie mir nicht, wenn ich jetzt erst Ihr freundliches Schreiben vom 19. vorigen Monats beantworte, und jetzt erst für Ihre Glückwünsche zu meinem Jubelfeste danke. Ich bin gleich nach demselben nach Baden-Baden geeilt, um dort Erfrischung und Erholung zu suchen. Von Baden-Baden aus begab ich mich dann auf den Wunsch des Großherzogs nach der Mainau, wo ich übernachtete und einen Tag verweilte, ungemein wohlwollend vom Großherzog und der Großherzogin empfangen und behandelt. Der Großherzog sprach mit mir auch ‚von unserm gemeinschaftlichen Freunde Gelzer', und als ich erwähnte, daß ich öfter von Ihnen Mitteilung über das Befinden desselben erhalte, bemerkte der Großherzog: ‚Herr Gelzer habe sich ihm gegenüber ungemein rühmend und anerkennend über Sie ausgesprochen.' Werden Sie nur nicht stolz hierüber!

Von der Mainau begab ich mich dann nach Friedrichshafen, und von da ging es wieder nach Hause, wo mich sehr viel Geschäfte erwarteten. Ich war namentlich noch mit Beantwortung sehr vieler Briefe im Rückstand. Waren doch circa neunzig Telegramme und gegen zweihundert Briefe zu meinem Feste gekommen . . ."

Von seiner Freundschaft zu Protestanten machte der Bischof kein Hehl. Er war nicht etwa im geheimen, nach Nikodemusart, sehr zuthunlich, scheute aber, von dieser seiner Gesinnung öffentlich Kunde zu geben. Als Fräulein R. ihm einmal schrieb, sie möchte gern über Fronleichnam nach Rottenburg kommen, lud er sie sofort dringend ein. Wie sie ankam, waren überall Posten ausgestellt, die sie fragten: „Sie sind doch die Fräulein R.?" und ihr den richtigen Weg wiesen. Sie war nach der Vollendung der heiligen Handlung sein Gast. Nachmittags sagte er: „Ich muß nun leider in die Kirche. Ich habe Predigt zu halten." Natürlich besuchte auch Fräulein R. den Gottesdienst. Zurückgekehrt ins bischöfliche Palais, zeigte er ihr die Hauskapelle und erklärte ihr alle die kostbaren Meßgewänder, die charakteristisch schwäbische Bemerkung anfügend: „Nun sehen Sie die Geschichten da."

Bei einem andern Besuch stellte sie, die vielen Heiligenstatuen erblickend, an den Bischof die Frage: „Beten Sie zu all diesen Heiligen?" und erhielt ein verweisendes: „Was stellen Sie sich eigentlich vor!" zur Antwort. Für die langjährige Freundin eines katholischen Bischofs ist allerdings der Ausdruck „zu den Heiligen beten" etwas naiv. Wohlthuend sticht aber hier beiderseits die schwäbische Ehrlichkeit von der sonst üblichen Leisetreterei und diplomatischen Aengstlichkeit ab. Sehr schön sind andrerseits auch des Bischofs Aeußerungen,

wenn er auf christlich überzeugte Protestanten zu reden kommt. So schreibt er (6. Juni 1881) an seine Freundin, als sie die Leitung des Haushalts eines evangelischen Geistlichen in der Schweiz übernommen hatte:

„Ihr so frischer und heiterer Brief vom 2. dieses Monats ist mir ein Beweis, daß es mit Ihren gichtischen Leiden nicht so schlimm sein wird, und daß dieselben den guten Humor keineswegs gebrochen haben. Recht sehr freut mich, daß es Ihnen in R. so wohl gefällt und Sie das Stillleben auf dem Lande in einem Pfarrhause von seiner wirklich schönen Seite zu erfassen und zu genießen verstehen. Um aber solches zu ermöglichen und zu erwirken, sind zwei Faktoren nötig: das eigne christgläubige Gemüt und die christgläubige Atmosphäre der Umgebung. Ihnen ist glücklich beides zu teil geworden." Aehnlich schön spricht er sich (18. Januar 1882) beim Tode einer jungen, Fräulein R. sehr nahestehenden Baselerin aus, welche kurz vor ihrer Verheiratung den Bischof in seiner Residenz besucht hatte:

„Ein harter Schlag für die Eltern und alle Angehörigen, zumal die kleinen Kinder; aber tröstlich wiederum ihr schöner christlicher Tod, um so preiswürdiger, je seltener in unsern Tagen, wohl in der Schweiz wie in Deutschland, zumal in den höheren Ständen. Gott gebe, daß es bald besser werde; sonst fallen wir in das Heidentum zurück; und zwar sind die modernen Heiden, die sogenannten Kulturheiden, viel schlimmer als die alten Heiden; sie stehen dem Christentum direkt feindselig gegenüber."

Hat man das Recht, über einen so durch und durch christlich denkenden, stets das Verbindende, nie das Trennende betonenden Bischof in unevangelischer, pharisäischer Selbstgerechtigkeit abzuurteilen? Andrerseits freilich wird gerade diese echt christliche Gesinnung des Rottenburger Oberhirten auch heißspornigen Katholiken schwerlich sehr gefallen.

Allmählich stellten sich bei diesem Mann von seltener Beweglichkeit, Schaffensenergie und Arbeitskraft auch die Beschwerden des Alters ein. Die meisten katholischen Kirchenfürsten erlangen heute die Mitra nach einem reichen Arbeitsleben als akademische Lehrer, Pfarr- oder Domgeistliche zu einer Zeit, wo ihre Altersgenossen gemeinhin ein otium cum dignitate genießen und sich pensionieren lassen. Der Rat der Bischöfe, wie er sich in Rom beim Konzil oder einer Heiligsprechung zu versammeln pflegt, ist gleich dem spartanischen Rate eine Gerusia im buchstäblichen Sinne des Wortes. Darum ist die bischöfliche Würde für viele Inhaber eine Bürde, denn zeitraubendes, physisch äußerst anstrengendes Repräsentieren ist nun einmal unauflöslich mit dem weltlichen wie mit dem geistlichen Herrscherberuf verbunden. Und diese Last hat auch Hefele empfunden, wie sein Brief über die Stuttgarter Kirchenweihe beweist. Es ist in der That keine Kleinigkeit, eine so weitläufige und volkreiche Diözese, wie Rottenburg, erst mit siebzig und dann mit mehr als achtzig Jahren zu leiten. Man versteht daher, wenn er 24. April 1881 schreibt:

„Um Ihnen auch etwas von mir zu sagen, muß ich leider bemerken, daß die Beschwerden des Alters (ich stehe schon im dreiundsiebzigsten Jahre) sich

bereits recht stark einstellen. Abgesehen davon, daß ich ohne Stock fast gar nicht und mit einem Stocke nur mühsam gehen kann, machen sich auch andre Schmerzen und Beschwerden immer mehr geltend. Doch — es ist mir immerhin viel besser gegangen, als ich verdient habe, und hat mir der liebe Gott so viele, viele gesunde Tage und Jahre verliehen, so muß ich die unfreundlichen Tage geduldig und dankbar hinnehmen. Ich, der ich früher so gerne reiste, muß jetzt hübsch zu Hause bleiben und kann gar nicht fort ohne Bedienten, weil ich mich nicht mehr aus- und ankleiden kann. Deshalb sind mir meine amtlichen Reisen — in jedem Sommer — eine nicht geringe Beschwerde." Ein andermal sagt er:

„... Obgleich es schon dem Winter zugeht, muß ich nochmals zwei Reisen machen, wohl Anfangs November, um vier neue Kirchen einzuweihen. Uebrigens liegt es nahe, daß bei einem alten Stubengelehrten im vierundsiebzigsten Lebensjahre nicht alle Tage rosenrot sind."

So mag denn auch als Schluß dieses Versuches der schöne Brief folgen, den der Bischof noch in seinem einundachtzigsten Lebensjahre (24. Juli 1889) geschrieben hat:

„Sie fragen nach meinem Befinden. Nun ja. Ich habe die Zahl achtig der Lebensjahre überschritten, und was der Psalmist hiervon sagt, wissen Sie: ‚Und was darüber ist, ist Mühe und Plage.' Mein Fußleiden hat sehr zugenommen, und ich bringe mein Leben fast ausschließlich auf dem Sessel und im Bette zu. Doch habe ich dabei nicht viel Schmerzen.

In Stuttgart war ich aus Veranlassung des Königsjubiläums und wurde von beiden Majestäten ‚in Anbetracht meines Alters und meiner Gebrechen' extra empfangen. So konnte ich meine Glückwünsche ohne große Fatige darbringen und gleich darauf wieder abreisen. Das Reisen ist mir jetzt sehr beschwerlich, und bin darum schon voriges Jahr nicht mehr nach Baden-Baden gegangen, gehe auch heuer nicht dahin ...

Es ist mir eigen. Ich kann noch schreiben und sehe, während ich schreibe, die Buchstaben, die ich mache. Aber nachher kann ich mein eignes Geschriebenes nicht mehr lesen. Noch weniger, was andre geschrieben."

Ich bin zu Ende. Das Material, das mir zu Gebote stand, liefert uns keine kirchenpolitischen oder kirchenhistorischen Aufschlüsse von überraschender Neuheit oder sehr großer Tragweite. Wohl aber gewährt es uns einen klaren Einblick in das intime innere und geistige Leben eines der frömmsten, gelehrtesten und zugleich liebenswürdigsten Kirchenfürsten dieses Jahrhunderts. Das Bild, welches sich hier in ungeschminkter Natürlichkeit vor uns entrollt, gereicht dem katholischen Priester mehr zur Ehre als seiner protestantischen Freundin. Und gerade darum sei ihr, welche die Briefe als „bischöfliches Vermächtnis" aufbewahrt, auch hier der Dank für die große Selbstlosigkeit ausgesprochen, mit der sie mir gestattet hat, dieselben einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Die Dynastie der Könige von Kambodscha und die letzten Leichenverbrennungen von Phnom-Pénh.

Von

Adhémard Leclère, französischem Resident in Kambodscha.

Die älteste Dynastie der Welt ist vielleicht diejenige, deren letzter Vertreter heute der König von Kambodscha, der Samdach prah Noroutam ist. Dieser König herrscht über ein Land unter französischem Protektorat, aber er ist immerhin doch ein König, und dieser König ist ein „Machas chivit" oder „Herr des Lebens". Dieser Titel war derjenige eines „Königs des Rades" (chakrapatra, chakravartin), eines mächtigen oberherrlichen Herrschers über hundertundeinen Vasallenkönige, deren zahlreiche Gefolgsleute und Krieger durch die Straßen einer Königsstadt einherzogen, die sich ihren Ruhm gewahrt hat und deren gewaltige Ruinen heute noch die Bewunderung der Reisenden, die Aegypten und Indien besucht haben, hervorrufen. Von dieser Stadt gingen zwanzig große Straßen aus, die, zehn Meter breit und zwei bis drei Meter über dem höchsten Ueberschwemmungsstande gelegen, das ganze Königreich durchzogen und bis über die Landesgrenzen zu den entfernten tributpflichtigen Königen und den wilden Völkerschaften führten, die in dem großen Könige ihren Oberherrn erkannten.

Noroutam ist nur noch der Schatten der großen Monarchen von ehedem, aber er stammt doch von den alten Landesherrschern und in direkter Linie von dem Gründer einer Dynastie ab. Dazu dürfte er wohl nach der Königin von England und dem Kaiser von Oesterreich der älteste lebende König sein, derjenige, der die meisten Jahre hat dahinfließen sehen, seit er mit den heiligen Oelen gesalbt und mit dem Mokuta, dem Kopfschmucke der Könige von Kambodscha, versehen worden ist.

Es dürfte wohl interessant sein, etwas ausführlicher von diesem Könige zu reden, von seinen Vorfahren und dem Reiche, das er nach ihnen beherrscht, aber dazu gebricht mir der Raum, und ich werde mich darauf beschränken, von dem merkwürdigen Ursprunge der Monarchie zu berichten, etwas von dem verstorbenen König, dem Vorgänger Noroutams zu melden, die Unruhen zu erwähnen, die durch die Thronbesteigung des letzteren hervorgerufen wurden, und die Zeremonie der Leichenverbrennung des verstorbenen Königs und der Königin-Mutter zu schildern, wie sie in Phnom-Pénh, der modernen Hauptstadt, stattgefunden hat.

*

Die Dynastie der Könige von Kambodscha, die derjenigen voranging, der Noroutam angehört, war hindostanischen Ursprungs und bekannte sich zur Religion der Brahmanen. Die gelehrte Sprache des Königreichs war das Sanskrit und

die Umgangssprache diejenige, die das Volk noch spricht. Die Astronomie stand in hohem Ansehen, und im 13. Jahrhundert fand man im Palaste des Königs Frauen, deren Geschäft es war, den Lauf der Planeten und die Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen. Die mit Sanskritinschriften bedeckten Steindenkmale, welche die Franzosen zu Tage gefördert und ihre Gelehrten entziffert haben, sind alle nach dem Stande datiert, welchen die Gestirne am Himmel zur Zeit ihrer Errichtung einnahmen. Was man auf ihnen liest, und die Anrufungen der Götter, die man auf ihnen findet, lassen keinen Zweifel darüber, daß dieses Volk, das heute sehr religiös und eifrig der Buddhalehre ergeben ist, in früheren Zeiten nicht minder religiös und ebenso eifrig der Lehre der Brahmanen ergeben gewesen ist.

Indessen geben uns einige buddhistische Ausdrücke, Berichte über gewisse Ereignisse, einige buddhistische Inschriften und die Errichtung eines Standbildes Aufschluß darüber, daß der Buddhismus langsam in die Massen eindrang und sie zu der Lehre vom Nirwana bekehrte. Noch wenig zahlreich im 7. und selbst im 8. Jahrhundert, erstarken die Anhänger Buddhas im 9. Jahrhundert, denn der Hauptratgeber des Königs gehört ihrer Sekte an und nennt sich das Haupt aller Buddhisten des Königreichs.

Am Ende des 10. Jahrhunderts sind sie gefährlich geworden, und am Ende des 13. findet ein chinesischer Reisender, dem wir den Bericht darüber verdanken, sie siegreich neben andern in Verfall geratenen Sekten. Die buddhistischen Mönche unterrichten die gesamte Jugend, und das Standbild des Herrn und Meisters findet sich in jedem Hause.

Die Bevölkerung der Städte und die Vornehmen sind buddhistisch geworden, aber der König aus dem Stamm der Hindu ist Anhänger des Wischnu und Siwa geblieben; dem Hari-Hara bringt er Opfergaben dar, und der Kali schlachtet er alljährlich auf der Höhe eines Turmes, den ich aufgesucht habe und der im Westen der königlichen Stadt liegt, in einer Vollmondnacht einen Menschen. Aus abergläubischen Vorurteilen wagte der König wahrscheinlich nicht, mit den Schutzgottheiten seiner Familie zu brechen, mit den Göttern, welche die Macht der Herrscher von Kambodscha hatten wachsen und gedeihen gesehen, und von Tag zu Tag erweiterte sich die Kluft der Mißstimmung zwischen ihm und seinem Volke. Er fürchtete sich mehr vor dem Zorn der Götter als vor dem der Menschen und gewahrte nichts von den aufrührerischen Elementen, die sich unter den buddhistischen Mandarinen ansammelten und die eines Tages zu seinem Tode und einem Wechsel der Dynastie führen sollten.

Eine Sage, die sich in dem Pongsa-woda von Kambodscha findet, berichtet über diese Revolution folgendermaßen: Unter der Regierung des Para siha râja gab es zu Intapath einen Gärtner, der berühmt war wegen der Geschicklichkeit, mit der er Gurken von besonderem Wohlgeschmack zog. Man nannte ihn deshalb den „néay trasak paêm“ („das Oberhaupt der wohlschmeckenden Gurken“). Der König, der ein großer Freund seiner Produkte war, befahl ihm, alle Gurken seines Gartens für ihn aufzuheben, und gab ihm eine Lanze, damit

er sie hüten und vor den Dieben, die sie ihm stehlen könnten, zu schützen vermöge. Als während einer dunkeln Nacht der König sich selbst einmal davon überzeugen wollte, ob der Gärtner ordentlich aufpasse, ging er ganz allein, ohne Gefolge, in dem Garten spazieren. Der Gärtner, der genau Obacht gab, gewahrte den König, hielt ihn für einen Gurkendieb und tötete ihn. Da der König ohne männliche Nachkommen gestorben war, kam der Thron zur Erledigung, und die Würdenträger fanden sich in großer Verlegenheit. Den Fall mit dem Gärtner näher prüfend, kamen sie zu dem Schlusse, daß er den König in Ausführung des ihm von diesem erteilten Befehles getötet habe, und wählten ihn zum König von Kambodscha. Er wurde unter dem Namen „para pathama sâmdâch para baromma mâha bupati dhammika mâha râjâdhirâja" gekrönt und seine Frau zum Range einer Königin erhoben. Dieser König regierte siebzehn Jahre und starb siebzig Jahre alt, zwei Söhne hinterlassend, Para paramma Nibbana pada und Para siddhanta râja. Sein ältester Sohn wurde sein Nachfolger und regierte zu Angkor thom; er regierte sechs Jahre, und obwohl er zwei Söhne hinterließ, bestieg Para siddhanta im Jahre 1346 den Thron. Para siddhanta regierte drei Monate, er starb, und sein Neffe Para Lompong râja, der älteste Sohn seines Vorgängers, folgte ihm im Jahre 1347 nach.

„Sehen Sie," so sagte mir eines Tages ein eingeborener Fürst, „so stammt unser Königsgeschlecht von dem Alten mit den wohlschmeckenden Gurken ab."

Diese Sage ist interessant, doch sieht man leicht ein, daß sich hinter ihr eine weit bedeutsamere Thatsache als ein in Unkenntnis der Persönlichkeit begangener Mord birgt. Ihr Kern ist die Ermordung eines brahmanischen Königs durch buddhistische Staatsbeamte und die Einführung einer buddhistischen Dynastie. Es ist das eine Thatsache, die ich im vorigen Jahre entdeckt habe und die ich hier erklären will. Es liegt auf der Hand, daß man nicht an einen König denken kann, der sich bei finsterer Nacht ganz allein in seinen Garten begiebt, um sich davon zu überzeugen, ob sein Gärtner ordentlich Obacht auf die Gurken giebt, die er sich hat reservieren lassen. Man kann darin nur entweder die Ermordung des Königs durch seine ersten Würdenträger in Gegenwart des Oberaufsehers der Gärtner erblicken oder, was wahrscheinlicher ist, die Ermordung des Königs durch den Oberaufseher der Gärtner selbst, einen Mandarinen, der die thatkräftige Unterstützung seiner Sekte genießt und sich an die Spitze der leitenden Geister der Zeit stellt. Gewiß ist, daß der neue König Buddhist ist, während sein Vorgänger brahmanisch war. Das Vorkommen des Wortes „Dharmika" („Rechtgläubiger") in seinem Titel und das der Worte „nibbana pada" („Grundlage des Nirwana") und „siddhanta" („Dogma") in dem seiner Söhne giebt die buddhistische Terminologie zu erkennen und ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß das Volk seinen offiziellen Kult gewechselt hat. Das ist der Ursprung der gegenwärtigen Dynastie. Er ist nicht besonders glänzend, und wir sehen, daß der Begründer des neuen Königsgeschlechts durch ein Verbrechen zur höchsten Gewalt gelangt. Aber wie viele Dynastien haben nicht

so begonnen, die später zur Blüte gelangten und sich bis auf diesen Tag erhalten haben.

*

Buddhistisch geworden, begann oder fuhr das Volk von Kambodscha fort, immer weiter auf der schiefen Ebene des Verfalles herabzugleiten, an deren Ende die Franzosen es im Jahre 1860 angetroffen haben. Von den Siamesen angegriffen, die, im siebenten Jahrhundert selbständig geworden, sich ihre ehemaligen Herren dienstbar machen wollten, erschöpft von den Kriegen, welche die Nachkömmlinge des „Alten mit den wohlschmeckenden Gurken" sich lieferten, sah es seine nördlichen und westlichen Provinzen sich entreißen und seine monumentale Hauptstadt auf Feindesgebiet verlegt. Dann kamen die Annamiten, die, nachdem sie gutwillig die Erlaubnis erhalten, sich in den südlichen Provinzen anzusiedeln, Kambodscha den Krieg erklärten und das südliche Cochinchina bildeten. Als die Franzosen, nachdem sie den Annamiten Cochinchina abgenommen, weiter aufwärts nach Kambodscha zogen, fanden sie dort einen siamesischen Mandarinen, der sich den Vertreter des Königs von Siam nannte und die Anmaßung erhob, den König Noroutam zu regieren. Letzterer zitterte vor ihm und fürchtete sich vor den Franzosen.

Schließlich nahm er das Protektorat an, das diese ihm anboten, und wurde, mit den heiligen Oelen gesalbt, Herr des Lebens und Chakrapatra des Kambuchea maha nokor (des Großkönigreichs von Kambodscha).

Sein Vater, der König Aug-Duong, den die Siamesen anfänglich zurückbehalten hatten, war von ihnen gekrönt worden und betrachtete sich als ihren Vasallen, zugleich aber auch als den Vasallen der Annamiten, die ihn besiegt hatten. Er fürchtete die einen wie die andern und seufzte über sich und sein Königreich, weil er dessen König nur infolge einer von seinen Feinden unter sich vereinbarten Konvention war und sein Königreich seinen Bestand lediglich dem Streite der Siamesen mit den Annamiten verdankte, die es beide für sich begehrten, aber über seine Teilung nicht einig werden konnten.

Er war ein gottesfürchtiger Mann, gerecht, manchmal strenge, von hoher Moralität, aber zu spät für ein herabgekommenes und verarmtes Land gekommen. Er hatte weder das Verständnis noch die Macht, es zu erheben und es wieder auf die Füße zu stellen, um es mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Er verlangte nach der Hand Frankreichs, und dieses streckt sie ihm entgegen; aber nachdem er erst nach ihr begehrt, wagte er es nicht, sie zu ergreifen. Er starb im Jahre 1859, bevor er zu einem Entschluß über den entscheidenden Schritt gekommen, und erst sein Sohn Noroutam unterzeichnete den Vertrag, der, indem er ihn den Franzosen, den Besiegern der Annamiten überlieferte, ihn von den Siamesen befreite.

Aber dieser Prinz war vor der Thronbesteigung seines Vaters im Exil geboren; seine beiden Brüder machten ihm den Thron streitig und scharten Parteigänger um sich; gleichzeitig warfen sich zwei Leute aus dem Volke, die sich die Prinzen Aug-Phim und Pu-Kombo nannten, als Prätendenten auf. Bald stand das ganze Volk in Waffen da, ohne irgend einem Sicherheit zu

bieten. Die Franzosen unterstützten den König, und schließlich wurde die Ruhe ohne Blutvergießen wieder hergestellt. Aug-Phim und Pu-Kombo wurden getötet, der jüngere Bruder, der eigentliche uparâya, unterwarf sich gegen die Abfindung mit einer Rente von jährlich 25 000 Piaster und wurde das, was man nicht ganz richtig „zweiter König" nennt. Der andre Bruder wollte von einem Ausgleich nichts wissen und zog sich nach einer nördlichen Provinz zurück, wo er noch dreißig Jahre lebte, umgeben von etwa sechzig seiner Anhänger, zehn elende Dörfer beherrschend und die Regierung über den ärmlichsten aller Bezirke führend. Man ließ ihn dort, ohne sich weiter um ihn zu kümmern; er starb daselbst im Januar 1892.

Während dieser Zeit war es den Franzosen gelungen, ihren Einfluß immer weiter auszudehnen und schließlich zum Herrn des Königs und des königlichen Schatzes zu werden: der König lieferte ihnen seine Geldbörse aus unter der Bedingung, daß man ihm eine höhere Zivilliste bewillige, als die Summe betrage, die er seinen Unterthanen durch Steuern der mannigfachsten Art erpreßt hatte. Die Franzosen verminderten die Steuern, zogen sie von jedermann ein, beseitigten die durchlässigen Hände gewisser Mandarine und zahlten, ohne etwas an der landesüblichen Erhebungsart durch die Eingeborenen zu ändern, dem König jährlich 1⅓ Millionen Franken und dem uparâya 75 000 Franken; dabei weist das Budget jedes Jahr einen Ueberschuß von 300 000 und selbst von 400 000 Franken auf. Man erbaut Residenzen, legt überall Wege an, wirft Kanäle aus, und doch zahlt das Volk an den Staatsschatz statt des früheren zehnten nur noch den zwanzigsten Teil seiner jährlichen Ernte.

Und doch ist Noroutam, der einst so stolz darauf war, einen Namen zu führen, der gleich dem Napoleons mit einem N anfing, der sich ein Wappen nach dem des Kaisers der Franzosen hatte zurechtmachen lassen, Noroutam, der die Herrscher Europas bedauerte, daß sie sich mit nur einer Frau begnügen müssen, während er selbst deren dreihundert hatte, und doch ist Noroutam heute nur noch der Schatten seiner selbst. Er ist gichtbrüchig und alt, viel älter, als seine Jahre es mit sich bringen. Er ist niemals so reich wie jetzt gewesen und läßt, um einen Teil der großen Summen, die das Protektorat ihm allmonatlich abwirft, zu verausgaben, einen prachtvollen Tempel in der unmittelbaren Nähe seines Palastes erbauen; die ganz in Marmor gehaltenen Säulen und Treppenstufen kommen aus Europa, und man schätzt, daß dieser „vihara" ungefähr auf eine Million Franken zu stehen kommen wird.

*

Der Vollendung dieses Prachtbaues entgegensehend, schickt der König, der vor etwa zwei Jahren seine Mutter verloren hat, sich einstweilen an, die Leiche derselben, sowie die seines Vaters, die mehrerer Prinzen und die des im Jahre 1891 verstorbenen zweiten Oberhauptes der buddhistischen Mönche zu verbrennen. Das Fest, das auf eine Dauer von dreißig Tagen berechnet ist, hat am 27. April unter dem Zulaufe des aus allen Teilen des Königreichs herbeigeströmten Volkes begonnen.

Der mên oder mêndap (im Pali mandapain) ist auf dem Platze vor dem Palaste errichtet. Es ist das ein großer und sehr hoher Pavillon, von schlanken, zwanzig Meter hohen Bambussäulen getragen und von vier Galerien umschlossen, die ein nach den vier Weltrichtungen gerichtetes Quadrat bilden mit je einer der betreffenden Richtung entsprechenden Eingangsthüre. Man hat daran zwei Jahre lang ununterbrochen gearbeitet, jedoch ohne sich damit sonderlich zu beeilen. Nunmehr fertiggestellt, ist der mên von Masten umgeben, die mit Flittern, Mikascheibchen und ganz dünn geschlagenen Goldplättchen behängt und über und über mit kunstreichen Vorrichtungen und Glaswerk für die Beleuchtungen bedeckt sind; sodann sind dort noch die stockwerkartig abgestuften Sonnenschirme vorhanden, die je nach der Anzahl der Stockwerke auf den höheren oder niedrigeren Würdegrad hinweisen.

Die Leiche der Königin-Mutter ruht seit zwei Jahren in einem aus Sandelholz angefertigten und mit Goldplatten bedeckten Sarge in einem eigens zu diesem Zwecke im Palaste hergestellten hohen Saale auf einem Katafalk. Seit zwei Jahren wachen und beten ihr zur Seite buddhistische Mönche unter der Oberaufsicht dazu bestellter Mandarinen. Von dort hat das Leichengefolge, ein Gefolge, das in seiner vollen Entfaltung dreihundert Meter einnimmt, den Sarg abgeholt, um ihn drei Stunden lang durch die Straßen der Stadt zu tragen.

Dieses Gefolge hat ein etwas phantastisches Gepräge. Es wird übrigens nach alter Vorschrift zusammengesetzt, und ich habe zwei Manuskripte vor mir, darunter ein mit Abbildungen ausgeschmücktes, die besagen, wie es gebildet werden muß, welche Stellen die einzelnen Dienstabteilungen einzunehmen haben, die Träger der Standarten und vor allem die Wagen mit den Tieren, die etwas Aehnlichkeit mit den apokalyptischen haben. Ich finde daselbst folgendes aufgezählt: Die tagalische Musik, zwölf bewaffnete Milizen, eine weitere Musik, wiederum zwölf Milizen, dann zwanzig andre, die eine Gruppe bilden, vier Liktoren mit Rohrbündeln, fünfzehn Träger sogenannter kambodschanischer Standarten, zwanzig Träger von Standarten in der Gestalt eines Makara, ein Liktor, ein vollständiges, aus Eingeborenen bestehendes Musikcorps, piphéat genannt, und schließlich ein weiteres vollständiges Musikcorps, kléng khêk genannt, dem zur Rechten zwei Würdenträger einherschreiten, der oknah sêna und der oknah vichit Sangkréam, genannt „die Oberaufseher der Siegesstandarten", die diesen Teil des Zuges zu überwachen haben.

Dahinter kommen zwanzig mit Gewehren bewaffnete Milizen, vier Liktoren mit Rohrbündeln, zwanzig Träger sogenannter kambodschanischer Standarten, zwanzig Träger von makara-Standarten, dreißig Träger von Standarten, die Affeln vorstellen, fünfzig Träger von seidenen Wimpeln mit weißen Blumen, siebzig Träger von ähnlichen mit gelben Blumen, sechs Leute des mit der Annahme von Klagegesuchen betrauten Oberrichters, drei Leute des Wassertransport-Ministers, dann zunächst eine Gruppe von chinesischen Musikanten und hinter ihr eine Gruppe von malaiischen Musikanten. Hinter diesen beiden Gruppen bewegt sich, von zwölf Leuten gezogen, auf einem schweren Wagen das gewaltige

Standbild eines Rhinoceros einher, das auf seinem Rücken einen Pavillon mit dem zum Anzünden des Scheiterhaufens bestimmten Feuer trägt; neben diesem Wagen schreitet rechts ein Mandarin einher, der den schönen Titel eines „Brah Indra" führt. Hinter diesem gewaltigen Tier kommen dreißig Träger von Asselstandarten, fünfzig Träger von gelbseidenen Wimpeln mit gelben Blumen, siebzig Träger von Wimpeln mit weißen Blumen, dann dreißig Räte malaiischen Stammes in Nationaltracht, darauf sieben weitere Wagen, von denen jeder ein gewaltiges Tierbild trägt: einen Löwen, genannt lieng ka, einen geflügelten Löwen, genannt kilén, einen Elefanten, einen Löwen, einen lieng ka, einen kilén, einen Elefanten, einen Löwen. Von diesen Tieren hat jedes auf seinem Rücken einen kleinen Pavillon, der auf einer goldenen Schüssel das vollständige, aus gelber Seide bestehende Festornat eines Mönchs (tricivara) trägt. Hinter diesen sieben Ungetümen kommen dreißig malaiische Räte in Nationaltracht, dreißig chinesische Räte in Nationaltracht, siebzig kambodschanische Räte in feierlichem Ornate, in weißseidenen Gewändern, auf dem Kopfe den romphak, eine Kopfbedeckung mit einem langen, kunstvoll gearbeiteten und mit Blumen aus Blattgold geschmücktem Pfeil; von diesen letzteren trägt jeder eine rosenfarbige Lotusblume in der Hand. Hinter dieser ernsten und interessanten Gruppe ziehen fünfzehn phautan genannte Wimpel einher, dann acht von zwanzig Männern gezogene Wagen, von denen jeder ein Tierbild trägt, einen præus (Riesenhirsch), einen chrang genannten Löwen, einen Königslöwen und einen tou genannten bemähnten Löwen; von diesen acht Ungetümen trägt jedes auf seinem Rücken einen Pavillon, in dem auf einer Goldschüssel die drei Hauptornatstücke eines Mönchsgewandes liegen. Dahinter kommen siebzig kambodschanische Räte, ähnlich wie die vorigen gekleidet und gleich diesen eine rosenfarbige Lotusblume tragend; sodann fünfzehn phautan-Träger, zwanzig Träger von dreifach abgestuften Sonnenschirmen, fünfzehn Träger von großen Fächern, chamara genannt, dreißig Träger von Asselstandarten, dann ein Wagen gleich den vorigen, der einen Tiger mit dem tricivara trägt, eine Gruppe von acht Musikern mit ihrem Führer zur Linken, vier Muschelbläser, zwei Brahmanen, Lotusblumen in der Hand, das Oberhaupt der Mönche von Kambodscha unter einem großen gelben Sonnenschirm auf einer von acht in Rot gekleideten Männern getragenen Tragbahre, drei Brahmanen, eine Gruppe von dreißig Männern, die vor den Königswagen gespannt sind, ein Wagen gleich den vorigen, acht khlang chhnak genannte Musiker, vier Muschelbläser, fünf Brahmanen mit rosenfarbenen Lotusblumen in der Hand, neunzig Sonnenschirmträger, fünfzehn chamara-Träger, dreißig Asselstandartenträger, fünfzig Wimpelträger, zwanzig Asselstandartenträger.

Darauf folgt, von vier weißen Pferden gezogen, der Leichenwagen mit der Urne des letztverstorbenen Königs, neben dem rechts der Justizminister (yamaràya) und ein Anführer des Gefolges, sowie der Minister des Wassertransports (Krâlahom) und ein Anführer des Gefolges einhergehen; links der Palastminister (véang) und ein Anführer des Gefolges, sowie der Minister des Landtransports (chàkrêy) und ein Anführer des Gefolges.

Der erwähnte Leichenwagen ist interessant und verdient eine Beschreibung: Zwei große Räder tragen den Wagenkasten, der aus vier Windungen besteht, von denen je zwei und zwei aufeinanderliegen; sie sind reich geschnitzt und vergoldet und endigen in Flammen. Ueber ihnen erhebt sich auf einem kunstreich gearbeiteten Fußgestell, das den Fußboden um zwei Meter überragt, eine aus Sandelholz hergestellte, mit Gold verkleidete Leichenurne, über die ein weißer Schleier ausgebreitet ist. Von der Zugstange erhebt sich hoch über die weißen Pferde hinaus ein vergoldeter Baum, der in eine goldene Flamme endigt.

Schließlich ziehen hinter dieser Urne vier Träger von langen und breiten Schirmen einher, dann zwei malaiische Musikcorps, dann eine Tragbahre, auf der das Sandelkernholz liegt, das bei der Verbrennung verwendet werden soll. Hinter dieser von vier Männern getragenen Bahre kommen zwei Anführer der Palastwache und hinter ihnen hundert in Weiß gekleidete Dienerinnen, dann fünfzig Träger von gelben mit gelben Blumen verzierten Wimpeln, zwanzig makara-Standarten, ein Anführer der Palastwache, hundert Träger von gelben Wimpeln mit weißen Blumen, acht weißgekleidete Ehrendamen, fünfzig weißgekleidete Damen, zwei Mann der Palastdamenwache, die an Stelle der früheren Eunuchen getreten ist, acht weißgekleidete Ehrendamen, fünfzig weißgekleidete Damen, zwei Mann der Palastdamenwache und zum Beschlusse des Zuges endlich hundert Träger von gelben Wimpeln mit gelben Blumen.

Dabei ist zu bemerken, daß alle diejenigen, die nicht in Weiß gehen oder die Nationaltracht der fremden Völker tragen, rot gekleidet sind, und daß dieser ganze Zug sich zwischen zwei Reihen der auf den Knieen liegenden Volksmenge bewegt, unter der sich viele Frauen befinden, die sich zum Zeichen der Trauer das Haar geschoren und weiße Kleider angelegt haben.

Der Zug bewegt sich durch die Straßen zu dem Mèndap; er zieht dreimal um diesen herum, sich von Osten nach Süden, von Süden nach Westen, von Westen nach Norden und von Norden nach Osten wendend; es ist das das brahmanische pradakshina, der Umzug des Erwartens, wie er in früherer Zeit hieß. Durch das östliche Thor zieht der Zug in die Umfriedigung des Mèn ein.

Die Leichenurne wird herabgenommen und auf einen Wagen gestellt, der eine geneigte Ebene herabrollt und sie bis an den Fuß eines Katafalks bringt, auf den sie hinaufgehoben wird. Der König, der einen Augenblick vor dem Zuge angelangt ist, scheint den Vorgängen mit Interesse zu folgen. Wenn die Urne auf ihren Platz gestellt ist, zieht er sich zurück, denn die Urne muß auf dem Altare drei Tage lang ausgestellt bleiben.

Am Samstag, 29. April, zieht derselbe Zug heran, er bringt die Leichenurne, welche die Ueberreste der Königin-Mutter birgt, und zieht in die Umfriedigung des Mèn ein. Diese Urne kommt jetzt auf den Altar an Stelle der des letztverstorbenen Königs, die von demselben herabgenommen worden ist.

Am Mittwoch, 3. Mai, erscheint der König. Er ist krank, er leidet an der

Gicht, der sich ein Fieberanfall zugesellt hat; er schleppt sich mühsam an zwei Krücken fort und kann das linke Bein nicht bewegen; wie an den vorigen Tagen ist er in Weiß gekleidet. Er begiebt sich zu dem Oberhaupte der Mönche, und da er nicht niederknieen kann, neigt er sich verehrungsvoll vor ihm und geht dann zurück, um auf einer Tribüne Platz zu nehmen, die für ihn reserviert ist und sich einer andern gegenüber befindet, auf der sich die Europäer zusammengefunden haben. Er wirft unter das Volk mit seinem Bildnisse versehene Münzen, die in Zitronenschalen stecken, und wohnt dann den Spielen, Box- und andern Kämpfen, bei. Währenddessen ist die Urne vom Katafalk genommen und ihres Schmuckes entkleidet, der Eigentum der Mönche wird, dem Obersten der Bonzen übergeben worden, der Katafalk wird demoliert, an seiner Stelle der Scheiterhaufen errichtet und die Leichenurne, deren Boden aus einem kupfernen Gitter besteht, auf den aus kostbarem Holz errichteten Scheiterhaufen gestellt.

Die Spiele hören auf, und der König steigt von seiner Tribüne herab und betritt den Mên. Die Europäer folgen ihm, und die Volksmenge drängt sich um die Schranken, welche den königlichen Platz einhegen; es ist sechs Uhr.

Darauf tritt, umgeben von sämtlichen Europäern, zu seiner Rechten den Oberresidenten der französischen Republik und hinter sich sämtliche höhere Beamten des Protektorats, der König vor und nimmt von einem Mandarinen die an dem Feuer des erstens Wagens entzündete Fackel entgegen, steigt die fünf Stufen des Scheiterhaufens hinan, verbeugt sich und legt das Feuer an die Scheiter. Darauf nimmt er einige Päckchen recht trockenen Sandelkernholzes und wirft sie auf den Scheiterhaufen; der Oberresident folgt samt seiner Umgebung dem gegebenen Beispiel.

In diesem Augenblick wird das Feuerwerk entzündet und platzt los; der ganze Platz wird davon ergriffen, die Kanonen donnern, und rings um die Urne schlagen Flammen auf. Um neun Uhr war die Leiche verzehrt und von ihr nichts mehr übrig als ein Metallbecken voll roter Asche und glühender Kohlen.

Am folgenden Tage erscheint um neun Uhr die königliche Familie, der König an der Spitze; er geht zu dem Aschenhaufen hin, segnet ihn, verneigt sich vor ihm und entfernt sich wieder. Darauf nähern sich die Frauen und beginnen, unterstützt von den Mönchen, die Asche zu durchsuchen und aus ihr die Reste von den Gebeinen herauszulesen, die das Feuer verschont hat. Diese Gebeine werden in ein goldenes Gefäß gelegt und nach dem Palast gebracht.

Nun wird der Katafalk wieder aufgebaut, und abends kommt der König, um auf ihm die Urne der Königin-Mutter aufstellen zu lassen, die am dritten Tage danach mit demselben Zeremoniell verbrannt werden soll.

Ist diese zweite Leichenverbrennung vorüber, so wird man dieselben Ehren dem vor etwa fünf Jahren verstorbenen zweiten Oberhaupte der Mönche und sodann mehreren Prinzen und Prinzessinnen erweisen, und alsdann ist alles zu Ende.

Der König wird, wenn er seinem Vater und seiner Mutter sowie seinen

übrigen Verwandten den letzten Liebesdienst geleistet, in seinen Palast zurückkehren, sorgenvoll, sagt man, und sich die Frage vorlegend, ob seine Söhne wohl, von den neuen Ideen erfaßt, welche die Leute des Westens mitbringen, daran denken werden, ihm die gleichen Ehren, mit demselben Pomp und unter dem Zustrome einer gleich großen Volksmenge zu erweisen.

Erzählungen des Großwesirs Dschewad Pascha aus seinem Leben.[1]

Mitgeteilt von

Bernhard Stern.

Der kürzlich verstorbene ehemalige Großwesir Ahmed Dschewad Pascha war einer der interessantesten und bedeutendsten Männer im Osmanenreich. Man wird ihn dereinst vielleicht den „letzten Großwesir" nennen, denn seit seinem Sturze ist die Würde des Großwesirats, die durch Jahrhunderte der sultanischen fast ebenbürtig gewesen ist, häufig letztere überragt hat, zu einer völlig unansehnlichen, bedeutungslosen geworden.

Dschewad Pascha war zum höchsten Amte im Staate aus tiefster Stellung Stufe um Stufe emporgeklommen und erreichte es, als er nur wenig mehr als vierzig Jahre zählte. In der Türkei, wo es keine bevorzugten Gesellschaftsklassen giebt, wo die Mutter eines jeden Sultans eine Sklavin gewesen ist, sieht man häufig, wie Glückskinder aus den untersten Volksschichten zu den höchsten Würden gelangen. Dschewad war ein Beispiel dafür. Sein Vater war ein einfacher Defterdar oder Steuereinnehmer in Damaskus gewesen. Nicht die Protektion, sondern die Tüchtigkeit ward Dschewads Führerin auf dem Wege vom einfachen Soldaten zum Marschall, vom Gesandtschaftsattaché zum Großwesir. Im Kriege mit Rußland schon hatte er sich als eine der besten Damascener Klingen bewährt. Als Gesandter, Gouverneur und Minister blieb er stets ein Staatsmann und Beamter vornehmster Art. In seinen freien Stunden suchte er, mit glänzendem Erfolg, seine Bildung auszugestalten, erlernte er mehrere Sprachen und schrieb, türkisch und französisch, eine Geschichte der osmanischen Armee. Als Politiker war er ein Friedensfreund, und dem Weltfrieden brachte er manches Opfer, das er seinem Patriotismus nur schwer abringen mochte.

[1] Anmerkung der Redaktion. Die vorstehenden Erzählungen eines der hervorragendsten türkischen Staatsmänner geben manche interessante Einblicke in die früheren und zum Teil auch jetzt noch fortbestehenden politischen Zustände der Türkei. Wir haben deshalb diesen Artikel aufgenommen, ohne uns allen politischen Gesinnungen desselben anzuschließen.

Durch den Professor Hermann Vambery wurde ich beim Großwesir eingeführt. Ich blieb mit Dschewad dann jahrelang, fast bis zu seinem Tode, in Verbindung. Unsre Gespräche betrafen die aktuellen politischen Angelegenheiten, und es war Dschewads eigner Wunsch, daß ich seine Erzählungen einmal veröffentlichen möchte. Besonders lag es ihm daran, die Art, wie er die armenische Frage behandelte, der Welt bekanntzugeben, da er davon eine richtigere Beurteilung dieser Frage zu Gunsten seines Landes erhoffte. Er legte einmal auch dem Sultan die Bitte vor, ihm die Erlaubnis zur Publikation zu erteilen. Allein der Sultan gab, wohl besonders aus Rücksicht für England, die erbetene Erlaubnis nicht. „Also es bleibt bis nach meinem Tode," sagte Dschewad damals zu mir. Er ahnte nicht, daß dieser Zeitpunkt so nahe war.

I.

Ueber den Ursprung der armenischen Wirren.

Am 26. November 1894 erzählte mir Dschewad Pascha in seinem Konak zu Nischantasch in Gegenwart eines gemeinsamen Freundes, des Post- und Zoll-Zensurinspektors Löbel Efendi, über die um jene Zeit im Wilajet von Bitlis ausgebrochenen Wirren:

„Ich bin überzeugt, daß die armenischen Unruhen durch englische Intriguen hervorgerufen worden sind. In England lebten von jeher die armenischen Agitatoren unter dem Schutze und von der Unterstützung der englischen Regierung. Diese tritt seit Jahren als Protektorin der armenischen Revolution auf. Der englische Botschafter ließ sich erst vor einigen Tagen mir gegenüber zu Drohungen hinreißen, welche mich nur glauben machen, England möchte die durch den Tod des Zaren Alexander geschaffene neue Weltlage, da Rußland im Augenblick für alles Außerrussische abgestumpft ist, in der Türkei, wo sein Einfluß schon lange geschwunden ist, ausnützen und sich uns in Erinnerung zu bringen. Ich habe die Intrigue durchschaut und allen Kabinetten schnell Aufklärungen über die Ereignisse zugehen lassen. Armenisch-englische Versionen erzählten von einem Massakre „ohne triftigen Anlaß"; nach Dutzenden sollen Dörfer niedergebrannt, nach Tausenden Armenier ermordet worden sein. Sie brauchen kein Freund der Türkei, sondern nur ein Freund der Logik zu sein, um hier Uebertreibungen zu erkennen. Weshalb hätte unsre Regierung, die den Frieden über alles liebt, ein solches Massakre anrichten sollen? Ohne triftigen Grund? Armenische, aus England gekommene Agitatoren haben eine Revolte hervorgerufen. Welche europäische Macht würde eine Revolte nicht unterdrücken? Hat die englische Regierung still zugesehen, als die Moslems in Indien revoltierten? Man spricht in Europa von armenischen Märtyrern. Ich will Sie mit zweien derselben näher bekannt machen. Da erschien kürzlich in Merzifun ein Agitator, der eine Revolte anzettelte. Wir nahmen den Attentäter gefangen; als wir ihn aburteilen wollten, erklärte er, russischer Unterthan zu sein. Ich gab den Befehl, ihn nach Rußland abzuschieben. Die Russen dankten mir herzlich, denn dieser Märtyrer war ein gewisser Schemanow, der wegen gemeiner Verbrechen zur

Deportation nach Sibirien verurteilt worden, aber entflohen war! Und wer ist der Held von Bitlis? Ein gewisser Hamparzum, den wir wegen gemeiner Verbrechen aus dem Lande gejagt hatten. Er vagabondierte einige Jahre in Athen und Genf, kehrte dann heimlich nach Anatolien zurück und ließ sich unter dem Pseudonym Murad, als Moslem verkleidet, in einem armenischen Dorfe in der Umgegend von Sassun nieder. So täuschte er die Behörden und konnte in der Stille eine Schar werben, um eine Räubertruppe zu bilden. Nicht weniger als 3000 Armenier fanden sich, die sich bereit erklärten, ihm zu folgen. Diese Truppe verband sich mit mohammedanischen Kurden und plünderte, raubte und mordete in türkischen Dörfern. Im Juli griffen sie den türkischen Stamm Delikian, im August den Stamm Jekran und den Stamm Jadagan an. Diese verbündeten Christen und Mohammedaner, diese Armenier und Kurden, füllten ihren Opfern die Leiber mit Pulver und sprengten sie in die Luft, marterten Frauen und verbrannten Greise und Kinder in den Moscheen, schnitten den Leichen Ohren, Nasen und Zungen ab, zerhackten andre in Stücke. Dann kam es zwischen den Armeniern und Kurden zu Uneinigkeiten, und die Armenier erlitten vielfach das Schicksal, das sie so häufig den Türken bereitet hatten. Unterdessen hatte ich dem Marschall Zeki Pascha den Befehl gegeben, mit drei Bataillonen regulärer Infanterie — nicht mit Mustahafiz oder irregulären Baschibozuks — gegen die Räuber vorzugehen. Er siegte, nicht ohne schwere Verluste. Ich hatte angeordnet, daß jedem Pardon gegeben werde, der ihn erbitte. Und thatsächlich wurden viele Armenier verschont und in ihre heimatlichen Dörfer zurückgebracht. Ob Hamparzum unerkannt gefallen oder geflüchtet ist, hat man nicht erfahren. Dies ist die Wahrheit. Dies habe ich den Mächten mitgeteilt. Aber nennen Sie mir ein englisches Blatt oder eine Zeitung sonst in Europa, wo dieser Sachverhalt dargestellt oder angedeutet worden wäre!“

II.

Ueber Englands und Rußlands Politik am Bosporus.

Am 25. Januar 1895 empfing mich der Großwesir in seinem Bureau auf der Hohen Pforte und machte mir die folgenden Mitteilungen. Auch dieser zweiten Unterredung wohnte, meinen Aufzeichnungen zufolge, Löbel Efendi bei:

„Ich habe,“ sagte Dschewad Pascha, „im Namen des Sultans einer großmächtlichen Untersuchungskommission in den Gegenden, welche von den Unruhen heimgesucht wurden, zugestimmt. Die Konsuln Englands, Rußlands und Frankreichs haben sich der Kommission, welche ich nach Anatolien entsende, angeschlossen. Zu diesen Konsuln darf man doch Vertrauen haben, wenn man den von mir erwählten Leuten, für deren Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ich bürge, mißtraut. Aber man erwartet nicht geduldig die Resultate der Untersuchungskommission. Dabei hat England auch das übrige Europa mitgerissen. Europa tanzt nach der Pfeife des altersschwachen Türkenfeindes Gladstone. Ich appelliere immer nur an die Logik der zivilisierten Welt. Wir haben das größte Interesse, den Frieden mit Europa und die Ruhe im Inneren zu erhalten. Konflikte kommen

nur England zu gute. Lord Rosebery sucht seine schwache Majorität im Parlamente mit blutigen Phrasen und mit Humanitätsdusel aufzupäppeln; durch lautes Lärmen glaubt er das Interesse der andern Mächte von Aegypten nach Kleinasien ablenken zu können. Durch Treulosigkeit und Heimtücke ist England Herr in Aegypten geworden. Aber noch ist England nicht Herr in Konstantinopel. Die Stimmen der Rosebery und Kimberley und Gladstone erschüttern nicht die Hohe Pforte. Sir Philipp Currie wagt zwar so zu reden, als wäre er Herr am Bosporus, und der Sultan sah sich genötigt, bei der englischen Regierung Klage zu führen wegen des rüden Benehmens dieses Diplomaten. Wenn ich naturgemäß auch nicht ein Freund Rußlands sein kann, so drängt mich doch die englische Politik schließlich dahin, bei Rußland Hilfe zu suchen. Rußland hat wohl ein direktes Interesse daran, eine allgemeine Erhebung der Armenier zu verhindern. Auch Rußland hat einige von Armeniern bewohnte Provinzen. Würden diese ruhig bleiben, wenn Rußland, nach Englands Wunsch, die türkischen Armenier zu phantastischen Illusionen ermunterte? Würde aber Rußland seine Provinzen hergeben, um mit den türkischen zusammen ein armenisches Königreich zu gründen? Von dem Wahne, im Oriente den Befreier der Christen zu spielen, dürfte Rußland, wie ich meine, schon gründlich geheilt sein. Was hat dem Zarenreiche die Befreiung Bulgariens eingebracht? Hunderttausende Menschenopfer, Hunderte Millionen Schulden, unendlichen Undank, einen Battenberger und einen Stambulow! — Ich habe ausrechnen lassen, wie viele Armenier in der ganzen Welt existieren. Man sagte mir 800000. Die Hälfte davon lebt in der Türkei, 200000 in Konstantinopel und Umgegend, 200000 in den anatolischen Wilajets. Die Stadt Sassun, welche die Armenier als eine rein armenische proklamieren, hat 20000 Einwohner; davon sind aber nur 8000 Armenier, die übrigen 12000 Mohammedaner. In Bitlis sind von den Bewohnern mehr als zwei Drittel mohammedanisch, ein knappes Drittel ist armenisch; die Türken haben hier 30 Moscheen, 10 Medressen und 12 Derwischklöster, die Armenier nur 8 Kirchen. In Wan sind von den Einwohnern ebenfalls zwei Drittel Türken. Das alles weiß man nicht in Europa. In Europa vergißt man auch, daß nicht wir die Armenier unterjocht haben. Wir haben die von den Armeniern bewohnten Provinzen Anatoliens von Mongolen, Persern und Georgiern erobert. Wir müßten also von uns schwer eroberte, von Mohammedanern stärker als von Christen bewohnte Provinzen freiwillig abtreten, nur um die Schaffung eines armenischen Königreiches zu ermöglichen!"

III.

Ueber die Ursache seines Sturzes und über den Sultan.

Am Abend des 7. Juni 1896 empfing Dschewad mich wieder in seinem Konak zu Nischantasch:

„Ich bin am Ende," sagte er mir. „Ich habe vom Sultan zum dritten Male meine Entlassung erbeten. Ich werde sie heute erhalten. Ich werde ungnädig entlassen, davongejagt werden wie ein Hund. Nicht die armenischen

Angelegenheiten verdrängen mich. Ueberhaupt nicht eine Frage der äußeren Politik. Ich will Ihnen sagen, was vorgefallen ist. Ich habe aus den Ereignissen der letzten Zeit gelernt, daß wir nach außen nie stark sein werden, wenn wir es nicht innen sind. Aber innen ist bei uns alles faul. Am faulsten ist es im Jildis-Kjöschk. Ich betone dabei, der Sultan ist nicht der Schuldige. Seine Schuld ist nur, daß er sich ganz seiner Umgebung ausgeliefert hat. Ich werde gehen, und glauben Sie mir, ich bin der letzte Großwesir gewesen. Nach mir kommen nur Puppen. Der Palast hat alles an sich gerissen. Auch ich war schon in der letzten Zeit weniger denn ein sultanischer Kammerdiener. Der Sultan empfing mich in den seltensten Fällen. In den wichtigsten Angelegenheiten mußte ich mich mit Tahßin Bey (dem ersten Sekretär) oder mit den Kammerherren abgeben und begnügen. Die dringendsten Mitteilungen mußte ich dem Kammerherrn Aarif Bey oder dem Kammerherrn Bekir Bey sagen, und diese jungen Herren brachten mir die Antwort des Sultans. Ich sah so ein schnelles Ende meines Großwesirats kommen, da ich mich solchen Gebräuchen nicht mehr fügen mochte. Ich habe zu viel Selbstachtung, um mich um die Gunst irgend eines arroganten ignoranten Palastdieners abzumühen. Aber ehe ich scheide, wollte ich meinem Lande noch einen Dienst leisten. Ich wollte dem Sultan freimütig die Situation darlegen und ihn warnen; denn diese Situation ist gefährlich. Ich wußte, was ich risktiere; aber meine Pflicht war es, dies zu thun. Sie kennen wohl den —y Bey? Er übergab mir letztens ein Memorandum mit Reformvorschlägen. Ich unterbreitete dieses dem Sultan, da ich alles Vorgebrachte als nützlich erkannte. Ich fügte hinzu, daß die Wirren in Anatolien, Jemen und Rumelien mit der schlechten Verwaltung zusammenhängen, verlangte Maßnahmen zu der Verbesserung der letzteren, eine Schwächung des Einflusses der Palastfunktionäre auf die Regierung und die Politik, endlich eine Stärkung der Autorität des Großwesirats und der Hohen Pforte. Die Kamarilla hat mich deshalb als liberal denunziert, und ich erwarte nun die Folgen. Ich werde sie leicht tragen, aber bange ist mir um die Zukunft dieses Reiches und um das Schicksal des Sultans, dessen Sicherheit ich nicht in guten Händen sehe."

IV.

In Damaskus.

Am Tage nach der letzten Unterredung, am 8. Juni 1896, wurde die Absetzung Dschewads verlautbart. Ihm, der vier Jahre amtiert hatte, folgten schnell nacheinander Said Pascha, Kiamil Pascha, Halil Rifaat Pascha. Kiamil wurde schon nach drei Wochen abgesetzt und sollte trotz seines hohen Alters nach Aleppo verbannt werden; auf Intervention der Botschaften wurde er bloß nach Smyrna als Wali geschickt. Der Großwesir Said flüchtete vor den Intriguen des Palastes, die ihn für sein Leben fürchten ließen, in die englische Botschaft. Halil Rifaat erst faßte festen Fuß im Amte und blieb bis heute. Währenddem war Dschewad Pascha zwar nicht ein Verfolgter, aber doch ein Bewachter. Ich konnte lange Zeit nicht zu ihm gelangen. In vielen Monaten

erhielt ich von ihm nur eine einzige kurze Mitteilung durch einen Vertrauten: „Ich bin von Spionen Tag und Nacht bewacht; ich lebe nur litterarischen Arbeiten, weiß aber ganz gut, was draußen und oben (im Palaste) vorgeht. Vor einigen Tagen wurde ich, nach meinem Sturze zum ersten Male, wieder zum Sultan befohlen und um meinen Rat gefragt. Wenn ich also wieder in Gnade gerate, hoffe ich ein Wiedersehen!“

Und am 19. Juli 1897 sah ich ihn wieder. Kreta war in höchster Gefahr. Da erinnerte sich der Sultan Dschewads, der schon einmal die Insel pacifiziert hatte. Er sollte sie noch einmal retten. Am letzterwähnten Tage reiste er ab. Es war zu spät. Er konnte in Kreta nichts mehr helfen. Als Kaiser Wilhelm nach Syrien kam, wurde Dschewad Pascha nach Damaskus beordert, um dem Kaiser als Michmindar oder Reiseführer zu dienen. In Damaskus sprach ich Dschewad Pascha am 8. November 1898 zum letzten Male:

„Hier in meiner Vaterstadt,“ sagte er, „fühle ich mich wohl. Ich wurde zum Militärkommandanten für Syrien ernannt und werde hier bleiben. Aber die Palastintriguen verfolgen mich auch hier. Der Sultan hat mir die Mission eines Reiseführers beim Deutschen Kaiser anvertraut. Aber jede Stunde erhalte ich andre Befehle aus Jildis-Kjöschk, aus denen ich ersehe, daß man mich am liebsten verhindern möchte, meine Mission zu erfüllen. Wie glücklich bin ich, fern von Stambul zu sein. Nein, ich möchte nicht wieder Großwesir sein. Ich bin des Sultans treuester Diener, er stelle mich als gemeinen Soldaten in Reih' und Glied, und ich will ihm meinen letzten Blutstropfen opfern. Aber der Sultan weiß auch, daß ich ein Feind von Intriguen und kein Intrigant bin, und deshalb kann ich jetzt nicht Großwesir sein. Die Kamarilla ist heute in Stambul ärger und mächtiger als je. Unter solchen Umständen kann nur derjenige Großwesir sein, der mit der Kamarilla paktiert, oder der, welcher sich ihr unterordnet, oder endlich der, welcher sie zertritt. Ich kann mit ihr nicht paktieren, ich würde mich ihr nicht unterordnen, der Sultan giebt mir endlich nicht die Macht, sie zu beseitigen. Ich will mit ihr nicht wieder in so nahe Berührung kommen wie einst. Ich will nicht wieder, ohnmächtig, dem Treiben zu gebieten, bloß zuschauen, wie dadurch das Reich in immer größere Gefahren gerät und der Sultan vor der Welt kompromittiert wird.“

V.

Ueber die deutsch-türkischen Beziehungen.

Es war in Damaskus naheliegend, dieses Thema zu berühren. Dschewad sagte: „Ihnen brauche ich nicht erst zu sagen, daß ich ein aufrichtiger Freund der Deutschen und Deutschlands bin. Ich habe erfahren, daß ebenso die deutschen Sympathien für uns große und ehrliche sind. Die jetzt durch die kluge Politik des Sultans und des Kaisers Wilhelm fester geknüpften Beziehungen zwischen den Ländern beider Monarchen erfüllen mich mit Freude und Hoffnungen. Welchen Wert aber diese Beziehungen für uns haben können, darüber besitze ich eine eigne Meinung: Die türkisch-deutsche Freundschaft kann, wie ich

meine, für beide Teile nur dann gleichen moralischen und materiellen Nutzen schaffen, wenn wir unsrerseits uns bemühen, durch verständige Reformen zu einem dem uns verbündeten Staate ebenbürtigen Faktor zu werden. Wenn wir aber, statt fortzuschreiten, stillstehen oder zurückgehen, wenn wir nicht ein gleichwerter Genosse Deutschlands werden, sondern uns hilflos an dasselbe klammern als an unsern einzigen Freund und Beschützer und Retter, so werden wir es teuer bezahlen müssen, dann wird aus den deutsch-türkischen Beziehungen nur Deutschland, der starke Teil, den Vorteil ziehen, wir aber werden nicht bloß solchen Vorteil nicht erlangen, sondern trotz des Glanzes, den augenblicklich die deutsche Freundschaft um uns breitet, immer tiefer in das Dunkel, immer schneller in den Abgrund gleiten."

Seit dieser Unterredung, welche auf einer Fahrt von Damaskus nach Baalbek stattfand, habe ich Dschewad Pascha nicht wiedergesehen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Aus der Franzosenzeit.

Von

Albrecht Weber.

Als ich jüngst einmal die nachgelassenen Papiere meines Schwiegervaters, des vor nunmehr 41 Jahren (24. Januar 1859) in Grimma als Emeritus verstorbenen Magisters Ad. G. Althauß, weiland Pfarrers zu Tragis und Hainichen bei Borna, zu durchsuchen hatte, kamen mir einige Schriftstücke zur Hand, die mir wohl wert schienen, der Oeffentlichkeit übergeben, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Das erste derselben ist eine von ihm selbst geschriebene tabellarische Zusammenstellung mit der Ueberschrift: „Mein Verlust am 14ten May[1]) beim Lager des K. Französischen Corps des Generals Lauriston", welche die einzelnen Gegenstände unter Angabe des Wertes, respektive Preises Posten für Posten aufführt. Danach hat diese eine über zwei Mittage und einen Abend sich ausdehnende Einquartierung des Herrn Generals mit seinem Stab (16 Offiziere einen Mittag, 26 Offiziere einen Mittag und Abend, desgleichen 15 Bediente zweymal) den Pfarrer nahezu 300 Mark (92 Thlr. 17 g. Gr.) gekostet![2]) — Bei diesem einen

[1]) Die Jahreszahl fehlt, natürlich ist 1813 gemeint.

[2]) Das Detail darüber ist wie folgt: 1 General d. 4. May bewirtet 1 Thl. 12 Gr., 1 Tonne Bier 1 Thl. 9; 6 Kannen Branntwein 2 Thl., 48 Pfd. Schweinefleisch 8 Thl., 60 Pfd. Brot 2 Thl. 12, 4 Kannen Butter 1 Thl. 16, 16 Pfd. Wurst 1 Thl. 20, 1 Pfd. Zucker 1 Thl., ½ Pfd. Kaffee 8 Groschen, 2½ Schock Eier 1 Thl., 3 Pfd. Karpfen 12 Gr., an Kleinigkeiten 3 Thl., 15 Zentner Heu 15 Thl., 3 Scheffel Hafer 9 Thl. 21, ½ Schock Stroh 2 Thl., 6 Schock Reißbünde 8 Thl., 1 Deichsel von dem Wagen 1 Thl., das Gras im Garten ruinirt 3 Thl., 25 Stück Flaschen 2 Thl. 2, 16 Offiziere zu Mittag gespeist 6 Thl. 8, 6 Offiziere Mittag u. Abend gespeist 16 Thl. 16, 15 Bediente zweymal gespeist 5 Thl.

Besuche ist es ja dann natürlich aber nicht geblieben. Das war im Mai, nun kam erst noch der ganze Sommer und — die Schlacht bei Leipzig. Ueber letztere speziell befindet sich auf der Rückseite des Blattes eine weitere Zusammenstellung, mit der Ueberschrift: Am 17. November habe ich bey hiesigem Richter Pilz als Verlust angegeben . . . und die einzelnen Posten ergeben einen Gesamtbetrag von 146 Thlr.[1])

Man kann sich hiernach einen Begriff davon machen, was die Umgegend von Leipzig (Tragis liegt 3 bis 4 Stunden davon entfernt und war nicht in der Gefechtslinie) in jener Zeit zu leiden gehabt hat. Und zwar ohne daß eine eigentliche Plünderung stattgefunden hat, denn die Franzosen waren ja in dem Lande des treuen Verbündeten ihres Kaisers, und die Alliierten ihrerseits behandelten Sachsen doch auch, um der Bevölkerung willen, als Freundesland, ließen es die Verblendung seines Fürsten nicht entgelten. Die Pfarreien speziell waren zudem ja noch durch den Umstand, daß sie höhere Offiziere als Einquartierung erhielten, vor gröblichen Ausschreitungen der Mannschaften besser geschützt. Die Preise, besonders die der Kolonialwaren, standen enorm hoch (1 Pfund Zucker galt einen Thaler); der Dresdener Scheffel Korn stieg einmal bis auf zehn Thaler.[2])

Den Klagen, welche aus Frankreich gelegentlich noch immer über den Krieg von 1870/71, respektive über die selbstverschuldeten Leiden und Uebel, welche derselbe über das schöne Land gebracht hat, herüberschallen, steht hier ein schlichtes Zeugnis von den schweren Verlusten gegenüber, welche die Franzosen ihrerseits unter Napoleons Gewaltherrschaft Deutschland zugefügt haben.

Das zweite Schriftstück, von andrer Hand geschrieben, enthält ein „Gedicht bey Ueberreichung einer Fahne von den Dresdener Damen an den Banner der freywilligen Sachsen. Von Minister v. Nostitz." Das Gedicht lautet:

Was Ihr so lang in stiller Brust verschlossen,
Es ist erfüllt, die Lorbeern sind entsprossen,
Der Sachsen freyes Banner weht.
Empfangt es von den Schwestern, all Ihr Theuren!
Mit hoher Inbrunst jetzt, da es zu Euren
Aus unsern Händen übergeht.

Es glänz' Euch vor in der Gefahren Mitte,
Es feur' Euch an und lenke Jünglingstritte
Zu Männerthaten, groß und kühn.
Es führ' zum Siege; könnt' er je sich wenden,
Dann faß' ein Held es auf mit Rächerhänden
Und sterbe drauf wie einst Schwerin.

Für bessre Sache ward noch nie gefochten,
Für schönre Siege nie ein Kranz geflochten,
Kein Opfer freyer dargebracht.
Und Gottes Blick, der stets nach Sachsen schaute,
Beschütze seine Söhne, seine Raute,
Und sorge auch für Sturm und Schlacht.

---

[1]) Hier heißt es: 5½ Schock Roggenstroh, 4½ Schock Haferstroh, 2 Scheffel Korn, 4 Scheffel Hafer, 65 Zentner Heu, an anderen Gegenständen 33 Thl. 17 Gr., Eßwaren und mobilia 8 Thl. 2, ein Schwein u. s. f.

[2]) Der Pfarrpächter Nebe, bei dem Magister Althauß damals, weil ihm alles Geld und alle Vorräte ausgegangen waren, mehrere Scheffel leihen mußte, hat davon später bei deren Rückzahlung nur den zu dieser Zeit gültigen Preis genommen, eine stille Guthat, die ihm zu hoher Ehre gereicht, weil solcher Sinn gerade in diesen Kreisen im ganzen selten zu finden ist.

Laßt Scheiden uns kein bang Gefühl erwecken,
Selbst unsre Thränen dürft Ihr nicht entdecken,
Doch eine Bitte sey gewährt!
Bleybt gut und fromm, bleybt stets gerechte Sieger,
Gedenkt der Menschheit, schont der armen Pflüger
Und der Bedrängten stillen Heerd.

Auch Feinde haben Mütter, Schwestern, Bräute,
Erwiedert nicht die Unthat, — im Geleite
Der Führer nur erkämpft das Ziel.
Zieht hin, lebt wohl! Den Tapfern Ruhm und Weihe,
Gebet Euch Allen, den Getrennten Treue,
Und Thränen ihm, der siegend fiel.

Tritt uns in dem ersten Blatt die Not, im zweiten die Begeisterung jener Zeit entgegen, so ist das dritte ein Dokument patriotischen Zornes. Es ist ein Heftchen von zwölf Duodezblättern, von der Hand meines Schwiegervaters geschrieben und enthält ein Gedicht von 45 Versen, betitelt: „Wehklagen der Napoleons-Jünger im Jahr 1814".

Ein Verfasser ist nicht genannt. Daß das Heftchen nur eine Abschrift ist, ergiebt sich daraus, daß gelegentlich Fehler sprachlicher Art u. s. w. sich finden, auch hie und da Lücken gelassen sind, wo wohl das Original nicht recht lesbar war. Auch stehen Vers 41 und Vers 43 an falscher Stelle, als 27, 28. Die 45 Verse sind nämlich fortlaufend gezählt; die Zahlen 27, 28 aber finden sich dabei zweimal verwendet, sind respektive das erste Mal ausgestrichen und durch 41, 43 ersetzt. Es hat hier somit offenbar ein Versehen bei der Abschrift stattgefunden.

Der Gedanke, daß etwa mein Schwiegervater selbst der Verfasser sein könne, ist gänzlich ausgeschlossen. Er war eine so milde, friedfertige Natur, daß die Abfassung eines so haarscharfen Pamphlets damit gänzlich unvereinbar ist.[1]) Ich bin sogar geradezu erstaunt darüber, daß er es überhaupt abgeschrieben hat. Und ich finde hierin einen charakteristischen Beweis dafür, wie tief damals selbst auch unter den „Stillen im Lande" der Widerwille gegen die in Leipzig offenbar besonders rührig gewesenen „Afrancesados" gewurzelt gewesen ist.[2]) Das Gedicht muß, hiernach zu schließen, damals sehr populär und in vielen Abschriften verbreitet gewesen sein. Nach den von mir darüber eingezogenen Erkundigungen scheint es indessen bisher weder gedruckt noch auch litterarisch besprochen zu sein. Wenn dem wirklich so ist, so wäre der Grund dafür offenbar darin zu suchen, daß

[1]) Er gehörte durch seine Verheiratung 1812 mit Amalie Schleußner, der ältesten Tochter des Propstes Schleußner in Wittenberg, zu dem Familienkreise meiner in Leipzig lebenden Großmutter, deren Schwiegersohn letzterer war. Zu diesem Kreise gehörten außerdem noch ihr Schwestersohn Gottfried Körner in Dresden, der Vater Theodor Körners, sowie der Schwiegersohn einer andern Schwester Chr. G. Ernesti, Professor der Philosophie in Leipzig. Ernesti war wegen seines Sarkasmus sehr gefürchtet, ich hatte daher in einer Korrespondenz mit H. v. Treitschke, die ich im Sommer 1886 über das Gedicht führte, die Vermutung geäußert, ob nicht etwa Ernesti der Verfasser desselben gewesen sei; hierauf bezieht sich Treitschkes Bemerkung in seiner Antwort, siehe im Verlauf des Textes. Diese Vermutung ist jedoch hinfällig, da Ernesti schon am 5. Juni 1802 in Leipzig verstorben war.

[2]) Ebenso freilich auch gegen die Franzosen selbst, doch verdient immerhin bemerkt zu werden, daß, wie grimmig auch der Haß gegen den Unterdrücker der nationalen Freiheit, gegen Napoleon also, damals besonders in Preußen, sowie in Norddeutschland überhaupt, wozu ja Sachsen auch gehört, das Volksgemüt bewegte, doch auch manche Stimme aus jener Zeit dafür eintritt, daß man mit den französischen Soldaten persönlich vielfach doch noch besser auszukommen wußte, als mit den aus den deutschen Rheinbundstaaten stammenden Truppen, deren herrisches Auftreten natürlich um so bitterer empfunden wurde, weil sie doch deutsche Landsleute waren. Sie standen eben auf einer und derselben Stufe mit den „Napoleons-Jüngern", gegen die das Gedicht gerichtet ist.

man wegen der darin genannten Persönlichkeiten und um deren Angehörigen willen dies bisher unterlassen hat. In der That erhielt ich im Jahre 1887, wo ich diese Publikation zuerst beabsichtigte, auf Befragen aus Leipzig die Nachricht, daß es dort wirklich noch Personen gebe, die sich durch die Veröffentlichung der Napoleons-Jünger verletzt fühlen könnten. Jetzt indessen, wo das Jahrhundert zur Neige geht und 86 Jahre seit der darin geschilderten Zeit verflossen sind, scheint es mir nicht mehr nötig, solche Rücksichten walten zu lassen. Mein verehrter Freund Treitschke, dem ich die Sache damals vorgelegt hatte, schrieb mir unter dem 4. 6. 1886: „Soweit ich urteilen kann, sind die einliegenden Blätter ein interessanter Beitrag zur Charakteristik der rheinbündnischen Zustände und zur Veröffentlichung wohl geeignet: . . . ‚Ueber den Verfasser wage ich nichts zu vermuten; ein Leipziger Gelehrter war es jedenfalls; die starken Worte schaden nichts; in so erregter Zeit bleibt man nicht ruhig.'" — Die genannten Namen, welche hauptsächlich einfachen Bürgern anzugehören scheinen, werden auch in Leipzig wohl zum guten Teil schon verschollen und die Zahl der etwa noch an ihnen irgend Anteil Nehmenden wird vermutlich zurzeit nur noch eine sehr geringe sein. Sodann aber, wie gerecht wir auch den patriotischen Zorn und Ingrimm finden, mit dem der Verfasser seine Geißel schwingt, wir haben doch jetzt auch schon gelernt, *billiger* über jene Männer zu denken, welche damals für Napoleon schwärmten (hat der Napoleons-Kultus ja doch auch nachher noch jahrzehntelang bei uns fortgespukt!). Es sind im übrigen unter den genannten Namen auch mehrere direkt französische, deren Trägern es begreiflicherweise gar nicht zu verdenken ist, wenn sie auch französisch fühlten. Endlich aber, und vor allem, wir sind *jetzt* glücklicherweise in einer Lage, wo wir nicht zu fürchten haben, daß ähnliche Zeiten noch einmal wiederkehren, und können daher mit einer gewissen Seelenruhe auf die damaligen Verirrungen hinblicken. Die Züchtigung, welche dieselben hier erfahren, war immerhin wohlverdient, und es entfällt dabei vor allem auch ein gar kräftiges Schlaglicht auf das schamlose Treiben, welches die fremden Gewalthaber sich damals bei uns erlaubten. Gerade nach dieser Richtung hin scheint mir die Veröffentlichung des Gedichtes ihre besondere Berechtigung zu haben. Auch hier, wie in dem ersten Schriftstück, liegt ein unverfälschtes Zeugnis dafür vor, wie die Herren damals *bei uns* gehaust haben, und somit eine Antwort auf die jetzigen Beschuldigungen hinsichtlich des Krieges von 1870/71.

Das Gedicht lautet:

Wehklagen.

1) Großmächtigster Napoleon!
Was machst du uns für Streiche,
Wie gehts mit deinem Kayserthron
So jämmerlich zur Neige!
Du hast gesiegt, gesengt, geraubt,
Und nun, wer hätte es geglaubt?
Geht Alles vor die Hunde.

2) Wir haben treulich jederzeit
Dein Großthun hochgepriesen,
Um deines Reiches Herrlichkeit
Dereinst auch zu genießen,
Und wenn man auch aufs Maul uns schlug
Und unsanft aus den Schenken trug,
Dir dennoch angehangen.

3) Ward von uns nicht mit milder Hand
Dein Häuflein klein gepfleget,
Als aus der Russen kaltem Land
Es schrecklich ward gefeget?
Dort kam ein Häufchen an dem Stock,
Ein andres dort im Weiberrock,
Das von uns ward erquicket.

4) Im Kleiderschrank hat unser Arm
Die Deinen wohl versteckt,
Als der Kosaken loser Schwarm
Uns in der Stadt erschrecket.
Dann wurden sie bei finstrer Nacht
Ganz still durchs Lautscher Holz gebracht
Nach Merseburg, ins Trockne.

5) Hat Pforte nicht vor . . .[1]) Jahr
Daß du und deiner Horden Schaar
Und als die Schlacht bei Lützen war,
Den Russen in die Flanke.

Dir treulich beygestanden,
Den Weg nach Preußen fanden?
Führt er den Vicekönig gar

6) Hat Kanzler nicht gleich denuncirt,
Den angeklebten Sieg touchirt,
Und Günther, hat er nicht behaupt't,
Und nur der Vorstadt Bürger!

Als ein'ge kühne Leute
Der ihn so sehr erfreute?
Franzosen hätten nie geraubt

7) Und jetzo läßt du in der Noth
Wir können, gilt es auch den Tod,
Die Lobposaune ist verstummt,
Wird schier mit Koth besprenget.

Uns arme Schlucker stecken,
Mit Lügen nichts mehr decken.
Und wer noch einen Ton draus brummt,

8) Wie glücklich ist Herr Capieux,
Von dieser Tage Angst und Weh
Als der Kosaken langer Spieß
Sind die vor Gram verschieden.

Auch Einert, Fuchs und Schwarze!
Befreyte sie die Parze.
Von neuem an die Thore stieß,

9) Welch glücklich Loos ward Dir zu Theil,
Den . . .[2]) zu Frankreichs Heil
Am Strick der Ehrenlegion
Zum wohlverdienten Galgen.

Freund Nathan, schon im Leben.
Hast du gern hingegeben.
Zog dich der Henker als Spion

10) Doch für uns ist jetzt in der That
Ihr Deutsch-Franzosen gebt doch Rath
Rappsilber, Burgheim, seyd ihr stumm?
Herr Köhler, Märker, Mehnert.

Nichts Kluges zu ersinnen.
Was wir jetzt wohl beginnen.
So wie das Magisterium,

11) Rühl, Haffner, Rossi, Mertius,
Es kommt bey uns ohn all'n Spaß
Im Sorgenstuhl sitzt Neubert, krumm,
Wie Härtel und Secunde.

Dürk, Blanchard, Güttig, Meye,
Das Schweigen an die Reihe,
Harms, Birkholz wandeln still herum

12) Dem Müller fällt vor lauter Wuth
Und Barthens lange Pfeife ruht
Den Aerger singt sich Gerhard ein,
Der wohlbekannten Zeitung.

Das Violoncell vom Sitze,
Nun auf der höchsten Spitze,
Macht im Gewolke Verselein

13) Die Schrift geräth dem Herold nicht,
Und Würz ein freundliches Gesicht,
Der Kandidatus Maulbeerbaum,
Den Lämmerblick erheben.

Bock, Kündler machen Grillen,
Doch voller Wuth im Stillen.
Lorenz, Stoppein können kaum

14) Ein Martin, Haußmann, Duloncourt
Ihr Blut erstarrt, als man erfuhr
Der ältre Vollsack warf im Schreck
Und kratzte sich am Kopfe.

Weiß sich nicht mehr zu rathen.
Der Alliierten Thaten.
Voll Ingrimm seine Dose weg

---

[1]) Lücke in der Abschrift.
[2]) Lücke in der Abschrift.

15) Desgleichen wollte Pommer ſchier
Als die Franzoſen vor der Thür
Auch Richter rang die Hände wund,
Der Kramerbote Mathau.

Vor Wuth und Schreck vergehen,
Er mußte fliehen ſehen.
Vor Angſt und Schreck verzog den Mund

16) Auch Mens Haccault Nathanſon
So wie da mancher Martis-Sohn
Die Achſeln zuckte Julien,
Den Siegern ward zur Beute.

Verlor die Contenance,
Im Fliehen die Balance.
Als der Franzoſen großer Train

17) Auch Köſtner konnte ſeit dem Schreck
Zerſtreuet (?) ſich auf jedem Fleck,
Sein Nachbar Morus miſcht, anſtatt
Zur Reinigung des Blutes.

Die Fenſter nicht erkennen,
Sollt er die Preiße nennen.
Rhabarber, flüſſ'gen Mithridat

18) Herr Mahlmann, der aus ſtarker Bruſt
Als den Jerom zu ſeiner Luſt
Schwenkt hoch in Lüften ſeinen Hut
Mit hochbeglückter Miene.

Sein Vivat ließ erklingen,
Er ſah nach Leipzig dringen,
Und ſegnet Frankreichs Heldenmuth

19) Er feierte durch Schwarz auf Weiß
Des großen Volkes Ruhm und Preis,
Stellt' ſchon ...[1]) Feſte an.
Muß er ſie fliehen ſehen.

Mit vielen ſchönen Worten
Voll Kraft an allen Orten.
Doch, ach! als ſich die Preußen nahn,

20) Wer zieht voll Gram mit trübem Blick
Und geht zum Schreibtiſch ſtill zurück
Es iſt des großen Kayſers Freund,
Der bläuliche Buchhalter.

In Falten ſeine Mienen
Dem Farbenwerk zu dienen?
Der ihm im Stillen Thränen weint.

21) Desgleichen auch die Jungfer Barth
Frau Zeislerin, mitleidig, zart,
Von Frankreichs großer Nation,
Das Petersthor erſtürmten.

Beklagt den großen Kayſer.
Verſteckte die Ausreißer
Als Preußen aus dem Zwinger ſchon

22) Als nach der Schlacht am 2. May
Ergötzten ſich am Siegsgeſchrei
Die eine rief: bien venu!
Und tranken drauf die Becher.

Franzoſen wieder kamen,
Im Erker manche Damen;
Die andre: Je vous salue!

23) Und dieſe läßt du, großer Mann,
Sprich ſelbſt, was fangen wir nun an?
Auch Bleßnitz, der ſo feſt geglaubt
Läßt tief die Flügel hängen.

In Schimpf und Schande ſtecken.
Man lacht in allen Ecken.
An deine Macht, beſalbtes Haupt,

24) Gern ſtützte, eh der Einſturz droht,
Den Thron, der in der jetz'gen Noth,
Ein Flankenmarſch und weiter nichts
Der Reißaus deiner Brüder.

Mit Säulen und mit Riegel
Dein dir ergeb'ner Siegel;
War ihm im Feld des Hochgerichts

[1]) Lücke in der Abſchrift.

25) Was hat nicht die Familie Kab[1])
Das andre Volk war deutſches Grab,[2])
Und wer nicht in ihr Horn mitblies,
Ihn Ruſſiſches Geſindel.
Dich und dein Volk geprieſen,
Nicht wert, ihn anzuſpießen.
Den pfiff der Junge aus und hieß

26) Desgleichen Becker, Practikus
Ließ ſchon in ſeiner Rede Fluß
Doch was noch mehr als dieſes war,
In Petersburg ſchon huſten!
Im Schreiben von Broſchüren,
Den Frieden dich diktiren.
Er hörte Frankreichs Flüche gar

27) Entzückt ſchrieb er ins Schweizerblatt
Wie mancher die Cocarde hat
Napoleon im freyen Feld
Durchaus noch nicht erfunden.
(Miscellen wird's genennet),
Schnell von dem Hut getrennet,
Zu ſchlagen, ſey in dieſer Welt

28) Doch ach! wie dreht das Blättchen ſich! —
Jüngſt ſahen wir am Galgen dich
Doch bald, als hätte dich entführt
Sahn wir dich Reißaus nehmen.
Blut müſſen wir wohl ſchwitzen.
Am kleinen Tiſchchen ſitzen.[3])
Der Schwarze, der dich adoptiert,

29) Ja, hätten Tauſende nur nicht
Mit ihrem eignen Augenlicht
So könnte man durch Trug und Hohn
Die Schlappe noch vertuſchen.
Von ihres Hauſes Höhen
Dem Kronprinz zugeſehen,
Und deine Inquiſition

30) So aber ſingt auf jedem Dach
Und wie die Feinde dich mit Schmach
Das Blendwerk deiner Größe ſchwand
Wie Dunſt von Seifenblaſen.
Der Sperling von den Schlägen
Im Nu aus Deutſchland fegen.
Wie Schattenſpiele an der Wand

31) Doch haſt du gleich die Schuh' und Schlacht
Und hat dir gleich der Feinde Macht
So ſind wir doch aus Herzensgrund
Zu helfen, wo wir können.
An jedem Ort verloren,
Den Garaus hoch geſchworen,
Ergeben dir mit Seel' und Mund

32) Fürs Erſte Dr. Becker darf
Denn viele große Aerzte warf
Erblaßte dieſer Ehrenmann,
Wie man dich ſchlug, bemänteln?
Spitalarzt niemals werden.
Das Fieber in die Erden.
Wie[4]) ſollte in Brochuren dann,

33) Dann ſehen wir mit Fleiß darauf,
Daß er in ſeiner Rede Lauf
Was deiner Schandthat Greuel nennt,
Im Lande ihrer Freunde.
Schreibt Becker Schreckensſcenen,
Durchaus nichts darf erwähnen,
Wie deine Heerde[5]) raubt und brennt

---

[1]) Wohl verleſen für: Kob, dies etwa für Kopp?

[2]) Desgleichen Grob?

[3]) Es iſt wohl die Stelle zwiſchen Liebertwolkwitz und Propſtheide gemeint, von wo aus Napoleon das Leipziger Schlachtfeld überſchaute.

[4]) Lies: Wer.

[5]) Horde?

34) Mit Stille muß er übergehn,
Die Kelche heißen mit ſich gehn,
Wie die die Thüren ſchlugen ein
Zertrümmerten und raubten.

Wie deine Diebesbanden
Die ſie in Kirchen fanden,
Die Orgelpfeifen ſteckten ein,

35) Er ſchweigt, wie oft das liebe Brot,
Dein Raubgeſindel in der Noth[1])
Er ſchweigt, wie ſie ſich aufgeführt,
Den Teig in Koth getreten.

Der Armen Leckerbiſſen,
Und auf den Miſt geſchmiſſen.
Den Beckern in das Mehl hofiert,

36) Verſchweigen ſoll er, wie ein Schwarm
Den Dorfbewohnern aus dem Arm
In Leipzigs Straßen war's geſchehn,
Doch ſtandhaft muß er leugnen.

Von deinen Räuberbanden
Den letzten Rock entwanden.
Und viele hatten es geſehn,

37) Wahrhaftig, er beſchreibt es nicht,
Selbſt unter deinem Angeſicht
Zweitauſende bezeugen's laut,
Den kann der Plebs nicht rühren.

Was von den Räuberhorden
Iſt angezündet worden.
Doch wer auf dich, den Großen, ſchaut,

38) Zum Lob,[2]) daß er, ſtumm wie ein Fiſch,
Auch noch in manchem andern Wiſch
Dafür gebührt Erkenntlichkeit.
Doch itzt laß dich nicht lumpen.

Die Wahrheit fein verſchwiegen,
Das Krumme gleich kann biegen,
Zwar iſt die deine nicht ſehr bereit,

39) Viel tauſend Brüche ſind paſſirt
Denn grimmig wurden ſtrapacirt
Dem, der den Rheinbundsgurt verlor,
Der bald ganz incurabel.

Auf deiner Flucht zum Rheine,
Die Lenden und die Beine.
Steht ſelbſt ein Leiſtenbruch bevor,

40) Drum laß den Bruchbandagenkram
Wenn er auch gleich das Maaß nicht nahm,
Für Emballage trag' was bey,
Iſt Stroh und Heu vergriffen.

Von Becker dir beſorgen;
Er ſchickts doch ohne Borgen.
Denn durch der deinen Räuberey

41) Auch laß dir bey Gelegenheit
Denn auf der Flucht war keine Zeit
Dadurch entſtand ein ſtumpfer Zahn,
Und Zahnſchmerz ſonder Gleichen.

Zahnpulver noch verſchreiben,
Die Speiſen klar zu reiben.
Bei Groß und Klein, bei Roß und Mann,

42) Du ſiehſt, wie wir mit gutem Rath
Auf deinem ſchmutz'gen Siegespfad
Denn ſtockfranzöſiſch bleibt das Blut,
Des Vaterlands Cocarde.

Dir ſuchen beyzuſtehen,
Dir gar noch Lorbeern ſäen;
Schmückt gleich die Mütze und den Hut

43) Und da man leider nicht mehr hört
Soll's Töchterlein, das uns beſcheert,
Wo man franzöſiſch klatſcht und ſchreibt,
Dazu Koquetten-Künſte.

Franzöſiſch prahlen, fluchen,
Den Gänſeſtall beſuchen,
Die Klatſcherey als Handwerk treibt,

---

[1]) Wohl: In den Kot.
[2]) Lohn?

44) Die Menschen, die aus deinem Land
Sind wie ein liebes theures Pfand
Die Schurken, die mit Paß versehn
Die müssen dies bezeugen.
Als Gouvernante kommen,
Von uns in Schutz genommen.
Noch hier und da im Lande gehn,

45) So haben wir das Vaterland,
Für Frankreich, das wir nie gekannt,
Doch gieb nun auch, Napoleon,
Wie sichs gebührt, den Knechten.
Das uns ernährt, erzogen,
Beschimpfet und betrogen.
Den längst gebührten Schergenlohn,

Litterarische Berichte.

Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Von Ernst Horneffer. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann, 1900.

Dem Leser dürfte bekannt geworden sein, daß zwischen früheren und jetzigen Herausgebern von Nietzsches Nachlaß ein heftiger Streit entbrannt ist. Der Verfasser dieses kleinen Buches behauptet, daß die im zwölften Bande der Gesamtausgabe veröffentlichte Schrift von dem damaligen Herausgeber in unerhörter Weise mißverstanden und entstellt worden sei; deshalb sei mit Recht dieser Band dem buchhändlerischen Vertriebe wieder entzogen worden. Die Aphorismen Nietzsches, die Horneffer in gereinigter Gestalt hier mitteilt, sind wie alles, was Nietzsche geschrieben hat, sehr lesenswert; über den häuslichen Zwist der Herausgeber zu urteilen haben wir keine Neigung, da die wesentliche und vornehmere Aufgabe darin bestehen dürfte, einen bleibenden Zusammenhang aus den Hauptwerken zu gewinnen. M. D.

Denken und Träumen. Dichtungen von Max B. Weinstein. Berlin 1901. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Vorliegende Gedichte tragen einen ernsten, ja öfters schwermütigen Charakter. Der Dichter selbst sagt in dem Gedicht „In trüber Stimmung“:

„Was soll das Dichten, frommt das Sagen?
Geduldiger mein Leid zu tragen,
Schuf ich mir Lieder, Elegien,
Balladen, Märchenphantasien.“

Allein dieses „Leid“, zu dem die Liebe ein gut Teil beigetragen, vermag den Dichter doch nicht ganz zu beherrschen. Er kämpft dagegen an, und „am Kampfe selbst entzündet sich des Geistes Sprühen“. Er sucht und findet Genesung hauptsächlich „am Busen der Natur“. Sodann hat sich ihm das Bewußtsein aufgedrängt:

„Die Menschenliebe ist der Seele Freude,
Das Streben nach dem Höchsten ihre Lust!“

Das sind im allgemeinen die Grundgedanken, auf welchen Weinsteins Gedichte ruhen. Die Sammlung ist übersichtlich angeordnet in: „Schildereien, Stimmungen, Menschheitsgedichte“, „Die Gespielen, ein Frühlingsidyll“. Wir treffen hier schöne, stimmungsvolle Schilderungen, besonders der Natur. Diese letzteren sind die Stärke des Verfassers; sie gelingen ihm vortrefflich. Die hier angeschlagenen Töne erinnern bisweilen an Justinus Kerner. Ein weiterer Teil der Sammlung führt die Aufschrift „Schmerz und Liebe“. Dieser Titel ist gut gewählt, er ist ganz bezeichnend für den Inhalt. Alle Grade der Lust und der Freude, der Trauer und des Schmerzes sind darin erschöpft. Es sind wahre Perlen unter diesen Gedichten, die sich zum Teil durch ihre leichte Sangbarkeit auszeichnen. Wir erwähnen nur die Gedichte „Verzagt“, „Liebesanfang“, „Sehnsucht“, „Ständchen“ und andre. Nun folgen Balladen. Ihr Inhalt, zum großen Teil frei erfunden, ist echt balladenartig düster — wir werden auch hier öfters an J. Kerner erinnert —, mit drastischen Schilderungen, klar und knapp zusammengefaßt. Am Schluß der Sammlung ist noch eine tragische Dichtung in einer Scene „Schönheit“ angefügt. Der Verfasser hält sie offenbar für bühnenfähig, da er die Notiz dazu gesetzt hat: „Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.“ In der That dürfte sich eine Aufführung lohnen. Der Dichter hat alle seine Kraft darauf verwendet. Es ist eine Arbeit von tiefem poetischem Gehalt. Die Schönheit und Macht der Liebe ist an dem tragischen Aus-

gang zweier Liebenden geschildert. Die Darstellung zeugt von geläutertem Geschmack und verrät einen phantasiebegabten Dichter, von dem wir noch Größeres erwarten dürfen. Weinstein ist ein idealer Dichter voll hoher Begeisterung für alles Schöne und Gute. Sein Vorbild sind unsre Klassiker; das zeigt insbesondere sein schönes Gedicht „Ideale" (vergl. dazu Schillers „Spaziergang" und „Das Ideal und das Leben"). Was er bietet ist die Frucht einer reichen Dichterseele. Aus allen seinen Produkten spricht eine ernste Lebenserfahrung und tiefe Lebensweisheit. E. M.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern, unter Leitung von Paul Seippel, Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich. Mit zahlreichen Illustrationen. Verlag von Schmid & Francke in Bern und F. Payot in Lausanne. Erster Band. 1899.[1])

Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen der erste vorliegt. Es besteht aus einzelnen selbständigen Abhandlungen verschiedener Mitarbeiter, deren jedem ein bestimmter Stoff zugewiesen ist, und wird sich nach dem vorliegenden Inhaltsverzeichnis nur mit der Schweiz im ganzen, nicht mit den einzelnen Kantonen beschäftigen. Der erste Band enthält: „Die Schweiz am Ende des letzten Jahrhunderts" von Dr. Th. v. Liebenau, „Politische Geschichte" von Numa Droz, eine ausgezeichnete Arbeit des jüngst verstorbenen, weitbekannten Schriftstellers und Politikers, die, von einem gemäßigt liberalen Standpunkt ausgehend, an allen Vorgängen der Vergangenheit eine unbefangene und freimütige, gelegentlich auch sehr entschiedene, aber stets sachliche Kritik ausübt. Die Ausführungen über Bismarck und das Deutsche Reich auf Seite 374 bis 379 beweisen, daß auf Leser diesseits des Bodensees nicht gerechnet worden ist, denn derartige Schroffheiten lassen sich auch politische Gegner Bismarcks (und welche Deutsche politische Partei wäre nicht im Laufe der Zeiten in Gegnerschaft zu Bismarck getreten?) von Ausländern nicht gern sagen.

Es folgen: „Das heutige Staatsrecht" von Dr. Karl Hilty, mehr allgemein politisch, als rechtlich, und etwas aus dem Rahmen des Ganzen hinaustretend. „Die schweizerische Armee" von Oberst Ed. Secretan und „Die internationale Bedeutung der Schweiz" von Professor Ernst Röthlisberger, kurz, aber äußerst inhaltreich und neben dem Droszschen der bedeutendste Aufsatz des Bandes. Durch den Text zieht sich eine Fülle von Abbildungen, meist Kopien von älteren, wertvollen Originalen, sorgfältig und geschickt ausgewählt und meisterhaft reproduziert.

Wenn die beiden folgenden Bände dem ersten entsprechen, so wird man von dem Ganzen sagen können, daß die Verfasser ihrem Vaterlande und seinen Bestrebungen ein stolzes, aber verdientes und von jeder Selbstberäucherung frei gebliebenes Denkmal gesetzt haben. K. F.

Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie von Robert Hessen. Stuttgart, J. Schmitt Verlag, 1899.

Dies lehrreiche und abwechslungsreiche Büchlein ist so unterhaltsam geschrieben, daß ein kahler Bericht keine zutreffende Vorstellung davon vermitteln kann. Im Grunde genommen handelt es sich um die Taktik, die Männer anwenden sollen, um die Liebe der Frau zu erobern, und dieser Taktik werden die Grenzen nicht eng gezogen, wie es ja auch im Kriege der Fall zu sein pflegt. Der Verfasser wendet das, was Menschenkenner schon vor Jahrhunderten behauptet haben, auf die Verhältnisse der Gegenwart an und neigt sehr dazu, die Frauen als eine gleichartige Masse zu behandeln; nur im letzten Abschnitt werden nationale und zeitliche Unterschiede im Wesen des Weibes berücksichtigt. Als ein Beispiel des wirksamen Verfahrens wird der „Held unsrer Zeit" von Lermontoff analysiert und als ein andres Beispiel eine Episode im Tagebuch der Marie Baschkirzeff herangezogen. Daß in der Geschlechtsliebe das höchste sittliche Ideal nicht verkörpert sein kann, hat Hessen wohl gesehen, aber vielleicht nicht genügend verwertet: sein Wirklichkeitssinn und seine humoristische Anlagen scheinen ihn zu hindern, daß er konsequent zu den allgemeinen und sehr ernsten Folgerungen fortschreite. Doch dürfte gerade durch diese Beschränkung das Buch an Lesbarkeit und Verbreitung gewonnen haben; so wie es ist, bietet es genug Belehrung und reichliche Unterhaltung im besten Sinne des Wortes. M. D.

Deutscher Volksschlag in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1899.

Der Verfasser, der sich durch verschiedene Veröffentlichungen auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde — darunter eine Geschichte des deutschen Nationalgefühls, wovon bisher der erste Band erschienen ist — einen geachteten Namen erworben hat, behandelt in der vorliegenden Schrift die Ursachen des auffallenden Zurücktretens des blonden und langköpfigen Typus bei den jetzigen Deutschen gegenüber dem Vorherrschen dieser Typen bei den alten Germanen, wie sie uns die Angaben der antiken Schriftsteller und die Gräberfunde vor Augen führen. Er macht

[1]) Inzwischen ist auch der zweite Band erschienen, den wir in einer späteren Besprechung behandeln werden.

auf die hervorragende Bedeutung dieser Frage für die deutsche Volksgeschichte aufmerksam und weist nach, daß man weder den Dreißigjährigen Krieg mit seiner Ueberschwemmung Deutschlands mit fremden Kriegerhorden (wie dies Lindenschmitt thut) dafür verantwortlich machen kann, da die Thatsache selbst schon Conring bekannt war, der 1645 ein Büchlein darüber geschrieben hatte, noch daß sich überhaupt vom historischen Standpunkt aus die eingetretene Veränderung des körperlichen Typus in Deutschland durch einen Nachweis über die frühere Stärke eines fremden Elementes erklären läßt, das bei der Vermischung mit den typischen Germanen durch das Uebergewicht der Masse dem neuen Volkstypus seine Züge hätte aufprägen müssen, wenn er auch nicht bestreiten kann, daß ein Bruchteil fremder Rasse als Vorbewohner, als Unfreie und im Gefolge historischer Begebenheiten unter die Germanen gelangt sein kann. Wir können im Rahmen dieser Besprechung nicht des näheren auf die außerordentlich reichen Einzelheiten der Schrift eingehen, nur das Endresultat, zu dem der Verfasser gelangt ist, wollen wir kurz andeuten. Als gesichertes Ergebnis der gemeinschaftlichen Forschungen der Anthropologie und der Geschichte verbleibt nach ihm, daß die heutige Bevölkerung Mitteleuropas, ebenso Frankreichs wie Deutschlands, aus verschiedenen Rassen sich zusammensetzt, deren Ahnen unter den eingewanderten Ariern, sowie unter den Renntierjägern und Höhlenbewohnern der Urgeschichte zu suchen sind. Von den streifenden Horden der Vorzeit Europas zu den historischen Völkern sind ungezählte Jahrhunderte vergangen, in mannigfacher Weise haben sich die ursprünglich getrennten Rassen durcheinandergeschoben und verschmolzen und sind zu umfassenden Sprachgemeinschaften zusammengewachsen, die später mit ausgeprägter Eigenart in das Licht der Geschichte treten. Und diese Eigenart hat sich durch die Jahrtausende erhalten. Die Grundzüge des spanischen und französischen Volkstums sind noch heute dieselben wie damals, als diese Stämme in die Geschichte eintraten. Die Gesetze dieser geistigen Vererbung sind noch viel verwickelter als die der körperlichen.

In historischer Zeit haben die Germanen keltoromanisches und slawisches Sprachgebiet überwuchert; unstreitig ist damit auch fremdes Blut verdeutscht worden, das deutsche Volkstum teilweise Mischtum geworden. Aber noch immer ist das deutsche Volk — geistig wie körperlich — weit weniger ein Mischvolk als die andern großen Nationen Europas. Seine Vorgeschichte verliert sich in die Urzeit, aber sie wurzelt auf demselben Boden, der in historischer Zeit seine Heimat bildete.

Die Behandlung des in Frage stehenden Problems wird nie über die Aufstellung von Hypothesen hinausgelangen, weil die grundlegenden Ereignisse sich in einer Zeit abspielten, von denen keine geschichtliche Kunde zu uns gedrungen ist. Es wird daher nur darauf ankommen, die vorhandenen Thatsachen zusammenzustellen und dann eine Erklärung zu suchen, die möglichst allen gerecht wird. Die vorliegende Schrift ist zwar ein knapper, doch sehr beachtenswerter Versuch, den neuesten Stand der Frage klarzulegen und selbständig an ihrem weiteren Ausbau mitzuarbeiten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. H. v. Soden. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem. Leipzig 1899, B. G. Teubner.

Zweifellos ist für das Verständnis der biblischen Geschichte des Alten wie des Neuen Testaments die Landeskunde von unschätzbarem Werte, und so ist es mit Dank zu begrüßen, daß der Verfasser die auf seiner Palästinareise (siehe die Anzeige Februar 1899, Seite 256) gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen sucht. Die Vorträge sind leicht lesbar und durch einen Anhang mit den Bibelstellen in Verbindung gebracht, und mit Hilfe der Karten ist der ganze Vortrag sehr klar und faßlich. Wie viel wissenschaftliche Theologie in solche volkstümliche Vorträge hineingehört, ist eine Frage, über die sich streiten läßt. K. F.

Geschichten aus den Winkelgassen. Von Arthur Morrison. Aus dem Englischen von Edward Falck. Wiener Verlag (L. Rosner). 1900.

Sein künstlerisches Lebensziel, das Elend des östlichen London zu erforschen, setzt Morrison, durch den verdienten Erfolg seines „Jagokindes“ ermuntert, in diesen Skizzen fort. Ich glaube nicht, daß ein größerer Leserkreis ihm in diese Winkelgassen folgen wird. Sie sind ein wenig zu schattig, diese Gassen; ein freundlicher Sonnenstrahl einer höheren Kunst hätte sie wohl erhellen sollen. Die einzelnen Skizzen haben nur einen gemeinsamen Zug: die Roheit. Es steckt etwas Reporterartiges in diesen Studien. Man glaubt oft das gellende Geschrei eines pennylüsternen Zeitungsjungen in den Ohren zu spüren. Man späht vergeblich nach einem größeren Gedanken, nach einer heißen Empfindung in diesen mitleidslosen Blättern, die freilich die scharfe Beobachtungsgabe und den guten Witz ihres Verfassers in jedem Satz bezeugen. Aber wie anders hätte Zola diese grauen Steine, die diesen vielgestaltigen Jammer umschließen, zum Reden gebracht. Eine ziemlich unerfreuliche Uebersetzung hat den Skizzen den Rest von Größe geraubt. Welch ein ängstliches Umhertasten zwischen

falschem Naturalismus und aufgedonnerten Stilübungen! Der schüchterne Versuch, das Londoner Cockney-Englisch mit dem Patois des Wiener Lichtenthales wiederzugeben, wird rasch fallen gelassen. In derselben Geschichte reden dieselben Menschen auf Seite 16, wie man etwa in einer Wiener Verbrecherkneipe redet, und auf Seite 27 wie in einer mittelmäßigen Schauspielschule. Besuchten denn die Leute in den Winkelgassen inzwischen Deklamationskurse? C-ll.

Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen. Von Gustav Lang. Stuttgart 1899. In Kommission bei J. F. Steinkopf.

Der Verfasser, junger süddeutscher Gymnasiallehrer, ist, wie es scheint als Abschluß seiner Universitätsstudien, fünf Monate in Italien und Sizilien, drei Monate in Griechenland und Kleinasien gereist. Die vorliegenden Bilder sind nicht ganz gleichmäßig, es hat den Anschein, als wenn einige unmittelbar nach Tagebuchnotizen, andre nach der Erinnerung niedergeschrieben sind, und diese sind anschaulicher und lebendiger und überhaupt besser geglückt als jene. Der Verfasser lebt ganz in der klassischen Ideenwelt, und dieser Umstand in Verbindung mit der gesunden Lehrhaftigkeit des Stils macht das Werkchen zu einem geeigneten Geschenk für ältere Lateinschüler. K. F.

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Karolyne Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1899. (Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Vierter Band.)

Der Band enthält die 361 Briefe, die Liszt in den ersten dreizehn Jahren (von 1847 bis 1859) seines Herzensbündnisses mit der Fürstin Sayn-Wittgenstein an diese gerichtet hat. Die Einleitung orientiert über die persönlichen Beziehungen, die zwischen dem Künstler und der hochgestellten Russin bestanden, die vierzig Jahre lang auf ihn den mächtigsten Einfluß ausgeübt hat, auch nachdem die Ehe zwischen ihnen noch im letzten Augenblick verhindert worden war und er am 25. April 1865 die kirchliche Weihe empfangen hatte. Er selbst sprach einmal von der „Seeleneigenschaft" (nach „Leibeigenschaft" gebildet), die ihn an die merkwürdige Frau fesselte. Er ernannte sie, die sich inzwischen vollständig dem Dienste der Kirche gewidmet hatte, zur Universalerbin und Vollstreckerin seines letzten Willens. Sie sollte ihn nicht lange überleben: am 8. März 1887 starb sie, nachdem ihr der Freund am 31. Juli 1886 im Tode vorangegangen war. — Da Liszt gewohnt war, alles, was seine Seele bewegte, in oft sehr umfangreichen Briefen, die mitunter tagebuchartigen Charakter annehmen, der Freundin mitzuteilen, so enthalten die (französisch geschriebenen) Briefe sehr wertvolle Beiträge zur näheren Kenntnis der Stellung Liszts zu allen Fragen der Kunst und des Lebens, zumal sie in die Zeit fallen, in der Liszt seine großartige Thätigkeit in Weimar zum Besten deutscher Kunst und deutscher Künstler entfaltete. Aus ihnen lernt man es auch verstehen, wie Liszt diesen dämonischen Einfluß auf die Frauen ausübte, wenn er sich ganz gab.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Fr. Kirchner. Dritte Auflage. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Das bekannte und bewährte Buch giebt in präziser Kürze die Erklärung und Geschichte der wichtigsten philosophischen Begriffe und erfüllt damit ein wahres Bedürfnis großer gebildeter Kreise. Durch seine nüchterne Klarheit werden Methode und Ergebnisse der Abstraktion wirklich popularisiert, ein schwieriges Unternehmen, das in der neueren Litteratur nur in dieser einen Schrift und glücklicherweise mit erheblichem Erfolg versucht worden ist. Vielleicht ließe sich dieser hier und da für den nichtfachmännischen Leser noch erhöhen durch die Entwicklung der behandelten Abstraktionen aus den nächstbetreffenden konkreten Fällen. Freilich sind in einem philosophischen Wörterbuch so manche Termini zu definieren, bei denen man den gleichen Wunsch nach erläuternder Genesis ihren Urhebern gegenüber aussprechen möchte und gelegentlich zu ihrem eignen größten Vorteil aussprechen würde. Wie schwierig diese Entwicklung vom Konkreten aus manchmal zu vollziehen ist, lehrt die auf dem Boden der Abstraktion so Treffliches gebende Geschichte der philosophischen Terminologie Eucken's. Die handliche Schrift bildet den 67. Band der ursprünglich vom Präsidenten v. Kirchmann herausgegebenen Philosophischen Bibliothek, einer durch kritische Korrektheit, treffliche, knappe Erläuterungen und billigen Preis gleich schätzbaren Sammelausgabe philosophischer Klassiker. X.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Armee und Marine. Illustrierte Wochenschrift. Jahrgang I. Heft 1 und 2. Berlin, Boll & Pickardt. M. 3.25 pro Quartal.

Auernheimer, Raoul, Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband. Wien, Wiener Verlag (L. Rosner).

Berkeleys Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Friedr. Ueberweg. Dritte Auflage. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 2.—

Berkeleys drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Ins Deutsche übersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. Raoul Richter. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 2.—

Beta, Ottomar, Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts. Heft 7. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Bleibtreu, Karl, Byrons Geheimnis. Drama in 5 Akten. Zürich, Th. Schröter. M. 1.60.

Bode, Dr. Wilhelm, Goethes Lebenskunst. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.50.

Brandt, M. v., 33 Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Band I, mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Georg Wigand. M. 6.50.

Crawfurd, Oswald, The new order. A novel of to-day. London, Grant Richards.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Volume primo: „L'Inferno". Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 12.—

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. IV. Jahrgang. Heft 2, November 1900. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Dühren, Dr. Eugen, Das Geschlechtsleben in England. Mit besonderer Beziehung auf London. Erster Band: Die beiden Erscheinungsformen des Sexuallebens. Die Ehe und die Prostitution. Leipzig, H. Barsdorf. M. 10.—

Ernst, Otto, Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen. Leipzig, L. Staackmann. M. 2.50.

Fischer, Andreas, Goethe und Napoleon. Eine Studie. Zweite, erweiterte Auflage mit einem Anhang: Weimar und Napoleon. Frauenfeld, J. Huber. M. 4.—

France, Anatole, Der Gaukler unsrer Lieben Frau und andres. Novellen. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. M. 2.50.

Frommel, Otto, Flutwellen. Neue Gedichte. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Fulda, Ludwig, Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 3.—

Gelzer, Heinr., Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes. Leipzig, B. G. Teubner. M. 5.—

Girndt, Otto, Die Schlacht bei Torgau. Schauspiel in fünf Akten. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.—

Goette, Rudolf, König Heinrich der Vierte. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsche Kaiserdramen I. Braunschweig, Richard Sattler.

Grazie, M. E. delle, Schlagende Wetter. Drama in vier Akten. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3 —

Grotthuß, J. E. v., Die Halben. Ein Roman unsrer Zeit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 4.—

Gunt-herr, Gernot, Heidelberger Lieder. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlag. M. 2.—

Haberkalt, Carl, Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Leipzig, Ernst Günthers Verlag. M. 2.—

Hamerlings Werke. Volksausgabe in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. M. Rabenlechner. Lieferung 1. Vollständig in 35 Lieferungen à 50 Pf. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter).

Henckell, Karl, Neues Leben. Dichtungen (1899—1900). Bildschmuck von Fidus. Zürich, K. Henckell & Co. M. 2.—

Herz, Friedrich, Agrarfrage und Sozialismus. Sechs Grundfragen unsrer Landpolitik. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 50 Pf.

Hörhager, J., Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung. Leipzig, Ernst Günthers Verlag. M. 2.—

Hucke, Julius, Die Handelsbilanz. Die Obliegenheiten des Wechsels. Die Valuta. Der Zettelbankapparat. Vier national-ökonomische Abhandlungen. Berlin, Mitscher & Röstell. M. 5.—

Hüffer, Hermann, Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Erster Teil, erster Band: Quelle zur Geschichte des Krieges von 1799. Leipzig, B. G. Teubner. M. 20.—

Ilges, F. Walther, Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp. Teilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. München, Deutsche Buchhandlung.

Ilsolani, Eugen, Meine Frau und ich. Allerlei lustige Geschichten aus meinem Ehestandsleiden. Gotha, Rich. Schmidts Verlag. M. 2.—

Jacnicke, Karl, Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman. Breslau, W. G. Korn.

Kars, O., Der einstige zweite Mond der Erde als Urheber aller irdischen Entwicklung. Berlin, Max Schildberger. M. 1.—

Kleinschmidt, Prof. Dr. Arthur, Bayern und Hessen 1799 bis 1816. Berlin, Joh. Räde. M. 6.—

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. 1. Jahrgang, Nr. 21 und 22. Leipzig, Bibliographisches Institut. Erscheint jährlich 26mal; M. 2.50 pro Vierteljahr.

Krahmer, Generalmajor a. D., Sibirien und die grosse Sibirische Eisenbahn. Mit zwei Karten. Zweite, umgearbeitete Auflage. Band III von „Russland in Asien". Leipzig, Zuckschwerdt & Co.

Krolls stereoskopische Bilder für Schielende. 28 farbige Tafeln. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage von Dr. R. Perlia. Hamburg, Leopold Voss. M. 3.—

Lee, Sidney, William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Prof. Dr. R. Wüller. Leipzig, Georg Wigand. M. 7.—

Lesueur, Daniel. Geschlossene Lippen. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. München, Albert Langen. M. 3.—

Lingg, Dr. Max, Kulturgeschichte der Diözese und Erzdiözese Bamberg seit Beginn des 17. Jahrhunderts auf Grund der Pfarrvisitationsberichte. Erster Band: Das 17. Jahrhundert. Kempten, Jos. Kösel. M. 2.80.

Lockes Versuch über den menschlichen Verstand. In vier Bänden. Zweite Auflage. Zweiter Band. Bearbeitet von C. Th. Siegert. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 3.—.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender auf das Jahr 1901. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 2.—

Meysenburg, Malwida v., Stimmungsbilder. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.

Müller, Ernst, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Ein Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Litteraturkenner und Liebhaber. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 4.—

Oertzen, Georg v., Greift nur hinein ... Neue Aphorismen. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. M. 3.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIV. (Nr. 10) October 1900. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Paulus, Eduard, Drei Künstlerleben: Tilman Riemenschneider, Erwin v. Steinbach, Michelangelo. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden M. 2.—

Planitz, Ernst Edler von der, Ein Königsmärchen. Mit Illustrationen. Sechste Auflage. Berlin, A. Piehler & Co. M. 3.—

Platos Staat. Uebersetzt von Friedr. Schleiermacher. Zweite Auflage. Bearbeitet von C. Th. Siegert. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 3.—

Pomezny, Dr. Franz, Grazie und Grazien in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Prof. Dr. Bernh. Seuffert. Band VII der „Beiträge zur Aesthetik". Hamburg, Leop. Voss. M. 7.—

Prahl, Dr., Das deutsche Studentenlied. Heft 5 von „Burschenschaftliche Bücherei". Berlin, Carl Heymann. 60 Pf.

Proelß, Robert, Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig, F. A. Berger. M. 6.—

Recke, Elisa von der, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 8.—

Revue de Paris, La. 7e Année. Nr. 20, 15 Octobre 1900. Paris, Calmann Lévy. Livraison Frs. 2.50.

Rode, Karl, Christinus von der Koedoesdrift. Erzählung aus dem letzten Boerenkriege. Leipzig, E. Kempe. M. 4.—

Rohleder, Theodor, 144 Gleichnisse aus der Gegenwart und für die Gegenwart. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2.80.

Schaukal, Richard, Sehnsucht. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau.

Schefer, Dr. Max F., Die transscendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 4.—

Schneider, Dr. Karl, Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen. Berlin, Wilhelm Hertz. M. 6.—

Schneider, Siegmund, Die deutsche Baghdâd-Bahn und die projektierte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirtschaft und Weltverkehr. Wien, Leop. Weiss. M. 2.50.

Schumacher, Tony, Was ich als Kind erlebt. Mit 9 Bildnissen und 3 Faksimiles. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Prof. P. Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Zweiter Band. Bern, Schmid & Francke. Gebunden M. 21.—

Seyler, Eman., Hauptmann a. D., Die Drusenverschanzungen bei Deisenhofen. Mit 22 Skizzen und 1 Uebersichtskarte. Zweite, umgearbeitete Auflage. München, Selbstverlag des Verfassers.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 5. bis 7. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. Preis pro Heft M. 1.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Vierordt, Heinrich, Fresken. Neue Dichtungen. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 25. Auflage. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" von Ad. Stern. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 5.—

Weiß, Dr. Karl. Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. Mit vielen Illustrationen. Lieferung 5 bis 8. Vollständig in 8 Lieferungen à M. 1.—. St. Gallen, Wiser & Frey.

Weitbrecht, Carl, Schiller und die deutsche Gegenwart. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 1.80.

Wielands Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Klee. Vier Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 8.—

Windelband, Prof. Dr. W., Geschichte der Philosophie. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Lieferung 4. (Vollständig in 4 Lieferungen à M. 3.—.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Erster Band: Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Mit 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 schwarzen Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 17.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
ist hervorragend gut gegen nervöse Kopfschmerzen, Migräne, Influenza, Neuralgien, Schlaflosigkeit, Nervosität, Hysterie, Epilepsie, Veitstanz, Rückenmarksleiden, Impotenz und ähnlichen Nervenleiden. Es ist ferner ein vorzügliches Mittel gegen Keuchhusten, Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Lungenentzündung, Lungenschwindsucht, Asthma, Bronchialkatarrh, Blutspeien, Blutsturz, Blutandrang, Blutwallungen, Hämorrhoiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Hexenschuß, Lähmungen, Zuckerkrankheit, Bleichsucht, Blutarmut, Abzehrung, Drüsenleiden, Hautausschläge, Flechten, Krätze, Eiterbeulen, Geschwüre, Wunden, Verletzungen, Quetschungen, Verbrennungen, Erfrierungen, Frostbeulen, Hühneraugen, Warzen, Ungeziefer, Läuse, Flöhe, Wanzen.
Preis 1 Flasche 2 Mk. 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralwasserhandlungen.

Jubiläum, 50 Jahre Buchhandlung.
Neu!
Fritz Reuters
gen und alten Tagen
in 4 Bdn.
mit Dr. K. Ch. Gaedertz.
Neue Ill. Ausg. 1905.
Mit 100 Orig.-Zeichnungen von Ludwig Pietsch, Th. Hosemann, Carl Rohde, Richard Scheibe, Otto Speckter.
Mit Porträt, Faksimile, Karte und Musikbeilage.
4 Bde. in 2 elegant. Halbfranzbänden, Rücken und Ecken mit Goldpressung, Kopfgoldschnitt.
Illustrierter Subskriptionsprospekt gratis.
Ad. Hinstorffs Verlag in Wismar.

Deutschland, dein Dichter!
Vornehmes Deutsch und deutsches Vornehmes wird
Fritz Reuters
Werken nachgerühmt. Sie sind in allen Kreisen, Ständen und Altersstufen gleich beliebt und verbreitet.
Gedichte von Reuter Porträt.
Mit Einleitung von Dr. K. Ch. Gaedertz.
Neue Ill. Ausg. 1905.
Mit 100 Orig.-Zeichnungen von Ludwig Pietsch, Th. Hosemann, Carl Rohde, Richard Scheibe, Otto Speckter.
Mit Porträt, Faksimile, Karte und Musikbeilage.
Elegant gebunden in Halbfranz.
Illustrierter Subskriptionsprospekt gratis.
Ad. Hinstorffs Verlag in Wismar.

Abonnements auf die „Deutsche Revue“ können jederzeit eingehen. Neue Leser und Freunde der Zeitschrift gewinnt der Verlag mit Freuden.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:
Meine Wanderungen.
Von Eugen Wolf.
1. Band:
Im Innern Chinas.
Reise der Abteilung Lynar.
Mit 4 Kunstbeilagen in Farbendruck.
Wolf ist in seinen Anschauungen, in der ganzen Betrachtungsweise so ungemein schlicht und natürlich, daß man ihn gern begleitet, wohin er geht, und daß man ihm gern zuhört, wenn er erzählt. Er ist ein Mann, der sich nicht nur durch seine Kenntnisse, sondern auch durch seine Persönlichkeit auszeichnet.
Frankfurter Zeitung.
Wolf ist ein geborener Erzähler, der es versteht, seine Leser zu fesseln und zu unterhalten. Er ist ein Mann, der sich nicht nur durch seine Kenntnisse, sondern auch durch seine Persönlichkeit auszeichnet.
Leipziger Tageblatt

Weltausstellung Paris 1900: „GRAND PRIX“

Höchste Auszeichnung

CHOCOLAT
SUCHARD

Suchard-Spezialitäten:

Suchard's Cacao
Suchard's Schweizer-Alpen Milch-Chocolade
Suchard's Chocolat fondant
Suchard's Chocolade-Bonbons: Pralinés, Giandujas-Noisettes.
Suchard's Phantasie-Schachteln

Fest-Geschenke für Weihnachten und Neujahr

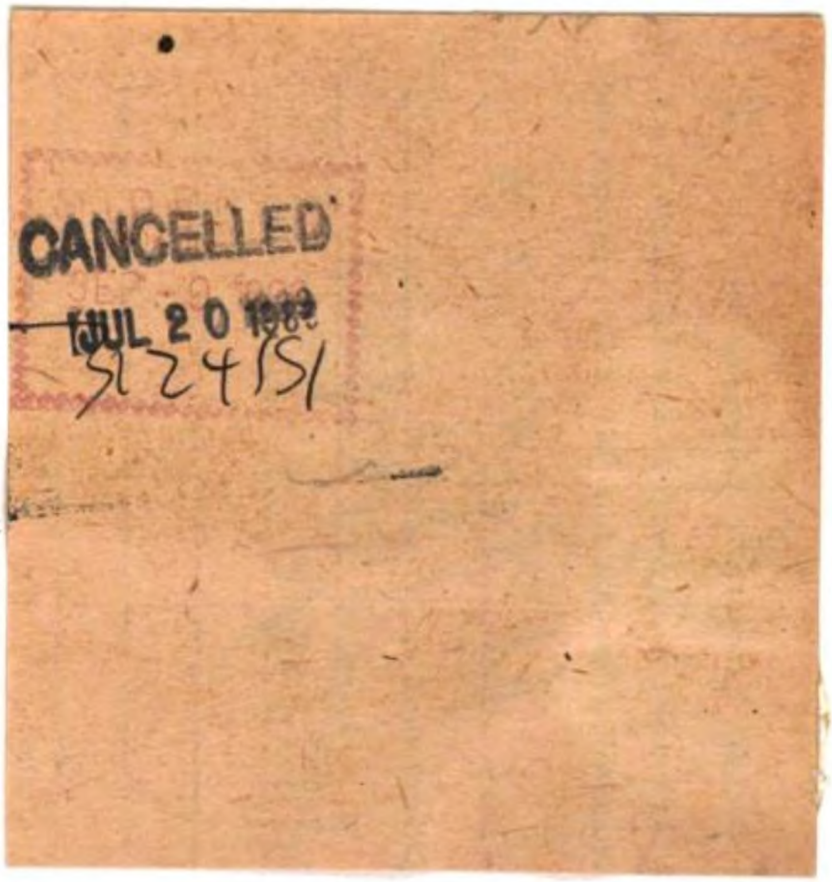
= Ueberall käuflich =

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlag

Diesem Hefte sind drei Prospekte beigegeben: von der Verlag mann in Leipzig, dem historischen Verlag Baumgärtel in Berlin u in Calw, die gefälliger Beachtung empfohlen werd

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

624 729